Afrika.

Der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit.

Afrika.

Der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit.

Von

Amand Freiherr v. Schweiger-Lerchenfeld.

Mit 300 Illustrationen und 18 Tafeln, enthaltend 50 Karten.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1886.

Druck von Friedrich Jasper in Wien

Vorwort.

Mit dem vorliegenden Werke wird dem Leser ein Buch dargeboten, welches die Summe alles Wissenswerten vom afrikanischen Continent enthält, und gleichzeitig in Form eines Compendiums weiteren Kreisen unsere Gesammtkenntniß von diesem Erdraume vermittelt. Ein solches Buch, das bisher fehlte, darf also zum mindesten auf den Beifall derjenigen rechnen, die außerhalb der Gilde der Geographen stehend, weder die Zeit, noch die Behelfe besitzen, aus den zahlreichen Special- und Reisewerken das Wissenswerte zu schöpfen. Wie schwer, umständlich und nach mancher Richtung nur mit Aufwand eines unbegrenzten Studieneifers eine derartige Art und Weise der Selbstbelehrung sein würde, wird niemand besser zu beurtheilen vermögen, als der Verfasser selbst, welcher den Inhalt ganzer Bibliotheken bewältigen mußte, um das ungeheure Material dem Leser in vorliegender Fassung bieten zu können.

Der Verfasser, dem es benommen war, in diesem Werke eigene Erfahrungen und Erlebnisse wirksam zu verwerten, hat es sich bei Schilderung jener afrikanischen Gebiete, welche durch den Islam mit der bedeutsamen Welt des moslimischen Orient verknüpft sind, gleichwohl angelegen sein lassen, den reichhaltigen ethnographischen Stoff so weit zu vertiefen und zu beleben, als es des Verfassers specielle Kenntnisse von orientalischen Dingen gestatteten. Aus diesem Grunde sind die Schilderungen über Aegypten, seine Städte und Landschaften, Denkmäler und Volkszustände, dann die Mittheilungen aus den islamitischen Ländern Nordafrikas, ziemlich ausführlich behandelt worden. Bei der Verfassung jener Abschnitte, welche die schwarzen Völkerschaften und ihre Heimsitze behandeln, war der Verfasser lediglich auf die vorhandene reiche Quellenliteratur und die einschlägigen Fachzeitschriften gewiesen, deren vielfältiger Inhalt sich fortgesetzt

vermehrt und erweitert. Es war daher nicht möglich, in den Mittheilungen mit den allerjüngsten Vorfallenheiten und Ereignissen Schritt zu halten. In dieser Richtung bringt jeder Tag Neues und Interessantes. Der bedeutende Aufwand an Forschungsarbeit macht unsere Kenntniß von Afrika zu einem fortgesetzt sich ändernden und wandelnden, oder ergänzenden Kaleidoskop von Wissen und Selbstbelehrung, das zu fixiren noch auf lange Zeitläufte hinaus nicht gelingen wird.

So aber, wie das vorliegende Werk sich gibt, möchte es sich für Viele als ein nützliches und brauchbares Nachschlagebuch erweisen, welches über die mannigfachen afrikanischen Dinge rasche und übersichtliche Orientirung gewährt. Die reiche Ausstattung des Werkes mit Illustrationen erhöht ganz unzweifelhaft dessen Wert als Haus- und Familienbuch. Eine ungleich wertvollere Zugabe aber dünken uns die zahlreichen, vorzüglich ausgeführten Karten, welche einen sehr schätzenswerten Orientirungsbehelf abgeben.

Der Verfasser.





Angreifende Zulus durchschwimmen einen Fluß.



Zur Entdeckungsgeschichte Afrikas.

(Als Einleitung.)

In den ältesten Nachrichten vom »Dunklen Erdtheil« spielt der Mythus die erste und einzige Rolle. Vorstellungen von unbetretbaren Räumen, wo alles Leben in infernalischer Hitze erstirbt, paaren sich mit fabelhaften Ausschmückungen von der Existenz seltsam organisirter Menschen, wie sie nachmals etwa die Verfasser von Ammenmärchen zum Hausgebrauche zurechtlegten. Mit diesen Vorstellungen verband sich eine unüberwindliche Scheu vor Untersuchungen und Forschungen an Ort und Stelle. So konnte ein Jahrtausend um das andere vergehen, ohne daß es gelang, die mythischen Schleier, die über dem merkwürdigen Continent lagerten, zu verscheuchen. Noch zu einer Zeit, wo Asien von kühnen Reisenden — z. B. arabischen Geographen — längst von einem Ende zum anderen durchwandert war, stellte man auf den zeitgenössischen

Karten Afrika als einen unförmlichen Landklotz dar und fabelte man von einer heißen Meeresregion, welche unbeschiffbar sei.

Die Errungenschaften des sogenannten »Zeitalters der Entdeckungen« an der Schwelle des Mittelalters und der Neuzeit, hatten nichts, oder äußerst wenig zur Erweiterung der Kenntniß des Innern von Afrika beigetragen. Dunkel, wie seine Völkerschaften, waren nach wie vor die Vorstellungen von der Natur und den Lebensverhältnissen auf dem ungeheueren Erdraume zwischen dem Palmengestade des Syrtenmeeres und jenem »Vorgebirge der Stürme«, das bereits die kalten Fluten der antarktischen Treibeismassen bespülen. Die Cultur hatte längst die Welt erobert, die Wissenschaft ihre Früchte in dunkle Schachte des Wissens und der Erkenntniß getragen: das afrikanische Räthsel blieb ungelöst. Es hatte den Anschein, als wäre mit dem Erbe der antiken Cultur auch das des afrikanischen Märchencyclus auf uns gekommen.... Unser Jahrhundert erst hat den Bann gebrochen und die Thore zu einem Geheimniß, das so alt wie die Menschengeschichte war, eingeschlagen. Nicht Amerika: Afrika sollte die »Neue Welt« genannt werden. Sie ist erst seit wenigen Jahren so weit durchforscht, daß wir eine Gesammtorientirung über diesen Erdtheil gewinnen können. Aber »weiße Flecke« auf der Karte dieses Erdtheiles gibt es noch immer, und in dieser Beziehung steht derselbe in gleicher Höhe mit den Polargebieten. Mit Ausnahme einzelner Gebiete von Inner-Australien, ist alles feste Land der Erde bekannt oder durchforscht.

Die Kenntnisse der Alten von Afrika beschränkten sich auf die Gebiete, welche dem allgemeinen Verkehre zugänglich waren, d. h. auf den Nordrand und die afrikanische Küste des Rothen Meeres. Der Umstand, daß die nördlichen Küsten des Dunklen Erdtheiles, im Vereine mit Theilen von Europa und Asien das Mittelmeerbecken begrenzen, brachte jene frühzeitig mit dem antiken Culturleben in Berührung. Schon die »Odyssee« wirft ihren ersten verklärenden Schimmer auf die afrikanischen Gestade. Als Odysseus das Cap Maleia, an der Südspitze von Lakonien umschifft hatte, wurde er vom Sturme nach der Küste des heutigen Tripolitanien verschlagen und kam so in das Land der Lotophagen. Es hatte seinen Namen von einer Frucht so wundersüß, daß Odysseus die Weinenden unter die Bänke binden mußte, um sie wieder fortzuschleppen. Dieses Land der »Lotosesser« ist die große Insel Meninx in der Syrtenbucht. Dort wächst

der Lotusbaum heute noch zahlreich und trägt seine rothgelben Aepfelchen von Gestalt und Geschmack veredelter Weißdornbeeren. Nach Herodot wäre auch der »Tritonsee« der Argonautensage in das nördliche Afrika zu verlegen und einige Geographen unserer Zeit glauben dessen Becken in der Depression der algerisch-tunisischen Shotts wiedererkannt zu haben.

Fast ebenso sagenhaft, aber gleichwohl durch reale Thatsachen begründet, muthen uns die afrikanischen Reisen des ältesten Seefahrervolkes der Welt, der Phönikier, an.... Wie die Dinge stehen, würde uns manche Abenteurerfahrt, manche Robinsonade aus jener grauen Vorzeit in Erstaunen setzen, wenn sie uns überliefert worden wären. An der Grenze jenes ältesten Culturlebens an den Gestaden des Mittelmeeres, verschwimmt ohnedies die Geschichte in undurchdringlichen Mythennebeln. Es ist demnach auch nicht daran zu denken, den verschollenen nautischen Großthaten der Phönikier, die unzweifelhaft geleistet wurden, auf die Spur zu kommen. Anhaltspunkte hiezu findet man in den vor dem Vergessen geretteten historischen Ueberlieferungen. So hatte der Pharao Necho phönikische Seefahrer dazu bestimmt, vom Rothen Meere aus Afrika umschiffen zu lassen. Diese unerschrockenen Oceanfahrer kamen durch die Säulen des Herkules wieder herein und versicherten, was dem Herodot noch unglaublich schien, sie hätten bei der Umschiffung Libyens die Sonne zur Rechten gehabt. Die Umschiffung des Dunklen Erdtheiles vor mehr als dritthalb Jahrtausenden ist unstreitig die großartigste Unternehmung zur See im Alterthum.

Für die Unternehmungslust der Phönikier waren die räumlichen Verhältnisse des Mittelmeeres kein Hinderniß. Im Gegentheile, sie mochten sie im Laufe der Zeit geradezu beengen. Es ist nämlich ein Irrthum, wenn man den antiken Seeverkehr im Verhältniß zu den heutigen Verkehrsmitteln zur See unterschätzt. Wenn es möglich war, wie Diodor (3, 34) versichert, aus dem Lande des Frostes an der Mäotischen See hinter der Krim in zehn Tagen mit einem Lastschiffe nach Rhodos zu gelangen und von hier in vier Tagen nach Alexandria, in zehn Tagen aber von Alexandria ins Land der Schwarzen nach Aethiopien (d. i. in 24 Tagen von einem Ende der Welt bis ans andere), so ist das eine Schnelligkeit, die durch heutige Mittel — was die angedeutete Distanz anbetrifft: von Cherson bis etwa zum ersten Nilkatarakt — kaum überboten werden kann. Unzweifelhaft bestand zur Zeit der Phönikier ein Seehandelsweg vom Rothen

Meere bis zur Ostküste von Aequatorial-Afrika. Erst infolge der Zerstörung von Tyrus durch Alexander scheint jener Seehandelsweg verloren gegangen zu sein.

An der Nordküste von Afrika sind uns greifbare Erinnerungen an den Unternehmungsgeist der Phönikier geblieben. Als sie westwärts das ganze Mittelmeer durchschifft hatten, gründeten sie auf der europäischen Seite der »Säulen des Herkules« eine Stadt, Gadeira (Gades, das heutige Cadix) mit Namen. Dies geschah wenige Jahre vor der Gründung von Utica (Ytica), also ungefähr um 1100 v. Chr. Gades bewahrte die Gebeine jenes älteren Colonienführers, des phönikischen Herkules, der dort gestorben. (Mela, III, 6. Sallust, »Jugurtha«, Cap. 18.) In seinem uralten Tempel sah man einen goldenen Olivenbaum mit smaragdenen Früchten, eine reiche Probe phönikischer Kunst aus ältester Zeit. Mit der Gründung von Gadeira hatten die Phönikier in Spanien, das sie Tartessus nannten (Tarsis in der Bibel), festen Fuß gefaßt, und bezogen von dort durch Jahrhunderte reiche Metallschätze. Wichtiger ist für uns, zu erfahren, daß die Lage von Gadeira die kühnen Seefahrer zu Unternehmungen außerhalb der Herkulessäulen verlockte. Sie drangen südwärts, längs der marokkanischen Küste vor und gründeten mit der Zeit mehrere hundert Colonien. Die berühmteste war die Stadt Lix, deren Gründungszeit noch über jene von Gadeira hinaufreichen soll. Der Afrikareisende Heinrich Barth erzählt, daß die Trümmerstätte des alten Melkarth-Tempels noch zu sehen ist. Alle diese Colonien waren tyrische Gründungen. Sie scheinen mit der Zeit allmählich eingegangen zu sein, da sie im V. Jahrhundert von Karthago aus wieder belebt wurden.

Karthago selber wurde im Jahre 816 v. Chr. von Tyriern an die Stelle einer älteren sidonischen Colonie gegründet. Von hier aus hatten die ersteren ganz Nordafrika besetzt. Die wichtigsten Schöpfungen waren Utica auf dem Platze, wo noch dermalen Ruinen angetroffen werden, und Hippo, das dort lag, wo sich heute der arg verseichtete, aber prachtvolle Naturhafen von Biserta befindet. Man begnügte sich indessen nicht nur mit der Anlage von Colonien an der numidischen und mauretanischen Küste. Auch an der Syrtenküste wurden bedeutende Coloniestädte ins Leben gerufen; so das glänzende Groß-Leptis, dessen mächtige Quadermauern in ansehnlichen Resten noch erhalten sind. Von allen diesen Küstenpunkten ging der phönikische Handel ins Innere des Dunklen Erdtheiles, doch besorgten die Fremden diesen Handel nicht. Er lag vielmehr

in den Händen der Eingeborenen, welche als Makler den Handel vermittelten, eine Einrichtung, die sich fast an allen afrikanischen Küsten bis auf den Tag erhalten hat. Die Phönikier waren für den Landverkehr überhaupt nicht geeignet. Sie waren eine seefahrende Nation und ihre Macht lag in den unzähligen Galeeren und ihrem Gelde, mit welchem sie fremde Heere zu ihren Diensten ausrüsteten. Ihre Macht war die geistige Superiorität und das Capital; eine Grundbedingung ihrer Existenz war, eingedenk der numerischen Minderzahl, die strenge Conservirung ihrer eigenartigen Cultur und ihrer ethnischen Individualität. Inmitten fremder Völkerschaften, die an Individuenzahl den Phönikiern weit überlegen waren, wohnend und arbeitend, würden diese unzweifelhaft eine ethnische Umwandlung erfahren haben, wenn sie sich mit den Autochthonen alliirt, vermischt, die Cultur in das Innere des Continents getragen und dort mit der Zeit eine Mischrasse hervorgebracht hätten.

Im Innern von Nordafrika müssen die Lebensbedingungen, wie es in der Natur der Sache liegt, auch in jener fernabliegenden Zeit dieselben gewesen sein, wie heute. Die Wüstennatur hatte den Wandertrieb zur Lebensbedingung gemacht, das Oasenleben den Karawanenverkehr geschaffen. Wohl läßt sich annehmen, daß die seßhafte Bevölkerung der Oasen an diesem Wanderleben keinen Antheil hatte. Aber zwischen den einzelnen Oasen hat unzweifelhaft in aller Zeit lebhafter Verkehr bestanden, und das Mittel dieses Verkehres war die Karawane, wie sie es heute ist. Sie hat sicher derjenigen in ältester Zeit auf ein Haar geglichen. Nur der Wüstenbewohner ist im Stande den Schrecken der unendlichen Einöden, dem Sonnenbrande, dem Hunger und Durst zu trotzen; nur sie konnten und können alle Pfade wissen, welche sie einzuschlagen haben. Da die Sahara selbst kein Handelsgebiet ist, sondern nur eine Durchzugszone für den Verkehr zwischen dem Sudan und der Mittelmeerküste, kann man sich auch den älteren und ältesten Verkehr nicht anders denken, als zwischen jenen zwei Gebieten. Die schwarzen Ruderslaven, mit denen die Karthager ihre Galeeren bemannten, konnten sie nur aus dem Sudan bezogen haben, und wer sie ihnen zugeführt hat, waren die einheimischen Händler. Die Karawanen standen im Dienste der Phönikier, aber diese selber setzten nie den Fuß in das Innere des Landes. Sie hatten dies einfach nicht nöthig. Dadurch aber blieben sie isolirt und ihr cultureller Einfluß war gleich Null. Wenige Meilen südlich der phönikischen Factoreien nahm die Barbarei ihren Anfang.

Ueber die Art des Tauschhandels an der Westküste von Afrika, und wahrscheinlich überall dort, wo die Phönikier zwar keine Colonien besaßen, aber gleichwohl im lebhaften Verkehr mit den Eingeborenen standen, gibt Herodot Auskunft. Die Art des Verkehres war der sogenannte »Stumme Tauschhandel«. Erreichte nämlich eine phönikische Handelsflotille den betreffenden Küstenstrich, mit welchem sie in Verbindung stand, dann ging sie vor Anker. Die Waren wurden an geeigneter Stelle ausgebreitet, ohne daß sich bei dieser Manipulation auch nur ein einziger Eingeborener blicken ließ. War alles wohlgeschichtet und wohlgeordnet, dann verfügten sich die Phönikier wieder auf ihr Schiff. Jetzt erst kamen die einheimischen Händler heran, besichtigten die Waren und legten neben jede Gold in entsprechender Menge als Kaufpreis. Waren und Gold aber blieben liegen, um einer zweiten Besichtigung seitens der Phönikier unterzogen zu werden. Die Eingeborenen hatten sich unterdessen wieder zurückgezogen. Waren die ersteren mit dem angebotenen Golde zufrieden, so nahmen sie es zu sich, ließen ihre eigenen Waren zurück, gingen dann zu Schiff und segelten ab. Im Gegenfalle, d. h. wenn den Händlern der Kaufpreis zu gering dünkte, gingen sie, ohne es zu berühren, abermals an Bord ihrer Fahrzeuge. Das war für die wiederkehrenden Lybier das Zeichen, daß das Geschäft noch nicht abgeschlossen, die Menge des eingebrachten Goldes als zu gering angesehen wurde. Dieser zeitraubende und umständliche Vorgang wiederholte sich so oft, bis ein Einverständniß erzielt wurde.... Stummer Tauschhandel wurde von den Portugiesen in den Negerländern noch bis in die Mitte des XV. Jahrhunderts getrieben, ein Beweis, wie langlebig sich uralte Gewohnheiten und Einrichtungen auf afrikanischem Boden erweisen.

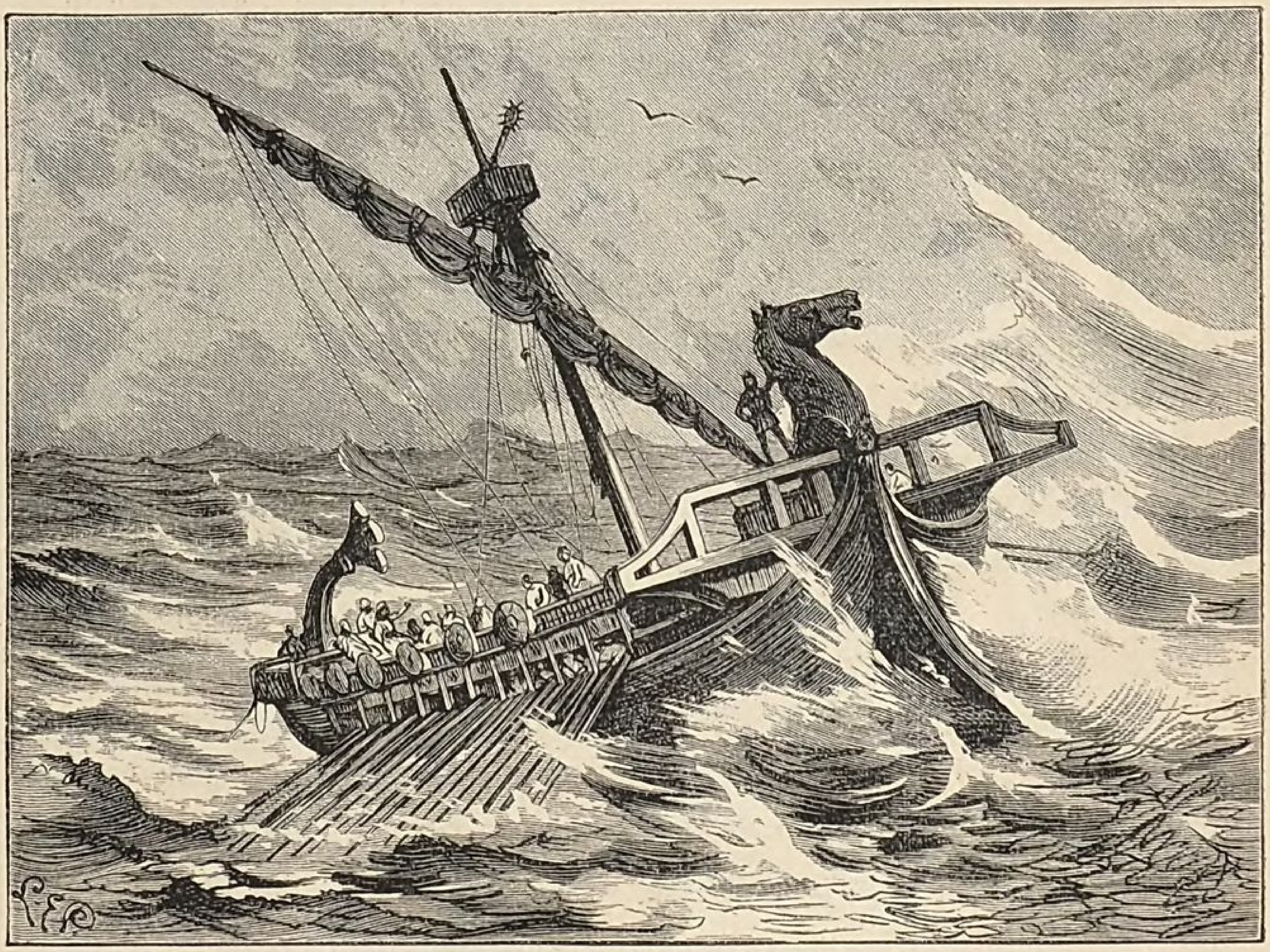
Auch über die Richtung und den Verlauf einzelner Karawanenwege müssen die Phönikier ausführlich Kunde besessen haben. Wenigstens beschreibt Herodot die große Handelsstraße von Karthago durch das nördliche Saharagebiet bis Aegypten. Manches topographische Detail läßt unschwer errathen, welche Localität damit gemeint sei. Eine der bei Herodot genannten Raststationen im östlichen Tripolitanien, Augila, hat sogar ihren Namen bis auf den Tag erhalten (Audschila, auf dem Wege von Benghasi nach Siuah und Kairo). Auf Herodots Erdkarte ist der Ort freilich falsch fixirt, denn er liegt weit ab von Kyrene (bei Benghasi) und fast an der Stelle des heutigen Murzuk. Im Bereiche von

Augila siedelt das Volk der Garamanten, ein Riesenvolk, das dem Ackerbau der Viehzucht und Jagd obliegt. Nördlich hiervon verlegt Herodot die Heimsitze der Nasamoner (im westlichen Tripolitanien und Tunis) und die Adyrmachiden (im östlichen Tripolitanien), nördlich des Atlasgebirges die Gyzanten, südlich desselben die Ataranten oder Atlanten. Die Angaben über die letzteren sind leider nichts weiter als abgeschmackte Fabeln.

Wie bedeutend bereits ein halbes Jahrtausend vor Christo der Verkehr an der Westküste von Afrika (Marokko) gewesen sein muß, geht aus der großen Zahl von dortselbst bestandenen phönikischen Colonien und Factoreien hervor. Tyrus allein soll deren dreihundert besessen haben. Daß phönikische Schiffe auch noch weiter westwärts den Atlantischen Ocean beschifft haben, ist unzweifelhaft. Auch mag der Zufall mitunter die Rolle des Entdeckers übernommen haben. Die Unkenntniß von den Gesetzen der atmosphärischen Strömungen (Passate) war ja bekanntlich zwei Jahrtausende später die Ursache, daß der portugiesische Seefahrer Cabral, der Afrika hätte umschiffen sollen, nach der Küste von — Brasilien verschlagen wurde. Was den Nautikern der Neuzeit passirte, dürfen wir bei den Alten keineswegs als ausgeschlossen annehmen. Die phönikische Fabel von den »Inseln der Seligen«, welche in den Bereich des »Abendmeeres«, in das alltäglich der phönikische Sonnengott zur Ruhe ging, verlegt wurden, hat ganz gewiß eine reale Grundlage. Es mögen damit die canarischen Inseln gemeint gewesen sein. Sie liegen in verhältnißmäßig so unbedeutender Entfernung von der afrikanischen Festlandküste, daß gar nicht daran zu zweifeln ist, die Phönikier hätten sie gekannt und öfter besucht. Auch Madeira gehört noch mit in den Bereich solcher phönikischer Recognoscirungsfahrten im Atlantischen Ocean.

Von einer solchen Expedition haben wir übrigens bestimmte Kunde. Es ist dies die in gewisser Richtung berühmte, in ihren Einzelheiten aber nicht sehr verläßliche Afrikafahrt des karthagischen Seefahrers Hanno, der um die Mitte des VI. Jahrhunderts, also hundert Jahre vor der Blüteepoche der tyrischen Colonien an der Westküste von Afrika, lebte. Sein Reisebericht ist in griechischer Sprache vollständig erhalten. Er gibt Spielraum zu den mannigfachsten geographischen und topographischen Auslegungen, obwohl wir solcher Deutelei nicht allzu große Wichtigkeit beimessen möchten. Von Belang ist eine Distanzangabe Hannos in Bezug auf die von ihm entdeckte Insel Cerne. Er sagt, sie liege

von den Säulen des Herkules genau so weit, wie Karthago von diesen. Dies entspricht genau der Lage der canarischen Inseln, so daß man für »Cerne« etwa Canaria annehmen könnte. Bevor diese Insel erreicht wurde, gelangte die Expedition zur Mündung eines größeren Flusses — des Lixos — dessen Oberlauf sich in einem »bergigen, thierreichen Lande« befindet. Setzen wir für Lixos den Segu, für das Bergland den Atlas, so wären einige glaubwürdige



Phönikisches Handelsschiff (1000 v. Chr.).

Anhaltspunkte im Itinerar des Hanno gewonnen. Von Cerne ging die Reise zwölf Tage bis zum »Lande der Aethiopier«. Man mag darunter Senegambien mit seiner schwarzen Bevölkerung verstehen, umsomehr, als die Seereisenden kurz vorher einen großen Fluß, »voll von Krokodilen und Flußpferden« befahren hatten, worunter vielleicht einer der senegambischen Ströme zu verstehen ist. Nach vier Tagereisen gelangte Hanno zu einem gewaltigen Vulcan (»ein sehr hohes Feuer, das bis an die Sterne zu reichen schien«), den einige Ausleger mit dem Pic von Teneriffa identificiren. Das ist kaum möglich, wenn man die Ent=

fernungen in Tagreisen in Hannos Itinerar in Betracht zieht. Da der Reisebericht ausdrücklich von dem »heißen Lande Thymiamata« spricht, an welchem die Expedition vorbeisegelte, und gleich hierauf von einem großen Meerbusen die Rede ist, so könnte man an den Golf von Guinea und an die Vulcanregion von Kamerun (4000 Meter hoch) und die Inseln in dem genannten Golfe denken. Der Berg führt bei Hanno den Namen »Götterwagen«. Von dem



Numidier aus der Zeit Hannibals (220 v. Chr.).

großen Golfe aus ging es noch bis zum Südhorn, wo die Expedition kehrt machte, denn »weiter konnten wir nicht und kehrten zurück«.

Mag es sich mit dem Hanno'schen Itinerar wie immer verhalten, sicher ist, daß die Phönikier um die Mitte des VI. Jahrhunderts v. Chr. die westafrikanischen Küsten in bedeutender Länge beschifft hatten und damals im Begriffe waren, eine Reiseroute einzuschlagen, die kaum fünfzig Jahre vorher, die Expedition, die der Pharao Necho vom Rothen Meere ausgesendet hatte, in verkehrter Richtung unzweifelhaft eingeschlagen und glücklich beendet hatte.

Zur Erweiterung der Kenntniß von afrikanischen Verhältnissen haben diese Reisen freilich so viel wie gar nichts beigetragen. Hannos Reisebericht ist in seinen Einzelheiten unsinnig und mit allerhand fabelhaften Dingen ausgeschmückt. Es darf freilich nicht übersehen werden, daß die Phönikier auch die Mittelmeergegenden mit allerlei Fabeln ausschmückten. So ist es beispielsweise leicht nachweisbar, daß viele der Schauererzählungen, welche die »Odyssee« enthält, phönikischen Ursprunges sind, wie die Insel des Aeolos, die Irrfelsen, Scylla und Charybdis u. s. w. Die Phönikier hatten offenbar diese Sagen ausgebildet, um die übrige Welt in heilsamem Schrecken zu halten. Wer es dennoch wagte, ihren Handelswegen zu folgen, der lief Gefahr, nicht sowohl der Charybdis, als der Phönikier wegen, nicht mehr heimzukommen. Denn es wäre völlig räthselhaft, wie sonst die verschiedenen phönikischen Reisenden, die ihrerzeit bis ans Ende der damals bekannten Welt vordrangen und Länder und Völker in ihren natürlichen Verhältnissen kennen lernten, beiden einen übernatürlichen, fabelhaften Anstrich geben konnten.

Der afrikanische Boden bleibt auch nach dem Verschwinden der Phönikier von der Schaubühne fortgesetzt der Schauplatz großer Unternehmungen. Den nächsten Anlaß hiezu bot der römisch-punische Hader. Hannibal hatte punische Kriegsvölker nach Spanien und weiter über die Alpen nach Italien geführt. Afrikanische Elephanten und schwarze Numidier stiegen über den kleinen Bernhard. Letztere trugen Löwen- und Tigerfelle und waren mit Lanzen bewaffnet. Eine ähnliche Invasion erlebte man erst ein Jahrtausend später wieder, als die Araber die Straße von Gibraltar überschritten und über die Pyrenäen in Südfrankreich einfielen.... Auf afrikanischem Boden aber fiel die große Entscheidung, ob Europa römisch oder phönikisch werden sollte. Als Karthago untergegangen war, konnte von einem weiteren Bestand der phönikischen Colonien an den afrikanischen Küsten nicht mehr die Rede sein. Von den Säulen des Herkules bis zum Nildelta herrschte nun die lateinische Rasse, welche zuerst Numidien und drei Jahre darauf Mauretanien unter ihr Joch zwang.

Rom war bekanntlich niemals eine bedeutende Seemacht. Man hört demgemäß auch nichts über größere Seeexpeditionen längs den afrikanischen Küsten. Dagegen mögen römische Heeressäulen tiefer in das Innere des Dunklen Erdtheiles eingedrungen sein, als es jemals mit phönikischen Handelspionnieren der

Fall gewesen. Man hat Reste von römischen Castellen tief im tripolitanischen Hinterlande (in der »Hammadah«) gefunden, und an der Westküste waren an der Stelle der tyrischen Factoreien befestigte Posten getreten. Die atlantische Küste Afrikas bildete nun keine Zone von Handelsniederlassungen mehr, sondern eine — strategische Basis. Ihr einer Flügelpunkt war Tanger, das wichtigste Bollwerk im römisch gewordenen Mauretanien. An Kriegszügen in das Innere hat es nicht gefehlt. Die Erdkunde ging aber durch sie leer aus, denn die römischen Generale schrieben keine Reiseberichte, sondern militärische Rapporte.

Auf die Römer kamen die Vandalen. Wir wissen wenig über ihren Aufenthalt in Nordafrika. Ihr Auftreten läßt sich daher auch gar nicht in den Rahmen einer »Entdeckungsgeschichte« einfügen und müßte überhaupt übergangen werden, wenn diese germanische Völkerflut nicht von der größten ethnologischen Bedeutung wäre. Da die Vandalen den Dunklen Erdtheil nicht wieder verlassen hatten, müssen sie im Laufe der Zeit in der einheimischen Bevölkerung aufgegangen sein, d. h. mit ihr eine Mischrasse gebildet haben. Man hat die Reste des Vandalenthums in einzelnen Berberstämmen des afrikanischen Nordens wieder erkennen wollen und namentlich den Stamm des marokkanischen Rif-Gebirges für solche erklärt. Da die Vandalen von den byzantinischen Occupationstruppen in die Gebirge versprengt wurden, hat jene Annahme unleugbar etwas für sich, und dürfen wir auch für die algerischen Kabylen berberisch-germanische Blutmischung annehmen.

In dem, auf die Vandalen-Invasion folgenden halben Jahrtausend ist Nordafrika abermals der Schauplatz tiefgreifender Umwälzungen. Die mächtige Triebkraft des Islams drängte bereits zur Zeit des medinesischen Khalifats über die engeren heimatlichen Schranken hinaus. Unter dem Khalifen Omar kamen die ersten Araberschaaren nach Afrika. Sein Feldherr Am'r rückte in Aegypten ein und gab der schwachen byzantinischen Herrschaft den Todesstoß. Von da züngelte die neue Lehre weiter und ergriff nach und nach den ganzen Nordrand von Afrika, ohne daß das Araberthum selber Raum gewonnen hätte. Dies traf erst mehrere Jahrhunderte später ein, als unter dem fatimidischen Khalifen Mostansir die am Nilufer angesammelten Beduinenhorden die Erlaubniß erhielten, in die damals noch reich bevölkerten und blühenden Länder Nordafrikas einzubrechen. Aus dem Raubzuge wurde eine Völkerwanderung. Die

Araber überschwemmten die neu eroberten Gebiete und bildeten speciell im äußersten Westen mit den einheimischen Berbern eine Mischrasse, die Mauren. Sie hatten das Wunder bewirkt, daß noch einmal seit dem Verschwinden der altägyptischen Culturwelt, der schwarze Erdtheil die Wiege eines Culturlebens wurde, dem gegenüber das ganze christliche Abendland sich als eine fast barbarische Welt ausnahm.

Der Islam war unstreitig der größte Pionnier in der Entdeckungsgeschichte Afrikas. Er hat uns aber leider seine Errungenschaften nicht vermittelt. Wohin weder der phönikische Merkurstab, noch das Schwert Roms drang, eilt der Koran siegesbewußt von Etape zu Etape. Für die barbarischen, meist in finsterem Heidenthum versunkenen nordafrikanischen Völker bedeutete diese neue, religiöse und militärische Invasion den Wendepunkt eines neuen Lebens. Zwar hat die arabisch-maurische Cultur keinen Antheil an diesem Siegeszuge, denn sie war längst im Niedergange, als die Prophetenlehre ihr Banner in der Sahara und im Sudan aufpflanzte. Daß sie aber gleichwohl bei Neuordnung der Dinge ein relativ nicht gering anzuschlagender Gewinn war, erkennt man am besten, wenn man die moslimischen Afrikaner mit den heidnischen in eine Parallele stellt. Der Abstand zwischen einem Cannibalen-Häuptling des mittleren Congogebietes von einem Scheich Omar von Bornu, oder von einem Mohammed Achmed von El Obeid ist gewiß bedeutend größer, als jener zwischen den genannten und den vielen moslimischen Fürsten, welche sich von den Segnungen der modernen Civilisation beeinflussen ließen, französische Conversation führen und mit Lackstiefletten das Pariser Boulevardpflaster treten. Unter dem Zeichen des Islams hat die schwarze Rasse manchen großen Krieger hervorgebracht. Sie erschienen wie Meteore, und verschwanden wie diese, indem sie einen düsteren Feuerschein zurückließen. Es war der kriegerische — um nicht zu sagen: zerstörende — Geist des Islams, der hierbei zur Geltung kam.

Wir haben gleich ein Beispiel bei der Hand. In Timbuktu, der märchenhaften »Wunderstadt des Sudan«, die heute nach den Versicherungen ihres letzten Besuchers Oscar Lenz ein unansehnliches Gerümpel ist, herrschte vor etwa vier Jahrhunderten die mohammedanische »Dynastie« der Sonni. Ihr glänzendster Repräsentant war Hadsch Mohammed Askia, König des Sonhay-Reiches am mittleren Niger — der »Napoleon des Sudan«, wie man ihn nennen

möchte. Zahllos sind die Kriege, die er geführt, ungeheuer die Eroberungen, die er gemacht. Er dehnte, nachdem er im Jahre der Entdeckung Amerikas (1492) den Thron bestiegen, die Grenzen seines Reiches von Timbuktu bis zur Westküste und zu den südlichen Atlasthälern aus — quer über die ganze Breite des Saharagebietes hinweg — so daß er über ein Reich gebot, dessen Umfang demjenigen von Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich und Spanien zusammengenommen gleichkam. Die Kriegszüge König Askias lassen sich also mindestens im räumlichen Sinne mit denjenigen des großen Corsen in gleiche Linie stellen. Da aber die wilden Berberstämme der Sahara — die Tuaregs — zu den kriegerischsten Stämmen des Dunklen Erdtheiles zählen, müssen auch die militärischen Potenzen der schwarzen Regimenter und Armeecorps Mohammed Askias keine gewöhnlichen gewesen sein. Die Tuaregs waren nämlich die Feinde des Sonhay-Reiches, und ihre Besiegung in den unermeßlichen Wüstengebieten der westlichen Sahara gewiß kein Kinderspiel. Das Alles erfahren wir aus der unschätzbaren Chronik des Sudan, welche einen gewissen Achmed Baba zum Verfasser hat....

Mit dieser Mittheilung sind wir unserem Gegenstande weit vorausgeeilt. Wir müssen noch jener hervorragenden mohammedanischen (arabischen) Geographen gedenken, welche vom IX. Jahrhunderte an bis in des XV. hinein durch ihre Studien und Reisen sich namhafte Verdienste um die Kenntniß der Erde erworben haben, wenn auch zugegeben werden muß, daß der Dunkle Erdtheil nur wenig an diesen Errungenschaften betheiligt war. Der Geograph Chordadbeh (Mitte des IX. Jahrhunderts) erwähnt in seinem »Straßenbuche« nur der Karawanenroute von Tandjer nach Aegypten. Er selber scheint keine nennenswerte Reise unternommen zu haben. Anders Massudi († 986), der die Ostküste von Afrika aus eigener Anschauung kannte und unter anderem Zanguebar (Zanzibar) nennt. Sein Werk, welches den orientalisch-überschwänglichen Titel »Goldene Wiesen und Edelsteingruben« führt, ist noch sehr von fabelhaften Mittheilungen durchrankt. Dagegen ist auffallend, daß Massudi den Nil aus einem See entströmen läßt, der in einer Region liegt, »wo die Tage und Nächte das ganze Jahr hindurch gleich sind«. Das beweist, daß schon vor Ablauf des ersten Jahrtausends die wahre Lage der sogenannten Nilquelle bekannt war, es aber gleichwohl eines Zeitraumes von fast neun Jahrhunderten bedurfte, bis europäische Reisende die alte Wahrheit durch persönliche Wahrnehmung bestätigten. Damit aber auch

dem Richtigen der fabelhafte Beigeschmack nicht fehle, läßt Massudi aus dem Quellsee des Nils noch zwei andere Flüsse entströmen: den Niger westwärts und einen anderen Strom ostwärts. Letzterer ergießt sich in das Meer von Zendsch, d. h. Zanzibar.

Wertvoller als Massudi's Erdbeschreibung in Bezug auf Afrika ist jene des Aleppiners Ibn al Wardi (1230), welcher sich eingehend mit Afrika beschäftigt. Auch bei ihm entspringt der Nil im Herzen des Dunklen Erdtheils und fließt der Niger westwärts in den Atlantischen Ocean. Von den Küstenumrissen des Continentes hatte indes auch dieser Geograph ganz irrige Vorstellungen. Auf Ibn al Wardi's Karte präsentirt sich Afrika als ein verschobenes Viereck, das mit einer Spitze weit nach Osten hinausgreift, eine Darstellung, die sich übrigens auf allen arabischen Karten des Mittelalters wiederholt. Statt nach Süden und Südwesten verläuft die Ostküste Afrikas nach — Osten. Sie gibt sich gewissermaßen als eine übertriebene Verlängerung des Somalilandes. Bei Edrisi (um 1150) erstreckt sich diese Ostrichtung der Küste über den äußersten Ostpunkt von Asien hinaus. Sie läuft parallel zu der gleichfalls als geradlinig verlaufend gedachten Südküste von Asien. Die ostafrikanischen Gebiete von Zanzibar, Zofala u. s. w. liegen also Asien gegenüber, d. h. am Nordende der Osthälfte von Afrika. Ueber die Meerenge von Mosambique sind arabische Reisende und Händler aus althergebrachter Scheu vor dem »unbeschiffbaren« Südmeere (nach ptolemäischer Anschauung) nur selten hinausgekommen, obwohl zu Zeiten mit Ostafrika ein lebhafter Verkehr durch das Rothe Meer unterhalten wurde.

Auffallend richtig in Bezug auf die geographische Lage, aber übertrieben durch phantastische Zugaben, ist auf Edrisis Erdansicht der Ursprung des Nils angegeben. Es sind drei Seen, welche alle jenseits des Aequators liegen. Die beiden südlichen Seen sind durch je drei Quellflüsse mit dem dritten, nördlichen, verbunden. In die beiden ersteren ergießen sich aber je fünf Quellarme, die vom Mondgebirge herabkommen. . . .

Es war erst der neuesten Zeit vorbehalten, die Existenz mehrerer Seen im Aequatorialbereiche des Nil festzustellen und deren Lage zu einander zu bestimmen. Ihr Zusammenhang mit dem Nil erstreckt sich freilich nur auf zwei dieser Seen, den Ukerewe und Mwutan. Ein drittes westlich des Ukerewe gelegenes Becken — der Muta-Nzige — der gleichfalls hart

unterm Aequator liegt, hat erst in den letzten Jahren Stanley als erster Europäer besucht.

Wir sehen also mit der Erweiterung der Herrschaft des Islams eine wachsende Kenntniß von einzelnen Gebieten des Dunklen Erdtheiles Hand in Hand gehen, wenn auch die Details jener Kenntniß meist auf falscher topographischer Grundlage aufgebaut sind. Vor Gebrauch des Seecompasses war nicht daran zu denken, den richtigen Verlauf der Küsten festzustellen. Besser war es mit den Landreisen bestellt, was erklärlich ist, wenn man bedenkt, daß die arabischen Geographen vorwiegend Gebiete besuchten, in welchen der Islam herrschte, daß diese Reisenden hochangesehene Gelehrte waren, und der Koran überdies geographische Studien als verdienstlich preist. Diesen Vorbedingungen verdankte ein arabischer Geograph seine ungeheueren Erfolge, wie sie seitdem ein einzelner Reisender nicht wieder errungen hat. Es ist dies der Maure Ibn Batuta, ein geborener Tangerite, der innerhalb dreißig Jahren (1324—1354) die Welt von einem Ende zum andern: von der Straße von Gibraltar bis China, vom Kiptschakenreich in Südrußland bis Timbuktu am Niger, durchstreifte. Erwägt man, daß in jener Zeit Reisen fast nur zu Fuß oder zu Pferde und höchst selten zur See durchgeführt wurden, so dürfen uns unsere modernen Reiseleistungen, mit Zuhilfenahme von Postdampfern und Courierzügen nicht allzu stolz machen. Die Entfernungen, welche Ibn Batuta in drei Welttheilen zurücklegte, sind von keinem Reisenden mehr bis auf den Tag bewältigt worden. Man wird dermalen schon berühmt, wenn man die Sahara oder das chinesische Reich durchquert oder eine Forschungsreise nach Centralasien unternommen hat.

In Bezug auf die entlegeneren Küsten von Afrika war die Forscherthätigkeit arabischer Reisender gering. Dennoch steht fest, daß arabische Händler frühzeitig die afrikanische Ostküste bis über die Straße von Mosambique hinaus befuhren, Handelscolonien gründeten und höchstwahrscheinlich — auf der Suche nach Gold und Sclaven — auch in das Innere des Continentes eindrangen. Daß gerade in arabischen Quellen oft fabelhafte Dinge in Bezug auf jene Gegenden vorgebracht werden, bestärkt noch die Vermuthung — so widersinnig dies obenhin betrachtet klingen mag — daß der arabische Handel mit Ostafrika ein sehr reger war. Die Versicherungen, welche die Araber europäischen Reisenden

gegenüber machten, es wäre am Aequator so heiß, daß das Meer sich in kochendem Zustande befinde und unbeschiffbar sei, erweckt den Verdacht, die arabischen Kaufleute hätten dieses Märchen deshalb in die Welt gesetzt, um fremde Besucher abzuschrecken. Wir kennen solche Praktiken von den Phönikiern her.

So lange die Schiffahrt in ihren primitiven Verhältnissen blieb, war nicht daran zu denken, in der Erforschung des Dunklen Erdtheiles — namentlich



Albuquerque — Heinrich der Seefahrer — Vasco da Gama.

der südlichen Hälfte — irgend eine epochale That zu vollführen. Die Seefahrer des Mittelalters empfanden ein Grauen vor dem offenen Weltmeere; sie mieden die hohe See, scheuten die Oceanfahrt. Auch die ersten Fahrten der Portugiesen, welche sich nachmals so große Verdienste, sowohl in Bezug auf die Entdeckungsgeschichte des Dunklen Erdtheiles, als in geographischer und welthandelspolitischer Hinsicht, erwarben, waren nur solche Küstenfahrten längs dem Nordwestrande von Afrika. Als Vorläufer aller in nächster Zeit gelösten Probleme der oceanischen Schiffahrt müssen die Italiener gelten. Die »Seerepubliken« Venedig, Genua



Maxorata, König der Canarischen Insel Fortaventura (1405 v. Chr. — s. S. 19).

und Pisa hatte ein reges Leben zur See großgezogen. Kein Wunder also, daß italienische Seefahrer bald das engere Gebiet ihrer Thätigkeit — das Mittelmeer — verließen und den Ocean aufsuchten. Schon in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts waren die genuesischen Brüder Vivaldi in den Atlantischen Ocean hinausgesteuert, mit der Absicht, Afrika zu umschiffen und einen neuen Seeweg nach Indien zu entdecken. Bald hierauf gelangten italienische Seefahrer nach den Canarischen Inseln, welche seit phönikischer Zeit wieder verschollen gewesen waren. Man nannte sie nun nicht mehr die »glücklichen«, sondern die »wiedergefundenen« Inseln.

Gleichwohl fällt diesen und anderen Fahrten nur die Bedeutung unwesentlicher Episoden zu. Von den gemachten Entdeckungen wurde augenscheinlich kein Gebrauch gemacht. So erklärt sich denn auch die Abenteurerfahrt des normannischen Ritters Jean de Bethencourt, welcher im Jahre 1404 eine Expedition nach den Canarischen Inseln unternahm und sich auf dem Eilande Lanzerote festsetzte. Die Insulaner (die Guanchen, ein Volk berberischer Abstammung) setzten den Fremden Widerstand entgegen und es gab durch Jahre blutige Kämpfe. Einzelne Stämme, welche der Uebermacht weichen mußten, unterwarfen sich und traten mit ihren Königen zum Christenthum über. So Maxorata, König auf der Insel Fortaventura.

Unterdessen hatten die Portugiesen in dem benachbarten Gebiete von Marokko sich zu schaffen gemacht. Kriegerische Zwischenfälle brachten jene in Berührung mit dem bis hart an die europäische Küste herantretenden nordwestlichsten Theil von Afrika. Im Jahre 1415 eroberte König Johann I. von Portugal eines der marokkanischen Bollwerke Ceuta, und ein Invasionsheer durchzog das feindliche Land bis zum Segueflusse. Ein Sohn dieses Königs war jener Prinz Heinrich, der späterhin wegen seiner glücklichen Unternehmungen zur See den Beinamen »der Seefahrer« sich erwarb. Er hatte sich von allen Regierungsgeschäften in die einsame Seewarte Vagres unweit des Caps St. Vincent zurückgezogen, um seinen bedeutungsvollen Plänen ungestört leben zu können. Schon dreizehn Jahre vorher (1421) hatten über des Prinzen Anregung portugiesische Schiffer das Cap Bojador (südlich des Cap Nun, der Südwestecke von Marokko), über das hinaus sich nie zuvor Jemand gewagt hatte, umschifft. Portugiesische Geschwader erschienen nun bald im Golfe von Guinea, und 1445 gelangte der

venezianische Patrizier Aloiso de Cadamosto, der im Auftrage des Prinzen Heinrich eine größere Expedition angetreten hatte, bis zum Aequator. Die nächste portugiesische Großthat zur See war die Entdeckung der Congomündung durch Diego Cam (oder Cão) im Jahre 1484. In seiner Gesellschaft befand sich der Nürnberger Mathematiker Martin Behaim.

Vierzehn Jahre früher war Prinz Heinrich, der alle die großen Entdeckungsfahrten seiner Zeit angeregt hatte, gestorben. König Johann II. bemühte sich das begonnene Werk eifrigst fortzusetzen. Schon ein Jahr nach der Rückkehr Cams ward Bartholomäus Diaz beauftragt, die begonnenen Entdeckungen fortzusetzen und wo möglich das Südcap von Afrika zu erreichen. Er gelangte zunächst bis zur Congomündung, ward aber hierauf vom Sturme in südwestlicher Richtung in den offenen Ocean verschlagen. Indem er sich bemühte, die Küste von Afrika wieder in Sicht zu bekommen und zu diesem Ende ostwärts steuerte, gelangte er, ohne es zu wissen, über das Südende von Afrika hinaus und segelte eine Strecke weit die Ostküste hinauf. Nach Europa zurückgekehrt berichtete er über seine Fahrt um das »Cap der Stürme«, welchen Namen König Johann II., in Anwartschaft auf eine glückliche Lösung des Problemes der directen Schiffahrt nach Ostindien, in den Namen »Vorgebirge der guten Hoffnung« umwandelte.

Wer diese Hoffnung zur That machte, war Vasco da Gama. Nur 10 Jahre später — am 20. November 1497 — umsegelte er die Südspitze von Afrika, drang drei Monate später in die Straße von Mosambique und warf endlich am 20. Mai 1498, zehn Monate nach der Abfahrt von Lissabon, an der Westküste von Vorderindien, in der Bai von Calicut, Anker.... Mit dieser nautischen Großthat war der uralte Bann, in welchem der vom Südmeere umflutete Theil des Dunklen Erdtheiles gefesselt lag, gebrochen. Da inzwischen auch jene andere epochale Entdeckung — jene des Christoph Columbus — den Horizont damaliger geographischer Kenntnisse ungemein erweitert hatte, war das Völkerleben in neue Bahnen gelenkt und der Unternehmungslust weite Grenzen gesteckt. In den ersten Jahren des XVI. Jahrhunderts begründen Almeida und Albuquerque die portugiesische Macht in Ostafrika und Indien (1505).

Die drei Jahrhunderte von der Umschiffung Afrikas bis zu Beginn unseres Säculums umfassen die Geschichte des Uebergewichtes der materiellen Interessen

zur See. Die Oceane wurden seitdem unzählige Male durchkreuzt, in allen Continenten Fuß gefaßt, fremde Völker unterjocht, der Reichthum ihrer Heimstätten ausgebeutet. Das materielle Interesse überwog alles Andere. Man ging auf Entdeckungen aus, um neue Hilfsquellen zu erobern. Die Wissenschaft blieb ein Stiefkind, die Humanität eine bespöttelte Gemüthswallung. Auch die afrikanischen Küsten kamen frühzeitig unter die Oelpresse großer und kleiner Ausbeuter, privater und staatlicher Speculanten. Für die Erforschung des ungeheueren Landgebietes rührte sich kein Finger.... Erst unsere Zeit hat das Versäumte, und dies in großartigem Maßstabe, nachgeholt.... Ueber diese Leistungen wird das vorliegende Buch in ausführlicher Weise berichten....

Ein mächtiger Trieb drängt den Menschen, das Unbekannte zu ergründen, das Geheimnißvolle zu entschleiern. Der Bacon'sche Satz: »Knowledge is Power« verleiht jedem Gelehrten etwas von der Unternehmungslust und der Zuversicht des Eroberers. Man versteht nur das, was man besitzt, hatte Goethe gesagt. Der menschliche Scharfsinn ist in die Abgründe der geistigen Probleme hinabgestiegen, um aus den dunklen Schichten das lautere Gold der Erkenntniß ans Tageslicht zu fördern. An der Lichtfeier, welche das die Menschheit umgebende Dunkel verscheucht, haben alle Wissenszweige gleichen Antheil. Gleichwohl besteht ein Unterschied zwischen der inoffensiven Grübelei des Stubengelehrten und den Thaten eines unternehmenden Mannes, den ein weißer Fleck auf der Landkarte aus dem engen Kreis seiner behaglichen Existenz in die unbekannte Welt hinaustreibt, aus der die Rückkehr häufig genug Sache des Zufalls ist.... Wissensdurst und abenteuerlicher Drang haben eine große Zahl solch weitausblickender Männer an die Gestade des Dunklen Erdtheiles geworfen, wo der Zauber des Unbekannten sie in unwegsame Wildnisse, in die Mitte dunkelhäutiger Völkerschaften, in das Zelt dieser oder jener bis dahin unbekannt gebliebenen afrikanischen Majestät lockten.

Zum Glücke sind solche Strebungen bisher nur äußerst selten enttäuscht worden. Ja man kann behaupten, daß die fast märchenhaften Erfolge mancher Afrikafahrer die Verlockungen nur noch vergrößern, die Unternehmungslust steigern.... Von Zeit zu Zeit verschwindet ein kühner Reisender im Innern des Dunklen Erdtheiles und bleibt verschollen, als ob ihn die Schatten der Nacht umfängen. Die Außenwelt erfährt lange lange Zeit nichts von den Leiden

und Freuden des Vermißten. Dann, vielleicht in einem Augenblicke, wo man es am wenigsten erwarten möchte, läuft ein kurzes Telegramm durch die Tagesblätter, das mit wenigen dürren Worten die Ankunft des Verschollenen in diesem oder jenem afrikanischen Küstenorte meldet.... Und nun folgt, was in das Gebiet der Märchen fällt. Der »weiße Fleck« ist verschwunden; an seiner Stelle wälzt sich ein mächtiger Strom mit gigantischen Katarakten, oder breiten sich tropische Landschaften, oder ragen mächtige Tafelländer mit felsigen Bergeshäuptern; ungeheuere Savannen treten an die Stelle des Nichts, von zahllosen Anwesen belebt, von Millionen dunkelhäutiger Erdenkinder bewohnt. Man erhält Kunde von mächtigen Königen, die Gebiete beherrschen von der zwei- oder dreifachen räumlichen Ausdehnung der Länder europäischer Großmächte. Mancher von ihnen ist ein »schwarzer Napoleon«, dem Thatkraft und Genie zu großer Berühmtheit verholfen haben. Man hat bis dahin nie von deren Existenz vernommen. Gleichwohl haben sie Armeen in Bewegung gesetzt, andere Alexanderzüge ausgeführt, Länder unterjocht, Völker vernichtet. Die Fluten des Niger, des Congo mögen Hunderttausende schwarzer Soldaten verschlungen haben. Die Politik innerhalb eines gewissen primitiven Horizontes hat auch unter den Schwarzen ihre »Raison«, der alles Uebrige geopfert wird. Wer weiß von den Staaten zu erzählen, die im Innern des Dunklen Erdtheiles seit Jahrhunderten gegründet und wieder zertrümmert worden sind.

Durch solche Thatsachen verknüpft sich das Märchenhafte mit dem Realen. Die engere Heimat ist dem Europäer längst zu klein geworden. Den Dunklen Erdtheil betrachtet er aber gewissermaßen als herrenlos und schickt sich demgemäß an, Völker und Länder unter seine Vormundschaft zu nehmen. Aber nicht das Schwert, die Leuchte der Cultur soll die Pfade ebnen. Da hauptsächlich die großen Flüsse das Innere der Continente erschließen, soll auf den Nil, der seit Langem der Forschung den Weg vorzeichnet, den sie zu nehmen hat, der Niger und der Congo folgen. Drei mächtige Ströme also stehen den civilisatorischen Strebungen offen. Zieht man sie zu Vergleichen heran, dann freilich kommt man auf allerlei Gedanken. Von der ägyptischen Cultur bis zum Fetischismus und Cannibalismus, wie er beispielsweise bei den Stämmen des Nigerdeltas herrscht, ist der Zwischenraum unzweifelhaft größer, als der zwischen jenen Stämmen und den Gorillaschaaren, welche die Wälder Niederguineas bevölkern.

Dazu denke man sich den wahrscheinlich permanenten Bestand solcher Uncultur durch mehrere Jahrtausende. Die alten Aegypter sind nie mit den eigentlichen Negern in Berührung gekommen, denn die dunkelhäutigen Bewohner Nubiens und des östlichen Sudans sind keine Neger, sondern entweder Spielarten der Berber (wie die Nubier), oder Bedschavölker, wie die Danakil, die Bischarin, die Nomaden Sennaars, die Abyssinier u. s. w. Von den Nubas freilich wird angenommen, daß sie als kriegerisches Erobervolk aus südlichen, d. h. äquatorialen Gebieten ins Nilgebiet vorgedrungen sind und bei diesem Anlasse vielleicht die Negervölker nach dem mittleren Sudan hin abgedrängt haben mögen.

Zwischen diesem und dem Congo aber gibt es noch Negervölker, von denen wir nicht die geringste Kenntniß haben. Dorthin nun, wo auf der Karte Afrikas nördlich des Congo ein großer »weißer Fleck« zu sehen ist, richten sich die sehnsüchtigen Blicke so manches Afrikareisenden. Der Sehnsucht wird sicher die Erfüllung folgen. Dann wird — wie anderwärts im Bereiche des durchforschten Theiles von Afrika — an Stelle des weißen Fleckes ein schwarzes Völkergewimmel treten und das uralte Geheimniß sich in dem zweifelhaften Lichte autochthoner Barbarei entschleiert zeigen.

Wer aber nach der Vergangenheit dieser Stämme forschte, wird nichts ernten, als die Vorstellung von einem Leben, das, von den welterschütternden Ereignissen der Jahrtausende unberührt, im Kampfe ums Dasein nichts als die nackte Existenz zu erkämpfen hatte.

Philanthropen, darunter namentlich die Missionäre, die ja hiebei nur ihren berufsmäßigen Eingebungen folgen, erwarten selbstverständlich große Dinge in Sachen der Zukunft der afrikanischen Völkerschaften. Ohne das große Verdienst dieser wackeren Vorkämpfer der Civilisation schmälern zu wollen, lehren die Thatsachen gleichwohl, daß unter allen Geschäften auf afrikanischem Boden das der Seelenretterei das undankbarste ist. Wo auf letzterem das Christenthum Eingang gefunden hat, gestaltet es sich häufig genug zu einem abschreckenden Zerrbilde. Ein altes Beduinen-Sprichwort sagt: Ernste Dinge bleiben an den Wüstennomaden so wenig haften, »wie Siegel im Wasser«. Auf die Schwarzen Afrikas angewendet, wäre das gleiche Resultat in Bezug auf das Christenthum zu erwarten, und zwar immer in jenen Fällen, wo die Bekehrten sich selber überlassen blieben. Man kann aber nicht hinter jede gerettete Seele einen Missionär als Gendarm postiren.

Die Scheußlichkeiten, zu denen das Christenthum in dem Königreiche Congo ausartete, welches einst über dreihundert katholische »Kirchen« (man rechnete jede Bretterbude dazu) besaß, gibt den Fingerzeig, auf welch triebkräftigen Boden hier das Evangelium fällt.

Da der Missionär allein keine dauernden Erfolge zu erzielen vermag, ist es von größter Wichtigkeit, daß die culturelle Erschließung des Dunklen Erdtheiles die Gesittung durch das Medium großartiger praktischer Unternehmungen in jene Regionen verpflanze. Dann aber ist es unerläßlich, daß alle künftigen Beziehungen Europas zu den Völkerschaften Afrikas ihrer wahren moralischen Grundlage nicht entbehren und nicht wie andere Naturvölker durch grenzenlosen Egoismus vergiftet, demoralisirt, der allmählichen Vernichtung preisgegeben werden....



I.

Süd-Afrika





Das Capgebiet.

Dem Süden Afrikas, der sich am längsten der Kenntniß unserer Vorfahren entzog, fiel merkwürdiger Weise die Rolle zu, vor allen anderen Gebieten dieses Continentes der europäischen Invasion anheimzufallen, und auf seinem Territorium Staatengebilde, welche von Weißen ins Leben gerufen wurden, erstehen zu sehen. Die britischen Colonien und die Freistaaten emigrirter holländischer, deutscher und französischer Bauern waren und sind die Schöpfungen, welche im vollen Sinne des Wortes eine Eroberung eines großen Abschnittes von Afrika bedeuten. Nirgends anderwärts hat sich im Dunklen Erdtheil ähnliches ereignet. Die meisten übrigen Colonien sind schlecht und recht Küstenniederlassungen, und wo dieselben — wie in Senegambien — nach dem Hinterlande hin an räumlicher Ausdehnung gewannen, handelt es sich zumeist um Errungenschaften der allerneuesten Zeit.

Mit jener Eroberung ist nun allerdings nicht das ganze Gebiet von Südafrika gemeint. Man versteht unter dieser geographischen Bezeichnung den Raum von der Küste im Süden, Osten und Westen bis zu den Stromläufen des Zambesi, der sich in den Indischen Ocean, und des Cunene, der sich in den Atlantischen Ocean ergießt. Dieses Gebiet hat eine sehr verschiedene Physiognomie in Bezug auf natürliche Verhältnisse, Klima, ethnische Elemente und Culturzustände. Wir unterscheiden zwei Sondergebiete: das eigentliche Südafrika oder Capland mit den beiden früher genannten Freistaaten und das weitläufige Hinterland, welches nördlich vom Oranjestrome seine Ausdehnung nimmt und bis zu den früher genannten Grenzflüssen reicht. Dort ist zum Theil wüstes Gebiet (wie die Kalahariwüste), anderntheils das Herrschaftsgebiet einheimischer Könige, die bisher soviel wie gar nicht mit der europäischen Cultur in Berührung gekommen sind. Im Osten hat Portugal seine vor alters her bestehenden Colonien, im Westen hat neuerdings Deutschland festen Fuß gefaßt, indem es die Küste von Groß-Namaland (Angra Pequena) seinem Protectorate unterstellte. . . .

Wer das gesammte Capgebiet aus der Vogelperspective betrachten könnte, würde den Eindruck von einem in breiten Terrassen aufsteigenden Lande gewinnen, dessen Stufenländer von parallel zu einander streichenden Randgebirgen eingefaßt sind. Die unterste Stufe — die Küstenterrasse — fällt gleichfalls mit einem Steilrand ins Meer. Ueber diese stufenförmigen Hochflächen ragen da und dort klotzig geformte Thurmberge und über die Randketten der Terrassen ziehen steile Paßübergänge von der unteren auf die nächst höhere Stufe. Denken wir unseren angenommenen Aussichtspunkt vor die Mitte der Südküste verlegt, so haben wir zunächst die Steilküste vor uns, weiter im Hintergrunde die erste Randkette und dahinter die zweite Stufe.

Die Randkette sind die Großen Schwarzen Berge (bis zu 1670 M. ansteigend), die Hochebene, welche sie verdecken, ist die Karroo (Karruh). Der Anblick derselben ist sehr verschieden, je nach der Jahreszeit, in welcher wir ihn genießen: eine trostlose brennende Sand- und Thonebene im Sommer, mit trockenen Flußläufen und von der Hitze in breite Furchen auseinander gerissen — eine lachende Blumen- und Wiesentrift in der Regenzeit. In der Dürre fast bar aller Vegetation und nur von einigen zählebigen Mimosen belebt, die am Rande der Flußläufe kümmerlich gedeihen, sprossen nach den ersten Regentagen Lilien und

Amaryllis, Mesembryanthemen und Iris aus dem gelbrothen Boden. In solcher Zeit belebt sich die im schönsten Naturschmucke prangende Karroo mit den Viehherden der benachbarten Niederlassungen und sie wird gleichzeitig zum Tummelplatze der eigenartigen südafrikanischen Thierwelt, die das Lieblingsthema so vieler Jagd- und Reiseschriftsteller bildet. Dazu kommt, daß nunmehr auch diese Einöde das Dampfroß durchzieht. Der Schienenweg steigt von Capstadt nach Ueberwindung der untersten Randkette zum Plateau herauf und verläuft zuerst in östlicher und zuletzt in nordöstlicher Richtung, um in der Stadt Beaufort, hart am Südfuße der nächsten Randkette — den Nieuweveld Bergen — zu enden.

Zu beiden Seiten dieser Kette schließen nach Nordwesten und Nordosten hin andere Randketten, die alle die nächst höher gelegene Terrasse säumen. Wir übersteigen diese Schranke und befinden uns auf dem Hochlande des Oranjestromes. Er begrenzt das Capgebiet im Norden und nimmt in seinem Oberlaufe den Vaal als ansehnlichen Nebenfluß auf. Vaal und Oranje durchziehen fast die ganze Breite des Capgebietes. Sie haben den beiden südafrikanischen Bauernrepubliken den Namen gegeben und durchädern mit ihren zahlreichen Nebenflüssen und Querläufen gut ein Drittel des Gesammtgebietes. Das nordwestliche Drittel entfällt auf das Stromgebiet des Limpopo oder »Krokodilenflusses«, des letzte Drittel, welches die beiden unteren Terrassen um sich begreift, auf die zahlreichen Küstenflüsse, welche vom Nadelcap bis zur Delagoabai ins Meer fallen.

Die oberste Terrasse ist die räumlich ausgedehnteste. Sie ist nichts anderes als die Fortsetzung des südafrikanischen Binnenplateaus, das die Länder der Hottentotten und Betschuanen, welch letztere ein Zweig des Kaffernvolkes sind, in sich begreift. Zwischen den Hottentotten- und den Kafferngebieten dehnt sich die große wasserlose Kalahariwüste, an deren Nordrande Buschmänner hausen. Ueber diese Gebiete wird später die Rede sein.

Wir rücken nun von unserem angenommenen Aussichtspunkte eine beträchtliche Strecke ostwärts. Wir haben nun nicht mehr die Südküste, sondern die Ostküste des Capgebietes vor uns. Das westlichste Gebiet ist Kaffraria, dann folgt die Colonie Natal, weiter das Land der Zulukaffern, mit welchen die Reihe der Küstendistricte abschließt. Auch hier ist es zunächst eine mehr oder

weniger breite Küstenterrasse, zu der sich mehrere zu einander parallel streichende Randketten erheben, die als ebenso viele Stufen zum südafrikanischen Hochlande anzusehen sind. Im Gebiete von Natal ist die Küstenterrasse von zahlreichen isolirten, stellenweise in Reihen stehenden Thurmbergen bedeckt. Die rückwärtigen Randketten erreichen hier die größte Elevation. Es sind dies die Stormberge (2072 M.) und die Drakenberge (2944 M.). Jenseits dieser letzteren liegt das Becken des Oranje-Oberlaufes — das Bassutoland. Auch hier unterbrechen Thurmberge von mitunter großartigen Dimensionen das Gesichtsfeld. Nordwärts des Bassutolandes folgt — zwischen Oranje und Vaal — der Oranje-Freistaat, und jenseits, d. h. nördlich des Vaal, die südafrikanische Republik oder schlechtweg das »Transvaalgebiet« genannt.

Ehe wir uns des Näheren mit der Natur und Bevölkerung dieser verschiedenen Gebiete beschäftigen, erscheint es geboten, ein allgemeines Bild von den hervorragenden Küstenplätzen, in welchen sich der große Verkehr concentrirt und das europäische Element das vorherrschende ist, zu gewinnen.... Wir beginnen mit der Westküste und kehren zunächst in dem, zwar nicht geographischen, wohl aber politischen Mittelpunkte des ganzen Capgebietes, in Capstadt (engl. Capetown) an. Die Stadt bildet mit dem Tafelberg, dem bekanntesten, durch Gestalt und Größe ausgezeichnetsten jener thurmartigen Bergmassen, welche die Küstenterrasse bedecken, ein großartiges landschaftliches Bild. Der Tafelberg steigt völlig isolirt in der südwestlichsten Ecke der Küstenterrasse 1082 Meter über das Niveau des Meeres. Er schließt, langgestreckt und mit senkrecht abstürzender Wand den Hintergrund ab und hat zu seinen Füßen das weiße Häusermeer der Stadt, von grünen Gärten unterbrochen — vorne die brandende See, die an den »Löwenkopf« und an den Wellenbrecher schlägt.

Im Uebrigen ist Capstadt eine ganz moderne Stadt von monotonem Aussehen: Ziegelbauten im italienischen Stile, lange, im rechten Winkel sich schneidende Gassen mit engen Trottoirs, sonst aber ungepflastert. Es fehlt daher nicht an Staub, welcher Fremden den Aufenthalt verleidet. Der obere, gegen den Tafelberg gelegene Theil der Stadt ist der Sitz der reichen und vornehmen Gesellschaft. Die Tafelbai bietet zwar in der schönen Jahreszeit einen guten Ankerplatz, nicht aber im Winter, wo die den Nordwestwinden ausgesetzte Bucht keinen Schutz gewährt. Es sind Fälle vorgekommen, wo im Hafen verankerte Schiffe

den furchtbarsten Verheerungen ausgesetzt waren. Kostspielige Hafenbauten haben diesen Uebelständen nun gesteuert.... Ersteigt man den zwischen dem Tafelberg und dem benachbarten Höhenrücken liegenden Paß (»Kloof« genannt), so hat man aus einer Höhe von circa 400 Meter einen großartigen Ausblick: rechts die hoch aufsteigende und wild zerklüftete Granitwand des Tafelberges, auf der anderen Seite der mit Bäumen bedeckte Abhang des Löwenkopfberges, vorne ein lachendes Thal mit saftigen Wiesengründen, Nadelholz-, Laubholzhainen und Weinpflanzungen, an das sich die üppigen Gärten des Mount Nelson und weiter das ausgedehnte Häusermeer der Stadt anschließen. Die endlose blaue See mit der untergehenden Sonne, und gegenüber die Silberkuppen der violett erglänzenden Blue- und Drakensteinberge ergänzen das herrliche Bild.

Von der Tafelbai südwärts erstreckt sich eine Halbinsel, deren Endpunkt das Cap der Guten Hoffnung ist. Das gäbe uns nun den willkommenen Anlaß, jener bahnbrechenden nautischen Großthat zu gedenken, an welcher der Name Vasco da Gama's haftet. Für uns ist dieser Punkt die erste Etape jener zahlreichen und mannigfaltigen Entdeckerfahrten, durch welche der Dunkle Erdtheil im Laufe der letzten siebenzig bis achtzig Jahre der Wissenschaft und den materiellen Bedürfnissen des Abendlandes erobert worden ist. Vielleicht haben andere Großen dieser Erde heute ähnliche Traumgesichte, wie seinerzeit der König von Portugal, bevor er Vasco da Gama aussandte, »den Seeweg nach Indien aufzufinden«.... Man kennt die Stelle in Camoëns Epos.... »Dom Manoel war unter unruhigen Gedanken des Ehrgeizes und Plänen zur Vergrößerung seiner Herrschaft entschlummert. Gegen Morgen hatte er ein Traumgesicht: er wähnte sich in eine unermeßliche Höhe entrückt, von wo er die Wohnsitze vieler Völker überschaute. Hier erschienen ihm an einem wilden Waldgebirge, das seit der Vertreibung Adams aus dem Paradiese kein menschlicher Fuß betreten hatte, zwei ehrwürdige Greise von dunkler Farbe, aus deren Augen und langen wolligen Bärten Wasser herabträufte; sie waren nach der Art der Flußgötter, aber mit dem Laube unbekannter Pflanzen bekränzt. Sie begrüßen den König; der Bejahrteste führt das Wort; er nennt sich selber den himmlischen Ganges, seinen Bruder den auf demselben Gebirge entsprungenen Indus, und verheißt dem Könige, wenn er das Abenteuer bestehen wolle, nach unerhörten Siegen reichen Tribut und die Herrschaft über alle Völker, die er vor Augen

sehe.« — Der König erwacht, versammelt seinen Rath, beschließt die Ausrüstung eines Geschwaders und erwählt Vasco da Gama zu dessen Befehlshaber.... Wie wir bereits erwähnten, umsegelte dieser am 20. November 1497 mit seinem Geschwader das Vorgebirge.



Zulu auf der Lauer.

Indem wir uns im Geiste diesen denkwürdigen Augenblick vergegenwärtigen, wenden wir uns vom »Cap der Stürme« ostwärts. Gerade diesem gegenüber ragt das Cap Agulhas (oder »Nadelcap«) aus dem Meere. Dieses letztere, und nicht ersteres, bezeichnet den südlichsten Punkt des afrikanischen



A. Hartleben's Verlag.
Kartogr. lith. Anst. v. G. Freytag, Wien.



Von Löwen überrascht.

Continentes. Die früher genannte Landzunge, welche mit dem Vorgebirge der Guten Hoffnung endet, umschließt mit dem gegenüberliegenden Festlande, dessen Endpunkt das Nadelcap ist, die geräumige »False Bai« (falsche Bai). Wir steuern weiterhin an der gefährlichen Agulhasbank vorbei, die infolge ihres flachen Meeresgrundes und der hier herrschenden Gegenströmungen halber, häufig der Schauplatz von Strandungen ist. Die Orientirungslichter, die nun schon seit geraumer Zeit die besonders gefährlichen Stellen markiren, schützen den Schiffer wenigstens bei ruhigem Wetter vor Havarien und Unglücksfällen.



Teufelsberg bei Capstadt.

Von dem Küstenrande Caplands gewinnen wir vielleicht die beste Vorstellung, wenn wir im Geiste eine Seefahrt zwischen den beiden wichtigsten Seeplätzen der Colonie, Capstadt und d'Urban unternehmen. Auf einer solchen Fahrt genießt man zumeist herrliche Bilder, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die malerischen Scenerien keineswegs vorwiegen. Allenthalben ziehen sich flache, langgestreckte Dünen längs der Ufer hin, mit weißen Kegelspitzen — den vom Winde zusammengewehten Sandhügeln. Hinter diesen Dünen erheben sich Hügelgelände und noch weiter säumen Kegelberge den Horizont. Ueber all diesen Landschaften brütet eine feine Staubatmosphäre, ein matter, gelber Dunst.

Erste Etape ist die Mosselbai, um die sich eine Reihe flacher, verbrannter Hügel in Bogen legt. Der Hintergrund ist von blauduftigen Berghöhen erfüllt. Dann folgt Port Elizabeth, der bedeutendste Seehandelsplatz Caplands, eine Stadt von wachsendem Aufschwunge, aber in einer über alle Maßen einförmigen Gegend. Die Stadt liegt flach an der Küste, hat einige verbrannte Hügel in ihrer nächsten Umgebung und offenen, unabsehbar flachen Hintergrund.

Anziehender gestaltet sich das Küstenbild auf der weiteren Uferstrecke von Port Elizabeth bis d'Urban (Port Natal). Flache Hügel fallen, bis 30 Meter hoch, in steilen Abstürzen ins Meer; sie haben am Gestade einen Saum von gelbem Sand und sind auf den flachen Scheiteln mit Büschen geschmückt, hinter welchen Pinien grüßen. Man gelangt an einsam gelegenen Wohnhäusern vorüber, an Kaffernkraalen — scheinbar Anhäufungen von riesigen Maulwurfshügeln — an weidenden Rinderherden und wohlbestellten Feldern, den ersten Anzeichen der Cultur.... Bei der nächsten Station, East London, zeigen sich neben den steil abfallenden Uferfelsen grüne Hügel, welche den ganzen Bereich der Stadt wie ein wogendes Meer ausfüllen. Wohin das Auge auch blicken mag, überall sieht es das herrliche Grün der Triften und dunklen Buschwald, der bald die Höhen ziert, bald an den Abhängen, oder in den eingerissenen Furchen wuchert. Thalbildungen kommen nicht vor; man sieht nur tiefe Furchen zwischen den Terrainwellen, welche in endloser Ferne sich verlieren, ohne daß sie am Horizont durch höhere Bergrücken ihren Abschluß fänden.

Ein solcher Mangel an Thälern herrscht auch an der Küste vor. Man sieht nur kleine schluchtenartige Päße, die sich in geringer Entfernung landeinwärts verlieren. Am schönsten ist die Scenerie am Ufer des St. James River, wo die Uferberge größere Dimensionen annehmen. Aber der Boden ist auch hier wenig ausgenützt. Kaffernkraale bilden stundenweit die einzige Staffage. Auch die Herden werden seltener, da der Boden nur mittelmäßige, oder gar keine Weiden besitzt.... Nach einer halben Tagreise zur See, nachdem der Unizinkulu passirt ist, wird das Gestade wieder ganz flach und diesen Charakter behält es bis knapp vor d'Urban bei, wo ausgedehnte Zuckerrohrplantagen die Nähe einer größeren Niederlassung verrathen. Trotzdem auch hier der Sandboden vorherrscht, ist die Vegetation dennoch eine verhältnißmäßig üppige, was auf den ersten Blick überrascht.

D'Urban selber liegt auf einer ausgedehnten Sandfläche, d. h. auf früherem Meeresboden. Die weite Bai ist aber von ansehnlichen Höhen eingerahmt. Auf dem nördlichen Hügelrücken liegen die Häuser der Vornehmen, und dort, wo die wundervollste Vegetation herrscht, wo man auf das weite Meer, auf die entzückende Bai und, rückwärts gewendet, auf Hügelgelände, welche das Silberband eines Flusses durchschlängelt, sieht: dort ist ein Paradies, das niemand auf diesem sandigen Boden vermuthen würde.... D'Urban ist nun auch Kopfstation einer kurzen Eisenbahn, die vorläufig bis zur ersten größeren Binnenstadt, Pietermaritzburg, zieht. Etwas belästigend wirkt der viele Staub in der trockenen Jahreszeit. Man hat in der schlimmsten Zeit dieses Zustandes die Vorstellung, als ob alles Wasser der weitläufigen Bai nicht im Stande wäre, die gewaltigen Staubmassen zu löschen. Auch ist die Hitze zuweilen groß und sie ist häufig genug die Ursache, daß Fremde, oder des Klimas Ungewohnte, in ihrem Unternehmungsgeist erlahmen.

Ein wesentlich anderes Bild gibt Pietermaritzburg und das Land zwischen der Küste und dieser Stadt. So weit das Auge blickt, überall grüne Flächen, grüne Berge und riesige Plateaus. Adolf Hübner vergleicht diese Landschaft mit der »sächsischen Schweiz«, doch müsse man sich die Formen ins Zehnfache übertragen denken! Allenthalben erheben sich gewaltige Tafelberge — eine bereits früher erwähnte topographische Eigenthümlichkeit der Küstenzone — Sandsteinmassen von den pittoreskesten Formen. Pietermaritzburg selbst liegt höchst malerisch am Umsindusi, oder »kleinen Buschmannfluß«, ist aber an sich im hohen Grade unmalerisch. Die Monotonie der geradlinigen Straßen vereinigt sich hier mit einer allgemeinen Verwahrlosung, die sich bis auf die eine und einzige Stadtuhr, die nicht im Gange ist, und die eine und einzige Oellampe, welche Nachts die Straßen der Stadt beleuchtet, erstreckt.

In Pietermaritzburg endet die Bahn und wer sonach weiter in das Innere des Landes, nach den Bauernrepubliken von Nordost-Capland reisen will, muß sich eines specifisch südafrikanischen Verkehrs- und Reisemittels — des Ochsenwagens — bedienen. Mit Recht sagt A. Hübner: eine Reiseschilderung aus Südafrika müsse mit der Beschreibung eines solchen Wagens beginnen. Er wird mit 10 bis 14 Paar Ochsen bespannt und manchmal reichen 30 Stück nicht hin, einen festgefahrenen Wagen frei zu machen. Jeder Ochsenwagen erfordert

zwei Kaffern, einen als Leiter und den anderen als Treiber der Ochsen, wozu der letztere einer 10 bis 14 Meter langen Peitsche bedarf. Eine solche Peitsche zu handhaben, ist ein Kunststück, das der Afrikaner von Jugend auf lernt. Kaffern kommen indeß in der Leitung eines Wagens den Weißen nicht gleich. Die 14 Ochsen ziehen natürlich immer mit gleicher Geschwindigkeit und Stärke; kommt nun ein großer Block in den Weg, so donnert das Wagenrad furchtbar an und das Sitzen auf dem vorderen Kasten, wo der Treiber thront, wird zu einem förmlichen Martyrium. Trotzdem bietet ein solches Vehikel in der Wildniß mehr Comfort, als irgend ein anderes Reisemittel. Ein nicht zu unterschätzender Vortheil ist, daß man während der Reise sich dem Schlafe ergeben kann, von der praktischen Art der Unterbringung alles von Fall zu Fall nöthigen Reisegepäckes nicht zu sprechen. Die lackirte Leinwanddecke hält, wenigstens eine Zeit lang, den Regen ab, bietet aber anderseits dem Gegenwinde ein störendes Hinderniß dar. Die Thiere werden übrigens gut behandelt und im Großen und Ganzen wenig angestrengt. Drei, höchstens vier Stunden sind die tägliche Leistung, die von ihnen verlangt wird. Die Treiber selber benützen, sehr zum Verdrusse des Reisenden, der bald die Wahrnehmung macht, daß er nicht vom Flecke kommt, jeden Anlaß, um zu rasten, oder die Thiere auszuspannen und sie weiden zu lassen. Die Treiber aber sind in der Regel willige, nicht sehr ausdauernde, indeß äußerst genügsame Bursche. Wagen, Ochsen und Kaffern bilden sonach das Trifolium, mit dem der Reisende in Südafrika in erster Linie zu rechnen hat.

Die Grenzen Natals bilden gegen Osten — dem Zululande — der Tugelafluß, gegen die Oranjerepublik aber die Drakenberge. Sie müssen überschritten werden, wenn man von Maritzburg aus nach dem genannten Bauernfreistaat gelangen will. Die Drakenberge sind der hohe Rand der nächst höheren Terrasse, von der weiter oben die Rede war. Befindet man sich auf einer der hohen Spitzen des Gebirges, so überblickt man nach der einen Seite das Terrassenland Natal, nach der anderen das Plateauland am Oranjefluß und erfaßt sofort den auffallenden Gegensatz zwischen beiden Gebieten. Von der Großartigkeit der Drakenberge sind übertriebene Schilderungen im Schwange. Bei aller Massigkeit ist das Gebirge von ermüdender Einförmigkeit und was ganz besonders deprimirt, ist, daß dieses prächtige Naturbild sich als völlig

unbelebt darstellt, daß keine Niederlassungen zu sehen sind, keine historischen Stätten für geistige Anregung sorgen.

Ehe wir die Grenze des Drakengebirges überschreiten und in das ausgedehnte Plateauland am Oranje- und Vaalflusse hinabsteigen, ist es nothwendig, eine andere, viel betretene Reiseroute von der Küste in das Innere einzuschlagen. Diesmal führt uns der Weg nicht von Port Natal (d'Urban), sondern von Port Elizabeth landeinwärts. So lange man der Küste nahe bleibt, werden Ebenen zurückgelegt, die dem Auge nur das stete Eintönige einer grauen, karg mit Heidekraut bewachsenen Erdmasse darbieten. Dann aber folgen hügelige Strecken, die mit Busch und Cactus bedeckt sind, und zuletzt zeigen sich die herrlichen Buschwälder der Elephantenberge, mit ihren reizend gelegenen Bauernhäusern. Bis zur ersten größeren Niederlassung — Grahamstown — führt von Port Elizabeth ab die Eisenbahn. Die genannte Stadt ist eine der reizendsten im Capgebiet. Im Frühjahr ist sie von einem Blütenmeere umwogt. In der heißen Jahreszeit aber kann der Aufenthalt auch hier, wie auf der westwärts sich dehnenden Karroo, im höchsten Grade unerträglich werden. Dies gilt namentlich von dem Landabschnitte bei Fauresmith, der Station, wo die Wege nach den Diamantfeldern und nach Bloemfontein, der Hauptstadt des Oranje-Freistaates, sich trennen. Auf der ganzen weiten Ebene ist kein Baum, keine Farm, kein afrikanisches Hôtel. Das niedere Gras steht verdorrt, das Gefilde zeigt sich todt, verödet, und der heiße Boden brennt durch die Stiefelsohlen des Wanderers.

Nach vier bis fünf Tagreisen ist Bloemfontein erreicht. Die Stadt ist theilweise von Bergen umgeben, ist aber im Uebrigen ebenso monoton und unschön, wie die meisten übrigen Städte des Capgebietes. Zieht man die Größe der Stadt und die große Anzahl von Kirchen in Betracht, dann könnte man Respect vor der Frömmigkeit der Bewohner bekommen. Da es aber fast so viele Secten und Confessionen als Kirchen gibt, erräth man sofort, daß es mit dem geselligen Verkehr hier nicht sonderlich gut bestellt sein mag. Auch trägt der Umstand, daß die Stadt mit Kaufläden überfüllt ist, nicht unwesentlich zu den bestehenden Mißverhältnissen unter den Bewohnern bei. Dazu kommt das wenig liebenswürdige Naturell der Boern (sprich: Buren), auf die die handeltreibenden Städter hauptsächlich angewiesen sind. Eugen Tuve nennt sie eine stupide, hoch-

müthige Rasse, mit der jedes gute Einvernehmen unmöglich wird, sobald deren Repräsentanten ihre rauhe Seite herauskehren. Wenn man ihre Worte, die wahrlich nicht einschmeichelnd das Ohr berühren, mit himmlischer Geduld und mit dankbar lächelnder Miene über sich ergehen lassen muß, während es im Innern vor Entrüstung kocht, wie groß tritt dann dem Fremden der Unterschied zwischen der Geschäftsführung in der Heimat und diesen Leuten vor die Seele — Menschen, die als Herren auf ihren weiten Ländereien sitzen, deren Stolz auf ihre Viehherden unberechenbar ist, und die im ungeheueren Selbstbewußtsein ihrer eingebildeten Größe mitleidig auf den gebildeten Europäer herabblicken!

Die Boern, mit denen wir uns nun etwas ausführlicher beschäftigen wollen, sind größtentheils in der Capcolonie oder in Natal geborene Abkömmlinge jener deutschen, französischen, hauptsächlich aber holländischen Emigranten, die vor etwa zwei Jahrhunderten meist wegen Glaubensbedrückungen nach Südafrika ausgewandert waren. Trotz der Abneigung der Boern gegen die straffe, auf strengen Gesetzen basirende gesellschaftliche Ordnung, die ihnen ihre früheren Aufenthaltsorte so gründlich verleidete, bilden sie dennoch das feste Gefüge der beiden südafrikanischen Freistaaten am Oranjeflusse und in Transvaal. Ihre neue Heimat sind die unübersehbaren, grasbewachsenen Flächen zu beiden Seiten der genannten Ströme. Dort, wo sich der Oranjefluß aus den Bergen des Ba-Sutolandes herauswindet, schmücken seine Ufer Mimosen, Weiden, wilde Lorbeersträucher und knorrige Olivenstämme. Es sind die ersten lieblichen Landschaften, die dem Wanderer auf seiner beschwerlichen Reise vom Gestade herauf in den Blick treten.

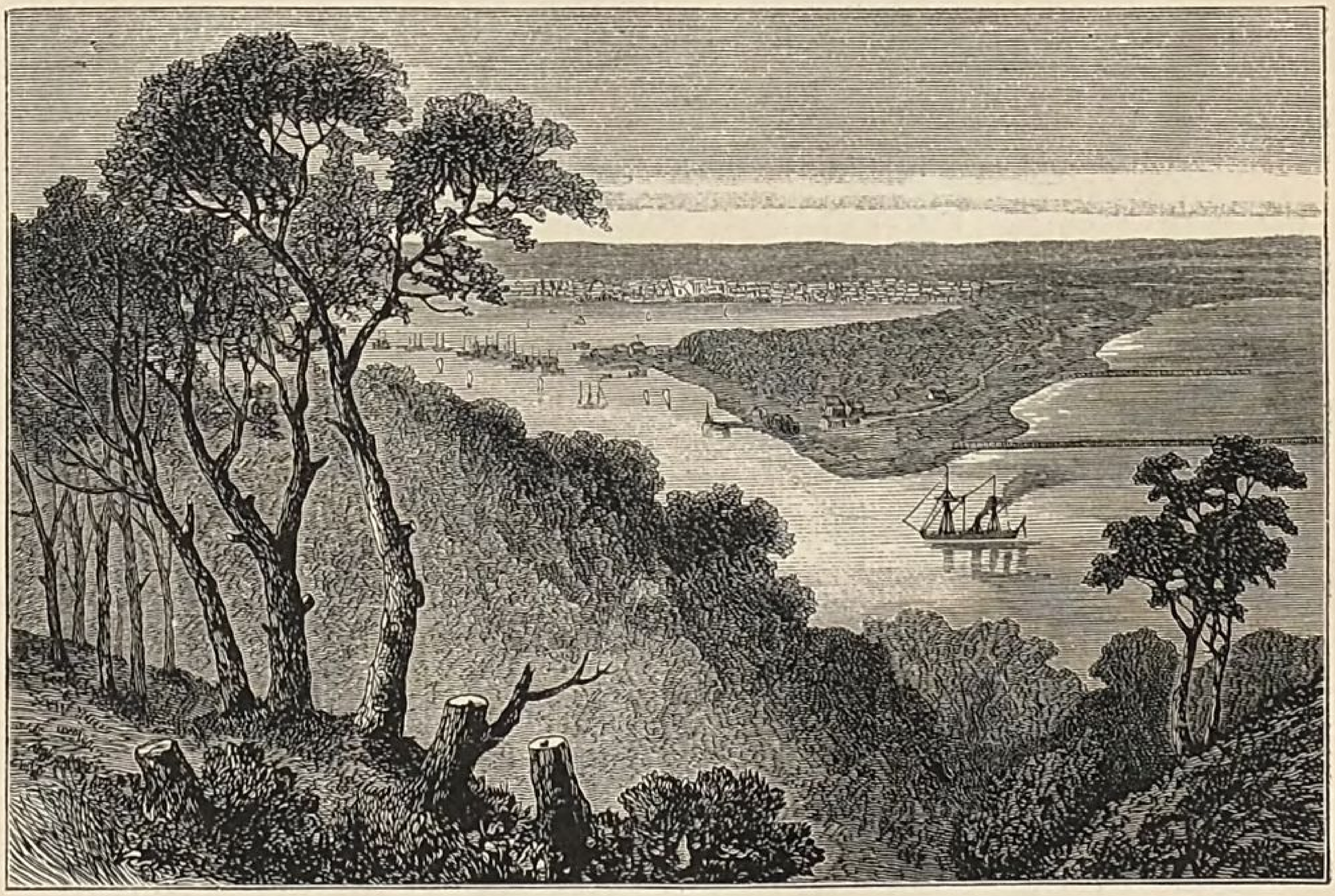
Die Boern führen, wie bereits angedeutet, ein beschauliches, fast nur durch die Sorge, welche die rationelle Viehzucht mit sich bringt, ausgefülltes Leben. Im Hause des Boers kennt man weder Comfort, noch edleren Zeitvertreib. Umso entwickelter ist der religiöse Sinn, und die Bibel ist gewissermaßen zum Sittengesetz geworden, freilich durch Auslegungen, die keineswegs Anspruch auf Logik erheben dürfen. So geht die orthodoxe Farmersfrau beispielsweise so weit, daß sie es für eine große Sünde hält, einem anderen Manne als ihrem Gatten die Hand zu reichen. Ihre Kleidung hat einen klösterlichen Zuschnitt, nur daß Kleider und Wäsche nicht so rein gehalten werden; statt der Haube bedeckt eine steife, schwarze Kappe den meist unfrisirten Kopf.

Gleicht die Boersfrau in dieser Tracht kaum einem weiblichen Ideale, so ist dies noch viel weniger rücksichtlich ihrer Körperbeschaffenheit der Fall. Dem Boer gilt die Wohlbeleibtheit als Ausdruck der höchsten Schönheit, und seiner Ansicht nach hat die Frau das höchste Ideal leiblicher Vollkommenheit erreicht, wenn er von ihr sagen kann, sie sei »Moie fett«... Und in der That wird man solche Monstrositäten von Wohlbeleibtheit kaum noch in einem anderen Lande wiederfinden. Das milde südafrikanische Klima, die reichliche animalische Nahrung und die wenig anstrengende häusliche Beschäftigung sind die Ursachen dieses außergewöhnlichen physischen Wohlgedeihens. Selbst Europäer, die körperlich schwächlich den südafrikanischen Boden betreten, gelangen nach einiger Zeit zu einer wohlgefälligen Rundung ihrer Gestalt.

Das Heim einer Boernfamilie bietet trotzdem nichts weniger als ein erquickliches Bild. Ganz abgesehen von dem Mangel an Wohnlichkeit und Behaglichkeit — einem Mangel, der so weit geht, daß sämmtliche Familienglieder, verheiratete und ledige, beiderlei Geschlechtes gemeinschaftlich schlafen — zeigt es wohl kaum von besonderem Reinlichkeitssinne, daß man sich in den Kleidern zu Bette legt. Von einer gründlichen Toilette ist niemals die Rede; alles wäscht sich der Reihe nach in demselben Becken mit demselben Wasser. Auf das Frühstück folgt das allgemeine Absingen eines Psalms, während die nächsten Stunden der Beschaulichkeit gewidmet sind. Schon um 9 Uhr wird die Hauptmahlzeit eingenommen, dann um 1 Uhr Kaffee, um 5 Uhr Thee und um 7 Uhr Abends das Abendbrot. Die einzige Arbeit, die dem Hausvater obliegt, besteht darin, das von der Weide heimkehrende Vieh abzuzählen und seinen Besitzstand Tag für Tag zu controliren. Die Kinder genießen bis zum dreizehnten Lebensjahre nicht den geringsten Unterricht; dann aber geht es mit aller Strenge ans Lesen- und Schreibenlernen und an den Religionsunterricht.

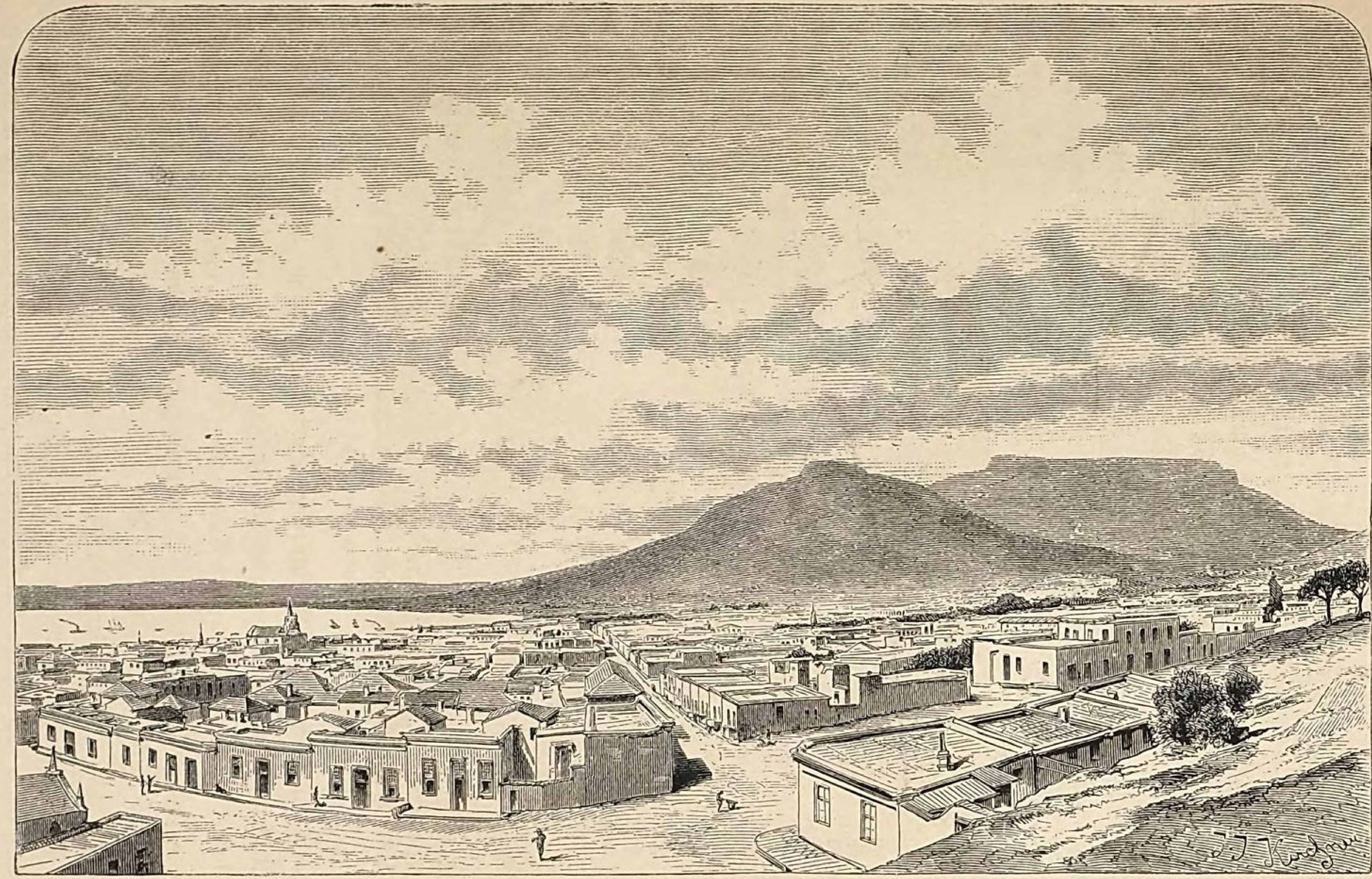
Gleichwohl dürfte diese Erziehungsmethode die zu gleicher Beschaulichkeit heranwachsende Jugend nicht zu stark drücken. Die jungen Männer erreichen das neunzehnte oder zwanzigste Lebensjahr, ohne sich in dieser Entwickelungsepoche mit etwas anderem als Rauchen, Reiten und Bibellesen beschäftigt zu haben. Der Hauptgedanke, der ihn bei erlangter Reife beschäftigt, ist, sich eine Familie zu gründen. Der Weg vom einfachen Wunsche bis zur Erfüllung ist ein viel weitschweifiger, als man meinen sollte. Zwar besitzt der junge Ehecandidat seinen

wohlgezählten Viehstand von etlichen hundert Schafen, Pferden und Rindern; wo aber findet er die ihm passende Braut? ... Die Bauernhöfe liegen weit auseinander, gesellige Zusammenkünfte sind gänzlich unbekannt, desgleichen Familienfeste und Aehnliches. Nebenbei bringt ihn die delicate Angelegenheit nicht im geringsten aus der Fassung; er verspürt keine innere Regung, die bei der Jugend des Freiers wohl vorauszusetzen wäre; seine einzige Sorge besteht darin, zu ermitteln, wie es mit den materiellen Mitteln der näher oder ferner weilenden Boernmädchen bestellt ist.



d'Urban (Port Natal, s. S. 54).

Um all diesen Umständlichkeiten auszuweichen, sind unter den Farmern Familienheiraten an der Tagesordnung. In solchen Fällen sind die Verbindungen schon lange vorher zwischen den Eltern abgemacht und dem Freier obliegt nur, den langwierigen Förmlichkeiten sich zu unterziehen, die mit der Erwerbung einer Braut und Gattin verknüpft sind. Der erste Ausritt erfolgt auf möglichst reich geschirrtem Pferde und in reicher Kleidung. Im Hause der Erkorenen findet er weder freudige Bewegung seitens der Inwohner, noch sonderliches Entgegenkommen seitens der Braut. Dies bekümmert ihn umsoweniger, als auch er die



Capſtadt (ſ. S. 31).

denkbarste Gleichgiltigkeit an den Tag legt. Die erste Begegnung mit der Erkorenen hat etwas wunderlich Steifes. Wenn die Mitglieder der Familie sich zurückziehen, zupft der Freier das Mädchen seiner Wahl am Rocke und ladet es ein, den Abend mit ihm zu verbringen. So sitzen sie stundenlange in blödes Schweigen versunken, bis der Freier die entscheidenden Worte hervormurmelt: »Wollen wir nicht unsere Schafe zusammen weiden lassen?« ... Das genügt, um die Schöne in unbeschreibliche Aufregung zu versetzen. Willigt sie ein, so trennen sich die jungen Leute ohne Kuß, ohne Händedruck.

Nachdem der glückliche Bräutigam noch einige Tage bei seinen künftigen Schwiegereltern verbracht, ohne aus seiner unerschütterlichen Gleichgiltigkeit aufgerüttelt worden zu sein, schreitet die Mutter der Braut an die Vervollständigung der Ausstattung. Die Sorge darum mag nicht groß sein, da ein Mädchen ihrem Manne selten mehr Kleider und Wäsche ins Haus bringt, als sie eben am Leibe hat. Das kostspielige Brautkleid wird fast nie angeschafft, sondern aus eigens hiezu bestehenden Leihhäusern entnommen. Die Trauung wird selten mit einem Paare allein vollzogen, es finden vielmehr mehrere Copulirungen zu einer und derselben Stunde statt. Dieser Act verläuft äußerst geschäftsmäßig. Nach beendeter Ceremonie eilen die Neuvermählten so rasch als möglich zur Garderobière, um des lästigen Flitters los zu werden, und dann wird die Hochzeitsreise angetreten. Sie führt nicht weit — in die Farm des jungen Gatten. Hier schläft die Neuvermählte in der ersten Nacht im Reisewagen, dann aber im gemeinschaftlichen Familienschlafzimmer. Ihre Stellung bei den Schwiegereltern ist die einer folgsamen Tochter, denn erst von dem Augenblicke ab, da sie Mutter geworden, darf sie sich einer leidlichen Selbständigkeit erfreuen, die übrigens kaum viel Lichtseiten aufweisen dürfte.... Eine Kindheit ohne Freuden, eine Jugend ohne Zauber, eine Ehe ohne Zärtlichkeit: das ist der Lebensweg, den Mann und Weib in den Niederlassungen und Farms am Oranje und Vaal von der Wiege bis zum Grabe zurücklegen.

Aus all dem Mitgetheilten geht hervor, daß die Boern, abgeschnitten von allem Culturverkehr und ohne frischen Zuzug von Landsleuten aus dem alten Mutterlande, mit der modernen Civilisation auf sehr gespanntem Fuße leben. Aber Muth und Tapferkeit fehlt ihnen nicht, und sie haben es verstanden, sich gegen die Uebermacht der Engländer, von denen sie zu Zeiten sehr feindlich

behandelt wurden, zu behaupten. Der Oranje-Freistaat führt im Staatswappen einen Baum, an dessen Fuße eine Rinderherde und ein Paar Löwen ruhen. Die Umschrift ist holländisch und besagt erstens: Geduld und Muth — ein Motto, das auf die obwaltenden Verhältnisse sehr gut paßt — sodann: Freiheit und Einwanderung.... Mit der einheimischen Bevölkerung, namentlich den Ba-Sutos, hatten die Boern bis auf den Tag Fehden auszufechten, die meist durch die unausrottbare Gewohnheit der Kaffern, Viehherden abzutreiben, veranlaßt wurden. Von Natur aus sind die Boern ein außerordentlich gesunder und kräftiger Menschenschlag. Hohe und stämmige Gestalten, mit sonngebräuntem Gesicht, von gerader Haltung, würden sie jedem, der sich ihnen näherte, sofort Achtung einflößen, wenn nicht fast jede einzelne Physiognomie einen unangenehm pfiffigen und zugleich bigott-stupiden Charakter trüge.

Solcher Art sind die südafrikanischen Boern und solcher Art ist das normale Leben in den Niederlassungen und Farmen am Oranje. Hier lebt der Boer zufrieden und kümmert sich nicht um den Lauf der Welt. Weib und Kind, Kaffer und Hottentotte sind ihm unbedingt unterworfen und gehorchen ohne Widerrede seinen Anordnungen und Befehlen. Daß sein Glück hauptsächlich darin besteht, daß er den Wert der Güter, die ihm fehlen, nicht kennt, liegt auf der Hand. Ein genauer Kenner des Volkes — Ludwig Holländer — faßt sein Urtheil über dasselbe in die nachfolgenden Sätze: »In fast bewußtloser Geistesruhe ohne Thaten, ohne wohlthätiges Wirken auf einen größeren Menschenkreis jenseits des Kleinen, der seine Familie um ihn bildet, verlebt er seine einsamen Tage und wird so das, was er ist. Man mag ihn bedauern, aber man kann ihn nicht schelten. Denn der Charakter seines Volkes ist ihm nicht durch sich selbst gegeben, sondern die Natur des Landes, die socialen Verhältnisse, die Beschäftigung (oder richtiger Beschäftigungslosigkeit), die bedeutenden Entfernungen von aller europäischen Cultur: das alles hat ihn nothwendigerweise also umgestalten müssen.... Ist es wahr, daß Einfalt glücklich macht, so hat der Boer sicher das höchste Glück erreicht; er hat alles, was er dazu braucht, er ist zufrieden.«

Wie im Oranje-Freistaat, so sind die Verhältnisse auch in Transvaal, einem Gebiete, das dreimal so groß ist, wie jener, d. i. circa 300.000 Geviertkilometer. In allen wesentlichen Zügen stimmen die Boern von Transvaal mit jenen am Oranje überein. Auch das Land trägt so ziemlich dasselbe Gepräge.

Der Boden ist sehr fruchtbar, und zahlreiche Flüsse, welche das Land nach allen Richtungen durchkreuzen, sowie die vielen Quellen, welche man überall findet, lassen an Wasser zur Bewässerung keinen Mangel. Das Klima ist der hohen Lage des Landes wegen sehr gesund, und im Sommer ist die Hitze durchaus nicht so drückend, als man nach der geographischen Lage voraussetzen könnte. Die Entfernungen zwischen den einzelnen Niederlassungen, Farms oder Kraalen, sind zwar beträchtlich und auch die Art des Reisens in den schweren Ochsenwagen ist nicht darnach, diese Entfernungen weniger fühlbar zu machen. Aber der reisende Boer, der mit allem wohl ausgerüstet ist, hat auf seinem Wanderzuge der Zerstreuung genug, wenn er bei seinem unerschütterlichen Gleichmuthe überhaupt einer solchen bedürfen würde. Jedes Rudel Antilopen, jeder schnell davon jagende Strauß, jedes stumpfsinnig grasende Gnu, jeder merkwürdig gestaltete Berg, und alle die wunderbaren Vögel und alle die in prachtvollen Farben schillernden Blumen, die dem Capgebiete besonders eigenthümlich sind, bringen Abwechslung genug in die ewige Monotonie des ewig blauen Himmels, den in der Regel kein Wölkchen trübt. Ludwig Holländer constatirt, daß man trotz der Gewißheit, auf Entfernungen von vielen Meilen das einzige menschliche Wesen zu sein, gleichwohl das Unbehagen einer drückenden Einsamkeit nicht empfindet.

Für den Europäer, der diese riesigen Einöden durchreist, hat namentlich die unglaubliche Fülle an Jagdwild seinen besonderen Reiz. Zunächst sind es Unmassen von Antilopen, die auf den weiten Ebenen der beiden Freistaaten, namentlich aber in Transvaal, leben. Ueberall sieht man sie zu hunderten; wo nur immer ein grüner Fleck ist, wimmelt es von schwarzen Punkten. Zuweilen sieht man herrliche Bläß- und Springböcke in nächster Nähe. Tausende leben auf diesen herrlichen Weidegründen, und werden nur zeitweilig aufgeschreckt durch den Knall der Büchse; dann ergießen sie sich wie ein Strom über die Abhänge. Man sieht ihrer oft 500 und darüber in wilder Flucht einherjagen. Dann gibt es wieder Stellen, wo 2000 bis 3000 Thiere grasen, und zwar alles durcheinander: braune Bläßböcke, Springböcke, Zebras, Gnus u. s. w.

Uebrigens darf man sich nicht vorstellen, daß in ganz Transvaal der Ueberfluß und Reichthum der normale Zustand sei. In den nordöstlichen Districten, d. h. jenen, welche an den Limpopo grenzen, kann ein trockener Sommer die Ansiedler

in arge Bedrängniß bringen. Für diese Region ist Trockenheit und Dürre überhaupt charakteristisch. Meist vergehen Jahre, ehe es einmal ausgiebig regnet, und ist dies der Fall, so geschieht es mit einer solchen Vehemenz, daß das Wasser, anstatt in den Boden zu sickern und denselben zu befruchten, mit rasender Schnelligkeit zu den Flüssen und in diesen zum Meere hinabläuft. Zwar ist diese Trockenheit die Ursache, daß das Klima der Capregion ein außerordentlich gesundes ist. Feuchtigkeit, schädliche Gase, Zersetzung animalischer und vegetabilischer Substanzen — die Quelle von vielen gefährlichen Krankheiten, kommen nicht vor. Wechselfieber sind völlig unbekannt.

Die übermäßige Trockenheit, die übrigens periodisch (man sagt: alle sieben Jahre) eintritt, hat indeß häufig die Hungersnoth im Gefolge. Hat es durch zwei Jahre nicht mehr geregnet, so sind die Getreidevorräthe der Farmer bald erschöpft, denn an eine Aussaat ist bei der herrschenden Dürre nicht zu denken, und Zufuhren sind unmöglich, da diese nämlich mittelst der bekannten Ochsenwagen erfolgen müßten, die Thiere aber wegen Wasser- und Futtermangel hinsterben. »Eithner famine or feast« — entweder Hungersnoth oder Ueberfluß — ist ein Wahrwort für Südafrika. Es gibt nur Gegensätze, keine Uebergänge. Auch in dieser Beziehung herrscht eine Einförmigkeit, die ganz zu den übrigen Verhältnissen paßt. Einförmigkeit in allen Lebenslagen, gleichmäßig und einförmig aussehendes Land, gleiche Charaktere, gleiche Gedanken, gleichförmige Bestrebungen, ein in allen Kreisen gleichförmiges Haschen nach Behaglichkeit — Monotonie überall: das ist der Grundzug des Landes.

Freilich haben solche Zustände und Verhältnisse den Uebelstand, daß sie dem Europäer den Aufenthalt in Südafrika gründlich verleiden. Nach der Ansicht eines bewährten Kenners, wird sich am glücklichsten und zufriedensten der stets ruhig fortarbeitende Handwerker und jener Kaufmann fühlen, der nur darauf erpicht ist, sich allmählich ein kleines Vermögen zu erwerben, und dem der kleine Kreis, der ihn umgibt, und die einfachen Verhältnisse, in denen er sich bewegt, vollkommen genügen. Er wird dann das Leben in Südafrika angenehm finden und jedenfalls sich eines besseren Gehabens erfreuen, als bei gleicher Thätigkeit in Europa. Selbst bei mäßiger Arbeit hat er keine Concurrenz zu befürchten und das Wohlergehen einer großen heranwachsenden Familie wird ihm keine Sorge bereiten.

Daß Südafrika, namentlich das Transvaalgebiet, ein Eldorado für Jäger ist, wurde bereits flüchtig berührt. In neuester Zeit hat jene entlegene Region auf Europäer, welche Hang zu Abenteuern haben, noch dadurch an Anziehungskraft gewonnen, daß es als Fundstätte von Gold und Diamanten die Möglichkeit bot, über Nacht zu ungeahnten Reichthümern zu gelangen. Wie so oft bei solchen Anlässen, folgte auch hier der freudigen Hoffnung die Enttäuschung auf dem Fuße. Die von dem deutschen Afrikareisenden Carl Mauch im Norden des Transvaalgebietes entdeckten Goldlager erwiesen sich als geringwertig. Etwas besser ist es mit den Goldfeldern bei Lydenburg und bei Maraba's Stadt, welche reichen Gewinn abwerfen sollen, bestellt.

Ein wahres Unternehmungsfieber hat seinerzeit die Nachricht von der Entdeckung ergiebiger Diamantenlager in Europa hervorgerufen. Der erste Diamant wurde im Jahre 1867 bei Hopetown am Oranjestrome gefunden. Bald aber stieß man auf ganze Diamantenfelder zu beiden Seiten des Vaalflusses und im West-Griqualande. Die Engländer ließen nicht lange auf sich warten und legten Hand auf die Diamanten-Fundorte, welche im Griqualande lagen, nachdem sie zuvor einen (beiläufig bemerkt, sehr fragwürdigen) historischen Besitztitel geltend gemacht hatten. Als der Afrikareisende Dr. Emil Holub im Jahre 1872 zum erstenmale in die Diamantenfelder kam, wimmelte es dortselbst von Abenteurern. Die Sicherheit des Eigenthums und selbst des Lebens waren ziemlich problematisch. »Den Uebelthätern konnte man aber umso weniger beikommen, als die meisten nach vollbrachter That das Weite suchten und in einer halben Stunde von den Central-Diamantenfeldern (Dutoitspan) aus, den Oranje-Freistaat erreichten, wo sie vollständig geborgen waren, da die Regierung des Freistaates den Engländern noch immer ob der Annectirung von West-Griqualand (d. h. eben der Diamantenfelder) grollte und sich deshalb auch nicht bemüssigt hielt, der englischen Polizei hilfreich die Hand zu bieten.«

Diese Verhältnisse änderten sich, als England den verkürzten Nachbarn eine größere Entschädigungssumme zahlte. Nun traten alsbald geregeltere Verhältnisse ein. Viele der herbeigeströmten Abenteurer aber fühlten sich enttäuscht, und da sie die schwere Arbeit scheuten, verlegten sie sich aufs Stehlen und Wegelagern — ein Zustand, der für die Polizei der Capcolonie wenig schmeichelhaft ist. Ans Fortgehen dachten aber die Strauchritter umsoweniger, als von Zeit

zu Zeit dennoch ein kostbarer Fund gemacht wurde, der die eingeschrumpften Hoffnungen von Neuem belebte. Auch kam es vor, daß auf einem »Claim«, den der erste Besitzer nach langer erfolgloser Arbeit verlassen hatte, sein Nachfolger einen bedeutenden Fund machte.


Boer und Zulu (s. S. 58).

Später trat eine Zeit ein, wo die Capdiamanten erheblich entwertet wurden. Der Grund hiefür lag zum Theile darin, daß betrügerische Personen Bergkrystall- oder Straßstücke in der den Diamanten eigenthümlichen Form anfertigen ließen, nach den Diamantengruben schafften und dort an unwissende Leute ver-

kauften. Solche gefälschte Diamanten nahmen nun ihren Weg zurück nach Europa und wurden hier als Falsifikate erkannt. Die Folge war, daß der afrikanische Diamantenhandel in einen schlechten Ruf kam, daß einmal geprellte Aufkäufer zu einer übergroßen Vorsicht sich veranlaßt sahen und nun wiederum sehr niedere Preise für die Steine boten.



Hottentottin.

Die Diamantenregion ist im Sommer außerordentlich heiß und obendrein wasserarm. Die Leute waren anfänglich vielen Entbehrungen ausgesetzt und es war zu verwundern, daß keine Seuchen ausbrachen. Dann aber wuchsen Hôtels aus der Erde und rasch zu Reichthümern gelangte Unternehmer umgaben sich mit allem erdenklichen Comfort und Luxus. In den Spielsälen fand sich bedenkliches Gelichter zusammen, welches unentgeltlich mit Champagner und den theuersten

Cigarren bewirtet wurde. Dadurch wurden die schlechten Leidenschaften noch mehr entfesselt, dem Laster in mannigfacher Gestalt Thür und Thor geöffnet. Wer in den Feldern Glück hatte, konnte das Gewonnene in den Spielhöhlen wieder verlieren. Zu dem Diamantenfieber gesellte sich die Spielwuth, die Arm und Reich gleich mächtig ergriff und jede normale Arbeitsthätigkeit unmöglich machte. Um aber überhaupt von der Sache etwas zu haben, wurden von den Arbeitern unsinnige Löhne verlangt. Ein Arbeiter, der sich Zimmermann nannte, weil er die Fähigkeit besaß, einen Nagel in ein Brett zu schlagen, war unter einem Livre Sterling pro Tag nicht zu bekommen u. s. w.

Die Diamantenfelder sind entweder »River-Diggings« (Flußgruben) oder »Dry-Diggings« (trockene Gruben). Die ersteren erstrecken sich nördlich des Vaalflusses auf vielleicht mehr als hundert englische Meilen, haben sich aber bisher nur in eng begrenzten Gebieten als lohnend erwiesen. Die Hauptfundorte sind meistens an Stellen, wo der Fluß eine Biegung macht und wo namentlich am äußeren ausgehöhlten Ufer sich ein Conglomerat von gewöhnlichen Flußablagerungen, thoniger Erde, Kieseln, Blöcken von einer Art von Thonschiefer, häufig auch von Achaten, Granaten, Bergkrystallen u. s. w. findet. Das Waschen selbst ist höchst einfach; der Grund wird ausgegraben, mit Ochsenkarren nach dem Flusse gefahren, dort in einer Art Wiege mit einem groben und einem feinen Siebe verwaschen und dann auf einer Tafel ausgebreitet und sortirt.

Die Dry-Diggings sind hauptsächlich auf Dutoitspan und Umgebung (Kimberley) beschränkt. Die Formation in dieser Gegend ist entschieden vulcanisch und viele der von den Bergkuppen eingeringten Ebenen sind unzweifelhaft alte Krater. Diese Ebenen neigen sich alle ein wenig nach der Mitte hin und bilden dort, wenigstens während der Regenzeit, Teiche. Dieser niedrigste Punkt der Ebene ist wieder von einer mehr oder weniger vollständigen Erhöhung, einer Art Wall, umgeben, und diese Wälle (Kopjes) sind die Fundorte von Diamanten in den Dry-Diggings. Die Kopjes selber haben folgende Formation: die Mitte der Anhöhe besteht bis zu einer Tiefe von etwa 25 Meter aus einer Masse von verwittertem Schiefer, mit Basalt, Eisenstein u. s. w. Ein verticaler Durchschnitt durch diese Masse gibt ein buntes Bild; zu oberst ist eine Lage von rothem Sand mit einer Menge eingestreuter Granaten und Achaten; dann folgt eine Schichte von bröckeligem weißen Kalkstein und eine Art Conglomerat, zuletzt

die sogenannte »harte Bank«, mit einer oberen Lage von schwarzen runden Knollen. Zwischen diesen werden die meisten Diamanten gefunden.

Die Eröffnung einer Diamantengrube geschieht in folgender Weise: ist ein neuer Fundort entdeckt worden, so wird in einer von mindestens hundert Personen unterzeichneten Eingabe an den Regierungscommissär der Capcolonie um die Concession zum Betriebe der Fundstätte nachgesucht. Hierauf nimmt die Behörde Besitz von der Fundstätte, läßt sie vermessen und theilt sie in Felder (Claims), die 30 Fuß lang und ebenso breit sind. Diese Claims werden nun an diejenigen Personen abgegeben, die den ersten Anspruch darauf erheben. Die Abgabe beträgt 10 Schilling pro Monat. Der Concessionär kann sein Feld beliebig ausbeuten oder verpachten; das Feld selbst aber darf bei Strafe des Verlustes der erworbenen Rechte nicht länger als eine Woche unbearbeitet bleiben. Claimverkäufe finden auch in Antheilen statt. Vor einiger Zeit wurde ein Achtel Claim mit 400 Livre Sterling bezahlt, allerdings in einer Zeit des höchsten Speculationsfiebers, das sich seitdem bedeutend abgekühlt hat. Für den Betrieb der Diamantenfelder war es ein bedeutender Abbruch, als die Thatsache bekannt wurde, daß im Norden des Transvaalgebietes Goldfelder entdeckt wurden. Viele hunderte von Diamantengräbern verließen ihr bisheriges Arbeitsfeld, um ihr Glück bei dem aufgefundenen Mammon zu versuchen.

Nachdem wir nun mit den allgemeinen Verhältnissen des Capgebietes uns ziemlich vertraut gemacht haben, erscheint es an der Zeit, der dortigen Eingeborenen, ihrer Rassenzugehörigkeit und ihrer Lebensverhältnisse zu gedenken.... Von den drei wollhaarigen Rassen — Hottentotten, Kaffern und Negern — bewohnen zwei (die beiden ersten) den Süden von Afrika. Dennoch sind sich die beiden ersten Rassen (die allein hier in Betracht kommen) nicht gleich; die Hottentotten gehören nämlich dem »büschelhaarigen«, die Kaffern dem »fließhaarigen« Zweige an. Will man die Verbreitungsgebiete der Rassen begrenzen, dann hat die Trennungslinie etwa folgenden Verlauf: vom Ostende der Südküste (etwa bei Port Elizabeth) gerade nordwärts über die Stormberge, den Oranjefluß querend bis Bloemfontein, der Hauptstadt des Oranje-Freistaates, dann — immer nordwärts — bis zum Vaalflusse. Hier wendet die Grenze scharf nach Westen, fällt hierauf mit der Nordgrenze des West-Griqualandes so ziemlich zusammen, wendet dann wieder nach Norden, das südafrikanische Hinterland mitten durch-

schneidend, um im Bereiche des Ngamisees westwärts, dann zurück nach Süden zu wenden und endlich das Dama-Land (Hererogebiet) fast kreisförmig zu umziehen. Dadurch erscheinen die Herero, welche Kaffern sind, von den übrigen Blutsstämmen vollkommen abgetrennt. Von der Küste sind die Herero durch einen schmalen, mit Hottentotten besetzten Streifen geschieden.

Ein flüchtiger Blick auf die Karte genügt, um sofort zu erkennen, daß beide Rassen so ziemlich die gleiche räumliche Verbreitung haben. In der Westhälfte von Südafrika bis zum atlantischen Küstenstrome Cunene, d. h. bis zum 19.° Südbreite, siedeln die Hottentotten und ihr Zweigstamm, die Buschmänner, letztere in Horden zerstreut, bis zum Zambesi und wahrscheinlich noch höher hinauf. Neben der Büschelhaarigkeit unterscheidet den Hottentotten nichts so sehr vom Kaffern, als die Hautfarbe. Dieselbe ist nämlich bei ersterem eine gelblich-braune, mit einem röthlichen Anfluge im Gesichte. Die schmale, etwas vorstehende Stirne schließt ein plattes, mit kleinen Augen, breiter stumpfer Nase, starken Backenknochen und schwulstiger Lippe bedachtes Gesicht ab. Das Haar ist rauh, grob und stark gekräuselt; es wächst in getrennten Büscheln auf dem Kopfe, welcher dadurch das Aussehen einer zerzausten Bürste hat. Von diesem Typus unterscheidet sich jener des Buschmannes insoferne, als hier die Gestalt viel kleiner, ja geradezu zwerghaft ist, der Kopf eine unförmige, stark nach hinten verlängerte Gestalt zeigt, und der untere Theil des Gesichtes sehr stark hervorgezogen erscheint. Die großen unförmlichen Ohren, die kleinen, unsteten, tief in den Höhlen liegenden Augen, verleihen dem Gesichte einen affenartigen Ausdruck.

Die Hottentotten sind seit langem im Aussterben begriffen. Sie sind der Rest einer Rasse, über deren Rolle im afrikanischen Völkerleben der Vorzeit wir keine Kunde haben. Auf der tiefsten Stufe menschlicher Gesittung stehend, ist an ihnen — was vielleicht mit der thierischen Natur dieser Rasse im Zusammenhang stehen mag — eigenthümlich, daß sie äußerst scharfe Sinne besitzen. Die Spur eines verirrten Pferdes oder Ochsen aufzufinden, ist ihnen eine Kleinigkeit. Der Boden mag noch so hart oder felsig sein, das Gras mag noch so spärlich oder üppig stehen: der Hottentotte kommt niemals von der einmal ins Auge gefaßten Fährte ab. Ein umgerolltes Steinchen, ein geknickter Halm sind oft die einzigen Zeichen und genügen ihm, um mit unfehlbarer Sicherheit angeben zu können, von welchem Thiere die Spur herrühre und welche Richtung es

eingeschlagen. Er ist in der Regel auch ein treuer Diener, der jahrelang bei einem Herrn aushält, wenn ihm nur zeitweise die nöthige Tracht Prügel — ohne welche er keinen Respect kennt — verabreicht wird. Völlig unbrauchbar wird er nur, wenn er Gelegenheit findet, sich zu betrinken. Dort, wo die Hottentotten (wie im Capgebiet) mit der Civilisation in Berührung kommen, theilen sie das Schicksal mit so vielen anderen Naturvölkern. Sie verkommen, gehen an Syphilis, Scrophulose, Tuberculose und an den Folgekrankheiten der Trunksucht zu Grunde.

Daß der Unterschied zwischen dem »civilisirten« und dem in seiner angestammten Urwüchsigkeit lebenden Hottentotten ein sonderlich großer sei, wäre schwer zu behaupten. Der erstere hat vor dem letzteren voraus, daß er in Hosen von gegerbtem Leder steckt und einen großen Krempenhut auf den Kopf stülpt. Die wenig zarte Haut der Hottentottin verträgt sogar einen Lederrock. Sie ist entschieden dem Buschweibe voraus, das meist nur ein Fellläppchen anlegt. Will sich letzteres vor rauhem Wetter schützen, und ist ein größeres Stück Fell gerade nicht zur Hand, so gräbt sich das zarte Geschöpf in den vorher durch Feuer erhitzten Sand. Die Hottentottenweiber finden großen Gefallen an dem Bemalen des Gesichtes, das sie in ausgiebiger Weise mit rother Erde oder Kohlenpulver bewirken. Trotz ihrer sonstigen Anspruchslosigkeit verschmähen sie keineswegs den Parfum, und als solcher figurirt unter ihnen ein aus den Blättern einiger Diosma- und Crotonarten gewonnenes Pulver.

Das Heim einer Hottentottenfamilie ist eine bienenkorbförmige Reisig- oder Mattenhütte, ohne Kamin- oder Fensteröffnung. Die Matten, ein verhältnißmäßig ganz vorzügliches Geflecht aus Mimosenrindenfasern, entsprechen ihrem Zwecke, im Sommer die Luft durchzulassen, in der nassen Jahreszeit aber den Regen abzuhalten, vollkommen. In der Mitte der Hütte befindet sich ein niederer Herd aus übereinander gelegten Steinen zur Aufstellung des Kochtopfes. Mehrere solcher Hütten bilden einen »Kraal«, und zumeist auch einen besonderen Stamm, dem ein Häuptling vorsteht. Der Hottentotte ist am glücklichsten, wenn er nichts zu arbeiten braucht, was ohnedies der normale Zustand ist. Ist er zur Arbeit gezwungen, so gestattet er sich möglichst lange Ruhepausen, in denen er sich dem Trunke, oder Genusse starker narcotischer Mittel ergibt. Die Lieblingsgetränke sind das Honigbier und eine Art von Branntwein, der aus süßen Beeren

bereitet wird. Tabak ist namentlich von den Weibern gesucht; selbst während des Säugens kräftigt sich die Mutter durch fleißiges Rauchen und sie läßt auch zeitweilig das Kind, sofern es unruhig wird, von dem köstlichen Kraute kosten.

Ueber das Geschlechtsleben der Hottentotten ist wenig Erbauliches zu berichten. Zwar das Kind erfährt eine ziemlich fürsorgliche Pflege, die aber nur so lange anhält, bis es der Säugung durch die Mutter nicht mehr bedarf. Das junge Mädchen wächst fast unbeachtet heran; es trägt bis zu seiner Vollreife die denkbar einfachsten Toilettegegenstände, nämlich nur einige Ringe an Arm- und Fußgelenken und irgend eine Halsschnur mit daran befestigtem Amulete. Als reife Jungfrau aber wird an ihrem Aeußern dadurch eine weitgehende Umwandlung bewirkt, daß der splitternackte Körper nun in einen verzierten Pelz oder in ein Fell gehüllt wird. Mit der Volljährigkeitserklärung ist auch ein Fest verbunden, das drei Tage nach dem Bekleidungsacte stattfindet.... Die Hottentottenjungfrau ist nun heiratsfähig und an Freiern kann es ihr nicht fehlen. Der Jüngling, dem sie in die Augen sticht, entdeckt sich vor allem seinem Vater, der sich dann mit dem Werber in die Hütte des Vaters der Braut begibt. Hier werden gleichgiltige Dinge besprochen, hauptsächlich aber dem Genusse des Tabakrauchens gefröhnt, wenn sich hiebei die Stimmung animirter gestaltet, bringt der Werber oder dessen Vater den eigentlichen Grund des Besuches zur Sprache. Erfolgt die Einwilligung, dann geht alles seinen raschen und glatten Lauf. Schon nach dem Verlobungsschmause sind die Beiden ein Paar. Eine Hottentottenjungfrau, die sich des Morgens noch vereinsamt fühlte, kann Mittags unerwartet geworben und Nachmittag Gattin sein — ein Uebergang von verschämter Jungfräulichkeit zum vollen ehelichen Glücke, der an Raschheit gewiß nichts zu wünschen übrig läßt.

Die Dauer dieses Glückes scheint allerdings nicht von Belang zu sein, denn wie bei allen Naturvölkern, spielt auch bei den Hottentotten das Weib die Rolle der Magd, des nützlichen und unentbehrlichen Hausmöbels. Auf der Wanderung verrichten die Weiber förmliche Lastthierdienste, indem sie neben ihren Kindern noch allerlei Hausgeräth zu schleppen haben. Dabei sind sie allen erdenklichen Rohheiten seitens der Männer ausgesetzt, wodurch die Hottentottinnen zu schüchternen, zaghaften und zumeist auch kränklichen Wesen werden, die früh altern oder dahinsiechen. Bei solcher Ueberbürdung des Weibes wäre

die Polygamie — die eine Theilung der Arbeit zur Folge haben müßte — noch eine Wohlthat. Der Hottentotte begnügt sich aber in der Regel mit einer Frau; Mangel an ausreichenden Subsistenzmitteln einerseits, und die angeborene Trägheit anderseits sind die Gründe für solche Enthaltsamkeit. Die Weiber altern entsetzlich schnell. Mit 25 Jahren bedecken bereits dichte Runzeln das Gesicht, das dann mit rother Erde und Kohlenstaub täglich frisch bemalt wird.

Von seinen Gewaltthätigkeiten gegenüber dem Weibe abgesehen, ist der Hottentotte im Großen und Ganzen ziemlich gutartig und gutmüthig und weiß besonders gut mit Kindern umzugehen, die sich in der Regel sehr zu ihm hingezogen fühlen, wenn sie auch von ihm all den ekelhaften animalischen Unrath, Ungeziefer u. s. w., mit dem jener behaftet ist, übertragen bekommen. Denn der Hottentotte wäscht sich höchst selten und dicke Schmutzflecken bedecken in dicken Ringen das Gesicht und den Körper. Was von dem heimtückischen Charakter und den mordlustigen Neigungen des Hottentotten in früherer Zeit erzählt wurde, oder vielleicht heute noch erzählt wird, gehört in das Gebiet der Fabel. Freilich hören wir solch günstiges Urtheil von Reisenden, welche nur mit den Hottentotten des Capgebietes Bekanntschaft gemacht haben, nicht aber mit der großen Masse dieses Volkes, das den Raum außerhalb des genannten Gebietes und westlich der großen Kalahariwüste besiedelt. Auch mag der üble Ruf, in welchem die Buschmänner stehen, ihre Verwandten — die Hottentotten — in Mitleidenschaft gezogen haben.

Ueber die Stellung der Hottentotten zu den benachbarten Rassen, beziehungsweise über ihr älteres Verbreitungsgebiet, bestehen nur Vermuthungen. Allgemein wird angenommen, daß die Invasion der Bantuvölker, speciell der Kaffernrasse, von Norden her die Hottentotten nach und nach aus ihren Wohngebieten, die das ganze südliche Afrika umfaßten, gegen die Westküste hin gedrängt habe. Der in Fachschriften viel genannte Missionär Theophilus Hahn gibt dem Zusammenprall die Bedeutung eines Rassenkrieges und zwar eines doppelten. Zunächst entwickelte sich der Kampf ums Dasein zwischen der »gelben« und »schwarzen« Rasse, worauf der Bruderkrieg innerhalb der ersteren, d. h. zwischen Hottentotten und Buschmännern sich entspann. Darnach wäre also die gelbe Rasse in Südafrika nicht heimisch, wie denn auch geltend gemacht wird, daß der Einfluß derselben auf die im gleichen Gebiete siedelnden Kaffern seit jeher ein außerordentlich geringer war.

So viel ist gewiß: die Hottentotten sind eine große ethnologische Merkwürdigkeit. Sie sind es sowohl hinsichtlich ihres allmählichen Dahinschwindens, wie in Bezug auf ihre Sprache, die ein selbständiges, mit keiner anderen, weder afrikanischen noch asiatischen Sprache verwandtes Idiom bildet. Als die europäischen Colonisten das Capgebiet besetzten, war der Hottentottenstamm noch ziemlich groß und schied sich in zahlreiche Stämme. Dann aber begann bald ein grimmiger Ausrottungskrieg der Weißen gegen die Eingeborenen. Die Ver-



Fingokaffern. Tambookiekaffer.

tilgung der letzteren wurde sozusagen systematisch betrieben: zuerst von den Holländern, dann von den Engländern. Sie betrieben das sogenannte »Commandosystem«, mit welchem Euphemismus man jene gräulichen Menschen-Treibjagden umschrieb. Um das philanthropische Gewissen — mit welchem es bei den Engländern bekanntlich nicht weit her ist — zu beschwichtigen, suchte man äußere Anlässe, um einzuschreiten. Kleine Räubereien oder Viehdiebstähle (die im Capgebiet, beiläufig bemerkt, noch heute an der Tagesordnung sind, namentlich bei den Ba-Sutos und den Kaffern) veranlaßten die Absendung von Truppenabtheilungen, welche sich die größten Grausamkeiten zu Schulden kommen ließen.

Konnte man der Schuldigen nicht habhaft werden, so wurde einfach der nächstbeste Kraal bei Nacht umstellt, und bei anbrechendem Tage, sobald die Eingeborenen ihre Hütten verließen, auf die Wehrlosen geschossen. Weiber und Kinder schleppte man in die Sclaverei, das Vieh wurde als gute Beute mitgenommen.

Von Zeit zu Zeit aber fanden die biederen Colonisten einen ebenbürtigen Gegner, der ihnen viel zu schaffen machte. Ein solcher, in den älteren Chroniken



Regenmacher. Doctor. Krieger.
Zulukaffern.

vielgenannter Widersacher des holländisch-englischen »Civilisationswerkes« war ein gewisser Jager Afrikaner — der Schrecken des ganzen Capgebietes. Expeditionen, die man gegen ihn aussandte, schickte er decimirt nach Hause. Schließlich ließ er sich taufen und nun wurde dieser Triumph der »Geisteserleuchtung« von den muckerischen Zionswächtern weidlich ausgenützt, um für den »Helden des Tages« einzutreten. Wie in unseren Tagen der Zulukönig Cetewayo, wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der in Capstadt auf-

getauchte Jager Afrikaner als ein Wunderthier angestaunt, von den höchsten Functionären ausgezeichnet und reich beschenkt. Der alte Held des Buschkrieges soll freilich — wie Hahn versichert — in dieser seiner neuen Lage großen Tact, unzweifelhaft größeren, als seine Panegyriker, an den Tag gelegt haben.

Wir haben früher erwähnt, daß die Sprache der Hottentotten eine große Merkwürdigkeit sei. Es fällt schwer, sich über diesen Gegenstand kurz zu fassen, da linguistische Excurse sich nicht in wenigen Sätzen abthun lassen. Zudem existiren über das Hottentottische sowohl Monographien, wie wissenschaftlich bedeutsame Abhandlungen, auf die wir hier leider nicht eingehen können. Besonders hervorgehoben mag werden, daß das Hottentottische eine Eigenthümlichkeit besitzt, welche man in keinem anderen Idiome wiederfindet. Es sind dies die berühmten »Schnalzlaute«, welche Th. Hahn wie folgt erläutert: Es gibt vier solcher Schnalzlaute. Der erste »macht den Eindruck eines Peitschenklapps und entsteht, wenn man die Zunge an den hinteren Gaumen legt und dann, die Luft einsaugend, abzieht.« Der zweite klingt, »wie wenn man einen Pfropfen aus der Flasche zieht, und wird gebildet durch ein Abstoßen der Zunge von dem vorderen Gaumen.« Der dritte soll unserer Interjection des Bedauerns ähneln und wird »mit der Zunge vorne an den Zähnen gebildet«. Der vierte »entspricht dem Laute, mit dem man die Pferde zum Laufen reizt und wird mit der Zunge an den Backen gebildet«. Alle diese Schnalzlaute erscheinen nur im Anlaute des Wortes und nur vor Vocalen und Gutturalen. Wie man von diesen inspirirten Lauten unmittelbar zur Aussprache von gewöhnlichen Lauten expiratorischer Bildung übergehen könne, bleibt für den, der sie nicht selbst sprechen gehört hat, ein unlösbares Zungenproblem.

Mit diesen linguistischen Bemerkungen beschließen wir unsere Mittheilungen und gehen nun auf den zweiten Völkerzweig, der »büschelhaarigen« Afrikaner — die Buschmänner — über. Der Name rührt von den ersten Colonisten her, denn in den ältesten Chroniken des Caplandes heißen sie Bosjesman, Bosmaneken, Bosusman, Buschman, auch »Bos en land Stroogers«, d. h. Strolche oder Gaudiebe. Sie selber nennen sich Saan, während ihnen die Kaffern den Namen Abatoa, »Bogenmänner«, gegeben haben. Die Buschmänner sind nämlich ausgezeichnete Bogenschützen und bedienen sich fast nur kleiner vergifteter Pfeile, die unter ihren grimmigsten Verfolgern, den Kaffern,

seit jeher heilsamen Schrecken verbreitet haben. Nur diesem Umstande verdanken die Saan ihre Erhaltung im Kampfe ums Dasein, während die Hottentotten, welche sich nicht auf die Bereitung des Pfeilgiftes verstehen, niemals über ihre Gegner triumphirt haben.

Mit Recht bemerkt Th. Hahn, daß der physische Typus des Buschmannes sich niemals mit unserem Begriffe vom Schönheitsideale vereinigen lassen werde. Ueber diesen physischen Typus sagt Fritsch, der ausgezeichnete Kenner südafrikanischer Völker: »Abgesehen von seiner kleinen Figur, wird der Buschmann gekennzeichnet durch den unförmlichen Kopf, welcher auf dem Scheitel deprimirt und stark nach hinten verlängert erscheint; die Backenknochen sind weniger hervortretend als beim Hottentotten, indem sich der Kopf in der Schläfengegend verbreitert und der Unterkieferwinkel stärker hervortritt; die Nase ist flach, der untere Theil des Gesichtes sehr stark hervorgezogen. Die großen, unförmlichen Ohren, sowie die kleinen, unsteten, tief in den Höhlen liegenden Augen, tragen nicht dazu bei, die Schönheit dieser Leutchen zu erhöhen, und geben dem Gesichte den affenartigen Ausdruck.« Den sonst proportionirten Körper verunstaltet der aufgetriebene Bauch, eine Folge der unregelmäßigen Lebensweise; denn nachdem der Buschmann geraume Zeit den Leib mit dem Hungergurt geschnürt hat, kennt er nach glücklicher Jagd kein Maß, und befrißt sich bis zum Zerplatzen. Merkwürdig ist die enorme Conservationskraft dieser Leute; es ist wiederholt beobachtet worden, daß bei einer reichen mehrwöchentlichen Kost der Buschmann sich fett und rund mästet; bei den Weibern zieht sich das Fett in das Gesäß, eine Eigenthümlichkeit, die sie mit den Hottentottinnen theilen.

Die Bekleidung des Buschmannes ist höchst einfach, denn sie besteht in der Regel blos aus einem Fellläppchen. Bei kaltem Wetter wirft er einen Pelz aus Schaf- oder anderen Thierfellen um, der ihn indeß kaum vor den Unbilden des Wetters schützt. Fehlt ihm der Pelz, so erhitzt er den Boden in der Länge seines Körpers, mischt den erhitzten Sand mit kühlerem, scharrt sich darin ein und schläft ebenso sanft, wie ein König in den Eiderdunen. Trotz des geringen Bedürfnisses, sich zu kleiden, ist der schmierige Bursche eitel und putzsüchtig. Dem Principe vieler Naturvölker gemäß, daß »Schmutz wärmt«, weicht der Buschmann dem Waschwasser sein ganzes Leben lang aus. Aber den Kopf muß er mit Vogelfedern schmücken und den Körper mit rother Erde oder Kohlen-

staub beschmieren, um sich — wie er glaubt — ein gefälliges Aussehen zu geben. Etwas reicher gehen die Frauen gekleidet, welche nach Art der Hottentottinnen ihre Hüften mit einem Fell bekleiden und Arme und Beine mit Messing- oder Eisenringen, oder mit Lederriemen und getrockneten Därmen schmücken.

Da der Buschmann ein herumstreifender Jäger ist, hat er in den seltensten Fällen einen festen Wohnsitz. Er bettet sich unter überhängenden Felsen, oder in Spalten, oder kriecht in eine Höhle. Ueberrascht ihn die Nacht in ebenem Terrain, so begnügt er sich mit einem trockenen Rinnsal, oder mit dem verlassenen Bau eines Ameisenbärs. Auch ein Gebüsch kann zur Noth eine Wohnung für eine ganze Familie abgeben, wenn es mit Gras gepolstert und mit Moos ausgefüttert wird. Der »Karos« (Pelz) dient dann als gemeinsame Decke, unter der eine oft vielköpfige Familie, wie in einer Häringstonne zusammengepfercht liegt. Hat der Buschmann aber in einem ergiebigen Jagdgebiete ein Standquartier erwählt, dann weiß er sich, trotz seiner angeborenen Faulheit, zu helfen. Er führt Steinmauern auf und umgibt den Rohbau mit Gräben, die als concentrische Ringe sein Heim gegen unvorhergesehene Angriffe von Menschen und wilden Thieren schützen. Die Gräben starren am Boden von spitzen, vergifteten Pfählen und sind sorgfältig mit Zweigen, Laub und Sand überdeckt, so daß jede Spur von Menschenarbeit verschwindet. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn man hört, daß nicht selten Buschmänner in die Gruben fallen, die sie für andere graben.

Als Waffe bedient sich der Buschmann des Speeres (Assagai) oder vergifteter Pfeile. Für die Jagd auf kleinere Thiere hält er übrigens unvergiftete Pfeile bereit; für größeres Jagdwild wird schwaches Pfeilgift und nur für den Kampf mit den großen Raubthieren und den Menschen wendet er das schnell tödtende Gift an, welches die Buschmänner weit und breit gefürchtet gemacht hat. Die Pfeilspitzen zu dem letztgenannten Zwecke haben die Einrichtung, daß sie unmittelbar unter ihrem oberen Ende stark eingekerbt sind, so daß sie in der Wunde beim Herausziehen des Geschosses unfehlbar abbrechen und jede Rettung vor dem Tode unmöglich ist. Ueberhaupt wendet der Buschmann auf die Bereitung der Gifte eine Ausdauer und einen Scharfsinn an, die einer besseren Sache wert wären. Ein Köcher enthält in der Regel 70 bis 80 der gefährlichen Geschosse,

doch gebraucht sie der Buschmann nur im äußersten Nothfalle, da die Bereitung des Eisens zu Pfeilspitzen, ohne Feuer und Schmiedevorrichtungen, äußerst mühsam und zeitraubend ist.

Zuweilen fühlen die herumziehenden Jäger das Bedürfniß, größere Beute einzubringen, und sie vereinigen sich dann zu diesem Zwecke zu größeren Trupps, um zwei meilenlange Pallisadenzäune herzustellen, die nach einem bestimmten Punkte divergiren. Dort wird eine riesige Wolfsgrube gegraben und mit Spitzpfählen versehen. Nun machen sich einige hundert Jäger auf den Trieb und jagen das Wild meilenweit nach der convergirenden Seite der Pallisadenwände. Ungeheuere Mengen von Wild rasen die verhängnißvolle Bahn hinab. Anfangs haben sie noch Raum, allmählich aber gelangen sie auf der Flucht infolge der Divergenz der Pfahlwerke in den engen und engsten Abschnitt, bis die ersten Thiere den Boden unter sich verlieren und in die Tiefe stürzen. Die nächsten Opfer stutzen, bemühen sich umzukehren, werden aber von den nachdrängenden, durch das infernalische Gejauchze der, längs beider Pallisaden vordringenden Jäger scheu gemachten Thiere in die Grube gedrängt. Das Angstgebrüll und Todesröcheln des bereits gefangenen Wildes macht den Rest, der in der angefüllten Grube keinen Platz mehr findet, stutzig und vor Schrecken so zahm, daß man die Thiere mit Knütteln erschlagen kann.

Solche Wildheit und Grausamkeit muß selbstverständlich auf den Charakter der Jäger rückwirken. Man hat dann den Schlüssel zu manchen Erscheinungen und begreift auch, wie schwer es fällt, auf so niederer Stufe der Cultur stehende Menschen für eine menschenwürdige Existenz zu gewinnen. »Wenn wir die Bewohner Südafrikas — sagt Fr. v. Hellwald — nicht nach dem Maße ihrer Fähigkeiten und Anlagen, sondern nach dem Maße der Cultur, die sie besitzen, eintheilen, so nehmen die Buschmänner sicherlich die letzte Stelle ein. Der Buschmann hat kein Haus und keinen Hof, keinen König und kein Vaterland, er hat kein Vieh, nicht eine Kuh, noch eine Ziege nennt er sein, und hat außer dem Hunde und der Laus im Pelze nie ein Hausthier besessen. Mit einigen halbwilden Hunden streift er im Gefilde umher, selber einem Wilde des Feldes zu vergleichen. Und in der That leben die Saan wie ein gehetztes Wild; die Matabele z. B. halten sie für vogelfrei und Europäer und Kaffern bekriegen sie wie Raubthiere. Wegen ihrer Räubereien lebten die Buschmänner mit ihren

Nachbarn von jeher auf dem Kriegsfuße«.... Seinem Charakter nach gleicht der Buschmann einem reißenden Thiere. Er ist feige und grausam und thut so viel Böses als er kann. Gleich dem reißenden Thiere verlegt er sich Tag für Tag auf das Stehlen und Rauben, ergibt sich dem Morde, eignet sich fremde Weiber an: kurz, begeht Acte, die der menschlichen Natur unzulässig sind, ohne daß er eine Ahnung von dieser Unzulässigkeit besäße. Auffallend allerdings sind an dieser Rasse die künstlerischen Regungen. Feste Wohnungen pflegt er mit Malereien auszuschmücken und für Musik zeigt er einen fast leidenschaftlichen Sinn. Ein ausgehöhlter Kürbis mit zwei darüber gespannten Saiten genügt, um, wie Th. Hahn versichert, diesem primitiven Instrumente »leidliche Töne« zu entlocken.

Die zweite der beiden Rassen, welche sich in das südafrikanische Gebiet theilen, sind die Kaffernvölker. Sie bilden mit den Congovölkern die große Gruppe der Bantuvölker, welche von der Küste Natals bis zum Aequator hinauf, einschließlich der Küsten das Indischen und Atlantischen Oceans (an letzterer das Capland, Nama- und Dama-Land abgerechnet) innehaben. »Bantu« ist nur eine Collectivbezeichnung für sämmtliche Völkerstämme, die den angedeuteten Raum besiedeln und deren Grundtypus der Kaffer ist.... »Kaffer« ist sonach erstens ein ethnologischer Begriff, in dem er den ganzen Völkercomplex vom Cap bis an das Gebiet der Gala im Osten und vom Cuneneſtrom bis zum Congo im Westen, nebst dem dazwischen liegenden Süd- und Aequatorial-afrika umfaßt; »Kaffer« ist weiter ein ethnographischer Begriff, indem wir unter diesem Namen ein bestimmtes, im Süden Afrikas, östlich und nördlich der Hottentotten ansäßiges Volk meinen. Nicht zuletzt hat das Wort »Kaffer« auch eine sprachliche Bedeutung, und zwar insoferne, als es offenbar das arabische Wort »Kafir« (Ungläubiger) bedeutet. Die ethnische Verschiedenheit der Kaffern vom Neger prägt sich, abgesehen von der Sprache, hauptsächlich im Typus und im physischen Charakter aus. Der Kopf ist lang gestreckt, die Stirne gewölbt, die Nase nicht platt, sondern vorspringend, häufig auch gebogen. (Siehe Typus der Kopfleiste S. 27.) Der Unterkiefer ragt weit weniger hervor als beim Neger und die Backenknochen sind nicht so ausgeprägt, wie bei diesem. Die Hautfarbe durchläuft alle Nuancen vom Sepiabraun bis zum Schwarzblau, doch ist das letztere meist nur dort der Fall, wo Mischungen mit dem Negerblute statt-gefunden haben.

Unter Kaffern im engeren Sinne begreifen wir die Stämme, welche zwischen dem Zambesi und der Küste von Natal siedeln. Sie sind vorwiegend ein Nomadenvolk, doch fehlt es, wie wir in dem nächsten Abschnitte sehen werden, im Innern von Südafrika nicht an festgefügten Staaten. Die Kaffern zeigen ein weit größeres Selbstbewußtsein, als die Neger; sie kennen weder die Sclaverei, noch jene unerhörte despotische Vergewaltigung, die so schwer auf den meisten sudanesischen Negerstaaten lastet. Das Militärregiment, wie es beispielsweise unter den Zulus, dem tapfersten der südlichen Kaffernstämme, besteht, verhindert keineswegs, daß der Einzelne eine gewisse persönliche Freiheit genießt, die im Rechte der freien Meinungsäußerung und dergleichen zur Geltung kommt. Alle Kaffern zeichnen sich aus durch Tapferkeit, Energie, durch eine gewisse Ritterlichkeit im Kampfe und gegenüber dem überwundenen Feinde. Sie sind mäßiger als die Neger, entschieden ehrlicher und mit einem unvergleichlich regerem Rechtsgefühl behaftet.

Das Familienleben der Kaffern beruht auf Polygamie. Sie ist, wie bei den meisten Naturvölkern, unbeschränkt, indem die Zahl der Weiber, die jeder Kaffer erwählt, nach dessen materiellen Mitteln sich richtet. Ein Ehehinderniß ist ferner die — Jugend. Bei den kriegerischen Gewohnheiten aller Kaffernstämme und bei dem Umstande, daß die Heerhaufen der Häuptlinge nur aus unverheirateten Männern bestehen, deren hohe Zahl also thunlichst erhalten bleiben muß, darf der heiratslustige Mann nur nach Einholung der Erlaubniß bei seinem Häuptlinge eine Frau heimführen. Da der Landbau als eine minder ehrenvolle Beschäftigung angesehen wird, bürden die Kaffern denselben den Weibern auf. Auch sonst ruhen alle täglichen Plagen auf den Schultern der letzteren. Sie haben keinen Zutritt in den Kreis der Männer, und nehmen demgemäß auch keinen Antheil an den Unterhaltungen derselben, welche in Rauch- und Schnupfgelagen bestehen, bei denen über Stammesangelegenheiten, Viehwirtschaft und selbst über höhere Politik fröhlich geschwatzt wird. Der Kaffer kennt weder einen Gott, noch Götzen; nur Talismane, Zauberer, Doctoren und Regenmacher, und glaubt an die Geister der Verstorbenen.

Ueber die einzelnen Stämme der Kaffernvölker können wir uns hier nicht einlassen, umsoweniger, als deren überwiegende Mehrheit im Innern von Südafrika siedelt, dessen Schilderung dem nächsten Abschnitte vorbehalten ist. Die Stämme im Osten des Capgebietes faßt man gewöhnlich unter der Bezeichnung

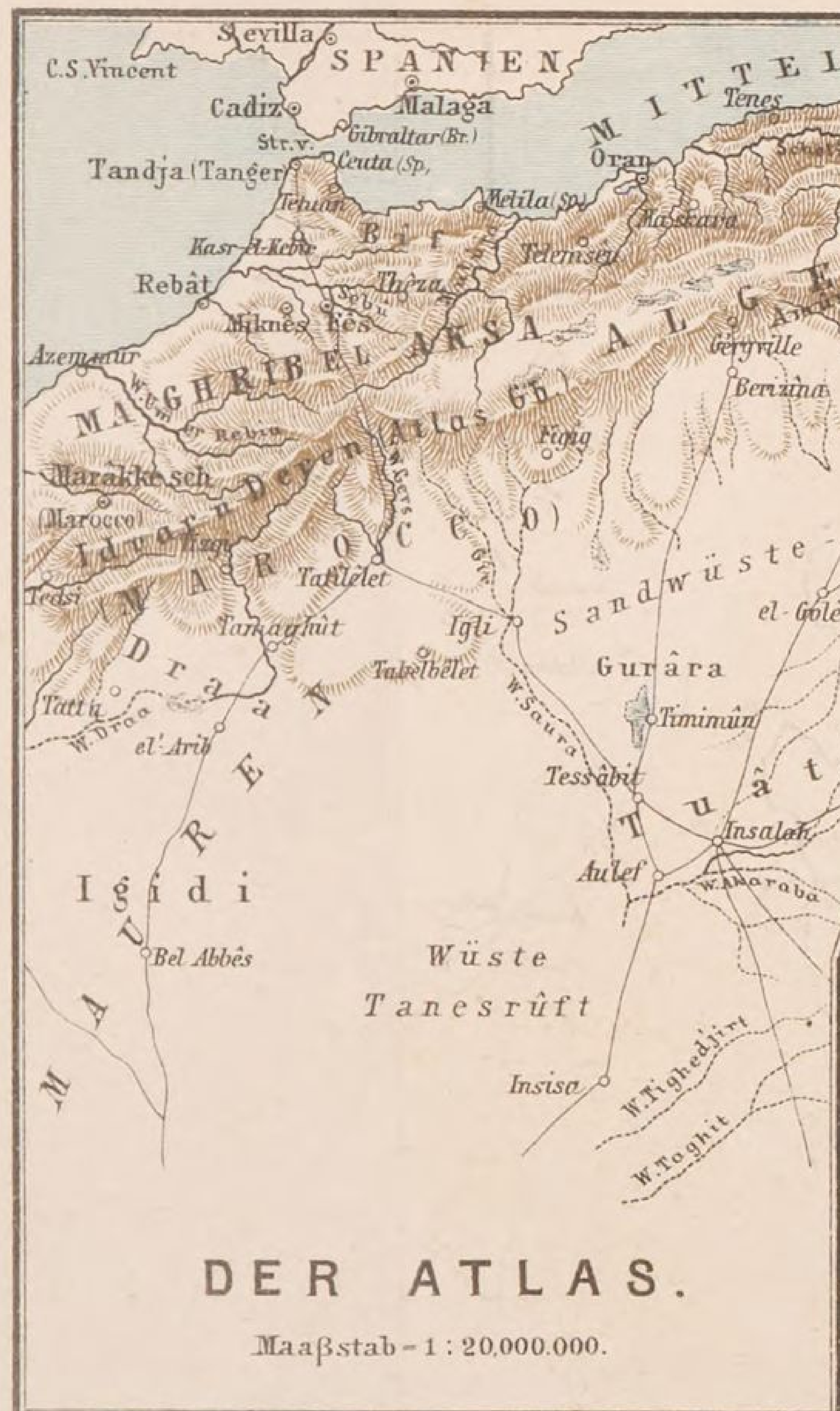
»Küstenkaffern« zusammen. In diesem Gebiete trennt das Drakengebirge die eigentlichen Kafferländer von den Bauernrepubliken, der Capcolonie, der Kalahariwüste und dem Groß-Namalande. An seinen himmelanstrebenden Felswänden bleiben die Regenwolken, welche der Monsun dem afrikanischen Continent zuführt, hängen und schütten ihr Füllhorn über Kafraria aus, während die westlichen Länder unter einer tropischen Sonnenglut nach Feuchtigkeit lechzen.



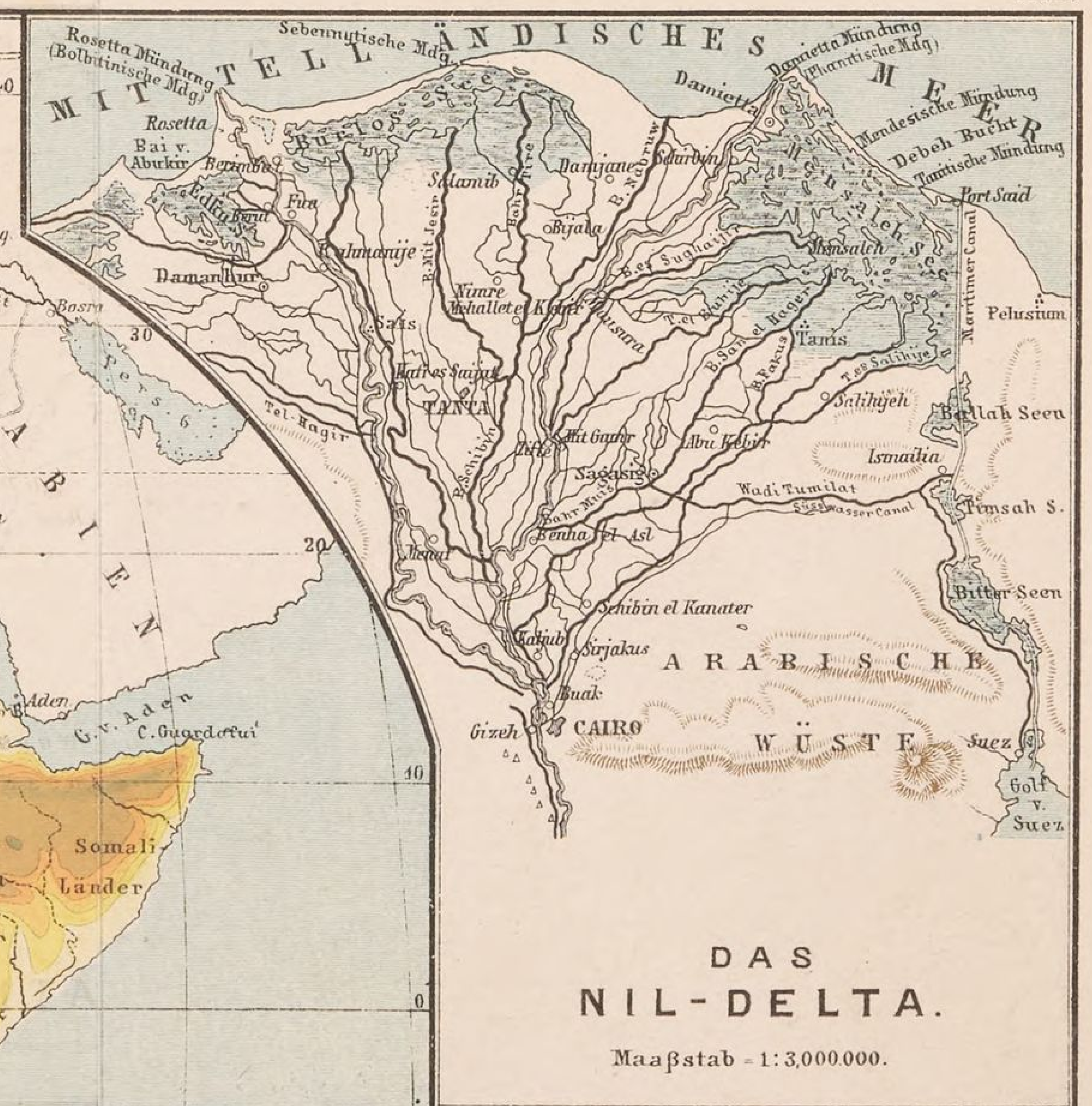
Landschaft am Tugelaflusse.

Die Kaffern sind hier höchstens zwei Jahrhunderte lang angesiedelt, indem sie von Norden her in diesen Bereich einwanderten. Sie haben im äußersten Süden erst dort in ihrem Fortschreiten innegehalten, wo sie auf die Weißen stießen; denn das sogenannte Britisch-Kafferland (Kafraria) war noch vor hundert Jahren im Besitze der Buschmänner.

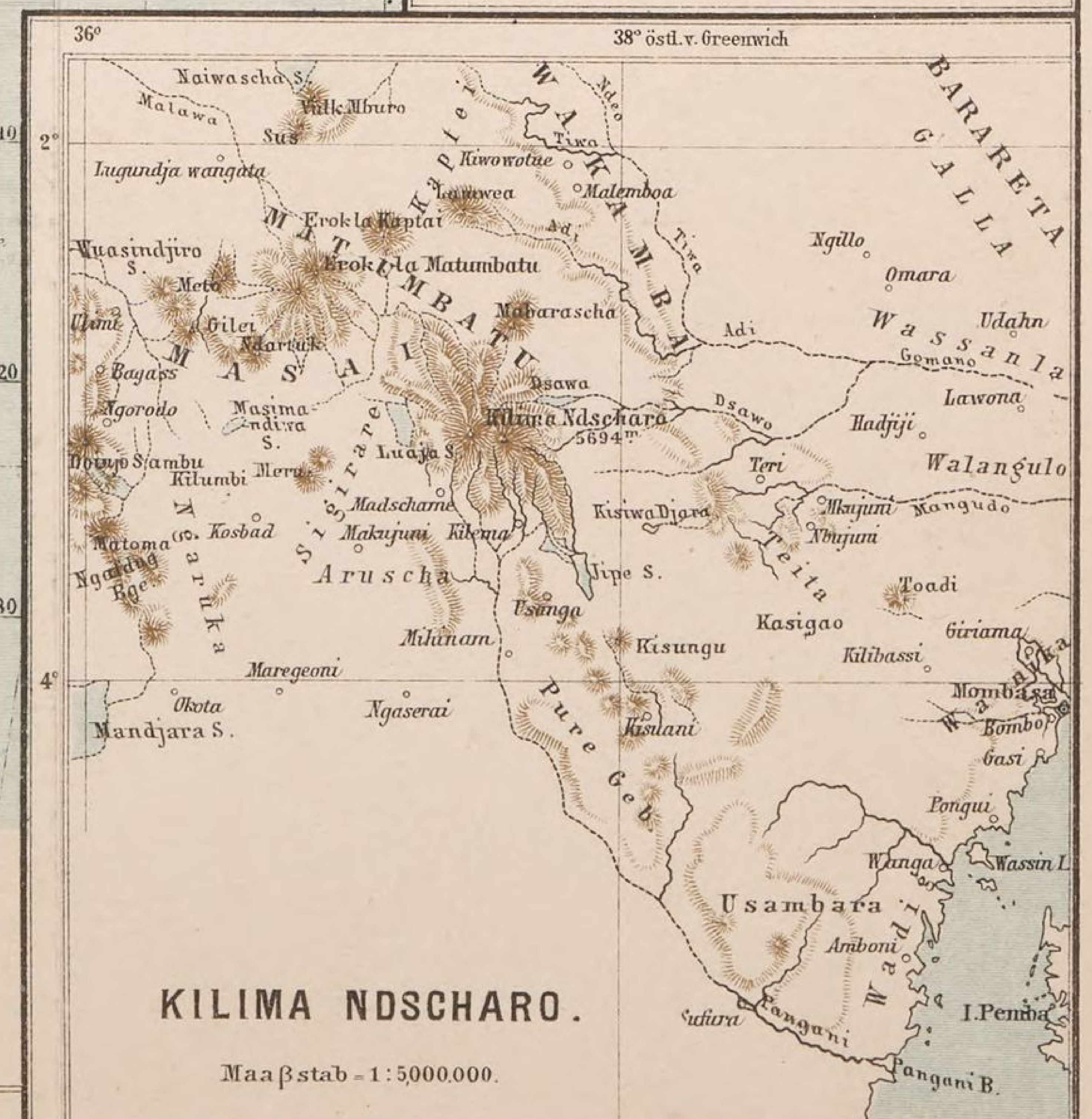
Die Zahl der Stämme ist groß und verwirrend. Am großen Fischflusse sind die Gona-Kwa, d. h. die »Zusammenstoßenden«, ein Mischlingsstamm von Kaffern und Hottentotten. Dann sind von Süden nach Norden die wichtigsten



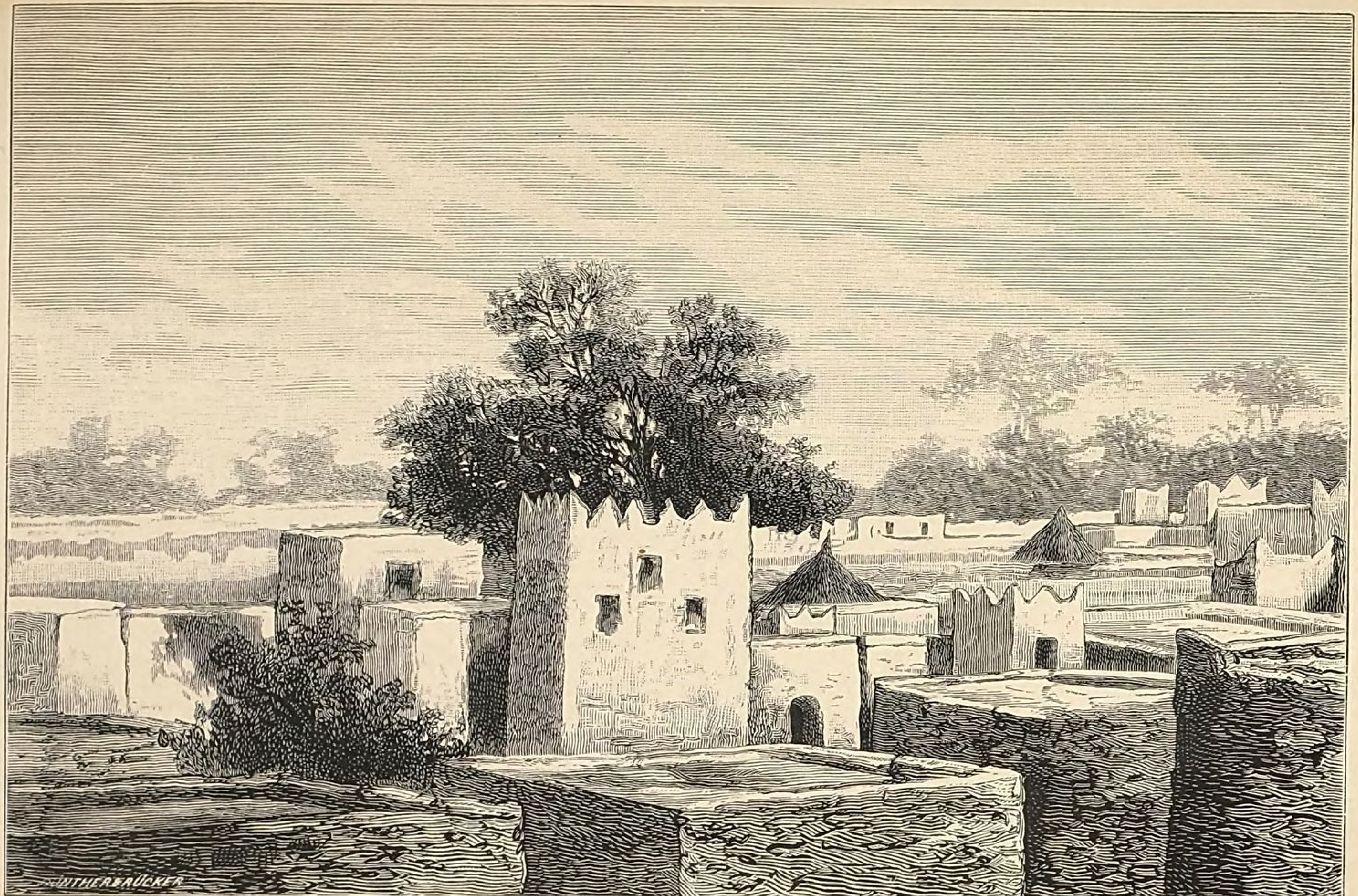








A. Hartleben's Verlag. Kartogr. lith. Anst. v. G. Freytag, Wien.



Ansicht von Segu.

Stämme die Gaikas, Gcaleka, Ndhlambe, Pondo, Zulu, Swasi (bis an die Delagoabai), Ma-Koaba oder Knopneusen und die Ama-tonga (bis an den Limpopo) u. s. w. Im Westen des Drakengebirges wohnen die den Kaffern innig verwandten zahlreichen Stämme der Be-tschuanen. Hart an der Westseite des Drachengebirges und auf demselben sitzen gleichfalls Be-tschuanen, die sogenannten Ba-Sutos, nebst den 1853 von ihnen unterjochten M'antatis und den neben diesen hausenden Ba-taoungs. An der Nordostseite des Transvaallandes siedeln die Ba-gadi, welche 1876 unter ihrem Häuptlinge Sekukuni dem Transvaallande den Krieg erklärten, und damit den Engländern den Vorwand boten, sich einzumischen und das Transvaalgebiet zeitweilig zu annectiren.

Von allen diesen Stämmen sind die Be-tschuanen und Zulus die interessantesten und am häufigsten genannten. Von den ersteren kommen hier nur jene Stämme in Betracht, welche in West-Griqualand, dem Gebiete nördlich des Oranje und zu beiden Seiten des Hartflusses siedeln. In der westlichen Hälfte liegen zum Theil die früher geschilderten Diamantenfelder. Dieses Be-tschuanaland war vom Zeitpunkte der Gründung der südafrikanischen Republik an bis zum Jahre 1881 ein Bestandtheil der letzteren. Mehrmals waren seitens der Engländer Versuche gemacht worden, das Be-tschuanaland von Transvaal abzutrennen. Als England 1878 die südafrikanische Republik unter seinem Willen beugte, steckte es das West-Griqualand in die Tasche. Dieser Act erhielt seine gesetzliche Sanction im Jahre 1881, trotz der Warnung seitens erfahrener Kenner südafrikanischer Verhältnisse, daß diese Annectirung einen Zustand permanenter Gesetzlosigkeit hervorrufen werde. Das traf denn auch ein, und nun machte man das fragliche Gebiet zu einem unabhängigen Duodezstaate unter dem Schützlinge Englands, dem Häuptling Montsioa. Der Bürgerkrieg, der nun ausbrach und ein volles Jahr anhielt, wurde sowohl von den Engländern, wie von den Boern, die wechselseitig ihre Schützlinge unterstützten, geschürt, bis 1882 der Friede allen Schlächtereien und Scheußlichkeiten ein Ende machte. Die Verhältnisse sind indeß noch nicht consolidirt und England hat neuerdings wieder Hand auf das Be-tschuanaland gelegt.

Die Be-tschuanen des West-Griqualandes bilden selbstverständlich nur einen verschwindenden Bruchtheil des ganzen Völkerzweiges, der das Innere von Südafrika besiedelt und über den später die Rede sein wird. Der Be-tschuane steht

dem Kaffer in Bezug auf Körpergröße, persönlichen Muth und Energie des Charakters nach, ist aber diesem in geistiger Befähigung meist überlegen. Der Be-tschuane ist ein fleißiger Ackerbauer und die meisten Stämme sind seßhaft. Fleiß, Reinlichkeitssinn und mechanisches Geschick zeichnen die Be-tschuanen vor ihren dunkelhäutigen Nachbarn aus. Sprachlich unterscheiden sie sich von den Kaffern wie etwa die Holländer von den Deutschen.

Wenn hier die Be-tschuanen im Großen und Ganzen über die Kaffern gestellt werden, so hat dies keinen Bezug auf die Zulus (oder Sulus), einen Kaffernstamm, der es in Bezug auf kriegerische Eigenschaften weit und breit in Südafrika allen übrigen Stämmen zuvor thut. Diese Eigenschaften sind gewissermaßen anerzogen, denn sie lassen sich auf die großartigen militärischen Einrichtungen unter dem Zulukönig Tschaka zurückführen, der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ein großes Kaffernreich durch die Gewalt der Waffen gegründet und alle Widersacher aus dem Felde geschlagen hatte. Ethnographische Schriftsteller nennen dieses militärische Genie mit Vorliebe den »südafrikanischen Napoleon«. Er war unzweifelhaft ein über die normalen Verhältnisse in den Kafferlanden hoch hinausragender militärischer Organisator. Die waffenfähige Mannschaft wurde in Regimenter eingetheilt, welche geschlossene Truppenkörper bildeten und in befestigten Kraals untergebracht waren. Jedes Regiment hatte seine Abzeichen im Federschmuck und im Lendenschurz. Die Regimenter wurden in Treffen eingetheilt, deren erstes die jungen verheirateten Krieger bildeten; im zweiten Treffen standen die Veteranen als Reserve; das dritte Treffen bildeten die Troßknechte und Träger. Es gab zwanzig Regimenter, welche zusammen eine Armee von 30.000 Mann bildeten. Dieselbe konnte innerhalb kürzester Frist auf die doppelte Zahl gebracht werden.

Tschaka lebt noch fort in den Traditionen der Zulus. In ihren wilden, abenteuerlichen Tänzen, die sie in Federschmuck und Waffen zu vielen Tausenden aufführen, geben sie oft der Betrübniß über den Verlust des großen Mannes Ausdruck. Zu neuer militärischer Glorie haben es die Zulus unter dem vorletzten Häuptlinge Ketschwäjo (Cetewayo) gebracht, der ein Neffe Tschakas war. Er hatte die Organisation seiner Truppen eifrig betrieben, die Bewaffnung nach Kräften verbessert und eine eiserne Disciplin großgezogen. Unter ihm griff die Neuerung Platz, daß die ledigen und verheirateten Krieger in besondere Regi-

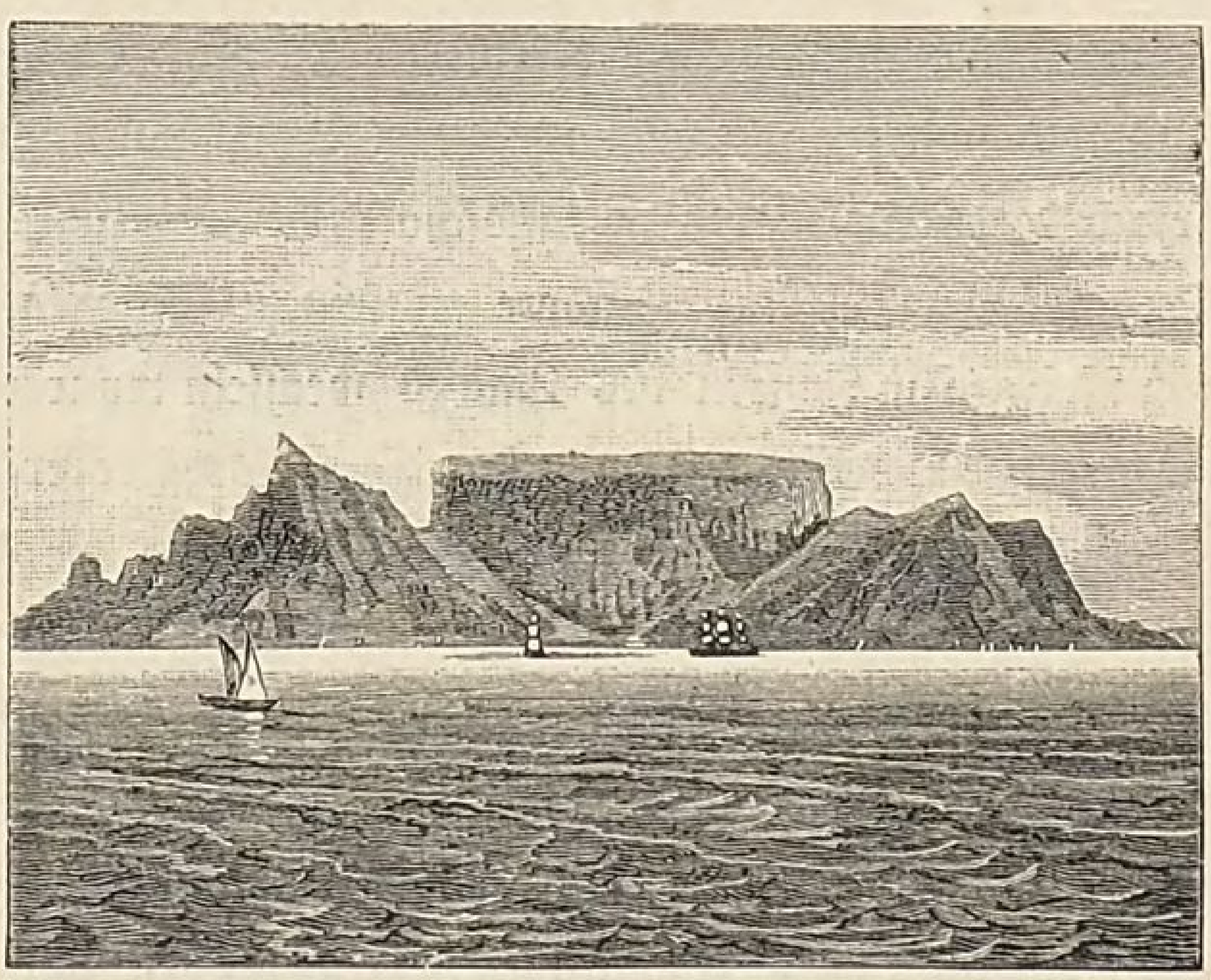
menter eingereiht wurden. Die ersteren erhielten weiße, die letzteren schwarze Schilde. Vom 16. bis 60. Lebensjahre war jedermann zum Kriegsdienste verpflichtet. Wie sehr der alte Elan und der Todesmuth diesem Volke erhalten geblieben ist, beweisen die blutigen Schlachten im letzten Zulukriege. Den ersten Echec trugen die Engländer bei Isandula davon, wo sie 1600 Mann verloren. Der Ausgang des Kampfes konnte freilich nicht zweifelhaft sein. Einen muthigeren Feind aber hatten die Engländer in exotischen Landen bisher nicht gegenüberstehen. Die modernen Feuerwaffen konnten den Muth der Zulus nicht erschüttern. Die schwarzen Regimenter wurden wohl gräßlich decimirt, doch verhinderte dies nicht, daß sie im nächsten Kampfe mit der alten, ungebrochenen Unerschrockenheit angriffen. Wenig geschult im Gebrauche der Feuerwaffen, trotzten sie den niederschmetternden Gewehrdechargen der Engländer mit den Assagais in den Fäusten, erstürmten Wagenburgen und Schanzen, durchschwammen Flüsse, in der sicheren Voraussicht, daß viele von ihnen den Tod in den Wellen finden würden.

Der Wohnsitz der Zulukaffern ist der schmale Küstenstreifen, welcher nördlich der Colonie Natal, zwischen dieser, dem Transvaalgebiet und der portugiesischen Niederlassung an der Delagoabai gelegen ist. Er umfaßt ungefähr 30.000 Geviertkilometer und beherbergt zwischen 150.000 bis 200.000 Menschen. Mehr als der vierte Theil gehört dem Kriegerstande an. Das Land steigt in zwei Terrassen an, die von jenen eigenthümlichen Tafelbergen überragt werden, von denen mehrfach die Rede war. In landschaftlicher Hinsicht sind die Thalgegenden am Tugelaflusse, insbesondere an seinem Mittellaufe, von eigenthümlich düsterem Reize. Im Innern des Landes wechseln monotone Grasflächen mit dichtem Buschwald ab, welcher vorzüglich die Felsthäler erfüllt. Bebautes Land findet sich selten, da die Hauptquelle des Reichthums die großen Rinderherden, der Stolz jedes Zulus, sind.

In neuester Zeit (1885) hat sich zwischen den beiden früheren Gegnern, den Zulus und Boern ein förmliches Freundschaftsverhältniß entwickelt, welches seine Ausdehnung auch auf die, von Transvaal auf ehemaligem Zulugebiete gegründete Tochterrepublik (»Nieuwe Republic«) gefunden hat. Dieser merkwürdige Erfolg der Pacification des Zululandes, welchen die Engländer durch jahrelange große Opfer an Blut und Geld nicht zu erreichen vermochten, ist Zeitungsberichten zufolge hauptsächlich der Thatkraft und Klugheit eines Deutschen,

Adolf Schiel, zu verdanken, der als Grenzfarmer ein starkes Interesse an der Wiederherstellung geordneter Zustände im Zululande hatte und dieses Ziel als wirklicher Pionnier der Civilisation erreichte. Schiel marschirte mit 500 Boern in das Zululand ein und wurde von dem Könige Dinizulu, dem Sohne Cetewayos, mit offenen Armen empfangen. Mit dessen Hilfe gelang es, die rebellischen Häuptlinge Usibepu und Oham zu schlagen und ihnen einen Verlust von 900 Todten beizubringen.

Damit war der Sohn Cetewayos anerkannter König; ihm wurde von allen Häuptlingen gehuldigt, und Adolf Schiel, der siegreiche Expeditionsführer, nahm das Anerbieten an, bei ihm als Organisator und Staatssecretär zu bleiben. König Dinizulu selbst wird als ein sehr intelligenter, für europäische Cultur höchst empfänglicher Mann geschildert, der aber auch von seinem Vater die Energie des Zulucharakters geerbt hat. Daß das Zululand für die Verhältnisse Südafrikas von großer, fast ausschlaggebender Wichtigkeit ist, beweisen die jahrelangen vergeblichen Anstrengungen der Engländer, das Land zu unterwerfen; ihre hinterlistige und in der Wahl der Mittel vollkommen rücksichtslose Politik hat aber bisher ein vollständiges Fiasco erlitten. . . .



Der Tafelberg.



Das Innere Südafrikas.

Wenn wir von diesem Gebiete sprechen, ist es unerläßlich, auch dessen Küstenränder in Betracht zu ziehen. Wohl fällt das Schwergewicht auf jenes ungeheuere Binnenland, welches sich nordwärts des Capgebietes bis zu den Quellen des Zambesi und Cunene, also über einen Raum von circa 14 Breitengraden, erstreckt; die Küstenränder aber sind dermalen von weitaus größerer Wichtigkeit, angesichts der Thatsache, daß fast das ganze Westgestade — der Uferrand von Groß-Namaland (Angra Pequena) — unter deutschem Protectorate steht, das Ostgestade aber seit Jahrhunderten Colonialgebiet der Portugiesen ist, die dortselbst das Erbe ihrer Vorfahren, der Araber, angetreten hatten.

Dies erfolgte bekanntlich bald nach der glücklichen Umschiffung des Vorgebirges der Guten Hoffnung. Der Begründer der portugiesischen Macht in Ostafrika war Don Francisco d'Almeida, der im Frühjahre 1522 mit einem großen Geschwader den Hafen von Lissabon verließ, mit der Weisung,

»Sofala und Quiloa zu besuchen und an beiden Orten entweder im guten Einverständnisse mit den Scheichs, oder, wenn diese ihm Hindernisse bereiteten, mit Gewalt Forts anzulegen, einige Schiffe zum Schutze dieser Niederlassungen, und um gegen die arabischen Kauffahrer zu kreuzen, an der Ostküste Afrikas zurückzulassen, um an den vortheilhaften Punkten Festungen zu erbauen, sie mit Besatzungen zu versehen und überhaupt den Indischen Ocean zu beherrschen.« Da der friedliche Theil dieses Programmes nicht verwirklicht werden konnte, wurden Quiloa und Mombaza in Trümmer geschossen und in deren Gebiet die portugiesische Flagge aufgehißt.

Durch diese Eroberungen faßten die Portugiesen festen Fuß an der Ostküste von Afrika. Schon im frühen Mittelalter erstreckte sich eine lange Kette von arabischen Handelsstädten längs der ganzen afrikanischen Goldküste bis zum Cap Corrientes unter 24° Südbreite, also noch weit hinaus über die Länder oder Inseln der »Wag-Wag«, wo »die Affen goldene Halsbänder tragen und die Hunde an goldenen Ketten liegen«. Auch Madagascar war den Arabern als Heimat des fabelhaften Vogels Roch bekannt, dessen Eier von ungeheuerer Größe waren. Das Goldland Sofala wurde von Arabern entdeckt und mit großem Gewinne ausgebeutet. Der Ruf von den Reichthümern Sofalas bewog die Portugiesen hier eine Factorei zu gründen, was im Jahre 1508 durch Perez da Nhaya erfolgte. Die anfänglich guten Beziehungen mit den Arabern fanden in der Folge eine Störung, welche zu blutigen Ausschreitungen führte, und zwar einfach deshalb, weil die Eingeborenen es vorzogen, mit den Portugiesen, anstatt mit den früheren Handelsherren, einträgliche Tauschgeschäfte zu betreiben. Aber Sofala war und ist kein Paradies und das Fieberklima räumte unter den neuen Colonisten furchtbar auf. In der Folge drangen unternehmende Colonisten von der Küste in das Innere des Continents vor, so daß man über dieses Gebiet Südafrikas frühzeitig Kunde hatte, ohne daß die geographische Wissenschaft hievon nennenswerten Nutzen gezogen hätte.

Die portugiesischen Besitzungen in Ostafrika erstrecken sich von der vielgenannten Delagoabai bis zum Cap Delgado, d. h. bis an den Rufuma, wo das Gebiet des Sultans von Zanzibar beginnt. Die genannte Bai wurde durch geraume Zeit von den Engländern für sich beansprucht, infolge eines Schiedsrichterspruches des Marschalls Mac Mahon aber den Portugiesen zuerkannt....

Wir bringen dem Leser die allgemeine topographische Situation des Capgebietes in Erinnerung: jene merkwürdige Terrassenbildung von dem Küstenrande bis zum südafrikanischen Tafellande. Den Küstenrand haben wir als eine ungemein schmale Küstenstufe kennen gelernt. Im Bereiche der Delagoabai wird das Küstenland beträchtlich breiter, und es steigt auch nicht so hoch an wie im Capgebiet. Die sanft gewellte Gestadeebene zeigt nur unwesentliche Erhöhungen. Nördlich der Delagoabai öffnet sich das Gestadeland landeinwärts in beträchtlicher Breite. Schon bei der Mündung des Limpopo beträgt dieselbe 100 Kilometer, erreicht aber weiter nordwärts das Zwei- und Dreifache dieser Ausdehnung. Erst im Sofalagebiete, zwischen der Mündung des Limpopo und der des Zambesi, schrumpft die breite Gestadezone wieder rasch zusammen, so daß dieselbe sich als nichts anderes, denn eine sanft ansteigende Uebergangsstufe zu dem dahinterliegenden Steilrand des Hochlandes darstellt. Die Küstenstrecke vom Zambesi bis zum Cap Corrientes hat einen vortrefflichen fruchtbaren Boden; von hier bis in die Nähe der Delagoabai erstrecken sich längs des Gestades ununterbrochene Grasmatten, mit zahlreichen Herden, aber ohne Holz, so daß Viehmist als Brennstoff gebraucht werden muß. Die vielgenannten Goldgruben Sofalas befinden sich auf mehreren von Bergen eingeschlossenen Hochebenen, 50 Meilen von den portugiesischen Ansiedlungen entfernt. Der Winter ist dort von großer Strenge, der Sommer aber mild und gesund. Der goldhaltige Boden ist angeschwemmtes Land von geringer Mächtigkeit. In unseren Tagen (5. September 1870) fand der deutsche Afrikareisende Karl Mauch unweit von Sofala die uralten Ruinen von Zimbave (oder Zimbabye), einer Localität, welche man mit dem biblischen »Ophir«, aus dem bekanntlich die Handelsflotten Salomos Gold brachten, identificiren zu können glaubte. Die Frage, ob dieses Ophir in Indien, oder in den afrikanischen Goldfeldern von Sofala zu suchen sei, ist übrigens noch nicht entschieden. Man hat Anhaltspunkte, daß Zimbave arabischen Ursprunges, also eine Gründung jener unternehmenden arabischen Handelsleute sei, welche im Mittelalter das Goldland Sofala entdeckt hatten.

Die nördliche Grenzscheide von Südafrika bildet seiner ganzen Stromentwickelung nach der Zambesi, einer der Riesenströme des Dunklen Erdtheils. Nach J. Chavanne beträgt sein Stromgebiet fast $1._5$ Millionen Quadratkilometer und erstreckt sich dasselbe vom $9.^0$ bis zum $20._5{}^0$ Südbreite. Er fällt daher

ganz in den Bereich der tropischen Region, so daß die eine Hälfte des Stromgebietes Wald und Culturland, die andere Hälfte vorwiegend Busch- und Savannenland ist. Die Steppen und Wüsten nehmen einen verhältnißmäßig



Die „Victoriafälle" vom Felscanal aus.

sehr kleinen Bereich ein. Der Zambesi entspringt, so weit wir gegenwärtig über sein Quellgebiet unterrichtet sind, aus mehreren Quellen, von welchen die beiden westlichen sich zum Loembwa, die östlichen sich zum Liba vereinigen, welche beide sich ihrerseits wieder unter 12° 15′ Südbreite vereinigen und als Liba oder Zambesi nach Südosten fließen. Wie alle großen Ströme Afrikas, ist auch der



Gesammtansicht der Victoriafälle des Zambesi.

Zambesi gezwungen, auf seinem Laufe mehrere quer vorliegende Gebirgswälle zu durchbrechen, was zu großartigen Kataraktenbildungen Anlaß gibt. Schon in seinem Oberlaufe tost der Strom auf eine Entwickelung von nur 140 Kilometer über 5 größere Katarakte und etwa 50 Schnellen hinab.

Den Glanzpunkt dieser Katarakte aber bildet der grandiose Mosi oa tunia, oder »Victoriafall«, der breiteste Katarakt der Welt und überhaupt ein Naturschauspiel, das auf der Welt ohnegleichen ist. Vor seinem Sturze wälzt sich der Strom in einer Breite von 1808 Meter durch zwei größere Inseln in drei Abschnitte getheilt, und stürzt dann über eine 119 Meter hohe senkrechte Wand in eine schlundartige Vertiefung von 1600 Meter Länge und in der Tiefe nur etwa 44 Meter breit. Aus diesem Spalt windet er sich mit großer Wucht im Zickzack durch einen von hohen Felswänden eingeschlossenen Canal. Dieser gewaltige Katarakt ist wiederholt das Object eingehender Schilderungen seiner Besucher geworden. Livingstone, Mohr, Holub, Serpa Pinto und andere haben ihre ganze Schilderungskraft aufgewendet, um uns einen annähernden Begriff von diesem überwältigenden Naturschauspiele zu geben. Wer in den Spalt hinabblickt, sieht nichts weiter als eine dichte, weiße Wolke, aus der ein Wasserdampfstrahl mehr als 70 Meter hoch emporsteigt. In der Höhe verdichtet sich der letztere, wird dunkel wie Rauch und fällt wie ein feiner Regenschauer herab, welcher die immergrüne Vegetation im Bereiche des Kataraktes stets feucht hält. Auf einer anderen Stelle kann man bis in den Abgrund hinabblicken; das Wasser bewegt sich dort als eine weiße rollende Masse nach der Verlängerung des Spaltes hin. Die Wände dieses Spaltes fallen senkrecht ab. Im Ganzen steigen fünf Dampfsäulen aus demselben auf.

Wie nicht anders zu denken, ist der Eindruck dieses Naturschauspieles auch auf die schwarzen Uferbewohner ein gewaltiger. Sie bringen dem »Barimo«, ihrem höchsten Geiste, Opfer an solchen Stellen dar, wo sie das Getöse des Wasserfalles noch vernehmen können. Den Fluß selbst betrachten sie mit heiliger Scheu und in einem Gesange heißt es: »Der Liambayi! Niemand weiß, woher er kommt und wohin er geht«.... Ueber die Vegetationsbilder, welche diesem Naturschauspiele zur Folie dienen, haben uns Afrikareisende ausführliche Schilderungen geliefert. Nach Mohr kann sich der sogenannte »Regenwald«, was Ueppigkeit und Schönheit der Pflanzenformen anbelangt, mit allem messen, was man in Hinter-

indien, auf Ceylon, der Malakkahalbinsel und auf Java zu sehen bekommt. Die Farren nehmen baumartige Proportionen an, riesige Schlingpflanzen laufen von Ast zu Ast, und hoch über alles schwanken die gefiederten Häupter der Palmen, während herrliche Bambugruppen an die Gestade des Irawaddy erinnern.... Der portugiesische Reisende Serpa Pinto schreibt: »Die Inseln des Wasserfalles und die im Strome liegenden Felsen sind sämmtlich mit üppiger Vegetation bedeckt, aber das Grün ist dunkel, trübe und eintönig. Unaufhörliche Wolken Wasserstaub und Schaum fallen auf alles, was sich in der Nähe der Fälle befindet, in deren Abgrund ein ewiger Donner rollt. Mosi oa tunia kann weder gemalt, noch beschrieben werden, dem Stifte, wie der Feder fehlt das Vermögen hiezu. Das Ganze ist aber auch, mit Ausnahme des westlichen Endes, in eine Dunstwolke eingehüllt, die, vielleicht zum Glücke, die Hälfte der fürchterlichen Scene verbirgt.« Pinto sagt weiter, am Mosi oa tunia sei alles drohend und schrecklich; er sei imposant, wie eine stürmische Winternacht, fürchterlich, wie der letzte Athemzug vor dem Griffe des Todes, unbeschreiblich in seiner Entfaltung von Großartigkeit und Majestät.... Mohr nennt den Fall den »großen Altar der Wasser«. Habe man eine Zeit lang in das tobende Chaos hinabgeschaut, umrauscht von dem fürchterlichen Lärm des rasend gewordenen Elementes, und ist man erschüttert durch das aus der Tiefe heraufdröhnende, Mark und Bein durchdringende Geheul: so wundert man sich, daß selbst die Felsen, die harten Rippen der Erde, einer solchen Macht gegenüber Widerstand leisten können.... Ein anderer Reisender — Emil Holub — sagt: »Von unvergleichlicher Schönheit und malerischem Reize sind diese Fälle bei Sonnenaufgang und Niedergang, wenn kreisrunde, in den Dunstfäden erscheinende Regenbögen den Effect erhöhen.... Wenn wir in die Tiefe des Abgrundes hinabsehen könnten, es würde die Sinne befriedigen, und das ängstliche Gefühl, das sich unser unwillkürlich bemächtigt, bannen, so aber kommt es uns vor, als stünden wir an einem Höllenkrater, in dem die Elemente, wie in einem Vernichtungskampfe mit einander begriffen, rasen. Wie klein, wie machtlos und unansehnlich erscheint der Mensch gegen solch ein Product der Natur!«

Nach vollbrachtem Sturze rollt der Zambesi in einigen mächtigen Schlangenwindungen weiter; weil das Flußbett so eng ist, muß seine Tiefe eine ganz enorme sein, um alles Wasser fortschaffen zu können. Die Ufer bilden senkrecht

abstürzende, 150 bis 180 Meter hohe Felsen. Auch weiter stromab ist der Strom nicht frei von Schnellen; er erreicht aber nach und nach eine gewaltige Breite, namentlich nach Ueberwindung der letzten Einengung unter 34° Südbreite, am Ostrande des ostafrikanischen Hochlandes. Der Zambesi erweitert sich hier bis auf 1200 Meter und spaltet sich, als inselreicher Strom in zwei Hauptströme, den Kuama und Kwakwa, von welchen nur der erstere zu jeder Zeit schiffbar, an seiner 3200 Meter breiten Mündung aber durch eine Barre gesperrt ist. Das Delta ist 105 Kilometer lang, 140 Kilometer breit und bedeckt eine Fläche von rund 8000 Quadratkilometer. Die ganze Entwickelung des Stromes beträgt circa 2660 Kilometer, der directe Abstand der Quelle von der Mündung aber 1750 Kilometer, was bei dem bogenförmigen Laufe des Stromes erklärlich ist. Auf seinem Laufe erhält der Zambesi zahlreiche, mitunter bedeutende Zuflüsse von beiden Seiten.

Infolge der angeführten Stromhindernisse ist der Zambesi nur eine ganz kurze Strecke, von der Mündung bis oberhalb von Tete, der vom Meere entferntesten portugiesischen Colonie, schiffbar. Weiter oben engen die Kebrabasaberge den Strom schluchtartig ein. Die wirr durcheinander liegenden Felsmassen im Strombette verschwinden während des Hochwassers unter den Fluten. Tete selbers ist kein Paradies, und vor Fieberanfällen sind selbst die Acclimatisirten nicht sicher. Livingstone sagt, man sei in Afrika überhaupt dem Fieber unterworfen, wie in England etwa dem Rheumatismus. Oberhalb Tete breitet sich die fruchtbare Tschikowa-Ebene aus und noch weiter stromauf, dort, wo von Norden her der Loangua in den Zambesi fällt, liegen am linken Ufer des letzteren die früher genannten Ruinen von Zimbave, dem äußersten Punkte, bis wohin in früherer Zeit portugiesische Colonisten vorgedrungen waren.

Um einen Ueberblick über alles Land zu gewinnen, welches südlich des Zambesi und Cunene bis zur Nordgrenze des Capgebietes sich erstreckt, theilen wir jenes, von Osten nach Westen fortschreitend, in vier Abschnitte: die östliche Berg- und Küstenregion zwischen den Unterläufen des Zambesi und Limpopo, von Kaffernstämmen (Ama-Zulu, Ama-Xosa) bewohnt; hieran schließt westwärts ein sanftes, von wellenförmigen Hügelzügen bedecktes Tafelland, das Gebiet der Be-tschuanen, deren Hauptstamm die Ba-mangwato (mit der Hauptstadt Schoschong) sind. Weiter folgt die große Kalahariwüste, von Hotten-

tottenfamilien durchwandert, im Norden von Buschmännern durchstreift; zuletzt die atlantische Küstenregion, das Groß-Namaland, und im Norden anstoßend, das Dama- (oder Herero-)Land. Jedes dieser Gebiete hat seine Besonderlichkeiten in Hinsicht auf physische Beschaffenheit, Klima und Bevölkerung.

Wir wenden uns zunächst der Kalahariwüste, einem in mehrfacher Beziehung höchst merkwürdigen Gebiete, zu. Die Bezeichnung »Wüste« ist nichts weniger als zutreffend und ist dieselbe auf den Umstand zurückzuführen, daß auf dem fraglichen Erdraume weder Brunnen noch fließendes Wasser anzutreffen sind. Regenlachen und andere Tümpel bilden die einzigen Trink- und Tränkstätten. Als nach der Ende der Siebziger Jahre erfolgten provisorischen Annectirung des Transvaalgebietes durch England zahlreiche Boernfamilien nach dem Innern von Südafrika emigrirten, gelangten viele derselben, der geographischen Verhältnisse unkundig, in die Kalahariwüste. Das Vieh des Vortrabes hatte alsbald alle Lachen ausgeschlürft, so daß die nachfolgenden Herden nur trockene Löcher vorfanden und elend zu Grunde gingen. Auch von den Emigrantenfamilien fanden viele den Untergang.

Was die Kalahariwüste merkwürdig macht, ist, daß hier die Natur alle denkbaren Gegensätze nebeneinander gestellt hat. Ueppige Waldstrecken grenzen dicht an öde, dürre Ebenen, loser wirbelnder Sand wechselt mit festem Ton, auf Strecken ohne einen Tropfen Wasser folgen reichlich bewässerte Gegenden. Das Bild von der Sahara schließt oft unmittelbar an dasjenige der amerikanischen Pampas oder russischen Steppen an. In den Steppenabschnitten erreicht das Gras eine erstaunliche Höhe, doch bedeckt es nur gewisse Stellen gleichsam büschelförmig. Die Zwischenräume sind, soweit sie nicht kahle Stellen bilden, mit einer mannigfaltigen Flora von kriechenden, knollenführenden Pflanzen, Wassermelonen und Kürbissen überzogen. Wo sich Wasser vorfindet, ist es, namentlich im Osten, fast immer brackisch und höchstens für das dürstende Vieh genießbar. In diesem Bereiche findet sich dann auch eine andere Merkwürdigkeit der Kalahariwüste, die Region der sogenannten Salzpfannen.

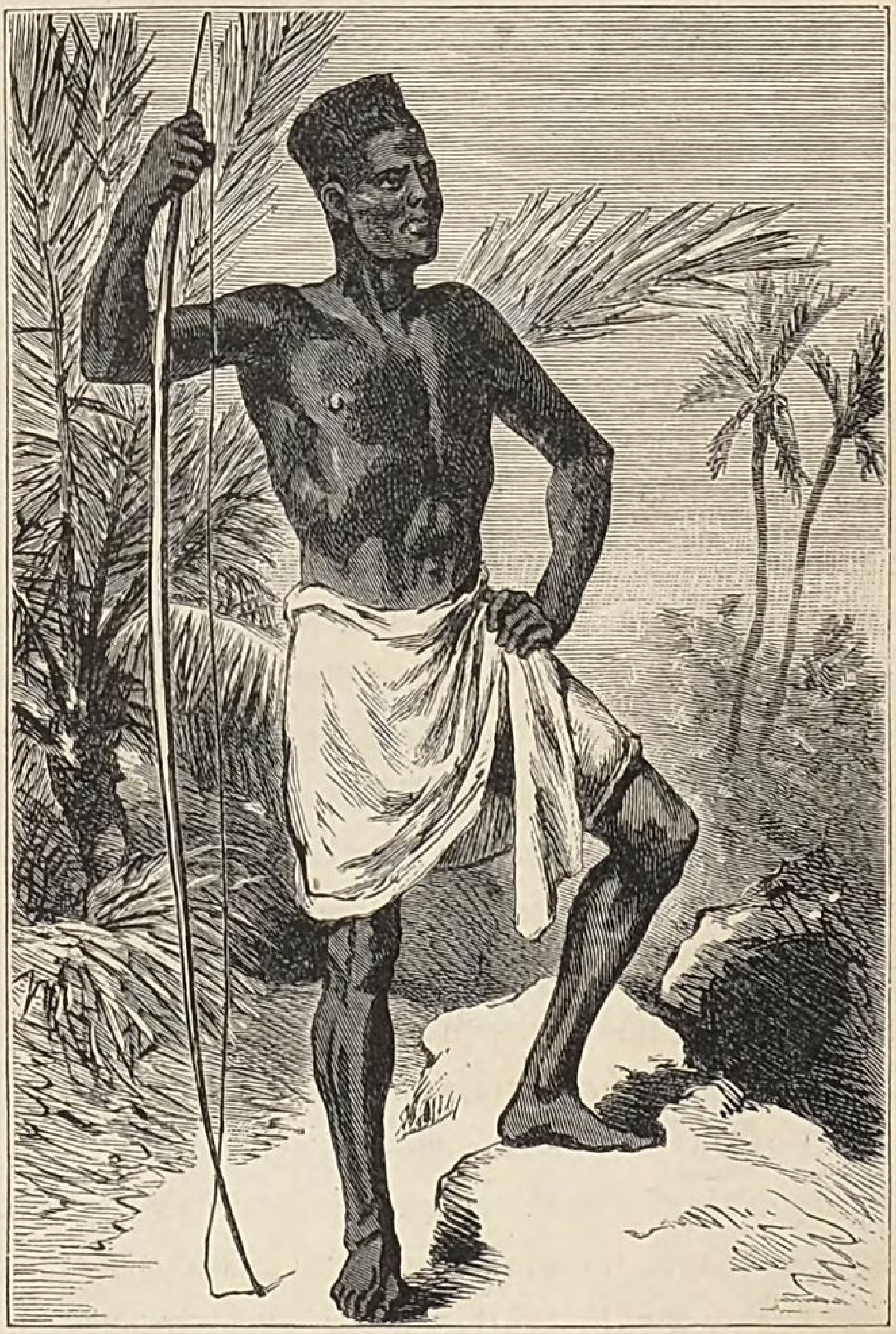
Die größte derselben, »die große Salzpfanne«, ist ein enormes Bassin, welches 150 englische Meilen lang, 100 Meilen breit ist und eine Tiefe von nur 3 bis 5 Meter besitzt. In diesem Bassin sammelt sich das Regenwasser, um während der Sommerszeit zu verdampfen und die vorher aufgelösten Salz-

theile zurückzulassen. Solcher Salzpfannen gibt es am Ostrande der Kalahari eine große Anzahl. Ihre Bodenfläche ist ein grober Sand, der von einer Schicht krystallisirten Salzes bis zu einem Zoll Dicke bedeckt ist. Das große Bassin nimmt in der Regenzeit ein ganz enormes Volumen Wasser aus seinen Zuflüssen auf, welche reißend in jenes einströmen, und es in unglaublich kurzer Zeit füllen. Serpa Pinto hat zuerst auf die Thatsache aufmerksam gemacht, daß der Fluß Zuga, welcher die große Salzpfanne speist, abwechselnd in diese und bei anderen Anlässen wieder in den Ngamisee, mit dem die große Salzpfanne durch den Zuga in Verbindung steht, zurückfließt. Der genannte See ist eine große Wasserfläche im Norden der Kalahariwüste und wurde am 1. August 1849 von David Livingstone entdeckt. Da die beiden Seen mehrere Längengrade von einander entfernt sind, lassen die im Osten fallenden heftigen Regengüsse oft die große Salzpfanne schon überfließen, wenn die dem Ngamisee zuströmenden Flüsse noch nicht angeschwollen sind. Die Folge hiervon ist, daß der Zuga von Osten nach Westen, d. h. von der großen Salzpfanne zum Ngami fließt. Zu anderen Zeiten tritt das Gegentheil ein und der Ngami entleert seine Hochwässer nach der Salzpfanne. Letzteres ist die Regel, weil der Ngami ein wirklicher See ist, der von einem beständig Wasser führenden Flusse gespeist wird.

Die Kalahariwüste ist, wie bereits erwähnt, nicht unbewohnt. Neben den Buschmännern und Hottentotten leben »Ba-kalahari«, eingewanderte Be-tschuanen, welche vor langer Zeit in dieser Einöde eine Zuflucht gefunden haben, auf dem weiten Gebiete zwischen dem Oranjestrom und dem Ngamisee. Die ersteren streifen umher und besitzen, außer armseligen Hunden, keine Hausthiere; sie leben von dem Wilde, welches sie erjagen, und von Knollengewächsen und Beeren, die von ihren Frauen eingesammelt werden. Die Ba-kalahari haben sich die alte Neigung zur Viehzucht und zu einigem Ackerbau ungeschwächt bewahrt, so daß Livingstone Recht hat, wenn er auf die große Verschiedenheit zwischen Buschmännern und Ba-kalahari, welche unter denselben Einflüssen leben, hinweist und dazu bemerkt: »Auch hier haben wir einen Beweis, daß die Oertlichkeit, an welcher Völker leben, zur Erklärung eines Rassenunterschiedes nicht hinreicht.«

An den Ostrand der Kalahariwüste grenzt das vorher erwähnte Gebiet der freien Be-tschuanastämme. Es ist ein schmaler Streifen, der sich von Norden, vom Zambesi aus, bis hinab zum West-Griqualand erstreckt. Es gibt

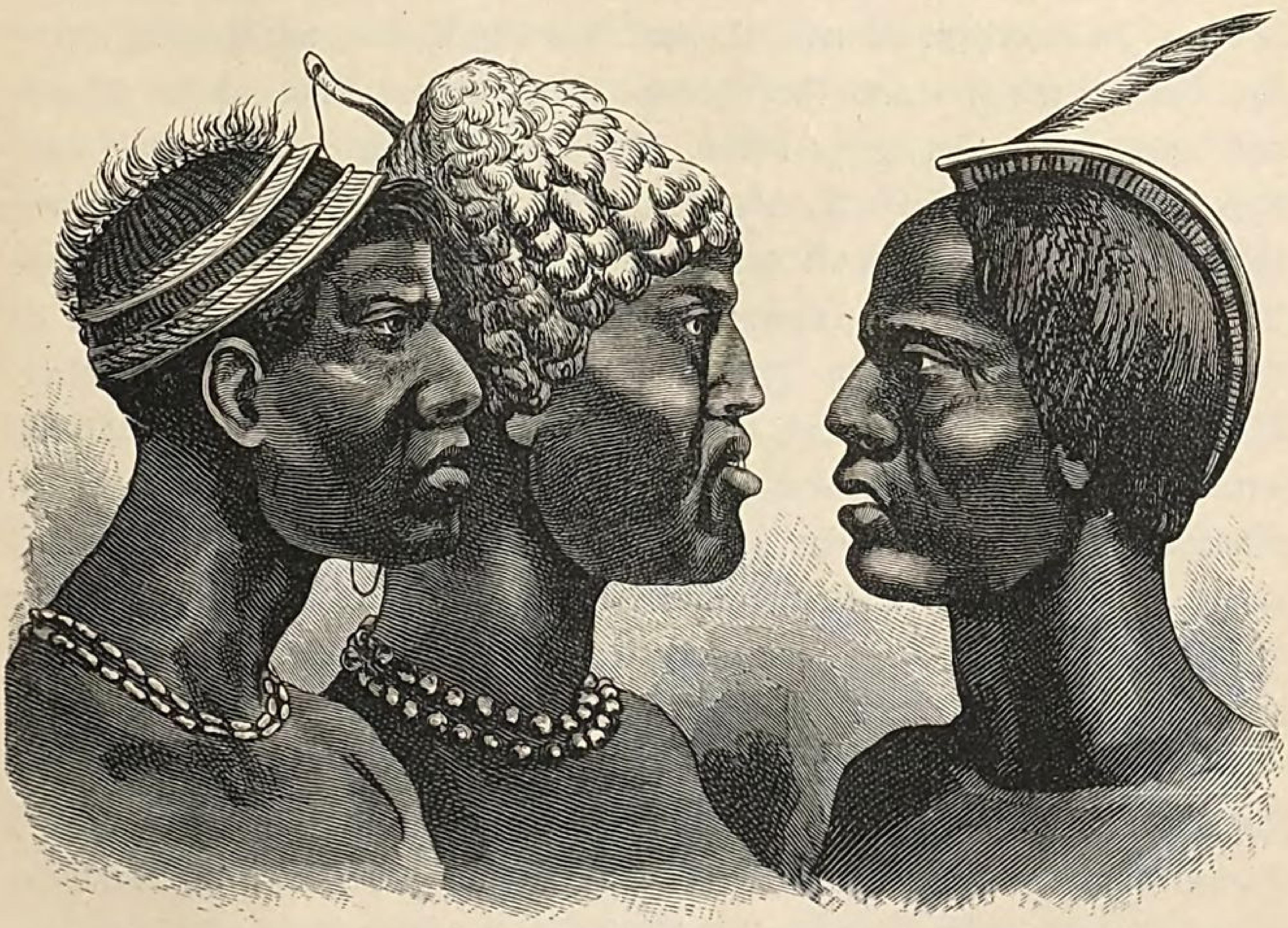
fünf solcher kleinen Be-tschuanareiche; das nördlichste und zugleich das größte und wichtigste ist Ba-mangwato, in welchem in den letzten Jahren König Khama, ein Wunder von einem Barbarenhäuptling, regierte. Christ und von



Matabelekrieger (s. S. 82).

Engländern erzogen, wird Khama als ein verhältnißmäßig civilisirter, vernünftiger und kluger Mann geschildert. Sowohl Holub, als Serpa Pinto stellen ihm das beste Zeugniß aus. Bevor er definitiv das Erbe seiner Väter antrat, war er in Familienfehden verwickelt, in denen er den Kürzeren zog und infolge dessen er eine Zeit hindurch mit seinen Anhängern als Emigrant außerhalb Ba-mangwato lebte.

Im Osten der Be-tschuanastaaten, also in der indischen Küstenregion, siedeln Kaffernstämme, welche die Namen Ama-Zulu und Ama-Xosa führen. Die Reiche, welche sich im Laufe der Zeit in diesem Gebiete entwickelten, lassen sich auf jene Bewegung zurückführen, welche vor etwa achtzig Jahren im Capgebiete vor sich ging. Dort hatten die Engländer im Jahre 1806 das bis dahin holländische Capland mit Waffengewalt annectirt, ohne Rücksicht auf die Friedens-



Ganguellatypen (s. S. 84).

bedingungen von Amiens, welche jene Colonie den Holländern zurückgab. Um der Vergewaltigung zu entgehen, zogen die Boern in das Innere des Landes, wo sie auf einen anderen Feind, die Eingeborenen, stießen. Es folgten endlose Kämpfe, die trotz der besseren Bewaffnung und Tapferkeit der Boern, nicht immer für die letzteren glücklich ausfielen. Dazu mengte sich England in den Handel. Im Jahre 1825 gingen die ersten Emigranten, 8000 an der Zahl, über den Oranjefluß. In ihrer Furcht vor den Kaffern, wandten die Boern sich jenseits des Oranje nordwärts, wo sie in den das rechte Ufer des Vaalflusses bewohnenden

Zulus noch schlimmere Feinde fanden, als jene waren, denen sie aus dem Wege zu gehen gesucht hatten.

Der nachmals als König der Matabele berühmt gewordene Mosilikatse versuchte den Vormarsch der Emigranten zu hindern, und so kam es zu einer Schlacht, in welcher der tapfere Zuluhäuptling eine schwere Niederlage erlitt. Die Besiegung eines zweiten Kaffernhäuptlings gestattete den Boern sich über die Drakenberge südlich, d. h. über Natal auszudehnen, wo sie bis zum Jahre 1842 siedelten. In dieser Zeit occupirte England das Küstengebiet, mit der Motivirung, daß Großbritannien »seinen Unterthanen« nicht gestatten könne, an der Meeresküste unabhängige Staaten zu bilden. Die Boern rebellirten, wurden aber alsbald bezwungen. Darauf hin überschritten sie abermals die Drakenberge und siedelten sich zu beiden Seiten des Vaalflusses an, bei welchem Anlasse gleichzeitig die Stadt Potscheffstroom gegründet wurde (1843). Leider mußten die Emigranten noch einmal ihre Zelte abbrechen, da sie in Erfahrung gebracht hatten, daß die Engländer auch dieses Territorium für sich beanspruchten. Auf ihrem weiteren Vormarsche durch Transvaal nach Nordosten hin, trafen sie nochmals mit den Zulus zusammen, die nun zum zweitenmale vollständig aufs Haupt geschlagen wurden. König Mosilikatse flüchtete mit seinen Schaaren über den Limpopo und gründete das Königreich der Matabele aus den Trümmern der von ihm vernichteten Makalakakönigreiche.

Es begann ein furchtbares Regiment, welches viele Jahre anhielt. Da die Zulus numerisch schwach am Zambesi erschienen waren, vergrößerten sie ihren Stamm auf dem Wege rücksichtslosen Menschenraubes. So wurde das Matabelereich mit der Zeit ganz und gar das Abbild jenes anderen Zulureiches im Capgebiet, von dem in einem anderen Abschnitte die Rede war: ein Militärstaat mit unbeschränktem Despotismus. Die als Kinder geraubten Be-tschuanen erwiesen sich in Zukunft bald tapferer, als die eigentlichen Zulus, deren Zahl bereits vor zwanzig Jahren derart zusammengeschmolzen war, daß Mackenzie 1863 nur mehr »einige Zulukrieger« im Matabelereich antraf.

Auch ein anderes großes Reich am mittleren Zambesi führt seine Gründung auf eine Stammwanderung von Süden her zurück. Es ist dies das »Kaiserreich« Marutse-Mambunda. Sebituani, ein Ba-Sutohäuptling, hatte seinen, zwischen den Oberläufen des Oranje und Vaal siedelnden Stamm, mitten durch

die Be-tschuanareiche geführt und am mittleren Zambesi (im Bereiche der Victoriafälle) ein 2000 Geviertmeilen umfassendes Reich, das der Makololo, gegründet. Bei diesem Anlasse wurden die beiden großen Stämme der Ba-maschi und Marutse unterjocht. In der Folge aber brachen unter den Makololos Parteifehden aus, die die Marutse zum Anlasse einer Rebellion nahmen, aus der sie siegreich hervorgingen. Sämmtliche Makololos wurden niedergemetzelt und aus den Trümmern der zerstörten Herrschaft gründete der Häuptling Sepopo ein neues großes Marutsereich, das bald hierauf durch das Mambundareich, in welchem Könige aus der Herrscherfamilie der Marutse regierten, vergrößert wurde. Die Beherrscherin jenes Reiches, die eigene Tochter Sepopos, hatte nämlich aus Furcht vor den Nachstellungen ihres Vaters, zu Gunsten des letzteren abdicirt.

So sehen wir am unteren und mittleren Zambesi und südlich desselben, im Be-tschuanaland, drei mächtige Reiche — Matabele, Marutse und Ba-mangwato — bestehen, die der Natur der Sache nach zu einander in einem feindlichen Verhältnisse stehen. Von den drei Residenzen aus, von denen Sescheke im Marutsereich und Schoschong in Ba-mangwato die beiden größten und wichtigsten sind, wird der Rassenhaß gegenseitig geschürt. Den drei großen Reichen sind verschiedene Völkerschaften unterthan, so die Makalakas den Matabele, die Massaruas den Ba-mangwatos u. s. w. Am gefürchtetsten sind die Matabele, welche von Zeit zu Zeit wohlorganisirte Raubzüge unternehmen, bei denen es nie ohne Gewaltthaten der schrecklichsten Art und unmenschlichen Grausamkeiten abgeht. Den Europäern sind die Matabele am feindlichsten gesinnt; etwas besser ist es mit den Marutse bestellt, während in Ba-mangwato ein äußerst lebhafter Verkehr mit Händlern aus dem Capgebiet besteht und ein Europäer dortselbst so sicher reist, wie es auf afrikanischem Boden nur immer möglich ist. Nach Holub ist Schoschong die wichtigste Stadt der unabhängigen Eingeborenenreiche im Innern Südafrikas. Für den Weißen, sei er Forscher, Jäger oder Händler, war Schoschong von jeher ein Ort von höchster Wichtigkeit und wird es auch in Zukunft bleiben. Besteht doch hier ein eigenes »weißes Viertel«, in welchem englische Händler einen Theil des Jahres wohnen, um mit den Eingeborenen Handelsgeschäfte abzuschließen, oder die noch weiter in das Innere vordringenden Jäger mit den nothwendigen Bedürfnissen zu versehen.

Wir haben nun von den vier Abschnitten Südafrikas außerhalb des Capgebietes noch des letzten zu gedenken, des Territoriums am Atlantischen Ocean. Das sind die weiten Länderstriche der Nama-Hottentotten und der Dama (fälschlich auch Damara genannt), eine trostlose Region, welche empfindlich an Wassermangel leidet und infolge dessen nur zum Theile bewohnbar ist. In Bezug auf die Sterilität des Bodens ist dieses Land gewissermaßen eine Fortsetzung der Kalahariwüste, an die es im Osten grenzt. Die Vegetation im Groß-Namaland ist äußerst kümmerlich, die Küste sandig und wasserlos. Hinter dem nördlichen Theile der Küstenregion erhebt sich das plateauartige Damaland und noch weiter nördlich folgt das Land der Owampo, eines merkwürdigen Agriculturvolkes. Die Stämme, welche alle diese Gebiete besiedeln, sind die häßlichen, dunkelfarbigen Owampo, die schmutzigen Dama der Ebene, die räuberischen Bergdama und die bereits erwähnten Nama-Hottentotten.

Die Dama sind auch noch unter dem Namen Ovaherero bekannt, doch gilt dies nur von den westlichen Stämmen; die östlichen Stämme werden mit dem Namen Owanbandscheru bezeichnet. Das Verbreitungsgebiet der Dama erstreckt sich nach den Angaben des Missionärs Th. Hahn zwischen 22° 58′ und 19° 30′ Südbreite und 14° 20′ Ostlänge, bis einige Grade im Westen vom Ngamisee. . . .

Die Dama sind ein derbes, kräftiges, kriegerisches Volk, Hirten ohne feste Ansiedelung. Sie leben in stetem Kriege mit den Großnama, Bastardhottentotten und Bergdama. Einst ein zahlreiches Volk, sind sie in neuerer Zeit von den Nama aufgerieben oder südlicher gedrängt worden, doch haben sie sich in den letzten Jahrzehnten wieder bedeutend vermehrt, ihre Herden vergrößert, so daß sie dermalen das dominirende Volk im fraglichen Landgebiete sind. Ihre Zahl wird auf 110.000 angegeben.

An der äußersten Nordgrenze von Südafrika, d. i. im Quellgebiete des Cunene und Zambesi wohnen verschiedene Bantustämme, deren wichtigsten die Bailundo, Bieno und Ganguella sind. Ihre physische Entwickelung ist umso weiter vorgeschritten, je entfernter von der Küste sie wohnen. Unter den erforschten Stämmen bezeichnet Serpa Pinto die Ambuella als denjenigen Bantustamm, bei welchem Civilisation und Fortschritt in Zukunft zuerst Eingang finden dürften. Die schrecklichen Blutbäder oder heimtückischen Metzeleien, welche

in allen großen innerafrikanischen Reichen an der Tagesordnung zu sein pflegen, kommen unter dem genannten Stamme nur äußerst selten vor.

Das Groß-Namaland und die Gebiete, in welchem die Bergdama und Ovaherero siedeln, stehen heute insoferne im Vordergrunde afrikanischer Interessen, als Deutschland den ganzen Küstenstrich jener Territorien unter seinen Schutz gestellt hat, mit Ausnahme der Walfischbai, welche englischer Besitz ist. Ehe wir auf diese Erwerbung, welche die Basis zu einer in näherer oder fernerer Zukunft gewiß noch folgenreichen Action auf dem Felde deutscher Colonialpolitik bildet, wollen wir uns mit den physischen und culturellen Verhältnissen des fraglichen Gebietes beschäftigen.

Das Groß-Namaland, nicht zu verwechseln mit dem südlich davon gelegenen, zum Capland gehörigen Klein-Namaland, steigt von seiner Südgrenze, dem Oranjefluß, bis zur Nordgrenze allmählich zu einer Höhe von mehr als 2000 Meter an. Von der Küste landeinwärts erhebt sich das Uferland in mehreren Terrassen und senkt sich dann etwas zum Plateau der Kalahariwüste herab. Von den Felsen des Gestades, an welchen der Ocean mit gewaltiger Brandung schlägt, geht es über Sanddünen und wellenförmiges, mit einzelnen Granitkegeln besetztes Steppenland etwa 20 Meilen ostwärts allmählich bergan bis zu dem gegen 40 Meilen langen Thale, in welchem die Missionsstation Bethanien liegt. Oestlich von diesem erhebt sich in der Mitte des Landes schroff emporragend das Han-Amigebirge, das von Norden nach Süden in Form einer Keule verlaufend, im Norden mit 14 Meilen die größte Breite besitzt. Von diesem Gebirge, durch ein zweites, noch längeres Thal getrennt, steigt zunächst eine mehrere hundert Meter hohe, 2 Meilen breite Rothsandsteinterrasse und dann ein bedeutend höheres Kalksteinplateau auf. Das vorstehend genannte Thal durchzieht in einer Länge von mehr als 90 Meilen, also fast in der ganzen Nordsüd-Richtung des Groß-Namalandes, der »Große Fischfluß«, der kurz vor seiner Mündung in den Oranjefluß das, das Thal von Bethanien durchziehende Gewässer als Nebenfluß aufnimmt. Beide Flüsse führen indeß nur in der Regenzeit Wasser und liegen in der übrigen Zeit des Jahres zumeist trocken.

Wassermangel ist überhaupt ein Uebelstand in diesem Gebiete. Dieser Mangel hat zur Folge, daß die Vegetation in der langen Zeit der Dürre nur

kümmerlich gedeiht, ein einziger Regenguß aber im Stande ist, aus dem verdorrten und verbrannten Steppenboden eine mannigfaltige Flora, unzählige Knollengewächse und mannshohes Gras hervorzuzaubern. Die Verhältnisse liegen also hier ganz so wie in der »Karroo« im Capgebiete, von der in einem früheren Abschnitte die Rede war. Was der Wassersegen in diesem Lande bedeutet, nimmt man am besten an den Anlagen der Missionsanstalt von Bethanien wahr, wo durch künstliche Bewässerung ein kleines Paradies geschaffen worden ist. Hier gedeihen Mais, Weizen, Gerste, Kürbisse, Feigen, Granaten, Bananen und Wein in üppigster Fülle und selbst deutsche Obst- und Gemüsesorten liefern herrliche Producte.

An vielen Stellen finden sich übrigens auch prächtige Quellen. An den mächtigen, phantastisch geformten dunkelrothen Felsenmauern bilden sich im Schatten hoher Giraffenakazien tiefe Becken mit krystallhellem Wasser, umrankt von Farrenkräutern und anderen üppigen Gewächsen. »So lustig hüpfen die Bächlein über die Felsblöcke ins Thal hinab« — sagt der Missionär Hugo Hahn — »und so heimisch rauschen sie uns an, daß man meint, an einem lauschigen Plätzchen des Harzes oder Schwarzwaldes zu sein....« Dieser Oasencharakter des Landes kommt allenthalben zur Geltung, woraus sich auch erklärt, daß die Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist. In früherer Zeit, als es hier noch Wild in Menge gab, war auch die Jagd lohnend. Aber seitdem das Gewehr, namentlich der Hinterlader, den Bogen verdrängt hat, sind die jagdbaren Thiere fast gänzlich ausgerottet.

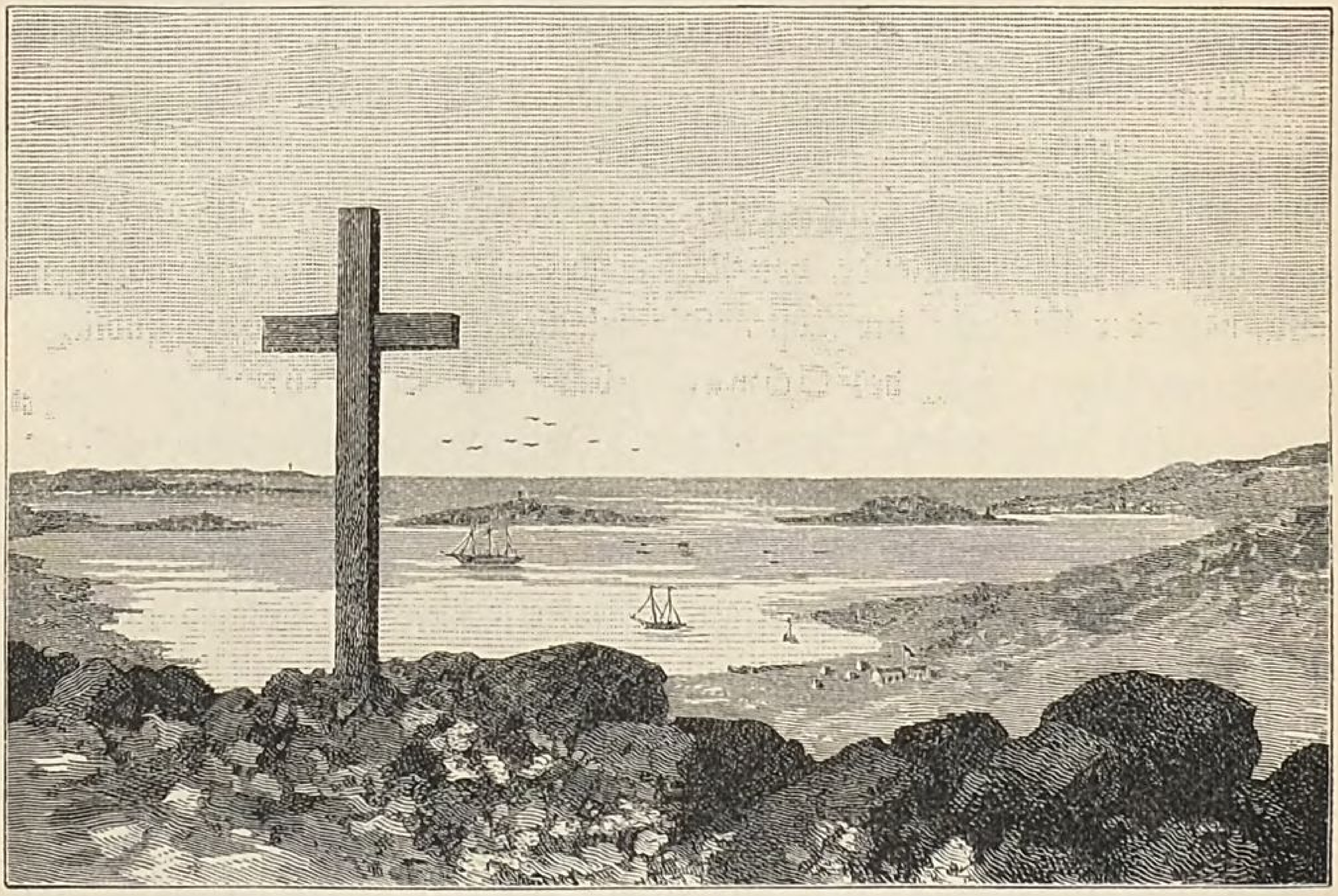
Der Steppencharakter des Groß-Nama- und des Damalandes erweist sich dem Gedeihen und der Vermehrung der Herden außerordentlich günstig. Dazu kommt, daß die einheimische Bevölkerung keine Fleischkost genießt und infolge dessen niemals ihren Viehstand angreift, selbst in den Fällen der drückendsten Noth nicht. Sie harren in den Hungertagen aus, pflegen ihren Viehstand und warten geduldig die Regenzeit ab, welche sofort einen Umschlag hervorruft, da das frische Futter die Thiere rasch soweit nährt, daß sie frische Milch liefern können.... Sehr hervorzuheben ist der Reichthum an Erzen. Eisenerze finden sich in großer Menge, selbst aus den Felsen der Küste lassen sich Stückchen von völliger Reinheit herausschälen. In früherer Zeit bezogen die Eingeborenen das Metall von Norden her, den schmiedegewandten Owampo, denn eiserne Spangen

an Armen und Beinen, sowie apfelgroße »Eisenperlen« waren ein gesuchter Schmuck im Damalande, dessen schwarze Damen sich mit 30 Pfund und darüber schweren Zierat behingen. Außer Eisen trifft man in dem fraglichen Gebiete silberhältiges Blei und vor allem Kupfer. Man kennt eine Stelle, wo auf einer Fläche von circa 2 englischen Quadratmeilen das Erz zu Tage liegt und meist über 57% Kupfergehalt besitzt. Andere Lagen besitzen eine Mächtigkeit von 3 bis 5 Meter.

Das zweite Gebiet, dessen Küstenregion vorläufig unter deutschen Schutz gestellt wurde, ist das Dama- oder Hereroland. Es erstreckt sich nördlich von Groß-Namaland und steigt zu bedeutender Höhe, bis 3000 Meter empor. Doch gilt diese Ziffer nur für die höchsten Gipfel, die durchschnittliche Höhe des Plateaus dürfte etwas über 1000 Meter betragen. Die Hauptthäler laufen hier nicht, wie im Namalande, von Nord nach Süd, sondern von Ost nach West, also nach der Richtung der Küste. Die wichtigsten Thäler sind im südlichen Theile des Landes, jene des Schwachaub und des Kuisib, welch letzterer dermalen fast seiner ganzen Länge nach die Südgrenze gegen das Groß-Namaland bildet. Die Bewässerungsverhältnisse sind hier so ziemlich die gleichen, wie im Nachbarlande. Auch das Damaland hat einen überaus öden und wasserarmen Küstenstrich. Periodische Regen treten erst tiefer im Innern auf und nehmen nach Osten hin an Heftigkeit und Dauer zu. Das Klima ist im Uebrigen dasselbe wie im Nachbargebiete und auch die Productionsverhältnisse stimmen in den wesentlichen Zügen überein, nur daß die Pflanzenwelt etwas üppiger sich entfaltet, was ja auch im Norden des Groß-Namalandes der Fall ist.... Auf den Unterschied der Bevölkerung in beiden Gebieten brauchen wir hier wohl nicht erneut hinzuweisen, da er in den vorangegangenen Mittheilungen hinlänglich klargelegt worden ist.

In neuerer Zeit ist der Küstenstrich des Nama- und Damalandes, der vordem von der Civilisation, oder richtiger von deren Interessen, kaum berührt wurde, das Object einer deutschen Colonialaction geworden, deren Tragweite dermalen noch nicht zu erfassen ist. Von dem vereinsamten, rings verödeten Hafen Angra Pequena ging jene Action aus, die ihre Wellen längst auf die Schwingungen der internationalen Interessenpolitik übertragen hat. Eine stille, nur von Walfängern aufgesuchte Bucht an der einsamen Küste Südwest-Afrikas,

gab den ersten Anstoß zu weitgehendsten Colonialfragen. Es handelte sich hier um die Besitzergreifung eines Gebietes, mit dessen Existenz sich niemand bis dahin beschäftigt hatte. Den ersten Schritt that der Bremer Kaufmann F. A. E. Lüderitz, der im Frühling 1883 von dem Häuptling Josef Frederiks zu Bethanien, einer rheinischen Missionsstation im Groß-Namalande, den vorstehend genannten Hafen nebst einer Grundfläche von 10 deutschen Geviertmeilen käuflich erwarb. Die Erwerbung wurde von Seite der Engländer mit



Angra Pequena.

Spott behandelt, der sich aber alsbald in eine ernstere Erregung umwandelte, als der genannte Kaufmann weitere Gebiete, zuletzt den ganzen Küstenstrich in einer Breite von 20 Meilen landeinwärts zwischen dem 26.⁰ Südbreite im Norden und dem Oranjefluß im Süden an sich brachte.

Nach Geltendmachung seiner Besitzerwerbung in Capstadt, wo sie nach wie vor bekämpft wurde, kam Lüderitz nach Berlin und erbat sich hier die Intervention des Reichskanzlers Fürsten Bismarck. Sie wurde gewährt und der deutsche Consul in Capstadt officiell davon verständigt, daß der Lüderitz'sche

Besitzstand unter deutschen Schutz gestellt sei. Dies erfolgte fast genau ein Jahr nach der ersten Action Lüderitz', im Frühling 1884. Am 6. August desselben Jahres traf die deutsche Kriegscorvette »Elisabeth« in Angra Pequena ein und am folgenden Morgen wurde die kaiserliche Flagge gehißt. In den langwierigen diplomatischen Unterhandlungen, welche hierauf zwischen den Cabinetten von Berlin und London einerseits, und zwischen dem britischen Cabinette und der Colonialregierung von Capland anderseits platzgriffen, legte England das sicht-



Emil Holub (s. S. 94).

bare Bestreben an den Tag, angeblich ältere Rechte auf das fragliche Gebiet geltend zu machen, um die deutsche Annexion hinfällig werden zu lassen. Als dies nicht anging und deutscherseits der unumstößliche Nachweis von den gegentheiligen Verhältnissen gemacht wurde, wurden von Seite der englischen Regierung andere Schachzüge eingeleitet.

Die Mittheilungen des deutschen Consuls in Capstadt ließen nämlich keinen Zweifel darüber aufkommen, daß während der diplomatischen Unterhandlungen, der Colonialsecretär Lord Derby von London die Capregierung aufstachelte,

durch Annexion der ganzen noch herrenlosen Küste Südwest-Afrikas, nur mit Ausnahme Angra Pequenas, dieser deutschen Erwerbung jede Entwickelung zu verlegen. Dieses Verfahren widersprach gänzlich den früheren Erklärungen des britischen Cabinets, welches anerkannt hatte, daß der Oranjefluß die Nordgrenze der englischen Besitzungen bilde, und außerhalb derselben nur die Walfischbai und einige Inseln bei Angra Pequena beansprucht würden. Als englischerseits eine Nachgiebigkeit Deutschlands hinsichtlich seiner Forderungen nicht zu erzielen war, machte die Capregierung Miene, Lüderitzland durch Wegnahme von Groß-Namaland, vom Hinterlande abzuschneiden und seine Entwickelung unmöglich zu machen.

All diesen Schachzügen wurde durch die energische Haltung des Fürsten Bismarck ein Ende bereitet, der die ganze Küste vom Cap Frio (dem Südpunkte der portugiesischen Besitzungen an der Westküste Afrikas) bis zum 26.° Südbreite, d. i. bis zum Oranjefluß als deutsches Schutzgebiet beanspruchte und die Angelegenheit auf diplomatischem Wege zum Abschluß brachte. Ausgenommen wurde nur die Walfischbai, auf welche Englands Rechte anerkannt wurden. Aber auch jetzt noch versuchten die Engländer in die Rechte Lüderitz' einzugreifen. So hatte ein Engländer, Spencer, der sich in früheren Jahren in dem fraglichen Küstengebiete umhergetrieben, unbekümmert um die deutsche Besitzergreifung, von den Inseln bei Angra Pequena Guano holen, Pelzrobben schlagen, Fischerei treiben und Erz graben lassen, ohne Erlaubniß des jetzigen Besitzers. Auch diesen Uebergriffen wurde alsbald auf diplomatischem Wege ein Ende bereitet.

Angra Pequena ist, wie aus unseren vorangegangenen Schilderungen hervorgeht, kein Paradies; aber es besitzt einen sehr guten Hafen, welcher Schiffen von kleineren Dimensionen eine bequeme Einfahrt und guten Ankerplatz gewährt. Indeß finden auch größere Schiffe in der Bucht gegen die herrschenden Südwinde Schutz. Die mit reichen Guanolagern bedeckte Pinguininsel hält den Wogengang des offenen Oceans ab. An einem guten, durch die genannte Insel geschützten Landungsplatze liegt unter der 150 Meter hoch sich erhebenden »Nautilusspitze« die Niederlassung des mehrgenannten Bremer Handelshauses F. A. E. Lüderitz. Die Bodenbeschaffenheit im näheren Bereiche der Factorei ist keine günstige, denn allenthalben bedecken Sand und verwittertes vulcanisches

Gestein das Felsgefüge des Küstenrandes. Ein breiter Gürtel von Flug- und Treibsand erhöht noch die Unzukömmlichkeiten. Auch der Wassermangel ist empfindlich und bis zur Anlage von artesischen Brunnen mußte das Wasser aus Capstadt (33 Schillinge die Tonne!) bezogen werden. Angra Pequena aber ist anderseits das Thor, welches auf reichlich mit Quellen besetzten Straßen nach dem Innern führt. Es wäre auch sicherlich kein übler Platz für eine Fischerstation. An dieser Küste wimmelt das Meer von Fischen aller Art, und diesem Fischreichthume ist das Vorhandensein unzähliger Vogelschaaren zuzuschreiben, welche in dichten Wolken die Uferränder beschatten. Daher auch der massenhaft auf den vorliegenden Strandinseln aufgehäufte Guano, den hier keine Regengüsse seiner wertvollen Eigenschaften zu berauben vermochten.... Was sonst »Deutsch-Afrika« für eine Entwickelung finden wird, ist abzuwarten....

Das allgemeine Bild, welches wir von Land und Leuten in Südafrika gegeben haben, und welches des gegebenen beschränkten Raumes halber, nur die hauptsächlichsten Dinge umfaßt: dieses Bild würde seine enge Begrenztheit noch mehr verrathen, wenn wir nicht jener Männer gedächten, welche sich um die Erforschung des fraglichen Erdraumes verdient gemacht haben... Die beiden ältesten Reisenden in Südafrika, von denen wir Kenntniß haben, sind der deutsche Zoologe Sparrmann, ein Schüler Linnés, und der französische Ornithologe Le Veillant. Ihre Reisen fallen in das siebente und achte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, also in eine Zeit, wo die Zahl derjenigen Europäer, welche zum Zwecke geographischer Entdeckungen nach Afrika gingen, weit hinter der jener Reisenden zurückblieb, deren Hauptzweck die Bereicherung der Naturwissenschaften im engeren Sinne bildete.

Am 30. April 1772 betrat Sparrmann am Cap der Guten Hoffnung zuerst den Boden Afrikas. Zu jener Zeit war die Capstadt noch klein und maß kaum zweitausend Schritte in der Länge und Breite, wobei auch noch die sie auf einer Seite begrenzenden Weinberge und Gärten mitgerechnet sind. Die Straßen waren breit und mit Eichen bepflanzt, die Häuser aber sehr sauber gehalten. Ehe Sparrmann seine Reise nach dem Landesinnern antrat, verließ er noch einmal Afrika, um auf einem der Schiffe Cooks, welche nach Australien segelten, die fernen Länder und Inseln der Südsee kennen zu lernen. Seine Rückkehr erfolgte erst 1775, worauf er sofort seine Binnenreise antrat. Er ging

zunächst in die, von Hottentotten bewohnten Striche, hierauf nach der Mosselbai und in das Kafferngebiet. Nach Capstadt zurückgekehrt, vollführte Sparrmann noch einen zweiten kürzeren Ausflug und schiffte sich dann im Frühjahr 1776 mit reichen Sammlungen nach Europa ein. . . .

Während desselben Zeitraumes (1772 bis 1775) unternahm der Schwede Thunberg, dem Sparrmann am Cap begegnete, im Innern von Afrika drei rasch aufeinander folgende Reisen. So wenig wie die Ausflüge Sparrmanns, haben auch Thunbergs Streifzüge zur Erweiterung der geographischen Kenntnisse beigetragen. Thunbergs Spuren folgte bald hierauf ein englischer Officier, William Patterson, der nordwärts bis jenseits des Oranjestromes vordrang, ostwärts in das Land der Kaffern, eine beträchtliche Strecke jenseits des Großen Fischstromes. Von diesem Reisenden rühren die ersten zuverläßlichen Berichte über die Natur der von ihm durchreisten Länder und über die besuchten Völkerschaften her. Wie Sparrmann das »Quagga« zuerst gesehen und beschrieben, so Patterson die Gieraffe.

Im Frühjahr 1781 kam der französische Ornithologe Le Veillant nach Südafrika. Ohne Mittel, aber ein leidenschaftlicher Jäger, durchstreifte er alsbald solche Gebiete, die bisher noch nie ein Europäer betreten hatte. Die Nachrichten, welche wir ihm verdanken, spiegeln denn auch das Leben in der Wildniß weit treuer wieder, als die seiner Vorgänger und Nachfolger. Zuerst durchstreifte Le Veillant die holländischen Hottentottengebiete, dann drang er bis zu den Wohnplätzen der Kaffern vor, mit denen aber keine nennenswerten Beziehungen angeknüpft werden konnten. Nach mannigfachen Kreuz- und Querzügen und zahlreichen Jagdabenteuern gelangte der Reisende zur Mosselbai, von wo er sich nach der Karroo wandte, die er ihrer ganzen Länge nach durchzog. Im Frühjahr 1783, nach mehr als fünfvierteljähriger Abwesenheit, traf Le Veillant wieder in Capstadt ein. Weitaus erfolgreicher war eine zweite Reise in das Innere von Südafrika. Le Veillant hatte 1784, also genau vor hundert Jahren, den ganzen Raum südlich des Wendekreises die Kalahari und das Namaland durchstreift, und nach mannigfachen Fährlichkeiten den Ausgangspunkt seiner Reise wieder erreicht.

Unzweifelhaft waren diese kühnen Excursionen die bedeutendsten Leistungen auf lange Zeit hinaus. Ihnen zunächst steht die große Reise des Portugiesen

Francisco Jose de Lacerda e Almeida, der 1798 von Mosambique aus eine Reise in das Innere unternahm, und zwar nach Gegenden, die erst in neuerer Zeit, hauptsächlich durch David Livingstone, näher bekannt geworden sind. Leider hat Lacerda keine Aufzeichnungen hinterlassen und es ist heute unmöglich, zu bestimmen, wie weit der kühne Reisende vorgedrungen und welche Beobachtungen er anstellte. Erwiesen ist nur, daß Lacerda zunächst bis Tete am Zambesi vordrang, mit der Absicht, den Continent bis zur Westküste zu durchqueren, dann aber seine Route änderte und, nordwärts aufbrechend, in Cazembes Reich (nördlich des Bangweolosees) gelangte. Auf seiner Rückreise nach Mosambique wurde Lacerda ermordet und aller seiner Habseligkeiten beraubt. Bei seinem aufgefundenen Leichname fand sich nicht eine geschriebene Zeile vor. So viel konnte in Erfahrung gebracht werden, daß Cazembe alle Tagebücher und Aufzeichnungen des Reisenden mit Beschlag belegt hatte.

Mit dem Beginne unseres Jahrhunderts beginnt das Missionswesen in Südafrika größere Erfolge zu erreichen. Um 1820 gelangt John Campbell ins Be-tschuanaland und ins Groß-Namaland. Im ganzen folgenden Jahrzehnt sehen wir deutsche und englische Missionäre im selben Gebiete thätig. In den Dreißiger Jahren stellten Missionäre und andere Reisende, besonders während der Kriege der Engländer gegen die Kaffern, Studien über Land und Leute an. Die bedeutendste dieser Expeditionen dürfte wohl diejenige A. Smiths sein, der als Handelspionnier durch die Kalahariwüste bis zum Wendekreise des Steinbockes vordrang.... In den Vierziger Jahren überflügelte alle bisherigen Untersuchungen der schottische Missionär David Livingstone, dessen erste Thätigkeit auf afrikanischem Boden in die Zeit von 1841 bis 1851 fällt. Da wir uns mit diesem Heros unter den Afrikaforschern in einem späteren Abschnitte ausführlich beschäftigen werden, mag vorläufig die Bemerkung genügen, daß Livingstone 1852 und 1853 den oberen Zambesi bereiste und bald hierauf jene großartige Expedition antrat, auf welcher er ganz Südafrika von Capstadt gerade nordwärts und zuletzt westwärts bis S. Paulo de Loanda an der atlantischen Küste in vier Jahren durchstreifte.

In der nächsten Zeit haben sich viele Erforscher Südafrikas einen Namen gemacht, wie: F. Galton, J. Andersson, Schelley, Orpen, Bushe, Chapmann, R. Moffat (der Schwiegervater Livingstones), der hochver-

diente deutsche Missionär H. Hahn und dessen Sohn Theophilus Hahn, dann Mohr, Mauch u. a. In unseren Tagen endlich sind es namentlich zwei Namen, welche mit der geographischen Erhellung des afrikanischen Südens innig verwoben sind: der Oesterreicher Emil Holub und der Portugiese Serpa Pinto. Ersterer hatte im Jahre 1872 den Boden Caplands betreten und sich zu Dutoitspan in den Diamantenfeldern etablirt. Schon im Februar 1873 konnte Holub eine größere Excursion antreten, welche zwei Monate währte und ihn durch die südlichen Be-tschuanaländer, sowie durch den südwestlichen Theil des Transvaalgebietes führte. Nach mannigfaltigen Unzukömmlichkeiten trat Holub 1873 seine zweite Reise an, welche sechs Monate in Anspruch nahm und mit Ausnahme des westlichen Ba-mangwatogebietes durch alle Be-tschuanaländer führte. Im Lande der Ba-kwena und später an den Ufern des Marico befiel den Reisenden ein typhöses Fieber, das ihn dem Tode nahe brachte. Glücklicherweise genesen, kehrte er nach Dutoitspan zurück, wo er sich zu seiner dritten und größten Reise rüstete. Dieselbe wurde im März 1875 angetreten und währte 21 Monate. Holub drang bis zu dem am centralen Zambesi gelegenen Marutse-Mambunda-reiche vor und befuhr den oberen Zambesi, mit der Absicht, bis an die Quellen des Stromes vorzudringen. Allein ein hartnäckiges Fieber warf ihn nieder und Holub war gezwungen umzukehren.... Holub ist der erste Reisende, welcher uns in eingehender Weise mit dem Völkerleben im Innern Südafrikas vertraut machte und über die Vorgänge in den großen autokratischen Staaten jenes Gebietes, sowie über deren historische Beziehungen ausführlich Bericht erstattete.

Von zum Theile noch größerer Tragweite als die Forschungen Emil Holubs, war die mit großen Widerwärtigkeiten verbundene Reise des portugiesischen Majors Serpa Pinto quer durch Südafrika, von Benguela am Atlantischen Ocean bis d'Urban am Indischen Ocean. Als der Genannte im Jahre 1877 seine Reise antrat, war er kein Neuling mehr auf afrikanischem Boden. Er hatte sich bereits als blutjunger Officier an einer Militärexpedition gegen den rebellischen Häuptling Bonga im Gebiete des Zambesi betheiligt, und bei diesem Anlasse den genannten Strom bis in die Nähe der Victoriafälle bereist. Am 12. November 1877 trat Serpa Pinto seine Reise von Benguela aus an. Selten hatte eine Expedition mit ähnlichen Widerwärtigkeiten zu kämpfen wie diese. Von der Küste aus ging der Marsch zunächst über Dombu nach Quillengues und

Coconda, dem letzten unter portugiesischer Herrschaft stehenden Orte, wo Pinto sich von seinen bisherigen Gefährten, Capello und Ivens, trennte, die von Bihé aus sich nordwärts wenden wollten, während Pinto die Absicht hatte, den Zambesi seiner ganzen Ausdehnung nach zu befahren.

Leider konnte dieser Plan nicht verwirklicht werden. Nachdem zu Bihé die erwähnte Trennung stattgehabt hatte, zog Pinto im Mai 1878 in östlicher Richtung weiter und querte der Reihe nach die Stromsysteme des Quanza, Cubango, Cuando u. a. Am 24. August wurde der Zambesi bei Lialui erreicht und der Reisende von dem Könige des Marutsereiches anscheinend sehr freundlich aufgenommen. Allein schon nach wenigen Tagen erwies es sich, daß der König dem Reisenden alle erdenklichen Hindernisse in den Weg legte, um ihn zur Umkehr zu zwingen. Sogar ein Mordversuch gegen Pinto wurde geplant, aber glücklich abgewendet. Infolge dieser Vorfälle zog sich der Reisende mit seinem Gefolge in die Berge zurück, wo er aber zu seinem größten Schmerze erleben mußte, daß seine Träger, welche schon früher Zeichen von Verrätherei gegeben hatten, desertirten und alle Vorräthe, Waffen, Munition u. s. w. mitnahmen. Sein ganzes Gefolge bestand nun noch aus drei Männern, drei Knaben und zwei Frauen, an Munition besaß er noch etwa 300 Patronen zu der »Büchse des Königs« (eines Geschenkes des Königs von Portugal). Trotzdem gelang es Pinto sich Boote zu verschaffen und stromab des Zambesi zu fahren. Die Katarakte aber boten gewaltige Hindernisse. Die Reise begann äußerst strapaziös zu werden. Am 18. October gelangte der Reisende nach Embarira, am Einflusse des Tschobe in den Zambesi. Hier fand er zunächst Unterstützung seitens zweier englischer Naturforscher, Bradshaw und Walsh, welche sich zoologischer Studien wegen am Südufer des Tschobe aufhielten, besonders aber seitens der Familie des französischen Missionärs Coillard in Guijama, welcher vergebens versucht hatte, Erlaubniß zum Eintritte in das Marutse-Mambundareich zu erhalten.

In Gemeinschaft mit der Familie Coillard setzte Pinto die Reise durch den nordöstlichen Theil der Kalahariwüste fort, durchzog das Land der Ba-mangwato, in deren Hauptstadt Schoschong er sich einige Zeit aufhielt, wobei er von dem freisinnigen Könige Khama auf das Entgegenkommendste behandelt wurde. Durch das Dazwischentreten neuer Freunde und Gönner zur Weiterreise hinlänglich ausgerüstet, machte sich Pinto wieder auf den Weg und erreichte nach mancherlei

störenden Zwischenfällen in der Marschrichtung stromauf des Limpopo am 12. Februar 1879 Pretoria, die Hauptstadt des Transvaalgebietes. Erst am 19. März traf er in d'Urban ein, wo er sich nach Europa einschiffte.... Der Marsch quer durch Afrika vom Atlantischen zum Indischen Ocean hatte im Ganzen 1 Jahr 3 Monate 8 Tage in Anspruch genommen.

Mit Ausnahme der Anfangs- und Endstrecke fällt die Reiselinie Serpa Pintos an vielen Punkten mit der gleichen Route David Livingstones in den Jahren 1850 bis 1854 zusammen. Diese wurde aber in umgekehrter Richtung eingeschlagen, d. h. sie endete in St. Paolo de Loanda, während Serpa Pinto von Benguela aufbrach.



Serpa Pinto.



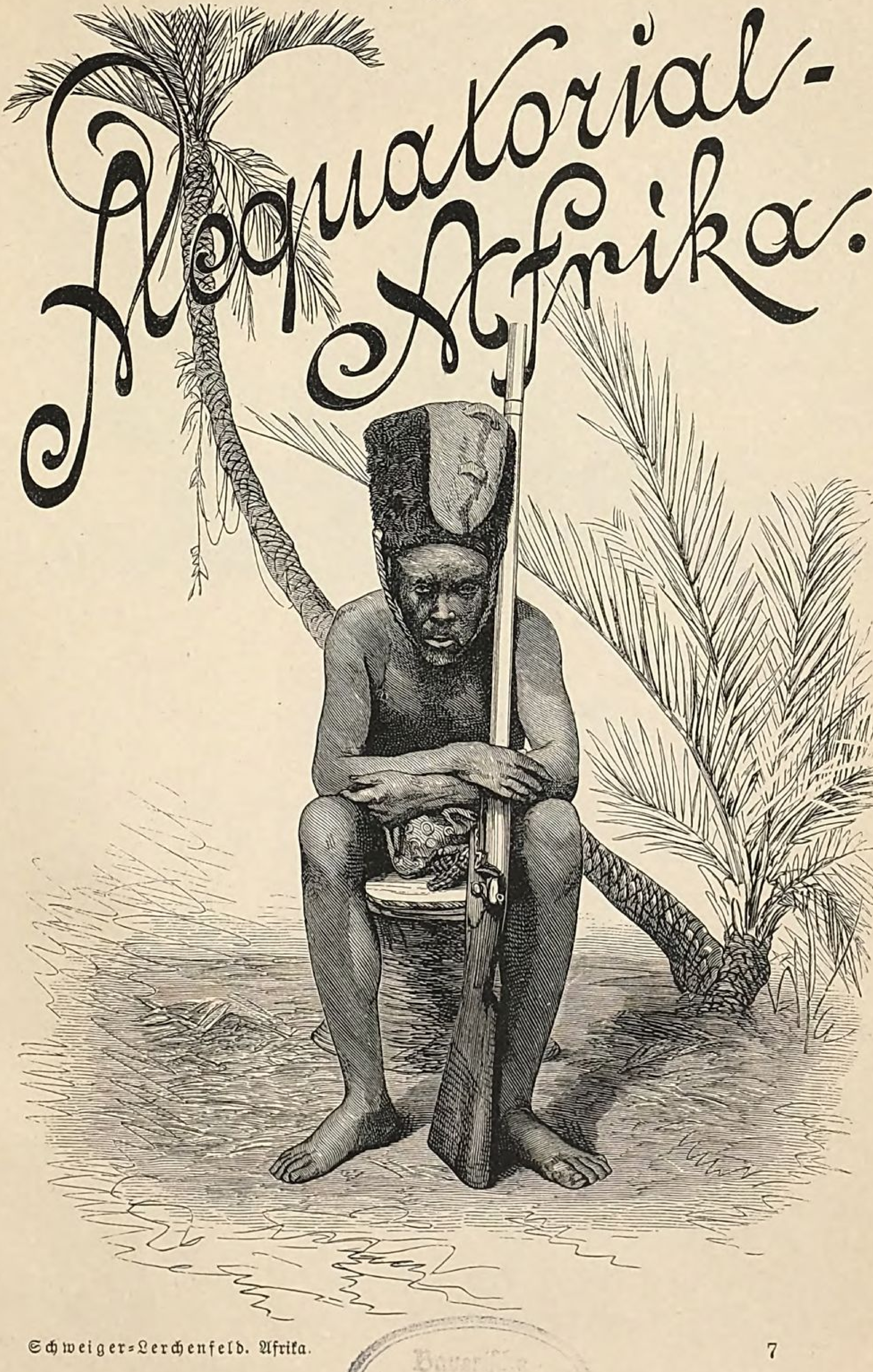
A. Hartleben's Verlag. Kartogr. lith. Anst. v. G. Freytag Wien.

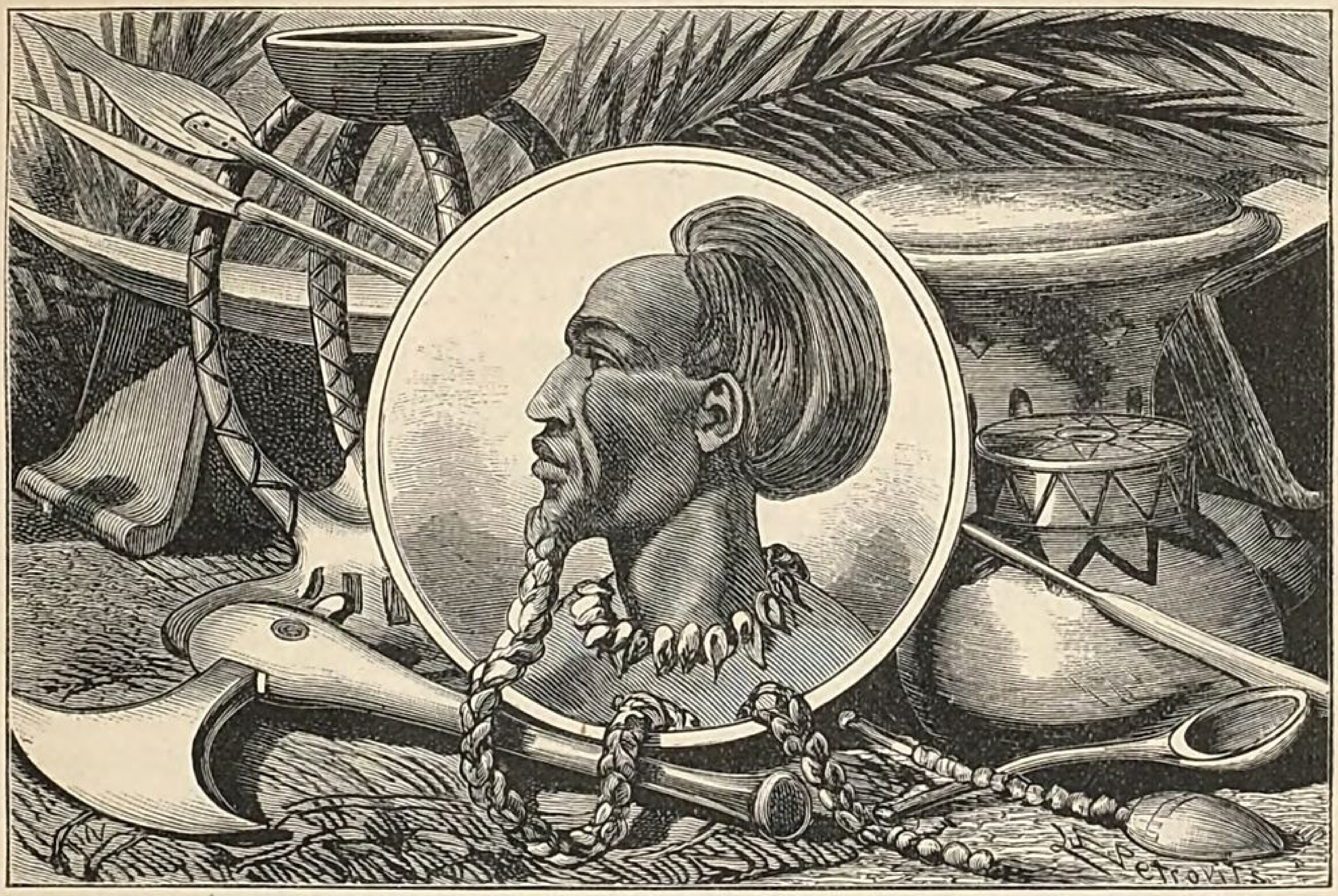


Vegetation am Lukodschi.

II.

Aequatorial-Afrika.





Die Suahelikūste.

Die Mündung des Zambesi bezeichnet fast genau die Mitte jener Küstenzone, welche portugiesischer Colonialbesitz ist, und sich von der Delagoabai im Süden bis zum Cap Delgado im Norden erstreckt. Mit Ausnahme eines kleinen Abschnittes im Süden, gehört der gesammte Küstenstrich dem sogenannten »Canal von Mosambique« an, der einerseits vom afrikanischen Festlande, anderseits von der Insel Madagascar gebildet wird. Das gesammte portugiesische Küstengebiet (landeinwärts erstreckt sich der Besitz nur im Zambesithale) umfaßt ein Areal von ungefähr 4000 geographischen Geviertmeilen mit einer Bewohnerzahl von circa 300.000 Seelen. Nordwärts vom Cap Delgado erstreckt sich die Suahelikūste, das festländische Gebiet des Sultanats Zanzibar.

Aequatorial-Afrika ist sonach am Indischen Ocean durch Gestade begrenzt, welche zur Hälfte europäische Colonie, zur anderen Hälfte Besitz des genannten arabischen Sultanats sind. Das letztere reicht ungefähr bis zum Aequator, wo der Jubafluß, aus dem Innern der Somaliländer kommend, ins Meer fällt. Der

Mittelpunkt des arabischen Gebietes ist die Insel Zanzibar, in deren Nachbarschaft noch die Eilande Pemba im Norden und Mafia im Süden liegen. Am festländischen Ufer sind die Hauptorte der Zanzibarioten Malinde, Mombas und Kilua, lauter Punkte, welche zu Ende des XV. Jahrhunderts, gelegentlich des Erscheinens der Portugiesen in diesen Meeren, eine hervorragende Rolle als Stützpunkte für die weiteren Unternehmungen der großen Colonisatoren und Eroberer jener Zeit bildeten. Im Süden, d. h. auf portugiesischem Gebiete, sind es namentlich Quelimane und Mosambique (von dem bereits erwähnten Sofala abgesehen), mit welchem die Portugiesen zuerst Bekanntschaft gemacht hatten.

Es war am 10. März 1498 als Vasco da Gama vor der kleinen Insel Mosambique erschien. Hier erfuhr er zuerst von der Anwesenheit arabischer Kaufleute, welche einen lebhaften Handel mit Indien betrieben, was ihm zum glücklichen Anzeichen wurde, daß er sich bereits im Bereiche des gesuchten Landes befinde. Was die arabischen Händler betrifft, haben sich die Verhältnisse seitdem allerdings so gründlich geändert, daß gegenwärtig nicht jene, sondern indische Kaufleute es sind, welche den Verkehr zwischen Ostafrika und Südasien vermitteln. Wenigstens ist dies im Gebiete des Sultans von Zanzibar der Fall, wo sich beständig einige tausend indischer Kaufleute aufhalten, meist Grossisten, in deren Händen der ganze Handel liegt. Sie waren auch bis in unsere Zeit hinein die Hauptträger jenes schändlichen Menschenhandels, der ihren Ausübern zwar zu großen Reichthümern verhalf, die ostafrikanischen Gebiete aber gänzlich zu entvölkern drohte. Seit dem Einschreiten der Engländer sind zwar die Inder um ihr einträgliches Geschäft gekommen, der Menschenhandel aber besteht fort, und hat nur andere Wege eingeschlagen. Ueber diese Frage werden wir übrigens weiter unten zurückkommen.

Mosambique ist die Hauptstadt der portugiesischen Colonien. Von Albuquerque erobert und mit ungeheuerem Geldaufwande befestigt (die Steine zum Festungsbau kamen nummerirt aus Europa!), hat eine prachtvolle Lage als Inselstadt, dicht unter der Küste des Continents. Trotzdem genügt sie den heutigen Anforderungen nicht mehr. Das eine Strecke südlicher, am nördlichsten Mündungsarme des Zambesi gelegene Quelimane, Hauptort des gleichnamigen Districtes, hat einen weit besseren Hafen und ist der Mittelpunkt des Handels mit den Ländern des Zambesi. Kleine Dampfer steuern den inselreichen Strom

bis Tete, etwa 70 geographische Meilen hinauf und noch eine Strecke weiter, wo die ersten Schiffahrtshindernisse beginnen. Halbwegs befindet sich die portugiesische Factorei Sena, in deren Nähe in neuester Zeit Goldlager entdeckt worden sein sollen.

In geographischer Beziehung wäre hinsichtlich des ostafrikanischen Küstenrandes zu bemerken, daß derselbe von der Zambesimündung bis zum Rothen Meere eine ungleich reichere Gliederung besitzt, als der vom Atlantischen Ocean bespülte Westrand des Continents. Am Ostrande der gewaltigen Plateaumasse von Aequatorial- oder Central-Afrika wirkten die Hebungskräfte mit ganzer Intensität. Im ostafrikanischen Seengebiete sind Hebungserscheinungen noch dermalen zu beobachten. Im allgemeinen ist auch hier, wie in Südafrika, der Parallelismus der Küstenketten scharf ausgeprägt. Zwischen Zambesi und Rofuma, dem Flusse, welcher beim Cap Delgado ins Meer fällt, und die Nordgrenze der portugiesischen Besitzungen bildet, ist die Küstenstufe 70 bis 120 Kilometer breit und mit isolirten Hügeln bedeckt. Aehnlich verhält es sich mit der Gestadezone nördlich des Rofuma, etwa bis zur Rufidschimündung, unterhalb von Zanzibar. Zwischen Rufidschi und Rufu (eine Strecke nördlich von Zanzibar) verschmälert sich aber die Küstenstufe stellenweise bis auf 10 Kilometer und erreicht eine Maximalbreite von nur 40 Kilometer. Sie erweitert sich wieder bei Bagamojo (gegenüber von Zanzibar) beträchtlich, und verläuft dann in bald größerer, bald geringerer Breite, um schließlich zwischen den Mündungen des Sabaki und Juba (also bis hart unter den Aequator) die größte Ausdehnung von 230 Kilometer zu erreichen. Dieses Küstenland ist — wie neuerdings Cl. Denhardt constatirt hat — eine sanft undulirte Ebene mit geringen Schwellungen zwischen den meist parallel zu einander dem Indischen Ocean zueilenden Flüssen, deren Lauf ungemein gewunden ist. Am Meere wird diese Ebene von Dünenzügen und Lehmhügeln begrenzt, welche auf Korallenbildungen lagern. (Nach J. Chavanne.)

Wie bereits erwähnt, wird der Zwischenhandel zwischen den in den portugiesischen Colonien ansäßigen europäischen Häusern und den fremden Kaufleuten einerseits, welche die Colonie besuchen, ohne sich dortselbst niederzulassen, und den Händlern des Binnenlandes anderseits durch indische Kaufleute vermittelt, von denen viele mit Europa directen Handel treiben. Die Thätigkeit der Portu-

giesen ist leider nicht über jeden Tadel erhaben. Der britische Consul O'Neill führt den Stillstand in der Entwickelung auf den Umstand zurück, daß die Colonie Mosambique im Mutterlande von Alters her deshalb sehr unpopulär ist, weil man sie durchwegs mit Sträflingen besiedelte, wodurch die Colonisirung mit soliden Elementen äußerst erschwert, wenn nicht gänzlich verhindert wurde. Das Streben der ersten Ansiedler war lediglich auf Gold und Sclaven gerichtet, und man ging erst in letzterer Zeit, als erstere Einnahmsquelle beträchtlich zurückging, letztere aber gänzlich versiegte daran, sich zu einer agriculturellen und gewerblichen Thätigkeit zu entschließen.

Die Regierung freilich hat es an Fürsorge nicht fehlen lassen. Sie hat frühzeitig erkannt, daß Mosambique vermöge seiner ausgezeichneten geographischen Lage zwischen Südafrika und dem Suezcanal, der großen Insel Madagascar gegenüber und in der Nachbarschaft zweier wichtiger Einbruchsthore nach dem Innern des Continents — Zambesimündung und Bagamojo-Zanzibar — alle Vorbedingungen zu einem Centralpunkte des Weltverkehres besitze. Sie hat Geldmittel flüssig gemacht, um der nothleidenden Colonie zu Hilfe zu kommen, doch scheinen dieselben nicht ausreichend genug gewesen zu sein. Die regelmäßige Dampfschiffahrt auf dem unteren Zambesi kam nicht zu Stande, obwohl sich hier dem Privatcapitale Gelegenheit zur Betheiligung geboten hätte. Auch zur Ausbeutung der Minen und Wälder des Zambesigebietes konnten nur geringfügige Summen flüssig gemacht werden: kaum so viel, um die ersten Schwierigkeiten überwinden zu können. Die Unlust des Privatcapitals an Betheiligungen dieser Art, ist offenbar auf den Mißcredit zurückzuführen, in welchem fast alle afrikanischen Colonien der Portugiesen im Mutterlande stehen. In neuester Zeit sind noch politische Schwierigkeiten hinzugetreten. Es scheint, daß die Localbehörden nicht ausreichend auf die Entfaltung entsprechender Machtmittel in Ostafrika bedacht waren, was die Eingeborenen benützten, um sich Ausschreitungen blutiger Art zu erlauben, wie dies in allerjüngster Zeit wiederholt vorgekommen ist. Solche Zwischenfälle sind für die Autorität einer Colonialmacht immer gefährlich und in der ohnedies arg vernachlässigten Colonie Mosambique werden sie sicherlich nicht dazu beitragen, zu deren Entwickelung und Hebung mitzuwirken. . . .

Die wichtigste Localität an der Suahelitüste ist die kleine Insel Zanzibar, der Mittelpunkt eines arabischen Reiches, das in seiner dermaligen Gestalt eine

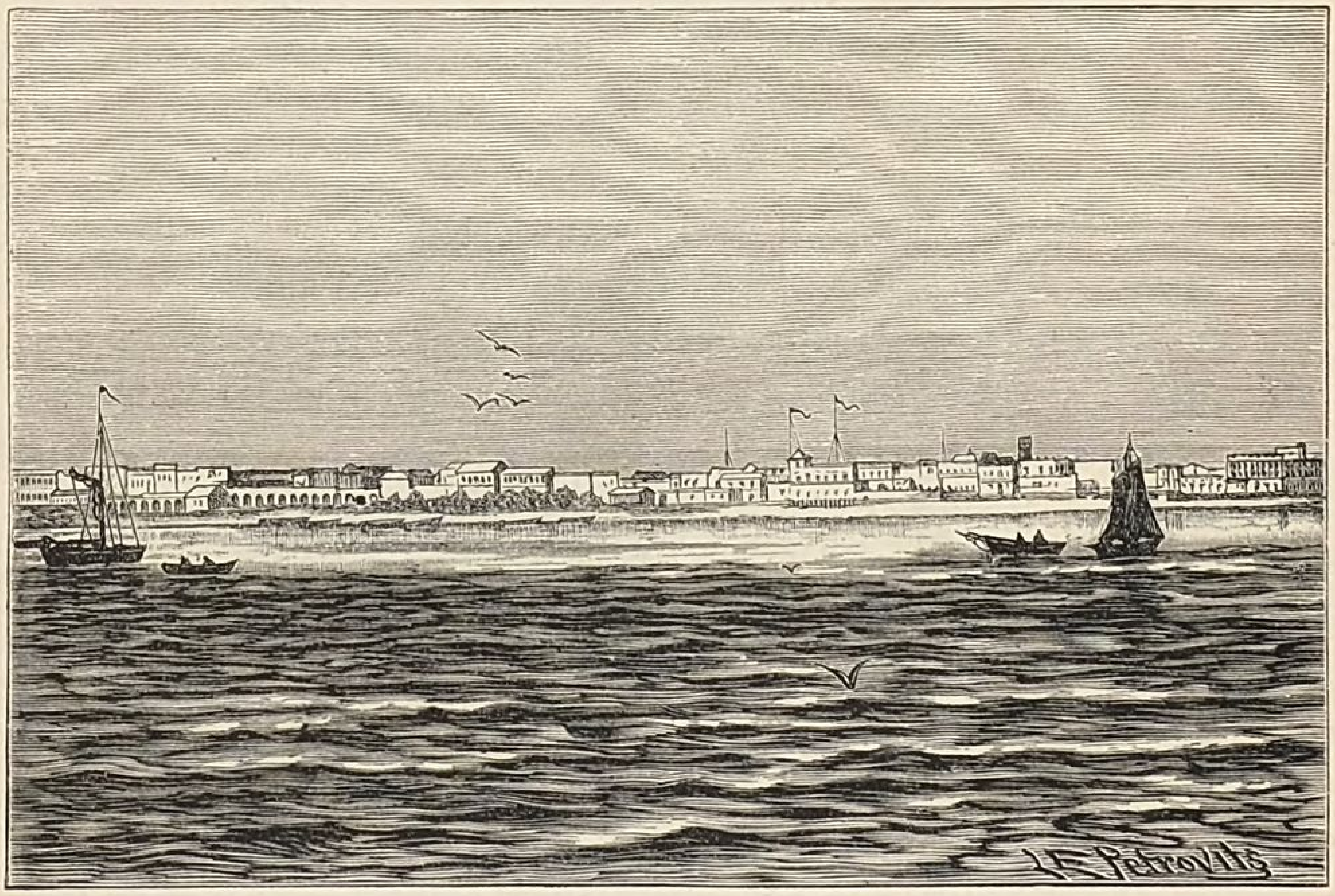
ganz kurze Vergangenheit hat. Ursprünglich bildete nämlich die Insel und das dazu gehörende festländische Gebiet einen Theil des Sultanats Oman in Ostarabien mit der Hauptstadt Maskat. In dem Zeitraume von 1808 bis 1856 regierte hier ein milder, freisinniger und jedem Civilisationswerke sehr geneigter Sultan, Seyid Said, ein Mann unerhörter Art unter den orientalischen Despoten. Als er die Augen schloß, theilte er das Reich unter seine drei Söhne. Der älteste, Said Tsueni und der jüngste theilten sich in das Sultanat Oman, während ein dritter Bruder, Said Medschid, das afrikanische Gebiet mit der Insel Zanzibar als Herrschaftsgebiet zugewiesen erhielt. Er hatte für seine unabhängige Stellung eine jährliche Abgabe von 40.000 Maria Theresienthaler an Oman zu entrichten.

Diese Theilung war verhängnißvoll. Zunächst brach wegen des Tributs ein Krieg aus, der erst nach mehrjähriger Dauer unter Aufrechterhaltung der Abgabe durch England beigelegt wurde. Auf Said Medschid folgte Said Bargasch, der jetzige Sultan, ein Mann, der durch seine europäische Reise und durch seine Anknüpfungen mit der civilisirten Welt, den Anstoß zu höchst optimistischen Hoffnungen für die Zukunft von Zanzibar gab. Wie sehr Sultan Bargasch der nachdrücklichsten Pression seitens Englands bedurfte, um in Sachen des Sclavenhandels mürbe gemacht zu werden, wird weiter unten noch zur Sprache kommen.

Die Suahelikküste, oder das Gestadegebiet von Zanzibar, gehört mit der südlicher liegenden Küste von Mosambique zu jener Region Afrikas, in der die Araber bereits in solcher Zeit festen Fuß gefaßt hatten, in welcher über Gesammtafrika die abenteuerlichsten Vorstellungen herrschten. Die Araber waren bei der Occupation unzweifelhaft nur einer älteren Spur gefolgt, denn die Verbindung zwischen Südarabien und Ostafrika reicht bis ins graue Alterthum zurück. Das fragliche Küstenland bildet unzweifelhaft (oder doch weitaus wahrscheinlicher als Indien) jene Region, welche im alten Testamente als »Ophir« bezeichnet wird; von hier aus wurden die semitischen Völker mit Getreide, Elfenbein, Sclaven und Gold versorgt. Einwanderungen sowohl aus Had'rmaut, wie aus dem Oman fanden in allen Zeiten nach »Azania« oder »Zingium« statt, wie jenes Küstengebiet in ältester Zeit hieß. Aus Zingium ward Zendsch, später »Sendschibar« oder »Sanguebar« — »Land der Schwarzen«. Die Araber gründeten hier ein

neues Staatswesen, dessen Macht südwärts bis zum Cap Corrientes reichte und wahrscheinlich auch weite Gebiete landeinwärts beeinflußte. Die neuen Herren waren Seefahrer und besaßen die Mittel, ihrer Herrschaft allezeit belebende Elemente zuzuführen.

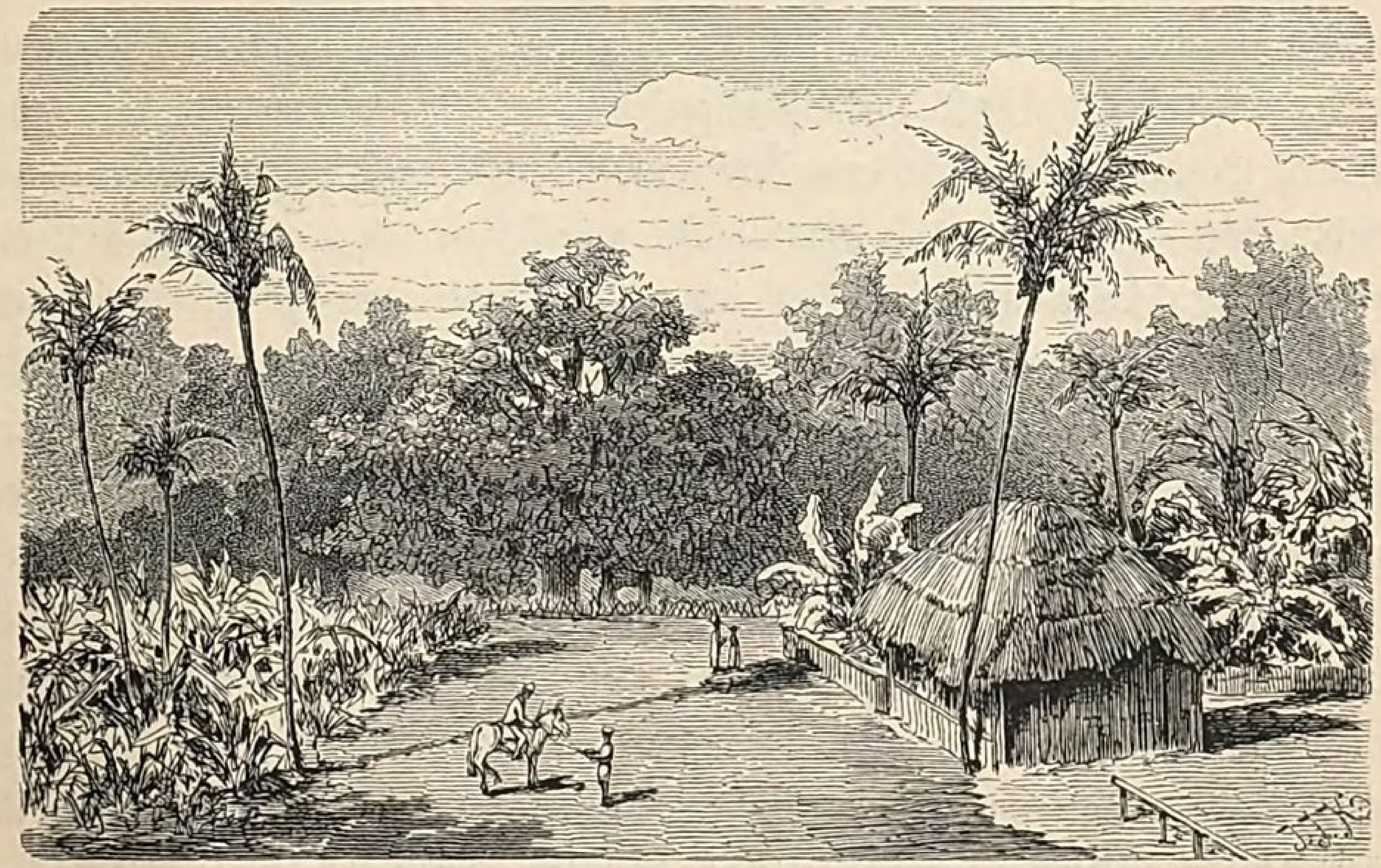
So standen die Dinge, als 1498 die Portugiesen unter Vasco da Gama bei der Insel Zanzibar erschienen. Schon 1503 wurde die Schutzherrschaft auf der Insel anerkannt, während die an der Küste des Festlandes liegenden Handels-



Zanzibar.

städte von den Portugiesen nichts wissen wollten. Der Kampf, der darüber ausbrach und gegenseitig mit furchtbarer Erbitterung geführt wurde, knickte die Blüte des dortigen Verkehres. Die alten Emporien sanken in Schutthaufen, dafür aber entwickelte sich alsbald das einträgliche Geschäft des Menschenhandels, das die neuen Herren in die Hand genommen hatten. . . . Das Vergnügen war nicht von langer Dauer, denn kurz vor Ablauf des XVII. Jahrhunderts wurden die Portugiesen durch den Imam von Maskat vertrieben. Zwar gelang es ihnen, sich vorübergehend nochmals auf der Insel festzusetzen (1728), doch währte ihre

zweite Anwesenheit nicht lange. Als schmachvolles Erbe hatten die Portugiesen den — Menschenhandel zurückgelassen. Diese Erinnerungen waren jedenfalls maßgebend für die feindliche Haltung des arabischen Elementes in jener Region, gegenüber den europäischen Bestrebungen in späterer Zeit. Aus diesem Grunde blieben uns geraume Zeit die inneren Verhältnisse der Suahelikūste verschleiert und erst neueren Forschern, wie Guillain, Krapff, Ehrhardt, Rebmann, Livingstone, Burton, Speke, van der Decken und Stanley gelang es, Licht auf jene Gebiete zu werfen.



Nasimoja (öffentlicher Garten) in Zanzibar (s. S. 117).

Nach der Ansicht des geistreichen englischen Forschers Sclater nahm in vorhistorischen Zeiten ein mächtiger Continent den Indischen Ocean ein, gleichsam eine Brücke bildend zwischen dem afrikanischen und asiatischen Festlande. Sclater nennt dieses Land »Lemuria« und läßt ihm die Rolle zufallen, der Ausgangspunkt des Menschengeschlechtes zu sein. »Das Land sank und übrig blieben nur die Trümmer der Inselmassen, wie die der Seyschellen, Amiranten, Komoren und die der Insel Madagascar. Jahrtausende schlug nun wohl die Brandung an die felsigen Gestade des ungeschlachten afrikanischen Continents, dann hoben ausgleichende unterirdische Kräfte auch die Ränder dieser gewaltigen Erdmasse

und mit ihr die Madreporenbauten der Küste aus der nassen Tiefe. So kamen Korallenbänke und Koralleninseln der afrikanischen Küste empor an das Licht. Unter der Tropenzone, den austrocknenden heißen Winden, den gierig lösenden Regenwässern und den sturmgepeitschten Wogen des Meeres, zersetzte sich die wunderlich zusammengebaute, mit dem bunten Allerlei der oceanischen Tiefe ausgestattete Kalkmasse, krystallisirte zum Theil wieder und füllte die Zwischenräume mit festen Gesteinsmassen, deren Gefüge uns daher kaum ihren früheren Ursprung errathen lassen.«

Zu den kleinen Gestadeinseln an der Ostküste von Afrika, die auf die angedeutete Weise dem Meere entstiegen, gehört auch Zanzibar. Nach Hugo Friedmann besitzt die Insel einen Flächenraum von 29 Geviertmeilen. Sie erhebt sich nur wenige Meter über das Meeresniveau und auch die Hügel im Innern erheben sich nur bis zu 130 Meter. An manchen Stellen gleicht das Eiland einem riesigen Schwamme, denn an den Küstenrändern werden die Zersetzungsproducte ausgewaschen und es entstehen allenthalben Löcher und Trichter. Auch im Innern der Insel gibt es allenthalben Höhlen mit Tropfsteinbildungen. Anbaufähiger Boden ist höchstens ein Drittel des ganzen Areals. Dank dem feuchten tropischen Klima sind aber gerade die Culturflecke der Insel herrliche, gartenähnliche Oasen. In üppiger Fülle gedeihen Zimmt-, Muskat- und Dattelbäume, Indigo, rother Pfeffer, Sagopalmen, Gewürznelken, Cocosbäume und Bananen. Ananas wächst wild, Orangenpflanzungen bilden ganze Parks und das Gestade ist geschmückt mit zierlich gefiederten Kasuarinen. Außerdem sind Nährpflanzen reichlich vorhanden: Reis, Bataten, Durrah, Mais, Erdnüsse u. a. Im Schatten riesiger Mangobäume liegen die Hütten der Eingeborenen; Tamarinden, Melonen- und Gujavabäume vervollständigen die üppige Gartenwildniß der Insel, die ein Paradies sein könnte, wenn andere Umstände sie nicht bislang zu einer Hölle gemacht haben würden.

Der Leser wird errathen, daß wir damit die Sclavenfrage gemeint wissen wollten. Wie in keinem Gebiete des Orients hat dieses Schandgewerbe in Zanzibar Verbreitung und Aufschwung erfahren. Ursprünglich waren es nur die wilden und verwahrlosten Omaniten aus Maskat, welche Jahr für Jahr mit Eintritt des Nordost-Monsuns, der ihre »Dshows« — Hochseeschiffe kleinerer Gattung — nach dem Suaheligestade trieb, beladen mit Salz und stinkendem

Haifisch. Unfläthig, schmutzig, häßlich, feig, diebisch, sittenlos wie sie sind, werden sie noch immer dem lieblichen Eilande zur Last, bis der Südwest-Monsun im April die unangenehme Gesellschaft wieder dem Gestade von Oman zuführt. Durch das Treiben dieser Menschenfreunde war Zanzibar noch bis zu Anfang der Siebziger Jahre der einzige offene Sclavenmarkt der Erde, von wo aus allein alljährlich 12.000 Sclaven nach Arabien, Persien und Madagascar verkauft wurden. Erwägt man, daß von fünf im Innern des Continents (meist in der Region im Westen des Njassasees) abgefangenen oder erhandelten Sclaven nur je einer die Küste erreicht, so kann man sich eine Vorstellung machen, wie verheerend das unmenschliche Vorgehen der Sclavenjäger in jenen Gegenden wirken mußte. »Losgerissen von der liebgewonnenen Scholle ihrer Heimat, von Weib und Kind getrennt, oder mit ihnen zusammengekettet, sie auf das schmachvollste mißhandelt, jammern, sterben sehen, nichts mehr zu eigen als das nackte, gräßliche Leben, wandern die armen Schwarzen, getrieben von der Peitsche aus harter Nilpferdhaut, stieren Auges ihren grauenvollen Weg im glühenden Sonnenbrande, mit verschmachtender Kehle, hungerndem Magen, blutenden Füßen, Elend vor sich, um sich, Angst, unsäglichen Jammer, ohnmächtige Wuth in sich, — da stürzt ein schwaches Weib, dort ein müder Greis, Peitschenhiebe treiben sie nimmer empor, losgekoppelt sterben sie, sich selber und den wilden Thieren überlassen. Nach und nach lichtet der große Befreier Tod die düsteren Reihen, die eiserne Fessel fällt mit dem irdischen Jammer vor dem willkommenen Erlöser.«

Der Sclavenhandel an der Suahelifüste hatte ungefähr zu Anfang unseres Jahrhunderts Eingang gefunden. Ursprünglich beschäftigten sich, wie erwähnt, nur die Omaniten mit dem sauberen Gewerbe. Später fanden auch die reichen Inder — meist mohammedanische »Hindu« — Geschmack an dem Geschäfte und begannen sich allenthalben an demselben zu betheiligen. Die indischen Sclavenhändler gaben sich nicht selber mit der Jagd ab, sondern sandten afrikanische oder arabische Zwischenhändler mit Waaren dahin, für welche dann Sclaven eingebracht wurden. Aber auch die Zwischenhändler befaßten sich nicht mit der Menschenjagd, sondern gaben wieder dritten Personen den Auftrag, die verlangte Anzahl Sclaven aufzubringen. Den nöthigen Vorschub leisteten jene allerdings dadurch, daß sie die einzelnen Stämme gegeneinander hetzten und aus Anlaß der solcher Art künstlich hervorgerufenen Fehden die entsprechende Zahl von

Gefangenen erzielten. Häuptlinge hielten übrigens auch auf »eigene Rechnung« jederzeit eine gewisse Menge von Sclaven in Bereitschaft, um sie bei Gelegenheit loszuschlagen. Daß diese Leute, wie überhaupt alle Sclavenhändler, auf der tiefsten Stufe der Cultur stehen, begreift sich von selbst. Ihre grenzenlose Rohheit und barbarische Verkommenheit legten sie gelegentlich dadurch an den Tag, daß sie einmal mit ihrer lebenden Waare in See begriffen, dieselbe erbarmungslos — Mütter, Kinder, Greise — über Bord warfen, sobald sie wahrnahmen, daß englische Kreuzer ihnen auf der Spur waren und an ein Entrinnen nicht mehr zu denken war.

Doch bevor wir auf die englische Intervention eingehen, möchten wir uns noch etwas eingehender mit einem Bilde beschäftigen, das glücklicherweise auf Zanzibar keinen Bezug mehr hat, obwohl es sonst in allen seinen entsetzlichen Details nach wie vor besteht. Das Einschreiten gegen den Menschenhandel hat nämlich wohl Zanzibar von diesem Schandflecke der Menschheit befreit, dem Gewerbe selber aber keineswegs ein Ende bereitet. Die Sclavenjagd und der Sclavenhandel bestehen nach wie vor, nur hat der letztere andere Wege eingeschlagen. Da den Händlern Zanzibar verschlossen ist, treiben sie ihre Waaren nordwärts, oder längs der Küste ab und haben neue Verkaufsstellen etablirt. So hat man hinterher einen Sclavenmarkt unter den Somalis am Cap Guardafui entdeckt, was das Hoffnungslose aller Unternehmungen gegen dieses Gewerbe klar darlegt. Die Nachfrage nach Sclaven hat nicht abgenommen und diese Nachfrage muß irgendwie befriedigt werden. Alle Einschränkungen, welche die Engländer dem Menschenhandel auferlegten, haben denselben keineswegs verstopft, sondern nur in ein anderes Bett gelenkt.

Aus früherer Zeit, da zu Zanzibar noch offener Sclavenmarkt gehalten wurde, besitzen wir eine ergreifende Schilderung von Otto Kersten, dem wackeren Begleiter des unglücklichen Claus van der Decken, die wir unseren Lesern in den Hauptpunkten nicht vorenthalten möchten. Der Anblick einer Sclavenkarawane, wie man ihn zu Bagamojo, am Festlande von Zanzibar, oder auf der letzteren Insel selber genoß, war aufs äußerste empörend. Wandelnden Gerippen gleich kamen die Unglücklichen einhergewankt, Kinder, Männer und Frauen im bunten Durcheinander, oft ohne die nothwendigste Bedeckung der Blöße. Der Ausdruck der schmutzigen Gesichter mit den tiefen, eingesunkenen

Augenhöhlen, den vorstehenden Backenknochen, dem Gepräge des Hungers und Elendes war ein wahrhaft entsetzlicher. Eine fahlgraue Haut bedeckte in zahllosen Fällen die kurz zuvor noch durch Fesseln zusammengeschnürten Knochen, Knie und Elbogen traten infolge allgemeiner Abmagerung so sehr hervor, daß sie als die stärksten Theile an Beinen und Armen erschienen; der leere Bauch war durch einen doppelten Abfall vom Brustkasten geschieden. Man sah schwarze Frauen, welche, halbtodt vor Erschöpfung, in wagrechter Lage auf den Köpfen zweier Männer getragen wurden und bis zu Skeletten abgemagert waren.

Im Hafen von Bagamojo wurden die Unglücklichen zu Hunderten in kleine Fahrzeuge verpackt und nach Zanzibar überschifft. Verzögerte sich diese Reise durch widrige Winde, dann stieg das Elend der Bedauernswerten auf den höchsten Punkt. Nicht Hunger und Durst allein, auch nicht die gräßliche Unreinlichkeit quälte sie auf das Allerempfindlichste, sondern die schreckliche Ungewißheit über ihr ferneres Schicksal. Viele waren der Meinung, daß man sie in Zanzibar schlachten werde. Einige versuchten durch die Flucht ihrem Schicksale zu entgehen, wurden aber mit den Booten wieder eingefangen.... Hatten die Gemarterten Zanzibar erreicht, so wanderten sie nach dem Zollhause — einem Schuppen unweit des Palastes des Sultans — wo für jeden eine entsprechende Abgabe entrichtet werden mußte. Auch dieser Zoll gab Anlaß zu Scheußlichkeiten, denn diejenigen, die so schwach waren, daß ihr Absterben in allernächster Zeit zu gewärtigen war, wurden einfach über Bord geworfen, um für sie keine Auslage zu riskiren. Die Zollabgaben aber bildeten die wichtigste Einnahmsquelle des Sultans, woraus sein Sträuben gegen die englischen Bestrebungen erklärlich wird.

War die Verzollung der Sclaven vorüber, so hatten in der Regel auch die Leiden ihr Ende erreicht. Die Halbverhungerten wurden in das Haus des Großhändlers gebracht und dort gepflegt und ausgefüttert, damit sie bei der Ausstellung zum Verkaufe sich gut ausnahmen. Es war wunderbar, wie schnell diese abgezehrten und ausgemergelten Geschöpfe bei reichlicher Nahrung und voller Ruhe sich erholten; schon nach Ablauf einiger Wochen sahen sie dick und wohlgenährt aus und begannen wieder sorglos — zu scherzen und zu lachen. Sie fühlten, wie aus schwerer Krankheit Genesene, nur noch das Behagen des täglichen Gedeihens und schienen die Erinnerung an das frühere Elend gänzlich

verloren zu haben. Auch auf dem Markte war die Behandlung eine menschliche, man gewahrte keine empörende Scene. Allerdings veranlaßte der Käufer manche Proben, um sich von der Kraft und Geschicklichkeit der Waare zu überzeugen, jedoch in schonender Weise. Dies erklärt sich daraus, daß der Verkäufer fast niemals mit dem Händler, der die Sclaven aus dem Innern brachte, identisch war. Nur bei diesen kam jene unmenschliche Rohheit zum Ausbruche, die durch das beständig betriebene entsetzliche Gewerbe bei ihnen zur zweiten Natur ward.

In Bezug auf die gute Behandlung der Sclaven seitens der Verkäufer, noch mehr aber seitens der Käufer, wären wir bei dem zweiten Punkte dieser Frage angelangt. Es ist nämlich ein großer Irrthum, wenn man annehmen würde, daß das Los jener Geschöpfe ein höchst bedauernswertes sei. Die Sclaven im Orient erfahren im allgemeinen eine viel bessere Behandlung, als die Dienstboten in Europa. Ganz abgesehen davon, daß sie bei erprobter Anhänglichkeit und guter Aufführung vorurtheilsfrei als Glieder der Familie angesehen werden, erwachsen ihnen auch andere Vortheile. Sie werden nur mäßig beschäftigt und fleißige Sclaven können ihr Grundstück, das sie zugewiesen erhalten, derart einträglich bearbeiten, daß sie mit der Zeit eine hübsche Summe bei Seite legen und sich schließlich gänzlich loskaufen können. Von einer übermäßigen Anstrengung der Sclaven, wie es beispielsweise in Nordamerika und Westindien der Fall war, ist im Orient fast niemals die Rede. Sclavinnen erhalten häufig, wenn sie ihren Herrn mit einem Kinde beschenkt haben, sofort die Freiheit und der Sprößling wird rechtmäßig und erbfähig, wie jener der freigeborenen Frau. Auch Ehen zwischen Sclavinnen und den männlichen Mitgliedern einer Familie sind nicht selten. Sicher ist, daß die Sclavenfrage mit den orientalischen Lebensverhältnissen eng verwachsen ist. Was ihre Existenz bedingt, ist die Haremsinstitution. Die Korangesetze gestatten nämlich nur dem engsten Familienkreise den Anblick eines unverschleierten weiblichen Gesichtes, sobald es sich um eine Freigeborene handelt. Diese Licenz beschränkt sich auf den Gatten, den Vater, Schwiegervater, Bruder (auch Milchbruder) und Neffen; ferner auf die eigenen Söhne und Stiefsöhne, nicht aber auf die Onkel und Vettern. Anders verhält es sich aber mit der Sclavin, die der Hausherr jederzeit unverschleiert sehen darf. Erwägt man nun, daß, die Verschnittenen abgerechnet, für die das »Geheimniß des Schleiers« gleichfalls volle Giltigkeit hat, sonst nur weibliche Dienstboten in

einer mohammedanischen Hauswirtschaft anzutreffen sind, so kann man sich einen Begriff von den Umständlichkeiten machen, welche sofort Platz greifen müßten, wenn sich die Ammen, Kinderwärterinnen, Köchinnen, Kammermädchen, Wäscherinnen, Aufwärterinnen u. s. w. bei jeder Gelegenheit (so oft sie mit einem männlichen Mitgliede der Familie in Berührung kämen, also im Tage hundertmal und öfter!) den Schleier vor das Gesicht zu ziehen hätten. Dagegen sträubt sich einfach die Vernunft und das praktische Bedürfniß, ganz abgesehen von den koranischen Satzungen.

Wir haben weiter oben erwähnt, daß die englische Regierung sich im Jahre 1873 gedrungen fühlte, dem Sclavenhandel in Zanzibar entgegenzutreten. Zum Vollstrecker dieser Mission wurde Sir Bartle Frere erwählt, der zu Beginn des erwähnten Jahres dem Sultan, Said Bargasch, die Absichten der englischen Regierung zu wissen gab. Der Sultan lehnte sich mit aller Entschiedenheit gegen die an ihn gestellte Forderung auf, was erklärlich ist, wenn man erwägt, daß dessen Haupteinkünfte mit dem Einfuhrszoll auf Sclaven zusammenfielen. Um aber dieses Geständniß nicht ablegen zu müssen, berief er sich auf die ungeheueren Verwüstungen, welche ein Jahr vorher ein gräulicher Wirbelsturm auf der Insel und dem Festlande angerichtet habe, wobei die meisten Plantagen und andere Culturobjecte gänzlich vernichtet worden seien. Der Entzug der so nothwendigen Arbeitskräfte, welche nur durch Sclaven gewonnen werden könnten, würde des Sultans Ressourcen vollständig erschöpfen und seinen vollständigen Ruin beschleunigen. Sir Bartle Frere machte dagegen geltend, daß Arbeitskräfte sich auch in anderer Form gewinnen ließen und England überdies geneigt sein würde, den Sultan über die ersten Schwierigkeiten hinwegzuhelfen.

Trotzdem lehnte der Sultan die englischen Vorschläge ab; er wollte sich an den Vertrag halten, welcher 1845 mit England abgeschlossen wurde. Dadurch hatte Said Bargasch sich offen zum Vorkämpfer und Beschützer der Sclaverei und des Sclavenhandels aufgeworfen, der Civilisation Hohn gesprochen und sowohl England als den anderen europäischen Völkern den Fehdehandschuh hingeworfen. Da nun der erwähnte Vertrag von Zanzibar vielfach verletzt worden war, erklärte Sir Bartle Frere, daß derselbe für erloschen zu betrachten sei, und der Sclavenhandel von einem näher zu bestimmenden Tage an ein- für allemal aufhören solle. Als der Sultan noch immer nicht nachgab, stellte

Sir Bartle Frere ein Geschwader in Aussicht, welches alle weiteren Bedenken mit — Kanonen hinwegfegen werde.

Das wirkte. Der Vertrag kam zu Stande, doch ließ es der von seiner civilisatorischen Aufgabe erfüllte Gesandte Englands nicht bei jenem allein bewenden, sondern sorgte durch weitere Verträge mit Said Turki, dem Sultan von Maskat, die am 4. April 1874 unterzeichnet wurden, daß dem Handel auch



Said Bargasch, Sultan von Zanzibar.

die Absatzgebiete entzogen wurden. Die Gewässer an der afrikanischen Ostküste, namentlich um Zanzibar, bedeckten sich bald mit einer Menge von Kreuzern, die jeden Schmuggel mit Sclaven zur See vereitelten. Allerdings hatte die neue Maßnahme auch eine Katastrophe im Gefolge, die gerade diejenigen traf, deren Schicksal man erleichtern wollte. Als nämlich bald nach Abschluß der Verträge ein Sclaventransport, ohne Kenntniß von dem Vorgefallenen, an der Küste erschien, wurde dessen Ueberschiffung nach Zanzibar verhindert, worauf die Händler

das Weite suchten und nicht weniger als 21.000 Sclaven im Stiche ließen. Trotz der getroffenen Maßnahmen konnte nicht verhindert werden, daß unter den Unglücklichen eine entsetzliche Hungersnoth ausbrach, die eine furchtbare Ernte hielt.

Es ist nun an der Zeit, uns in der Stadt Zanzibar und auf der gleichnamigen Insel ein wenig umzusehen. Vom Meere aus macht die erstere einen



Missionär in Bagamojo.

höchst vortheilhaften Eindruck. Eine lange Front hellschimmernder Gebäude, unter welchen der Palast des Sultans besonders hervorsticht, säumt den halbmondförmig nach Norden ausgebogenen Hafen, dessen Wasserfläche von zahllosen Schiffen belebt wird. Indische und arabische Küstenfahrer und Hochseeschiffe, »Cutch-Buggalos« und Dshows, große europäische Segler und Handelsdampfer aller Flaggen, füllen das geräumige Becken und geben in ihrem bunten Gedränge einen greif-

baren Anhaltspunkt für die große commercielle Bedeutung dieses Hafens. Vor Eröffnung des Suezcanals war Zanzibar gewissermaßen die wichtigste Etape auf dem Wege um das Cap der Guten Hoffnung nach Indien; es hat seitdem nur wenig von seiner früheren Bedeutung verloren und ist von Aden, welches auf dem Wege nach Indien an Stelle Zanzibars als wichtigste Zwischenetape getreten war, nicht überflügelt worden. Das arabische Hinterland bietet eben dem Handel gar nichts; während die Reichthümer Ostafrikas nach wie vor ihren Weg zur Küste, beziehungsweise nach Zanzibar finden, von wo sie in alle Welt verfrachtet werden.

So bunt, wie das Hafenleben der Stadt, ist auch deren Bevölkerung. Man sieht hier Menschen aller Farbennuancen, vom weißen Europäer bis zum tiefschwarzen Neger, wildaussehende langhaarige Omaniten, mohammedanische Hindu, buddhistische »Battias« (Baniani), braune Beludschen, Suaheli-Mischlinge, Perser u. s. w. Die Beludschen und Perser sind fast nur in der Armee des Sultans vertreten, was sich dahin erklärt, daß der Imam von Maskat immer nur jene Landesangehörigen zu Soldaten erwählte und seit der Theilung des Reiches von der alten Gepflogenheit nicht abgegangen wurde. Die Truppen des Sultans von Zanzibar sind sammt und sonders in dem Hafenfort untergebracht. Dort sieht man sie in malerischen Gruppen stehend, liegend oder sitzend, bald national gekleidet, bald in abgebrauchten europäischen Uniformen steckend, mit langen Röcken, Seitengewehren, Tschakos und alten Vorderladern: wahre Carricaturen von Soldaten. Sie alle sind eifrig bestrebt, sich ihren Dienst, der aus vierundzwanzigstündigem Nichtsthun besteht, möglichst zu erleichtern, indem sie sich dem Spiele und anderen Zerstreuungen hingeben.

Den herrschenden Theil der Einwohnerschaft bilden die Araber, den thätigsten und wohlhabendsten die Inder, den zahlreichsten die Schwarzen. In früherer Zeit waren mindestens drei Viertel von der Gesammtbewohnerschaft Sclaven und bildeten gleich unserem europäischen Bauern- und Mittelstande den wichtigsten und nützlichsten Theil derselben. Auch die Ureinwohner der Insel — die Suaheli — waren schwarzen Stammes. Sie kommen reinblütig dermalen nicht mehr vor, da sie eine starke Beimischung arabischen Blutes erfahren haben. Sie sind gewöhnlich kräftig und wohlgebaut, haben intelligente Gesichtszüge und eine braunschwarze Hautfarbe. Die dichtwachsenden Haare werden von den

Männern kurz geschoren, während die Frauen daraus Zöpfchen flechten. Ueber den Charakter der Suaheli gehen die Meinungen auseinander; sie werden als gutmüthig, jedoch aufbrausend, als gastfreundlich und tolerant, allein auch als höchst gewinnsüchtig und lügnerisch geschildert. Die Sprache der Suaheli ist gleichzeitig die Geschäftssprache längs der ganzen afrikanischen Ostküste bis zum Zambesi. Sie wird gerühmt als ein weichklingendes, wohllautendes Idiom, welches das Arabische fast ganz verdrängt hat.

Außer den genannten hauptsächlichsten Bevölkerungselementen beherbergen Stadt und Insel noch Comoren, Malegassen und Europäer. Die letzteren werden »Wasungu« (Plural von Msungu) genannt, und genießen — die verkommenen Portugiesen aus Goa ausgenommen — allenthalben hohes Ansehen. Besonders der Sultan ist ihnen zugethan und es soll sich nicht selten ereignen, daß er in schwierigen oder zweifelhaften Fällen angesehene europäische Kaufleute zu Rathe zieht. Sehr gastfreundlich und im persönlichen Verkehr von angenehmen Umgangsformen, macht Said Bargasch den Eindruck eines der Civilisation leicht zugänglichen Mannes, der vielleicht mehr aus Anerzogenheit und alter Gewohnheit, denn aus Ueberzeugung, an den despotischen Traditionen seiner Herrschaft festhält. Daß er bislang der werkthätigste Beschützer des Sclavenhandels war, darf ihn nicht allzu sehr zum Vorwurf gemacht werden, wenn man einerseits erwägt, daß jenes Gewerbe für Zanzibar eine hohe wirtschaftliche Bedeutung besaß, und daß anderseits das civilisirte Europa in Afrika einen Repräsentanten hat — die Portugiesen — der den Sclavenhandel selber werkthätigst ausnützte und die Aufhebung der Sclaverei in seinen Colonien erst in den Siebziger Jahren decretirte.

Daß die Sclaven in Zanzibar gut behandelt werden, haben wir bereits erwähnt. Jeder derselben erhält von seinem Herrn eine Bezahlung, die beim Stadtsclaven in einer bestimmten Summe Geldes, beim Landsclaven darin besteht, daß er soviel Land, als er bebauen kann, zu seinem Unterhalte zugewiesen erhält, und seinem Grundherrn nur fünf Tage der Woche und da zumeist nur des Vormittags Arbeit zu leisten hat. Ist dadurch jedem Sclaven das Mittel gegeben, sich durch seine Ersparnisse gänzlich freizukaufen, so besitzt er noch ferner das gewichtige Recht, bei schlechter Behandlung seinen Herrn zu zwingen, ihn zu verkaufen. Das so unmenschliche Trennen einer Familie durch separaten Verkauf der einzelnen Mitglieder kommt hier nicht vor, indem beim Verkaufe eines Gutes

die Sclaven mit demselben losgeschlagen werden. Es gilt als Zeichen größter Armuth, überhaupt einen Sclaven zu verkaufen; dies aber mit einem auf dem Gute selbst geborenen Leibeigenen zu thun, wird als entehrend betrachtet. Selbst in dem Falle, wo sich ein Sclave unverbesserlich träge erweist, scheut man sich zum Verkaufe zu schreiten, und darf dies erst nach mehrfacher Verwarnung geschehen. Hiezu kommt noch, daß der Araber ein wohlwollender, fast väterlicher Herr ist, so daß sich zwischen ihm und seinen Sclaven ein Gefühl von Familienzusammengehörigkeit bildet, welches den letzteren eine Aenderung ihrer Stellung kaum wünschen läßt. In der That kommt es selten vor, daß ein Sclave sich selber loskauft. Anderseits betrachtet man es als größte Strafe, wenn der Gutsherr einen Sclaven wegen Unverbesserlichkeit zum Verkaufe bringt. (L. v. Jedina.)

Wer den richtigen Begriff von dem polyglotten Charakter Zanzibars gewinnen will, vermag dies am besten entweder im Zollhaus, oder in der Hindustraße, welch letztere den Bazar bildet. Sie durchzieht in südnördlicher Richtung fast die ganze Stadt. Laden reiht sich an Laden, oder Wohnung an Wohnung, denn beides ist so ziemlich dasselbe. Alles liegt offen da. Im Vordergrunde kauern indische Verkäufer, deren Haut weizengelb ist; sie tragen grellfarbige seidene Kleider und warten auf den Käufer für die Waaren, die sie feilhalten: Reis, Bohnen, Durrah, Arekanüsse, Betelblätter, Citronen, Droguen, Baumwollenstoffe, Teller u. s. w. Ein Laden ähnelt dem andern; er ist ein mit Waaren vollgepfropfter Raum ohne Vorderwand. Die überhängenden Dächer von Palmstroh verursachen dort eine fortwährende Dämmerung, überall ist unbeschreiblicher Schmutz. Es wimmelt in diesem Bazar zu jeder Tageszeit von Indern verschiedenen Alters, namentlich Kindern. Aus der Ferne vernimmt man ein tolles Gewirr von Stimmen. Eine der Buden ist gefüllt mit Knaben, welche ohne Rücksicht auf einander zu nehmen, Sprüche herplappern. Der ernste alte Schulmeister sitzt mitten unter ihnen, lauscht, als ob er hundert Ohren hätte, nach jedem Ton und übersieht scheinbar alle Tafeln.

Sicher ist, daß der Neuling, welcher zum erstenmale die Straßen Zanzibars durchwandert, sich von dem wunderbaren Treiben außergewöhnlich angezogen fühlt. Zudem ist die Stadt keineswegs allerorts so schmutzig, wie die Hindustraße; das Saubere und Unsaubere liegt aber hart nebeneinander. So besteht

der nordwestliche Theil der Stadt aus großen Steinhäusern, welche sich in Gestalt eines Halbmondes um die Paläste des Sultans und um das Fort gruppiren. An diesen massiv gebauten Stadttheil schließen mehrere Hüttenviertel, in welchen keineswegs Ueberfluß und Luxus herrschen. Die Bevölkerung dieser Viertel sind durchwegs Schwarze; wer sie aber besucht, wird freundlich empfangen werden und hat nicht zu befürchten, dem im Oriente landesüblichen Bettel ein Opfer bringen zu müssen, da die Zanzibarioten in der Regel nur in der verschämtesten Form Almosen begehren. Wer eine ausgestreckte Hand nicht beachtet, wird weiter nicht bedrängt. Auch ist die Unreinlichkeit in diesen Vierteln nicht so groß, als man meinen möchte. Dem kindischen Naturell des Negers entsprechend, suchen diese Parias ihre Freude und Zerstreuung nach harter Arbeit in primitiver Musik, komischen Maskeraden, namentlich aber im Tanze, dem alle Schwarzen bekanntlich leidenschaftlich huldigen.

Die Schwarzen Zanzibars stehen auch aus einem anderen Grunde in besserem Rufe, als irgend ein anderer dunkelhäutiger Stamm Afrikas. Sie haben sich nämlich auf allen großen Forschungsreisen der letzten zehn Jahre als die Einzigen geeignet gezeigt, Europäer auf anstrengenden und gefahrvollen Touren durch das Innere des Dunklen Erdtheils zu begleiten. Freilich ist es dann nothwendig, daß man sich keiner Sclaven, sondern freier Zanzibarioten bediene, wie es Stanley gethan und der damit das Richtige getroffen hatte. Als in Njangwe am Lualaba an Stanley der entscheidende Moment herantrat, den unbekannten Strom hinabzufahren, oder umzukehren, und er das Ungewisse seines Unternehmens den Zanzibarioten seiner Begleitung vorhielt, wollte niemand umkehren, niemand seinen Herrn verlassen. Die Araber hingegen, welche den kühnen Reisenden eine Strecke weit stromab begleitet hatten, erklärten hinterher, um keinen Preis die Reise fortzusetzen. Neuerdings hat die Congogesellschaft alle Congostationen mit Zanzibarleuten besetzt. In den Stationen an der Strommündung wird jederzeit eine größere Anzahl dieser Leute als Begleitungsmannschaft bereit gehalten.

Ueber der Landenge, welche die Stadt Zanzibar mit der Insel verbindet, steigt der Boden etwas an. Man gelangt über eine Wiese in prächtige Anlagen — »Nasimojo« mit Namen — ein Tummelplatz für die Europäer, Reiter und Fußgänger, für die in gewählten Gewändern einherschreitenden Araber, mit Krummdolch und Säbel, welch letzterer nicht umgürtet, sondern wie ein Spazierstock

getragen wird. Auch die unteren Bevölkerungsschichten suchen gerne den Park auf, wo sie sich, namentlich an Festtagen, dem ungekünstelten Freudentaumel ergeben. Für die liebe braune und schwarze Jugend ist durch Spielplätze, Turnapparate u. dgl. gesorgt: kurz, das Leben in Zanzibar hat gar nicht jenen barbarischen Anstrich, wie man so obenhin glauben möchte. Was den Europäer vielleicht mehr als alles Uebrige abschrecken könnte, ist das Klima, das in der Stadt selbst dem Fremden zwar bis zu einem gewissen Grade zuträglich ist, im Innern der Insel aber jenen gefährlichen Charakter besitzt, der nun einmal tropischen und besonders feuchten Gebieten eigenthümlich ist. Das Nächtigen unter freiem Himmel ist lebensgefährlich. Das Fieber, welches es im Gefolge hat, hat in den meisten Fällen tödtlichen Ausgang. Dem Fieber entgeht der Fremde auch in der Stadt nicht, doch vermag er sich hier bei einiger Vorsicht, regelmäßiger Lebensweise und großer Mäßigkeit rasch zu acclimatisiren....

So hätten wir das Wissenswerteste über die Insel Zanzibar dem Leser in knappem Rahmen vorgeführt. Das gewonnene Bild wird die entsprechende Ergänzung finden, wenn wir uns nun auch dem Festlande zuwenden, das nur durch einen schmalen, allerdings mit Bänken und Riffen durchsetzten, etwa 40 Kilometer breiten Canal von der Insel getrennt ist. Die festländischen Besitzungen des Sultans von Zanzibar erstrecken sich nur unmittelbar auf den Küstenstrich, und zeigen auch an diesem allenthalben Lücken. Der einzige geschlossene Landbesitz erstreckt sich von Bagamojo bis zum Cap Delgado (oder der Rofumamündung), also bis zur portugiesischen Colonie Mosambique. Die bedeutendsten Orte an jenem Küstenstriche sind Kilua-Kibendji und Kilua-Kissiwani. Beim Cap Puna (nördlich der vorgenannten Orte) besitzt der Sultan ein Schloß, Dar es Salam. Im Norden von Bagamojo finden sich nur an einzelnen Punkten der Küste zanzibariotische Niederlassungen: Pangani, Wassin, Mombas, Malinde u. a. Die zwei letztgenannten sind jedenfalls die wichtigsten, und sind dieselben auch in historischer Beziehung interessant, weil es jene Punkte sind, welche von den Portugiesen zuerst erobert wurden.

Mombas, auf einer Insel gelegen, hatte bis zu Beginn unseres Jahrhunderts die Oberhoheit der Portugiesen anerkannt. Erst in den Zwanziger Jahren begab sich die Insel unter den Schutz des Imams von Maskat. Bei der Theilung dieses Reiches im Jahre 1858 dem Sultanat Zanzibar zugewiesen,

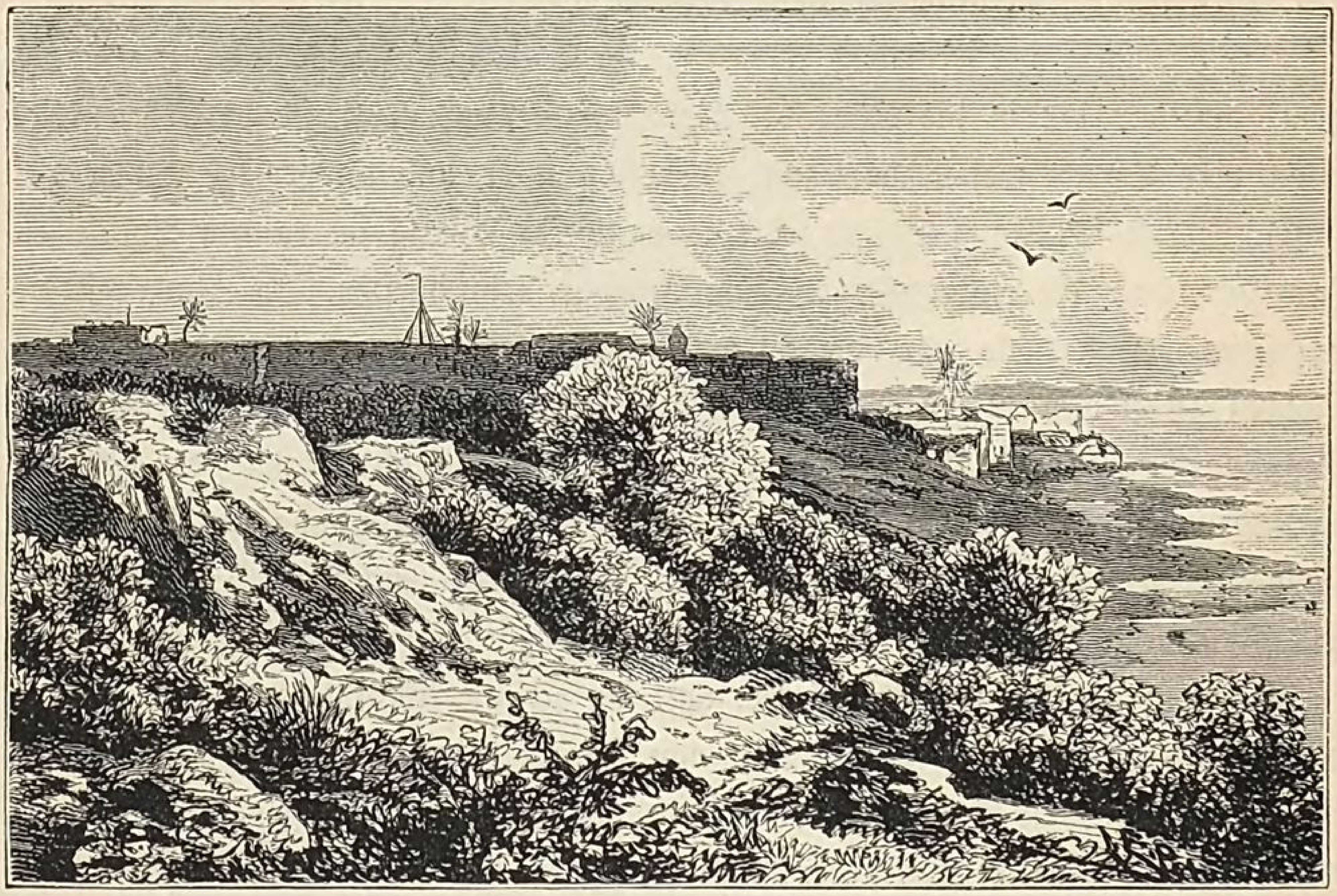
machte sich 1878 der damalige Scheich von Mombas unabhängig, wurde aber schon im April des darauffolgenden Jahres unterworfen und die Insel den Besitzungen des Sultans von Zanzibar einverleibt. Später hieß es, Mombas wäre den Engländern abgetreten worden, behufs Gründung einer Colonie von befreiten Negern. Ob die Absicht verwirklicht wurde, ist uns nicht bekannt. Auch wären berechtigte Zweifel hinsichtlich des Gedeihens eines solchen Staatswesens erlaubt, angesichts der Resultate, welche in der freien Negerrepublik Liberia an der Pfefferküste Oberguineas erzielt wurden.

Nordwärts von Mombas reichen die sporadischen Besitzungen des Sultanats von Zanzibar bis in die Nähe des Aequators. Die nördlichste ist Schamba. Noch eine Strecke weiter, hart unter dem Aequator und an der Mündung des Juba ist erst seit jüngster Zeit eine Somaliniederlassung im raschen Aufblühen begriffen, über die einige Notizen von Interesse sein dürften. Der Juba bildete in seinem Unterlaufe für die Somalistämme keine Verkehrsstraße. In den Jahren 1869 und 1870 aber sind die Desarguta-Somali von Genahni und die Cablalla-Somali von Berdera allmählich auf dem Jubaflusse nach der Ostküste vorgedrungen, haben in Kismayu, südlich von der Mündung des Juba eine große Niederlassung errichtet und stehen seitdem in lebhaftem Handelsverkehr mit Zanzibar. Die französische Expedition Rabaud Frères zog im Juni 1870 in Kismayu die französische Flagge auf, da sie die Wichtigkeit dieses Platzes wohl erkannte; als aber der Sultan von Zanzibar durch den deutschen Consul die Niederlage von Sedan erfahren hatte, veranlaßte er die genannten Herren die Flagge wieder einzuziehen. Kismayu zählte im Jahre 1872 bereits über 8000 Einwohner, meist Somali. Ueber das weitere Gedeihen des Platzes ist nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen.

Der Name des Gestades, an welchem die zanzibariotischen Besitzungen liegen: Suahelikūste, kommt von dem arabischen »El Sawahil«, was soviel wie »Küste« bedeutet; »Sawaheli« ist also gleichbedeutend mit »Küstenbewohner«. Indessen führt der Uferstrich von Bagamojo bis über Mombas hinaus noch die besondere Bezeichnung »Mrima«, was gleichfalls soviel wie Küste oder Gestade bedeutet (vielleicht von »Marina« abgeleitet). Das Gebiet von Brava bis Makdischu (Magadoxa) nennt man »El Benadir«, d. h. »die Häfen« (Bend = der Hafen), die Strecke bis Kilua »Mungao«. Obwohl die Macht des Sultans

über den Küstensaum nicht hinausreicht, werden dennoch einige Stämme genannt, welche zu jenem in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse stehen.

Der wichtigste Punkt an der Suahelиküste (wir behalten diese allgemein geläufige Bezeichnung bei, obwohl sie an sich widersinnig ist) ist unstreitig Bagamojo, das Einbruchsthor von Ostafrika. Von hier aus haben fast alle ostafrikanischen Expeditionen ihren Ausgang genommen, und hier ist gleichzeitig der Sammelpunkt der Karawanen, welche entweder nach dem Innern aufbrechen,

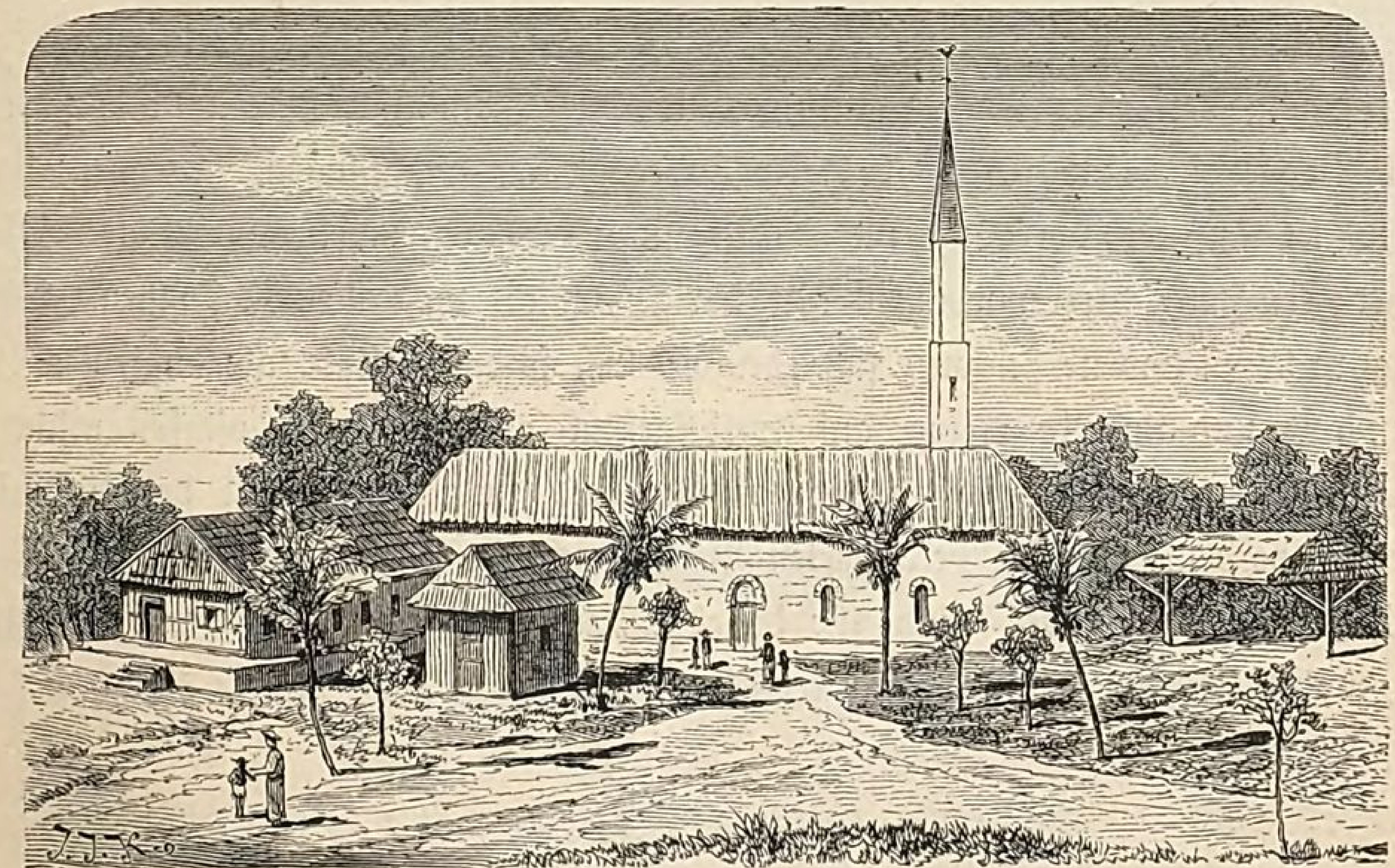


Stadt und Festung Mombas (s. S. 118).

oder dort selbst mit den mannigfaltigsten Rohproducten: Elfenbein, Copal, Rindern, Fellen, Wachs u. dgl. anlangen. Der Ort an sich ist indeß gleichwohl unbedeutend. Am flachen Ufer stehen einige Hütten im Schatten von Cocospalmen an welche brachliegende Felder schließen. Lägen nicht mehrere »Dshows« (Küstenfahrer) vor Anker, so ließe gar nichts darauf schließen, daß hier fast sämmtliche Producte Ostafrikas ihren Ausweg finden, und daß fast täglich reich beladene Karawanen mit europäischen Tauschartikeln landeinwärts ziehen.

Der Wichtigkeit des Platzes entsprechend, finden sich hier Agentien und Waarenhäuser, meist solche zanzibariotischer Hindus. Die Autorität des Sultans

wird durch einen Platzcommandanten repräsentirt, dem es obliegt, die Karawanenangelegenheiten zu leiten und zu überwachen. Eine Stunde nordwestlich von Bagamojo liegt eine französische Missionsstation, die viel Gutes gestiftet hat, Knaben- und Mädchenschulen unterhält und auch eine Zöglingscolonie ins Leben gerufen hat. Dieselbe Thätigkeit entfaltet auch — wie wir nachträglich bemerken wollen — die große englische Missionsstation auf Zanzibar. Anderthalb Stunden weiter im Nordwesten mündet der große, wasserreiche Kinganistrom, mit prächtigen Manglewäldern, in denen es von Affen wimmelt. Der Strom selber beherbergt



Missionskirche in Bagamojo.

riesige Flußpferde in großer Menge, welche mit Vorliebe von den französischen Missionären — die beiläufig bemerkt, eifrige Jäger sind — gejagt werden.

Das Binnenland der Küstenregion stellt sich zunächst in einer Breite von 25 bis 30 Meilen als eine ziemlich dicht bevölkerte Alluvialebene dar, reich an Wäldern und tropischer Vegetation. Je weiter man landeinwärts vordringt, desto dichter werden die Wälder, welche Panther, Hyänen und selbst Löwen durchstreifen. Noch weiter folgen mit hohem Gras bewachsene Ebenen. Sie steigen gegen Westen allmählich an und gehen schließlich in die erste Küstenterrasse über. Das Gebirgsland, welches sie von der Küstenebene scheidet, führt den Namen

Usagara. Die Bodenerhebung ist hier eine sehr bedeutende, denn man kennt Spitzen, welche bis zu 2000 Meter emporragen. Diese Gebirgskette bildet gleichzeitig die östliche Grenze jenes Plateauabfalles, der in die Hochebene von Ugogo übergeht, von der aus allmählich eine Senkung des Bodens nach dem nur mehr 840 Meter über dem Meeresspiegel liegenden Tanganjikasee stattfindet.

Diese Uebergangszone von der Küste nach dem Innern von Ostafrika wird von allen Reisenden als ein außergewöhnlich malerisches Land, mit herrlichen Thälern und üppiger Vegetation geschildert. In diesem Paradiese aber wohnt ein herabgekommenes, scheues und mißtrauisches Volk, das sein idyllisches Leben schon vor langer langer Zeit durch den Gräuel der Sclavenjagden unliebsam gestört sah. Auch heute noch, wo die Sclavenkarawanen nicht mehr nach Bagamojo hinabziehen, sondern andere Wege einschlagen, begegnen die Bewohner äußerst vorsichtig und mißtrauisch jedem fremden Durchzuge. Die früher erwähnte Verkommenheit gilt übrigens nicht von allen Stämmen. Die Usagara beispielsweise zeichnen sich ebenso durch schöne Gestalt, als aufgeweckten Sinn aus und sind in Bezug auf Selbstgefühl allen anderen ostafrikanischen Stämmen voraus. Da sie zugleich wohlhabend sind, darf wohl der Schluß gezogen werden, daß die veränderten Verhältnisse in Bezug auf den zanzibariotischen Sclavenhandel, auch für die der Küste zunächst siedelnden Stämme von wohlthätigstem Einflusse sich erwiesen haben. . . .



Das centralafrikanische Hochland.

Geographischer Ueberblick.

Nimmt man eine hypsometrische Karte von Afrika in die Hand, so macht man die Wahrnehmung, daß auf dem Gesammtgebiete des Dunklen Erdtheils die Bodenanschwellungen gegen Süden und Südosten stetig an Elevation zunehmen. Mit Ausnahme des räumlich beschränkten Atlasgebietes erstrecken sich die größten Hochlandsmassen und Tafelländer Afrikas auf dessen südliche Hälfte, beziehungsweise zu beiden Seiten des Aequators. Die bedeutendste Massenerhebung des Continents — das abessinische Hochland — ist der nordöstlichste Eckpfeiler jenes riesigen centralafrikanischen Hochplateaus, welches sich zu beiden Seiten des Aequators ausdehnt und seine größte Anschwellung in der östlichen Hälfte des Continents besitzt.

Während nun dieses Tafelland in der westlichen Hälfte, namentlich zu beiden Seiten des Aequators, sich zu einem weitläufigen Becken, jenem des Congo,

herabsenkt, erstreckt sich ungefähr an 18° Südbreite eine gewaltige, den Continent quer von Westen nach Osten durchziehende Bodenschwelle, welche sich südwärts zum Zambesi, nordwärts zum Congo hinabsenkt. Südlich des Zambesi, oder richtiger des Cubango und des Ngamisees, geht diese Bodenschwelle in das südafrikanische Hochland über, welches im Südwesten (im Hererolande) und im Südosten (Capgebiet) nochmals zu isolirten und räumlich beschränkten Gebirgsgruppen ansteigt. Die früher erwähnte Bodenschwelle aber erreicht ihre größten Erhebungen an beiden Endpunkten, d. h. im Westen zwischen Benguela und den Zambesiquellen, im Osten im Bereiche der südlichen Seen von Centralafrika.

Der Nordabfall des centralafrikanischen Hochplateaus hat allgemein den Charakter eines leicht gewellten Hügellandes, das in Stufen zum Congobecken verläuft, wofür die zahlreichen Katarakte und Stromschnellen der südlichen Congonebenflüsse sprechen.... Wir haben sonach, in Bezug auf das centralafrikanische Hochland vier Hauptabschnitte zu unterscheiden: die südliche, Zambesi- und Congosystem von einander trennende Bodenschwelle, mit einer durchschnittlichen Höhe von 1500 bis 2000 Meter; die Hauptmasse des Hochlandes in der Osthälfte des Continents innerhalb des Zambesi im Süden, bis über den Aequator hinaus im Norden; weiter das ungeheuere Becken des Congo mit seinen zahlreichen, zum Theil mächtigen Zuflüssen aus Norden und Süden; zuletzt kommt die sogenannte »Nordäquatoriale Wasserscheide« in Betracht, welche das Congosystem vom Stromgebiete des Nil einerseits und von jenem des Schari, der sich in den Tsadsee ergießt, anderseits scheidet. Dieses letztgenannte Gebiet ist noch zum größten Theile unerforscht und umschließt, namentlich in Bezug auf gewisse hydrographische Fragen, noch manches Problem, wie beispielsweise jenes des Uëlle, der seinen Ursprung in der Nilregion hat, dann westwärts fließt, unbekannt wohin. Das Kartenbild ist demnach hier fortwährend geographischen Experimenten ausgesetzt, bald fließt der Uëlle dem Congo zu, bald ist er mit dem Oberlaufe des Schari identisch. Wie diese Vorstellungen unstet durcheinander schwanken, erfährt auch das orographische System jener Region fortwährende Verrückungen. Sicher ist, daß im Großen und Ganzen nördlich des Aequators, ungefähr am 6. Breitengrade, eine ähnliche, aber nicht so bedeutende Bodenschwelle, wie im Süden des Aequators, den Continent von Osten nach Westen durchzieht. Wie hier, findet auch die nordäquatoriale Wasserscheide ihre größten Anschwellungen

an beiden Enden, im Osten in den sogenannten »Blauen Bergen« westlich des Mwutansees, dem der Nil entströmt, im Westen in der Gruppe des Kamerungebirges, welches den innersten Winkel des größten afrikanischen Golfes — des guineischen — erfüllt. Die größte Einsenkung in der nordäquatorialen Wasserscheide dürfte in ihrer Längenmitte zu suchen sein, dort also, wo die oberen Quellläufe des Schari dem Congostromsysteme sich am meisten nähern.

Specialkarten und Reisewerke, welche die fraglichen Gebiete behandeln, wimmeln von Berg- und Gebirgsnamen. Ihre Aufzählung mit Hinzufügung unzähliger Höhenangaben würde bei dem Leser unzweifelhaft eine babylonische Verwirrung hervorrufen und selbst für den Studienbeflissenen nur eine Gedächtnißbelastung von zweifelhaftem Werte bilden. Wir müssen demnach hier, wo es sich um keine fachwissenschaftlichen Abhandlungen handelt, von allen orographischen, orometrischen und hypsometrischen Details und Auseinandersetzungen vollständig absehen. Wer sich gleichwohl für solche Dinge interessiren sollte, möge Dr. Chavanne's lichtvolle und mit erstaunlichem Fleiße verfaßte Schrift »Afrika — Bodengestalt und geologischer Bau« zur Hand nehmen, welche die Summe aus dem vorhandenen wissenschaftlichen Materiale zieht.

Für unsere Zwecke ist es am ersprießlichsten, daß wir in der Continuität der Länderschilderung keine Lücke eintreten und uns nicht zu sprunghaften allgemeinen Darstellungen verleiten lassen.... Dort, wo wir zuletzt verweilt hatten — im Gebiete Usagara, westlich von Bagamojo (s. S. 120) — knüpfen wir wieder an. Wir folgen hiebei einem Wege, der nicht nur von allen ostafrikanischen Handelskarawanen zurückgelegt wird, sondern den mehr oder weniger auch alle Forschungsreisenden, locale Abweichungen ungerechnet, einschlugen. Im Westen von Usagara dehnt sich die Hochebene von Ugogo, ein gerade nicht sehr fruchtbares Land, das während der trockenen Jahreszeit ein wüstenartiges Aussehen hat und nur während der Regenzeit dem Auge einige Erquickung bietet. Alle Reisenden, die nach dem westlichen Innern wollen, nehmen den Weg weiter über Unyanyembe, einer Landschaft in Unyamwesi, dem »Mondlande«. Hier sind die großen Factoreien der arabischen Kaufleute, von wo aus dieselben ihre Reisediener zum Einkaufe von Sclaven und Elfenbein in die umliegenden Landschaften senden. Hier muß jeder Reisende, komme er von der Küste, komme er aus dem Innern, eine Zeit hindurch verweilen, da die Contracte mit den Trägern

nur bis auf diesen Platz lauten und die Träger hier gewechselt werden. Der Hauptort in Unyanyembe ist Tabora (oder Kazeh).

Wir wollen hier gleich anführen, daß seit Aufhebung des Sclavenhandels in Zanzibar die vorbeschriebene Handelsroute bedeutend an Frequenz und wirtschaftlichen Wert eingebüßt hat. Infolge des Mangels an billigen und bequemen Transportmitteln nach der Küste, haben die Handelsproducte des Innern neue Handelswege einschlagen müssen. Sie gehen nunmehr theils nach dem Norden, theils nach den südlich gelegenen portugiesischen Besitzungen. Die erstere Route (Nil abwärts) ist die bevorzugtere und sie ist überhaupt um mehr als die Hälfte kürzer, als die Zanzibarroute, wenn man das Gebiet nördlich des Ukerewesees als den Ausgangspunkt beider Karawanenwege im Auge behält. Endpunkt der Nilroute ist Suakin; von Uganda bis dahin ist eine Karawane 60 bis 70 Tage auf der Reise; von Uganda nach Bagamojo, gegenüber von Zanzibar aber 150 Tage.... Tabora hat übrigens nicht nur die Bedeutung einer Etapenstation, sondern ist nebenher auch noch der Rastort für eine andere Handelsroute, welche westwärts bis Udschidschi am Tanganjikasee, ja bis Njangwe am Congo-Lualaba zieht.

Wenn wir die ostafrikanische Region in ihrer Gesammtausdehnung betrachten, gestaltet sich das Kartenbild wie folgt: zunächst der Küste erstreckt sich die Uferregion in einer beiläufigen Breite von 130 bis 150 Kilometer; hierauf folgt das Usagaragebirge, an welches sich ein flaches Tafelland schließt — Ugogo — in einer Breite von circa 220 Kilometer. Fast dieselbe Breite hat der nun weiter westwärts folgende vierte Abschnitt, das Tafelland Unyamwesi, nach Capitän Richard Burtons Ausspruch »der Garten des tropischen Afrika«. Die fünfte und letzte Region endlich ist das Alluvialthal des Malagaraziflusses, der in den Tanganjikasee fließt.

Damit wären wir in ein Gebiet eingetreten, das uns nun längere Zeit beschäftigen soll. Eine Eigenthümlichkeit des centralafrikanischen Hochlandes ist nämlich dessen außerordentlicher Reichthum an Seen. Vom 2.° Nordbreite bis zum 16.° Südbreite, d. h. von der oberen Nilregion bis zum Zambesithal, erstreckt sich eine scheinbar unermeßliche Seenregion mit Wasserbecken von bedeutender Ausdehnung. Die Seen von Canada und den Unionsstaaten von Nordamerika abgerechnet, gibt es auf unserem Planeten keinen zweiten Fleck, wo sich Wasser-

spiegel in so enormer Ausdehnung und von so großer Anzahl dicht aneinander drängten. Alle diese Seen sind in das ostafrikanische Hochland eingesenkt und von hohen Gebirgen eingefaßt. Dadurch werden sie orographisch scharf von einander geschieden, woraus sich auch erklärt, daß sie in Gruppen zerfallen, die bald diesem, bald jenem Stromsysteme zugehören. Wir unterscheiden demgemäß eine nördliche Seengruppe, zu welcher in erster Linie das gewaltige Becken des Ukerewesees (ein Wasserspiegel von der Ausdehnung des Königreiches Bayern) zählt, dem der Nil entströmt, um sich nach längerem Laufe in nordwestlicher Richtung in den Mwutansee, einem zweiten Quellsee des Nils, zu ergießen. Beide Seen gehören also dem Stromsysteme des Nils an. Dazu ist noch der Akanjarasee, südöstlich des Muta-Nsige zu zählen, dessen Abfluß, in den Ukerewe einströmt; dadurch ist seine Zugehörigkeit zum Nilsysteme festgestellt. Der von Stanley entdeckte Muta-Nsigesee gehört höchst wahrscheinlich zum Congosystem.

Die zweite, mittlere Seengruppe, gehört dem Stromsysteme des Congo an. Das größte und wichtigste Becken dieser Gruppe ist der Tanganjika. Er wurde 1858 durch Richard Burton entdeckt und bildet ein ungeheueres, von Nordwest nach Südost gestrecktes Wasserbecken, welches sich in relativ geringer Breite fast 7 Breitengrade hinzieht. Ursprünglich glaubte man, dieser See hänge mit dem Mwutan durch einen Abfluß des ersteren zusammen, wodurch also der Tanganjika für den Quellsee des Nils angesehen wurde. Besonders Livingstone vertrat diese Ansicht. Als er aber im Jahre 1871 mit H. Stanley das Nordende des Sees besuchte, zeigte es sich, daß derselbe keinen Abfluß nach dieser Richtung habe. Die Zugehörigkeit des Tanganjika zum Congosysteme wurde erst 1874 durch eine Entdeckung des kühnen Reisenden Cameron festgestellt, der einen Ausfluß des Sees aufgefunden hatte. Es ist dies der Lukuga, der sich in den Lualaba — also den Oberlauf des Congo — ergießt.... Im Bereiche des Tanganjika befindet sich noch ein ganzer Kranz von anderen Seen, auf den wir noch zurückkommen werden.

Die dritte Seengruppe endlich ist die südliche. Sie gehört dem Stromsysteme des Zambesi an und begreift den großen Njassa- und den kleineren Schirwasee in sich.... Mit dieser südlichsten Seengruppe wollen wir uns zuerst befassen. Der nicht sehr bedeutende, ganz abgeschlossene in 550 Meter See-

höhe gelegene Schirwasee, wurde am 18. April 1859 von David Livingstone entdeckt. Er ist hauptsächlich durch eine großartige Umrahmung bemerkenswert: Gebirge im Westen, Osten und Süden, welche bis zu 2000, ja 2400 Meter ansteigen. Seine Ufer sind von unzähligen Flußpferden und Krokodilen belebt. . . Denselben Thiersegen besitzt der Schirefluß, welcher den nordwestlich des vorgenannten Wasserbeckens gelegenen gewaltigen Njassasee entwässert und sich in den Zambesi ergießt. Der ganze Flußlauf zeigt sich als eine fast ununter-



Bangweolo-See.

brochene Reihe von Katarakten, deren bedeutendste die Mamwura- oder Murchisonfälle sind. Unterhalb der Stromschnellen aber ist der Schire schiffbar und er durchströmt, zum Zambesi fast parallel ziehend, das weite Sumpfgebiet von Nyandscha Mukûlu (die »Elephantenmarsch«), eine Region mit reichem Thierleben. Livingstone sah hier einmal eine Herde von mehr als 800 Elephanten. Sie war in jenem Moraste, wohin kein Jäger vordringen kann, vor jeder Verfolgung sicher.

Der Njassasee (464 Meter über dem Meere) wurde von Livingstone am 16. September 1859 entdeckt. Er ist scheinbar ganz von Bergen umgeben,

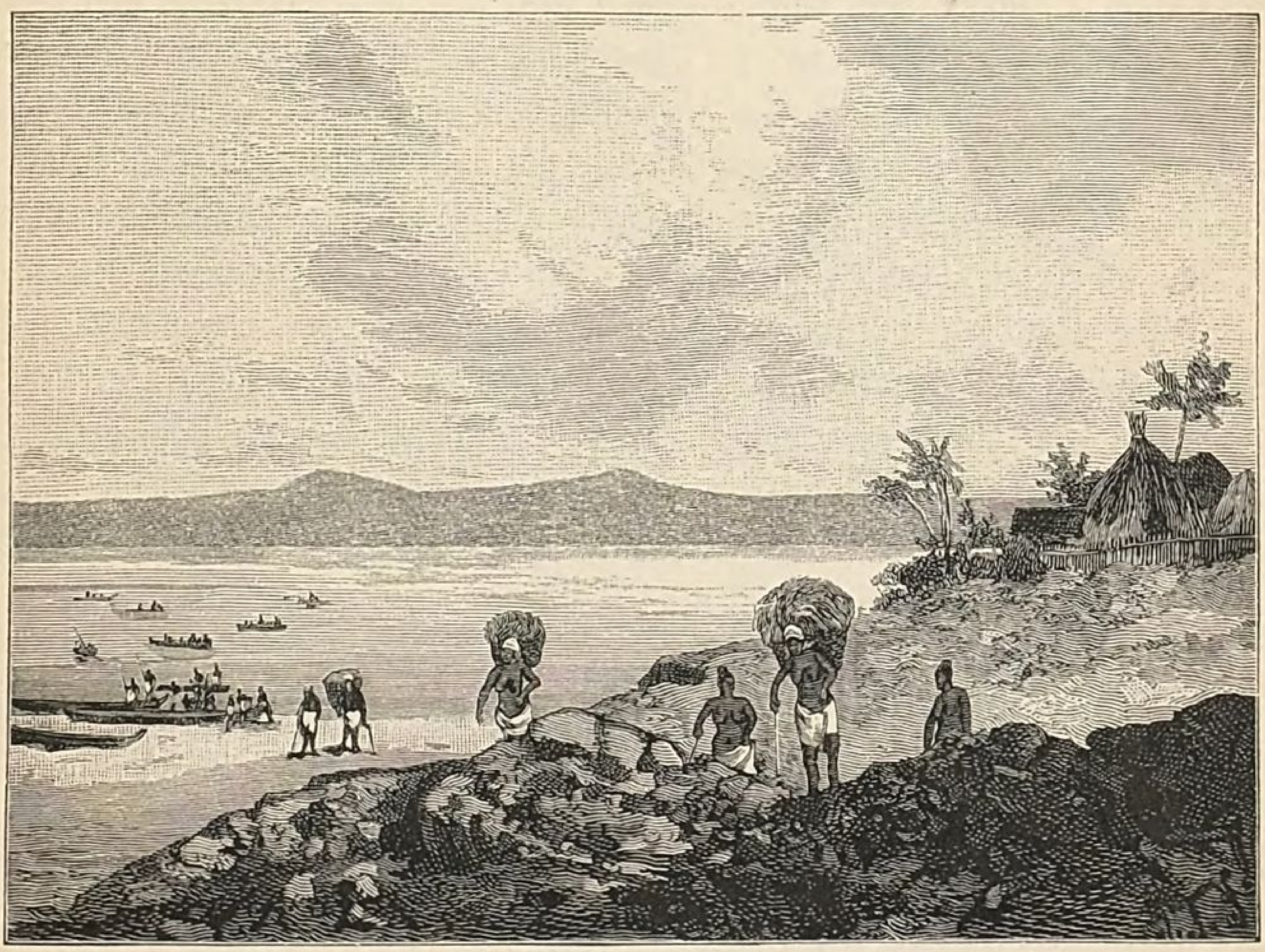


Afrika.
Taf. IV.
Ethnogr. Karte der NILLÄNDER.
Maaßstab = 1:30,000,000.
Ethnogr. Karte von SÜD-AFRIKA.
Maaßstab = 1:23,000,000.
ETHNOGRAPHISCHE KARTE VON AFRIKA.
Maaßstab = 1 : 53.000.000.
Indogermanen
Vorwiegend reine Araber
Arabisch-nigritische Mischbevölkerung
Berberisch-arabische Mischbevölkerung
Reine Berber
Berberisch-nigritische Mischvölker
Bedschavölker
Nigritier (Sudanneger)
Âbantu
Koi-Koin (Hottentotten)
Sân (Buschmänner)
RELIGIONSKARTE VON AFRIKA.
Christen
Mohammedaner
Heiden
Ethnogr. Karte des ÖSTL. ATLAS-GEBIETES.
Maaßstab = 1: 14.000.000.
MITTELLÄNDISCHES MEER
ATLANTISCHER OCEAN
INDISCHER OCEAN
SAHARA
ÄGYPTEN
ARABIEN
PERSIEN
MAROKKO
ALGERIEN
TRIPOLI
KONGO
CAPLAND
A. Hartleben's Verlag.



Während der Regenzeit in Central-Afrika.

doch sind diese an der Westseite nur der Abfall eines schön bewaldeten Tafellandes. In genau nordsüdlicher Richtung erstreckt er sich über $3\frac{1}{2}$ Breitengrade und ist, wie bei allen von Hochlanden eingefaßten Seen, starken und plötzlichen Stürmen ausgesetzt. Die Ufer des Njassa ernähren eine überaus dichte Bevölkerung; überall erscheint der Boden wohlbebaut, namentlich stark mit Reis und süßen Kartoffeln. Am südlichen Ufer zieht eine fast ununterbrochene Reihe von Dörfern hin....



Njangwe am Lualaba (s. S. 133).

In der Nähe des Njassasees wurde am 10. März 1860 der äußerst befähigte und zu großen Hoffnungen berechtigende deutsche Forscher Albert Roscher ermordet. Von seinen Arbeiten und Untersuchungen ist nur wenig bekannt geworden.

Auf die Gruppe der mittleren Seen übergehend, haben wir uns zunächst mit dem Tanganjika, nächst dem Ukerewe das gewaltigste Binnengewässer Afrikas, zu beschäftigen. Obwohl sein Ausfluß (der Lukuga) sich in den Lualaba (Oberlauf des Congo) ergießt, kann der Tanganjika gleichwohl nicht als der Quellsee des genannten Stromes angesehen werden. Diese Rolle fällt vielmehr

dem bedeutend kleineren, westlich des Njassa und südwestlich des Tanganjika gelegenen Bangweolosee zu. Der Lukuga wird periodisch durch Pflanzenbarren abgesperrt und führt demnach in normalen Verhältnissen dem Congo nur unbedeutende Wassermengen zu. Während der Regenzeit durchbrechen die Hochfluten jene Barren und dann ist der Wasserzufluß ziemlich bedeutend. Der See ist 528 Kilometer lang und zwischen 22 und 75 Kilometer breit. Das ihn umgebende Hochland fällt nahezu überall steil zum See herab und läßt nur streckenweise ebenes Uferland frei, auf welchem sich die Ansiedelungen der Bewohner befinden. An manchen Stellen der Ufer steigt das Randgebirge zu beträchtlicher Höhe an und an solchen Stellen stürzen sich eine große Zahl von kleinen Flüssen in prächtigen Katarakten in den See. Die Tiefe des Sees scheint beträchtlich zu sein, da Stanley nach Ablauf von 600 Meter Leine noch keinen Grund fand.

Die Scenerie an den Ufern ist ziemlich eintönig und sind nur wenige Stellen mit prächtigen und charakteristischen Formen vorhanden. Einige Buchten gliedern die Küsten ganz unbedeutend und die wenigen Inseln tragen kaum dazu bei, die ungeheuere Wasserfläche zu beleben. An Wasserzuflüssen ist kein Mangel, doch tragen sie nur während der Regenzeit dazu bei, den Spiegel des Sees zu erhöhen, und zwar im Maximum um 1 Meter. Der bedeutendste Ort am Seerande ist Udschidschi, ein in der Afrikaforschung in jüngster Zeit vielgenannter Ort, in welchem unter anderm die denkwürdige Begegnung zwischen dem vermißten David Livingstone und seinem »Finder« Henry M. Stanley am 10. November 1871 statthatte.

Die übrigen Wasserbecken der mittleren Seengruppe von Centralafrika stehen in unmittelbarer Beziehung zu dem zweitgrößten Strome des Continents, des mächtigen Congo. Da die hydrographischen Verhältnisse im Quellgebiete dieses Riesenstromes sich nicht durch Worte allein erläutern lassen, wolle der Leser die wenigen Notizen, welche wir ihm hier bieten, durch eigene Wahrnehmungen auf der beigegebenen Karte ergänzen.... Der Name »Congo« ist am Oberlaufe dieses Stromes nicht bekannt; es treten hiefür mehrere andere Namen auf, die sich auf die Quellflüsse und den vereinigten Hauptstrom beziehen. Alle diese Flüsse durchströmen eine ganze Reihe von Seen, oder verbinden sie vielmehr mit einander. Es hat große Mühe gekostet, diese hydrographischen Verhältnisse in ein System zu bringen, doch sind manche Details noch festzustellen, und ist die gesammte Quellregion des Congo noch zu durchforschen.

Als eigentliches Quellreservoir des Stromes ist der Bangweolosee zu betrachten, welcher im Südwesten des Tanganjika und im Westen des Njassa liegt und beiläufig einen Flächenraum von rund 20.000 Quadratkilometer einnimmt. Auf allen Seiten von flachen Ufern eingeschlossen, steigt der unter normalen Verhältnissen in 1124 Meter Seehöhe gelegene Spiegel in der Regenzeit infolge der reichlichen Zuflüsse, die sich in das Becken ergießen, beträchtlich an, so daß er das umliegende Land auf weite Strecken inundirt, und zwar bis zur Höhe von zwei Meter. Dann ragen nur die zahllosen Termitenbauten über das Hochwasser empor.... Der wichtigste dieser Zuflüsse, weil der mächtigste, ist der Tschambesi, welcher auf dem Hochlande südöstlich des Tanganjikasees entspringt. Er ist, wie wir sofort sehen werden, der eigentliche Quelllauf des Congo.

Der Bangweolosee hat auch in normalen Zeiten sumpfige Ufer und zwar hauptsächlich an der Ost- und Nordostseite. Auf einige Entfernung vom Südufer erstreckt sich das bis 2000 Meter und darüber ansteigende Lokinga-Hochgebirge, welches einen Abschnitt jener früher erwähnten Bodenschwelle bildet, die sich als südäquatoriale Wasserscheide zwischen den Stromgebieten des Congo und Zambesi durch die ganze Breite des Continents vom Atlantischen bis zum Indischen Ocean erstreckt. Auch im nördlichen Bereiche des Sees, und theilweise auch im Westen streichen in einiger Entfernung Gebirgsrücken. Der See ist nicht tief, was sich daraus erklärt, daß seine Ufer ungemein flach sind und sich nur allmählich gegen die Mitte des Beckens hin vertiefen.

Was uns den Bangweolosee besonders interessant macht, ist sein Abfluß, der Luapula, der dem nordwestlichsten Winkel des Beckens entströmt und in vielen Windungen nordwärts abfließt. Er erreicht nach einem Laufe von circa 230 Kilometer ein kleineres Seebecken, das den Namen Mweru (oder Moero) führt. Gleich nach dem Austritte aus diesem Zwischenbecken durchbricht der Fluß die Ruaberge und setzt seinen nördlichen Lauf — nun Luwwa genannt — fort. Was die Klärung des hier besprochenen hydrographischen Systems erschwert, ist der Umstand, daß der Luwwa auch noch den Namen »Lualaba« führt, den man consequenterweise auf den zweiten Quellarm des Congo übertragen wissen möchte. Der Luwwa vereinigt sich nämlich nach einem beträchtlich langen Laufe ungefähr unter dem 6.° Südbreite mit einem von Südwesten einfallenden Strome,

welcher gleichfalls Lualaba genannt wird. Er entspringt weiter im Westen des Bangweolosees auf der südäquatorialen Wasserscheide und durchströmt eine ganze Reihe von kleinen Seen, dessen größter der von Cameron entdeckte Kassalisee ist. Von diesem bis zum Zusammenflusse das Lualaba (oder Luaba) zählt man noch fünf kleinere Seen, deren Namen wir übergehen. Die vereinigten Quellflüsse nehmen bald nach ihrem Zusammenflusse jenseits des 6.° Südbreite rechts den Lukuga auf, welcher dem Tanganjika entströmt.



Die Ukerewe-Insel im gleichnamigen See (s. S. 135).

Damit wäre das hydrographische System der Congo-Quellregion in ihren hauptsächlichsten Zügen dargelegt. Wir haben es vermieden, die Namen all der zahlreichen Flüsse zu nennen, welche theils in die genannten Seen sich ergießen, theils als Nebenflüsse des eigentlichen Quelllaufes auftreten, um den Leser nicht zu verwirren. In Kürze wiederholt, ist also der Tschambesi der eigentliche Quelllauf des Congo; er hat bis zu seiner Einmündung in den Bangweolosee einen Lauf von 350 Kilometer Länge. Als Fortsetzung dieses Quellflusses figurirt der den genannten See entwässernde Luapula, der nordwärts fließend, nach einem Laufe von circa 230 Kilometer den Mverusee erreicht, ihn als Luwwa (oder Luaba)

wieder verläßt und schließlich seine Vereinigung mit dem aus Südwesten herströmenden Lualaba im Westen des Tanganjika bewirkt. Von hier ab führt der Strom den Namen Lualaba. Er nimmt nun noch einige Nebenflüsse von beiden Seiten auf, dessen bedeutendster der aus dem Tanganjika kommende Lukuga ist.

Der Name Lualaba erhält sich bis Njangwe, dem wichtigsten Punkte westlich des Tanganjika. Welche Localnamen der Strom in seinem weiteren Verlaufe führt, ist dermalen noch unbekannt. Als Stanley seine denkwürdige Stromfahrt ab Njangwe unternahm, sollte erst entschieden werden, ob es sich hier um einen Quelllauf des Nils (wie Livingstone angenommen hatte, offenbar durch die Nordrichtung des Lualaba hiezu verleitet), oder um den Oberlauf des Congo handelte. Die kriegerischen Verwickelungen mit den Uferbewohnern gestatteten vollends nicht, sich eingehender mit der Topographie und Nomenclatur des Stromes zu befassen. Den Namen »Congo« hörte Stanley zum erstenmale am unteren Ende des Mittellaufes, dort, wo der Riesenstrom, nachdem er die große Ausbeuge nördlich des Aequators bewirkt, wieder südwärts wendet, um den Aequator wieder zu schneiden.

Bis dahin ist aber noch eine bedeutende Strecke, welcher wir einige Worte widmen müssen.... Bald unterhalb von Njangwe beginnt eine Reihe von Stromschnellen und Katarakten, welch letztere, sieben an der Zahl, nun den Namen »Stanleyfälle« führen. Sechs derselben liegen noch südlich des Aequators, der siebente aber bereits nördlich desselben. Wir werden mit diesen Wassersceneriеn noch nähere Bekanntschaft machen, wenn wir dem kühnen Congofahrer Henry M. Stanley auf seiner unvergleichlichen Reise durch das Innere von Aequatorial-Afrika begleiten werden....

Gleich nachdem der Congo den Aequator geschnitten, ändert sich die Richtung seines Laufes, welche bisher eine südnördliche war, in eine nordwestliche. Unaufgehalten wälzen sich nun die enormen Wassermassen zwischen weit auseinanderliegenden Ufern, zwischen unzähligen Inseln, an ungeheueren Wäldern, volkreichen Niederlassungen und an den Mündungen mächtiger Nebenflüsse vorbei, unbehindert durch das riesige Alluvialbecken, welches die centrale Senkung von Hochafrika einnimmt. Der Strom wendet in der Folge nach Westen, nachdem er von rechts her wiederholt mächtige Zuflüsse aufgenommen hat, dann nach Südwesten und nach Süd, so daß er nun den Aequator gewissermaßen im Rücklaufe

zum zweitenmale schneidet, und zwar senkrecht. Später hält er wieder die südwestliche Richtung bei, indem sich das Bett rasch verengt, um in einer seeartigen Ausweitung — dem vielgenannten Stanley-Pool — zum letztenmale vor dem Durchbruche des Hochlandrandes seine Wassermassen anzusammeln. Mit ungeheuerer Vehemenz tosen dieselben das starke Gefälle hinab, meist zwischen steil aufsteigenden Uferwänden; Katarakt folgt auf Katarakt, im Ganzen zweiunddreißig an der Zahl, welche Stanley die »Livingstone-Fälle« genannt hat. Der in Fesseln geschlagene Strom, an der Ausbreitung durch die Felsufer verhindert, sucht Raum in verticaler Richtung, so daß er stellenweise eine Tiefe von 90 Meter und darüber erreicht.

Die Schilderung all dieser Naturwunder sind einem späteren Abschnitte vorbehalten. In dem imposanten Mündungsbette, das an der breitesten Stelle fast $9^1/_2$ Kilometer besitzt, wälzt der Congo, bei einer Tiefe, welche nirgends weniger als 37 Meter beträgt, eine Wassermasse dahin, die in der Trockenheit mindestens 70.000, zur Zeit des Maximums der Flußschwelle aber zweifellos 120.000 Kubikmeter in der Secunde erreicht. Man erhält von dieser enormen Wassermasse den richtigen Begriff, wenn man erfährt, daß das Meer in einer Entfernung von 22 Kilometer, also fast drei geographische Meilen von der Küste, noch vollkommen süß ist und die lehmbraune Farbe des Congo besitzt. Ja, noch 64 Kilometer seewärts ist das Wasser brackisch und sticht vom Meerwasser durch die schmutzige Farbe ab. Die Strömung des Riesenflusses soll noch 480 Kilometer, das ist 64 geographische Meilen, weit im Ocean fühlbar sein.... Die Stromlänge des Congo beträgt 4200 Kilometer, wovon auf den schiffbaren Mittellauf 1628 Kilometer entfallen; das Stromgebiet nimmt einen Flächenraum $3._2$ Millionen Quadratkilometer ein.

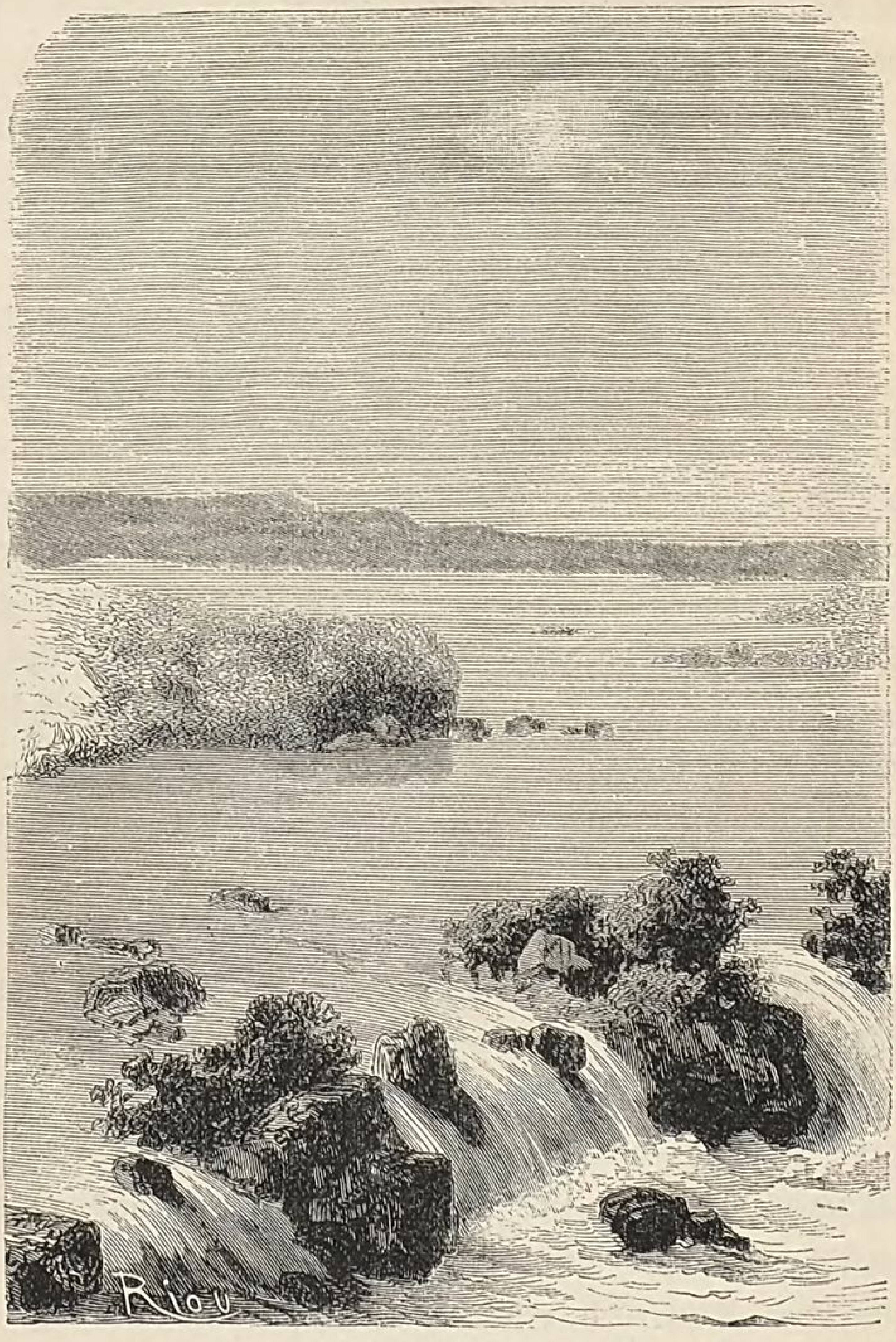
Anknüpfend an unsere einleitenden Bemerkungen über die orographische Gestaltung von Aequatorial-Afrika stellt sich sonach das eigentliche Congobecken, der ungeheuere Erdraum am Mittellaufe des Riesenstromes, als eine centrale Senkung des Continents in Form eines riesigen Ovals, dessen Längenachse Chavanne mit 1000 Kilometer, dessen Breitenachse er mit 600 Kilometer beziffert. Daraus ergibt sich eine Bodenfläche von 600.000 Quadratkilometer. »Seinem Charakter nach scheint das bisher nur durch Stanleys Congofahrt durchquerte Becken eine sanft undulirte, mit undurchdringlichen Wäldern und

zur Regenzeit von streckenweise unabsehbaren Sumpfflächen bedeckte Ebene zu sein. Namentlich gilt dies von dem südlich des Congolaufes liegenden Theile, wo mäßige Bodenschwellungen die Wasserscheide zwischen den einzelnen linksseitigen Nebenflüssen des Congo bilden und ein großer See sich ausbreitet. Die großartige Entwickelung der Strombreite des Congo auf der Strecke des Mbura (unterhalb der Stanley-Fälle) und Stanley-Pool, die ungemein reiche Inselbildung, welche stellenweise dem Strome eine Breite von nahezu 15 Kilometer verleiht, zeigen, daß das Gefälle des Stromes und mithin die allgemeine Abdachung des Beckens gegen Westen sehr mäßig sind.«

Wir kommen nun zum Schlusse auf die nördliche Seengruppe zu sprechen. Zu ihr gehören die beiden Quellseen des Nils (Ukerewe und Mwutan Nsige), ferner der Akenjarasee in Südwesten und der Baringosee im Nordosten des Ukerewe. Die kleineren Becken lassen wir unerwähnt. Der im Südwesten des Mwutan Nsige gelegene, von Stanley zuerst besuchte Muta Nsige dürfte höchst wahrscheinlich zum Stromgebiete des Congo gehören, da er weder nach Norden, noch nach Osten einen Abfluß besitzt; die Westseite ist aber gänzlich unbekannt. Aber gerade im Westen des Muta Nsige sind die Quellen zahlreicher rechtsuferiger Nebenflüsse des Congo auf der Strecke von Njangwe bis zum Aequator zu suchen, und es wäre immerhin denkbar, daß einer dieser Flüsse den genannten See entwässere.

Der Ukerewesee ist das größte Binnengewässer Afrikas, denn sein Flächenraum mißt einschließlich der vielen Inseln circa 75.000 Quadratkilometer, oder ungefähr 1400 geographische Quadratmeilen. Er wurde am 30. Juli 1858 von J. H. Speke entdeckt und für den Hauptquellsee des Nils erklärt. Nach Schilderungen Stanleys wäre der See, beziehungsweise sein Uferland, zu den schönsten Gegenden des Continents zu zählen. Festland und Inseln sind mit üppigster tropischer Vegetation bedeckt, ein dichter Schilfgürtel säumt an zahlreichen Stellen den hohen Strand. Vor Stanley hatte man nur vage Vorstellungen von der Ausdehnung und Configuration das Sees, wie denn auch dieser Forscher nachwies, daß der im Nordosten des Ukerewe gelegene, circa 12.000 Quadratkilometer große Baringosee, ein selbständiges Becken bilde, und nicht, wie bis dahin irrthümlich angenommen wurde, einen Abschnitt des Ukerewe.

Stanley bewirkte innerhalb 80 Tagen, vom März bis Mai 1875, die Umschiffung des Ukerewe und fertigte die erste Karte desselben an, welche im Großen und Ganzen mit der Aufnahme Spekes übereinstimmte. Er begann



Die Riponfälle des Nil (Ausfluß des Ukerewe).

die Fahrt um den See, indem er zuerst den tiefen Spekegolf, in welchen der Schimiju — vielleicht der längste unter den Quellflüssen des Sees — und der Ruana münden, untersuchte, die Insel Ukerewe umfuhr, und dann längs der östlichen und nördlichen Küste die Vorgebirge, Buchten, Inseln, Zuflüsse aufnahm.

An der Nordostecke des Sees hatte Stanley manche feindliche Begegnung. Den Angriffen von Flußpferden mit seinem leichtzerbrechlichen Fahrzeuge geschickt ausweichend, die Steinwürfe der Uferbewohner mit dem Revolver, den Angriff einer Flotte von feindlichen Kähnen mit Flintenschüssen abweisend, fand Stanley an der Grenze der Königreiche Usoga und Uganda den Abfluß des Sees und hörte von weitem das Getöse der von Speke entdeckten Riponfälle in diesem Abfluß.... Was Stanley sonst noch alles auf und am Ukerewesee erlebte, darüber



Der Murchisonfall des Nil.

wird später ausführlich die Rede sein.... Wir bemerken noch, daß jener Ausfluß der sogenannte Victoria- (oder Somerset-) Nil ist, der dem Ukerewe entströmend, seinen Weg nach dem nordwestlich gelegenen Mwutan Nsige nimmt, den sein Entdecker Sir Samuel White Baker »Albert Nyanza« getauft hatte. Seine von Baker irrthümlich übertrieben angegebene Größe hat der Reisende Gessi im Jahre 1876 auf das richtige Maß reducirt. Obwohl er nicht die vollständige Umschiffung des Sees bewirken konnte, bestimmte er dessen Länge auf 239 Kilometer, dessen Breite auf 96 Kilometer. Durch diese Größenangaben

schrumpft der See auf ungefähr ein Drittel der Fläche, wie Baker sie angegeben hatte, zusammen. Aus dem Mwutansee entströmt der Weiße Nil. Der Somerset-Nil bildet zwischen den beiden genannten Seen den großartigen Murchisonfall.

Fast der ganze Ukerewesee liegt südlich des Aequators und nur ein ganz verschwindender Bruchtheil nördlich desselben. Von den Ländern am Nordufer des Sees erstreckt sich das Reich Uganda mit der Hauptstadt Rubaga westlich, das Land Usoga östlich des Sees. Weiter im Nordwesten erstreckt sich die Landschaft Unjoro, ein flaches, sumpfiges Gebiet, während Uganda sich als ein bergiges, äußerst malerisches Land darstellt, dessen dichte Bananenwälder wohlgepflegte Wege und volkreiche Niederlassungen säumen. Nur die Thäler, meist von Sümpfen und Mooren durchzogen, gestalten sich weniger einladend, und sie sind es, die das Gebiet Europäern gefährlich machen. In jenen Sumpfstrecken wimmelt es von Elephanten und wilden Büffeln. Der Pflanzensegen des Landes ist aber nicht zu verachten: Kaffee, welcher wild wächst, Tabak von vorzüglicher Güte, Baumwolle, ausgezeichnete Bananen, Zuckerrohr, Reis u. s. w.

Rings um den Ukerewesee, sowie um den benachbarten Muta Nsige erstrecken sich verschiedene Landschaften und Reiche von mehr oder minder respectabler Ausdehnung, mit deren Namen wir das Gedächtniß des Lesers nicht belasten möchten. Dagegen verlohnt es sich, einen Blick auf das Hochland im Osten des Ukerewe zu werfen, wo sich auf dem Raume zwischen dem Aequator und dem 4.° Südbreite die größte Bodenschwelle des afrikanischen Continents befindet. Diese Hochlandsmasse wird von dem 5400 Meter hohen Kenia und dem 5694 Meter hohen Kilima-Ndscharo, den höchsten Spitzen Afrikas, überragt. Auch andere bedeutende Berggipfel steigen als isolirte Kegel aus der Hochlandsmasse empor, wie der Erok la Matumbatu, der Donjo Sambu, welche mit ewigem Schnee bedeckt sind, und der Meru, der Donjo Buri, der Mburo, welche alte Vulcane sind. Schneeberge finden sich namentlich nördlich des Kenia. Westlich dieses Hochlandes senkt sich eine Stufe zum Ukerewesee herab, der in 1300 Meter (nach Chavanne, 1160 Meter nach Speke, 1140 nach Stanley) Seehöhe im Hochlande eingebettet liegt.

Was uns diese Region besonders anziehend macht, ist sein Thierleben, von dem, was zunächst die gefiederte Welt anbetrifft, J. M. Hildebrandt eine prächtige Schilderung gibt. »Der Wald ertönt vom Hochzeitsmarsch oder

zarten Liebesgezwitscher der Vögel. Die sogenannten afrikanischen Kolibris, die glänzenden Nectarinien, wegen ihres Gezwitschers »Tsewetsewe« von den Wakamba genannt, und die wenig größeren Prachtfinken und Buschsängerarten sind gleichsam die Kinderstimmen im Vogelchor. Pirole und Würger flöten in langen, vollen Tönen, während gewisse Würger (z. B. Laniarius Cugubris) ein Duett zum Besten geben, indem das Weibchen wie in den oberen Lagen eines Claviers eine Octave herunterklimpert, woran sich das Männchen mit einem hohen Pfiff aus dem nächsten Busch anschließt. Die Glanzstaare mit ihrem prachtvollen, stahlblauen, grünen und violetten Gefieder, das in der Sonne wahrhaft blendet, gehören zu den besten Sängern Afrikas; die Krone aber geziemt einer Drossel, sie ist die Primadonna unter den Vögeln. Auch das Concert der Webervögel, die in den Bäumen der Wakambaweiler ihre eigenen Nistdörfer aufgeschlagen haben, ist lebhaft. Der afrikanische Spatz zirpt frech wie sein europäischer Bruder. Aus dichtem Walde ertönt, weit hörbar, das Lachen eines Spechtes, aus dem die Wakamba, je nachdem es rechts oder links, vorn oder im Rücken, des Reisenden vernehmbar wird, Glück oder Unglück, Blut oder Frieden des Weges erschauen. Spechte sind ihnen verhaßte Nachbarn, und hängt man, um sie aus der Nähe des Dorfes zu verbannen, irdene Töpfe in die Bäume. Noch mehr, aber gewiß in übertriebenem Maße, ist von ihnen ein Bartvogel gefürchtet; er soll das Vieh tödten, wenn er Insecten von seinem Rücken pickt. Auch ein Lärmvogel ist ein Karawanenbegleiter: Gnóa — vorwärts! nennen ihn die Waswaheli wegen seines ähnlich klingenden Schreies. Oftmals rafft sich der ermüdete Träger auf, dem ermunternden Gnóa folgend. Die Schleiereule gilt wie manchenorts bei uns, in ganz Ostafrika als Todtenvogel. Einsam klagend ist der Ruf der Turteltaube, grell pfeifend der des Falken, wenn er früh morgens von der hohen, kahlen Adansonia sein Jagdgebiet überschaut. Ganz ihrer alterthümlichen Form entsprechend, haben die Nashornvögel nichts in ihrer Stimme von neueren Operntrillern; heiseres, bellendes Gekrächz dringt aus ihrem übergroßen Schnabel. Andere, echt afrikanische Laute sind auch das ohrenzerreißende Lärmen der Perlhühner und Frankoline, wenn sie Abends beim Wasser einfallen, oder, wie erstere, ein Nachtquartier in den Bäumen aufschlagen!«

Die vorstehende Schilderung gibt uns willkommenen Anlaß, in wenigen Worten der Flora und Fauna von Hoch- und Aequatorial-Afrika zu gedenken.

Keiner von den vielen Reisenden hat verabsäumt, seine Wahrnehmungen in dieser Richtung aufzuzeichnen. Freilich sind es nicht immer fachmännische Berichte, aber die lebendige Darstellung landschaftlicher Scenerien, oder die Mittheilung interessanter Jagdabenteuer vermitteln wenigstens indirect das prächtige Gemälde innerafrikanischen Pflanzen- und Thierlebens.... Wir haben bereits erwähnt, daß Capitän Speke den oberen Lauf des zum Tanganjika strömenden Malagarazi-flusses im Lande Unyamwesi den »Garten des tropischen Afrika« genannt hat. Diese Vorstellung gewinnt man auch aus den Mittheilungen Stanleys, der freilich nicht dieselben Landschaften vor Augen hat. Aber selbst die weniger üppigen Striche haben gerade durch ihre Eintönigkeit das Gepräge des Erhabenen. Das Laub ist von allen Farben des Prismas; wenn sich die Wälder in weiterer Entfernung befinden, umhüllt sie ein geheimnißvoller Duft und läßt sie zuerst hellblau, dann allmählich dunkelblau erscheinen, bis sie am Horizonte verschwimmen. Blickt man auf diese schwindenden Umrisse, so verfällt man unwillkürlich in eine träumerische Stimmung, die in ihrer Umgrenzung ebenso unfaßbar ist, wie die Aussicht am Horizont.

Viel mannigfaltiger ist die Thierwelt. Wo sich kleine Seespiegel, oder Moräste, oder Röhricht befinden, ist die Landschaft zu allen Tageszeiten lebendig. Zahlreiches Wild: Büffel, Zebra, Giraffe, Eber und vor allem das wuchtige Flußpferd, findet sich ein. Ufer und Oberfläche des Sees — berichtet Stanley — wimmeln von einer erstaunlichen Menge verschiedenster Wasservögel, von schwarzen Schwänen, Ibissen, Kranichen und Pelikanen; darüber schweben, auf Beute lauernd, Fischadler und Habichte, während die Umgebung von dem lauten Ruf der Perlhühner oder dem widrigen Schrei des Tukan widerhallt. Tauben, Eulen, Waldschnepfen und Waldhühner stimmen mit in das Concert ein....

Solche Wasserplätze sind auch der Lieblingsaufenthalt der großen Störche und Reiher, des Sattelstorches, des Simbil, des Nimmersatt, des trotz seiner wundervollen, hochgeschätzten Federn so häßlichen Marabu, des Riesenreihers und anderer Wasservögel.

Selbstverständlich birgt auch die Seenregion das reichste Thierleben. Dasselbe nimmt keineswegs ab, wenn wir südwärts vordringen und die Wasserscheide zwischen dem Stromgebiete des Congo und Zambesi überschreiten. Als Livingstone auf seinem Zuge nach der Ostküste, ziemlich in der Mitte des

Continents, sich im Stromthale des Kafue befand, welcher etwa unter 16° Südbreite sich in den Zambesi ergießt, fand er ein so reiches Thierleben, daß selbst er, dem solche Dinge kaum mehr Ueberraschungen bereiten konnten, darüber in Erstaunen gerieth. In den Lichtungen zählte er hunderte von Zebras und Büffeln und eine Menge Elephanten, und er bedauerte, daß solch ein Bild sich nicht photographiren lassen kann. Alle diese Thiere sind durchaus nicht schüchtern. Als der Reisende mit seinem Makolologefolge näher kam, blieben die Elephanten ruhig stehen und ließen die Männer bis auf hundert Schritte herankommen; die mächtigen Eber, deren Zahl »ungeheuer« ist, staunten, als sie die Leute sahen und blieben ruhig. »Geradezu wunderbar ist die Menge der Thiere auf jenen Ebenen; es war mir, als fände ich mich in die Zeiten versetzt, in welchen das Megatherium ungestört in den Urwäldern weidete. Als wir durch ein Dickicht zogen, wurden wir von Büffeln angegriffen. Einer meiner Leute wurde über dreißig Schritte weit auf den Hörnern eines gewaltigen Bullen fortgeschleppt und dann erst in die Luft geschleudert.« Er kam mit einigen Quetschungen davon! Am anderen Tage erlegten die Jäger eine Menge junger Büffel, außerdem eine große Anzahl von Antilopen.

Unter solchen Umständen begreift man, daß Löwen und Hyänen gute Tage haben. Von den Menschen werden diese Raubthiere gar nicht behelligt; ohnedies glauben ja die Häuptlinge, daß die Seelen ihrer verstorbenen Häuptlinge in jenen wohnen. Ja, sie wähnen auch, ein Häuptling, falls er Lust habe, einen anderen Menschen zu tödten, könne sich in einen Löwen verwandeln und nachher wieder seine frühere Gestalt annehmen. Deshalb klatschen sie, sobald ein Löwe sich blicken läßt, in die Hände. Das ist nämlich ihr Zeichen des Grußes. Raubthiere sind in solcher Menge vorhanden, daß Wanderer des Nachts auf Bäume klettern müssen, weil sie sonst unfehlbar zerrissen würden. Dann und wann sind in den Wäldern auch kleine Zufluchtshütten vorhanden, welche zur Noth Schutz gewähren. Das Flußpferd fand Livingstone am oberen Zambesi in wahrhaft überraschender Menge vorhanden, namentlich zwischen Katima-Motelo, und Nomoto auf der Strecke, wo der Fluß viele Stromschnellen bildet. In dem tiefen Wasser unterhalb derselben hält sich das Flußpferd vorzugsweise gerne auf. Ueberall am Ufer sieht man die tief eingetretenen Pfade, auf welchen das Thier bei Nacht ans Land geht, um zu weiden. Es findet seinen Weg vermöge des scharfen Geruches, der

es übrigens im Stiche läßt, wenn ein starker Regen niedergegangen ist. Dann wird es unsicher, findet den Rückweg zum Wasser, in welchem es sicher ist, nicht leicht, und darauf rechnen die Jäger. Am Tage halten sich die Flußpferde fast immer im ruhigen Wasser auf, weil sie dann schlafen können, was bei heftiger Strömung nicht anginge. Das Junge sitzt, so lange es noch klein ist, häufig auf dem Rücken der Mutter, welche des Athemholens wegen häufig über dem Wasserspiegel emportaucht. Viel Intelligenz besitzt das Flußpferd nicht, weiß aber wohl, wann und wo ihm Gefahr droht. Am oberen Zambesi, wo man ihm nicht viel nachstellt, kommt es mitten im Strome mit Rücken und Brust auf die Oberfläche; weiter nach Norden, wo die Bewohner eifrige Jäger sind, verbirgt es sich unter Wasserpflanzen, streckt nur seine Nasenlöcher hervor und zieht den Athem ganz leise ein. Die eifrigsten Flußpferdjäger befinden sich aber in der Region des unteren Zambesi, und sie bilden dort einen besonderen Stamm, Akombui oder Mopodso genannt. Diese Jäger machen häufig weite Reisen; sie laden dann Frauen, Kinder, Kochtöpfe und Matten in den Nachen, stoßen ab und bauen an Stellen, wo sie gute Aussicht auf Beute haben, leichte Hütten am Ufer. Das Fleisch trocknen sie an der Sonne. . . .

Die Vegetation am Mündungsbereiche des Zambesi ist ungemein üppig. Das Dickicht der Manglebäume reicht wohl zwanzig englische Meilen stromaufwärts. Dann treten große Farren auf, Palmengebüsche, wilde Dattelbäume und Milola, ein Hibiscus mit großen gelblichen Blumen, aus dessen Rinde Seile bereitet werden, die man namentlich bei den Harpunen zur Flußpferdjagd verwendet. Auch der Pandanus tritt auf und streckenweise eine Guyawa und ein wilder Citronenbaum. Von hohem Gezweig herab läßt der gestreifte Halcyon seinen hellen Ruf ertönen; der prächtige Fischadler sitzt hoch oben auf einem Baumast und verdaut seine Mahlzeit. Auch der Ibis fehlt nicht. . . Auf jene Flora des Manglebaumes folgen ausgedehnte Ebenen mit schwarzem fruchtbaren Boden. Hier wächst das Gras über mannshoch und von der Jagd kann in demselben keine Rede sein. Im Juli ist es trocken und wird dann von den Eingeborenen in Brand gesteckt. Dadurch wird natürlich ein gesunder Baumwuchs unmöglich und nur einige wenige Baumarten, z. B. die Fächerpalme und der Guayak, widerstehen da und dort dem Feuermeere, das alljährlich über diese Ebenen hinwegwogt.

Als Livingstone an den Njassasee heranrückte, mehrte sich das Großwild um so stärker: »als eine Probe von dem, was man antreffen kann, wo es keine menschlichen Wohnungen gibt, und wo keine Feuerwaffen eingeführt sind, wollen wir erwähnen, was zu Zeiten wirklich von uns gesehen wurde. Am Morgen zieht eine Herde Elephanten an unserer Schlafstelle vorbei; wir brechen auf und stoßen auf große Flüge Perlhühner, schießen was etwa zum Mittagmahl oder zum nächsten Morgen gebraucht wird und lassen die Beute auf dem Wege liegen, damit sie von unserem nachfolgenden Koch und dessen Gehilfen aufgelesen werde. Indem wir weiter gehen, laufen Frankoline quer über den Weg und hunderte von Turteltauben erheben sich unter großem Geräusch und fliegen fort. Außer diesen bilden noch Enten und Gänse das Vogelwild dieser Gegend. Bei Sonnenaufgang läßt ein Rudel unserem Dammhirsch an Größe übertreffender Palas (Antilope melampus), das wie eine Schafherde dasteht, den ersten Mann unseres langen Gänsemarsches bis auf 50 Schritte herankommen; da wir Fleisch haben, lassen wir sie gemächlich und unbelästigt abtraben. Bald stoßen wir auf eine Herde Wasserböcke, die hier an Farbe bedeutend dunkler und an Fleisch dürrer sind, als dieselbe Art in der Nähe des Meeres. Gerade, indem wir ans Frühstück denken, stoßen wir auf einige Büffel, die am Wege grasen; sowie sie aber einen Menschen erblicken, machen sie sich in schwerem Galopp davon. Nach dem Frühstücke ziehen wir nach einem Wasserteiche hin, an seinem Ufer stehen ein paar Elephanten und in ehrerbietiger Entfernung hinter diesen Beherrschern der Wildniß sieht man ein Rudel Zebras und eine Herde Wasserböcke. Sowie sie uns gewahr werden, machen sich die Rüsselträger gleich davon; die Zebras aber bleiben, bis der vorderste Mann auf zehn Schritte an sie herangekommen ist, um dann graziös hinweg zu galoppiren. Antilopen weiden im Grase, Wildschweine sind so wenig scheu, daß sie uns dicht herankommen lassen.« Die Nacht bringt Abwechslung; Löwen und Hyänen brüllen und kommen bisweilen unangenehm nahe, ohne sich ins Lager zu wagen. Der nächste Tag bringt Tigerpferde und Hyänenhunde, Krokodile und Reptilien in unsere Gesellschaft. Damit dürfte wohl der Thierreichthum jener Gegenden erschöpft sein....

Nach diesem allgemeinen Ueberblicke auf Aequatorial-Afrika, oder richtiger auf Hochafrika zwischen dem Zambesi und dem Aequator, haben wir noch über

jene zahlreichen Völkerschaften zu berichten, welche das fragliche Gebiet besiedeln. Sie gehören, wie wir bereits einmal erwähnten, durchwegs zur Völkerfamilie der Bantu, welche in zwei Gruppen zerfallen: in die Kaffern und Congovölker. Unbestimmter in ihrer Bedeutung, aber im geographischen Sinne



Kaiser M'tesa (s. S. 148).

verständlicher, dünkt uns für die erstgenannte Gruppe die Bezeichnung »Ostafrikaner«, womit alle Stämme und Völkerschaften zu verstehen sind, welche von der Küste Ostafrikas innerhalb des Zambesi im Süden und des Juba im Norden, bis weit ins Innere siedeln.

Die Küstenbewohner, das Suahelivolk, haben wir bereits kennen gelernt. Im Innern sind der Stämme Legion und wir können nicht daran denken, die-



Livingstone's Begegnung mit Kazembes Frau (s. S. 149).

selben mit Namen anzuführen, geschweige uns mit ihren ethnischen Eigenthümlichkeiten zu befassen. Nordwärts des Zambesi hausen auf dem weiten Gebiete zwischen dem Njassasee und der Mosambiqueküste Völkerstämme, welche entweder nur wenig oder gar nicht bekannt sind. Man nennt sie insgemein Makua und zählt sie zu den körperlich wohlgebildetsten afrikanischen Rassen. Westlich vom Njassabecken hausen Millionen dunkelfarbiger Menschen, unter welchen wir die hauptsächlichsten Völker, die Marawi, Mazitu, Tschewa, Tumbuka, Magandscha und Babisa, als die bekanntesten hervorheben wollen. Die Marawi hausen im Westen des Schire und im Süden des Njassa, und gelten für tüchtige Ackerbauer, aber auch für barbarisch, abergläubisch und hinterlistig. Ackerbauer sind mehr oder weniger auch die anderen genannten Stämme, unter denen die Mangandscha als die verhältnißmäßig cultivirtesten bezeichnet werden. Körperlich sind namentlich die der Küste zunächst siedelnden Mangandscha sehr gut gerathen, aber die Frauen entstellen sich auf die scheußlichste Weise mit dem »Pelele«, einem Ringe, der in der Oberlippe befestigt wird. Man durchbohrt die letztere schon den kleinen Mädchen und steckt eine hölzerne Nadel in das Loch unweit des Nasenknorpels. Diese Nadel wird dann in entsprechenden Zwischenräumen durch immer größere Stifte ersetzt und solchergestalt die Oeffnung erweitert, bis sie so umfangreich geworden ist, daß man einen Reifen anbringen kann, der zwei Zoll im Durchmesser hat.

Nördlich des Njassasees bis zum Bangweolosee hin siedeln die Babisa, ein Handelsvolk, das weite Gebiete außerhalb seiner engeren Heimat durchwandert und sich überhaupt durch großen Unternehmungsgeist hervorthut. Es ist aber auch der Schrecken seiner Nachbarn, und zwar deshalb, weil es den Sclavenhandel schwunghaft betreibt. Die im Hochlande von Lobisa Stammverwandten der Babisa sind freilich nicht so mächtig wie diese, und anstatt den Sclavenraub zu betreiben, sind sie selber durch denselben zu Grunde gerichtet worden. Sie leben unter den drückendsten Verhältnissen.

Bei den nördlichen Bantu macht sich eine Art Cultur geltend, indem starke Völkerschaften oder Stämme mächtige Reiche, Monarchien mit despotischer Regierungsform, bilden. Die Existenz solcher Reiche beruht freilich nicht auf der Kraft des Volkes selbst, sondern verkörpert sich ganz und gar in der Person des jeweiligen Herrschers. Eine eiserne Faust ist mitunter im Stande, weite

Gebiete und zahlreiche Völkerschaften zusammenzuhalten und dem dieser Art gegründeten Staatswesen den Anschein von äußerer Macht und innerer Festigung zu geben. Schließt aber ein solch energischer Häuptling die Augen, so zerbröckelt sein Reich in Stücke, feindselige Nachbarn eignen sich größere oder kleinere Gebiete an, was zumeist blutige und langwierige Fehden zur Folge hat, die erst ein Ende nehmen, wenn sich wieder ein thatkräftiger Häuptling findet, der von den Trümmern des früheren Herrschergebietes rettet, was zu retten ist. Dann erhält das neue Reich eine neue, meist sehr veränderte Gestalt, Städte und Residenzen werden abgebrochen und nach anderen Gegenden verlegt: kurz ein stetes Wandern und Wandeln macht sich geltend.

Die größten dieser Reiche existiren im östlichen Theile von Centralafrika, so die großen »Kaiserreiche« von Uganda und Ruanda, mit einer geschätzten Bevölkerung von je 5 Millionen Seelen; das Reich Urundi mit 3 Millionen; die Königreiche von Usagara, die beiden Usui, Unyoro, Karagwe, Usongora und Ukerewe.... Unter den mächtigen Despoten im Innern von Afrika wird der Kaiser M'tesa von Uganda, der in seiner Residenz Rubaga unweit vom Nordufer des Ukerewesees Hof hält, als der bedeutendste und intelligenteste geschildert. Zur Zeit, als Stanley am Hofe M'tesas weilte, übte dieser auch die Oberhoheit über die Nachbarländer und zwar über Karagwe, Unyoro, Usoga und Usui aus, also über alle Gebiete im Norden und Westen des Sees bis nahe an das Südende desselben. Als Speke und Grant im Jahre 1862 am Ukerewe verweilten, war M'tesa noch dem Fetischdienste ergeben, und an seinem Hofe war zwar Macht und Glanz entfaltet, aber es lastete noch der schwere Druck heidnischer Grausamkeiten und Willkür auf dem Lande. Dreizehn Jahre später fanden Stanley und Linant das Land im Sonnenscheine des Friedens und überall herrschte ein heiteres Leben. Damals waren Verstümmelungen, Hinrichtungen noch an der Tagesordnung, jetzt ist das Gerichtsverfahren sorgfältiger geworden und die Hinrichtungen haben abgenommen. Zur Zeit der Anwesenheit Grants und Spekes lernte M'tesa zuerst das Feuergewehr kennen und bewunderte die Flinten und Revolver der Reisenden, ja er zeigte eine ausgelassene Freude, als er zugleich mit einer Kuh zufällig auch ein Negerweib erschossen hatte. Jetzt ist M'tesas Armee mit Flinten bewaffnet, Feuergewehre und Munition bilden die wichtigsten Handelsartikel in Innerafrika.

»Kaiser« M'tesa ist Mohammedaner geworden und mit dem Islam ist eine, wenn auch immer noch unvollkommene, doch im Vergleiche mit der heidnischen Weise höhere sittliche Lebensanschauung über ihn und sein Volk gekommen.

M'tesa ahmt gerne nach, was ihm von den großen Männern der weißen Völker erzählt worden ist. Er hat breite und lange Straßen im Bereiche seiner Residenzstadt herstellen lassen und wird sich sicher freuen, wenn er das erste europäische Fuhrwerk erhalten wird, um seine Straßen benützen zu können. Die königliche Residenz liegt auf einem Hügel, der von Gärten, Bananenpflanzungen und fettem Weideland umgeben ist. Fünf Reihen von Schanzpfählen umgeben den Hügel und schließen ebenso viele Höfe ein; in der Mitte erhebt sich das Haus des Kaisers und von diesem weht von einem hohen Maste eine mächtige Flagge. Die Waganda sind vielleicht das einzige Volk Afrikas, das eine Fahne besitzt; die Flagge von Uganda ist zweifarbig, weiß und roth, und endet mit drei Affenschwänzen. Uganda hat auch eine vielleicht in ganz Afrika einzig dastehende Regierungsform, indem eine Arbeitstheilung und Uebertragung des Staatsdienstes auf verschiedene Häupter, die im Range von Staatsministern und Cabinetsmitgliedern stehen, durchgeführt ist.

Die Länder und Reiche in der Nachbarschaft von Uganda haben wir bereits genannt. Am wenigsten gekannt sind jene, welche sich um den Muta Nsige gruppiren. Dort nimmt, am Westufer des Sees das Cannibalenreich Ukondschu ein größeres Gebiet ein und schließt südwärts das Land Ruanda, in welches noch kein Europäer eingedrungen ist. Gegen den Tanganjika hin siedeln die Wotuta, ein räuberisches und gewaltthätiges Volk, das sich weit und breit gefürchtet gemacht hat. Seine Nachbarn sind gezwungen, ihre Dörfer zu verpallisadiren und zu verschanzen; jeder Ausgang wird zu einer militärischen Recognoscirung; Eigenthum und Familien müssen beständig überwacht werden, um sie vor Ueberfällen zu bewahren.... Weiter wären zu nennen: die Waguha, im Westen des Tanganjika, Manjuema am Lualaba, die Bakuß und Bakun im Westen dieses Flusses. Südlich hievon erstrecken sich die großen Reiche des Muata Jamvo und des Kazembe, dessen Reich bis zu seinem Tode eine ergiebige Quelle des Sclavenhandels und ein Ursitz echt afrikanischer Barbarei war. Welche Gestaltungen die staatlichen Verhältnisse in Kazembes Reich (das übrigens nur ein Vasallenstaat des Muata Jamvo, eines großen Reiches in der

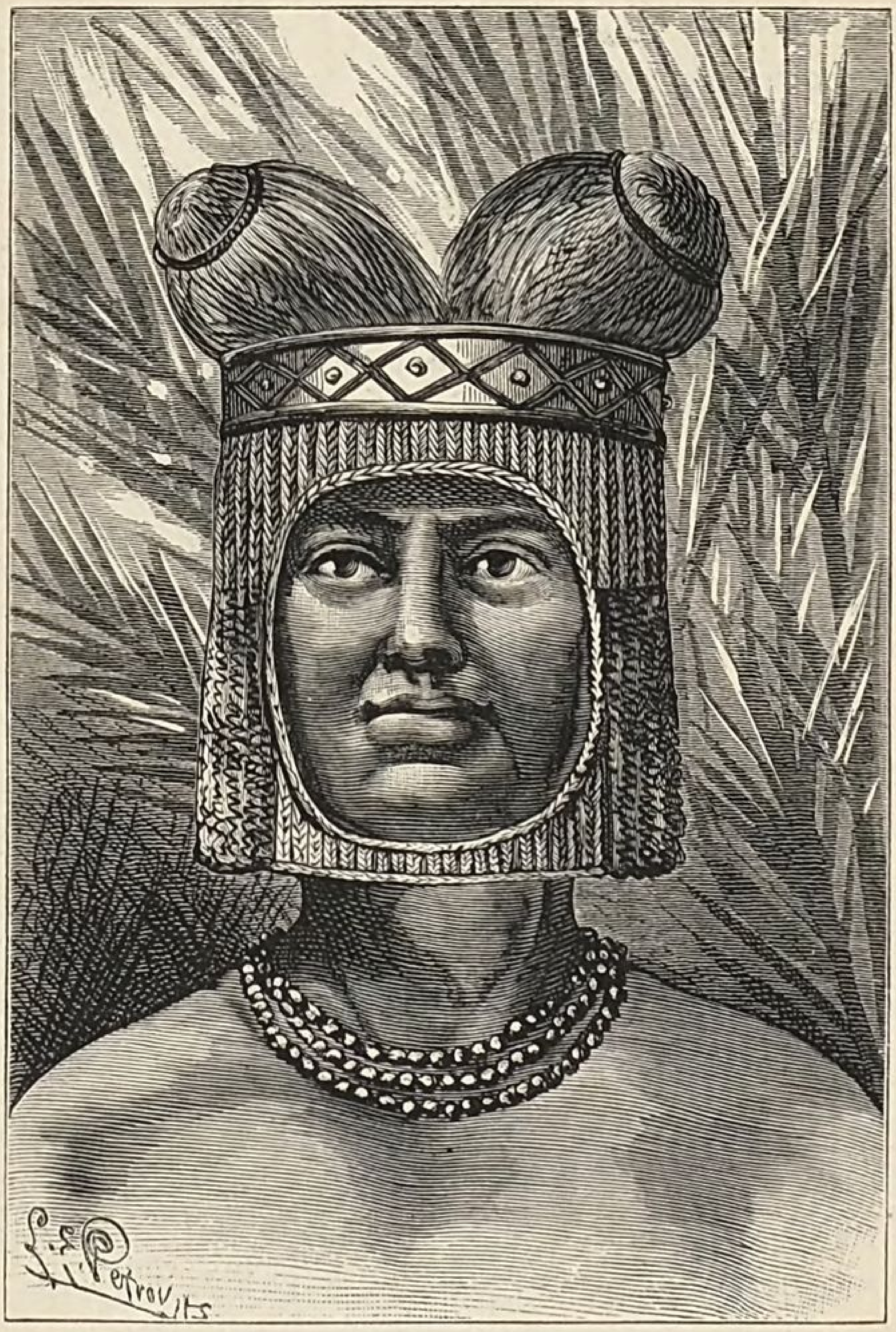
Quellregion des Congonebenflusses Kassabi war) seit dem Ueberfalle der arabischen Händler aus Unyamwesi und dem Ende des Kazembe angenommen haben, ist weiter nicht bekannt geworden. Livingstone konnte seinerzeit erst nach langwierigen Verhandlungen Kazembes Residenz betreten.

Oestlich des Tanganjika wäre das Volk der Wagogo, die Bewohner der Landschaft Ugogo, zu nennen, jenes Gebietes, welches unmittelbar an die Küstenstufe grenzt. Sie sind in physischer und moralischer Beziehung den meisten Stämmen im Innern überlegen. Von stattlicher Körperbeschaffenheit und intelligentem Gesichtsausdrucke, sind die Wagogo leidenschaftlichen und heftigen Temperamentes und stolz auf alles, was ihnen gehört oder was zu ihnen in irgend welcher Beziehung steht. Sie halten ihr nicht sehr fruchtbares Land für das beste der Welt, ihre Waffen für die ausgezeichnetsten, ihren Häuptling für den mächtigsten Gebieter unter der Sonne. Allerdings werden den Wagogo auch minder gute Eigenschaften nachgerühmt, unter welchen Selbstsucht, Prahlerei, Gier nach Besitz und Prahlsucht besonders genannt werden. Aber Tapferkeit ist ihnen nicht abzuleugnen; sie ist ihnen gewissermaßen anerzogen, denn schon mit fünfzehn Jahren ist der junge Krieger mit seinen, den Verhältnissen entsprechend, vorzüglichen Waffen, als: Wurfspießen, langen Lanzen mit säbelartiger Spitze, Streitaxt und Streitkolben, vollkommen vertraut. In ihrer kriegerischen Ausrüstung geben die Wagogo ein höchst malerisches Bild ab. Mit scharlachrothem Ueberwurf, starkem Schild aus Büffel- oder Rhinozeroshaut, federgeschmücktem Haupte, bemaltem Körper und Schellen an Knieen und Fußknöcheln, gibt sich ein solcher Krieger ein martialisches Air, wie kaum ein anderer in allen Landen des Dunklen Erdtheils. Dazu muß man sich noch das viele Waffenzeug denken: Lanze und Wurfspieß, Bogen und Pfeile und im weißen Hüftenschurz, der wie ein Gürtel umgebunden ist, das scharfgeschliffene Eisenbeil u. s. w. Alle Dörfer der Wagogo sind verpallisadirt oder mit vertheidigungsfähigen Hecken umgeben. Dies entspricht sicher in erster Linie dem kriegerischen Sinne der Bevölkerung, mag aber auch auf die Sclavenjagden rückzuführen sein, die bekanntlich gerade im Bereiche der Suahelikiüste vor Zeiten im Schwange waren. Dadurch mißtrauisch gemacht, haben sie auch jederzeit die durchziehenden Karawanen scharf im Auge, während diese wieder sich vorsichtshalber in ihren Lagern verschanzen, um vor den Ueberfällen der räuberischen Wagogo gesichert zu sein.

Wenn wir uns nun westwärts wenden, d. h. über den Tanganjika hinaus, treten wir in das weitläufige Gebiet ein, wo die zahllosen Stämme der Congovölker siedeln. Näher bekannt sind nur jene, welche an den Quellgebieten der vielen südlichen Nebenflüsse des Congo hausen, während die Völker zu beiden Seiten des Riesenstromes Stanley auf seiner denkwürdigen Fahrt nur flüchtig kennen lernte. Schon die Waregga (nördlich von Njangwe) leben von der Welt völlig abgeschlossen, und sind dem Cannibalismus ergeben. Dasselbe gilt von den meisten Völkern am mittleren Congo, mit denen Stanley in Berührung kam. Die Amu-Nyam griffen die Stanley'sche Flotille an, indem sie ihrem Begehr nach Fleischgenuß durch entsprechende Kriegsrufe Ausdruck gaben. Alle diese Cannibalen sind geschickte Schiffer und besitzen treffliche Boote von bedeutender Länge. Mit solchen Kriegscanoen traf die Stanley'sche Expedition vielfach zusammen. Sie waren dicht bemannt, theils mit Ruderern, theils mit Kriegern, fast gänzlich nackten Gestalten, mit scheußlich bemaltem Körper, Federkronen, schweren Lanzen und großen, vorzüglich gearbeiteten Schilden. Die Bekanntschaft mit den Feuerwaffen machte sie zwar stutzig, keineswegs aber vermochte sie die neue Erfahrung sonderlich einzuschüchtern.

Uebrigens sind, wie Stanley versichert, nicht alle Anrainer des Congo Cannibalen. Es gibt Stämme, welche sich außergewöhnlich friedlich zeigten und diese waren es, welche die Stanley'sche Expedition vom Untergange retteten, denn jedesmal, wenn die Lebensmittel zur Neige gingen und der Hunger sich einzustellen begann, gelangte man an Uferstrecken, wo solch ein friedfertiger Stamm siedelte. Die Provisionen konnten hier erneut, und den abgehetzten Leuten Ruhe gegönnt werden. Hiebei wäre zu erwähnen, daß im mittleren Congolaufe Marktplätze fast alle paar Kilometer anzutreffen sind. Es herrscht auf ihnen das bewegteste Treiben, jedoch nur bis Mittag, worauf die Plätze wieder verlassen werden und die Uferbereiche wie ausgestorben erscheinen. Auf seiner Fahrt war Stanley auch mit einem Individuum zusammengetroffen, das unzweifehaft einem Zwergvolke angehörte. Er nennt dasselbe Watwa, was an die »Batua« Wißmanns erinnert, ein Zwergvolk, welches vom Kubi bis zum Tanganjika siedelt, und das für den Ueberrest der Urbevölkerung gehalten wird. »In nur einzelnen Gehöften oder kleineren Dörfern, in kleinen, liederlichen Strohhütten, von den umwohnenden Balubastämmen verachtet, wohnen diese kleinen, häßlich gewachsenen,

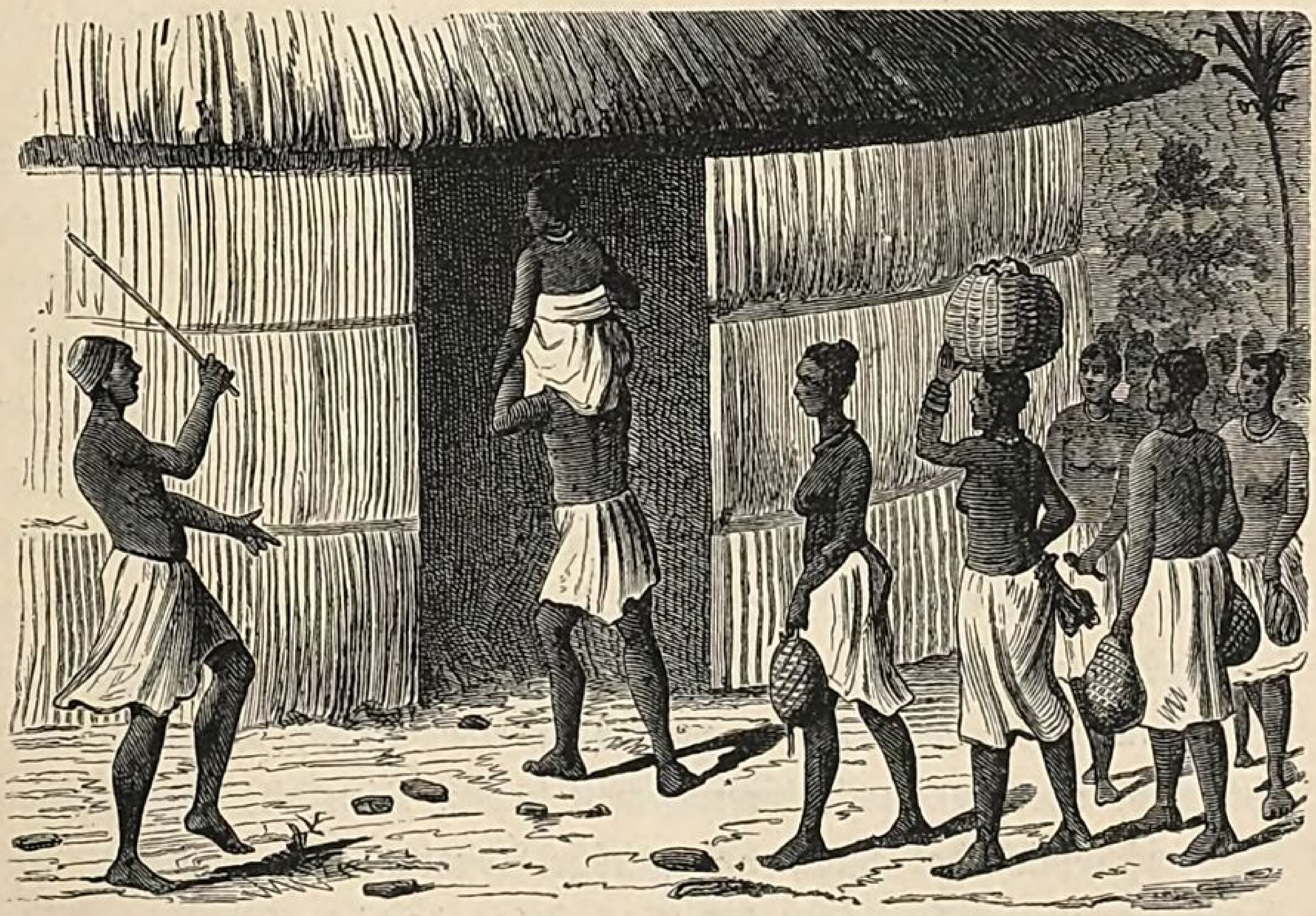
mageren, schmutzig und wild aussehenden Leute. Sie cultiviren nichts, halten nur einige Hühner, nicht Ziegen und Schweine, leben nur von Jagd und wilden Früchten. Sie haben eine besondere Sprache und ihre Waffen und Werkzeuge stehen auf einer sehr tiefen Stufe; nur eiserne Pfeilspitzen sieht man hie und da.«



Ein Kioko aus Lovale.

Den Südrand des Congobeckens nimmt eine Völkersippe ein, deren Gruppen zum Theile sprachlich von einander geschieden sind, wie beispielsweise die Bassonge von den öfter genannten Kalunda, dem Hauptstocke der Bevölkerung des großen Reiches des »Muata Jamvo«. Sprachlich scheiden sich all die ver-

schiedenen Völker jener Region in zwei Gruppen, von denen eine der Bundasprache, die andere der Lundasprache angehört. Sie sind so grundverschieden, wie nur irgend zwei europäische Sprachen. Selbstverständlich gibt es Uebergangsidiome, welche in der Trennung der Hauptgruppen die Brücke herstellen. Dem Volke der Kalunda wird nachgerühmt, daß es im hohen Grade friedfertig sei, und das Reisen in seinem Lande — dem Reiche des mächtigen Muata Jamvo — mit weniger Fährlichkeiten und Hindernissen verbunden sei, als irgend sonstwo



Hochzeitszug bei den Manjuema (s. S. 149).

in Centralafrika. Freilich gilt dies nur von der Bevölkerung, welche unmittelbar im Bereiche der Residenz des genannten Herrschers wohnt, und welche sich den Namen »Molua« beilegt. Die übrige Kalundabevölkerung soll sich zum mindesten durch ihre Aufdringlichkeit und Bettelhaftigkeit unangenehm bemerkbar machen. An den Karawanenstraßen ist sie allenthalben corrumpirt, während abseits derselben die früher erwähnten Eigenschaften zur Geltung kommen. Alle Kalunda sind maßlos eitel und scheinen dem Handel (ihrer Hauptbeschäftigung) nur aus dem Grunde zu obliegen, um sich Schmuckartikel zu verschaffen. In der Bewirtschaftung des Bodens unerfahren, weder gute Fischer noch Jäger, besitzen sie auch keine militärischen Tugenden.

Wesentlich verschieden von diesem Volke sind dessen östliche Nachbarn, die Kioko, welche als Jäger weite Gebiete durchstreifen. Kein Wild ist vor ihnen sicher und haben sie es glücklich dahin gebracht, daß die Fluren und Wälder ihrer Heimsitze des Thierlebens fast gänzlich entbehren. In dem Bestreben, das Fehlende anderwärts zu suchen, führen sie ein förmliches Nomadenleben und dehnen ihre Streifungen bis zum Lualaba aus.... Die Nachbarn der Kioko sind die Bangala, ein mächtiger und dreister Stamm, dessen Herrscher den Namen »Kassandsche« oder »Jaga« führt. Von ihnen erzählt der Reisende Schütt, daß sie mit Vorliebe gebratenes Hundefleisch essen.

Ueber die allgemeinen Verhältnisse unter den Völkern am Süd- und Südwestrande des Congobeckens wäre Mancherlei zu berichten, denn es sind gerade jene Gegenden, welche in den letzten zehn Jahren häufiger und erfolgreicher als irgend ein anderes Gebiet von Centralafrika bereist wurden. Da wir auf diese Reisen ohnedies noch zurückkommen, mögen vorläufig einige Notizen genügen. Das genannte Gebiet ist nicht sonderlich dicht bevölkert. Am besten ist es mit dem Kassandsche- und Songolande bestellt. Die Regierungsverhältnisse sind durchwegs patriarchalisch, doch üben die einzelnen Häuptlinge, wären sie noch so unbedeutend, absolute Gewalt aus. Mit letzterer ist es allerdings nicht weit her, denn jede »Hofhaltung« zählt auch eine Anzahl Räthe, welche den Häuptling mehr oder weniger in ihrer Gewalt haben. Die Kosten der Hofhaltung trägt selbstverständlich das Volk, das gewisse Abgaben zu entrichten, oder den Antheil der Jagdbeute abzuführen hat. Es bestehen in dieser Richtung bestimmte Vorschriften, welche genau die Art des Tributs feststellen. Noch größeren Einfluß als die erwähnten Räthe üben die Zauberer und Wunderdoctoren auf die Stammhäuptlinge aus. Sie selber aber stehen beim Volke nicht höher als andere Mitmenschen, denn der Bantu fürchtet wohl die Zaubermacht des Wundermannes, achtet aber dessen Person nicht. Erstere hat übrigens im gewöhnlichen mancherlei Widerwärtigkeiten im Gefolge, da man an böse Einflüsse, Behexungen u. dgl. glaubt. Die fraglichen Stämme sind ohnedies im hohen Grade proceßsüchtig; das Treiben der Zauberer gibt ihnen selbstverständlich mannigfachen Anlaß, ihrer Leidenschaft zu fröhnen. Der Rest ist ungeheuerliche Barbarei, wie aus einer Schilderung des Reisenden Otto Schütt hervorgeht. Die Proceßsucht prägt sich auch noch in anderer Weise aus: kommt eine Karawane an, so senden die Männer

ihre eigenen Frauen ins Lager, »damit sie mit den Trägern tändeln und sich alte Geschichten erzählen«. Das Vergnügen mag für gewöhnlich harmlos genug sein. Gleichwohl stellt sich den nächsten Morgen der als »betrogen« sich geberdende Gatte im Lager ein, und fordert Genugthuung in Form einer materiellen Schadloshaltung. Um den Streitigkeiten auszuweichen, werden die meist unverschämten Forderungen befriedigt. Widerspruch seitens der Frauen kennt man in der Regel nicht, denn wo solches vorkäme, würde der Gatte seiner Ehegefährtin sofort den Standpunkt klar machen und sie als ein »unnützes Ding« bezeichnen.

Solche Zustände werfen ein höchst ungünstiges Licht auf die sittlichen Verhältnisse der dortigen Bantustämme. Mit den Ehebündnissen steht es ganz besonders schlimm. Gegenseitige Abneigung genügt, um Bündnisse zu lösen; der Gatte kann so oft gewechselt werden, daß es manchmal schwer zu entscheiden sein wird, wer der Vater eines Kindes ist. Die Mädchen werden oft schon als Säuglinge versprochen. Der Liebhaber verhandelt selten mit dem Vater, denn die eigentlichen Herren der Kinder sind die Oheime mütterlicherseits. Von ihnen erhandelt der Mann seine Zukünftige und führt sie ohne Hochzeitsceremonien in seine Hütte, wo beide so lange mit einander leben, als es dem einen oder anderen Theile beliebt. Die Scheidung wird durch einfache Mittheilung an den ältesten Oheim der Frau bewirkt, der nun dieselbe neuerdings »verhandeln« kann. Je öfter also eine Scheidung erfolgt, desto einträglicher erweist sich der Besitz einer Nichte. Aus diesen Verhältnissen erklärt sich auch der große Einfluß des Oheims und das an Rechtlosigkeit grenzende Verhältniß des Vaters zu seinem Kinde. Der Verkehr der Frauen mit fremden Männern wird nicht als schändend angesehen. Dagegen hält der Bantu darauf acht, daß seiner Frau nichts Menschliches begegne, denn deren Tod hat immer eine Schadlosigkeitshaltung seitens des Gatten an den Onkel der Verstorbenen zur Folge.

* * *

Die Forschungsreisen in Aequatorial-Afrika.

Aequatorial-Afrika blieb länger als irgend ein anderes Gebiet des Dunklen Erdtheils der wissenschaftlichen Forschung entzogen. Seine Entlegenheit von Europa, sowie andere Umstände, welche sich aus unseren nachfolgenden Schilderungen

ergeben werden, hatten es mit sich gebracht, daß bedeutsame Reisen nur von der Nordküste her, später von der Westküste und nilaufwärts unternommen wurden. Die einzige Ausnahme machen die großartigen Errungenschaften des schottischen Missionärs David Livingstone. Er ist der einzige namhafte Träger der geographischen Forschung bis in die Siebziger Jahre unseres Jahrhunderts hinein. Erst seit seinem Ableben hat die planmäßige Bereisung jenes Gebietes platzgegriffen, und zwar in einer Ausdehnung und mit Erfolgen, die alle übrigen Reisen in Afrika — einige wenige ausgenommen — in Schatten stellen sollten.

In der letzten Zeit des vorigen Jahrhunderts waren es fast nur Portugiesen, welche von ihren Colonien aus in das Innere von Aequatorial-Afrika eindrangen; sie hatten keine wissenschaftlichen Ziele vor Augen, sondern waren nur darauf bedacht, Handelsbeziehungen anzuknüpfen und neue Hilfsquellen ausfindig zu machen. Die bedeutendste dieser Reisen ist jene des José de Lacerda e Almeida, über die an anderer Stelle die Rede war (S. 93). Sie fällt in das Jahr 1798. Zu Beginn des XIX. Jahrhunderts sehen wir Engländer, zumeist nur an den Küsten, mit geographischen Forschungen beschäftigt. Gleichwohl hatten die ersten beiden Jahrzehnte nur geringfügige Erfolge zu verzeichnen. — Die Expedition Owens, welche unstreitig die bedeutendste war, untersuchte in den Jahren 1824 bis 1826 die Küste Ostafrikas, welche bis dahin fast noch gänzlich unbekannt war. Erst im Jahre 1830 wagte sich eine portugiesische Expedition tiefer in das Innere; sie drang von Tete bis zur Residenz des Kazembe vor, und zwar lediglich mit der Absicht, Handelsbeziehungen anzuknüpfen; die geographische Forschung ging leer aus.

Etwas lebhafter wird das Tempo im vierten Jahrzehnt. In den Jahren 1842 bis 1848 sehen wir zum erstenmale einen deutschen Gelehrten an der Ostküste von Afrika thätig, den Naturforscher W. Peters, dessen zoologische und botanische Arbeiten einer der wertvollsten Beiträge sind, die bis dahin die Afrikaforschung bereicherten. Zur Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse hatten freilich auch diese, sonst so schätzenswerten Beiträge nicht geführt. Doch sollten Arbeiten dieser Art nicht lange auf sich warten lassen. Das uralte Problem der Nilquellen hatte mit einemmale die Geister ergriffen, und diese Bewegung führte von nun ab zu einer fast ununterbrochenen Kette von Unternehmungen, welche sich auf das östliche Aequatorial-Afrika erstreckten. Die wichtigsten Entdeckungen

in dieser Zeit waren die der Missionäre J. L. Krapf und J. Rebmann, welche uns zuerst Kunde brachten von der Existenz gewaltiger, über die Schneelinie ragender Bergriesen im Osten der innerafrikanischen Seen (1848 und 1849). Mit Ende des vierten Jahrzehntes konnte bereits J. Ehrhardt eine Karte von Ost- und Central-Afrika fertigstellen, die trotz ihrer Mängel die erste topographische Grundlage zu weiteren Forschungen abgab.

Diese neuen Forschungsreisen fallen in das nächste Jahrzehnt und bilden gewissermaßen den Ausgangspunkt zu jenen großartigen Unternehmungen, die nun in raschem Tempo folgten. Im Jahre 1857 (Juni) traten die beiden englischen Officiere der indischen Armee, R. F. Burton und J. C. Speke, von Bagamojo aus in das Innere und gelangten bis zum Tanganjika, dessen Spiegel die Reisenden zuerst am 14. Februar 1858 erblickten. Das war ein außerordentlicher Erfolg, der indeß noch durch eine weitere Entdeckung Spekes übertrumpft werden sollte. Die beiden Gefährten hatten sich entzweit und während Burton krank in Unyanyembe darniederlag, drang Speke nordwärts vor und erblickte am 3. August 1858 als erster Europäer die Spiegelfläche des größten unter allen afrikanischen Seen, des Ukerewe, den sein Entdecker zu Ehren der Königin von England mit dem Namen »Victoria Nyanza« belegte. In Anbetracht seines Verhältnisses zu Burton sah sich indeß Speke veranlaßt, die mit so großem Erfolge eröffnete Route abzubrechen, seinen kranken Gefährten aufzusuchen und mit ihm die Reise nach dem Indischen Gestade anzutreten, das sie anfangs Februar 1859 erreichten.

Die Entdeckung der beiden genannten Seen machte selbstverständlich bedeutenden Eindruck in geographischen Fachkreisen. Die englische Geographische Gesellschaft ergriff sofort die Initiative und beauftragte Speke, den Zusammenhang des Ukerewe mit dem Nil festzustellen, und das uralte Problem der Nilquellen womöglich endgiltig zu lösen. Außer Speke betheiligte sich an dieser Expedition noch der Capitän J. A. Grant; am 25. September 1860 brachen die Reisenden von Bagamojo auf, drangen nordwärts vor und kamen, den Ukerewe westwärts umgehend, schließlich nach M'tesas Residenz, im Norden des Sees, und zwar Speke etwas früher als Grant, der krankheitshalber zurückgeblieben war. Von hier stieß Speke am 19. Juli 1863 auf den Weißen Nil, und entdeckte so am 28. Juli den Ausfluß desselben aus dem Ukerewe (die »Ripponfälle«).

Später traf Speke mit Grant, der von M'tesa nordwärts gezogen war, wieder zusammen, und nun reisten sie vereint nilabwärts bis Gondokoro, das sie am 15. Februar 1864 erreichten.

Die Entdeckungen Spekes und Grants waren unstreitig die großartigste Leistung auf dem Gebiete der Erforschung Central-Afrikas. Der Ausfluß des Nils aus dem Ukerewe war nun ermittelt und in diesem unzweifelhaft das große Quellbassin des Stromes erkannt. Sir Samuel Baker hatte fast zu derselben Zeit, nachdem er den Nil seiner ganzen Ausdehnung nach von der Mündung bis zu dessen Ausfluß aus dem Mwutan Nsige befahren, diesen letzteren entdeckt, womit der Zusammenhang beider Wasserbecken festgestellt wurde. Der Nil strömt nämlich, nachdem er den Ukerewe verlassen, nicht direct nach Norden ab, sondern wendet sich nach Nordwesten, um in den Mwutan Nsige (von Baker »Albert Nyanza« genannt) zu fallen, und hierauf aus diesem wieder auszuströmen.

Gleichwohl blieb der zukünftigen Forschung noch Mancherlei zu thun übrig, namentlich in Bezug auf das hydrographische Verhältniß des Tanganjika zu den beiden vorgenannten Seen. Schon einige Jahre vor den Entdeckungen Spekes und Grants war nämlich David Livingstone vom Zambesi her nordwärts vorgedrungen, hatte am 18. April 1859 den kleinen Schirwasee und am 16. September desselben Jahres den großen Njassasee entdeckt. Wir werden die Reisen Livingstones noch ausführlich behandeln und erwähnen vorläufig nur, daß Livingstone die Absicht hatte, den Njassa zu umgehen und seinen allenfallsigen Zusammenhang mit dem nördlich gelegenen Tanganjika festzustellen. Er kam diesmal nicht dazu, und Ende April 1864 befand sich Livingstone bereits wieder an der Zambesimündung, um sich nach England einzuschiffen und erst 1866 wieder auf dem Schauplatze seiner früheren Thätigkeit einzutreffen.

In den letzten Jahren des sechsten Jahrzehntes waren mehrere Forscher an der Ostküste Afrikas thätig, so die Deutschen A. van der Decken und O. Kersten, die Engländer Rughby, Mc. Leod Lyons, Thornton, zu Anfang der Siebziger Jahre Th. Wakefield, Ch. New und R. Bushell. Mit dem siebenten Jahrzehnte beginnt indeß jene großartige Action, die zu jenen Großthaten auf dem Gebiete der Erforschung Afrikas führte, welche mit den Namen Stanleys, Camerons, den Expeditionen der »Internationalen afrikanischen Gesellschaft« zusammenhängen, und an denen auch Deutsche, wie

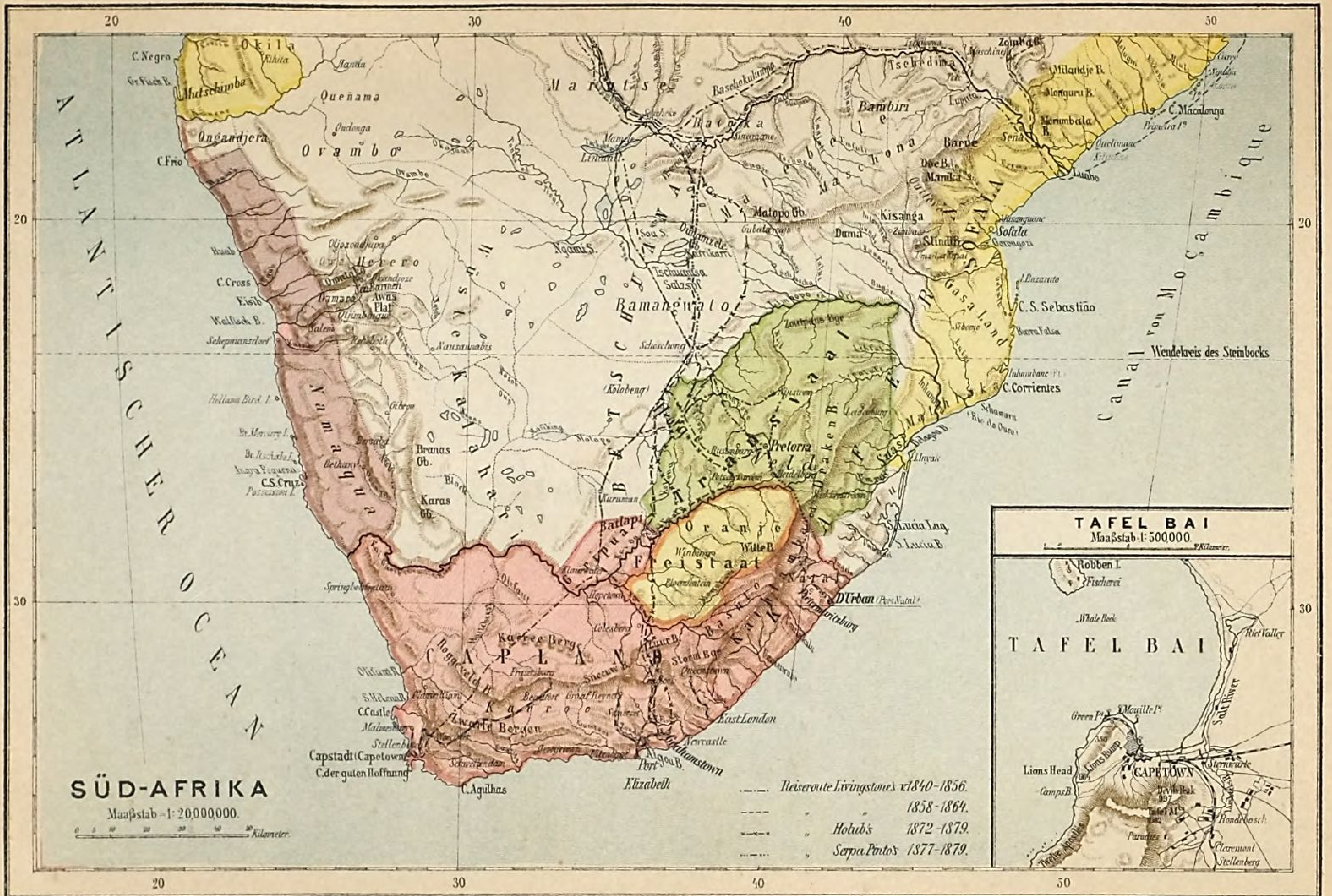
Pogge und Wißmann, ihren gerechten Antheil an Ruhm und Ehren haben. Diese großartigen Unternehmungen sind den nachstehenden Schilderungen vorbehalten, so daß wir nur in Kürze die chronologische Reihenfolge jener Reisen anführen, um die Uebersicht zu erleichtern. Die ersten Expeditionen wurden ausschließlich zu dem Zwecke unternommen, den verschollenen Livingstone aufzufinden. Die Expedition Youngs fällt noch in das vorangegangene Jahrzehnt, in das Jahr 1867; sie brachte wohl die Gewißheit, daß Livingstone am Leben sei, doch konnte über den Verbleib des Reisenden kein sicherer Anhaltspunkt gewonnen werden. Eine von der Geographischen Gesellschaft in London 1872 ausgerüstete zweite Expedition unter L. Dawson wurde gegenstandslos, da mittlerweile der vom Eigenthümer des »New-York Herald« nach Central-Afrika entsendete Zeitungsreporter Henry M. Stanley, der sich nachmals den Ruhm als größter unter allen Afrikareisenden holte, Livingstone aufgefunden hatte, und zwar zu Udschidschi am Tanganjika, am 10. November 1871. Eine zweite »Auffindungsexpedition« unter dem Marine-Lieutenant Verney Lovett Cameron, welche am 24. März 1873 von der Ostküste nach dem Innern aufbrach, um sich mit dem mittlerweile wieder sich selbst überlassenen Livingstone in Verbindung zu setzen, begegnete am 18. October 1873 in Unyanyembe — der Leiche des großen Forschers, welche seine treuen Diener auf gefahrvollem, monatelangem Marsche nach der Küste brachten. Gleichwohl drang Cameron weiter vor, erreichte den Tanganjika und vollführte von dort aus seine epochale Reise quer durch den Dunklen Erdtheil von Bagamojo bis Benguela, wo er Ende October 1875 eintraf.

Mittlerweile war Stanley 1874 wieder nach Afrika geeilt, um das äquatoriale Seegebiet zu durchforschen. Seine Hauptaufgabe aber war, den Zusammenhang des Lualaba mit dem Congo und überhaupt den Verlauf dieses Stromes festzustellen. Am 5. November 1876 hatte Stanley Njangwe verlassen, am 8. August 1877 traf er nach neunmonatlicher Stromfahrt unter fast romanhaften Wechselfällen und Schicksalen zu Boma am Atlantischen Ocean ein.... Ueber die Details dieser in der Entdeckungsgeschichte Afrikas einzig dastehenden Reise später. Durch die mittlerweile erfolgte Gründung der »Internationalen afrikanischen Association« (1876) betheiligten sich fast alle Culturvölker an der großartigen Aufgabe der Erschließung und Civilisirung Central-Afrikas. Namentlich

England und Belgien rüsteten von Jahr zu Jahr immer wieder neue Expeditionen aus, welche meist von der Ostküste in das Innere vordrangen, um Handelsbeziehungen anzuknüpfen und Stationen zu gründen. Wir müssen leider aus Raummangel diese verschiedenartigen Unternehmungen übergehen, da sie zu einer Anhäufung von Namen und Ziffern führen würden, die dem Leser kaum von Nutzen sein werden. Es genügt, in diesem Buche, welches nicht für Fachmänner bestimmt ist, sondern einfach nur dem gebildeten Leser in großen Zügen unsere Kenntniß vom Dunklen Erdtheile vermitteln soll, die hervorragendsten Leistungen zu schildern, und ihm die Heroen der afrikanischen Forschungsarbeit vorzuführen.


Frau vom Stamme der Magandscha (s. S. 147).

Wir beginnen mit dem ersten Bahnbrecher dieser Art, dem schottischen Missionär David Livingstone. Der Großvater unseres Reisenden hatte ein kleines Gut auf Ulvar, einer der sagenreichsten Inseln an der schottischen Nordwestküste. Die Sorge für eine zahlreiche Familie veranlaßte ihn zur Uebersiedelung nach der Baumwollspinnerei Blantyre Works bei Glasgow, in welcher er sammt seinen Söhnen reichliche Arbeit fand. Er selbst wurde, da er sich durch strenge Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit volles Vertrauen erwarb, von dem Fabriksbesitzer Montrith in Geldgeschäften verwendet, seine Söhne erhielten Anstellungen im Comptoir derselben Firma. In den Kriegen gegen Napoleon I. traten sie sämmtlich als Soldaten oder Matrosen in königliche Dienste, nur der Vater unseres David blieb daheim. Er erzog seine Kinder streng und gut und war ein wohlwollender, schlichter, frommer Mann. Streng kirchlich gesinnt, trat er nach dem Jahre 1830 aus der schottischen Kirche aus und war über zwanzig Jahre lang Diakon in


SÜD-AFRIKA
Maaßstab 1: 20,000,000.
Kilometer
TAFEL BAI
Maaßstab 1: 500,000.
ATLANTISCHER OCEAN
Canal von Moçambique
Wendekreis des Steinbocks
Reiseroute Livingstone's v. 1840-1856.
1858-1864.
Holub's 1872-1879.
Serpa Pinto's 1877-1879.
Capland
Oranje Freistaat
Transvaal
Natal
Namaqua
Wüste Kalahari
Betschuana
Ramanguato
Gasa Land
Sofala
Maschona
Matebele
Marutse
Ovambo
Queñama
Herero
Capstadt (Capetown)
C. der guten Hoffnung
C. Agulhas
Port Elizabeth
East London
D'Urban (Port Natal)
Pretoria
C. Corrientes
C. S. Sebastião
Sofala
Sena
Zumbo
C. Frio
C. Negro
C. Cross
Walfisch B.
Robben I.
Capetown
Lions Head
Salt River
Rondebosch
Stellenberg



Urwald in Central-Afrika (Region des Njassa-Sees).

einer Independentenkirche. Er starb im Februar 1856; sein Sohn, der damals die große Reise nach Südafrika unternommen hatte, bewahrte ihm stets dankbare Verehrung.

Die Familie war arm, und David Livingstone, dessen Geburt in das Jahr 1813 fällt, hatte keine bequeme Jugend. Sein Charakter hatte sich frühzeitig im Kampfe mit der Noth und den Mühseligkeiten des Lebens bilden müssen. Man schickte den zehnjährigen Knaben als Arbeiter in eine Spinnerei;



David Livingstone.

für einen Theil seines ersten Wochenlohnes kaufte er sich eine lateinische Grammatik, und als er sechszehn Jahre alt war, konnte er Virgil und Horaz übersetzen, las auch mit Vorliebe Reisebeschreibungen, und dann kam der Fabriksarbeiter — denn das war er immer noch — zu dem Entschlusse, Missionär zu werden und nach China zu gehen. Im 19. Jahre, nachdem er sich auch mit Geologie beschäftigt hatte, war er Baumwollenspinner in Glasgow. Dort hörte er in den Abendstunden Vorträge über griechische Sprache, über Medicin und Theologie, und trat einige Zeit nachher mit der Londoner Missionsgesellschaft in Verbindung. Er studirte emsig weiter, wurde Doctor der Arzneikunde, und

wollte sich eben nach China einschiffen, als 1839 die Engländer den ersten Opiumkrieg vom Zaune brachen. Dadurch erhielt sein Streben eine andere Richtung; er ging 1840 nach Südafrika, wo er sowohl als Missionär, wie als Forschungsreisender durch mehr als drei Jahrzehnte thätig war und sich in letzterer Eigenschaft unsterblichen Ruhm erworben hat.

Um über diese Thätigkeit ein übersichtliches Bild zu gewinnen, müssen wir zum Theile in Gebiete zurückkehren, welche in diesem Werke bereits geschildert wurden. Livingstone begann sein Wirken nämlich als Missionär unter den Be-tschuana-stämmen. Von der Missionsstation Kuruman (oder Lattaku) reiste er nach Norden, um sich über die Verhältnisse der dortigen Völkerschaften zu unterrichten. Diese Thätigkeit umfaßte den Zeitraum vom Jahre 1840 bis 1849. In den ersten Jahren verweilte er fast ununterbrochen in Kuruman, und zwar in Gesellschaft seines nachmaligen Schwiegervaters. Livingstone widmete sich in dieser Zeit dem Studium der Landessprache, übersiedelte hierauf in die neugegründete Station Mabotsa und besuchte 1845 den König Setschele in Schokuane, der sich von dem Missionär taufen ließ.

In diesen ersten neun Jahren — einem verhältnißmäßig sehr bedeutenden Zeitabschnitte — hatte Livingstone sich fast ausschließlich dem Missionswerke gewidmet und die geographische Forschung soviel wie gar nicht im Auge behalten. Nun aber, da er sich acclimatisirt, die Landessprachen erlernt und mit den innerafrikanischen Verhältnissen überhaupt im hohen Grade vertraut gemacht hatte, folgte er dem angeborenen Wandertriebe. Die Jahre 1849 bis 1856 waren für die Thätigkeit Livingstones außerordentlich erfolgreich. Er durchforschte zunächst das Land der Ba-mangwato, wobei er bis zum Ngamisee (jenseits der Kalahariwüste) vordrang, dessen Spiegel er als erster Europäer am 28. Juli 1849 erblickte. In den nächsten zwei Jahren verweilte Livingstone wiederholt an den Ufern dieses Sees, doch verhinderten allerlei Widerwärtigkeiten die räumliche Ausdehnung der unternommenen Touren. Erst 1851 gelang es ihm, am unteren Tschobe mit dem einflußreichen Häuptling Sebituane zusammenzukommen, welcher indeß das Zeitliche segnete, ehe noch der Reisende etwas Nennenswertes unternommen hatte.

Livingstone gelangte bald zur Erkenntniß, daß er in Gesellschaft seiner Familie zu behindert sein würde, um größere Expeditionen im Innern von Süd-

afrika unternehmen zu können. So reifte denn alsbald sein Entschluß, seine Familie nach Europa zu schicken, zu welchem Ende er sie im Jahre 1852 nach Capstadt begleitete. Auf dem Rückwege nach den Be-tschuanaländern entging er mit genauer Noth einem Mordanfalle, welchen angeblich die Boern anzettelten, da ihnen die aufklärende Thätigkeit des Missionärs in unmittelbarer Nachbarschaft der Bauernrepubliken in hohem Grade ungelegen kam. Schon ein Jahr darauf sehen wir den, nun allen Ballastes ledigen Forschungsreisenden am oberen Zambesi, dem entlang er quellwärts unbehindert in Gesellschaft eines Trupps von Eingeborenen aus dem Stamme der Makololo vordrang, so daß er bereits ein Jahr darauf (1854) das Hochland am Kasai erreicht hatte. Er befand sich nun auf der Wasserscheide zwischen dem Zambesi und dem Quanza, d. h. zwischen dem Indischen und Atlantischen Ocean, und zwar fast in unmittelbarer Nähe des letzteren, so daß er bereits am 31. Mai 1855 in Loanda eintreffen konnte.

Diese erste Durchquerung Südafrikas von Südosten nach Nordwesten war eine Großthat sondergleichen, aber es fehlte in jener Zeit noch an dem richtigen Verständnisse, um sie ganz würdigen zu können. Sie würde allein ausgereicht haben, um Livingstone in die vorderste Reihe der Afrikaforscher aller Zeiten zu stellen. Aber dem unternehmenden Manne genügte dieser Erfolg nicht. Kaum vier Monate nach der Ankunft in Loanda, verließ er dasselbe wieder, um nun ostwärts vorzudringen, d. h. den Zambesi seiner ganzen Ausdehnung nach zu bereisen. Auch dieses Unternehmen lief vollständig glatt ab. Im Stromgebiete des oberen Zambesi — oder richtiger Liambey — hatte sich Livingstone ungefähr ein Jahr aufgehalten. Dann aber reiste er in Gesellschaft von 118 Makololo den Riesenstrom hinab und erreichte, nachdem er am 18. November 1855 die Stromreise begonnen hatte, am 2. März 1856 Tete am unteren Zambesi. Auf dieser Tour entdeckte er die großartigen Mosioatunjafälle, denen er zu Ehren seiner Königin den Namen »Victoriafälle« gab. Nach mehrmonatlichem Aufenthalte am unteren Zambesi kehrte er endlich in den letzten Tagen des Mai von Quelimane aus nach England zurück, das er auf mehrfachen Umwegen am 11. December 1856, nach sechzehnjähriger Abwesenheit, wohlbehalten erreichte.

So knapp und dürftig sich die vorstehenden Zeilen ausnehmen, genügen sie dennoch dem Leser, der die von Livingstone bereisten Länder aus früheren

Schilderungen kennt, um ihm klar zu machen, welch außerordentliche Leistung der kühne Reisende mit der zweimaligen Durchquerung des Dunklen Erdtheils vollführt hatte. Schon jetzt war Livingstone ein berühmter Mann, obwohl er kaum das 40. Lebensjahr überschritten hatte. In der Vollkraft seiner Jahre stehend, reich an praktischen Erfahrungen und immer wieder mächtig nach dem Schauplatze seiner ruhmvollen Thätigkeit zurückgetrieben, schienen seiner noch Aufgaben zu harren, die alle vorangegangenen in Schatten stellen sollten.... In der That verweilte Livingstone, der Zeit seines Lebens die verkörperte Unermüdlichkeit und Zähigkeit war, nur ein Jahr in der Heimat. Schon 1857 rüstete der Forscher, von der britischen Regierung thatkräftigst unterstützt, eine dritte Expedition aus, die er im Jahre 1858 antrat, und welche ihn neuerdings durch sechs volle Jahre an den Dunklen Erdtheil heften sollte. Ausgangspunkt dieser neuen Expedition sollte die Zambesimündung sein. Da der Strom selber zur Basis der weiteren Unternehmungen ausersehen wurde, stellte man Livingstone einen kleinen Dampfer zur Disposition, mit dem er durch das Delta des Stromes flußauf steuerte und in der portugiesischen Colonie Tete sein Standquartier aufschlug. Die erste Route schlug der Reisende nordwärts ein, indem er dem Schire, einem Nebenflusse des Zambesi, folgte. Bei diesem Anlasse wurde im April 1859 der Schirwasee und am 11. September desselben Jahres der große Njassasee entdeckt. Die Nachricht, daß ein deutscher Forschungsreisender, A. Roscher, vom Norden her dem See sich nähere, erweckte in ihm die angenehme Hoffnung, in dessen Gesellschaft eine große Tour nach Norden unternehmen zu können. Leider wurde durch die Ermordung Roschers diese Absicht vereitelt und Livingstone sah sich gezwungen, am Njassasee Halt zu machen und bald hierauf nach dem Zambesi zurückzukehren. Noch vor Ablauf des Jahres 1860 traf er wieder in Tete ein, von wo er ungefähr zwei Jahre abwesend war.

Livingstone gedachte nun dem Hochlande des Njassasees von einer anderen Seite beizukommen. Zu diesem Ende verließ er im Jahre 1861 den Zambesi und steuerte mit seinem Dampfer »Pioneer« bis zur Mündung des Rofumaflusses, der beim Cap Delgado ins Meer fällt, und diesen selber stromauf. Leider waren die Schiffahrtsverhältnisse des genannten Flusses nicht solche, um die geplante Absicht durchführen zu können. Livingstone hatte sich überzeugt, daß der Rofuma nicht, wie er selber irrthümlich angenommen hatte, der Ausfluß

größerer Binnengewässer, sondern nur ein Küstenstrom der östlichen Terrasse sei. Um gleichwohl die einmal im Bereiche des Njassasees begonnene Arbeit fortzusetzen, verfügte sich der Reisende zum zweiten Male an den Zambesi, von wo aus er so ziemlich auf dem früher betretenen Wege noch im Jahre 1861



Vegetation am Südufer des Bangweolo-Sees (s. S. 171).

nach dem Njassa vordrang, diesmal in der Absicht, auf dem Mangandscha-Plateau in der Nähe des Schire eine Missionsstation zu gründen. Die Missionäre wurden an Ort und Stelle berufen, welche Gelegenheit Livingstone benützte, um auch seine Gattin, von der er seit zehn Jahren — den kurzen Aufenthalt in

London 1857 abgerechnet — beständig getrennt lebte, zu sich zu berufen. Zum erstenmale in seinem Leben sah der unternehmende Mann seine Pläne kläglich in Trümmer gehen. Die Missionäre zeigten nicht das gleiche Wohlwollen gegen die Eingeborenen, wie ihr Meister, und verwickelten sich mit ihnen in Fehden, zu denen sich noch die mit jeder Acclimatisirung in Tropenländern verbundenen Krankheiten gesellten, denen nach und nach alle Missionäre und deren Gehilfen unterlagen. Livingstone sollte noch zu allem Ueberflusse den Schmerz erleben, daß auch seine Gattin am 27. April 1862 dem mörderischen Klima zum Opfer fiel.

Entmuthigt und von den geringen Erfolgen seiner dritten Reise schmerzlich berührt, verließ Livingstone 1863 den Boden Afrikas und schiffte nach Bombay über, um zunächst seinen Dampfer »Lady Njassa« zu verkaufen. Hier erhielt er von der britischen Regierung die Nachricht, daß diese sich gezwungen sehe, die ihm ertheilten Vollmachten als erloschen zu betrachten und ihn einlade, nach England zurückzukehren. Livingstone gehorchte, obwohl der Ton in den Weisungen der Regierung ihm verrieth, daß man in London mit seinen Leistungen nicht zufrieden sei. Gleichwohl war der beharrliche Mann uneigennützig genug, in der Zwischenzeit noch einmal an den Zambesi zurückzukehren und einen weiteren Ausflug in die Region des Schire zu unternehmen, und zwar in Gegenden, die er bis dahin noch nicht betreten hatte. Erst im Jahre 1864 schiffte er sich in Tete auf seinem Dampfer »Pioneer« ein und kehrte nach England zurück.

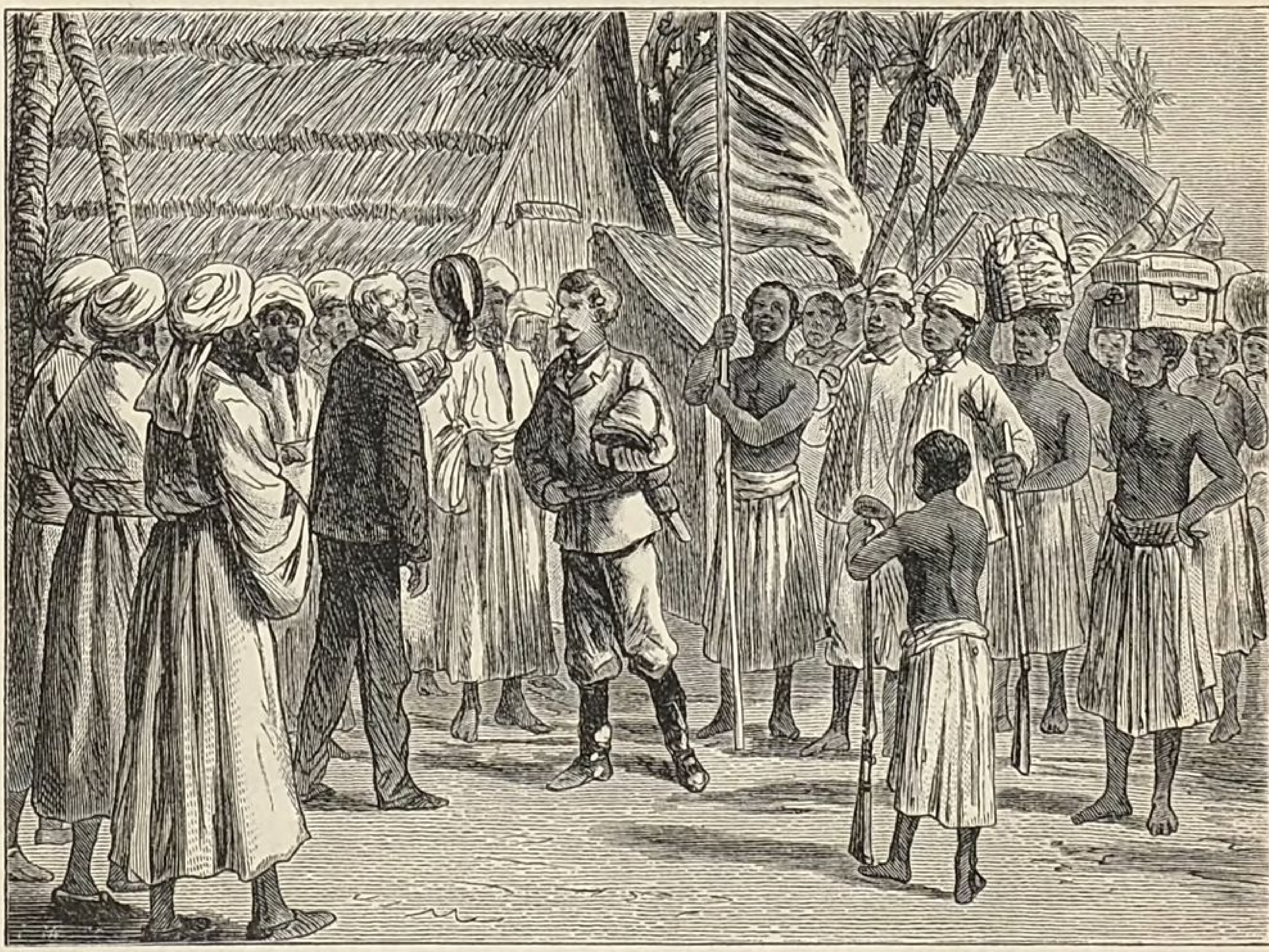
Seiner Gattin beraubt, bei der englischen Regierung, trotz seiner epochalen ersten Forschungsreisen, in Mißcredit gebracht, beschloß nun Livingstone, ledig aller Pflichten gegen Jedermann, die weiteren Forschungen selbständig und ganz nach eigenem Ermessen zu betreiben. Demgemäß war an ein längeres Verweilen in der Heimat nicht zu denken. Bereits im Jahre 1865 verließ er den Boden Englands, um die sich selber vorgesteckte Aufgabe zu lösen. Dieselbe bestand diesmal darin, das Gebiet der großen afrikanischen Seen genauer zu untersuchen und vor allem das große Problem der Nilquellen zu lösen. War irgend jemand fähig und berufen zu solcher Arbeit, so war es Livingstone. An das afrikanische Klima gewöhnt, der Landessprachen kundig, bei den Eingeborenen durch seine ruhige Energie überall in hoher Achtung stehend, mit den Schwierigkeiten des Reisens vertraut, in geographischen Aufnahmen geschickt, war er sicher die ausgezeichnetste Persönlichkeit für die Lösung jener großen Aufgabe. Freilich war

er auch durch vorgefaßte Meinungen befangen, welche sich der Aufgabe hindernd in den Weg stellten. Er nahm an, nicht der von Speke entdeckte See Ukerewe sei die Hauptquelle des Nils, sondern diese Quelle sei im Tanganjika und südlich und westlich von demselben zu suchen. Selbstverständlich handelte es sich für den Forscher auch noch um Erschließung jener Region zwischen dem Njassa und Tanganjika, welche derselbe auf seinen früheren Reisen nicht besuchen konnte.

Auf dem Wege über Indien gelangte Livingstone Ende Januar 1866 nach Zanzibar. Der Forscher hatte die räumliche Continuität seines Forschungsgebietes vor Augen, und so begab er sich nicht, wie zu erwarten stand, von der Zanzibarküste direct nach Westen, d. h. zum Tanganjikasee, sondern nach dem Rofuma, den er — wie wir weiter oben erfahren haben — bereits früher einmal besucht hatte. Diesmal drang er längs des Flusses in Begleitung seiner wenig verläßlichen Leute (Araber und Eingeborene von den Komoren) unbehindert bis zum Njassa vor, überschiffte den See, und war eben im Begriffe vom Westufer desselben weiter in das Innere vorzudringen, als der bereits früher sich vielfach bethätigte widerspenstige Geist unter seinen Leuten zum Durchbruche kam. Sie verließen sämmtlich den Forscher, kehrten nach der Küste und Zanzibar zurück, wo sie einstimmig die Nachricht verbreiteten, Livingstone sei am Njassasee von den dortigen Eingeborenen erschlagen worden.

Diese Nachricht hatte die Gemüther in Europa, zumal in England, begreiflicher Weise erregt. Letzteres erachtete es für Pflicht, die Spuren des Verschollenen aufzusuchen und rüstete zunächst eine Expedition unter Capitän Young aus, der im Spätherbste 1867 an der Zambesimündung eintraf. Young verfügte über ein zerlegbares Stahlboot, mit dem er den Schire bis zur Kataraktenstrecke befuhr und hierauf, in Theilen zerlegt, dasselbe unter unsäglichen Beschwerden über Land transportiren ließ. Schließlich lief die Expedition in den Njassa ein und bereits nach dem ersten Zusammentreffen mit den Eingeborenen konnte constatirt werden, daß der Vermißte sich kurze Zeit vorher in dieser Gegend aufgehalten habe. Von einer Ermordung des »Angledi« war den Eingeborenen nichts bekannt. Volle Gewißheit über das Schicksal des Gesuchten erhielt Young am Hofe des gutmüthigen (aber selten nüchternen) Häuptlings Marenga, des bedeutendsten Herrschers in jener Gegend. Der Engländer wurde äußerst freundlich empfangen und ihm der Sachverhalt mit dem verschwundenen Reisenden aus-

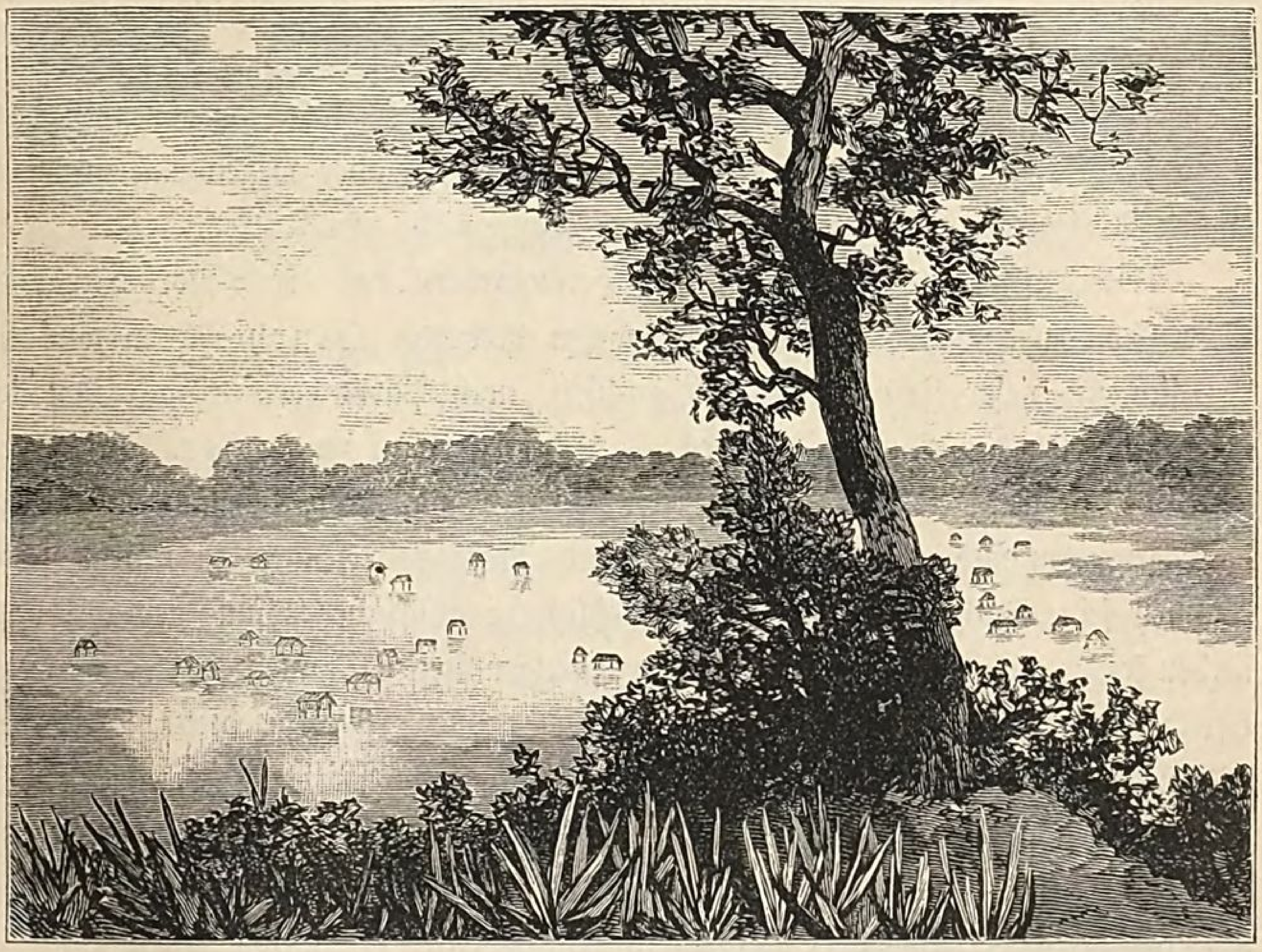
einandergesetzt. Young erhielt die untrüglichen Beweise, daß Livingstone von seinen faulen und verlogenen Leuten im Stiche gelassen wurde, und daß diese in Zanzibar, um ihre Treulosigkeit zu beschönigen, die Mär von dem Tode des Reisenden ausgesprengt hatten. Wo sich der Vermißte aufhielt, war allerdings nicht in Erfahrung zu bringen; doch hieß es in Marenga's Stadt, daß der Doctor wohlbehalten weiter landeinwärts gezogen sei.



Zusammentreffen Stanleys mit Livingstone in Udschidschi am 3. November 1871 (s. S. 170).

Mit diesen Aufklärungen zufrieden, erachtete Young seine Mission für beendet und kehrte nach dem Zambesi und von hier nach England zurück. Gleichwohl währte es noch ein Jahr, bis ein persönliches Lebenszeichen, ein Brief, von Livingstone in der Heimat eintraf. Ein zweiter war von Udschidschi am Tanganjikasee vom 30. Mai 1869 datirt. Aus demselben ging hervor, daß es sich in der Angelegenheit mit den Komorenleuten buchstäblich so verhielt, wie Young in Marenga's Stadt in Erfahrung gebracht hatte. Sämmtliche Begleitungsmannschaft war dem Forscher treubrüchig geworden und verließ denselben, als

er sich anschickte, vom Njassasee nordwärts vorzudringen. Mit den wenigen Mitteln, die ihm geblieben und von etlichen Leuten begleitet, die Livingstone geworben, nahm er seinen Weg nordwärts des Njassa und erreichte unter mannigfachen Entbehrungen das Hochland Lobisa, welches sich zwischen dem genannten See und dem Tanganjika erhebt. Hier entdeckte Livingstone den Tschambesi, der sich hinterher als östlicher Quellfluß des Congo herausstellte, und stellte er ferner



Pfahlbauten im Mohryasee (s. S. 176).

das System jener Seengruppe fest, welche sich südwestlich des Tanganjika erstreckt und deren einzelne Becken untereinander durch Flußläufe verbunden sind, deren wichtigste der Luapula und Lualaba sind. Wie es sich mit diesen Flußläufen in Bezug auf das Congosystem verhält, hat der Leser aus einer vorangegangenen Auseinandersetzung entnommen. Livingstone hatte die irrthümliche Vorstellung, daß er sich in jener Seeregion im Quellgebiete des Nil befinde und daß der nordwärts abfließende Lualaba nichts anderes als der Quelllauf des Nils sei.

Physisch völlig herabgekommen und nur noch mit kümmerlichen Mitteln versehen, gelangte der Forscher nach Udschidschi, von wo aus er den vorher erwähnten Brief an den Consul Kirk in Zanzibar richtete, der ihn nach England beförderte. Die trostlose Situation, in der der unermüdliche Mann sich befand, erweckte in der Heimat desselben ein Gefühl der Beschämung. Schon 1870 ward eine Hilfsexpedition ausgerüstet, die aber so schwerfällig organisirt war, daß sie — wie wir weiter unten sehen werden — niemals ans Ziel kam. Ohne von dieser Hilfsaction Kenntniß zu haben, brach Livingstone von Udschidschi wieder auf, querte den Tanganjika und drang vom Westufer desselben in das Land der Waguhka und Manguema vor, mußte aber wegen einer kategorischen Auflehnung seiner Leute nach dem Tanganjika zurückkehren.

Unterdessen hatte der Sohn des Herausgebers des »New-York Herald«, Sir Gordon Benett, seinen bewährten Reporter Henry M. Stanley, der sich zu dieser Zeit in Madrid aufhielt, nach Paris berufen und ihm in kurzen Worten den Auftrag gegeben — Livingstone zu suchen. Das Vorleben des schneidigen und energischen Reporters war ganz darnach, in diesem den geeigneten Mann für die vorschwebende Aufgabe erkennen zu lassen. Wie Stanley seine Sache aufgefaßt und schließlich zu glücklicher Lösung gebracht hat, ist den späteren Ausführungen über die großartigen Reisen Stanleys in Aequatorial-Afrika vorbehalten. Stanley war auf einem großen Umwege durch Westasien und über Indien nach Zanzibar gekommen und hatte Mitte August 1871 von Bagamojo aus den Weg ins Innere angetreten. Ein glückliches Zusammentreffen von Umständen, über das noch die Rede sein wird, brachte es mit sich, daß Stanley, der am 3. November nach Udschidschi gelangte, Livingstone daselbst antraf. Neu gestärkt durch die Begegnung mit einem Repräsentanten der Civilisation, erholte sich der arg herabgekommene Forscher rasch, so daß er in Kürze in der Lage war, mit dem amerikanischen Reporter den nördlichen Theil des Tanganjika zu befahren und mit ihm zu constatiren, daß dieser See keinen Abfluß nach Norden habe, also mit dem Nilsysteme nicht in Verbindung stehen könne.

Stanleys Aufgabe war gelöst und er dachte nun die freudige Botschaft von dem Zusammentreffen mit Livingstone so rasch wie möglich nach Europa zu bringen. Am zweiten Weihnachtstage brach Stanley ostwärts auf, von Livingstone bis Unyanyembe begleitet. Hier blieben sie noch eine Zeit beisammen, dann

setzte Stanley seinen Weg zur Küste fort, während Livingstone in Unyanyembe zurückblieb, um die ihm zugedachten Hilfsmittel zur Fortsetzung seiner Aufgabe abzuwarten. In Zanzibar, wo Stanley am 7. Mai 1872 eintraf, kam er mit der englischen Expedition Dawson, Henn und Oswell Livingstone, dem Sohne des Forschers, zusammen. Das Erscheinen Stanleys machte es ihnen klar, daß der Ruhm, Livingstone zu finden, nicht mehr zu ernten war, und das genügte, um die Expedition ihrer gänzlichen Auflösung zuzuführen. Selbst der Sohn Livingstones hatte nicht die Energie, die Reise nach dem Innern zu unternehmen und seinem Vater die ihm versprochenen Hilfsmittel zuzuführen. Da half wieder Stanley, indem er einen Convoi von 57 Trägern zusammenbrachte, welche die fraglichen Waaren und Vorräthe dem Verlassenen zuführen sollten.

Während dies alles sich zutrug, rüstete England eine zweite Hilfsexpedition unter Cameron und Murphy aus, auf die wir sofort zurückkommen werden.... Livingstone hatte endlich seine Hilfsmittel erhalten und war hierauf sofort wieder nach dem Tanganjika aufgebrochen, erkrankte aber hiebei, und blieb, wie nachmals seine Diener versicherten, bis an sein Lebensende leidend. Der Forscher gedachte den etwaigen Zusammenhang des Bangweolosees mit dem Njassa einerseits und mit dem Tanganjika anderseits zu erforschen und dann sein Forschungswerk zu beschließen. Bereits Ende Januar 1873 befand er sich im Stromgebiete des Bangweolo. Nasses, kaltes Wetter, sowie die verderblichen Märsche durch Sumpfland und angeschwollene Flüsse, zerrütteten vollends die Gesundheit Livingstones, und am 1. Mai 1873 starb er im Dorfe Tschitambo's am Südufer des Bangweolo nach kurzem Todeskampfe.... Es hat Zeiten gegeben, wo Livingstones Verdienste in seinem Vaterlande nicht hinreichend gewürdigt worden sind: nach seinem Ableben sollte ihm die verdiente Anerkennung nicht fehlen. Die Geschichte der geographischen Entdeckungen aber wird in David Livingstone immerdar einen ihrer hervorragendsten Repräsentanten erblicken und zugleich eines der edelsten Charakterbilder in ihm bewundern.

Am 18. Februar 1874 langte Livingstones Leiche, von dessen treuen Dienern Wainwright, Susi und Chuma und anderen Genossen begleitet, in Zanzibar an. Auf dem Wege dahin (der Zug hatte zum Theile noch nie von Europäern betretene Länder durchquert) stießen sie auf die »Livingstone and

East Coast Expedition« (Cameron und Genossen), die nun ihrer Aufgabe ledig war. Von Zanzibar brachte der Dampfer »Calcutta« die Leiche des großen Forschers nach Aden, wo sie ein anderer Dampfer, die »Malwa«, übernahm, die am 15. April in Southampton eintraf, wo sie von einer großen Menschenmenge empfangen wurde. Für Stanley, der mit unter den Anwesenden sich befand, war dies ein trauriges, ja erschütterndes Wiedersehen. Die Begräbnißfeierlichkeiten in der Westminsterabtei in London bildeten ein erhebendes, ja großartiges Schlußstück zu dem ruhmvollen Lebenslaufe des Verstorbenen. Mit diesem pompösen Begräbnisse hatte aber England eine nationale Schuld an einen seiner berühmtesten und verdienstvollsten Söhne abgetragen.

Die Grabschrift auf der Gruft David Livingstones lautet:

"OTHER SHEEP I HAVE, WHICH ARE NOT OF THIS FOLD:
THEM ALSO I MUST BRING, AND THEY SHALL HEAR MY VOICE."

BROUGHT BY FAITHFUL HANDS
OVER LAND AND SEA
HERE RESTS

DAVID LIVINGSTONE

MISSIONARY
TRAVELLER
PHILANTHROPIST
BORN MARCH 19. 1813.
AT BLANTYRE, LANARKSHIRE,
DIED MAY I. 1873.
AT CHITAMBO'S VILLAGE, ULALA.

FOR 30 YEARS HIS LIFE WAS SPENT
IN AN UNWEARIED EFFORT
TO EVANGELISE THE NATIVE RACES,
TO EXPLORE THE UNDISCOVERED SECRETS,
TO ABOLISH THE DESOLATING SLAVE TRADE,

OF CENTRAL AFRICA,

WHERE WITH HIS LAST WORDS HE WROTE,
"ALL I CAN ADD IN MY SOLITUDE, IS,
MAY HEAVEN'S RICH BLESSING COME DOWN
ON EVERY ONE, AMERICAN, ENGLISH, OR TURK,
WHO WILL HELP TO HEAL
THIS OPEN SORE OF THE WORLD."

"TANTUS AMOR VERI, NIHIL EST QUOD NOSCERE MALIM,
QUAM FLUVII CAUSAS PER SÆCULA TANTA LATENTES."

So war denn das reichste Leben, welches je in die Entdeckungsgeschichte Afrikas eintrat, erloschen. Dreißig Jahre sich einem fast ununterbrochenen Wanderleben auf den ungeheuren Gebieten von Innerafrika hinzugeben, ist in der That eine Großthat, die nichts ähnliches zur Seite stehen hat. Stanley hat seitdem freilich, was Dramatik der Action und Romantik der Zwischenfälle anbetrifft, den leidenschaftslosen schottischen Missionär überflügelt. Auch die glorreiche Leistung des amerikanischen Zeitungsreporters, das Congogebiet der Civilisation erschlossen zu haben, ist ein praktisches Resultat, wie Livingstone keines zu verzeichnen hat. Aber der Wert der Livingstone'schen Entdeckungen wird dadurch keineswegs geschmälert, und schließlich bleibt ihm immerdar das hohe Verdienst, als erster erfolgreicher Pionnier im Innern des Dunklen Erdtheiles allen seinen Nachfolgern mehr oder weniger die Pfade geebnet zu haben. Die letzten Lebensschicksale des schottischen Missionärs haben vollends den Anstoß zu weiteren Großthaten gegeben, wie dies in erster Linie von den Reisen Camerons und H. Stanleys der Fall ist.

Wir haben weiter oben erwähnt, daß die englische Regierung behufs Auffindung des verschollenen Livingstone mehrere Expeditionen ausgerüstet hatte. Die ersten Nachrichten über das Verweilen des Verschollenen brachte bekanntlich Young nach Europa, der am Hofe des Häuptlings Marenga die Gewißheit erlangt hatte, daß Livingstone am Leben sei. Als in der Folge wieder alle Nachrichten von diesem ausblieben, machte sich die »Livingstone Search and Relief Expedition« (Anfang 1872) unter L. Dawson auf, kehrte aber gleich nach Beginn der Reise um, als Stanley aus dem Innern zurückkam und die sensationelle Nachricht brachte, daß er Livingstone zu Udschidschi am Tanganjika gefunden und in seiner Gesellschaft bis Unyanyembe die Rückreise gemacht habe. Die ungeheure Schwerfälligkeit der Dawson'schen Expedition, welche schon vor dem Eintreffen Stanleys an der Küste, die Mißstimmung der englischen Regierung hervorgerufen hatte, veranlaßte diese zur Ausrüstung eines neuen Unternehmens, der »Livingstone East Coast Expedition«, welche unter Commando des Marine-Lieutenants Verney Lovett Cameron gestellt wurde, und Ende November von England abging und deren Theilnehmer der Naturforscher Dr. Dillon, Lieutenant Murphy und Livingstones Neffe Moffat waren.

Wir wiederholen diese Daten, um den Zusammenhang der großen Forschungsreisen Anfangs der Siebziger Jahre mit den letzten Lebensschicksalen Livingstones in knappen Zügen klar zu legen. Die Cameron'sche Expedition war am 24. März 1873 von Kukoka bei Bagamojo aufgebrochen und hatte annähernd denselben Weg verfolgt, den früher Burton und Speke, später H. Stanley eingeschlagen hatten. Die Expedition hatte vom Anbeginn her mit großem Ungemach zu kämpfen, ja sie wurde von förmlichen Katastrophen ereilt; Moffat erlag den Anstrengungen der Reise und Dr. Dillon legte im Fieberdelirium selbst Hand an sich. Cameron war nun völlig vereinsamt, sollte aber alsbald noch eine weitere Enttäuschung erfahren. Am 20. October, als Cameron sich in Unyanyembe aufhielt, traf ein Bote ein mit einem Briefe Jacob Wainrights, des Dieners Livingstones, der das Nahen — der Leiche des großen Forschers meldete. Livingstones Diener hatten die Leiche mit Salz conservirt, in der Sonne getrocknet und dann zur Küste geschafft, ein beispielloser Marsch, der vom 4. Mai 1873 bis zum 18. Februar 1874 dauerte, zum Theile durch noch nie betretene Länder führte und im Ganzen eine Ausdehnung von rund 2200 Kilometer hatte, eine Strecke, welche derjenigen zwischen Paris und St. Petersburg gleichkommt.

Durch diese unerwartete Wendung fiel der Zweck der Expedition Camerons weg. Gleichwohl wollte der wackere Forscher die ihm nun einmal gebotene Gelegenheit zu weiteren Unternehmungen nicht unbenützt vorübergehen lassen, und so brach er Ende August 1873 weiter nach Westen auf. Gleich Stanley wurde er durch die Gewaltwirtschaft Mirambos, welche den Leuten Camerons Schrecken einflößte, gezwungen, um sein nächstes Ziel — den Tanganjika — zu erreichen, einen großen Umweg nach Süden zu machen. Am 5. Januar 1874 wurde die Grenze von Unyamwesi überschritten und am 21. Februar endlich der Tanganjika erreicht. »Bei dem ersten Anblick des Sees« — schreibt der Reisende — »konnte ich das Bild kaum erfassen, so unbeschränkt war der Ausblick über denselben, daß ich zuerst den grauen See für den Himmel und die entfernten Berge von Ngoma auf der andern Seite für Wolken hielt.« In Kawili, der Hauptstadt Udschidschi's, wurde Cameron freundlich aufgenommen, und es gelang ihm, Livingstones Nachlaß, und sonstige Reliquien zu retten.

Am Tanganjika angekommen, faßte Cameron rasch den Plan, den bis dahin nur dürftig bekannten See seiner ganzen Ausdehnung nach zu erforschen.

Er hat die Aufgabe in vorzüglichster Weise durchgeführt und sie allein würde genügt haben, Cameron in die vorderste Reihe der Afrikaforscher zu stellen. Auf der dreimonatlichen Beschiffung der Seeufer stellte er nicht weniger, als 96 in denselben fallende Flüsse fest und entdeckte, was von allerhöchstem Werte war, den Ausfluß des Tanganjika in den nach Westen abfließenden Lukuga. Dadurch wurde festgestellt, daß der See nicht mit dem Indischen Ocean zusammenhänge, wie Burton und Speke angenommen hatten, sondern zum Stromgebiet des Congo gehöre, denn der Lukuga ergießt sich in den Lualaba, der mit dem Oberlaufe des Congo identisch ist.

Nach seinen Arbeiten am Tanganjika dachte Cameron an die Fortsetzung seiner Reise. Es galt den Lualaba aufzusuchen und dann diesen hinab zu fahren. Am 18. Mai 1874 brach der Reisende von Kasenge am Westufer des Sees auf und traf im August in Njangwe ein, wo er von den Eingeborenen in Erfahrung brachte, daß der Lualaba nicht nach Norden (also zum Nil, wie Livingstone angenommen hatte) fließe, sondern nach Westen, um später unter dem Namen »Congo« in den Atlantischen Ocean sich zu ergießen. Mit der Westrichtung des Lualaba hatte es, wie nachmals Stanley feststellte, allerdings seinen Haken, aber das Congoproblem war gleichwohl seiner Lösung um ein bedeutendes Stück näher gerückt. Der Lualaba fließt aber gleichwohl nordwärts ab; und zwar auf eine Strecke von 4 Breitengraden ab Njangwe, da er sich erst hart unter dem Aequator und jenseits der »Stanleyfälle« nach Nordwesten wendet, um in der Folge durch West und Südwest seinen Lauf nach der Küste fortzusetzen.

In Njangwe trug sich Cameron mit der ernsten Absicht, den Lualaba hinabzufahren, um das Congoproblem endgiltig zu lösen. Aber es war ihm unmöglich, die nothwendigen Boote und Begleitungsmannschaften zu erhalten, so daß er gezwungen war, sich dem arabischen Händler Tipo-Tip, der auch anderen Afrikareisenden manchen Dienst erwiesen, anzuschließen, nachdem dieser ihn aufgefordert hatte, in seiner Begleitung weiter zu reisen; der Händler brachte nämlich in Erfahrung, daß Cameron Willens sei, westwärts vorzudringen, um die directe Congoroute festzustellen. Er wollte dies ermöglichen, indem er den Reisenden einlud, ihn nach seinem befestigten Lager am Lomami, acht Tagemärsche südlich von Njangwe, zu begleiten. Allein hier verweigerte

man ihm auf der anderen Seite des Flusses mit Androhung von Waffengewalt den Durchzug nach dem Sankorasee, wohin Cameron zunächst wollte, so daß sich dieser entschloß, mit drei Waruaführern weiter südwärts das Thal des Lomami hinauf nach Kilemba, der Hauptstadt des bis dahin unbekannten, mächtigen centralafrikanischen Reiches Urua und Residenz des Herschers Kassongo zu reisen, wo arabische Händler von der Ostküste und portugiesische von der Westküste zusammentreffen sollen. Auf dem Wege dahin fanden mehrere blutige

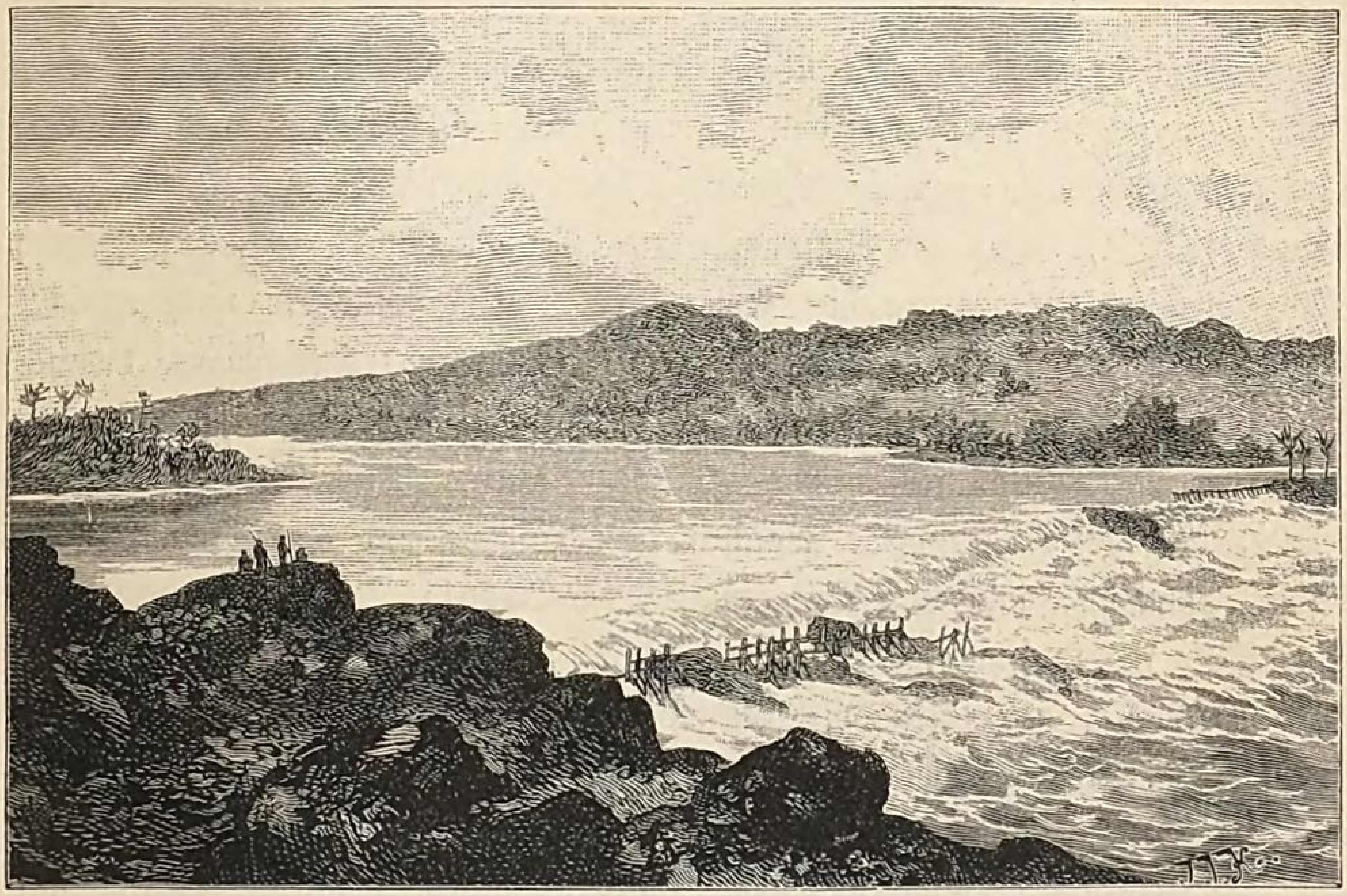


Eingeborene von Urua.

Zusammenstöße mit den in Folge der Sclavenjagden feindselig gesinnten Eingeborenen statt.

Gleichwohl wurde Cameron in Kilemba, wo er im October eintraf, von Kassongo und einem Araber Namens Junnah freundlich empfangen, so daß er sich entschloß, einen kleinen Ausflug nach dem kleinen, abflußlosen See Mohrya zu unternehmen. Derselbe erwies sich interessant durch seine Pfahldörfer von großen, strohgedeckten Hütten, die sich gleich jenen der Papua und der vorhistorischen in Südeuropa, auf hohen Piloten über den Wasserspiegel erheben. Den großen Kassalisee konnte er nur von weitem sehen. Leider zeigte sich

auch Kassongo, trotz seiner Gastfreundlichkeit, nicht gewillt, Cameron zur Ausführung seines Planes, den Lomami hinab in den Lualaba zu fahren, behilflich zu sein. Damit war dem Reisenden jede Möglichkeit abgeschnitten, den großen unbekannten Kern von Aequatorial-Afrika zu erforschen, und er mußte sich dazu entschließen, in Gesellschaft eines verkommenen und verlogenen Individuums, des Sclavenhändlers Josè Alviz aus Bihè in Benguela, die Handelsroute von Kilemba dahin einzuschlagen. Das widerwärtigste hiebei war, daß Cameron



Der siebente Katarakt der „Stanleyfälle" (s. S. 192).

vier volle Monate warten mußte, bis Alviz sich dazu bereit fand, aufzubrechen. Als die Abreise endlich erfolgte, wurde nach kurzem Marsche in dem nahegelegenen Totela abermals eine unerträglich lange Rast, drei Monate lang, gehalten. Alviz hatte sich allerdings verpflichtet, den Reisenden für ein Honorar von 400 Dollars innerhalb 68 Tagen an den Ort seiner Bestimmung zu bringen. Aber an die Erfüllung seines Contractes dachte der schwarze Biedermann nicht, so daß Cameron sich veranlaßt sah, seinen Führer als den hartnäckigsten Lügner zu bezeichnen, den er je getroffen. Alviz zuckte die Achseln und erklärte, für Kassongo ein Haus bauen zu müssen. Seinen Begleiter, den Mulatten Kwarumba,

»das ausgesuchte Muster eines abgefeimten Schurken«, ließ er aber in der Zwischenzeit verschiedene Raubzüge und Sclavenjagden ausführen. Während dieses unfreiwilligen Aufenthaltes in Totela gerieth das Lager in Brand und Cameron rettete mit knapper Noth seine Karten, Zeichnungen und Tagebücher.

Ende Mai endlich brach die Karawane auf und erreichte zunächst die Hauptstadt des Unterhäuptlings Lunga Manlis nach zehn Tagemärschen, wo indeß weitere drei Wochen verloren gingen, da Alviz auf das Eintreffen seines Compagnons harrte, der endlich seine Beute, ungefähr 50 mit Stricken zusammengekoppelte Weiber, in Alviz' Lager brachte. Mit fortwährenden Aufenthalten, verursacht durch die Jagd auf entlaufene Sclaven, Lebensmitteleinkauf und Zwischenhandel, ging die Weiterreise durch die Wälder und Culturstrecken von Ussambi, indem die Richtung des Weges allmählich von Südwest nach West überging. Es wurden die Gebiete von Ulunda und Lowale erreicht, dann die Route auf das 1600 Meter hohe Tafelland eingeschlagen, welches Livingstone 1854 überschritt und das wir aus einer früheren Schilderung her als einen Theil jener großen, von Küste zu Küste verlaufenden Bodenschwelle kennen, die die Wasserscheide zwischen dem Congo- und dem Zambesigebiet bildet. Cameron fand, daß bei dem kleinen Dilolo-See die beiderseitigen Quellflüsse sich so sehr einander nähern, daß sie während der Regenzeit durch das Hochwasser auf jenen weitgedehnten Ebenen in Verbindung treten. Der Reisende meint, daß ein nur 4—6 englische Meilen langer Canal genügen würde, beide Stromsysteme miteinander zu verbinden und somit einen Wasserweg als Handelsroute herzustellen. Der Wasserweg allein thäte es freilich nicht und ein solcher Canal würde keineswegs die miteinander zu verbindenden Quellflüsse für die Schiffahrt geeigneter machen als sie es sind.

So ging die Reise fort, häufig durch offenes, von vielen Strömen durchschnittenes Prairieland bis Kissanji und von hier über rauhe Granitpässe durch ein ödes, ganz unbewohntes Gebirgsland, wo häufig in den Holzjochen liegende Gerippe von gefallenen Sclaven (!) den Weg bezeichneten. Nach Ueberschreitung der folgenden nackten Ebene zeigten sich steile, dem Lande zugerichtete Seeklippen, nach deren Erkletterung Cameron endlich in einer Entfernung von zehn englischen Meilen das Meer erblickte. Am 7. November 1875 erreichte er mit 57 Begleitern bei Katumbella, in der Provinz Benguela, den Atlantischen

Ocean, und am 19. November traf er in Loanda ein. Seine Begleiter schickte er auf einem Segelschiffe nach der Ostküste zurück, während er selber nach Madeira fuhr, um seine arg zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen... Am Schlusse der Reise war nämlich Cameron fast marschunfähig geworden. Er litt so sehr, daß er bei jedem Schritte fürchtete, sich niederlegen zu müssen; aber noch hielt ihn der Gedanke an das nahe Ende aller Mühsale und das erschöpfte, hungernde Gros seiner Leute aufrecht. Dazu hatte sich Cameron gelegentlich eines Bades den Scorbut geholt, zum Glücke ohne es selber zu wissen. Kurz vor der Ankunft an der Küste sendete er zwei Leute mit Briefen voraus, worin er unter anderem jede mildthätige Person um Nahrungsmittel ersuchte. Als er dann bald hierauf mit seiner Begleitung den Abhang zur Küste hinabeilte, begegnete ihm der erste Europäer, der Franzose Mr. Caufoix, einst französischer Marineofficier, damals Kaufmann in Benguela. Er öffnete eine Flasche und trank »auf das Wohl des ersten Europäers, der das tropische Afrika von Osten nach Westen durchkreuzte«.... Von Madeira, wo Cameron die gewünschte Erholung fand, fuhr der Reisende nach London, wo er im April eintraf. Mit großen Ehren empfangen erhielt er bei der Sitzung der königlich Geographischen Gesellschaft nach dem abgestatteten Berichte seiner Reise, die goldene Jahres-Medaille zuerkannt.... Cameron hatte 32 Monate (vom 24. März 1873 bis 7. November 1875) auf seiner Reise quer durch Afrika zugebracht und hiebei eine Strecke von ca. 4750 Kilometer zurückgelegt. Das wichtigste Ergebniß dieser Reise waren 5000 sorgfältige astronomische und hypsometrische Beobachtungen, welche eine feste, von Meer zu Meer reichende Basis für weitere centralafrikanische Forschungen bilden.

Die Auffindung David Livingstones durch Stanley und der Marsch Camerons quer durch den Dunklen Erdtheil, waren zwei so hervorragende Leistungen auf dem Gebiete afrikanischer Entdeckungsreisen, daß die Wirkung derselben auf das Publicum nicht ausbleiben konnte. Man befand sich nun vollkommen in der Stimmung, weiteren bahnbrechenden Unternehmungen dieser Art mit einer gewissen Unruhe entgegenzusehen.... Wer dieser Stimmung im Geiste bereits im vorhinein Rechnung trug, war Stanley selber, der, eben aus dem Ashantykrieg zurückgekehrt, welchen er als Kriegsberichterstatter des »New-York Herald« mitmachte, in London Zeuge der Leichen-

feierlichkeiten wurde, die man zu Ehren seines »unvergeßlichen Freundes und Leidensgefährten« beging. In derselben Stunde, da er an der offenen Gruft des großen Todten in der Westminsterabtei stand, gelobte er sich, die letzten Absichten Livingstones — die Lösung des Problems der Nilquellen — zu verwirklichen. Eine mit reichlichen Mitteln ausgestattete mehrjährige Expedition nach dem Innern von Aequatorial-Afrika sollte den gefaßten Plan zur Thatsache machen.

Obgleich die Verhältnisse zumeist stärker sind als die Menschen, ging Stanley aus dem Unternehmen, welchem er sich geweiht hatte, trotz unsäglicher Beschwerden, Hindernisse, Kämpfe und erschütternder Katastrophen aller Art, aus seinem unvergleichlichen Eroberungszuge durch den Continent als ruhmgekrönter Sieger hervor. Ja noch mehr: er hatte sein ursprüngliches Programm erheblich überschritten, und gerade diese Mehrleistung hat ihn berühmt gemacht, seinem Unternehmen die Krone unbestrittenen Erfolges aufgedrückt. Man hatte hier wieder einmal das Beispiel, was ein kühner, gewandter Reisender leisten und erreichen kann, wenn er in der Wahl seines Weges und in der Ausführung seines Planes volle Freiheit genießt, und ihm nur das Ziel vorgeschrieben ist, welches er erreichen soll, und wenn er außerdem unbeschränkt in Bezug auf Geldmittel sich bewegen kann. Welches Maß von Energie aber dazu gehörte, um — abgesehen von allen anderen Landtouren — nur die Fahrt auf dem Congo stromab zu bewirken, eine Fahrt, die volle neun Monate in Anspruch nahm, das zu erläutern wird sich im Verlaufe unserer Mittheilungen noch vielfach Gelegenheit ergeben. Stanley war den fast 3000 englische Meilen Entwickelung messenden Riesenstrom hinabgefahren, ohne irgend welche Garantie des Erfolges. Immer tiefer ging es in eine geheimnißvolle unbekannte Welt.... Und diese Welt erschloß sich dem Reisenden wie ein Wunder. Reich belebte Ufer, unzählige Dörfer, gewaltige Nebenströme, prächtige Vegetationsbilder, Gefahren und Kämpfe: das alles wechselte auf der langwierigen Fahrt mit einander ab. Die ungeheuere Breite des Stromes mit seinen unzähligen Inseln, verlieh ihm in den Augen Stanleys ein wahrhaft majestätisches Gepräge.... Dann hieß es die fürchterlichen Katarakte überwinden, zuerst die sieben oberen, dann die schrecklicheren zweiunddreißig unteren, wobei manches Menschenleben verloren ging. Ueberfälle äußerst kriegerischer Eingeborener wurden abgewehrt, zahllose

Gefechte und förmliche Seeschlachten geliefert — schon gerieth das Unternehmen ins Schwanken, aber Stanleys Energie war nicht zu brechen. Sie brach auch dann nicht, als er seine Boote zerschellen, oder die Katarakte hinabstürzen sah, sie brach nicht, als er seine treuesten Gefährten verloren und die ungeheuerlichen Strapazen das Haar des Reisenden gebleicht hatten. Zuletzt kam er ans Ziel — ans Meer — und die Welt klatschte ihm Beifall zu. Kein Geringerer, als August Petermann war es, der sich bei diesem Anlasse zu dem begeisterten Lobe hinreißen ließ, daß Stanley den ersten und berühmtesten Entdeckern aller Zeiten würdig an die Seite gestellt werden könne. Er habe für sich allein mehr gethan, als die ganze wissenschaftliche Erforschung Innerafrikas, die sich bis dahin über etwa dreißig Jahre erstreckte, er habe mehr gethan als alle Reisen von Europäern die etwa über achtzig Jahre zurückdatirten, als alle Reisen der Araber, die seit tausend Jahren und darüber überall im Innern Afrikas vordrangen; er habe mehr gethan als das ganze graue und classische Alterthum und schließlich habe Stanley mehr in Erfahrung gebracht, als die Millionen von Eingeborenen von ihrem eigenen Lande wissen. Petermann schloß sein enthusiastisches Lob mit der Bemerkung, daß es kein ähnliches Beispiel in der ganzen Entdeckungsgeschichte der Erde gebe. Stanley sei größer als Columbus, wenn man die ungeheueren Beschwerden, die aufzubietende Energie und die Dauer der durchgeführten Landtour mit dem bescheidenen Maße des Risicos jener Seefahrt des Entdeckers der Neuen Welt in eine Parallele stelle.

Um diesen gefeierten Helden der geographischen Forschung verstehen und richtig würdigen zu können, ist es nothwendig, über seinen Lebenslauf vollkommen orientirt zu sein.... Henry Morton Stanley wurde im Jahre 1840 bei Denbigh in Wales geboren, ist also ein gebürtiger Engländer, obwohl er allgemein für einen Sohn der nordamerikanischen Union gilt. Diese wurde nur seine Adoptivheimat, als »John Rowlands« — dies ist der wahre Name Stanleys — im Alter von fünfzehn Jahren sich als Cajütenjunge an Bord eines nach New-Orleans bestimmten Schiffes begab. Hier nahm ihn ein Kaufmann Namens Stanley in seine Dienste, adoptirte ihn (Rowlands Eltern waren blutarm) und übertrug seinen Namen auf das Adoptivkind. Leider war sein Adoptivvater im Jahre 1861 — also im 21. Lebensjahre unseres Reisenden — ohne ein Testament hinterlassen zu haben, gestorben, und Stanley sah sich dadurch gezwungen, für

sich weiter zu sorgen. Er fand zunächst Gefallen an dem Kriegsleben und trat in die Armee der Südstaaten, später in jene der Nordstaaten ein, in der er es bis zum Flottenfähnrich brachte. Nach Beendigung des Krieges widmete sich Stanley der Journalistenlaufbahn, welche ihm nachmals rühmliche Erfolge in Hülle und Fülle eintragen sollte.

Nachdem Stanley bereits im Jahre 1865 zum erstenmale nach Europa gereist war, um Touren in der asiatischen Türkei zu unternehmen, erhielt er, nach Amerika zurückgekehrt, vom Eigenthümer des »New-York Herald«, James Gordon Bennet, den Auftrag, sich der englischen Armee nach Abessinien anzuschließen. Nach dem Falle Magdalas übersiedelte er nach Spanien, wo die dortige revolutionäre Bewegung im Jahre 1868 seine Anwesenheit wünschenswert machte. Hier traf ihn jene, für seine Zukunft so entscheidende Depesche des Sohnes Bennets, der damals in Paris weilte. Stanley kam nach Paris, wo ihm kurz und bündig der Auftrag ertheilt wurde, David Livingstone, über dessen Verbleib sich die gesammte gebildete Welt Befürchtungen hingab, aufzusuchen. Auf unseren Reisenden machte diese Mission großen Eindruck, obwohl er sich die mit ihr verbundenen Schwierigkeiten keinesfalls verhehlte. Indeß sollte Stanley sich für die bevorstehende Tour entsprechend vorbereiten, d. h. vorher noch andere größere Reisen unternehmen, um Erfahrungen zu sammeln und seinen Körper für die bevorstehenden Strapazen zu stählen.

Der Umweg, den der Reisende auf dem Wege nach Ostafrika einschlug, fügt sich trefflich zu dem Bilde, welches uns Stanleys unstetes und wechselvolles Leben bietet. Die Reise ging zunächst nach dem Suezcanal, wo Stanley gelegentlich der Eröffnungsfeierlichkeiten als Berichterstatter fungirte; er zog dann den Nil aufwärts bis zum ersten Katarakt, verließ hierauf Aegypten, um sich über Jerusalem nach Constantinopel zu begeben. Nach kurzem Aufenthalte setzte er seine Tour nach Odessa und weiter über die Krim und das Schwarze Meer nach Trapezunt fort. Die nächsten Etapen waren Tiflis und Teheran. Er vollführte nun eine beschwerliche Reise durch Persien und Afghanistan nach Indien, wo er im August 1870 — also fast genau ein Jahr nach seiner Abreise von Paris — wohlbehalten eintraf.

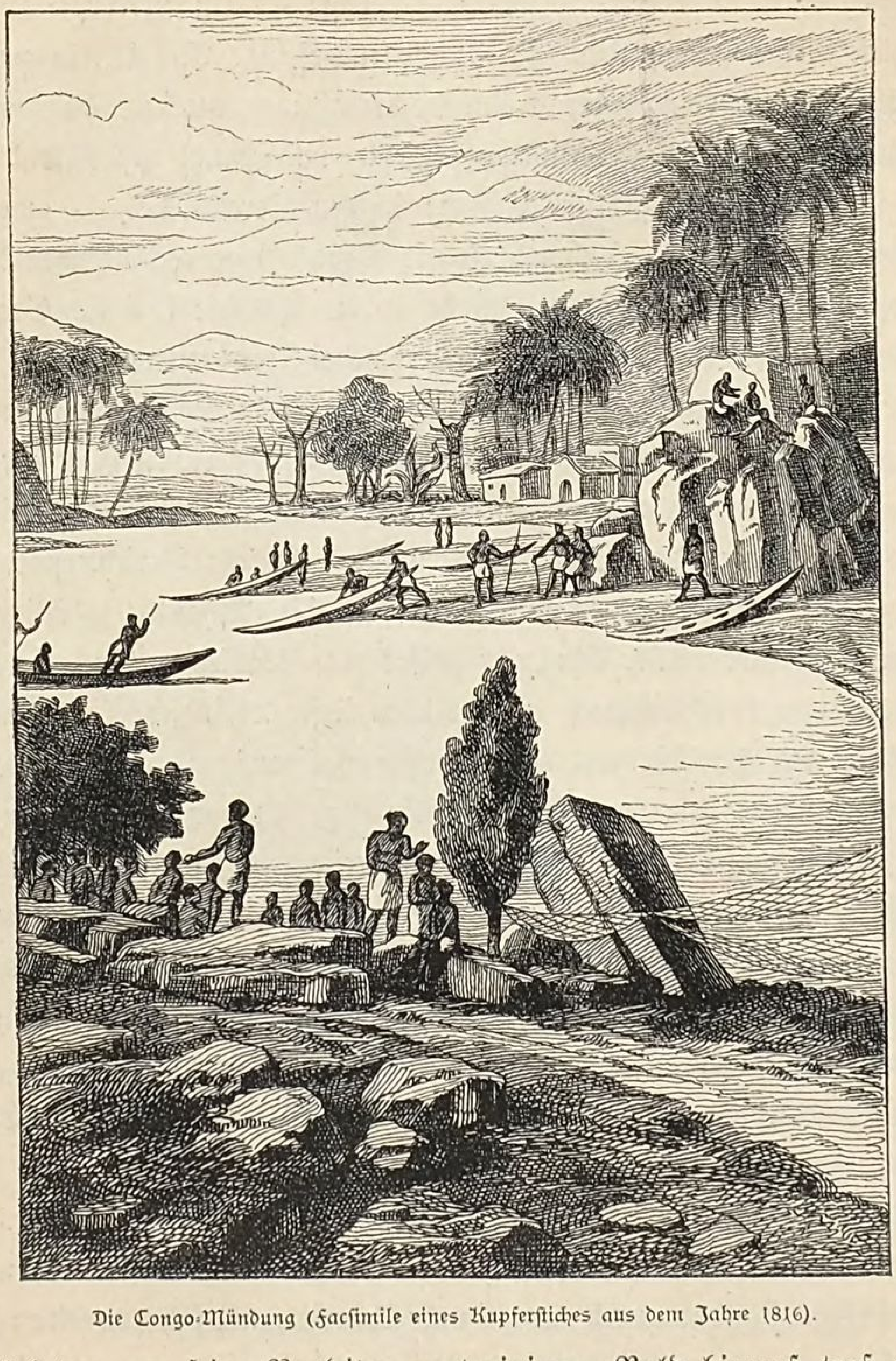
Diese Reise allein würde genügt haben, Stanleys Namen den berühmtesten geographischen Reisenden anzureihen.... Aber die Hauptaufgabe sollte erst jetzt in Angriff

genommen werden. Stanley traf von Indien her im Januar 1871 in Zanzibar ein und bereits im October desselben Jahres hatte er Livingstone »gefunden«, unter Umständen, die wir bereits mitgetheilt haben. Im Sommer des Jahres 1872 befand sich Stanley bereits wieder in Europa — ein verkörpertes Bild des fabelhaften Reisenden mit den »Siebenmeilenstiefeln«. Aus Afrika zurückgekehrt, mußte Stanley allerdings die kränkende Erfahrung machen, daß man seinen Mittheilungen großes Mißtrauen entgegensetzte, und zumal in England nicht übel Lust zeigte, Stanleys angebliche Erfolge in den Bereich des — amerikanischen Humbugs zu verweisen. Gleichwohl folgte alsbald dem anfänglichen Mißtrauen die verdiente Anerkennung auf dem Fuße, indem ihm die königlich Geographische Gesellschaft in London die goldene Jahresmedaille zukommen ließ.

Jetzt erst kehrte Stanley nach Amerika zurück. Seinen Vorlesungen über die gemachten Touren brachten seine Landsleute nur geringes Interesse entgegen. Es war ihm daher ein willkommener Anlaß, wieder auswärts thätig zu sein, als der Eigenthümer des »New-York Herald« ihn als Berichterstatter in das Lager der englischen Truppen schickte, welche die Ashantys züchtigen sollten. Das war im Jahre 1873. Ein Jahr später traf Stanley in London ein, gerade noch zurecht, um der Beisetzung der irdischen Reste Livingstones als Augenzeuge beizuwohnen. Welchen Eindruck dieser Zwischenfall auf unseren Reisenden machte, wurde bereits weiter oben erwähnt. Stanley trug sich von da ab ununterbrochen mit dem Plane zu einer großen Erforschungsreise durch das Innere von Aequatorial-Afrika und trat endlich — der ungeheueren Kosten, welche das Unternehmen verursachen würde, wohl bewußt — mit seinem Plane vor die Besitzer des Londoner »Daily Telegraph«. Sie willigten unter der Bedingung ein, wenn der »New-York Herald« sich an den Kosten betheiligen würde. Eine an Bennet gerichtete Kabeldepesche brachte ein kurzes »Yes« als Antwort, und damit war das Unternehmen gesichert.

Mit den weiteren Mittheilungen müssen wir uns kurz halten. Stanley ging sofort an die Anschaffung reichlicher Quantitäten von Ausrüstungsgegenständen, verfügte sich dann noch einmal nach Amerika, um sich von seinen Freunden zu verabschieden und trat hierauf die Reise nach Zanzibar an, nachdem er zu seinen Begleitern zwei Schiffsleute aus Kent, die Brüder Frank und Edward Pockok, und den Handlungsdiener Frederik Barker angeworben. Ueber

1200 Briefe von Offerenten aller Lebensalter und aller socialen Classen mußte er unberücksichtigt lassen.... Am 15. August 1874 verließ Stanley England, am 22. September landete er in Zanzibar. Hier beschäftigte er sich zunächst mit



Die Congo-Mündung (Facsimile eines Kupferstiches aus dem Jahre 1816).

Uebungsfahrten, um seine Begleiter zu trainiren. Bald hierauf traf aus England die von Cedernholz gebaute, zerlegbare Barke (»Lady Alice«) ein, doch nahm Stanley zu seinem Schrecken wahr, daß die einzelnen Theile zum Land-



Stanleys Congofahrt: Katastrophe am Kalulufall.

transport viel zu schwer waren. Ein zufällig in Zanzibar anwesender englischer Schiffszimmermann übernahm es, jeden der vier Bootstheile in weitere zwei zu zerlegen, so daß nun die acht Theile, zu je vier Trägern, transportabel wurden.

Nachdem nun die ungeheuere Menge von Ausrüstungsgegenständen beisammen, in tragbare Packete gesondert und die nöthige Zahl von Trägern, Begleitungsmannschaften, Ruderern u. s. w. — alles in allem 356 Köpfe, darunter 46 Weiber und Kinder — complet war, trat Stanley mit seinen Leuten, seiner zerlegten »Lady Alice« und mehreren Hunden (Bullenbeißer als Wachthunde) seine Reise am 12. November 1874 an.

Wir übergehen die Details dieser Reise, so weit sie sich auf die Küstenregion von Bagamojo bis auf das Hochland von Unyanyembe beziehen. Sie ging durch Gebiete, welche uns aus früheren Schilderungen bekannt sind und die Stanley selber bereits betreten hatte. Von dem genannten Hochlande aus wendete sich der Reisende direct nordwärts, um in die Quellregion des Nils zu gelangen, dem Ziele seiner Mission. Leider ging es hierbei nicht ohne blutige Rencontres mit den Bewohnern (Wanjaturu) ab, wobei Stanley den herben Verlust von 25 Mann erlitt. Am 25. Februar 1875 endlich gelangte die Expedition an das Südufer des Ukerewe, nachdem sie von Bagamojo ab 103 Tage unterwegs gewesen war und 1158 Kilometer zurückgelegt hatte. Die Zahl der Leute war auf 166 zusammengeschmolzen; die meisten Opfer hatte die Ruhr gefordert. Stanley ließ nun die »Lady Alice« zusammenschrauben, und am 8. März begann er seine Rundfahrt längs den Ufern des Sees, so daß durch ihn das erste zuverlässige Kartenbild von diesem gewaltigsten aller afrikanischen Seen festgestellt wurde. Auch bei dieser Rundfahrt fehlte es nicht an Zusammenstößen mit den Bewohnern. So kam Stanley bis zur Insel Kibibi im Norden des Sees und erlangte hier Boten, welche nach Rubaga zum König M'tesa von Uganda geschickt wurden, mit dem Ersuchen, dem Fremden eine Zusammenkunft zu gewähren.

Sie wurde mit großer Bereitwilligkeit gewährt und der Empfang, den man dem Reisenden bereitete, war ein wahrhaft glänzender. Wir haben über M'tesas Hofhaltung u. a. bereits an anderer Stelle berichtet, auf welche wir hier verweisen (s. S. 148). Stanley war am 4. April nach Rubaga gekommen und bereits acht Tage später hatte er das Glück, mitten im afrikanischen Con-

tinente mit einem Europäer, dem ägyptischen Officier Linant de Bellefords, der im Dienste Gordon Paschas im Sudan stand, zusammenzutreffen. Stanley hielt den Genannten für den Reisenden Cameron, der sich in derselben Zeit, als Stanley sich am Hofe M'tesas befand, am Tanganjika aufhielt. Das Zusammenleben der beiden Repräsentanten der Civilisation war nur von kurzer Dauer, denn bereits am 17. April brach Linant wieder nordwärts auf, um zu Gordon zu stoßen. Sie hatten die Hoffnung ausgesprochen, in Bälde ein Wiedersehen zu feiern — doch diese Hoffnung wurde grausam vernichtet, da Linant kurz nachher von Barinegern am oberen Nil überfallen und mitsammt seiner Begleitungsmannschaft, 36 Köpfe, am 26. August niedergemetzelt wurde.

Am 27. April brach Stanley mit einem Theile seiner Mannschaft nach der Insel Bumbireh auf, wo er mit knapper Noth einem Massacre entging. Nur seiner und seiner Leute Geistesgegenwart war es zu danken, daß sie Alle mit dem Leben davonkamen. Als die wilden Barbaren schaarendicht auf die Landenden eindrangen, warf Stanley einen Theil seiner Waren unter jene und ließ sodann, während die Aufmerksamkeit der Wilden einen Augenblick lang abgelenkt wurde, das Boot eiligst ins Wasser schleppen und abstoßen. An Stelle der verlorenen Ruder benützte man Bretter. Zwar stürzte ein Schwarm den Fliehenden ins Wasser nach, allein der Revolver Stanleys that seine Schuldigkeit und in wenigen Secunden lagen einige von denen, welche am kühnsten vordrangen, erschossen im Wasser.... Gequält von Hunger und Durst und Mühseligkeiten aller Art, kamen die erschöpften Reisenden nach einer Abwesenheit von 57 Tagen am 5. Mai wieder an ihren Ausgangspunkt zurück. Hier traf Stanley eine erschütternde Nachricht: Frederik Barker war kurz vorher dem Fieber erlegen. Gleichwohl ließ sich Stanley dadurch nicht entmuthigen, sondern traf Anstalten, zum Besuche des Sees Mwutan Nsige, der, im Nordwesten von Ukerewe gelegen, von Baker Pascha entdeckt, aber nicht weiter befahren oder erforscht wurde. Am 1. Januar 1876 hatte Stanley mit all seinen Leuten M'tesas Residenz verlassen; am Morgen des 11. Januar erreichte die Karawane den Rand des Plateaus unter welchem 340 Meter tief der Spiegel eines Sees sich dehnte. Es war aber nicht der des gesuchten Mwutan, sondern eines anderen, nun durch Stanley entdeckten Sees, Muta Nsige. Leider wurde der Reisende durch die drohende Haltung der Uferbewohner daran verhindert, den See zu umschiffen und seine

Ausdehnung kennen zu lernen. Daß der von Stanley entdeckte Muta Nsige und der von Baker Pascha entdeckte Mwutan Nsige zwei verschiedene Wasserbecken seien, wurde durch R. Gessis Forschungen auf letzterem klargelegt (vgl. S. 137).

Obwohl Stanley die Hoffnung nicht aufgab, bis zum Mwutan vordringen zu können, sah er sich dennoch in der Folge gezwungen, von diesem Gedanken ganz und gar abzusehen. Er brach daher, vom Muta nach dem Ukerewe zurückkehrend, nach Süden auf, um den Tanganjika zu erreichen. Auf diesem mehr als viermonatlichen Marsche (von Mitte Januar bis Ende Mai) traf die Expedition unter anderm in Unyanyembe mit dem berüchtigten Banditen Mirambo, dem »Mars von Afrika«, zusammen. Die Begegnung war eine wider Erwarten freundliche, und es wurde zwischen beiden sogar die Blutbruderschaft geschlossen. Nach gegenseitigen Geschenken nahm Stanley von seinem neuen Blutbruder Abschied — es war am 23. April — und einen Monat später erblickte er den Spiegel des Tanganjika in Udschidschi, wo der Reisende viereinhalb Jahre früher Livingstone gefunden hatte.

In wenigen Tagen wurde die »Lady Alice« flott gemacht, und schon am 11. Juni trat der energische Forscher die Rundfahrt um den Tanganjika an, welche er in 51 Tagen beendete. Somit war auch der zweitgrößte See Afrikas in seinen Küstenumrissen festgestellt. Bei dieser Gelegenheit untersuchte er auch den Lukuga, welchen Cameron für den Abfluß des Tanganjika erklärt hatte; er steuerte eine bedeutende Strecke stromab, kam aber schließlich in einen undurchdringlichen Papyruswald und zu Stellen, die vor Eintritt der Regenzeit sogar trocken liegen. Eine weite Strecke ist Morast und Sumpf. Stanley ist daher der Ansicht, daß der Lukuga nicht eigentlich als Abfluß des Tanganjika angesehen werden könne, da er kein beständig fließender Strom sei. Aus diesem Grunde könne auch dem Tanganjika nicht die Rolle eines Quellsees des Congo zugeschrieben werden, was nach dem Stande unserer Kenntniß über das hydrographische System in Aequatorial-Afrika unbestreitbar richtig ist.

Vom Tanganjika aus wollte Stanley zunächst nach dem Lualaba und zwar bis Njangwe. Die Entfernung von Udschidschi bis dorthin, 540 Kilometer, wurde in der beispiellos kurzen Zeit von 40 Tagen zurückgelegt. Im October 1876 traf Stanley mit seinen Leuten, die unterdessen rebellirt hatten, aber durch strenge Bestrafung wieder zum Gehorsam gebracht wurden, in Njangwe

ein, nachdem er auf seiner Route so ziemlich den Spuren Livingstones und Camerons gefolgt war. Hier in Njangwe stand Stanley am Wendepunkte. Sollte er nun umkehren, zufriedengestellt durch die bisherigen Erfolge, oder sollte er das Wagniß vollbringen, den unbekannten Strom hinabzusteuern, über dessen Verlauf und Ziel niemand Auskunft zu geben vermochte? Welches Bewandtniß hatte es mit den Erzählungen der Eingeborenen, welche von furchtbaren Zwergen, wilden Bestien, endlosen Urwäldern, heimtückischen Feinden mit vergifteten Waffen u. dgl. sprachen?

Stanleys Entschluß war bald gefaßt: er wollte den Lualaba hinab, sollte es auch direct in den Rachen des Todes gehen. Er versammelte seine Leute — nun nur mehr 154 Köpfe — die zusammen mit 65 Gewehren, 10 Revolvern und 68 Aexten bewaffnet waren — und hielt ihnen eine Rede, in welcher er ihnen den bedeutungsvollen Augenblick in entsprechender Weise klar machte. Wer zurückkehren wolle, dem stehe es frei, dies zu thun; er glaube aber, daß sie alle Gefahren glücklich überstehen würden, und verpflichte sich überdies, der kleinen Gemeinde auf der voraussichtlich langwierigen Reise Vater zu sein. Stanleys Worte wurden mit freudigen Ausrufen erwidert. Man schritt zur Herstellung von 18 Booten und Stanley verhandelte überdies mit dem arabischen Händler Tipo-Tip, der ihn mit entsprechender Mannschaft begleiten sollte. Der Araber versprach 140 Mann beizustellen, brachte aber nicht weniger als 700.

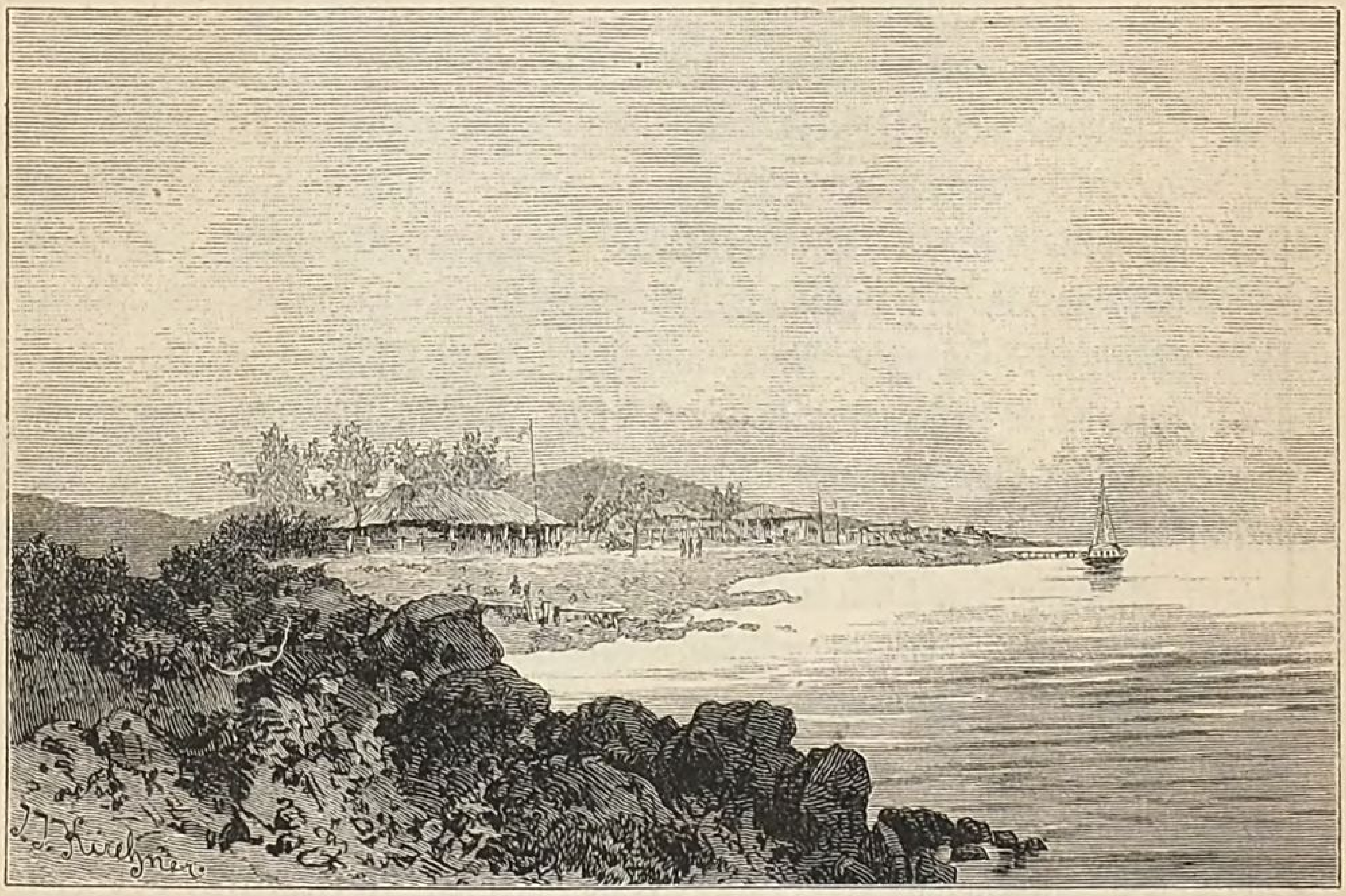
Der 5. November 1876 — der Tag des Aufbruches — wird in der Geschichte der afrikanischen Entdeckungsreisen immerdar ein hervorragender Gedenktag bleiben. Bald zeigte sich die Wildheit der Eingeborenen dieses Landes. Stanley hatte, wegen Platzmangels in seinen Booten, die Expedition in zwei Abtheilungen geordnet, wovon die stärkere den Landweg, die andere den Wasserweg einschlug. Er selber blieb bei der Flotille. Es kam sofort zu heftigen Kämpfen. Die Cannibalen von Urega schossen aus jedem Hinterhalte mit vergifteten Pfeilen, und selbst in die befestigten Lager der Expedition fielen des Nachts Speere und Wurfspieße. Auch die Landabtheilung wurde in Gefechte verwickelt. Es waren diese die ersten jener 32 Kämpfe, welche Stanley auf seiner Congofahrt zu bestehen hatte. Nun stellten sich auch Hindernisse auf dem Strome ein: die ersten jener Stromschnellen und Katarakte, welche den Oberlauf, mehr noch aber den Unterlauf des Congo unbeschiffbar machen. In Vinja Ndschara, einem

Dorfe 938 Kilometer nördlich von Njangwe, traten dem Reisenden die ersten Zeichen des Cannibalismus entgegen: aufgethürmte Menschenknochen und Schädel als Decoration der Hütten und Straßen. Zu diesem traurigen Anblicke gesellte sich noch Stanleys Kummer, unter seiner Mannschaft 72 Blatternkranke zu besitzen. Dazu kam weiter, daß Tipo-Tip gleich nach seiner Ankunft in Vinja Ndschara (er hatte sich auf der Landroute etwas verspätet) erklärte, nicht weiter ziehen zu wollen, obwohl ihm Stanley bereits in Njangwe für seine Dienste 5000 Dollars als Belohnung zugesichert hatte. Der Araber wollte selbst diese bedeutende Summe lieber verlieren, als sich in das unsinnige Abenteuer stürzen.... Als die Trennung von Tipo-Tip und seinen Leuten erfolgte, sah Stanley seine Leute bekümmert. »Kinder von Zanzibar,« rief er seinen in den Booten zur Abfahrt sitzenden Getreuen zu, »hebt Euere Köpfe, ruft Bismillah! und taucht Euere Ruder ins Wasser! Laßt jene nach Njangwe ziehen und erzählen, welch muthige Männer den weißen Mann auf dem großen Flusse hinab zum Meere begleitet haben....« Hierauf stieß die Flotille ab. Am Ufer aber standen die Araber Tipo-Tips und stimmten ein ergreifendes Abschiedslied an. Kein Auge blieb trocken und Stanley selber mußte sich abwenden, um seine Erregung zu verbergen. Bald wurden die Töne des Liedes schwächer, man sah von den Booten aus noch eine Zeit die wehenden Tücher der Zurückgebliebenen, dann war alles vorbei.... Auf dem breiten Strome trieben Stanley und seine Gefährten ins Unbekannte....

Am 4. Januar 1877 sah Stanley den ersten der von ihm so benannten »Stanleyfälle«, sieben an der Zahl, welche sich auf eine Strecke von circa 340 Kilometer vertheilen. Bis Ende Januar dauerte die Schreckenszeit dieser Kataraktenpassage, während welcher die Expedition ihre Boote weite Strecken durch die dichten Wälder auf selbst gebahnten Wegen schleppen mußte und fast täglich Kämpfe mit den Wilden zu bestehen waren. Stanley und seine Leute wurden wie flüchtiges Wild gejagt, Tag und Nacht mußten sie sich der andringenden Feinde erwehren, jedes Nachtlager wurde mit vertheidigungsfähigen Pallisaden und Verhauen umgeben. Am schlimmsten gestalteten sich die Verhältnisse an der Mündung des großen Nebenflusses Aruwimi (den Stanley, beiläufig bemerkt, mit Schweinfurths Uëlle identisch hält), wo eine gewaltige Flotille von 54 Canoës mit einer Gesammtbemannung von ungefähr 2000 Köpfen

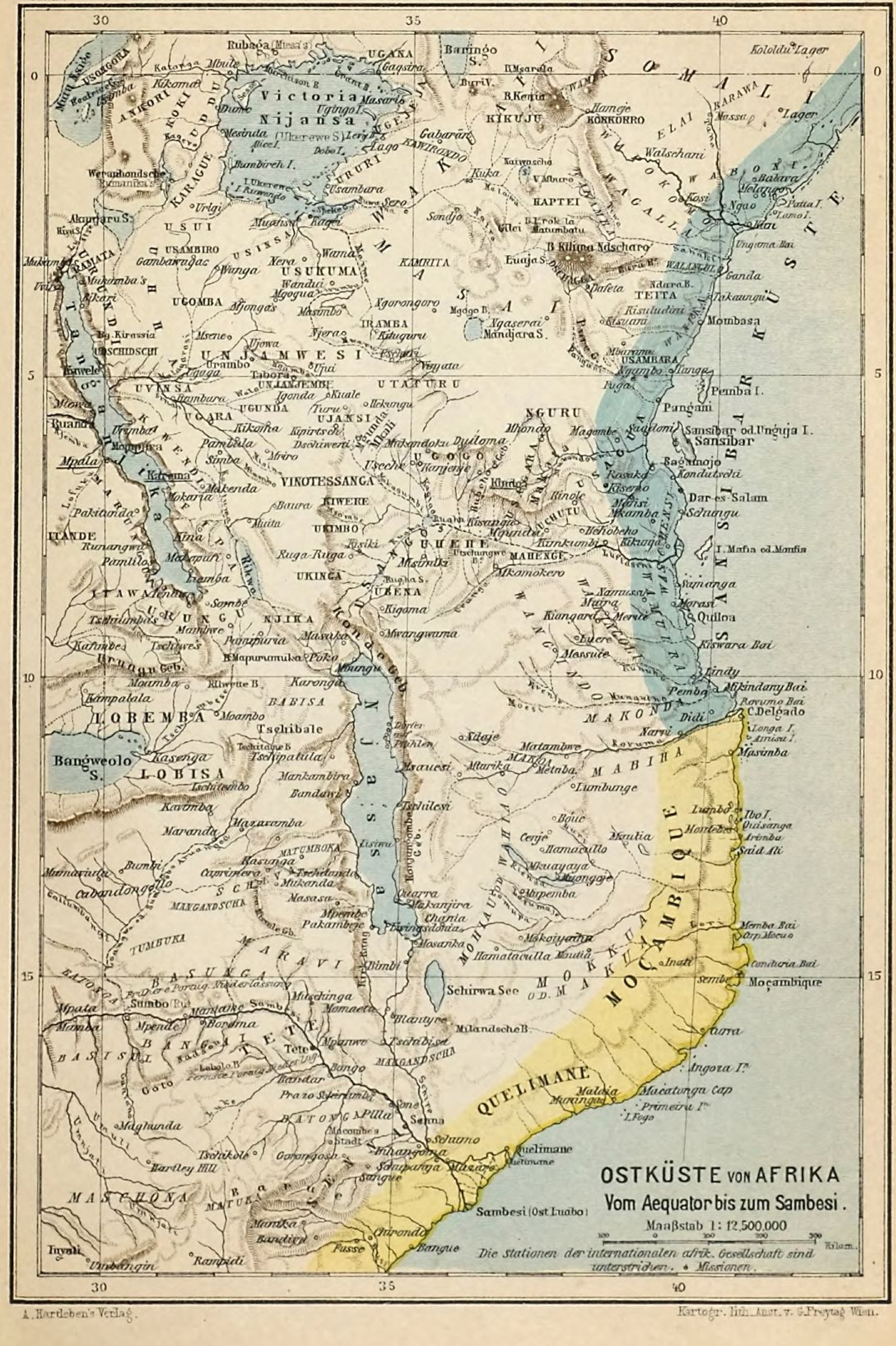
sich der Expedition in den Weg stellte. Es kam zu einem äußerst blutigen Zusammenstoße, in welchem bis auf 30 alle Leute Stanleys verwundet wurden. Aber die Feuerwaffen hatten gleichwohl den Sieg errungen und nun ließ Stanley landen und mehrere Dörfer ausplündern.

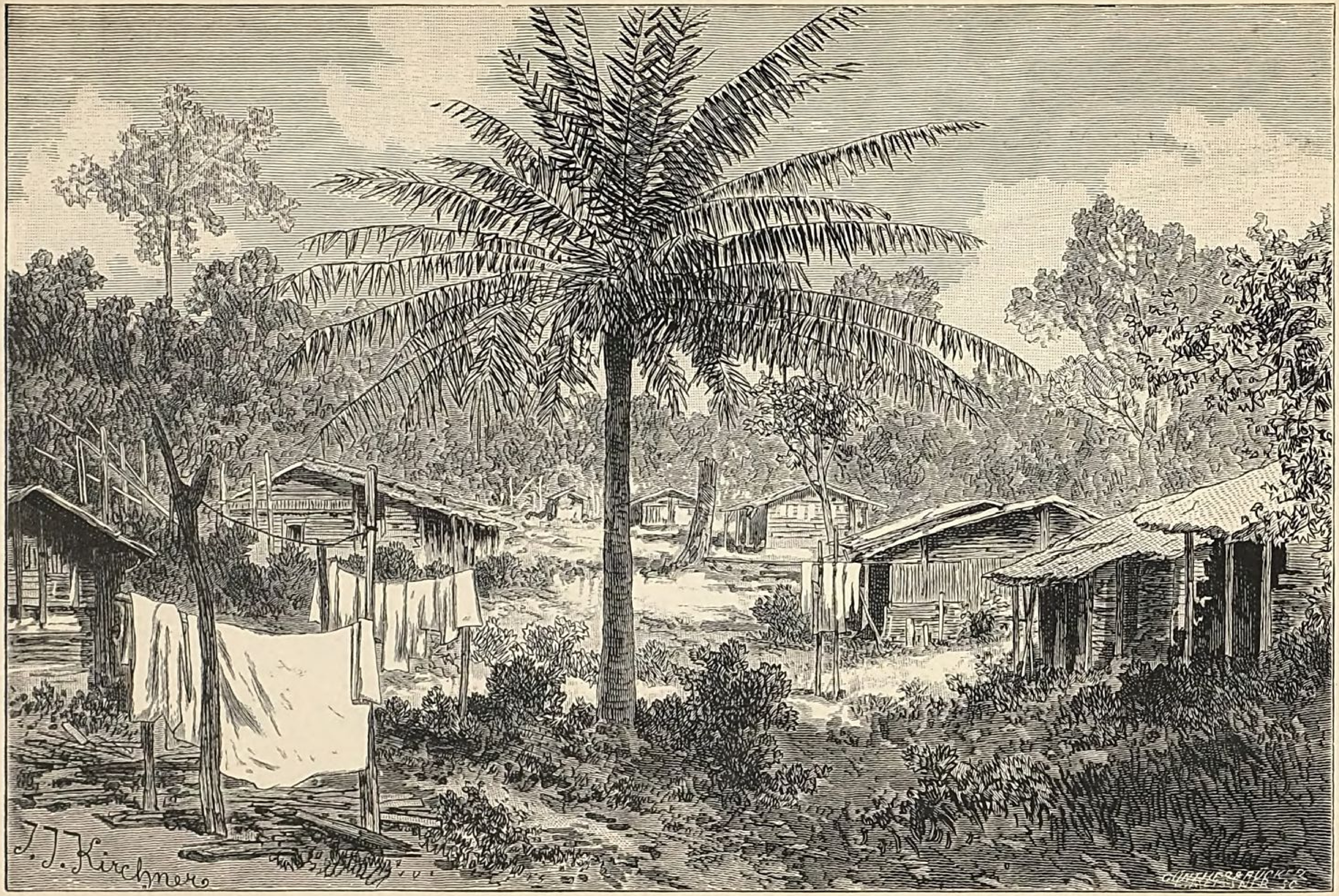
Schon nach dem letzten der Stanleyfälle wurde die Wahrnehmung gemacht, daß der Strom seine bisherige Nordrichtung in eine nordwestliche änderte. Dadurch erlangte Stanley die Gewißheit, daß der Lualaba nicht dem Nil zuströme,



Boma am Congo.

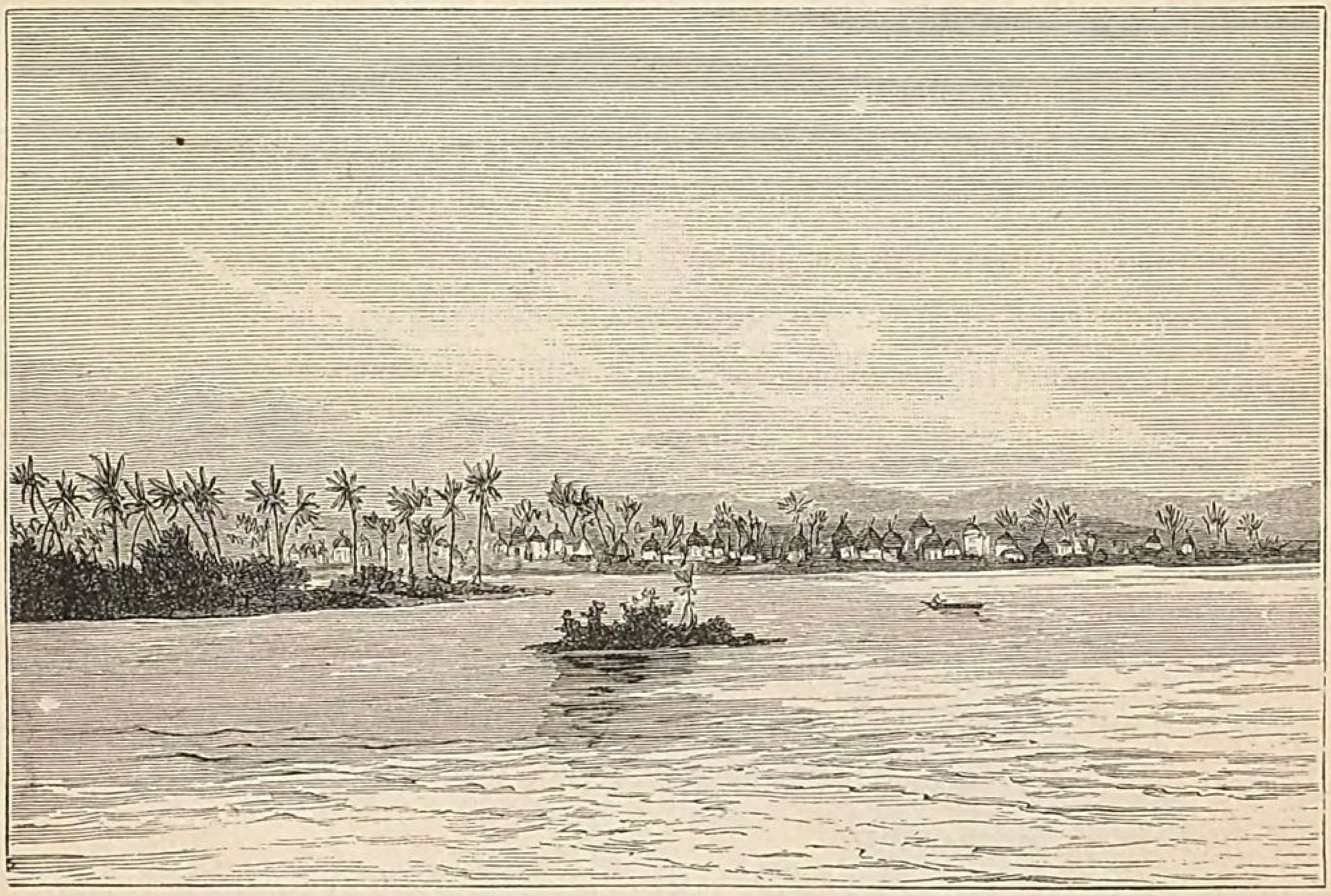
sondern thatsächlich der Oberlauf des Congo sei. In der nächsten Zeit wurde diese Meinung abermals bestärkt, indem nun der Strom eine ausgesprochen westliche Richtung einschlug. Es war dies jener Abschnitt des Congo, welcher nördlich des Aequators liegt. Gleichzeitig nahm der Strom eine ungeheuere Breite an, so daß man die beiden Ufer desselben gar nicht mehr sehen konnte. Stanley führte seine Flotille so ziemlich auf der Mittellinie des Stromes, um weiteren Kämpfen mit den Uferbewohnern auszuweichen, denn »dieses fürchterliche Leben in solcher Weise weiter zu führen, war nicht möglich.« Dennoch kam es vor, daß Stanley mit seinen Booten, durch die vielen Strominseln irregeleitet,


OSTKÜSTE VON AFRIKA
Vom Aequator bis zum Sambesi.
Maaßstab 1: 12.500.000
Kilom.
Die Stationen der internationalen afrik. Gesellschaft sind unterstrichen. • Missionen.
Victoria Nijansa
Bangweolo S.
Schirwa See
Sansibar
Mombasa
Dar es Salam
Moçambique
Quelimane
Sambesi (Ost Luabo)
UNJAMWESI
SOMALI
MOÇAMBIQUE
QUELIMANE



Niederlassung am Gabun.

dem einen oder anderen Ufer sich näherte, und neue Kämpfe entbrannten. Nach 26 dieser Art bestandenen Gefechten gelangte die Expedition endlich in den Uferstrich Nganſa, wo sie zum erstenmale auf eine friedliche Bevölkerung stieß. Es war die höchste Zeit, denn die mitgenommenen Nahrungsmittel gingen bereits zur Neige und der Hunger stellte sich ein. Auch bedurften die furchtbar erschöpften Begleiter Stanleys der Ruhe und Erholung. Hier, in 23° Ostlänge und 1° 40' Nordbreite, hörte Stanley auch zum erstenmale den Namen »Congo« (Ikutu Ja



Banana an der Congomündung.

Congo). Der Reisende befand sich also in der That auf dem Strome, den er befahren wollte und der ihn durch alle Gefahren und Leiden nach dem Meere bringen sollte. Er hatte bisher von Njangwe ab 1450 Kilometer zurückgelegt und war (natürlich ohne es zu wissen) noch 1350 Kilometer vom Atlantischen Ocean entfernt.

Aber schon die nächste Zeit brachte wieder Kämpfe. Am 14. Februar wurden die Boote nach dem rechten Ufer getrieben, wo der Cannibalenstamm der Bangala die Expedition mit 63 wohlbesetzten Canoës angriff. Der Kampf währte den ganzen Nachmittag, und zwar in der Vorwärtsbewegung, denn die

Expedition hatte in derselben Zeit 70 Kilometer zurückgelegt. Schließlich triumphirten die Feuerwaffen und da gleichzeitig die Dunkelheit einfiel, konnte sich die Expedition auf einer Insel in Sicherheit bringen. Es war dies der 31. und vorletzte Kampf mit den Wilden auf dem Congo. . . In den nächsten Uferstrichen Ikengo und Bolobo fand Stanley wieder friedfertige Bewohner, bei denen er Erholung und sich Nahrungsmittel verschaffen konnte. Bald hierauf ward eine seeartige Erweiterung des Stromes erreicht, der man den Namen »Stanley-Pool« verlieh.

Auf der letzten Wegstrecke vom Lande der Bangala bis hieher hat der Congo seine große Rückströmung nach Süden und Südwesten bewirkt und den Aequator zum zweitenmale gekreuzt. Stanleys Zuversicht in ein glückliches Ende des Unternehmens wurde bestärkt. Aber er hatte mit dem größten aller bisherigen Hindernisse nicht gerechnet, mit jenen 32 furchtbaren Katarakten, mittelst welchen der Riesenstrom den Rand seines Beckens durchbricht, um sich seinen Weg zur Küste zu bahnen. Es war eine furchtbare Zeit, voll der gräßlichsten Anstrengungen und Entbehrungen. Auch an Katastrophen fehlte es nicht. Einmal wurde ein Kahn mit seinem Schiffszimmermann in den fürchterlichen Abgrund gezogen, ein anderesmal verunglückte der letzte weiße Begleiter Stanleys, Frank Pocock. Das Boot, in welchem sich derselbe mit einigen Leuten befand, schlug um und traf Pocock auf den Kopf. Während sich die meisten Verunglückten durch Schwimmen retteten, wurde der offenbar betäubte Pocock mit mehreren anderen Gefährten in den Wassersturz hinabgerissen.

Es trug sich dies am 3. Juli 1877, Stanleys schlimmstem Tag während der ganzen Zeit, am Singa-Katarakte, zu. Aber Stanleys Ausdauer war nicht zu brechen. Noch einmal raffte er sich auf, ließ neue Canoës aus ausgehöhlten Baumstämmen herstellen und dieselben, wo es die Situation erheischte, auf Schlitten und Rollhölzern über Land transportiren. Die Anstrengung war furchtbar, namentlich bei den Inkisi-Fällen. Beim Mbelo-Fall wäre Stanley, der über denselben mit seinem Boote hinabstürzte, auf ein Haar verunglückt. Als er endlich am Isanghila-Fall angelangt war und von noch fünf weiteren Fällen hörte, beschloß er, die Boote zurückzulassen und den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen. Nun aber kamen neue Sorgen, denn Stanley hatte keine Tauschartikel und konnte sich infolge dessen keine Nahrungsmittel verschaffen.

Seine Leute waren durchwegs völlig erschöpft und ausgehungert. Noch vier Tagmärsche von Boma entfernt, sendete er in seiner Verzweiflung einen Brief »an irgend einen Herrn in Boma, der englisch versteht«, mit der Bitte, ihm, gegen spätere Entschädigung Nahrungsmittel zu senden, da er und seine Leute dem Hungertode nahe seien.... Am 6. August 1877 trafen die Antwort und die gewünschten Artikel ein und drei Tage später hielt die gerettete Expedition ihren Einzug in Boma, 999 Tage nach dem Abmarsche von Zanzibar und 276 Tage nach der Abreise von Njangwe. Sein Geleite bestand noch aus 115 Personen; er hatte sonach 241 Personen durch Desertionen, Krankheiten und Tod in den vielen Gefechten verloren. Die von Stanley in obiger Zeit zurückgelegte Strecke betrug 11.663 Kilometer, eine Entfernung, welche diejenige zwischen Berlin und dem — Behringsmeer noch um circa 2000 Kilometer übertrifft. Nachdem Stanley noch seine Gefährten, wie er ihnen versprochen, an Bord eines ihm zur Verfügung gestellten Kriegsschiffes nach ihrer Heimat (Zanzibar) zurückgeführt hatte, verließ er am 6. Januar 1878 den afrikanischen Boden, um nach vierjähriger Abwesenheit nach England zurückzukehren.

Wenn wir Stanleys zweite afrikanische Reise in ihrer Gesammtheit überblicken, können wir uns einer aufrichtigen Bewunderung dieser großartigen Leistung nicht verschließen. Ganz abgesehen von den Proben persönlichen Muthes, unerschütterlicher Energie und wahrhaft militärischem Genie in der Durchführung seiner Pläne und Absichten: ganz abgesehen von diesen persönlichen Eigenschaften, die er wie kein anderer Entdecker der Neuzeit an den Tag legte, hatte die geographische Wissenschaft zwei hochwichtige Resultate zu verzeichnen: die Lösung des Nilquellen- und jene des Congo-Problemes. Durch Stanleys Umschiffung des Ukerewe wurde endgiltig festgestellt, daß dieser größte See Afrikas das Quellbassin des Nils sei. Durch seine Congofahrt anderseits hatte der kühne Reisende die Frage endgiltig gelöst, ob der Lualaba dem Nil zuströme, oder mit dem Oberlaufe des Congo identisch sei. Schließlich wurde durch die Stromfahrt selber jene gewaltige Wasserader, welche den größten Theil von Aequatorial-Afrika entwässert, in ihrem Verlaufe von Njangwe bis zur Mündung, d. h. in einer ungefähren Länge von 3000 Kilometer, topographisch festgestellt und das uralte Dunkel, welches über Afrikas zweitgrößtem Strome brütete, gelichtet.... Die Reise Stanleys hatte aber noch nachträglich einen Erfolg zu verzeichnen,

der nicht minder schwer in die Wagschale fiel: die bald nach seiner Rückkehr nach Europa unternommenen Schritte zur wirtschaftlichen Erschließung des Congogebietes — eine Action, deren Tragweite unberechenbar ist. Wir werden weiter unten auf die wahrhaft imponirenden Resultate zurückkommen, welche im Verlaufe von nur wenigen Jahren von der Internationalen Gesellschaft erzielt wurden, die die Erschließung des Congobeckens in die Hand genommen hatte. Auf den unvergleichlichen Eroberungszug Stanleys folgten die bewunderungswerten Maßnahmen zur Cultivirung und Civilisirung eines Gebietes, das einen Flächenraum einnimmt, wie ganz Mittel- und Westeuropa zusammengenommen.

Ehe wir auf dieses Thema des Näheren eingehen, müssen wir noch der Leistungen gedenken, welche von deutschen Forschern in Aequatorial-Afrika bewirkt wurden. Die deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrikas hatte sich frühzeitig an den großen Aufgaben betheiligt, welche in jener Region der Lösung zugeführt wurden, oder derselben noch harren. Den Reigen eröffneten der Oesterreicher Dr. O. Lenz und die sogenannte Loango-Expedition, Unternehmungen, welche die Westküste von Aequatorial-Afrika betreffen und in dem bezüglichen Abschnitte zur Sprache kommen werden. Im Jahre 1874 faßte die Afrikanische Gesellschaft in Berlin den Entschluß, den beiden vorgenannten Expeditionen eine dritte, von einem südlicher an der Westküste gelegenen Punkte auszusendende Expedition anzureihen. Dieselbe bestand aus dem Major v. Homeyer, dem k. k. österreichischen Lieutenant Lux und dem Botaniker Soyaux. Der Expedition hatte sich ferner Dr. Pogge, ein weitgereister Mann, auf eigene Kosten als Sammler und Jagdliebhaber angeschlossen.

Die Expedition verließ Mitte December 1874 Hamburg und erreichte Anfangs Februar 1875 S. Paolo di Loanda. Nachdem sie den letzteren Ort am 15. Februar verlassen hatte, traf sie am 19. Februar in Dondo und am 15. März in Pungo Andongo ein. Am letzteren Orte aber erkrankte der Führer der Expedition, sowie der Botaniker Soyaux derart, daß beide sich gezwungen sahen, ersterer in seine Heimat, letzterer nach der Loangoküste zurückzukehren. In Begleitung von Lieutenant Lux erreichte Dr. Pogge am 19. Juli Malange und am 26. August Kimbundo, die letzte portugiesische Handelsstation im Osten, bis wohin gewöhnlich die Händler von der Küste und auch noch einzelne Portugiesen auf ihren Zügen gelangten. Als hier auch Lieutenant Lux durch Fieber

und dadurch hervorgerufene Körperschwäche zur Umkehr gezwungen wurde, ruhte auf Pogges Schultern allein die Erhaltung der Expedition. Muthig und unerschrocken verfolgte er nun allein das vorgesteckte Ziel. Vom Glücke begünstigt, namentlich aber den klimatischen Krankheiten in weit geringerem Grade unterworfen, als die meisten Afrikareisenden, brach er am 16. September 1875 von Kimbundo auf und erreichte am 9. December Mussumba, das Hoflager des Muata Jamwo. Als eine fast mythische Existenz war das Reich dieses Fürsten, welcher gleich dem M'tesa von Uganda eine wohlgeordnete und weitreichende Herrschaft über zahlreiche Völkerschaften ausüben sollte, den mit Europäern verkehrenden eingeborenen Händlern bekannt, aber seit 1846 hatte jede Verbindung zwischen demselben und der Küste aufgehört. Auch Livingstone, welcher in Kabango dem Lundareiche sich sehr genähert hatte, konnte nur wenig über jenen mächtigen Fürsten in Erfahrung bringen. Pogge aber verweilte bis zum 15. April 1876 in Mussumba. Der Muata Jamwo gestattete zwar dem Reisenden größere Excursionen nach Südost (bis Juschibaraka) zu unternehmen, aber die geplante Weiterreise nach Osten oder Norden wurde ihm nicht gestattet. So sah sich Pogge zur Rückkehr gezwungen. Immerhin waren die Ergebnisse dieser Reise bedeutend, da sie wesentlich zur Aufhellung der geographischen und ethnographischen Verhältnisse des südwestlichen Congobeckens beigetragen hatten.

Im Herbste 1880 trat Dr. Pogge eine neue Reise im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin an, um eine dauernde Station in Mussumba zu errichten und von hier größere Reisen zur Erforschung des unbekannten Gebietes zwischen Quanza und Lualaba auszuführen. Sein Begleiter auf dieser Reise war sein Freund Lieutenant Hermann Wißmann, der besonders durch seine Bekanntschaft mit Pogge für die Afrikaforschung angeregt und erwärmt wurde. Am 18. November 1880 verließen Pogge und Wißmann Europa, betraten zuerst den Boden Afrikas in Loanda und erreichten bereits am 25. Januar 1881 Malange, wo sie mit dem zurückkehrenden Dr. Buchner zusammentrafen. Dieser war nämlich bereits Ende 1879 in der Residenz des Muata Jamwo eingetroffen. Im Januar 1878 war ein anderer deutscher Reisender, Ingenieur Otto Schütt, von Angola aus ostwärts ins Innere vorgedrungen, doch wurde er in der Folge von den wilden Eingeborenen auf die Route Pogges gedrängt, wodurch er gleichfalls zum Muata Jamwo kam, der ihn an einem weiteren östlichen Vordringen hinderte.

Durch das Zusammentreffen der Expedition Pogges und Wißmanns mit Buchner, änderten jene ihren Plan. Der Aufenthalt und die Arbeiten Buchners in Mussumba machten nämlich die Errichtung einer Station daselbst überflüssig; überdies war es sehr zweifelhaft, ob Muata Jamwo eine Weiterreise gestatten würde. Sie beschlossen sich nordwärts zu wenden, überschritten ohne Hinderniß die Nordgrenze des Lundareiches und erreichten wohlbehalten das Land der Baschilange, wo sie freundliche Aufnahme fanden. Am 5. Januar 1882 befanden sich die Reisenden bereits an den Ufern des Lubi, eines prächtigen, durch die reichste Flora geschmückten Tropenflusses. Von hier ab gelangten die Reisenden in eine neue Welt. In reinlichen schönen Dörfern, deren geräumige nette Häuser, von eingezäunten Gärtchen umgeben, sich in schnurgeraden Straßen aneinanderreihen, überschattet von Oelpalmen und Bananen, leben die Bassonge, ein schöner kräftiger Menschenschlag, unberührt von jedem Einflusse von Außen, stark an Zahl, reich an allen Bedürfnissen des Lebens, die ihm die üppige Natur spendet, hochstehend in kunstfertiger Bearbeitung des Eisens, Kupfers, Thones, Holzes, der Mabele-Kleiderstoffe und Korbflechtereien.

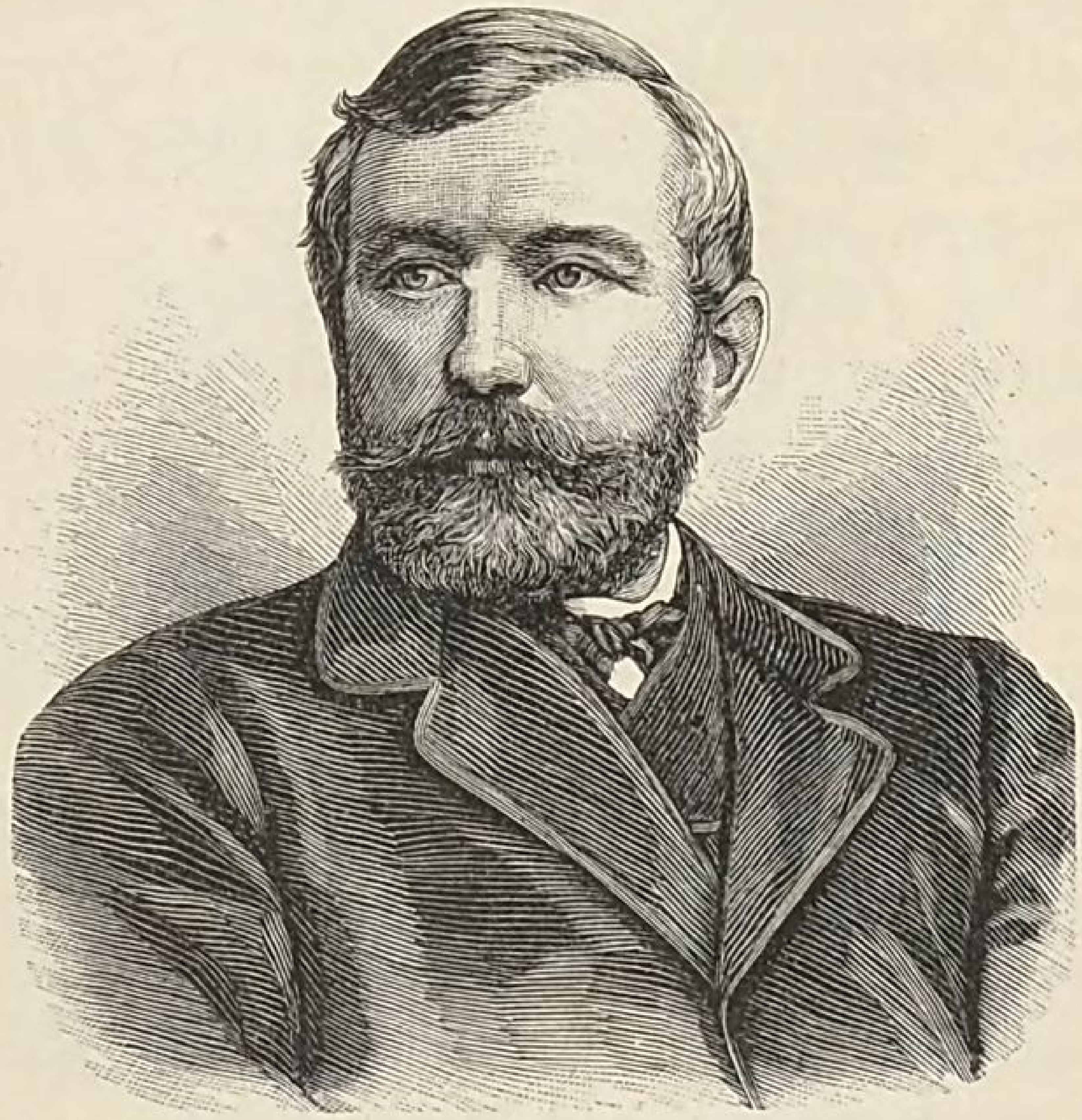
In zwei starken Tagemärschen durch einen nur von Elephanten, Büffeln und Warzenschweinen belebten Urwald gelangten die Reisenden in die Residenz des Katschitsch, dem, wenigstens dem Namen nach, die Bassonge unterthan sind. Katschitschs Herrschaftsgebiet ist das Reich Kotto. Seine Residenz liegt am linken Ufer des Lubilasch in 5° 7′ Südbreite. Auch dieser Fürst setzte dem weiteren Vordringen der Reisenden Hindernisse entgegen, doch konnten dieselben schließlich überwunden werden. Am 29. Januar 1882 wurde der Lubilasch (beiläufig bemerkt, identisch mit dem Sankura) gekreuzt und der Marsch durch reich bewässertes Savannenland angetreten. Die Reisenden kamen in die Gebiete der Benecki und Kalebue, welch letztere beim Nahen der Karawane, die sie für eine solche von Sclavenjägern hielten, entflohen, und erreichten nach sechswöchentlichem Marsche am 8. März den von Camerons Reise her bekannten Lomami, der unter 5° 32′ 30″ Südbreite (eine Strecke nördlich von dem Mohryasee, den Cameron entdeckt hatte) gekreuzt wurde. Da die Reisenden keine Tauschartikel mehr besaßen, beschlossen sie die Direction nach Njangwe einzuschlagen, das sie am 17. April erreichten. Zuvor hatten sie eine böse Strecke, Ueberschwemmungsgebiet und Sümpfe, zurückzulegen, in welcher ihnen namentlich ein undurch-

dringlicher, zu Filz verwachsener Grasbestand, durch den meist Schritt für Schritt der Weg gebahnt werden mußte, unsägliche Hindernisse bereitete. Der am 2. April erreichte Lufubufluß dehnte sich wie ein riesiger See in der durch die tropischen Regen überschwemmten Ebene aus.

In Njangwe fanden Pogge und Wißmann nicht nur eine freundliche Aufnahme seitens der Araber, sondern auch Credit und einige längst nicht mehr gekannte Genüsse. Fast drei Wochen blieben sie in dieser entlegensten innerafrikanischen Oase der Halbcivilisation, dann erfolgte die Trennung. Pogge kehrte nach der Station Mukenge zurück, während Wißmann die Gelegenheit abwartete, mit einer Karawane nach der Ostküste zu ziehen. In diesem Warten verging fast ein Monat. Wißmann, von Ungeduld angetrieben und des müßigen Lebens in Njangwe überdrüssig, entschloß sich, allein aufzubrechen, und verließ am 1. Juni die genannte Stadt am Lualaba. Er kam wohlbehalten nach Ruanda, der englischen Missionsstation am westlichen Ufer des Tanganjika, von wo er einen Ausflug zum Lukuga machte, um dessen hydrographischen Charakter zu erforschen. Hierauf schiffte er nach Udschidschi über, kam glücklich nach einem Besuche bei dem gefürchteten Banditen Mirambo in Unyanyembe nach Tabora-Kazeh und zur deutschen Station Kondoa in Usagara, dem Gebiete östlich von Ugogo. Damit war das Schlimmste überwunden. Den letzten Theil der ungeheueren Ueberlandroute legte Wißmann in Gesellschaft des von uns bereits öfters genannten arabischen Händlers Tipo-Tip, der auch Cameron und Stanley mancherlei Dienste geleistet hatte, zurück, und traf am 15. November 1882 in Sandani an der Suaheliküste ein.

Wißmanns Reise ist die fünfte Durchquerung Afrikas von Küste zu Küste. In der Richtung von West nach Ost ist sie die dritte; Livingstone und Serpa Pinto waren Wißmanns Vorläufer, doch durchschnitten sie den Continent viel südlicher, Livingstone, wie bekannt, im Zambesigebiet, Serpa Pinto in Südafrika. Von Osten nach Westen wurde Afrika bisher nur von Cameron und Stanley durchquert. An dieser Gesammtleistung sind sonach zwei Engländer, ein Portugiese, ein Amerikaner und ein Deutscher betheiligt. Da Wißmanns und Pogges Route von Malange ab durch bis dahin von Europäern noch nie betretene Gebiete führte, war sie von großen Erfolgen für die geographische Wissenschaft begleitet. Die herrlichen Grasfluren im Südosten des Congogebietes,

die großen Nebenflüsse des Congo, verschiedene, bis dahin unbekannte Stämme, wie der nordöstliche Zweig der Baschilange, der kriegerischen Bassonge, der Benecki und Kalebue, sowie die Entdeckung des Zwergvolkes Batua (vielleicht mit den Watwas Stanleys identisch), welches als spärlicher Rest der Urbevölkerung auf dem ganzen Gebiete von den Mombuttu im Norden (Nilregion) bis zu den Buschmännersitzen im Süden anzusehen ist: das sind der Hauptsache nach die Bereicherungen, welche die geographische Wissenschaft durch Pogge und



Dr. Paul Pogge.

Wißmann erfahren hatte. Die Reisenden konnten auch constatiren, daß alle diese Völker, einschließlich der prachtvoll wild bemalten Baschilange, zum größten Theile Cannibalen sind. Darnach scheint der Cannibalismus in Innerafrika eine ungeheuere Verbreitung zu haben, wenn man Stanleys Wahrnehmungen am Congo und jene Schweinfurths in der oberen Nilregion mit in Betracht zieht....

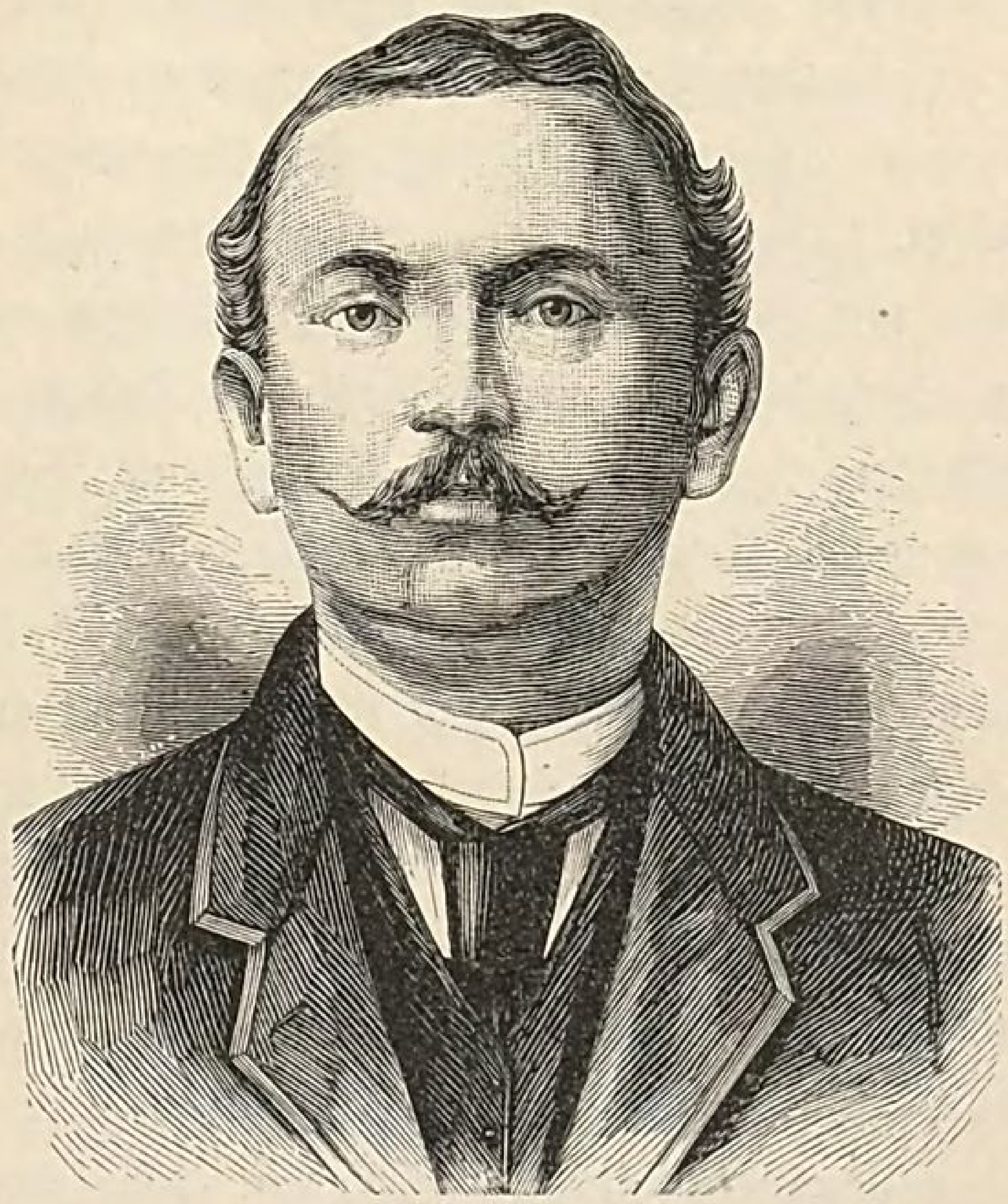
* * *

Der freie Congostaat.

Am 12. September 1876 war im Palaste des Königs der Belgier eine illustre Gesellschaft von Forschungsreisenden und berühmten Geographen ver=

sammelt. Der König selber hatte diese Zierden der geographischen Wissenschaft zu sich berufen, um ihnen seine Pläne und Absichten darzulegen. Es handelte sich um nichts Geringeres, als die systematische Erforschung und Civilisirung, beziehungsweise Ausnützung jenes gewaltigen Erdraumes, den wir Aequatorial-Afrika nennen.

In der dritten Sitzung am 14. September wurde die »Internationale afrikanische Gesellschaft« gegründet und über Antrag des



Lieutenant H. Wißmann.

Mitgliedes Sir Bartle Frere der König mit Acclamation zum Präsidenten der Gesellschaft gewählt.

Dies war der erste Schritt eines Unternehmens, dessen weitläufiges Programm durch eine fortgesetzte wissenschaftliche und praktische Thätigkeit, durch namhafte Geldopfer und Anbahnung von internationalen Beziehungen auf diplomatischem Wege, nach Ablauf von wenigen Jahren fast vollständig durchgeführt wurde. Als die Gesellschaft ins Leben trat, hatte Stanley noch nicht seine epochale Congofahrt bewirkt. Die Thätigkeit der Gesellschaft erstreckte sich daher zu Beginn auf den östlichen Theil von Aequatorial-Afrika, der in den ersten Siebziger

Jahren durch Stanleys Mission, Livingstone aufzusuchen, durch die englischen Hilfsactionen unter Cameron u. a. Unternehmungen in den Vordergrund des geographischen Interesses getreten war. Bereits im October 1877, etwa zehn Wochen nach dem Anlangen Stanleys an der Congomündung, ging die erste belgische Expedition nach der Ostküste von Afrika ab; ein Jahr darauf, am 25. November 1878, ein halbes Jahr nach der Begegnung Stanleys mit dem Könige Leopold II. von Belgien, constituirte sich das »Comité d'études du Haut-Congo«, womit das Schwergewicht der Unternehmung von der Ostküste auf die Westküste, beziehungsweise auf das Congogebiet verlegt wurde.

Unterdessen waren nacheinander vier belgische Expeditionen nach dem Osten von Aequatorial-Afrika abgegangen, um die ersten Stationen am Tanganjika zu gründen. Im Großen und Ganzen hatten diese Expeditionen nicht den erwarteten Erfolg und mußten noch überdies mit schmerzlichen Opfern an Menschenleben bezahlt werden. Mit dem Jahre 1880 aber begann eine neue, glückverheißende Aera der Internationalen Association. H. Stanley bereiste den unteren und mittleren Congo und gründete die ersten Stationen; im Juli 1881 befand er sich bereits am Stanley-Pool, und während er sich hierauf auf kurze Zeit nach Europa verfügte, setzten seine Mitarbeiter das begonnene Werk rüstig fort, das ganze Jahr 1882 hindurch. Im darauffolgenden Jahre gelang es Stanley, durch Benützung mehrerer kleiner Dampfer, die man mit Umgehung der unteren 32 Congofälle nach dem Stanley-Pool gebracht hatte, den ganzen Mittellauf des Stromes bis zu den oberen Katarakten zu befahren und dem ganzen Stromlaufe entlang Stationen zu gründen. Im Jahre 1884 war die Kette der Stationen in der ganzen Breite von Aequatorial-Afrika von Küste zu Küste, mit Ausnahme der Strecke Njangwe-Stanleyfälle, geschlossen und am 18. März 1884 lief der zerlegbare Dampfer »Le Cambier« zu Karéma in die Wogen des Tanganjika.... Das sind in Kürze die ungeheueren Erfolge der Internationalen Association innerhalb von acht Jahren.

Wenn wir nun einen orientirenden Blick auf die Interessen werfen, welche die verschiedenen europäischen Mächte im Congogebiete zu vertreten haben, nehmen wir Erscheinungen wahr, die sich früher oder später zu einer greifbaren Rivalität entwickeln werden. Daß diese Rivalität nicht in politische Gegnerschaften ausarten, sondern sich lediglich auf commercielle Strebungen erstrecken

werde, ist im Interesse der guten Sache zu wünschen. Vor den großen Zielen der Civilisation in jener fernen Erdenregion haben alle Sonderinteressen zurückzutreten. Die harmonische Uebereinstimmung ist wünschenswerter, als eine maßlose Concurrenzjagd.

Das Mißliche in der Situation beruht darin, daß am Congo von Alters her eigentlich nur eine einzige Colonialmacht schaltete, während die übrigen europäischen Mächte nur indirect als Handeltreibende in jenem Gebiete mehr oder weniger interessirt waren. Diese Colonialmacht ist Portugal, welches seit Jahrhunderten im Bereiche des unteren Congo Ansiedelungen besitzt; die handeltreibenden Mächte sind England, Frankreich, Holland und Deutschland. Die Küstenlänge der portugiesischen Colonie an der äquatorialen Westküste Afrikas mißt ungefähr 600 Kilometer. Diese Küstenstrecke war wohl lange Zeit die Basis für zahlreiche Handelsanknüpfungen der Portugiesen mit dem Hinterlande, niemals aber die Basis für Forschungsreisende irgend welchen Landes. Daß die Angelegenheit heute ganz anders stände, wenn Portugal im Laufe von vier Jahrhunderten die so naheliegende Gelegenheit benützt haben würde, occupirend und annectirend nach dem Innern Aequatorial-Afrikas vorzudringen, liegt auf der Hand. Die Portugiesen würden in diesem Falle — vorausgesetzt, daß sie ihren Bestrebungen den entsprechenden Nachdruck durch Aufgebot ausreichender Machtmittel verliehen hätten — über ein großes Colonialreich am unteren und vielleicht auch am mittleren Congo verfügen. Die Civilisirung des Dunklen Erdtheils würde eine ganz andere Physiognomie, wahrscheinlich einen großartigen und nachhaltigen Erfolg zu verzeichnen gehabt haben.

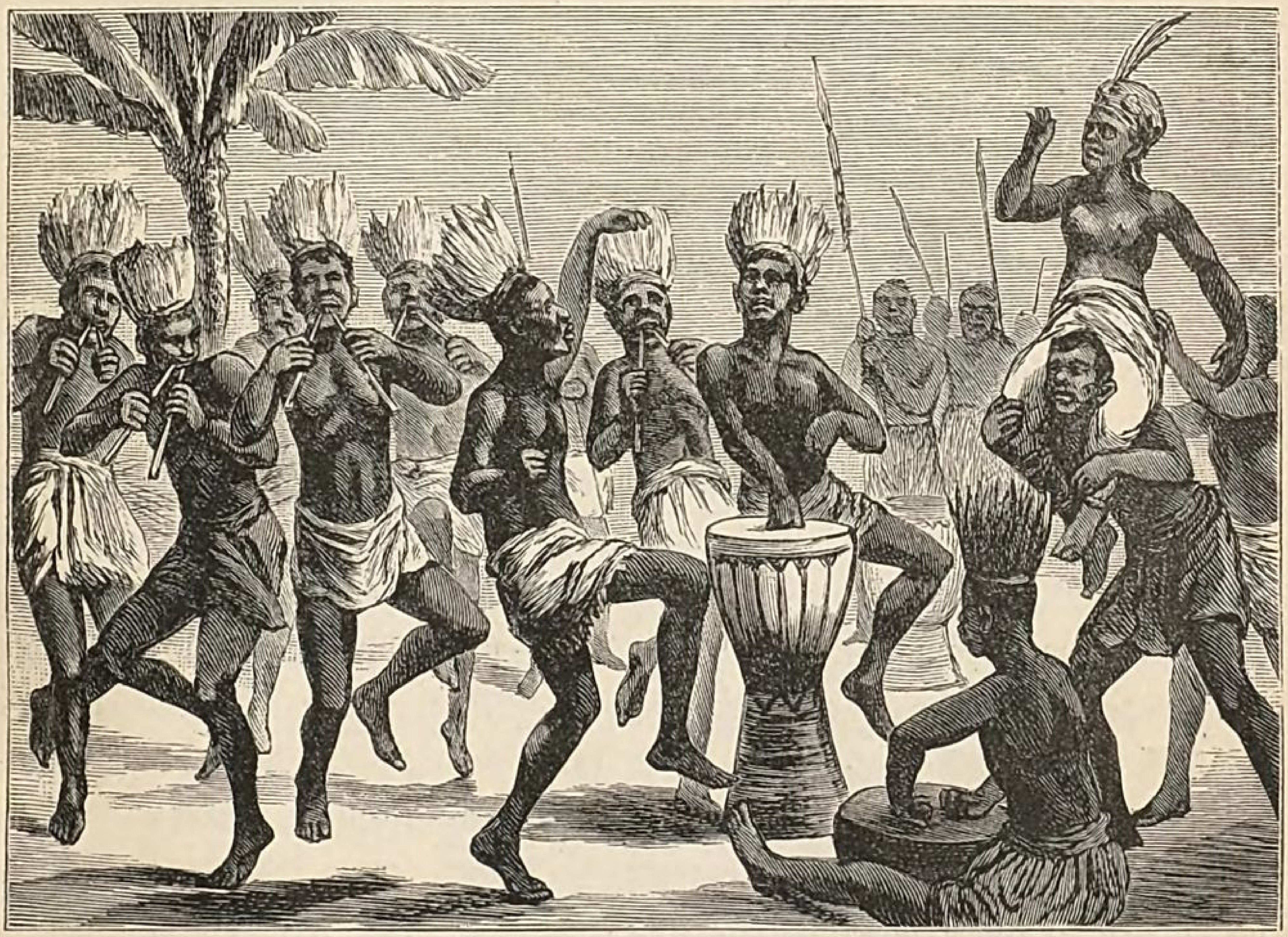
Portugal aber kümmerte sich nicht um das Hinterland, vier volle Jahrhunderte hindurch, ging nicht erobernd vor, sondern begnügte sich mit den materiellen und moralischen Erfolgen, die ihm aus dem langen Handelsverkehre mit den Eingeborenen erblüht waren. Die Vernachlässigung der äquatorialen Westküste Afrikas als Basis zu Forschungen in das Innere des Dunklen Erdtheils mußte früher oder später den betheiligten Kreisen auffallen. Die ersten, welche auf dem neuen Schauplatze erschienen, waren die Deutschen, welche durch Organisation der Loango-Expedition (1873 bis 1874) die neue Fährte eröffneten. Zwei Jahre später unternahm H. Stanley seine kühne, unvergleichliche Congofahrt, und nun richtete das gesammte civilisirte Europa seine Blicke

auf das neu erschlossene — wenn auch vorläufig nur im geographischen Sinne erschlossene — ungeheuere Gebiet von Aequatorial-Afrika. Der Stanley'schen Großthat folgte die Gründung der »Internationalen Gesellschaft zur Erforschung und Civilisirung Central-Afrikas«.... Jetzt erst erwachten die Portugiesen aus ihrem Halbschlummer. Sie sahen sich bedroht, überflügelt und suchten Bundesgenossen; wer willig die Hand zu bieten schien, war das sonst in Colonialfragen bekanntlich äußerst egoistische England.

Der zwischen Großbritannien und Portugal geschlossene Vertrag, durch welchen ersteres das Anrecht des letzteren auf die »Westküste von Afrika« (soll heißen: Westküste von Aequatorial-Afrika) zwischen 8° und 5° 12′ Südbreite anerkannte, wurde, wie nicht anders zu erwarten, im englischen Parlamente heftig angegriffen. Der im Vertrage abgegrenzte Küstenstrich erstreckt sich vom Nordende der portugiesischen Provinz Angola nordwärts über die Congomündung hinaus, schließt also diese in sich. Auf eine Interpellation erklärte die britische Regierung, daß sie keineswegs die Rechte Portugals auf die Congoküste anerkannt habe; da aber Portugal die an die Congomündung zunächstgrenzende Colonialmacht sei, wäre es wünschenswert, derselben gewissermaßen die polizeiliche Oberaufsicht an der Strommündung zu überlassen, damit den dortselbst bestehenden Uebelständen gesteuert werde. Auch dieses Argument verfing bei den Manchestermännern nicht; diese machten geltend, daß Portugal ein schlechter Colonisator sei, und die ganze Abmachung nur darauf abziele, durch Vordrängen der portugiesischen Präponderanz einen Schachzug gegen Frankreich, das durch die Mission Brazzas activ in die Congofrage eingegriffen habe, auszuführen. Auf diesen Wink hin beeilte sich Frankreich Thatsachen zu schaffen. Es ließ im Frühjahr 1883 Punta Negra im Mündungsbereiche des Niariflusses occupiren.

Dieser Punkt liegt unter dem 5.° Südbreite, also bereits außerhalb der Uferzone, welche Portugal für sich beansprucht hatte. Gleichwohl protestirte der Commandant des portugiesischen Kanonenbootes »Bengo« gegen die von Frankreich begangene »Vergewaltigung«. Da dies nichts fruchtete, eröffnete die Regierung von Lissabon eine nachhaltige Agitation zur Wahrung ihrer vermeintlichen Rechte. Sie ließ zunächst durch die Geographische Gesellschaft ein umfangreiches Memoire unter dem Titel »La question du Zaire — Droits du Portugal« an sämmt-

liche geographische Gesellschaften versenden, in welchem der Nachweis versucht wurde, daß Portugal uralte historische Rechte auf das Congogebiet besitze. Kann auch nicht geleugnet werden, daß dieser Schrift ein hervorragendas geographisches und geschichtliches Interesse innewohnte, so waren die aus ihr gefolgerten oder zu folgernden praktischen Nutzanwendungen dennoch so zweifelhafter Natur, daß ein gegnerisches Urtheil nicht lange auf sich warten ließ. A. J. Wauters



Hochzeitfeier bei den Kalebue (s. S. 198).

replicirte im officiellen »Bulletin« der belgischen Geographischen Gesellschaft, indem er auf die geringen Verdienste und belanglosen Leistungen Portugals an jener Küste im Verlaufe vieler Jahrhunderte hinwies. Die fraglichen Gebiete seien von Repräsentanten aller Culturvölker, nur nicht von Portugiesen durchforscht worden; alles geographische Material rühre von jenen her, während es die Portugiesen nicht einmal zu brauchbaren Karten gebracht hätten. Ganz besonders aber sei es Stanley, der in wenigen Monaten mehr geleistet habe, als die Portugiesen im Laufe mehrerer Jahrhunderte. Die Ausführungen Wauters'

ließen durchblicken, daß es Portugal darum zu thun sei, die Leistungen Anderer für seine Zwecke auszubeuten, indem es sich auf fictive historische Rechte stützte, zu deren Anerkennung sich niemand verpflichtet fühlen könne, der die localen portugiesischen Interessen im Bereiche der Congomündung von der großen internationalen Frage der Erschließung des Congogebietes zu trennen wisse. Der wahre Pionnier in jener Gegend ist eben nicht Portugal, sondern die »Internationale afrikanische Gesellschaft«, die mit dem gewaltigen Aufwande von intellectuellen Kräften und großen Capitalien den ersten bedeutungsvollen Schritt in der Civilisirung jener Region des Dunklen Erdtheils gethan habe.

Die Portugiesen ließen sich durch derlei Anfechtungen keineswegs einschüchtern. Im October 1883 richtete die Regierung von Lissabon neuerdings eine Depesche an ihre Vertreter im Auslande, in welcher sie erklärte, von ihren traditionellen Rechten über das untere Congogebiet nicht zu lassen. Darob zeigte sich in der öffentlichen Meinung Englands eine neuerliche Verstimmung gegen Portugal. Die »Times« erklärte kurz und bündig, daß es sich hier nicht um vergilbte historische Rechte, sondern um Thatsachen handle, die durch die geographischen Forschungen und Entdeckungen aus allerjüngster Zeit ihr besonderes Gepräge erhielten, welche vor ein internationales Forum gehörten. Um den Hader voll zu machen, begannen nun auch die Franzosen und mit ihnen im Vereine die Belgier gegen Stanley zu agitiren. Belgische Blätter wiesen auf dessen Unverträglichkeit hin, welche zur Folge gehabt hätte, daß fast alle belgischen Officiere sich von dem »Congomann« losgesagt hätten. Die Franzosen wieder nahmen ihren Schützling, den Grafen Savorgnan de Brazza, unter ihre Fittige, indem sie in erster Linie dessen schwierige Stellung gegenüber dem von der Internationalen afrikanischen Gesellschaft mit fast unerschöpflichen Geldmitteln ausgestatteten Herrn Stanley hervorhoben. Man ging so weit, den hochverdienten amerikanischen Pionnier zu verdächtigen, daß er dem französischen Forscher Hindernisse in den Weg stellte und dessen schwererrungene Resultate für seine Zwecke ausnützte. Daß diese giftigen Anfeindungen den thatsächlichen Verhältnissen nicht entsprachen, ist über allem Zweifel erhaben. Man hat wohl noch die Begegnung zwischen den beiden Forschungsreisenden im Saale der Pariser Geographischen Gesellschaft in Erinnerung, wobei Stanley die Rolle des versöhnlichen, entgegenkommenden Freundes übernommen hatte, während Brazza durch sein hoch=

fahrendes Auftreten es förmlich auf einen Bruch abgesehen hatte. Auch ist Stanley, der, nur vom Forschereifer angespornt, die großartige Congofahrt unternommen hatte, nicht der Mann, dem man selbstsüchtige Interessen und kleinliche Eitelkeiten zumuthen möchte.

Als diese rhetorischen Streitigkeiten ihren Höhepunkt erreicht hatten, trat plötzlich ein dritter Gast auf die Schaubühne — die nordamerikanische Union. Am 5. December 1883 ging dem Congresse eine Botschaft des Präsidenten zu, in welcher motivirt wurde, daß die Vereinigten Staaten gegenüber den Vorgängen am Congo nicht gleichgiltige Zuschauer dortselbst abgeben könnten. Amerikanische Bürger seien zwar zur Zeit an der fraglichen Angelegenheit noch nicht direct interessirt, aber es sei die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Vereinigten Staaten durch jene Vorgänge gezwungen wären, mit anderen Handelsmächten zu cooperiren, um die Rechte des freien Verkehres im Congogebiet zu sichern, ohne Intervention oder politische Controle irgend eines einzelnen Staates.

Unterdessen hatte Brazza an seiner Aufgabe weiter gearbeitet. Im October 1883 war seine Expedition bereits über das Gebiet der Adumas hinausgerückt. Nicht weniger als sieben französische Missionäre aus den Guinealändern begleiteten ihn; denn Brazza hatte erklärt, »daß nur die katholische Religion das von ihm angestrebte Civilisationswerk fördern könne«. So wenigstens hieß es in einem Briefe eines französischen Missionärs. Und zum Schlusse versicherte der Briefschreiber, daß die Missionäre die thätigsten Mitarbeiter Brazzas seien, die unverdrossen an der Durchführung des schwierigen Unternehmens sich betheiligten, trotz der Hindernisse aller Art, welche ihnen Stanley und Consorten in den Weg zu legen suchten.... Die eigentlichen großen Erfolge Brazzas reichen aber in das Jahr 1881 zurück. Damals wurde die Beharrlichkeit des Forschungsreisenden durch die Erreichung des Stanley-Pool vom Ogowe aus belohnt. Als dann im Juli desselben Jahres Stanley auf seiner zweiten Congofahrt (von der Mündung her) den genannten Punkt erreichte, fand er daselbst unerwartete Verhältnisse, die durch Besetzung einer Uferstrecke am rechten Ufer durch Brazza geschaffen waren und infolge deren Stanley auf die Anlage einer Station am rechten Ufer verzichten mußte. Er fand indeß am linken Ufer freundliche Aufnahme bei den Häuptlingen, welche ihm unfern von Ntamo das zur Anlage der Station nöthige Terrain abtraten.... Es war dies die Station »Leopold-

ville«, die sich gegenüber der französischen Station »Brazzaville« erhob. Stanley hatte bei dieser Expedition ein kleines eisernes Dampfboot (»En avant«) mit sich, welches mit Umgehung der 32 unteren Congofälle auf durchwegs neu angelegten Straßen bis Stanley=Pool befördert wurde. Schon im December 1881



Zauberer aus Urua im Lualabagebiet. (Die Gesichter sind weiß geschminkt.)

schwamm das Fahrzeug auf der großen, seeartigen Ausweiterung des Riesenstromes. Damit war der Erfolg Brazzas jedenfalls übertrumpft. Dies sollte vollends im Jahre 1883 geschehen. Durch Kränklichkeit zur Rückkehr nach Europa gezwungen, eilte Stanley nach kurzer Pause abermals an die Westküste von



Ein Waldthal im südlichen Congobecken (Lugungwafluß).

Central-Afrika, um seine dritte Congofahrt anzutreten. In Stanley-Pool hatte er 1500 Kilometer schiffbaren Flußlaufes vor sich. Mit seinem Dampfboote steuerte er unbehindert in das Innere des Congogebietes, das er wenige Jahre vorher als gehetzter Flüchtling in umgekehrter Richtung durchzogen. Etwa 170 Kilometer stromauf von Leopoldville gründete er die Station Bolobo, und in einer Entfernung von circa 460 Kilometer vom erstgenannten Orte die letzte Station Ikengo. Er hatte damit fast den Aequator erreicht und mehr als die Hälfte des Weges bis zu den sieben oberen Katarakten zurückgelegt.

So gebührt denn, wie wir sehen, Stanley unbedingt das Verdienst, in der bisherigen Erschließung und Civilisirung des Congothales das Meiste, oder richtiger, Alles gethan zu haben. Die Portugiesen haben zwar mit papierenen Protesten und Geltendmachung sogenannter historischer Rechte nicht gespart, aber activ haben sie sich mit den Forschungsarbeiten in dieser Zeit so wenig befaßt, wie vorher. Sämmtliche Stationen, welche Stanley, auf Grund der ihm vom »Comité d'études du Haut-Congo« zur Verfügung gestellten reichen Mittel ins Leben rief, gedeihen vorzüglich. Namentlich lebhaft gestaltet sich der Tauschhandel zu Leopoldville. In kurzer Zeit verkehrten oberhalb dieser Station mehrere kleine Dampfboote. Diese Thatsache klingt fast märchenhaft, wenn man erwägt, daß noch vor wenigen Jahren jene Region völlig unbekannt war und auf allen Karten als ein blanker weißer Fleck figurirte. Auch auf dem Stromabschnitte unterhalb der Jellalafälle verkehren derartige Fahrzeuge. Da alle Dampfboote, welche oberhalb der Livingstonefälle zur Verwendung gelangten, weite Strecken über Land transportirt werden mußten, hat man ihnen eine besondere Construction gegeben. Um bei möglichst geringem Gewichte große Dauerhaftigkeit zu erzielen, wurden sie ganz aus Stahl hergestellt. Die Fahrzeuge sind aus wasserdichten Theilen zusammengesetzt, welche mittelst Schraubenbolzen leicht auseinandergelegt und zusammengesetzt werden können. Jeder einzelne Ponton ist schwimmfähig hergestellt. Die Fahrzeuge sind Steuerraddampfer, d. h. sie werden durch ein Triebrad in Bewegung gesetzt, welches sich am Hintertheile des Bootes befindet.

Ueber seine letzte Congofahrt schrieb Stanley am 11. Juli 1883 unter anderem: »Wir sind nun 699 geographische (soll heißen: englische) Meilen in das Innere vorgedrungen. Fünf kleinere Stationen sind zwischen den Haupt-

stationen an solchen Stellen errichtet, wo die Bevölkerung besonders dicht ist.... Die Bevölkerung an den Ufern des Matumbasees ist so dicht, daß sich, wenn man dieselbe zur Grundlage der Berechnung nehmen würde, für das Stromgebiet des Congo eine Bevölkerungszahl von 49 Millionen oder 55 Seelen auf die (englische) Quadratmeile ergeben würde. Ich habe nie so energische Kaufleute gesehen, wie es diese Schwarzen sind. Jede Ware ist bei ihnen verkäuflich, und alle ihre Gedanken sind darauf gerichtet, durch den Handel einen ehrlichen Groschen zu verdienen. Die Person des reisenden Kaufmannes ist in diesem Lande geheiligt; von niemandem wird er belästigt und jeder Häuptling ist verpflichtet ihn zu beschützen....« In einem weiteren Schreiben eifert Stanley gegen die »Mißwirtschaft portugiesischer Colonialpolitik« und empfiehlt England, das Protectorat über das Congogebiet anzutreten. Diese Bestrebung ist, wie die Thatsachen lehren, zum Glücke ein frommer Wunsch geblieben. Wenn die Portugiesen nicht fähig sein sollten, in jenen Regionen civilisatorische Aufgaben zu lösen, so bedingt dies noch keineswegs ein Uebergreifen der portugiesischen Macht. Da Stanley ein Amerikaner ist, wäre zu erwägen, daß nächst Portugal gerade England dasjenige Land ist, welches zur Civilisirung des Congogebietes bisher am wenigsten beigetragen hat. Dagegen wäre daran zu erinnern, daß Frankreich und Deutschland sehr werkthätig in die vorschwebenden Aufgaben eingegriffen haben. Die Zweiginstitutionen der Internationalen Association in Deutschland und Frankreich haben seit Stanleys großartiger Entdeckungsfahrt zahlreiche Pionniere nach der Westküste von Central-Afrika entsendet. Während die Internationale Association, von der Ostküste ausgehend, eine Reihe von Stationen bis zum Tanganjikasee gründete, an welcher Aufgabe sich Frankreich und Deutschland betheiligten, verfolgen die Deutsche Afrikanische Gesellschaft und die französische Section der Internationalen Association ihre Aufgaben auch im Westen, und zwar Deutschland auf der bereits früher betretenen Bahn in Angola durch die Entsendung Schütts, Buchners und in jüngster Zeit Pogges und Wißmanns, Frankreich durch die Entsendung Brazzas. Von englischen Reisenden hörte man in der ganzen Zwischenzeit nichts, denn die Reise H. Johnstons auf dem unteren Congo kann nicht als Forschungsreise gelten. Dagegen war die Expedition des portugiesischen Majors Serpa Pinto, von Benguela quer durch Südafrika bis d'Urban, von großem Erfolge begleitet.

Von den deutschen Reisenden in dem fraglichen Gebiete hat namentlich Max Buchner einige Notizen über die handelspolitische Seite der Congofrage mitgetheilt. Zu Beginn des Jahres 1883 hielt der Genannte einen Vortrag im Vereine für Erdkunde in Halle a. S., in welchem er unter anderem Folgendes bemerkte: »Der Binnenhandel liegt fast ausschließlich in den Händen der Schwarzen, die geborene Kaufleute sind.... Auch gegen die Küsten hin dringt der Negerhändler immer mehr in dem Maße vor, als sein Selbstgefühl sich hebt und seine abergläubische Scheu vor der Berührung mit der Küste und den Weißen abnimmt. Welchen Wert wird nun das Congobecken in Zukunft für den Europäer haben? Die Unmöglichkeit europäischer Ackerbaucolonien im tropischen Afrika ist durch das Aussterben der portugiesischen Verbrechercolonie bei Malange erwiesen. Das Klima macht eben dem Europäer angestrengte Körperarbeit unmöglich. Aber auch der europäische Kaufmann vermag im allgemeinen gegen den eingeborenen Händler nicht aufzukommen; in diesem Wettkampfe der beiden Rassen muß der minder klimaangepaßte Weiße unterliegen. Eine erfolgreiche Concurrenz ist nur da zu erhoffen, wo sie durch Dampferverkehr erleichtert wird, d. h. für unser Gebiet längs des Congo auf der Strecke Livingstone-Pool bis Stanley-Pool und zu beiden Seiten der Congomündung von Gabun bis Ambriz. Hier errichtete Factoreien versprechen für die nächsten 50 Jahre noch einen einträglichen Kautschuk- und Elfenbeinhandel. Späterhin würde man den Versuch machen müssen, die Eingeborenen zur Arbeit zu erziehen, allerdings unter Ausschluß übertriebener Humanitätsschwärmerei, und dadurch die Anlage von Vanille-, Chocolade-, auch Chinin-Plantagen ermöglichen.«

An der Küste des Congogebietes blühen, wie aus verschiedenen handelspolitischen Berichten zu ersehen ist, Factoreien bereits seit längerer Zeit. Für den dermalen noch herrenlosen Küstenstrich von Loango nördlich der Congomündung wurden 1882 zwischen 60 bis 90 Factoreien angegeben, zwischen Banana und Vivi am Congo selbst zählte man im selben Jahre 26 portugiesische, 12 holländische, 7 französische und 4 englische Factoreien. Seitdem ist deren Zahl (unbekannt in welcher Höhe) nicht unerheblich gewachsen. Was schließlich die portugiesische Provinz Angola anbetrifft, so sprechen hier Thatsachen gegen die Behauptung Buchners, denn jene ist eine Agriculturcolonie, deren Reichthum nicht auf dem Handel mit den Eingeborenen des Binnenlandes

sondern auf den Agriculturproducten der Küste beruht. Ferner ist Angola nächst Capland die einzige Colonie der afrikanischen Küsten (die Nordseite ausgenommen), deren Ausfuhr fast gänzlich aus im Lande selbst erzeugten Producten besteht; alle anderen Colonien exportiren hauptsächlich Handelsproducte, die aus den Nachbarländern bezogen werden, und nicht Landesproducte.

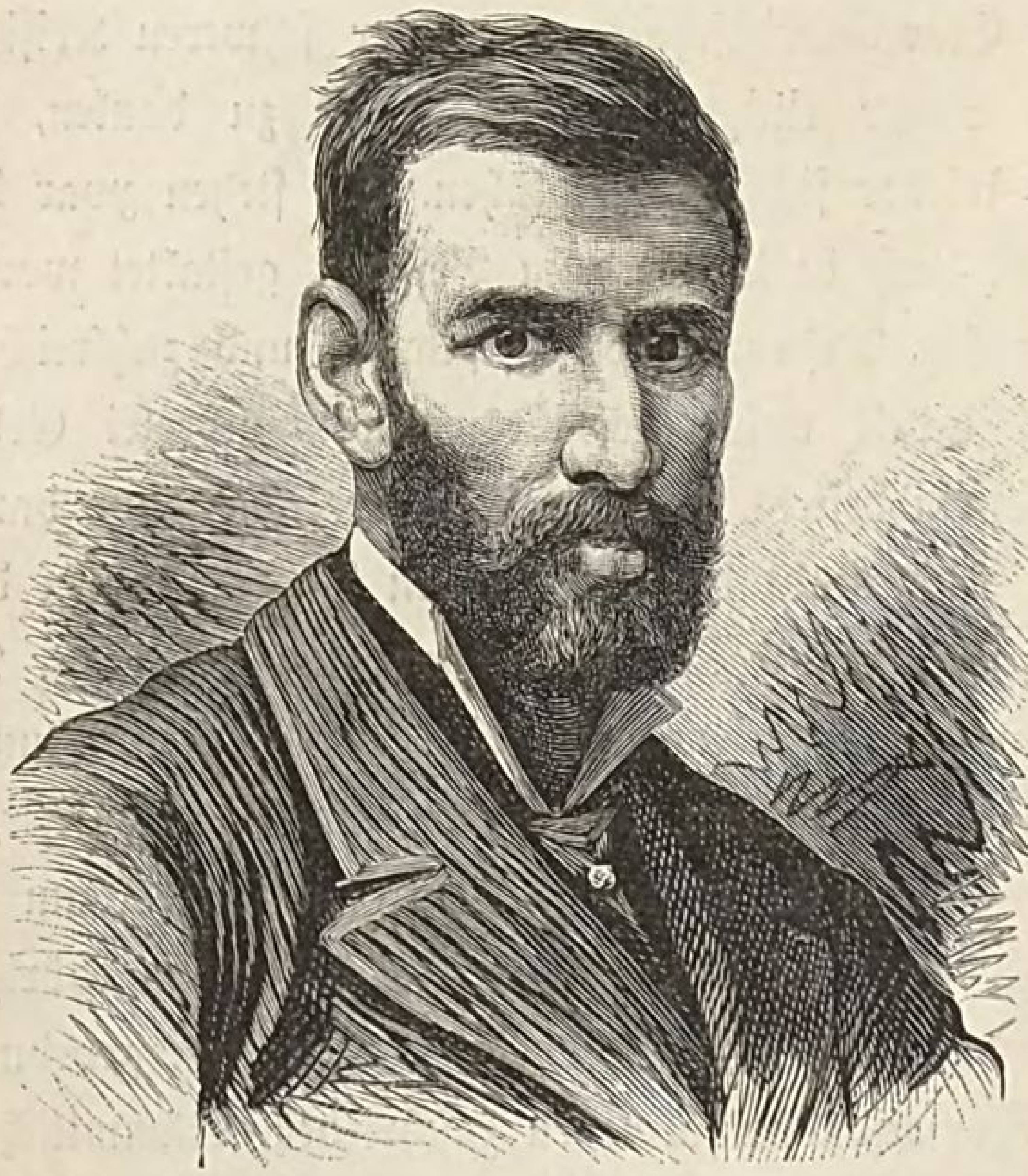
In dem Streite, ob die Portugiesen berufen seien, in den Zukunftsangelegenheiten des freien Congostaates die erste Stimme zu führen, ist es von Wichtigkeit, sich hierüber ein selbständiges Urtheil zu bilden. Leider ist dies dem Fernestehenden fast unmöglich. Wir haben es uns angelegen sein lassen, aus der vorhandenen überreichen Literatur Informationen einzuholen, sind aber hiebei auf Widersprüche der frappantesten Art gestoßen. Daß die Engländer die civilisatorische Rolle der Portugiesen nicht gelten lassen, haben wir weiter oben vernommen. Stanley spricht vollends von einer »unglücklichen Mißwirtschaft«. Dagegen läßt sich das Urtheil zweier deutscher Reisender, O. Lenz und Peschuel-Lösche, etwa in die folgenden Sätze zusammenfassen: Die Portugiesen, die ersten Pionniere Afrikas, sind dasjenige Volk Europas, welches mit den Afrikanern am besten umzugehen weiß; es hat sich häuslich in den eroberten Districten niedergelassen, Plantagen angelegt, Land und Leute kennen gelernt und sehr viel zur Civilisirung des schwarzen Erdtheils beigetragen.

In der Colonie Angola zeigt sich das civilisatorische Wirken der Portugiesen in seiner vollen Entfaltung. Der Handel mit den Eingeborenen umfaßt eine Menge von Naturproducten, und in der Colonie ist die Raubwirtschaft (wie in den englischen Besitzungen) nicht zum obersten Princip angenommen. Freilich beruhte die »goldene Zeit« der portugiesischen Colonialwirtschaft auf dem Sclavenhandel. Derselbe ist merkwürdigerweise erst 1878 abgeschafft worden, und schon jetzt spitzen sich die Verhältnisse in den portugiesischen Plantagen, für die man an Stelle der freigegebenen Sclaven nur schwer freiwillige Arbeiter findet, zu einer bedenklichen Krisis zu. Gleichwohl befindet sich der Handel der Colonie fast gänzlich in den Händen der Portugiesen; außer diesen haben noch die neue »Afrikanische Handelsvereinigung« (Rotterdam) und C. Warrmann (Hamburg) auf portugiesischem Gebiete Factoreien errichtet, welche eigentlich nur Filialen sind. Das Hauptcomptoir der neuen Afrikanischen Handelsvereinigung befindet sich in Banana.

Aehnlich wie die vorstehende vortheilhafte Charakterisirung der portugiesischen Colonialwirtschaft lautet das Urtheil eines anderen deutschen Afrikareisenden, der im Jahre 1881 den Dunklen Erdtheil besucht hat — C. Doelter. Auch er gibt zu, daß unter den Nationen, welche sich um die Civilisirung Afrikas ein besonderes Verdienst erworben haben, in erster Linie die Portugiesen zu nennen sind. Aber diese Verdienste datiren aus einer Zeit, welche von der heutigen weit abliegt, und gewissermaßen mit der glänzenden Weltstellung Portugals zusammenfällt. Seitdem hat sich das Verhältniß total geändert, und vor nicht langer Zeit war die gesammte Colonialwirtschaft von einer schweren Krisis bedroht. Nur der unermüdlichen Sorge einiger Männer ist es zu danken, daß die portugiesischen Colonien wieder sichtbar aufblühen. Sie stehen zwar den französischen und englischen nach, doch ist Vieles zum Besseren gestaltet worden. Was noth thäte, wäre ein großer Aufwand von Capitalien und zahlreiche fleißige Colonisten. Gleichwohl tadelt unser Gewährsmann mancherlei Gebrechen; so das Unrationelle, das darin besteht, daß die Ameliorationen nur dann unternommen werden, wenn die Hauptstadt der betreffenden Provinz einen directen Vortheil davon hat. Um entferntere Gegenden kümmere man sich nicht. Die Abschaffung der Sclaverei hat auch nach diesem Beurtheiler der Bewirtschaftung portugiesischer Colonien schweren Eintrag gethan, da weder freiwillige Arbeiter, noch eine ausgiebige Zahl von tüchtigen Colonisten zu beschaffen sind. Dann heißt es weiter: »Vielfach hörte ich auch bei den, höheren Ständen angehörigen Portugiesen, daß die Qualität der weißen Ansiedler eine allzu untergeordnete sei, was sie namentlich den Deportationsverhältnissen zuschrieben. Sämmtliche Colonien Portugals sind nämlich zugleich Strafcolonien, in welchen sich die Deportirten ihrer vollen persönlichen Freiheit erfreuen, nur mit der Beschränkung, daß sie sich von dem ihnen zugewiesenen Aufenthaltsorte nicht entfernen dürfen.«

Freilich hat Doelter außer den Capverdischen Inseln keine andere portugiesische Colonie in Afrika selber besucht; aber er hat gleichwohl die Meinung portugiesischer Notabilitäten gehört und sein Urtheil stimmt im Großen und Ganzen zu demjenigen anderer deutscher Afrikareisender. Er constatirt ferner, daß die Portugiesen äußerst liberal gegenüber den Eingeborenen sich verhalten, wenn diese die europäische Cultur angenommen und sich in den Colonien angesiedelt haben. Sie sind in politischer und socialer Beziehung Anderen vollkommen

gleichgestellt, haben Zutritt zu allen Staatsstellungen, wenn sie sich hiezu befähigt zeigen, und der sociale Verkehr ist ein völlig zwangloser. Dieses Verhältniß ist bei einer Nation, welche in früherer Zeit als die erste unter den sclavenhaltenden berüchtigt war, umso bemerkenswerter, als bekanntlich die philanthropischen Nord-amerikaner ihre freien schwarzen Bürger für social nicht gleichstehend ansehen. Durch dieses Princip der Milde und Freiheit ist es den Portugiesen gelungen, ohne militärische Zwangsmittel ihren Colonialbesitz bedeutend zu vergrößern,

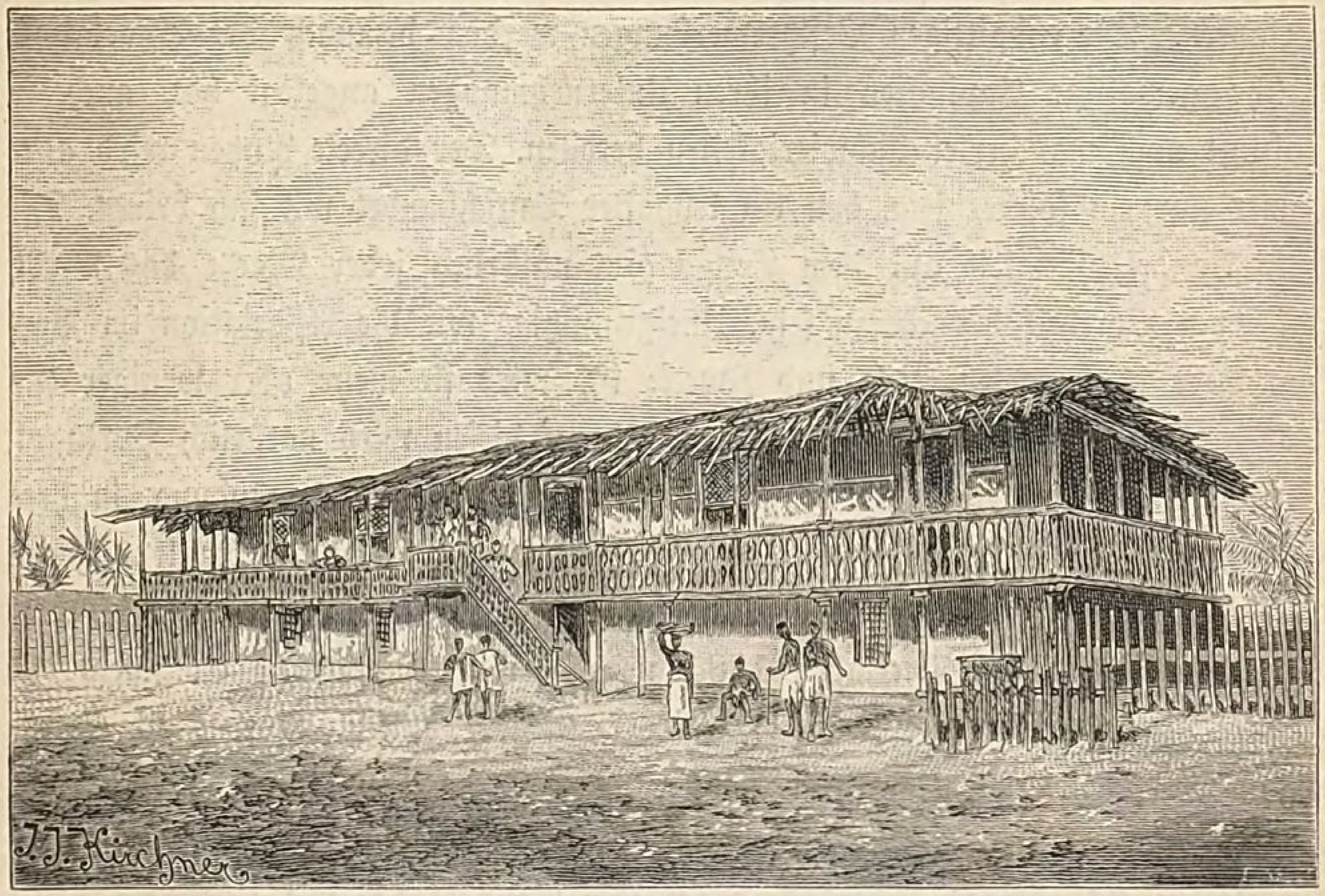


Peter Graf Savorgnan de Brazza.

und wenn sie auch früher als Sclavenhändler unter der schwarzen Bevölkerung in üblem Rufe standen, war die Abneigung der letzteren gegen die Portugiesen gleichwohl allezeit geringer, als gegen die Engländer, welche dem Schwarzen verhaßter als irgend eine europäische Nation sind.

Wenn wir alles Gesagte überblicken, erhellt, daß nur die Antipathien Stanleys gegen die Portugiesen diese zur Opposition gegen die Unternehmungen der Internationalen Association getrieben haben, daß aber Stanley gleichzeitig entschieden Unrecht hat, eine Colonialmacht, die Jahrhunderte vor der gegen-

wärtigen Congobewegung im Verkehre mit den Eingeborenen im Bereiche des unteren Congolaufes getreten ist, beiseite schieben zu wollen. Die Angelegenheit hat eben ihre sehr naheliegende Pointe: wenn die Association im Innern des Congobeckens namhafte Handelserfolge — und nur um diese handelt es sich, und nicht um eine Colonisation, welche im tropischen Afrika ewig eine Utopie bleiben wird — erzielen will, muß sie den Ausgang zur Küste frei haben. Nun bestehen aber portugiesische Factoreien im Bereiche der Congomündung bereits



Englische Factorei an der Tschiloangomündung. (Nach einer photographischen Aufnahme J. Falkensteins.)

seit Jahrhunderten. Selbst in neuester Zeit, ehe noch die übrige Welt es sich träumen ließ, daß ein kühner Pionnier der geographischen Forschung das großartige Wagniß unternehmen werde, auf Afrikas zweitgrößtem Strome eine Kahnfahrt durch das ganze unbekannte Innere von Aequatorial-Afrika zu vollführen: lange vor dieser anderen Columbusfahrt stand Portugal im Verkehre mit den Bewohnern des Hinterlandes, schloß Verträge ab, trieb Handel und brachte es so weit, dem Portugiesischen auf dem ganzen Raume von Südafrika als einzigem Verständigungsmittel Eingang zu verschaffen.

Portugal nun steifte sich, wie begreiflich, auf seine uralte, einflußreiche Stellung im Bereiche der Congomündung, während die Association anderseits auf ihre erfolgreichen Leistungen hinwies und sich auf die mit den Häuptlingen des Hinterlandes abgeschlossenen Verträge berief. Ganz abgesehen davon aber, daß derlei Verträge die historischen Rechte Portugals nicht berühren, hat der Fall Brazzas gezeigt, daß jenen Barbarenhäuptlingen, wie ja vorauszusehen war, der Begriff staatsrechtlicher Abmachungen nicht geläufig ist, indem sie heute diesem, morgen jenem ihre Ländereien für so und so viel Fässer Branntwein verkaufen. Die endgiltigen Besitzerwerbungen werden demnach der Association, welche gewaltige Capitalien in ihren Unternehmungen angelegt hat, auch in Zukunft noch mancherlei Schwierigkeiten bereiten. Der directe Nutzen wird aber immer nur ein solcher sein, den ein lebhafter Tauschhandel mit sich bringt. Die freie Handelsthätigkeit auf dem Congo gibt natürlich jeder Macht das Recht, auf ihren Vortheil bedacht zu sein. Uneigennützig, wie die Association im Verfolg ihrer ehrenwerten Ziele und Zwecke ist, wird sie mehr oder weniger den Boden für fremde Speculationen ebnen und an diesen wird natürlich Portugal, vermöge seines angestammten Einflusses im Bereiche der Congomündung, in hervorragender Weise participiren. Das wird auch die Abneigung Stanleys gegen alles Portugiesische nicht zu ändern vermögen.

Durch eine im December 1884 nach Berlin einberufene Conferenz, zu welcher alle interessirten Mächte Delegirte entsendet hatten, wurden die internationalen Beziehungen zu dem künftigen Congostaate endgiltig geregelt. Es erfolgte zunächst von Seite der Mächte die Anerkennung der Internationalen Association als »Staat«. Derselbe führt eine blaue Flagge mit goldenem Stern in der Mitte. Hinsichtlich der räumlichen Begrenzung des Congo-Freistaates konnten präcise Bestimmungen natürlicherweise nicht getroffen werden, da es sich hierbei unter anderem um Gebiete handelte, die bis dahin von keinem Europäer betreten, geschweige durchforscht wurden. Dies gilt namentlich von den ausgedehnten Ländereien zu beiden Seiten des mittleren Congo mit einer zahlreichen, fast durchwegs dem Cannibalismus ergebenen Bevölkerung. Provisorisch nun wurden auf der Berliner Conferenz für den Congostaat folgende Grenzen festgestellt: an der Westküste (etwa unter dem 5.° Südbreite) bildet zwischen französischem Gebiete und demjenigen der Internationalen Association der

Tschiloango die Grenze. Von dessen Quelle führt sie in gerader Linie nahe bis Manyanga am rechten (nördlichen) Ufer des Congo, längs dem sie bis zu einem Punkte zwischen dem Aequator und dem 1.° Nordbreite verläuft und auf dieser Strecke die Grenze zu dem von der Congogesellschaft an Frankreich cedirten Gebiete (einschließlich des Kuilubeckens, auf das wir im nächsten Abschnitte zu sprechen kommen) bildet. Von jenem Punkte jenseits des Aequators verläuft die Grenzlinie des Congostaates bis zum 4.° Nordbreite und folgt diesem Breitenkreise in östlicher Richtung bis zum 30.° Ostlänge (Greenwich). Sodann verläuft die Grenze in fast direct südlicher Richtung bis zum See Muta Nsige, umschließt denselben und geht dann in einem westlichen Bogen nach dem Oberlaufe des Congo, dem Lualaba. Sie folgt dann diesem Flußlaufe bis zum 8.° Südbreite, d. h. bis zum Kassalisee, wendet sich dann westwärts nach dem Kwango, einem der größten südlichen Nebenflüsse des Congo, folgt demselben bis zum 6.° Südbreite, nimmt dann eine westliche Richtung und endet bei Noki an diesem Strome.... Das ganze Südufer des Stromes von hier bis zur Mündung desselben, fällt Portugal zu. Desgleichen wurde letzterem von der Congogesellschaft der Küstenstrich zwischen dem Tschiloango und Yuva (circa 60 Kilometer) zuerkannt, so daß der Congostaat nur einen schmalen Küstenstreifen von ungefähr 50 Kilometer besitzt.

Die Bevölkerung des neuen Staates wird nach der Wahrscheinlichkeitsberechnung Stanleys auf 30 bis 35 Millionen zu schätzen sein und ungefähr einen Flächeninhalt haben, wie Deutschland, Frankreich und die pyrenäische Halbinsel zusammengenommen, oder in Ziffern etwa 30.000 geographische Geviertmeilen. Können auch die Grenzen in der Weise, wie angegeben, nicht als endgiltig genau in jedem Punkte betrachtet werden, so sind sie doch im allgemeinen als feststehend anzusehen, da sie so von den meisten Staaten in den neuerdings abgeschlossenen Verträgen anerkannt worden sind.

Auf der Berliner Conferenz wurde ferner eine Schiffahrtsacte für den Congo festgestellt. Die Urkunde hebt in ihrer Einleitung hervor, daß der Wiener Congreß gewisse Grundsätze in Bezug auf die Flußschiffahrt festgestellt, deren Befolgung eine internationale Bedeutung gewonnen habe, und die, da sie in Bezug auf mehrere Flüsse Europas und Amerikas zu steter Anwendung gekommen, auf das Gebiet des Völkerrechtes übergegangen seien. Dieselben Grundsätze

wurden auch in Bezug auf die Congoschiffahrt als maßgebend betrachtet und demgemäß haben sich die Mächte über folgende Bestimmungen geeinigt, die wir, in Rücksicht auf den bedeutenden Umfang der Urkunde, hier nur auszugsweise wiedergeben.

Art. 1 besagt, daß die Schiffahrt auf dem Congo vollkommen frei für alle Nationen bleibe. Keiner Gesellschaft oder Körperschaft, keinem Privaten darf irgend welche Begünstigung eingeräumt werden. Diese Bestimmungen sind als internationales Recht anzusehen und sind unter Bürgschaft der contrahirenden Mächte gestellt.

Art. 2. Die Schiffahrt auf dem Congo erleidet keinerlei Beschränkung, d. h. es sind keinerlei Zölle, wohl aber gewisse Gebühren, die im Interesse der Schiffahrt liegen, zu entrichten. Zu diesen zählen: Hafen- und Lotsengebühren und Gebühren für allgemeine Verwaltungseinrichtungen.

Art. 3. Straßen und Canäle, welche zu dem Zwecke hergestellt werden, um der Unschiffbarkeit gewisser Strecken des Congo abzuhelfen, stehen gleichfalls der allgemeinen Benützung offen und ist für dieselbe kein Zoll zu entrichten; es werden nur solche Abgaben erhoben, die zur Deckung der allgemeinen Auslagen erforderlich sind.

Art. 4. Zur Deckung der technischen und Verwaltungskosten besteht eine Schiffahrtscasse, deren Capitalien auf dem Wege der Anleihe zu beschaffen sind, deren Zinsen von den im Art. 7 bezeichneten Mächten gewährleistet werden. Die Tilgung erfolgt durch die vorstehend aufgestellten Gebühren und Abgaben.

Art. 5. An den Mündungen des Congo wird eine Quarantänestation errichtet werden, welche die Schiffe bei ihrer Ein- und Ausfahrt zu überwachen haben wird.

Art. 6. Auf die Nebenflüsse des Congo haben dieselben Bestimmungen Anwendung und Giltigkeit, wie auf dem Hauptstrome.

Art. 7 und 8 handelt von der Internationalen Commission, welche als Executivorgan vorstehende Bestimmungen durchzuführen hat. Ihre Maßnahmen erhalten gesetzliche Kraft. Der Sitz der Commission, in die jede der contrahirenden Mächte je einen Delegirten entsendet, ist an Ort und Stelle.

Art. 9 handelt von den Befugnissen der Internationalen Commission, als 1. die Reihe der Arbeiten, welche geeignet sind, die Schiffbarkeit des Congo

nach den Bedürfnissen des internationalen Handels zu erhalten, festzusetzen; an denjenigen Strecken des Flusses, wo keine der contrahirenden Mächte Hoheitsrechte ausübt, wird die Internationale Commission selbst die zur Sicherung der Schiffbarkeit erforderlichen Maßregeln ergreifen. An denjenigen Strecken des Flusses aber, die von einer souveränen Macht in Besitz genommen sind, wird sie dem Uferstaat zufallen, der sich mit der Internationalen Commission ins Einvernehmen zu setzen hat. 2. Festsetzung der Hafen- und Lotsengebühren. 3. Verwaltung der Schiffahrtscasse und Abschluß der hierzu erforderlichen Anleihen. 4. Ueberwachung der Quarantäne. 5. Ernennung der Agenten, die zum allgemeinen Schiffahrtsdienst gehören, sowie der Beamten der Internationalen Commission selbst. Bei allen diesen Bestimmungen ist der Grundsatz aufgestellt, daß immer in erster Linie die besitzhabende Macht herangezogen wird und, wenn eine solche nicht vorhanden ist, die Internationale Commission an deren Stelle tritt.

Art. 10. Im Kriegsfalle wird der Congo mit Nebenflüssen, Straßen und Canälen für neutral erklärt. Die Mächte verpflichten sich, die Neutralität zu achten und ihr Achtung zu verschaffen. Demgemäß werden auch im Kriegsfalle alle vorstehend getroffenen Bestimmungen in Kraft bleiben, mit einziger Ausnahme der Beförderung von Kriegscontrebande. Alle Einrichtungen, die durch vorstehende Bestimmungen ins Leben gerufen werden, insbesondere die Bureaux zur Erhebung der Gebühren und die Cassen, sowie alle bei diesen Einrichtungen dauernd angestellten Beamten werden die Wohlthaten der Neutralität genießen und ebenfalls von den Kriegführenden geschützt werden. Die Internationale Commission wird über die allgemeine Aufrechthaltung dieser Neutralität stets zu wachen haben.

Art. 11. Zur Durchführung dieser Aufgaben wird die Internationale Commission im Nothfalle befugt sein, Kriegsschiffe derjenigen Mächte heranzuziehen, welche diese Urkunde unterzeichnet haben oder erst später beitreten werden.

* * *

In den letzten beiden Jahren (1883 und 1884) hat die »Internationale Congogesellschaft« unausgesetzt an der Entwickelung ihrer Verbindungen mit dem mittleren und oberen Congo gearbeitet und in dieser Richtung wahrhaft erstaunliche Erfolge erzielt. Jeder, der Stanleys Stromfahrt vor Augen hat, all die

Gefahren und Schrecken, welche damit verbunden waren, sich noch einmal im Geiste vergegenwärtigt, wird mit Erstaunen erfahren, daß Mitte des Jahres 1884 die Kette der am Congo gegründeten Stationen sich bereits über den ganzen Stromlauf bis zu — den Stanleyfällen erstreckte. Dank der Energie der betheiligten Kreise und der ihnen zur Disposition gestellten Mittel, unter welchen die Dampferflotille in erster Linie zu nennen ist, konnten solche Resultate in verhältnißmäßig kurzer Zeit und fast ohne alle Störung erzielt werden.

Auch in dieser friedlichen Erschließung des Congo stand der unermüdliche Stanley in der vordersten Reihe. Bereits Ende August 1883 hatte er mit den drei ihm zur Verfügung gestandenen kleinen Dampfern von Leopoldville stromauf die Reise angetreten. Einen Monat später gründete er die Station Lukolela. Dann ging es zum Aequator, wo gleichfalls eine Station gegründet wurde. Mit welchen Gefühlen mochte der Mann, der gerade auf der nun folgenden Strecke so außerordentlich viel Gefahren und Beschwerden zu bestehen hatte, in dieselben Gegenden eingetreten sein! Hätte es sich diesmal um einen Rachezug gehandelt: fürwahr, die Gelegenheit wäre günstig genug gewesen. Aber nicht mit Musketengeknatter, sondern mit der Palme des Friedens sollte Stanley seinen ehemaligen Feinden entgegentreten. Die blaue Flagge der Gesellschaft wurde zum Symbol civilisatorischer Bestrebungen.

Stanley kam zunächst zu den Bangala, welche an jener Stelle des Congo siedeln, wo dieser seine westliche in eine fast südliche Richtung ändert und dem Aequator zueilt. Es war hier, wo der kühne Reisende im Jahre 1877 die furchtbarsten Kämpfe mit diesem kriegerischen Stamme zu bestehen hatte. Aber gleichsam wie von einer Vorahnung von den Dingen, die in Zukunft sich zutragen sollten, konnte Stanley diesmal mit den wilden Cannibalen unbehindert und gefahrlos in Verbindung treten. Fast unmittelbar nach Ankunft der Expedition wurde der Freundschaftsbund mit den Wilden besiegelt. König Matamviki selber, der einer Art Föderativbund von Stämmen vorsteht, präsidirte einer großen Volksversammlung, in der die vorgeschlagenen Verträge abgeschlossen wurden. Dann wurde die Station »Bangala« gegründet, die seitdem nicht der geringsten Belästigung ausgesetzt war. Der Respect der Wilden vor den Weißen ist, wie der Stationscommandant von Bangala kürzlich schriftlich mittheilte, hauptsächlich auf die Vorstellung der ersteren zurückzuführen, daß die Fremden in der Lage seien,

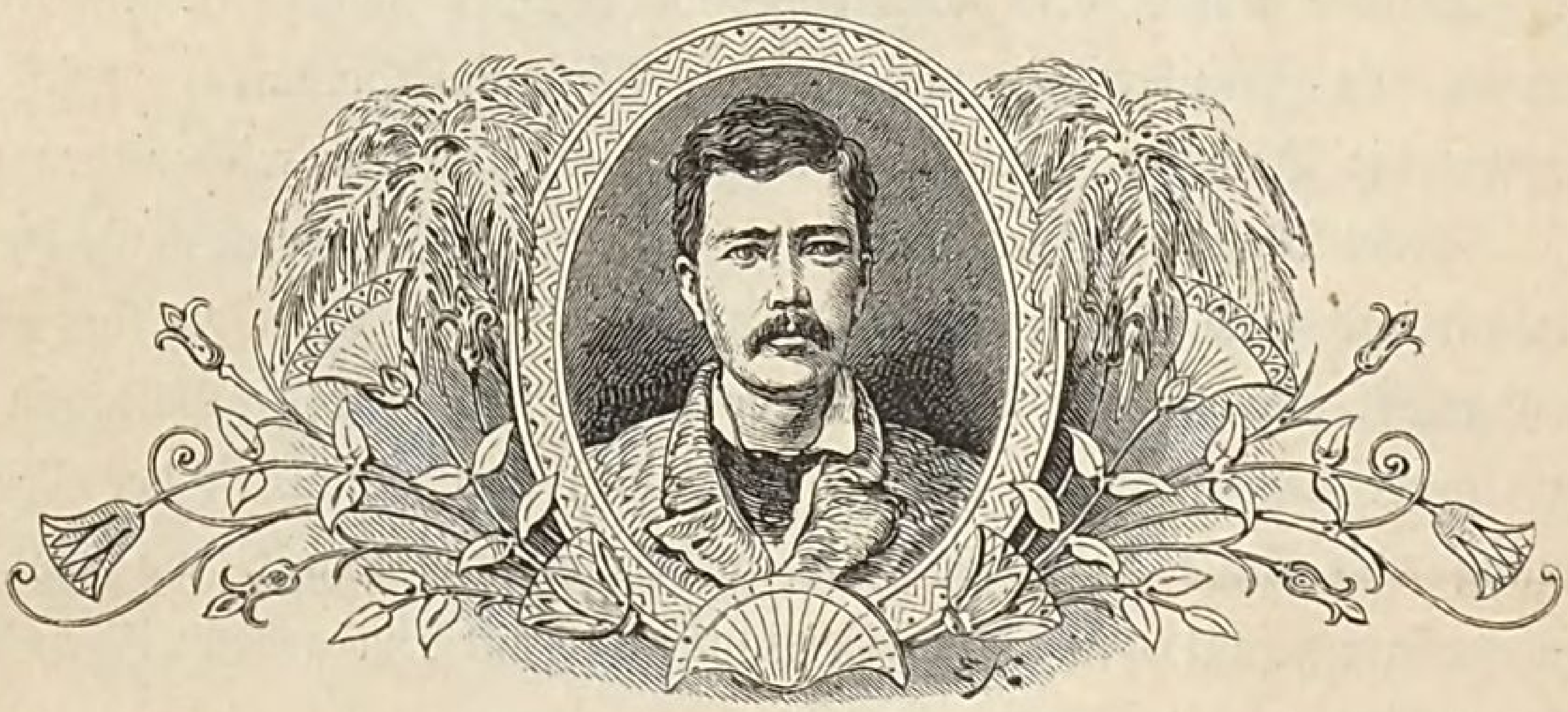
durch ihre Schreibereien sich fast augenblicklich mit ihren fernen Brüdern in Rapport zu setzen. Sie sind überzeugt, daß diese mit übermenschlichen Eigenschaften ausgestattet seien, ein Glaube, der freilich Schiffbruch leiden kann, wenn den Europäern zu irgend einer Zeit etwas Menschliches zustoßen sollte.

Von Bangala aus setzte Stanley seine Dampferfahrt stromaufwärts fort. Er legte jene Strecke zurück, wo der Congo in einer ungeheueren Breite, mit unzähligen Inseln besäet, zwischen bewaldeten und dichtbevölkerten Ufern seinen Lauf in fast ununterbrochen westlicher Richtung nimmt. Am 1. December 1883 traf er beim untersten der sieben Stanleyfälle ein. Die drei Dampfer gingen in einiger Entfernung vom rechten Ufer vor Anker. Eine Stunde später befanden sich bereits die Häuptlinge der dortigen Uferstämme an Bord des »Eclaireur«. Die Begegnung war außergewöhnlich herzlich. Nach einer langen officiellen Besprechung folgten nochmals freundschaftliche Begrüßungen, und hierauf lichtete der »Eclaireur« auf Wunsch der Häuptlinge den Anker, um bis hart unter den Katarakt vorzudringen. Bald darauf wurden die Stationsarbeiten in Angriff genommen, und nachdem Stanley außer dem Stationscommandanten noch eine entsprechende »Garnison« von Zanzibarioten und Haussas (Colonial-Soldaten) zurückgelassen hatte, zogen die Dampfer ihre Flaggen auf und steuerten wieder den Strom hinab.... Sechs Monate später besuchte ein Functionär der Gesellschaft, Hanssens, die Station und fand alles in bester Ordnung. Der Commandant der Station wurde abgelöst und hierauf die Rückreise angetreten. Die »Fallsstation« liegt fast hart unter dem Aequator (etwas nördlicher) und genau in der Mitte der Entfernung von Küste zu Küste. Sie ist der äußerste Punkt, wo bisher die Civilisation Fuß gefaßt hatte und dieser Punkt fällt mit dem geometrischen Mittelpunkte von Aequatorial-Afrika zusammen.

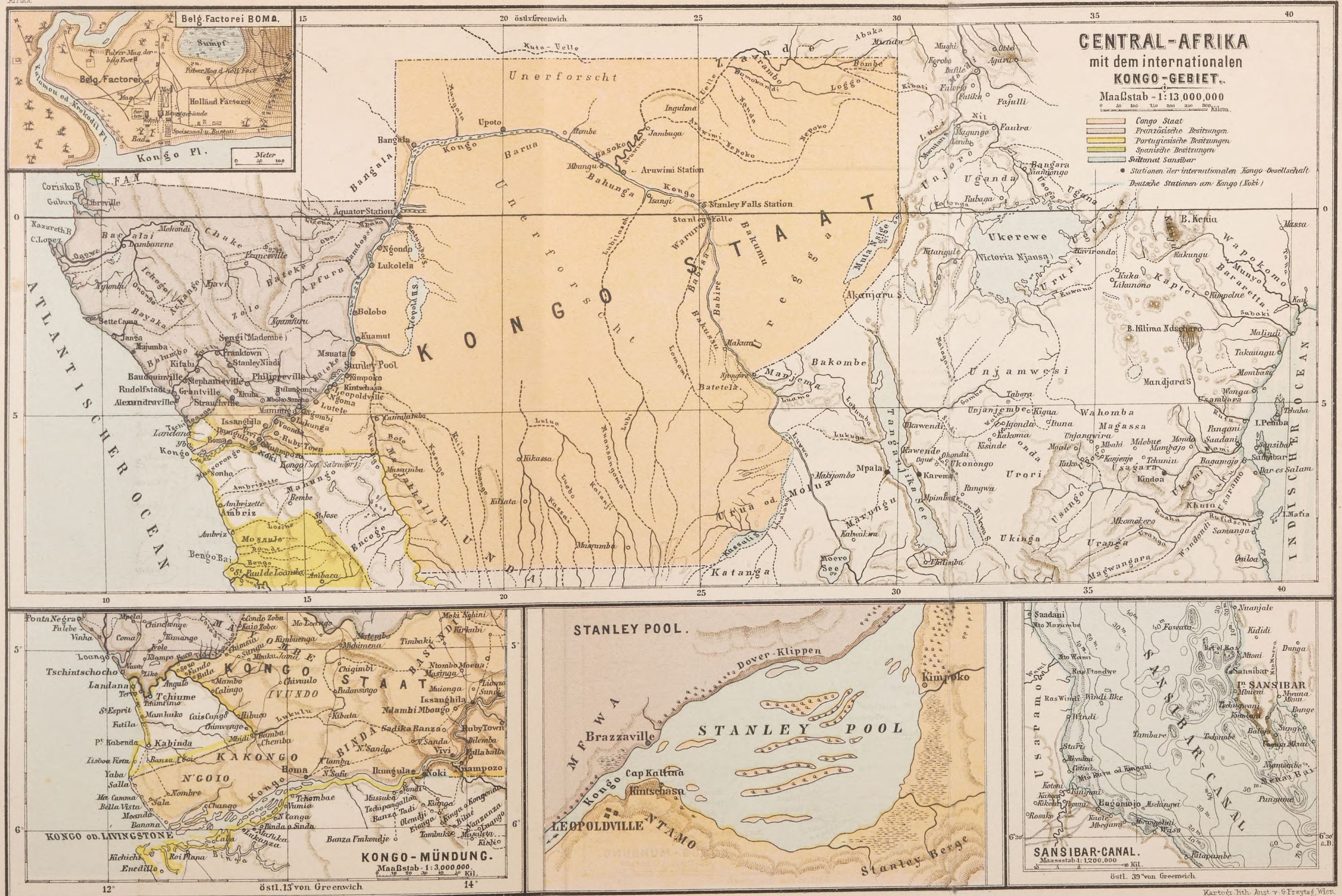
Im Laufe des Jahres 1884 machte sich bereits ein äußerst lebhafter Verkehr auf dem Congo geltend. Ende Januar traf Stanley abermals in Leopoldville ein, um den oberen Congo zu »inspiciren«. Am 18. März lief das Dampfboot »Le Cambier«, welches eine belgische Expedition von der Ostküste her im zerlegten Zustande nach dem Tanganjika gebracht hatte, vom Stapelschlitten ab, so daß nun auch auf diesem zweitgrößten Binnengewässer Afrikas der Pfiff der Dampfpfeife ertönt. Im April trifft Capitän Hanssens in der Station Bangala, Anfang Juli in der Fallsstation ein. Unterdessen hatte

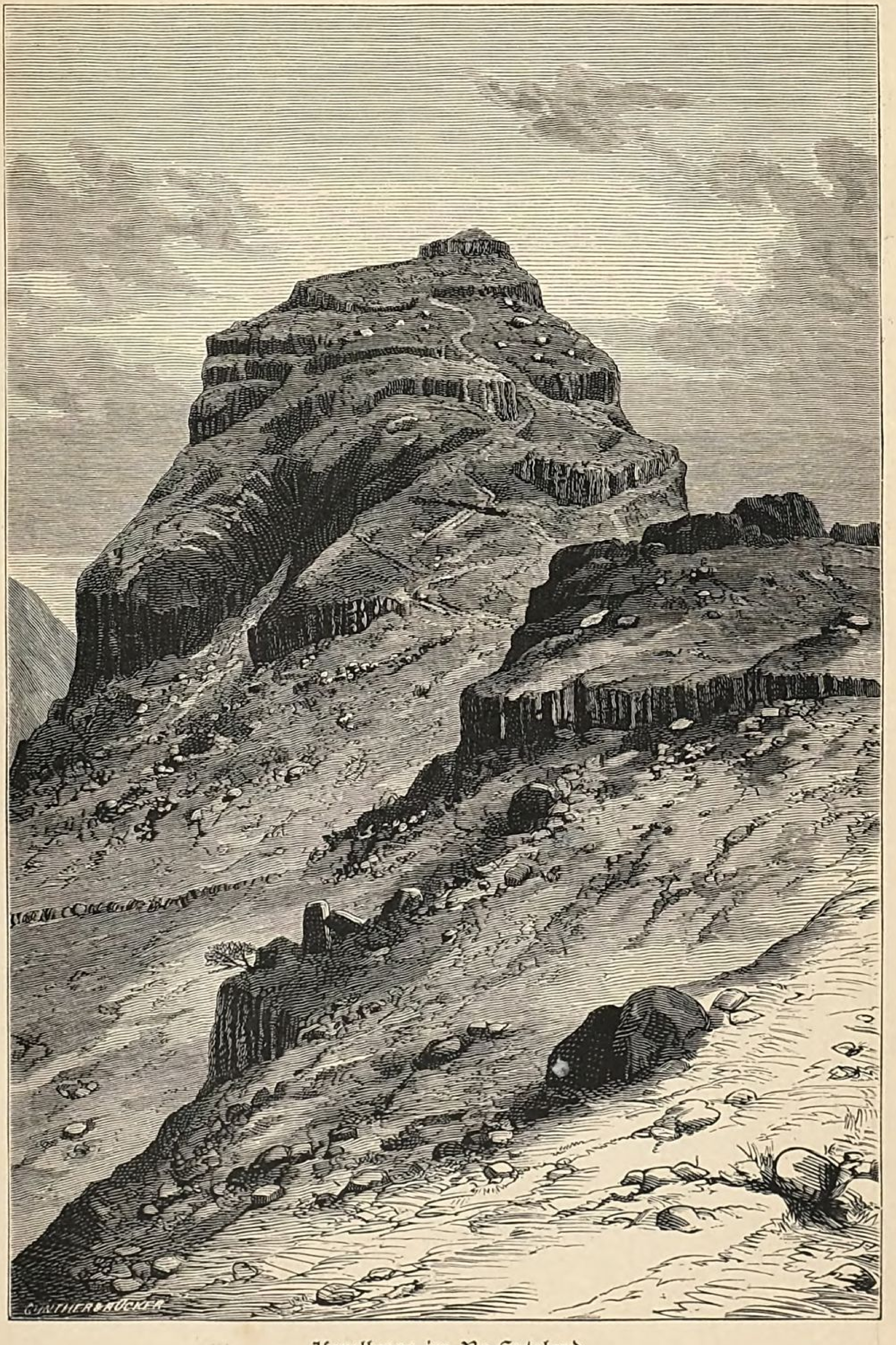
Stanley seine geplante Inspectionsreise nicht durchgeführt, sondern war nach Vivi gereist, wo er sich von seinen bisherigen Mitarbeitern verabschiedete und seine Functionen in die Hände seines Nachfolgers, des Generaladministrators der Gesellschaft, Francis de Winton, legte.

Die Congogesellschaft hat bis Ende 1884 auf dem Congo 27 Stationen etablirt, die sich in größeren oder kleineren Entfernungen auf die ganze Länge des Stromes von der Mündung bis zum untersten der sieben Stanleyfälle vertheilen. .... Im Dienste der Gesellschaft standen Ende December 1884 171 Europäer, und zwar 49 Engländer, 46 Belgier, 37 Schweden, 20 Deutsche, 6 Franzosen, je 3 Dänen und Holländer, je 2 Oesterreicher, Italiener und Portugiesen und 1 Amerikaner.... Die Zahl der Belgier, welche seit Gründung der Gesellschaft in Aequatorial-Afrika thätig waren, beläuft sich auf 102, wovon 17 mit Tod abgegangen sind.



Henry M. Stanley.


CENTRAL-AFRIKA
mit dem internationalen
KONGO-GEBIET.
Maaßstab - 1: 13,000,000
Kilom.
Congo Staat
Französische Besitzungen
Portugiesische Besitzungen
Spanische Besitzungen
Sultanat Sansibar
Stationen der internationalen Kongo-Gesellschaft
Deutsche Stationen am Kongo (Noki)
KONGO STAAT
Unerforscht
ATLANTISCHER OCEAN
INDISCHER OCEAN
östl. v. Greenwich
Belg. Factorei BOMA.
Sumpf
Belg. Factorei
Holländ. Factorei
Kongo Fl.
Meter
KONGO OD. LIVINGSTONE
KONGO-MÜNDUNG.
Maaßstab - 1: 3,000,000
Kil.
östl. 13° von Greenwich
STANLEY POOL.
STANLEY POOL
Dover-Klippen
Kimpoko
Brazzaville
Cap Kallina
Kintschasa
LEOPOLDVILLE
Stanley Berge
SANSIBAR-CANAL.
Maassstab 1: 1,200,000
Kil.
östl. 39° von Greenwich
SANSIBAR CANAL
Stanley Falls Station
Aruwimi Station
Äquator Station
Stanley Pool
Victoria Njansa
Uganda
Ukerewe
B. Kenia
B. Kilima Ndscharo
Tanganika See
Moero See
Katanga
Sansibar
Dar es Salam
Bagamojo
Mpala
Karema
Kongo
Banana
Boma
Vivi
Noki
Kabinda
Landana
Loango
Libreville



Kegelberge im Ba-Sutoland.



Südguinea.

Die portugiesische Colonie Angola.

In gleicher geographischer Breite mit der afrikanischen Ostküste Mosambique und Suaheli, erstreckt sich an der Westküste des Continents das Gestadeland von Nieder- oder Südguinea, in der Ausdehnung vom Cunene bis in den innersten Winkel des Golfes von Guinea, wo das mächtige Gebirgsmassiv des Kamerun seinen höchsten Gipfel bis zu 4190 Meter erhebt. In den Besitz dieser Küste, welche eine Entwickelung von ungefähr 1900 Kilometer hat, theilen sich mehrere europäische Mächte, Portugal, Frankreich und Deutschland; außerdem besitzt der Freie Congostaat einen circa 50 Kilometer langen Küstenstreifen nördlich der Congomündung.

Den Hauptantheil an diesem Küstenbesitz haben die Portugiesen, deren Colonie Angola sich vom Cap Frio im Süden (18° Südbreite) bis zum Congo im Norden und auf eine bedeutende Entfernung landeinwärts erstreckt. Hierauf folgt das Küstengebiet der Congomündung, mit dem dazu gehörigen Gestade des

Kuilubeckens. Was das letztere anbetrifft, ist dasselbe infolge einer Abmachung zwischen der Internationalen Association und der Regierung von Frankreich, diesem überlassen worden. Das Kuilubecken begreift sammt dem dazu gehörigen Küstenlande von der Tschiloangomündung bis zum Nhangaflusse fast den größten Theil des Küstenlandes Loango und ist dermalen bereits dicht mit Stationen und französischen Posten bedeckt. Landeinwärts reicht die Grenze dieses Gebietes fast bis zum oberen Ogowe. Nordwärts der Loangoküste schließt die Colonie des Ogowe- und Gabun-Territoriums und zwar in der Ausdehnung zwischen den Flüssen Rembo im Süden und Müni im Norden. Landeinwärts erstreckt sich dieses Gebiet nur im Ogowethal auf größere Entfernung, doch vergrößert sich dasselbe immer mehr und mehr. Durch die Reisen Brazzas wurde das gesammte Ogowebecken erschlossen und befinden sich dermalen französische Posten auf der ganzen Stromlänge bis in die Nähe des unteren Congo bei Stanley-Pool, wo Brazza bekanntlich die französische Colonie »Brazzaville« gegründet hat.... Im Norden des französischen Besitzes an der Küste von Niederguinea liegen die Inseln Corisco und Eloby, welche den Spaniern gehören, die auch einen Küstenstreifen an der Nordgrenze der französischen Colonie besitzen. Von dem spanischen festländischen Territorium gelangen wir zuletzt zu den neuesten Erwerbungen Deutschlands an der Biafrabai mit den Districten von Klein- und Groß-Balanga, dem Kamerundelta und dem Küstenstriche von Bimbia am Südfuße des Kamerungebirges, welch letzteres außerhalb der deutschen Besitzungen gelegen ist. Nördlich des genannten mächtigen Gebirgsmassives verläuft die Küste noch eine Strecke weit bis zur Mündung des Ojono- oder Alt-Calabarflusses, wo sie in das Gestadegebiet von Oberguinea übergeht.

Wie aus dieser knappen politischen Eintheilung der Küste von Niederguinea zu ersehen ist, vereinigen sich hier die mannigfachsten europäischen Interessen, welche noch wesentlich dadurch complicirt werden, daß in all den erwähnten Gebieten sich Handelsstationen anderer Mächte in geringerer oder größerer Zahl befinden, und daß schließlich durch die auf diplomatischem Wege geschaffenen Verhältnisse an der Congomündung das Gesammtinteresse fast aller Culturvölker einen bedeutsamen Brennpunkt besitzt.... Als ältestes Colonialreich tritt an der Küste von Südguinea Portugal auf, dem unzweifelhaft das Verdienst

zufällt, schon Jahrhunderte vor der gegenwärtigen Bewegung im Bereiche des Congo festen Fuß gefaßt zu haben. Daß Portugal versäumt hat, seine frühen Errungenschaften entsprechend auszunützen, wurde bereits an anderer Stelle ausführlich auseinandergesetzt. Wir bringen, indem wir auf die ältesten Entdeckungen der Portugiesen an der Westküste Afrikas zurückgreifen, dem Leser die Stelle aus dem einleitenden Capitel dieses Werkes, welche sich auf Diego Cam bezieht, in Erinnerung. Es wurde dort in Kürze erwähnt, daß der genannte Reisende im Jahre 1484 die Congomündung entdeckt habe, ohne hieran weitere Mittheilungen zu knüpfen. Die ersten, durch Diego Cam mit den Eingeborenen angeknüpften Beziehungen sind aber von so allgemeinem historischen Interesse, daß wir es uns nicht versagen können, Einzelnes aus dem betreffenden spanischen Berichte, welcher uns erhalten blieb, mitzutheilen.

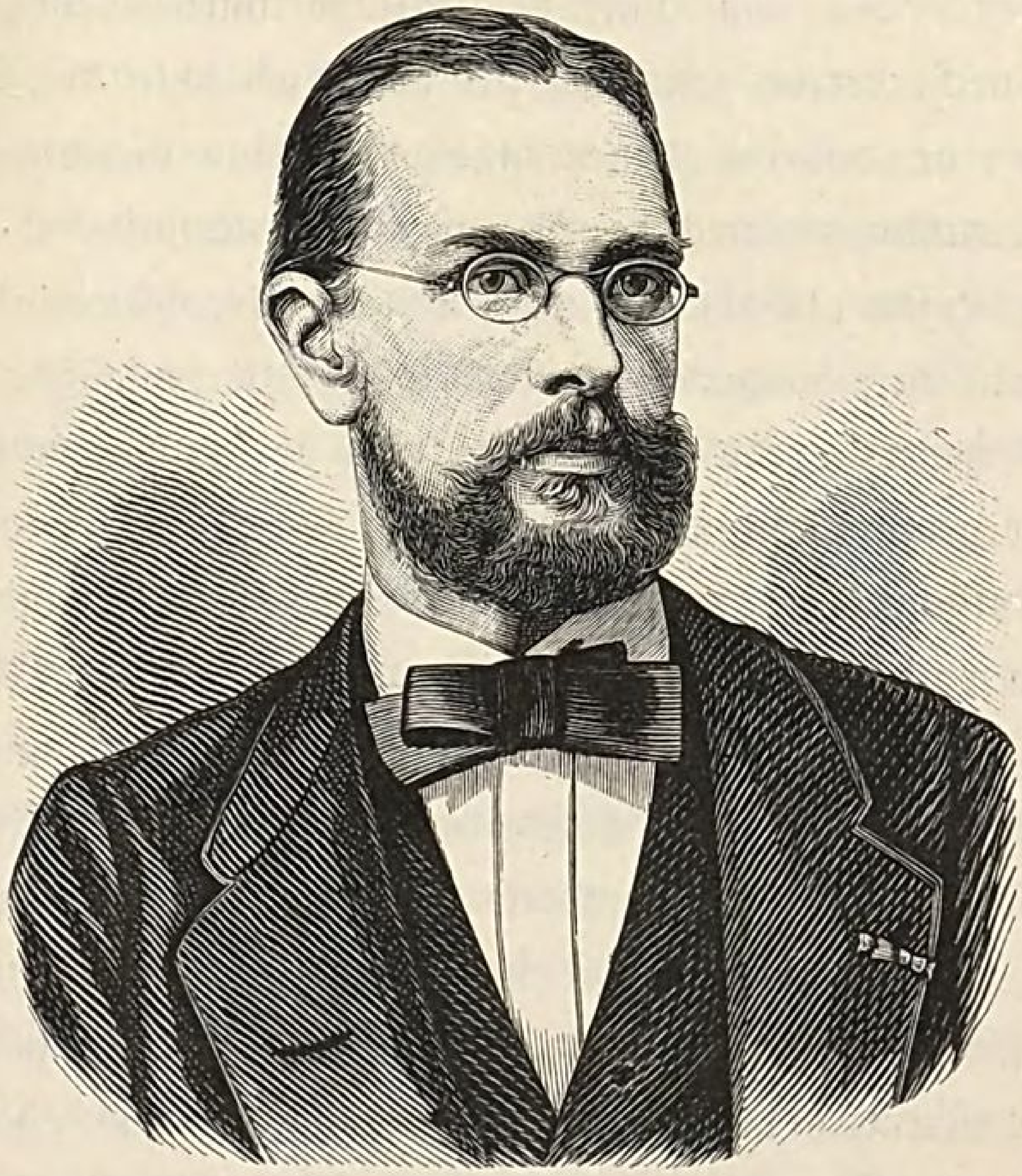
König Johann II. zeigte sofort, als er von der gemachten Entdeckung Kunde erhielt, die Absicht, sich in den Besitz jener Gebiete zu setzen. »Doch wollte er den Titel eines Herrn von Guinea erst drei Jahre, nachdem das Fort S. Jorgo angelegt worden, nämlich als Diego d'Azumbuja in das neue Reich zurückgekehrt war, in seinen Briefen und Schenkungen geltend machen. Und von da an gestattete er auch nicht mehr, daß die Capitäne, welche er zur Entdeckung jener Küste aussendete, an den augenfälligsten Orten hölzerne Kreuze aufrichteten, wie es zur Zeit des Fernao Gomez geschah, als er gemäß dem Contracte, den er mit dem Könige Don Affonso (Johanns Vater) abgeschlossen, die fünfhundert Meilen Küstenland entdeckte; sondern er befahl, sie sollten eine steinerne Säule in der Höhe von zwei Manneslängen mit dem königlichen Wappenschilde dieses Reiches und an den Seiten mit einer lateinischen und einer portugiesischen Inschrift aufstellen, welche besagte, welcher König jenes Land hatte entdecken lassen und zu welcher Zeit und von welchem Capitän jene Säule aufgerichtet worden sei.

»Und der erste Entdecker, welcher eine solche Säule aufrichtete, war Diego Cao, ein Ritter seines Hauses, im Jahre 1484, der bereits in Mina, als an einem Orte, wo er sich mit einigen Bedürfnissen versehen könnte, anlegte, und von da nach dem Capo de Lopo Gonsalvez segelte, das unter dem 1.° Südbreite liegt. Nachdem er dieses Vorgebirge und desgleichen das Capo de Catherina, das letzte Land, das zu den Zeiten des Königs Don Affonso entdeckt worden, umschifft, gelangte er an einen ansehnlichen Fluß, an dessen Mündung er auf

der Südseite diese Säule aufrichtete, als wodurch er von der ganzen Küste, die er hinter sich gelassen, im Namen des Königs Besitz nahm. Wegen dieser Säule, die vom heiligen Georg genannt wurde, weil der König diesen Heiligen in besonderer Verehrung hielt, wurde dieser Fluß lange Zeit Do Padrao genannt; aber jetzt heißt man ihn Congo, weil er ein Königreich, welches diesen Namen führt, und welches Diego Cao auf dieser Reise entdeckte, durchströmt, obwohl der Fluß bei den Eingeborenen eigentlich Zaïra heißt.«

Der Bericht ergeht sich nun in weitschweifiger Weise über die ersten Anknüpfungen, welche mit den Eingeborenen gepflogen wurden. Diego Cam hatte eine Gesandtschaft an den Hof des Königs von Congo abgehen lassen, als aber dieselbe weder zurückkehrte, noch sonst von sich vernehmen ließ, griff er einige Eingeborene der Küste als Geißeln auf und segelte mit ihnen nach Europa. Bald hierauf nach der Congomündung zurückgekehrt, fand Diego die Gesandtschaft wohlbehalten vor, und hierauf stellte er die mitgebrachten Geißeln zur großen Freude der Eingeborenen denselben wieder zurück. Alsbald entspann sich ein lebhafter Verkehr zwischen dem König und den Portugiesen. Ersterer äußerte den Wunsch, mit seinem ganzen Volke zum Christenthum übertreten zu wollen, und nun bekamen die mitgebrachten portugiesischen Mönche alle Hände voll zu thun; an einem einzigen Tage sollen circa 5000 Eingeborene den neuen Glauben angenommen haben. Es begann alsbald von Kirchen im Lande zu wimmeln, aber dieselben waren so primitiv wie nur möglich, und bestanden zumeist nur aus Verschlägen oder Hütten mit den nöthigen kirchlichen Attributen und den Requisiten zur Abhaltung des Gottesdienstes. Im Laufe des XV. Jahrhunderts scheint übrigens der Erfolg des Bekehrungswerkes nicht mehr so groß gewesen zu sein, denn die zuerst abgesandten portugiesischen Dominicaner wurden im Laufe des XVII. Jahrhunderts durch den Papst mit Zustimmung des Königs von Portugal durch italienische Capuziner, nämlich Carlo de Placenza (1667), Johann Antonio Cavazzi (1654 bis 1668), ferner Antonio Zuccheli und Gradisca (1676 bis 1704) ersetzt. Wir gedenken dieser Missionäre deshalb, weil sie einen Bericht über ihre Reise hinterlassen haben. Cavazzi erforschte nach und nach Angola, das Land Matamba und die Inseln Quanza und Loana. In seinem apostolischen Eifer, die Neger zu bekehren, fand er keine besseren Mittel, als deren Götzenbilder zu verbrennen, ihre Könige, wegen der seit Urzeiten gebräuch-

lichen Vielweiberei, hart zu tadeln und Rückfälle der Tortur zu unterwerfen oder die Schuldigen mit Geißelhieben zu zerfleischen. Trotzdem errang er sich bei den Eingeborenen eines stets wachsenden Ansehens, daß er bei geschickter Ausnützung desselben recht achtungswerte Resultate für die Entwickelung der Cultur und die Fortschritte der Religion hätte erzielen können. Denselben Tadel wie Cavazzi verdienen auch die übrigen ersten Missionäre am Congo, namentlich Pater Zuccheli.



Hermann v. Barth.

Der im Jahre 1687 in Rom erschienene Bericht Cavazzis behauptete, daß sich der portugiesische Einfluß bis auf 200 bis 300 Meilen landeinwärts erstreckte. Im Innern gab es damals eine sehr bedeutende Stadt, San Salvador, welche zwölf Kirchen und ein Jesuitencollegium besaß und 50.000 Einwohner zählte. Pigafetta veröffentlicht einen Bericht über die Reise Duart Lopez', des Gesandten des Königs von Congo am Hofe des portugiesischen Königs und des Papstes; eine beigegebene Karte zeigte den See »Zambre« an der Stelle, welche der Tanganjika einnimmt, und weiter im Westen den See »Acqua Lunda«,

aus dem der Congo abfließt; unter dem Aequator sind zwei Seen verzeichnet, der eine als »See des Nils«, der andere unter dem Namen »Colua«, welche dem Ukerewe und Mwutan Nsige entsprechen. Diese merkwürdigen Nachrichten wurden jedoch als unzuverlässig von den Geographen des XIX. Jahrhunderts verworfen, und des Innere von Afrika als weißer Fleck gelassen.

Die Colonialerfolge der Portugiesen scheinen lange Zeit hindurch herzlich unbedeutende gewesen zu sein. Häufige Kriege mit den Eingeborenen, offenbar hervorgerufen durch den von Portugal bis zu unseren Tagen patronisirten Sclavenhandel, verhinderten geraume Zeit das Aufblühen der Colonie. In der Folge beging man den anderen großen Fehler, die Colonisation ausschließlich mit Verbrechern zu bewirken, wodurch die Colonie im Mutterlande in argen Mißcredit gerieth. Ueberdies geschah wenig, die von Alters her eingenommene Position an der Guineaküste thatkräftigst auszunützen. Wohl mögen portugiesische Händler wiederholt tief in das Innere vorgedrungen sein, aber sie kümmerten sich nicht um die hiebei gemachten geographischen Entdeckungen. Der Handel mit Elfenbein und Sclaven, die Hoffnung, im Innern des Continents Gold und andere Schätze vorzufinden, überwog jedes andere Interesse. Auch die ersten Missionäre standen nicht immer auf der Höhe ihrer Aufgabe. Gleichwohl waren sie die ersten, welche nähere Auskünfte über jene entlegenen und unbekannten Regionen brachten.

Zu Beginn unseres Jahrhunderts erwiesen sich die Portugiesen etwas rühriger, wobei sie allerdings den Fehler begingen, auch jetzt noch der wissenschaftlichen Forschung geringen Wert beizumessen. Nur so wird es erklärlich, daß die Brüder Pombeiro bereits 1806 Südafrika von Loanda bis Sofala durchqueren konnten, ohne daß diese bedeutsame Reise späterhin der geographischen Wissenschaft von irgend welchem Nutzen geworden wäre. Dasselbe gilt von der Reise Silva Portos, der bald nach Livingstones epochaler Tour von Loanda nach Quelimane (1854 bis 1856) Südafrika von Benguela bis zum Cap Delgado durchquerte. Sie war für die Wissenschaft ohne jeden Wert. In neuester Zeit ist Serpa Pintos Reise die einzige wirkliche Forschungsreise gewesen, welche der portugiesischen Nation zufällt. Dagegen haben sich andere Nationen, namentlich die Deutschen, gerade von Loanda aus in hervorragender Weise an geographischen Forschungen in diesem Gebiete betheiligt. Die Expeditionen Homeyers, Schütts, Buchners, Pogges, Wißmanns und Hermann

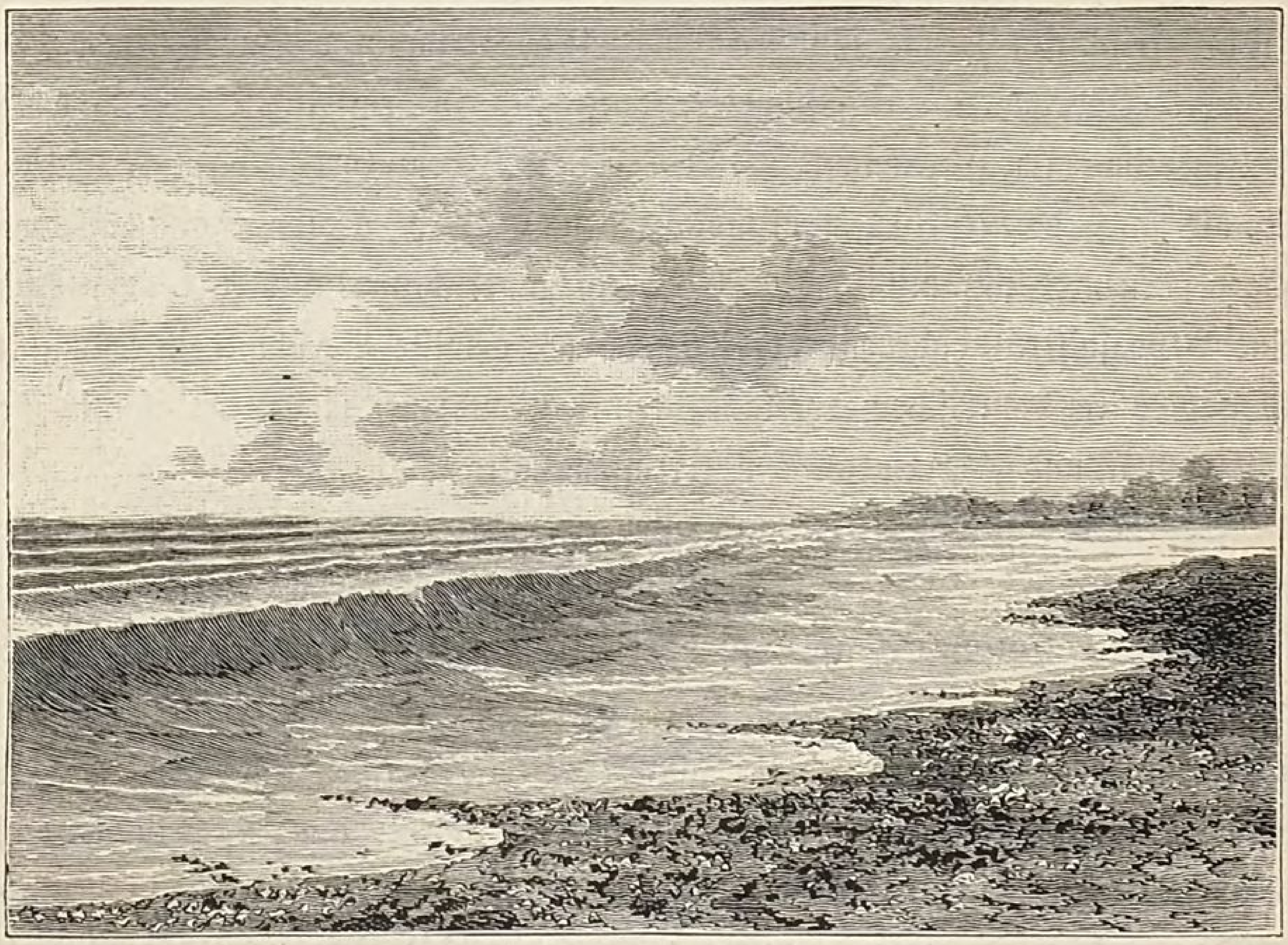
von Barths hatten alle Angola zur Basis, und manche derselben war von bedeutendem Erfolge begleitet.

Zwei dieser Reisenden fielen ihrem Forschungstriebe zum Opfer, Dr. Pogge, der am 17. März 1884 zu Loanda einem Lungenleiden erlag, nachdem er seine große Tour in Gesellschaft Wißmanns bis zum Lualaba glücklich durchgeführt hatte; wir haben über diese bereits anderwärts ausführlich berichtet (vgl. S. 197). Das zweite Opfer war Freiherr Hermann v. Barth, der durch seine glänzende wissenschaftliche Begabung noch Bedeutendes geleistet haben würde, wenn das tückische afrikanische Klima ihn verschont hätte. Hermann v. Barth, einem Adelsgeschlechte Oberbayerns entstammend, hatte sich ursprünglich der Beamtenlaufbahn gewidmet, wurde jedoch im Verkehre mit dem Geographen Friedrich v. Hellwald auf das Gebiet erdkundlicher, namentlich geologischer Forschungen gezogen, denen er sich mit großem Eifer und unerschütterlicher Ausdauer hingab. Seine Alpenfahrten haben in Fachkreisen eine gewisse Berühmtheit erlangt und bald gab es im bayerischen Hochlande keinen Gemsjäger mehr, der ihn in Bezug auf Kühnheit und Verwegenheit übertroffen hätte.

Sein Hauptstudium war und blieb aber die Geologie. Die portugiesische Regierung ließ ihm den ehrenvollen Auftrag zukommen, die geologische Durchforschung ihrer Colonie Angola zu übernehmen, ein Antrag, den Barth, trotz der Warnungen seines intimsten Freundes, Friedrich v. Hellwald, annahm. Hermann v. Barth verließ am 9. Januar 1876 München und begab sich über Berlin und Hamburg zu Schiff nach Lissabon, wo er am 27. Januar eintraf und bis 2. März verweilte. An diesem Tage schiffte er sich nach den Capverdischen Inseln ein, mit deren Erforschung er die Zeit vom 15. März bis 14. Mai zubrachte. In den ersten Tagen des Juni landete er in San Paolo di Loanda, und Ende Juli trat er bereits seine Reise ins Innere an. Sie ging längs des Bengoflusses nach Golungo Alto und von hier weiter nach dem ungesunden Duque de Braganza, dem äußersten Punkte des portugiesischen Gebietes in nordöstlicher Richtung. Er traf hier am 25. August ein, nachdem sich schon während der Reise einzelne Fieberanfälle eingestellt hatten.

Duque de Braganza bildete für diesmal den Wendepunkt der beabsichtigten Reise, welche über Encoge, Bembe und Ambriz zum Abschluß gebracht werden sollte. Ein dreiwöchentlicher Aufenthalt in Duque de Braganza war dadurch

bedingt, daß mit den zwischen diesem Orte und Encoge liegenden unabhängigen Negerstämmen Verhandlungen wegen des Durchzuges gepflogen werden mußten. Barths Zustand verschlimmerte sich aber zusehends. Trotzdem wollte der energische Mann von der Fortsetzung der Tour nicht abstehen und versuchte dann dieselbe am 13. September. In sehr langwieriger Weise und in elender Verfassung kam der Reisende bis Mambula, etwa halbwegs von Encoge, wo die Tour infolge der übertriebenen Forderungen der Soba und wegen der Desertion der Träger,



„Calema" (Brandung) an der Küste von Angola.

welche Barth vollständig mittellos gemacht hatten, ihr Ende fand. Der Reisende schlug daher die Richtung nach Süden ein. Auf dem Wege dahin, vier Stunden von Ambaca, verließ ihn die letzte Kraft und da seine Träger neuerdings ausgerissen waren, blieb er zwei Tage hilflos liegen. Als es ihm endlich gelang, sich nach Ambaca fortzuschleppen, nahm er seinen weiteren Weg über Cazengo nach Dondo am Quanza hinunter, von wo ihn ein Dampfer todtkrank nach Loanda zurückbrachte. Er kam daselbst Ende October an, nachdem er volle vier Wochen unter der unabhängigen Bevölkerung des Gentiogebietes zugebracht

hatte. In Loanda zeigte sich bald die vollständige tropische Dysenterie neben heftigem Fieber. In solch elendem Zustande wollte ihn der eben von seiner ersten Afrikareise zurückkehrende Dr. Pogge nach Europa mitnehmen, er starb aber schon wenige Tage später am 7. December 1876, im Alter von 31 Jahren.

Die Küste von Angola ist, wie überhaupt das ganze Westgestade von Aequatorial-Afrika, ungemein einförmig. Man sieht zumeist nur einen flachen



Landschaft in der Quellregion des Quanza.

Strandsaum mit einigen Beständen von Fächerpalmen und mäßig ansteigenden Hügelwellen dahinter. Der Küstenstrich ist öde und unfruchtbar; an den meisten Stellen herrscht empfindlicher Wassermangel, und infolge dessen findet man nur kurzhalmigen Graswuchs und Dornengestrüpp vor. Die Gestadeebene selbst hat eine verschiedene Breite; am geringsten ist sie, der geringen Laufentwickelung der Küstenflüsse entsprechend, auf der Höhe von Benguela, am größten in der Provinz Angola, nämlich 156 Kilometer. Diesem Küstenflachlande folgt eine 40 bis 100 Kilometer breite Uebergangsstufe zum eigentlichen Hochplateau des

Innern, und zwar ist diese in der Provinz Mossamedes am breitesten, in der Provinz Angola am schmalsten. Diese Stufe stellt sich als ein reichgegliedertes Zwischenland dar, welches am steilsten in der Breite von Benguela im Upa-Paß zur Küstenterrasse abfällt und hier am Rande die Höhe von über 1000 Meter erreicht. In der Provinz Angola steigt östlich des Rio Lucalla und seines Nebenflusses diese Stufe steil aus dem Küstenflachlande und ist ungemein coupirt. Die Kuppen der zwischen den Küstenflüssen streichenden Höhenzüge haben meist eine malerische oder groteske Form, wie beispielsweise der Berg Humbi. Die nächste Stufe landeinwärts ist das eigentliche Hochplateau, dessen Außenrand auf große Strecken hin durch Bergreihen (Serras) bezeichnet ist. Bei Benguela tritt dieser Rand, der sich bis zu 1800 Meter erhebt, bis auf 190 Kilometer an die Küste heran und verläuft nordwärts bis zum Quanza, der in der Continuität des Gebirges einen tiefen Spalt bildet. Quanza und Cunene sind die beiden bedeutendsten Küstenflüsse in Angola.

An der flachen Küste dieses Gebietes wird eine Erscheinung wahrgenommen, die man an keinem anderen Punkte der Erde beobachtet. Es ist dies eine besondere Form der Brandung, »Calema« genannt. Sie zeichnet sich — schreibt Dr. J. Falkenstein — durch lange parallele Wogen aus, welche schon weit vom Strande ihren Anfang nehmen und, so weit das Auge reicht, das Meer mit einem frisch gepflügten Ackerfelde vergleichen lassen, in so regelmäßigen Zwischenräumen folgen Berg und Thal aufeinander. Wunderbar schön ist der Anblick, wenn Abends Meerleuchten zu beobachten ist. Steht man dann auf hoher Klippe in der unendlich einförmigen und öden Strandscenerie und lauscht dem nie verstummenden Donner der überstürzenden Wogen, die weithin den leuchtenden Gischt ans Ufer treiben, während der sternenbesäete Tropenhimmel alles mit mildem Lichte übergießt, so vermag man sich schwer von diesem großartigen Bilde loszureißen. Die Wellenkämme zeigen im Moment des Ueberstürzens in ruhiger Zeit circa 1 Meter Höhe, wachsen aber bei bewegter See auf 3 bis 4 Meter an. Dabei ist die Aufeinanderfolge eine so schnelle, daß schon bei mittelhoher Brandung die geübtesten Bootsleute und ebenso starke als gewandte Neger zum Flottmachen des Bootes nothwendig sind, da in ungeschickten oder ungeübten Händen das Fahrzeug unfehlbar mit seinen sämmtlichen Insassen kopfüber nach dem Strande zurückgeschleudert würde. Dieser Moment wird aber,

wegen der Möglichkeit, hiebei erschlagen oder schwer verletzt zu werden, selbst von den geübten Schiffern der Küste so sehr gefürchtet, daß sie im Augenblicke des Kenterns rasch nach allen Richtungen in die Brandung springen und das Boot seinem Schicksale überlassen.... Man beobachtet eine ähnliche Form der Brandung auch an den Küsten von Brasilien und Chile, aber mit jener an der afrikanischen Westküste hält sie in Bezug auf Großartigkeit keinen Vergleich aus....

Wir haben weiter oben erwähnt, daß der Quanza und der Cunene die bedeutendsten Flüsse im Gebiete von Angola sind. An Flüssen fehlt es diesem letzteren überhaupt nicht; aber sie sind meist klein, d. h. haben, conform der orographischen Gestaltung des Landes, meist nur einen kurzen Lauf und ein bedeutendes Gefälle. Alle diese Küstenflüsse hier zu nennen, kann nicht unsere Aufgabe sein. Der Quanza ist aber nicht nur seiner Größe allein wegen von Bedeutung, sondern auch deshalb, weil er von der Mündung her auf einer Strecke von 210 Kilometer für Dampfboote schiffbar ist. Er rangirt infolge dessen unmittelbar hinter die großen afrikanischen Ströme. Bis zu dem Punkte, wo die Schiffbarkeit des Quanza beginnt, hat er bereits den größten Theil seines Laufes zurückgelegt, und zwar vom Hochlande von Bihè, wo seine Quelle liegt, durch alle Terrassen, in welche sich das Gestadegebiet vom Küstensaume bis zum innerafrikanischen Tafellande gliedert. Man begreift, daß ein solcher Strom auch ein bedeutendes Gefälle haben müsse. Schnellen und Katarakte sind auch hier, wie bei allen großen afrikanischen Flüssen, das Hinderniß gegen eine ausgedehnte Schiffahrt. Der bedeutendste dieser Katarakte ist der von O. Schütt entdeckte Kaiserin Augustafall, dann der große und kleine Cambambefall bei Dondo, wo die Schiffbarkeit ihr Ende findet. Mehrere Nebenflüsse, darunter solche mit bedeutender Wassermenge, ergießen sich in den Hauptstrom, der an der Mündung eine Tiefe von 2 bis 4 Meter besitzt, aber durch eine Barre von der See her verlegt ist.

Zwischen dem Quanza und dem Cunene, der im Großen und Ganzen die Südgrenze der Colonie Angola bildet, fallen viele kleine und mehrere große Flüsse ins Meer, von deren Aufzählung wir hier absehen. Von größerer Bedeutung aber ist der Cunene, der ein fast gleich großes Gebiet wie der Quanza entwässert. Er entspringt aus mehreren Quellen am Südostabhange der Serra Andraden Corao und der steppenartigen Hochebene von Ambamba, und wendet

sich, namentlich von rechts her zahlreiche Nebenflüsse aufnehmend, zuerst nach Süden, dann nach Südwesten, mehrfach Katarakte und Schnellen bildend, und erreicht südlich von der großen Fischbai das Meer. Das Gefälle ist, in Anbetracht der beträchtlichen Höhendifferenz, die der Fluß zu überwinden hat, sehr bedeutend. Die größten Fälle sind jene von Quiverequeto. Schnellen finden sich auch im Unterlaufe, so daß der Cunene nur zur Hochwasserszeit schiffbar ist, und zwar etwa 100 Kilometer stromauf. Er hat sonach nicht entfernt die Bedeutung des Quanza, dem er in Bezug auf Entwickelungslänge und Stromgebiet sehr nahe kommt.

In klimatischer Beziehung steht die Colonie von Alters her in üblem Rufe, und wie die Thatsachen lehren, mit Recht. Gleichwohl wird von anderer Seite behauptet, daß das Land nicht gar so ungesund sei, als gemeinhin angenommen wird. Wo die Wahrheit liegt, ist schwer zu entscheiden. Daß die portugiesischen Garnisonen zu mancher Zeit decimirt wurden, ist eine feststehende Thatsache; auch europäische Reisende haben in Bezug auf die klimatischen Einwirkungen in manchen Strichen, zumal in dem tiefgelegenen Gestadegebiete, üble Erfahrungen gemacht. Vielen Colonisten wieder gelang es, sich rasch zu acclimatisiren, obwohl dies nicht so zu verstehen ist, daß jeder, der einmal seine Lebensweise dem tropischen Klima angepaßt hat, auch vollkommen sicher sei vor Fieberanfällen, Dysenterie und all den charakteristischen Tropenkrankheiten. Unzweifelhaft aber ist, daß die höher gelegenen Striche dem Europäer außerordentlich zuträglich sind und daß in ihnen sein physisches Gehaben nicht die geringste Störung erfahren wird. Am verrufensten sind die zumeist versumpften Flußmündungen. Als gesundester Ort gilt Mossamedes im Süden des Colonialgebietes.

Wenn wir auf die culturellen Verhältnisse übergehen, wäre zunächst zu bemerken, daß Angola eine Agriculturcolonie ist, deren Reichthum nicht auf dem Handel mit den Eingeborenen des Binnenlandes, sondern auf den Agriculturproducten der Küste beruht. Angola und das Capland sind die einzigen Colonien in Afrika (die Nordküste ausgenommen), deren Ausfuhr fast gänzlich aus im Lande erzeugten Producten besteht; alle anderen Colonien exportiren hauptsächlich Handelsartikel, die aus den Nachbarländern bezogen werden und nicht Landesproducte. Diese Producte sind: Baumwolle, Zuckerrohr, Indigo, Reis, Kaffee, Cocosnüsse, Palmöl, Erdnüsse, Copal, Ricinus, Tabak, Holz, Getreide, Gemüse

und Obst. In der Colonie sind zahlreiche Erzlager vorhanden, die jedoch nicht ausgebeutet werden. Kohle, Petroleum, Schwefel, Salz, Salpeter, Kupfer, Eisen und selbst Gold bilden den Reichthum der Colonie an mineralischen Producten.

Wir haben an anderer Stelle (Mosambique) erwähnt, daß die Portugiesen hauptsächlich deshalb so lange mit der Freigebung der Sclaven und überhaupt mit der Einstellung des Sclavenhandels zögerten, weil sie dem Grundsatze huldigten, daß sich im anderen Falle nicht genug Arbeiter finden würden, um den Betrieb der Ländereien in ihrer bisherigen Ergiebigkeit aufrechtzuerhalten. Thatsache ist, daß von dem Augenblicke an, da der Sclavenhandel aufgehoben wurde, die wirtschaftlichen Verhältnisse der Colonie sich schlimm genug gestalteten. Das währte aber nur eine kurze Zeit und in der Folge wetteiferten sowohl Weiße als Schwarze in der rationellen Bewirtschaftung des Bodens, so daß nach wenigen Jahren die Krisen der Uebergangsepoche überwunden waren.

Diese Bemerkung gibt uns den willkommenen Anlaß, einige Mittheilungen über die Eingeborenen von Angola hier anzubringen. Sie gehören, wie alle Stämme von Aequatorial-Afrika, zu dem großen Kreise der Bantuvölker und zwar zur westlichen Gruppe. Besondere Rassenmerkmale besitzen die Angolesen nicht. Sie werden zumeist als Leute von kräftigem Körperbau und keineswegs abschreckenden Gesichtszügen geschildert. Die Hautfarbe ist in der Regel ein tiefes Braun, fast niemals ein wirkliches Schwarz. Das Haar wird entweder kurz gehalten, oder in viele kleine Zöpfe geflochten; eine unter den afrikanischen Negervölkern ziemlich weit verbreitete Unsitte, jene des Zuspitzens der Schneidezähne zur Zeit der Geschlechtsreife, ist auch bei den Angolesen im Schwange. Die Zähne werden aber nicht mit der Feile bearbeitet, wie vielfach angenommen wird, sondern es wird einfach von jedem Schneidezahn eine Hälfte dadurch weggesprengt, daß man einen eisernen Keil von der Schneide her eintreibt, so daß von jedem Schneidezahn ungefähr die Hälfte wegspringt und eine Lücke in Form eines gleichschenkeligen Dreieckes mit der Basis nach unten entsteht. Was das Tätowiren anbelangt, erzählt Toms: »Diese Sitte herrscht unter den Eingeborenen von Benguela allgemein, sowie gleichfalls unter allen Stämmen des Innern, die mit diesem Küstenpunkte in Verbindung stehen. Häufig sieht man einen Benguelanesen nur mit einem feingeschnitzten Kreise, oder einem kleinen Stern auf jeder Wange, oder mitten vor der Stirn; dagegen aber wieder Ein-

zelne, welche außer dieser Zeichnung fast an allen Theilen des Körpers verschiedene Figuren zeigen. Von Benguela bis zur nördlichen Grenze von Loanda glaube ich nicht, daß ein Neger existirt, der frei von solchen Narben wäre.« Dem entgegen sagt Falkenstein, daß er wohl viele Neger mit Narben behaftet gesehen habe, doch rührten dieselben nicht vom Tätowiren, sondern von der ungemein verbreiteten Unsitte des Schröpfens mit Thierhörnern her.

Ueber die Bekleidung können wir uns kurz halten; der schwarze Afrikaner pflegt in Sachen der Toilette bekanntlich keinen Luxus zu entfalten. Das Hauptstück ist der Lendenschurz aus Baumwollenzeug, den die Leute malerisch um die Hüften zu drapiren verstehen, und ab und zu ein togaartiger Ueberwurf. Dem Schuhwerk sind alle Schwarzen bis in die Seele abhold und sie entschließen sich höchstens zu dünnen Sandalen. Mützen aus rother Wolle oder Ananasfaser und ein über den Lendenschurz gehängtes Thierfell vervollständigen die Toilette eines auf seine Würde und seine Repräsentation bedachten Angolesen. Im Uebrigen sorgt auch hier die Phantasie des Einzelnen, daß durch Hinzufügung des einen oder anderen hier nicht weiter erwähnten Lappens, Sackes oder irgend sonst eines primitiven Kleidungsstückes, dem landesüblichen Geschmacke Rechnung getragen werde.

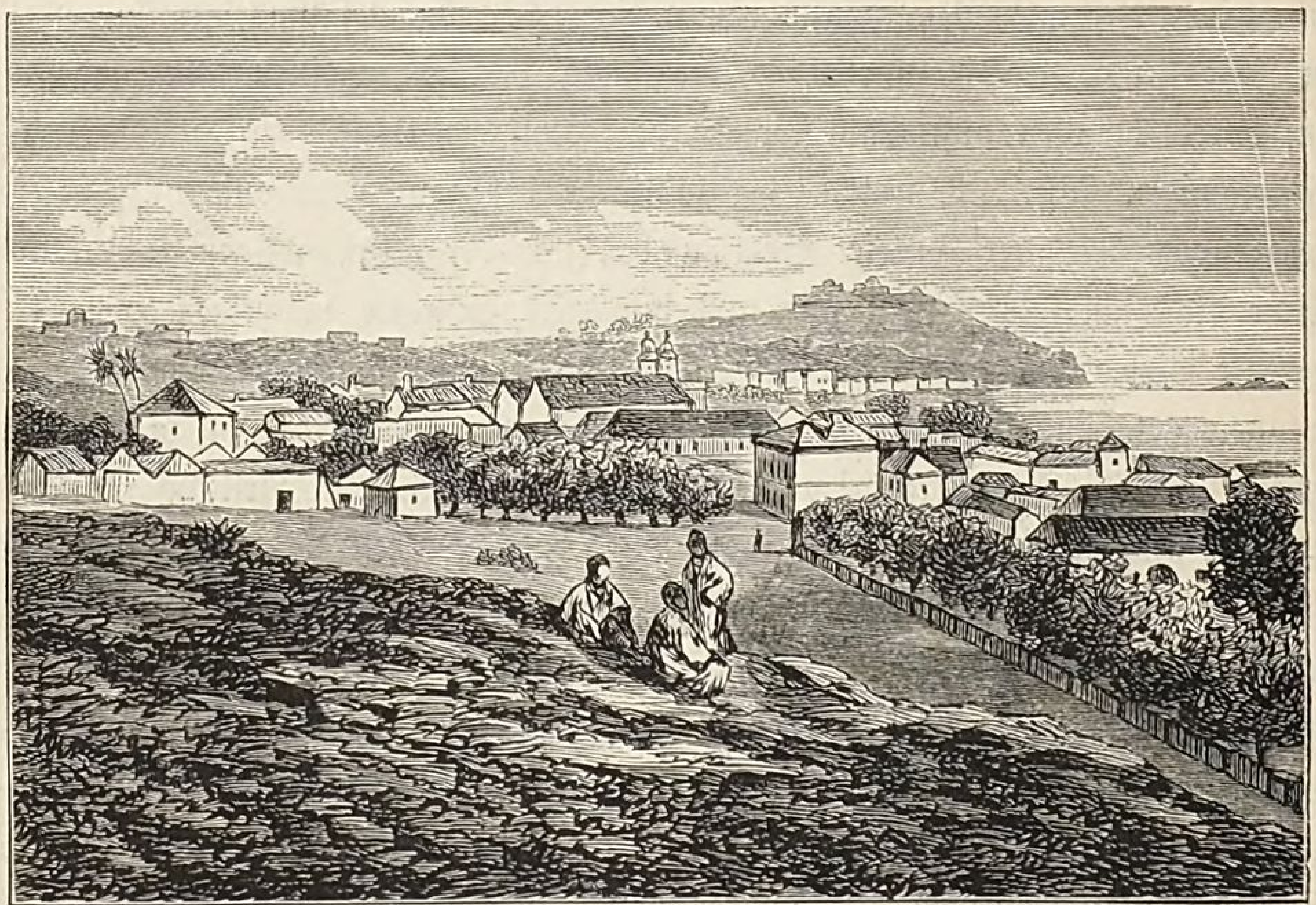
Etwas mehr Staat verwenden die Frauen auf ihre äußere Ausstattung. Schmuck, namentlich solcher aus rothen Korallenstücken, ist unentbehrlich; in zweiter Linie sind Glas- oder Porzellanperlen gesucht. Arme und Beine können der Messing-, Kupfer- oder Eisenringe nicht entbehren, und manche schwarze Damen treiben in diesen Artikeln einen solchen Luxus, daß man schwer begreift, wie sie sich freiwillig eine solche Last aufbürden können. In den Städten ist die Tracht der Frauen selbstverständlich reicher. Um die Hüften wird gewöhnlich ein blaues Untertuch getragen und darüber um den ganzen Körper ein großes schwarzes Tuch drapirt, und zwar derart, daß auch der Kopf verhüllt wird und nur das Gesicht frei bleibt. So berichtet Falkenstein von Loandasinnen, Toms von den Benguelasinnen. Der Busen wird mittelst eines Strickes eingeschnürt. In den Städten pflegen übrigens auch die Männer mehr Kleidungsstücke anzulegen. Thierfelle, oberhalb des Schurzes getragen, werden im Süden häufiger. In Benguela sah Toms neben den Fellen von Zibethkatzen auch solche von Affen im Gebrauche, ja sogar Leoparden- und Löwenfelle sind nicht selten, und

ihre Besitzer schienen sich etwas darauf zugute zu thun, daß sie jene schleppartig nach sich zogen.

Was dem Leser vielleicht mehr, als vorstehende Toilettengeheimnisse der weiblichen und männlichen Angolesen interessiren dürfte, sind die Städte der portugiesischen Colonie, und das Leben, wie es sich in denselben abspielt. Da wäre zunächst Mossamedes, die wegen ihres gesunden Klimas beliebteste Ansiedelung in der Colonie, in reizender Lage an der Bai gleichen Namens, mit schönen, steingebauten Häusern, von einem Sandgürtel umgeben und durch ein Fort geschützt. Die Gärten, welche üppig gedeihen, befinden sich ungefähr fünfviertel Stunden außerhalb der Stadt. Mossamedes ist der Hauptort des gleichnamigen Districtes, welcher der südlichste der ganzen Colonie ist. An ihn grenzt nordwärts der District Benguela, mit der gleichnamigen Hauptstadt, welche dicht am Meere liegt und landeinwärts von einer mächtigen Hügelkette begrenzt wird. Monteiro nennt den Eindruck, welchen die Stadt von der See aus gewährt, im hohen Grade malerisch, besonders nach Norden zu, wo ein grüner Waldstreifen den Horizont abschließt. »Die Stadt ist weitläufig gebaut, hat gute Häuser und Läden. Da hier während der Zeit des Sclavenhandels der Hauptmarkt stattfand, bieten die noch mit hohen Mauern versehenen Gärten und die Verließe einen eigenthümlichen, fremdartigen Eindruck. Wenn in der Regenzeit die Plätze und Straßen mit üppig wucherndem Grase und blühendem Unkraut bedeckt sind, scheint die Stadt ein einziger verwilderter Garten zu sein.«

Der nächste District ist jener von Angola, dessen Hauptort San Paolo di Loanda zugleich der Mittelpunkt und der Sitz der Colonialregierung ist. Unter der Gesammtbevölkerung von ungefähr 15.000 Seelen bilden die Schwarzen das überwiegende Element, fast 75 Percent. Halbkreisförmig im Hintergrunde der Hafenbucht gelegen, an beiden Enden von je einem Fort vertheidigt, macht die ziemlich ausgedehnte Stadt mit ihren weißen Steinhäusern einen fast imponirenden Eindruck. Dies gilt freilich nur von der sogenannten »unteren« Stadt, welche zugleich das Quartier der weißen Bevölkerung ist. Das Negerviertel zeigt nichts weniger als städtische Anlagen. Auch sonst wird jeder, der sich von dem Panorama der Niederlassung bestechen ließ, bei näherer Bekanntschaft mit derselben sich ziemlich enttäuscht fühlen. An frappanten Contrasten fehlt es nicht. Man wandelt Anfangs wohlgemuth durch die breiten, boulevardartigen Hauptstraßen,

ist aber gezwungen, bereits bei der nächsten Straßenwendung durch knöcheltiefen Sand und Staub zu wandeln. An manchen Stellen findet man vollends nur Stätten der Verwahrlosung und des Schmutzes. Die Hafenseite ist der Kehricht-haufen der ganzen Stadt, und die Düfte, die von dort sich über die ganze Niederlassung ausbreiten, haben nichts gemein mit den Veilchendüften Bithyniens oder den Rosen von Schiras. Daß das lehmgebaute Negerviertel gleichfalls kein Paradies ist, wird uns der freundliche Leser gewiß aufs Wort glauben. Auch

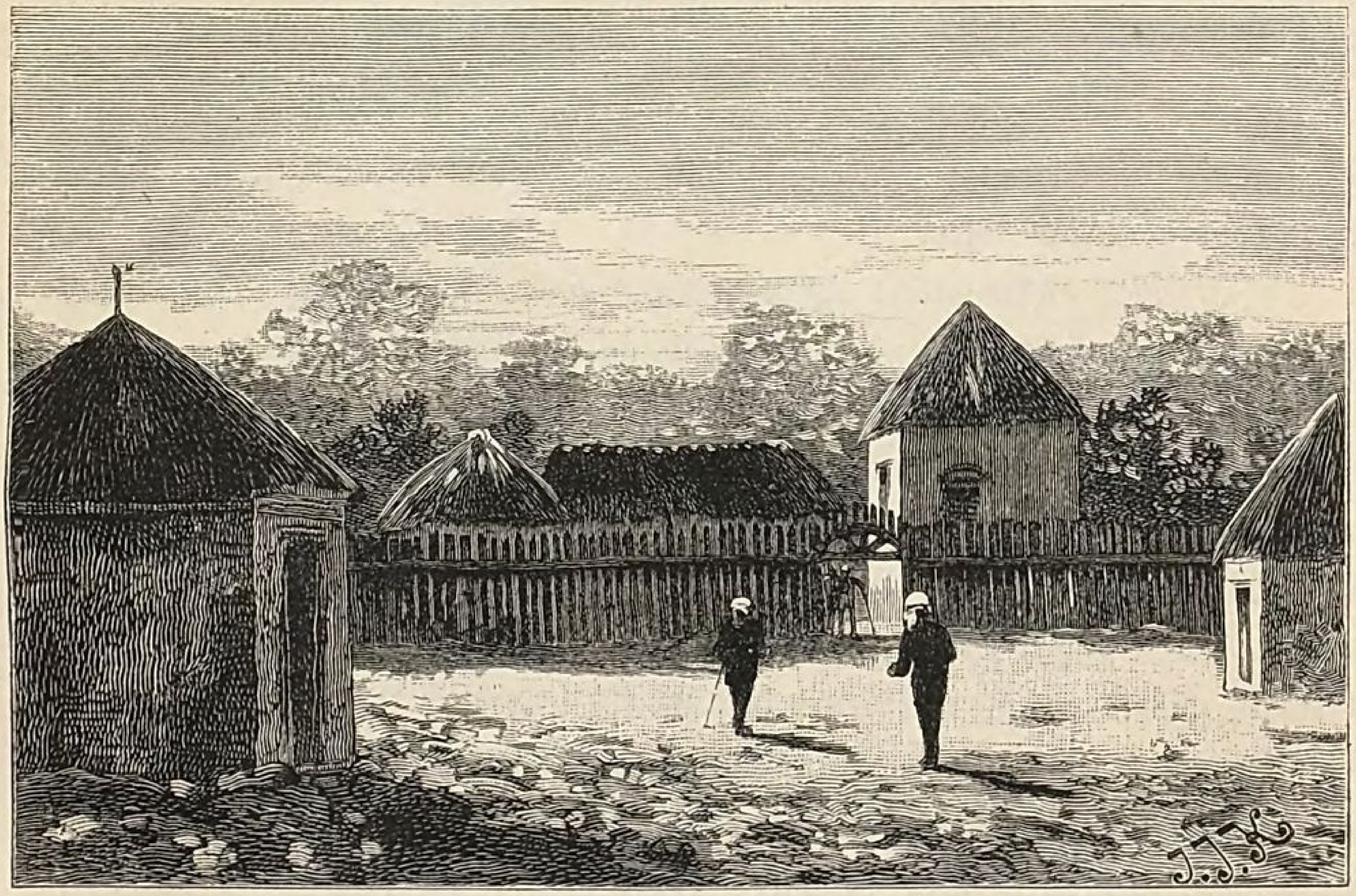


San Paolo di Loanda.

in den besseren Häusern macht sich insoferne die Verwahrlosung geltend, als Reparaturen augenscheinlich an ihnen nie vorgenommen werden; selbst an den Ersatz eingeschlagener Fensterscheiben denkt niemand. Wozu auch? Das Klima ist milde genug, als für solche Dinge sich in Unkosten zu stürzen. Dazu gesellen sich andere Uebelstände, unter welchen das Trinkwasser in erster Linie zu nennen ist. Kurz, San Paolo di Loanda ist ein böses Nest, eine Anhäufung von zumeist dem Verfalle entgegengehenden Wohnstätten, denen man es ansieht, daß sie die Colonialwirtschaft eines Volkes repräsentiren, das kaum mehr die Erinnerung an seine einstige Bedeutung bewahrt. Man vergleiche nur Loanda mit Capstadt,

um den Unterschied zwischen altersschwacher und neuer triebkräftiger Colonialpolitik zu begreifen....

Der nördlichst gelegene Ort an der Küste von Angola und in commercieller Beziehung vielleicht der wichtigste ist Ambriz, ein kleines Städtchen auf der Höhe des nordwärts befindlichen steilen Felsufers gelegen, eigentlich nur eine Gasse, die auf die Uferfelsen ausläuft. Vom Strande, wo das Zollhaus und einige Lagerhäuser, sowie ein eiserner Ladepier erbaut sind, führt längs



Portugiesische Farm in Bihé.

der Felswand ein Weg zur Stadt hinauf, der, nach der Versicherung des deutschen Reisenden Hermann Soyaux, in der Mittagsstunde wohl die heißeste Luft in ganz Westafrika birgt und daher nur mit Mühe zu passiren ist. In ganz außerordentlicher Glut strahlt das Sonnenlicht von den weißen steilen Abfällen wider und leise Windzüge wehen dem Wanderer wahren Höllenhauch entgegen. Unser Gewährsmann hält Ambriz nächst Lagos (an der Sclavenküste) für die wichtigste Handelsstadt an der Westküste von Afrika. Freilich war dem Reisenden, als er jene Ansicht niederschrieb, an der Congomündung noch kein Hauch von jenem Leben zu verspüren, das sich nunmehr dortselbst entfaltet. Für Angola aber

mag Ambriz die wichtigste Handelsstadt sein, obwohl die Portugiesen diesem Umstande keineswegs Rechnung tragen. Vor einiger Zeit hatten sich dortselbst mehrere englische und amerikanische Kaufleute festgesetzt und einen ziemlich schwunghaften Handel mit den Producten des Hinterlandes (Kaffee, Sesam, Palmkernen, Copalharz, Elfenbein und Erdnüssen) betrieben. Die Verwaltung kümmerte sich nicht um diese kaufmännische Thätigkeit. Eines Tages aber wurde sie auf dieselbe aufmerksam und nun beeilte sie sich, Ambriz der Colonie einzuverleiben und den Ausfuhrhandel mit hohen Zöllen zu belegen. Die Folge hievon war, daß die erwähnten Kaufleute den Platz verließen und sich etwas nördlich, auf nichtportugiesischem Gebiete, in Kinsembo, etablirten. Nun wurden die Zollabgaben erheblich reducirt, so daß die Engländer und Amerikaner wieder nach Ambriz zurückkehrten.

In seiner Gesammtheit macht Ambriz unter allen portugiesischen Niederlassungen in Angola weitaus den freundlichsten Eindruck, obwohl es in Bezug auf seine Ausdehnung unansehnlich und mit S. Paolo di Loanda nicht zu vergleichen ist. Die Umgebung aber ist ohne landschaftlichen Reiz. Charakteristisch für diese Gegenden ist eine cactusähnliche Euphorbia, welche mit ihren candelaberartigen Aesten, die von einem verhältnißmäßig hohen Stamme ausgehen, den einzigen Schmuck jener Landstriche bildet. Uebrigens besitzt auch Ambriz, damit es ja nicht eine der vielen tropischen Plagen entbehre, eine Annehmlichkeit dieser Art — den Sandfloh. Er soll durch ein englisches Schiff aus Brasilien 1872 eingeschleppt worden sein und hat sich seitdem allenthalben in Angola verbreitet. Der Sandfloh bohrt sich in die Zehen ein, am liebsten unter die Nägel derselben und läßt dort ein Eiersäckchen oft von der Größe einer kleinen Erbse zurück. Die ausschlüpfenden Thierchen richten die gräßlichsten Verwüstungen an, und es kann deshalb nicht Wunder nehmen, wenn man Neger sieht, die sich des europäischen Schuhwerkes durchaus nicht bedienen wollen, deren Füße zu unförmlichen Klumpen und ohne Zehen verschrumpft sind. Uebrigens scheint auch die Beschuhung vor den Angriffen dieser kleinen Bestien nicht zu schützen, denn auch Soyaux hatte sich ihrer zu erwehren. Er schützte sich dadurch, daß er in der ersten Zeit einige Tropfen Petroleum in die Schuhe goß; das scheint ein wirksames Mittel, da nach seiner Anwendung der Reisende und seine Gefährten durch anderthalb Jahre nur wenigemale von den Thierchen gepeinigt wurden.

In der Umgebung von Ambriz ist das weiter oben genannte Kinsembo der wichtigste und interessanteste Punkt, letzteres deshalb, weil sich hier vor den Blicken eine großartige Scenerie entfaltet. Mächtige rothe Felsen flankiren die eine Seite des Kinsemboflüßchens und an diese Felsen schlägt die Brandung, durch den abströmenden Fluß gestaut, haushoch empor. Damit ist freilich der Uebelstand verbunden, daß das kleine Städtchen von der See her schwer zugänglich ist und Schiffbrüche oder Strandungen nicht zu den Seltenheiten gehören. Daß derlei Katastrophen nicht harmloser Natur sein dürften, dafür spricht schon der Name der Felsen: »The Whitemans Gravestone« — des weißen Grabsteins. Dieses Verkehrshinderniß ist umso störender, als Kinsembo der wichtigste Küstenpunkt für den Elfenbeinhandel ist.

Das Binnenland der Colonie Angola wird von der Verwaltung fast ganz vernachlässigt. Die Erzstätten liegen durchaus brach, Communicationen gibt es gar keine, ausgenommen die seit Jahrhunderten betretenen Karawanenpfade. Weite Strecken des Hinterlandes stehen außerhalb der Controle und werden jahrelang nicht besucht. Die wenigen vorhandenen Handelsposten liegen auf dem Plateau im Osten von Loanda, so Braganza, Malange, Ambaca, Pungo, Andongo; im Osten von Ambriz, gleichfalls auf der Plateauhöhe, liegt Encoge. Alle diese Außenposten der Colonie sind sehr vernachlässigt. Malange ist der letzte östliche Ort, wo sich ein portugiesischer Officiersposten befindet. Das Fort ist aber ohne militärischen Wert und höchstens gegen schlecht bewaffnete Eingeborene gut. Uebrigens ist es auch sonst mit der militärischen Autorität nicht weit her, und Aufstände werden meist gerade nur zur Noth unterdrückt. Die Umgebung von Malange ist, nach Lieutenant Lux, einförmig; überall wuchert das hohe Campinengras, das bei leichtem Winde täuschende Aehnlichkeit mit unseren wogenden Kornfeldern hat. In der Trockenzeit ist das meiste Gras dürr und gelb, das Laub der Bäume verwelkt und größtentheils abgefallen. Nur in den feuchten Niederungen und Thalsohlen längs den Sümpfen trifft man Laub und grünes Gras.

Die am meisten betretene Handelsroute nach dem Innern geht von Benguela ab. Sie führt über Katombela und das Küstengebirge, steile Kalksteinberge mit großen Ammoniten und anderen Fossilien, durch Schluchten und trockene Wasserläufe auf das wasserlose erste Zwischenplateau und weiter durch einen Paß auf die nächst höhere Stufe. Von hier aus genießt man den letzten Anblick des

Meeres und hier war es, wo Cameron zum erstenmale nach jahrelanger Wanderung den Spiegel desselben aufblitzen sah. Der Weg zieht nun abermals über eine Parallelkette, meist durch tiefe Schluchten mit Wasserläufen — in welchen Cameron die Gebeine zurückgelassener, noch in ihren Holzjochen steckender Sclaven sah — und tritt nun in den circa 1600 Meter hoch gelegenen District von Kisandschi ein. Kurz vor Bihé, auf der Höhe des letzten Plateaus, wird die Gegend freundlicher; Waldschluchten wechseln mit licht bestandenen kleinen Ebenen. In Bihé befindet sich die letzte portugiesische Factorei nach dem Innern zu. Das Hochland ist äußerst gesund und es ist zu wundern, daß hier keine Handelscolonie ins Leben gerufen wird, umsomehr dieselbe vermöge ihrer Lage auf dem Wasserscheide-Plateau zwischen Quanza, Zambesi und Cunene auch in geographischer Beziehung von großer Bedeutung sein würde. Zu einer solchen Gründung würde freilich etwas mehr Energie und Unternehmungslust gehören, als sie die Portugiesen in Angola seit Jahrhunderten bethätigen. . . .

* * *

Die Loandaküste und das Kuilubecken.

Nordwärts des Ambrizflusses erstreckt sich die Küste noch circa 200 Kilometer weit bis zur Congomündung. Sie wird zwar von den Portugiesen beansprucht, doch gehört sie von rechtswegen dem Königreiche Congo, dem Hinterlande dieses Gestades. Schon im Jahre 1857 hat ersteres der deutsche Gelehrte Adolf Bastian bereist und die alte Hauptstadt San Salvador (Ambassi), in welcher bekanntlich Diego Cam vor genau vier Jahrhunderten die ersten Beziehungen mit den Bewohnern der äquatorialen Westküste von Afrika anknüpfte. Als Vorposten einer gewissen Halbcivilisation ist San Salvador von unleugbarer Bedeutung, doch haben es die Portugiesen nicht verstanden, die seinerzeit begonnene Christianisirung weiter zu entwickeln. Die Kirchen verfielen mit der Zeit und die Eingeborenen kehrten wieder reuig zum Fetischismus zurück, so daß dermalen die Verhältnisse schlimmer stehen, als zur Zeit der ersten Thätigkeit italienischer Missionäre im XVII. Jahrhundert.

Die früher erwähnte Küste zeigt die gleiche Verödung wie jene der Colonie Angola. Kurz bevor der Congo erreicht wird, sinken die rothen Felswände,

welche so charakteristisch für weite Strecken der Westküste von Aequatorial-Afrika sind, tiefer und tiefer und machen zuletzt ausgedehnten Mangrowe-Sümpfen von beträchtlicher Ausdehnung Platz. Darauf fängt die See an sich mit den Niederschlägen des Stromes zu färben, und der Gegensatz ist scharf abgegrenzt, wo die trüben Gewässer des Flusses denen der klaren See begegnen. Die Mündung des Congo ist ziemlich einheitlich und ungetheilt im Vergleiche zu den weitläufigen Deltas der übrigen großen afrikanischen Ströme. Der Anblick jener Mündung zwischen den beiden sich gegenüberliegenden Punkten Padrao und Banana ist merkwürdig genug. Diese sehen aus, wie die letzten Ueberbleibsel der alten Küstenlinie, durch welche der Strom seinen Durchbruch zum Meere bewirkt hat. Padrao ist eine marschige Landspitze, die von prächtigem Wald bedeckt und mit Wellenbrechern von Mangrowen und von Gruppen schöner Fächerpalmen umsäumt ist. Banana ist eine kleine sandige Halbinsel, welche auf der einen Seite von der Brandung des Oceans umtost wird, während auf der entgegengesetzten Seite der mächtige Congo sie unterwäscht und langsam fortspült. Auf diesem schmalen Streifen Landes, wo der Boden so wertvoll ist, wie in unseren großen Städten, liegen mehrere europäische Factoreien, deren wichtigste dermalen zweifellos die holländische ist. Banana hat an der Stromseite einen ausgezeichneten Hafen, in dem eine ganze Flotte vor Anker gehen kann.

Trotz des frühen Erscheinens der Portugiesen an dieser Küste stritt man noch im Jahre 1816 darüber, ob der unter dem Namen Congo bekannte Strom nicht die Mündung des — Niger bilde! Die Entscheidung dieser Frage wurde deshalb einem englischen Marineofficier, der wiederholt Beweise seiner Intelligenz und Unerschrockenheit gegeben hatte, anvertraut. Im Jahre 1805 zum französischen Kriegsgefangenen gemacht, wurde Jacques Kingston Tukey erst 1814 nach England zurückgeschickt. Als er von der Organisation einer Expedition zur Erforschung des Congo hörte, reichte er ein Gesuch ein, an derselben theilnehmen zu dürfen, erhielt aber mehr, als er verlangt hatte, nämlich den Befehl, die fragliche Unternehmung zu leiten. Am 19. März segelte Tukey mit einem Stabe von Officieren und Gelehrten mit dem »Congo« und dem Transportschiffe »Dorothea« ab, und am 20. Juni ging er bei Malembe an der Congomündung vor Anker. Der König des Landes wurde unwillig darüber, daß die Engländer nicht gekommen waren, um Sclaven anzukaufen, und er erging sich darum in

beleidigenden Redensarten über die Europäer, welche seinen Handel schädigten. Tukey kehrte sich nicht daran und segelte mit dem »Congo« in die breite Mündung des Stromes; später, als die Höhe der Ufer die Benützung von Segel unthunlich machte, schiffte er sich mit einem Theile seiner Leute auf den Schaluppen und Booten des Schiffes ein. Vom 10. August ab nöthigten ihn die Schnelligkeit der Strömung und die gewaltigen Felsen, welche ab und zu aus dem Strome auftauchten, häufig den Landweg einzuschlagen, welch letzterer schließlich allein benützt wurde, als ein Katarakt das weitere Vordringen mit den Booten verhinderte. Es war dies der unterste der fast genau fünfzig Jahre später entdeckten gewaltigen »Livingstonefälle«.

Von nun ab hatte Tukey mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen; die Eingeborenen weigerten sich, Lastträgerdienste zu leisten und die meisten Mitglieder lagen am Fieber darnieder. Als Tukey 280 englische Meilen zurückgelegt hatte, sah er sich genöthigt, umzukehren, umsomehr, als die Regenzeit hereingebrochen war und der Krankenstand unter seinen Leuten mit jedem Tage wuchs. Ueber das klägliche Resultat seiner Unternehmung enttäuscht und moralisch gebrochen, erkrankte Tukey nun selber am Fieber, und kehrte nun an Bord des »Congo« zurück, um am 4. October 1816 für immer die Augen zu schließen. Ein nennenswertes Resultat dieser gescheiterten Expedition, welche über den Lauf des Congo, namentlich über dessen Hinausreichen bis über den Aequator Angaben gemacht hatte, die nachmals von Stanley glänzend bestätigt worden sind, aber bei den Zeitgenossen keinen Glauben gefunden hatten, bestand darin, daß Capitän Tukey die Karte des Küstengebietes richtig stellte. Später bemühten sich andere Reisende wiederholt den Congo hinaufzusteuern, so Vidal (1825), Owen, Capitän Badingfield (1860), Richard Burton (1863). Sie kamen insgesammt nur bis zu den ersten Fällen des Stromes, desgleichen der österreichische Reisende Ladislaus Amerigo Magyar, der im Jahre 1848 den Congo befahren hatte. In den Siebziger Jahren, wenige Jahre vor dem Eintreffen Stanleys an der Mündung des Stromes, wurde dessen Mündung durch John Monteiro und den deutschen Gelehrten Bastian erforscht. Eine englische Expedition unter Lieutenant Grandy, welche 1874 fast in derselben Zeit wie die Cameron'sche zur Aufsuchung Livingstones ausgesendet wurde, und die aufwärts des Congo in das Innere eindringen sollte, entfiel, als die Kunde von

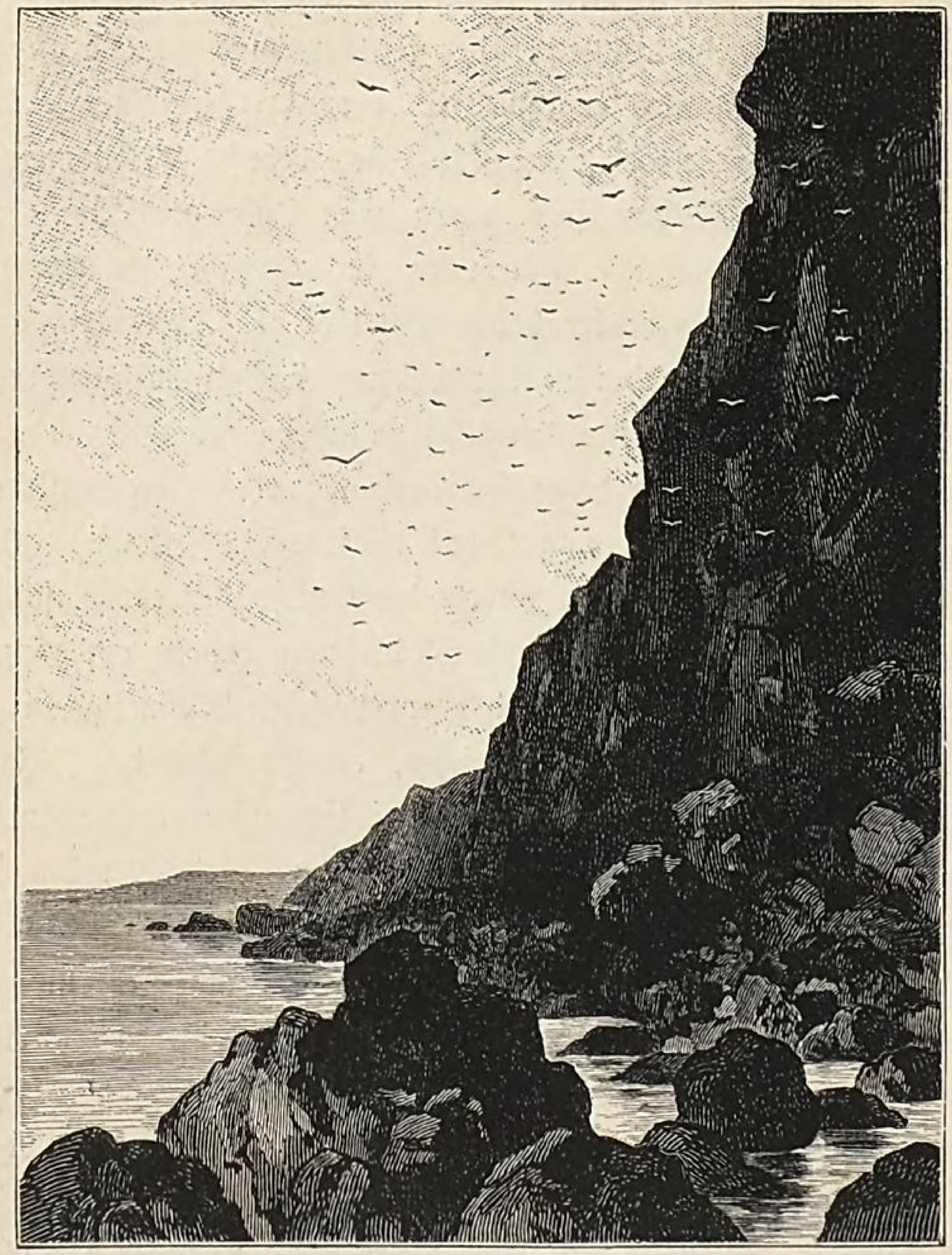
dem Anlangen der Leiche des Gesuchten an der Ostküste von Afrika eingetroffen war.

Im Großen und Ganzen sind also, wie man sieht, die Bemühungen, das Congoräthsel zu lösen, geringfügiger Natur gewesen. An der Congomündung aber blühten schon seit geraumer Zeit europäische Handelsniederlassungen, die freilich mitunter durch die Piraterie der Uferbewohner zu leiden hatten. Die Plünderung des gestrandeten englischen Schooners »Geraldine« gab der englischen Regierung 1875 Anlaß, eine Expedition behufs Züchtigung der Flußpiraten auszusenden. Seitdem sind genau zehn Jahre verstrichen und heute erheben sich bereits zahlreiche Factoreien im Bereiche der Strommündung. Repräsentanten aller Culturvölker haben sich hier ein Stelldichein gegeben, um die schwierigen Vorarbeiten durchzuführen, denen das großartige Programm der systematischen Erschließung von Central-Afrika folgen soll und wird.

Die Hauptstationen, in denen sich dermalen ein bewegtes Leben abspielt, sind außer Banana, Boma und Vivi. Ersteres, das etwa 100 Kilometer stromaufwärts liegt, war bis vor kurzem die Grenze der europäischen Invasion am Congo. Leider ist der Punkt vielleicht der ungesundeste am ganzen Strome. Die Hitze ist erdrückend, und hinter den europäischen Wohnungen erstrecken sich große Sümpfe und pesthauchende Marschen, ein Brutplatz der Fieber und der blutgierigen Moskitos. Die Factoreien befinden sich auf einer Landzunge zwischen dem Strome und dem in diesen fallenden Kalamu- oder Krokodilflusse. Der ungesunden Lage wegen hat die Congogesellschaft in Boma ein comfortables Sanatorium errichtet, das unter vorzüglicher ärztlicher Leitung steht und eine wahre Wohlthat für die dortigen Agenten der Gesellschaft und die Handelscolonisten ist.

Ueberhaupt sind die Fortschritte, welche im Bereiche der Congomündung letzterer Zeit gemacht wurden, sehr bemerkenswerte. Die Anlagen der Station Vivi schildert der englische Reisende H. H. Johnston ungefähr wie folgt: »Auf der Höhe in der Nähe des Flusses stehen die verschiedenen Gebäude der Niederlassung. Das vornehmste war zu jener Zeit die Wohnung Stanleys, mit einem Schlafzimmer im ersten Stocke, einem reich mit Bücherschränken versehenen Arbeitszimmer, nebst Laboratorium, Doctorzimmer und Schlafzimmer des zweiten Commandanten im Erdgeschosse. Außerdem enthielt dieses Gebäude eine Vorrathskammer, ein Bureau und ein Local für Waffen und Ausrüstungsgegenstände.

Gegenüber erhebt sich eine mächtige einstöckige Baracke mit den Schlafcabinetten der europäischen Ansiedler und einem großen, nach drei Seiten offenen Speisesaale. Andere Baulichkeiten sind ein Observatorium, ein Bad, ein Taubenhaus und verschiedene Wirtschaftsgebäude.«



Steilküste bei Landana an der Tschiloangomündung.

Von der Höhe bei Boma genießt man vielleicht den entzückendsten Blick auf den Lauf des mächtigen Congo. Aber auch die nächste Umgebung des Hügelgipfels heimelt jeden an, der zum erstenmale den Congo besucht und durch böse Vorstellungen von Wildniß und Barbarei geplagt wird. Wie in einem großen



Dorf der Fan am Ogowe (s. S. 261).

Garten erheben sich die Häuschen der Europäer und liegen verstreut verschiedene Wirtschaftsgebäude, Vorrathshäuser, Ställe und Geflügelverschläge. Darüber hinaus und weiter unten — denn nur Europäer hausen auf dem Gipfel des Hügels — gruppiren sich die zahlreichen kleinen Hütten der Zanzibarioten, welche im Dienste der Gesellschaft stehen, dann die Colonien der Kru-Neger und der Kabinda. Manches dieser Häuschen ist mit seinem wohlgepflegten Garten und seinem Hühnerhofe ein niedliches Asyl, wie sich ein solches die Phantasie der Zanzibarioten wohl kaum je vorgestellt haben dürfte. Ueberhaupt wird außerordentliche Sorgfalt auf das äußere Aussehen der Colonie verwendet. Reinlichkeit gilt als oberster Grundsatz der Hausordnung und Colonieverwaltung.

Mit diesem orientirenden Blicke auf die gegenwärtigen Verhältnisse an der Congomündung muß sich der freundliche Leser zufrieden stellen. Wir haben uns an der Küste weiter umzusehen und müssen uns daher kurz fassen. Wir steuern wieder den majestätischen Strom hinab und genießen das überwältigende Bild, wie diese enormen Wassermassen während der Flut und bei heftigem Seewinde sich mit der Meeresbrandung im heftigsten Kampfe befinden. Mit Mühe nur erkennen wir das gegenüberliegende Ufer in verschwommenen Umrissen. Auf der ganzen Strecke überstürzen sich in dichter Aufeinanderfolge schaumbedeckte Wogenkämme.... Endlich haben wir Banana hinter uns und schaukeln auf dem Ocean. Unser Weg führt uns nordwärts, längs der Küste von Loango, die noch vor wenigen Jahren in ihrer ganzen Länge von der Congomündung bis zur französischen Colonie am Gabun unter der Herrschaft von zahlreichen Häuptlingen und »Königen« stand. Heute ist das freilich anders, denn diese Küste hat das fruchtbare und außergewöhnlich ertragsreiche Becken des Njadi-Kuilu zum Hinterlande, welches durch die Internationale Association durchforscht und mit zahlreichen Stationen versehen worden ist. Mit dem Kuilubecken steht auch das Thal des Küstenflusses Tschiloango in räumlichem Zusammenhange, gleichfalls das Arbeitsgebiet der Association. Im oberen Theile dieses Thales liegt Station Strauchville, zu Ehren des dermaligen Präsidenten der Congogesellschaft, des belgischen Obersten Strauch, so genannt.

Das Becken des Njadi Kuilu hat unbestritten eine große wirtschaftliche Zukunft. Der Hauptfluß, dessen Quelle in einiger Entfernung westlich von Stanley-Pool sich befindet, durchzieht in seinem Mittel- und Unterlaufe ein

breites üppiges Thal in unzähligen Windungen und fällt etwas nördlich am Punto Negra ins Meer. Leider reicht die Schiffbarkeit des Flusses nur circa 84 Kilometer stromaufwärts, von wo ab die allen afrikanischen Strömen eigenthümlichen Verkehrshindernisse in Form von Schnellen und Katarakten ihren Anfang nehmen.... Die Untersuchung und Besitzergreifung des Kuilubeckens erfolgte im Jahre 1882 über Anordnung der Internationalen Association, welche zu diesem Ende eine Expedition unter Leitung des Capitäns Grant Elliot ausgerüstet hatte. An derselben betheiligten sich ferner noch Destrain, Legat, der Deutsche M. Lehrmann, die Engländer Ruthven und Illingsworth und der österreichische Oberlieutenant August Schaumann, der leider durch die Strapazen der Reise so hart mitgenommen wurde, daß er nach Europa zurückkehren mußte, aber schon unterwegs vor Madeira an Bord des Dampfers »Bonny« am 28. Juni 1883 verschied.

Die Elliot'sche Expedition hat eine große Zahl von Stationen gegründet. Die erste derselben war Stephanieville am Einflusse des Lubuna in den Njadi; weiter folgte Stanley-Njadi am Mittellaufe des Kuilu, Franktown am Einflusse des Lalli in den Kuilu, etwas weiter stromauf des ersteren Sengi; am Unterlaufe des Kuilu wurden die Stationen Kitabi und Baudouinville, an der Mündung Alexandraville, Grantville und Rudolfsstadt (zu Ehren des österreichischen Kronprinzen) gegründet; in letzterer Station hätte Schaumann als Commandant verbleiben sollen, wenn es der Zustand seiner Gesundheit erlaubt haben würde. Ueber das gesammte Kuilugebiet wurde Capitän Grant Elliot zu Beginn des Jahres 1884 zum Administrator ernannt. Das Gebiet hat ungefähr die dreifache Ausdehnung des Königreiches Belgien und besitzt eine Küstenlänge von über 300 Kilometer; das von der Association durch Kaufverträge mit den eingeborenen Häuptlingen erworbene Gestade erstreckt sich von der Mündung des Kuilu bis zu der des Setta-Camè, reicht also nordwärts fast hart bis zur Südgrenze der französischen Colonie am Ogowe. Durch Vertrag zwischen Frankreich und der Congogesellschaft vom 5. Februar 1885 ist nun dieses ganze Gebiet in den Besitz Frankreichs getreten, über welche Transaction wir bereits an anderer Stelle berichtet haben.

Die Loangoküste war bis zum Jahre 1873 wenig bekannt und blieb bis dahin überhaupt gänzlich unbeachtet. Um diesem Mangel an Kenntniß abzuhelfen,

wurde im genannten Jahre seitens Deutschlands die sogenannte »Loango-Expedition« ausgerüstet, welche unter Leitung des Dr. Paul Güßfeld stand. Andere Mitglieder waren Peschuel-Lösche, Soyaux, Lindner, von 1874 ab auch noch der Major a. D. v. Mechow. Gußfeld gründete am 18. October die Station Tschintschotscho und brach dann nach dem Innern auf. Indirect betheiligt war an dieser Expedition auch noch Dr. J. Falkenstein, dem die genannte Station zu deren Leitung übergeben wurde. Nach seiner Ansicht erscheint die Loango-Expedition bezüglich der Art geographischen Forschens insoferne von Bedeutung, weil bei ihr die Früchte des Stationslebens, der geregelten Forschung auf allen Gebieten des Wissens beobachtet werden konnten. Gußfeld befuhr zunächst den, im Norden des Kuilu ins Meer fallenden Nhanga, und zwar bis zum ersten Schiffahrtshinderniß, circa 50 Meilen aufwärts, und wendete sich erst 1875 dem Kuilu zu. Der landschaftliche Charakter des Kuilugebietes ist überwiegend ein ernster; die Ufer des Flusses sind mit imposanten Hochwäldern bestanden, die als »Gallериewald« den Wasserlauf säumen. Später lichten sich die Waldungen und trennen sich in parkartige Gruppen, kahle Bergkuppen erscheinen in der Ferne, und bei Nunsi öffnet sich der Blick über Jangela bis ins Land der Ba-tetje auf Grasflächen mit gegen Südwest erhobenen Gebirgszügen.... Auch der Tschiloango wurde von Gußfeld besucht und als fernster Punkt Secossi erreicht. Eine andere Tour erstreckte sich längs der Küste bis zum Setta Camè, am Uebergange in das Wassergebiet des Ogowe. Leider litt auch die Gußfeld'sche Expedition hart unter den klimatischen Einflüssen, und der Expeditionsleiter selber sah sich gezwungen, 1875 nach Europa zurückzukehren.

An die Zwecke und Erfolge der deutschen Loango-Expedition knüpft ein Mitglied derselben — der mehrgenannte Dr. Falkenstein — folgende beherzigenswerte Betrachtungen: »Es kann natürlich hier nicht der Ort sein, zu erwägen, welche Vortheile eventuell für Deutschland hätten erreicht werden können, wenn ein stationsweises langsames Vorgehen am Kuilu von der Afrikanischen Gesellschaft gebilligt worden wäre, und wir so das Gebiet, das Deutsche erforschten, auch für uns erhalten hätten. Ich sehe nicht ein, welchen Nutzen eine Reise bringt, deren geographische Resultate zum mindesten durch einen Nachfolger bestätigt werden müssen, von welchen der Betreffende aber außerdem wenig mehr zu sagen weiß, als daß er Neger, Thiere und Pflanzen gesehen hat, daß es ab und

zu sehr heiß war, er viel Entbehrungen aushalten mußte und am Fieber öfter krank gelegen ist. Diese Schilderung mag etwas stark aufgetragen sein, wird aber nichtsdestoweniger in vielen Punkten auf manchen Reisenden passen. Im Uebrigen gibt es nicht viele Reisende, die, wie Schweinfurth, ein vielseitiges umfangreiches Wissen in sich vereinigen, darum soll man Expeditionen senden und ihnen auf Stationen Muße zur Arbeit geben. Wir kommen dann vielleicht langsamer, aber mit größerem Nutzen vorwärts, während wir bis jetzt auf allen Gebieten denselben Weg lange immer wieder und wieder nutzlos haben betreten sehen. Ab und zu kommt dann ein glücklicher Reisender und gewinnt den Einsatz, doch würde es vielleicht weniger Opfer kosten, wenn man überall beim Vorwärtsgehen den Rücken gedeckt behielte, wie wir es Brazza und Stanley sehen, und wie die deutsche Expedition an der Loangoküste vorzugehen seinerzeit vorschlug.«

* * *

Die französische Colonie in Südguinea.

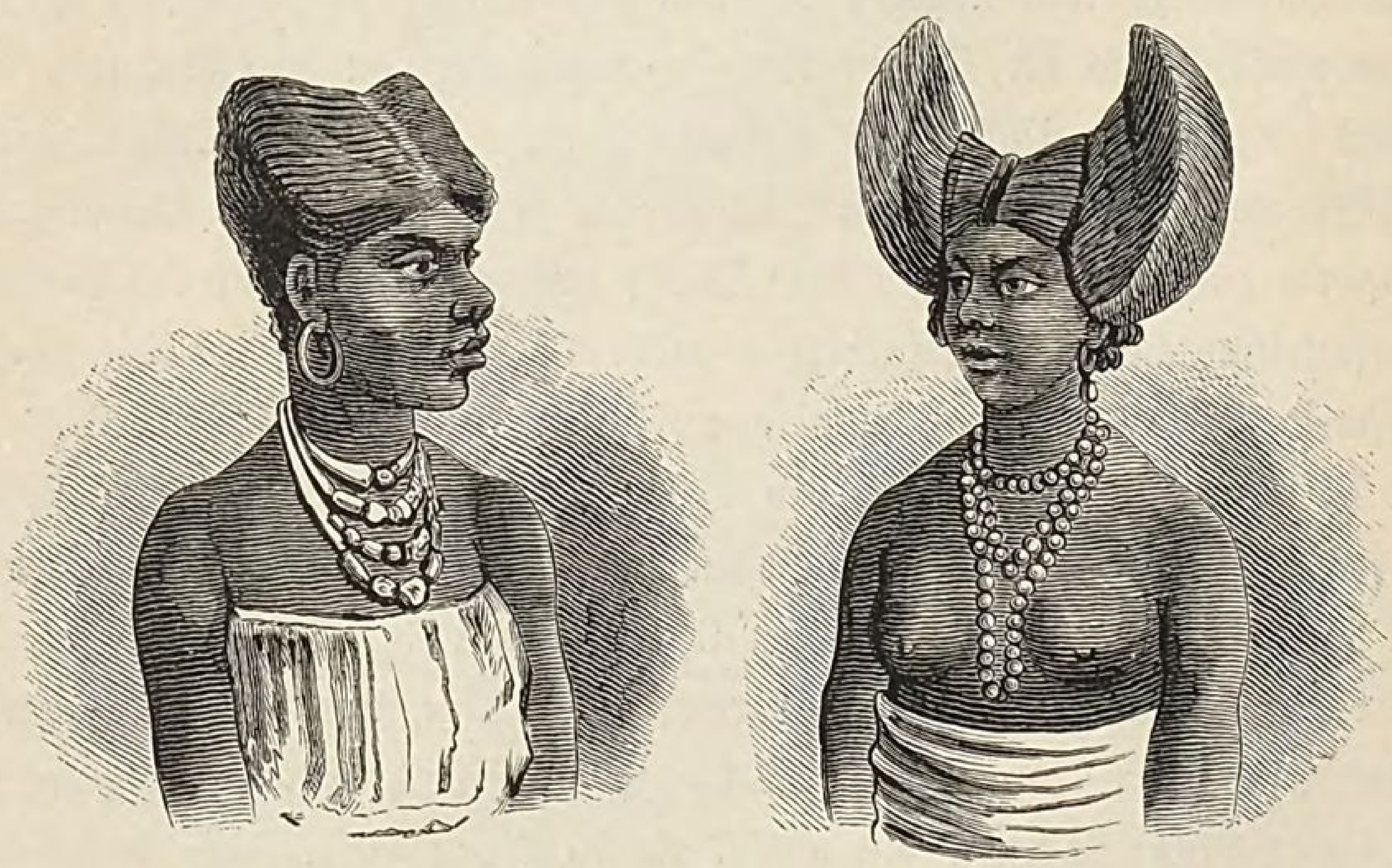
Die französische Colonie Gabun erstreckt sich von der Lagune des Remboflusses im Süden, in welche sich auch ein Arm des ungeheueren Ogowedeltas ergießt, über Cap Lopez und die Gabunmündung hinaus bis zum Muinflusse im Norden, der die Grenze zwischen der Colonie und der spanischen Besitzung an der Coriscobai bildet. Die Küste zwischen diesen beiden Strömen des äquatorialen Afrika ist vorwiegend flach; aber hinter ihr erheben sich landeinwärts Parallelketten, welche unter dem Collectivnamen Serra do Cristal oder Anengenpalaberge bekannt sind, und deren innerste Randerhebung in circa 1500 Meter culminirt. Einzelne Spitzen, wie z. B. die Ningo-Mgalaberge des äußeren Randzuges erreichen zwischen 740 und 1400 Meter Seehöhe. Diese Parallelketten werden von dem Ogowe (oder Ogoway) durchbrochen, dem aus Süd der zwischen diesen Ketten südnördlich strömende Ouango zufließt. Der Gabun, den man lange Zeit als einen mächtigen Strom anzusehen geneigt war, und dessen Quellen man weit ins Innere verlegte, ist eigentlich nur ein 67 Kilometer langes, 3 bis 18 Kilometer breites Aestuarium, das von zahlreichen kleinen Flüssen gebildet wird, unter welchen der Rembua der bedeutendste ist. Die Wassertiefe in dieser riesigen Süßwasserbucht beträgt bis 18 Meter,

seine sumpfigen Uferlandschaften gehören zu den ungesundesten von gefährlichen Sumpffiebern heimgesuchten Gegenden Afrikas.

Wir wenden uns zunächst dem Ogowe zu, der durch die neuesten Unternehmungen und Erforschungen de Brazzas seiner ganzen Ausdehnung nach bekannt ist und eine große Bedeutung für die französische Niederlassung in Südguinea erlangen wird. Nach Dr. J. Chavanne wäre der Ogowe ein typisches Beispiel eines Plateaustromes, dessen ganzes Stromgebiet im Bereiche des Calmengürtels liegt. Obwohl das von ihm entwässerte Gebiet, zum überwiegenden Theile Urwald, Buschwald und üppiges Savannenland, nur circa 304.000 Quadratkilometer umfaßt und der Ogowe eine Gesammtlänge von 850 Kilometer besitzt, präsentirt er sich im Unterlaufe gleichwohl als ein großer Strom, der zur Schwellzeit etwa 50.000 Kubikmeter Wasser in der Secunde dem Ocean zuführt. Der Ogowe entspringt auf dem 800 Meter hohen Plateau auf der Binnenseite des westafrikanischen Schiefergebirges unter 3° Südbreite, das die dreifache Wasserscheide zwischen Congo und den Flüssen der Loangoküste bildet, fließt vorerst in einem tief eingeschnittenen Bette Nordwest und Nord, später, durch große Zuflüsse abgedrängt, nach Westen und fällt mit einem vielarmigen und breiten Delta bei Cap Lopez (zwischen 0° 30′ und 1° 30′ Südbreite) ins Meer. Zur Trockenzeit sind diese Mündungsarme auf schmale, wenig tiefe Wasserrinnen zusammengeschmolzen; zur Schwellzeit hingegen besitzt der Hauptstrom vor seiner Verzweigung 2500 Meter Breite und 7 bis 20 Meter Tiefe. Für die bedeutende Wasserfülle des Stromes in dieser Zeit sprechen eine Reihe seeartiger Hinterwässer und Seitenwässer, auf dessen wichtigstes — den Jonangasee — wir noch zurückkommen werden.

Ehe wir uns mit den Völkerstämmen befassen, welche das Land zwischen Ogowe und Gabun besiedeln, müssen wir einige Bemerkungen über die Colonie selber voraussenden. Gegen Ende des XV. Jahrhunderts entdeckte ein Portugiese die Inseln Annobon, St. Thome und Fernando Po, und zu jener Zeit dürften die Europäer auch die Gabunküste betreten haben, woselbst sie Anfangs nach Gold gesucht, späterhin sich aber auch Sclaven holten. Im Jahre 1842 occupirte Frankreich die Gabunmündung, nachdem es einige Jahre vorher das Land durch Verträge mit den eingeborenen Häuptlingen erworben. Der Occupation folgte die Gründung des Forts d'Aumale auf dem Fuße. Für die Franzosen handelte

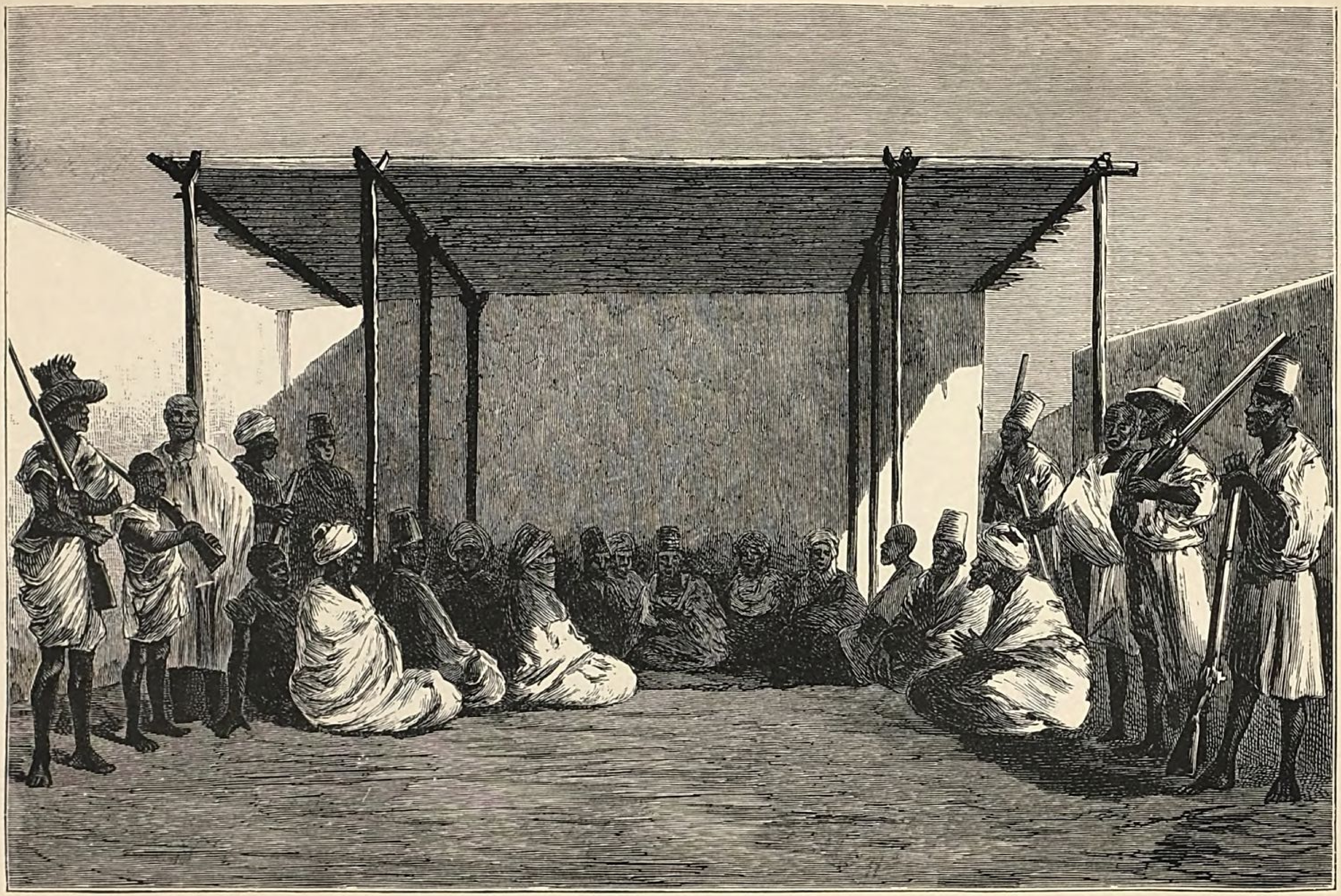
es sich lediglich darum, eine gute Schiffahrtsstation zu gewinnen, deren sie bedurften, um ihrer Flotte von 26 Schiffen, welche zu jener Zeit an der ganzen Westküste von Afrika behufs Verhinderung des Sclavenhandels kreuzte, einen Sammelpunkt zu verschaffen. Allerdings fällt diese Occupation in die Zeit des Niederganges der Colonie Senegambien, so daß die Vermuthung nahe liegt, Frankreich habe am Gabun einen entsprechenden Rückhalt gesucht. Seitdem aber Senegambien große Rührigkeit entfaltet, geht wieder die Colonie am Gabun auffällig zurück. Gelegentlich des deutsch-französischen Krieges tauchte sogar das



Frauen der Gerlos am Ogowe.

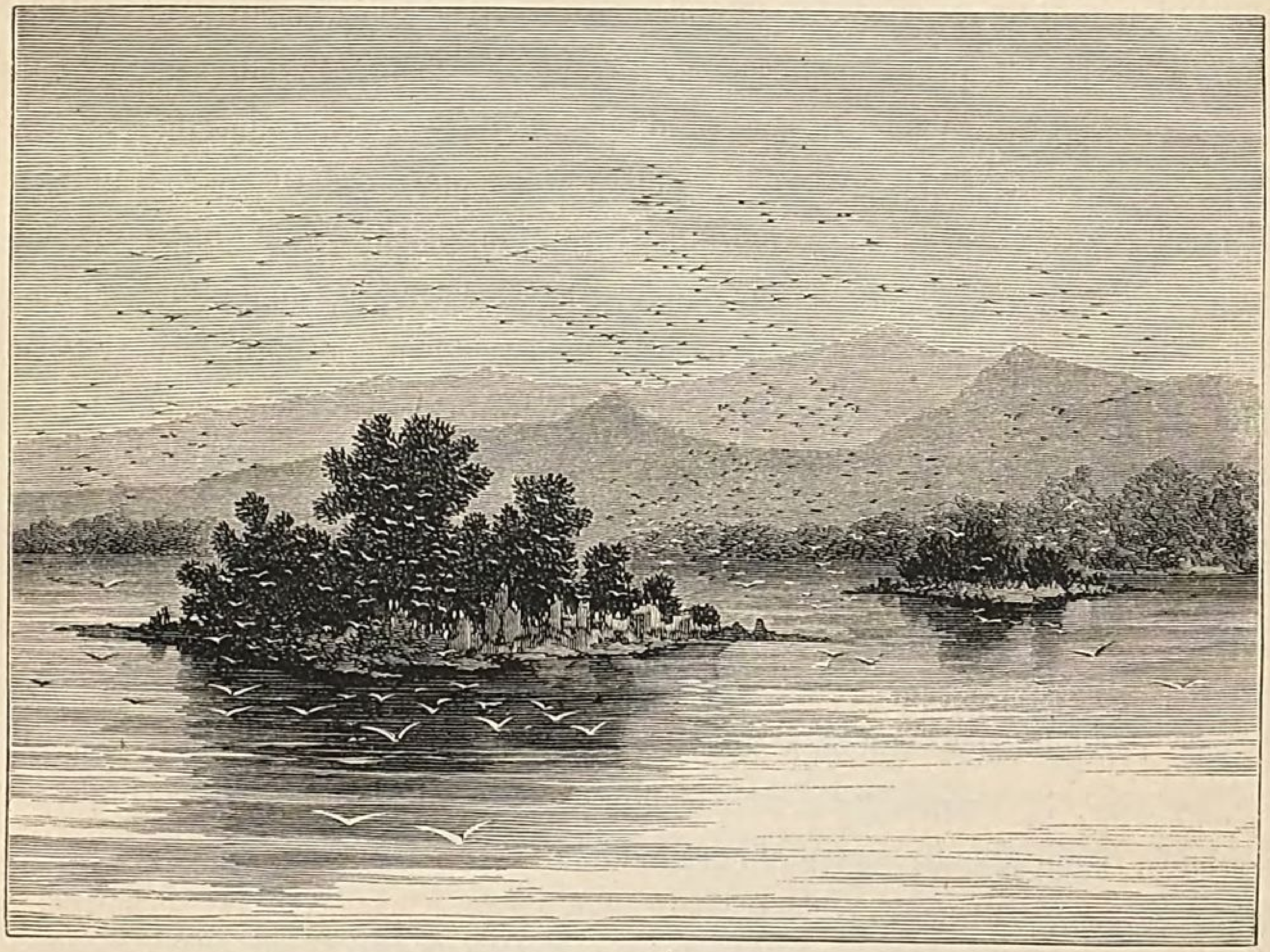
Gerücht auf, daß Frankreich die Colonie an England zu verkaufen gedenke. Hübbe-Schleiden bezeichnet sehr drastisch die Hindernisse, welche dem Gabunhandel entgegenstehen und drückt sie in den vier Worten aus: Dasch, Trust, Cannibals und Frenchmen. »Dasch« sind Bestechungsgeschenke, »Trust« der monopolisirte Zwischenhandel; mit den »Cannibals« wird auf den Anthropophagenstamm der Fan angespielt. Das Schlagwort »Frenchmen« schließlich, will sagen, daß die Franzosen überhaupt schlechte Colonisten sind und in der Colonialpolitik nur Mißgriffe begehen.

Es ist in der That überraschend, daß der Handel der französischen Colonie fast gänzlich in den Händen der Deutschen und Engländer liegt; die zwei ersten Häuser, die einzigen, die directen Handel mit dem Binnenlande treiben und selbst



Hofhaltung des Königs Ahmadu von Segu.

im Innern Zweigniederlassungen gegründet haben, sind die Häuser C. Woermann aus Hamburg und Hatton & Cookson aus Liverpool; die übrigen Handelshäuser sind nur zweiten Ranges und entwickeln eine blos locale Thätigkeit. Der Hauptgrund der Fehler in der französischen Colonialpolitik dürfte darin zu suchen sein, daß erstens Frankreich über die Zustände in seiner Colonie nicht genügend unterrichtet gewesen zu sein scheint, und daß zweitens das Augenmerk



Insel im Jonangasee.

Frankreichs hauptsächlich auf Senegambien gerichtet blieb, und darüber die Gabuncolonie vernachlässigte. Die Ereignisse aber, die sich in den letzten Jahren am Congo abspielten, rüttelten die Franzosen umso energischer aus ihrer Lethargie auf, als mittlerweile einer der Ihren, der mehrgenannte Forschungsreisende Graf de Brazza, durch seine Reisen und Entdeckungen im Ogowe- und Congogebiete der französischen Colonialpolitik in Niederguinea einen großartigen Horizont verliehen hatte.

Das kam so. Zu Beginn des Jahres 1878 wurde Savorgnan de Brazza mit Dr. Ballay, March und 70 Soldaten von der Pariser Geographischen Gesellschaft und der französischen Regierung an den Ogowe gesendet. Er und Ballay, begleitet vom Quartiermeister Hamon, erreichten im Juli die Pubarafälle des Ogowe und erlangten hier die Ueberzeugung, daß der Fluß, dessen Quelle bis dahin tief in das Innere des Continents verlegt wurde (ein französischer Reisender war in früherer Zeit sogar der Ansicht, daß im Westen von Aequatorial-Afrika ein ähnliches Seengebiet wie im Osten bestehe und Ogowe und Gabun dasselbe entwässere; andere Geographen brachten den Ogowe vollends mit dem — Uëlle in Zusammenhang), etwa zwischen dem 2. und 3.° Südbreite und dem 11.° Ostlänge (Paris) entspringe. Brazza entschloß sich daher, das Ogowethal zu verlassen und ostwärts in noch unbekannte Gebiete vorzudringen. Er trat diese Reise ganz allein an, da seine Gefährten sich zurückzogen, und führte sie nach Ueberwindung unsäglicher Strapazen zu Ende, wenn er auch seine Absicht, bis zum Congo vorzurücken, diesmal nicht durchführen konnte. Bald nachdem er nämlich das Stromgebiet des Ogowe verlassen hatte, gelangte er an den Oberlauf des Alima, der dem Congo zuströmt. Diesen zu erreichen, bildete den sehnlichsten Wunsch des Reisenden, doch verhinderten ihn hieran die wilden Cannibalenstämme der »Apfuru«, die den Reisenden mit förmlichen Flotten von Kriegscanoës angriffen, also ganz so, wie Stanley es auf dem Congo erlebt hatte. Anfangs wurden die Angriffe abgewehrt, aber auf die Dauer war, in Anbetracht der Ungewißheit, wohin der Alima ströme, und der geringen Kopfzahl der Expeditionsmannschaft, an eine Forcirung der Route nicht zu denken.

Brazza verließ daher den Alima und nahm seinen Weg in nordöstlicher Richtung, also trotz seiner Bedrängniß, abermals tiefer in das Innere des Continents. Hier war es, wo seine Gefährten und die Schwächsten unter der Begleitung sich entfernten und nach dem Ogowe zurückkehrten, während Brazza unter den unsäglichsten Entbehrungen hungernd und bloßfüßig unverdrossen nordwärts bis über den Aequator vordrang und im August 1878 als nördlichsten Punkt Okanga, an einem anderen Nebenflusse des Congo, erreichte. Mit Eintritt der Regenzeit sah sich Brazza genöthigt, wieder nach dem Ogowe aufzubrechen, den er in südwestlicher Richtung erreichte.

War es dem kühnen Reisenden diesmal auch nicht geglückt, bis zum Congo vorzurücken, so schien ihm gleichwohl die Möglichkeit eines solchen Unternehmens über allem Zweifel erhaben. Er brach daher Ende 1879 abermals nach Afrika auf, und diesmal gelang es ihm in der That, auf dem früher betretenen Wege, thalauf des Ogowe und thalab des Alima den Congo zu erreichen (Juli 1880), ohne diesmal von den Apfurus belästigt zu werden. Bekanntlich hatten auch die wilden Stämme des mittleren Congo, gelegentlich der Gründung der Stationen durch Stanley und Hanssens, friedliches Entgegenkommen gezeigt. Von der Alimamündung (unterhalb der Station Lukolela) fuhr Brazza den Congo hinab und erreichte zunächst das Gebiet des Makoko (am rechten Ufer), welches er durch Verträge mit diesem Könige für Frankreich erwarb. (Das Gebiet befindet sich gegenüber der Station Msuata, etwa 100 Kilometer oberhalb von Stanley-Pool.) Auf der Weiterreise traf Brazza am unteren Congo Anfang November mit Stanley zusammen. Es war die erste Begegnung der beiden Rivalen, und wenn sich dieselbe auch äußerlich freundlich gestaltete, so war sie unter den obwaltenden Umständen gleichwohl eine kühle und ceremoniöse. Bekanntlich sollte sich die Rivalität zwischen den beiden Pionnieren des Congogebietes späterhin noch schärfer zuspitzen.

Als Brazza nach Europa zurückgekehrt war, legte er der französischen Regierung den Plan vor, seine Errungenschaften von jenen der Association zu trennen, und den Verkehr am mittleren Congo womöglich nach dem Ogowe abzulenken. Um diesen Plan, der von der Regierung nachdrücklichst unterstützt wurde, zu verwirklichen, reiste Brazza im Jahre 1883 abermals nach dem Ogowe und gründete an demselben mehrere Stationen und Posten, und zwar Topé, Boué, Aduma unweit des Dumefalles, Njadi, in einem kleinen Seitenthale des Ogowe, Franceville; außerdem Alima, in der Quellgegend des gleichnamigen Congonebenflusses, und zuletzt Brazzaville am Congo selbst und zwar dem Norduser des Stanley-Pool, gegenüber von Leopoldville, der wichtigsten der von Stanley im Namen der Internationalen Association gegründeten Congostationen. Mit der Occupirung des gesammten Ogowegebietes und der Erwerbung des Kuilubeckens ist Frankreich der größte Rivale der Congogesellschaft geworden, und es muß abgewartet werden, welche Folgen sich in commercieller Beziehung aus diesem Verhältnisse künftighin ergeben werden.

Der wichtigste Platz am unteren Ogowe ist das Dorf Adanlinanlango, am Zusammenflusse des kataraktenreichen N'gunie mit dem Ogowe. Diese Stelle (»Pointe Fetiche«) bildete lange in den Augen der Eingeborenen die Grenzmarke, welche kein Europäer überschreiten durfte. Seit dem Jahre 1867 ist natürlich von einer solchen Beschränkung keine Rede mehr. Die zahlreichen Dörfer am Ogowe und überhaupt das ganze Thal bis zum Einflusse des Okango, das erst 1862 Griffon de Bellay zum erstenmale durchreiste, sind in den Händen der Franzosen. Von den vielen Seitengewässern des unteren Ogowe spielte in früherer Zeit namentlich der Jonangasee mit seinen »heiligen Inseln« eine große Rolle, da er den Hauptsitz des Fetischpriesterthums am Ogowe bildete. Als die ersten Franzosen an seinen Ufern erschienen — die übrigens ein sehr ansprechendes Landschaftsbild abgeben — erzählten die Eingeborenen wunderbare Dinge von dem Gewässer und den geheiligten Inseln. Von hier könne man in den Wolken die 35 deutsche Meilen weiter im Westen am Cap Lopez vorübersteuernden Schiffe der Europäer sehen; auf den Inseln, versicherten die Eingeborenen, wohnten gewaltige, mißtrauische Geister, und jedem unberufenen Eindringling drohe der Tod, indem sein Kahn im Angesichte dieses Geisterasyls umkippe u. dgl. Albernheiten mehr.

In welchem Grade der Fetischdienst dermalen am Ogowe und Gabun noch sein finsteres Unwesen treibt, ist uns nicht bekannt. In früherer Zeit stand es schlimm in dieser Richtung. Die Stämme huldigten insgesammt dem Cäsaro-Papismus, indem in der Person des Königs, oder richtiger der Könige, religiöse und weltliche Macht vereinigt war, und im Innern des Landes wahrscheinlich noch immer ist. Der König ist eine Art Oberpriester, aber die Hauptrolle spielen die eigentlichen Fetischpriester, welche neben dem geistlichen Handwerke auch das Geschäft des Beschwörens und des Heilens erkrankter Körper betreiben. Da das Volk glaubt, daß die Fetischpriester ganz nach ihrem Belieben mit dem »Geist« in Verkehr treten können, werden sie zu allen erdenklichen Interventionen berufen. Sie haben daher über ihre Mitmenschen absolut Gewalt und schüren nach Kräften jede Art von Aberglauben zu ihrem eigenen Vortheile. Dafür nur ein Beispiel. Wenn ein Eingeborener stirbt, wird angenommen, daß er nicht an einer natürlichen Krankheit, sondern infolge einer Beschwörung verschieden sei. Das Volk versammelt sich nun, um vom Fetischpriester zu erfahren, wer der

Schuldige sei. Jener geht im Kreise herum und läßt vor dem armen Opfer dieses Wahnes, das er sich schon im Vorhinein erkoren hat, den Balg eines kleinen Thieres fallen. Er ruft ihn laut beim Namen und spricht: »Hier ist der Vergifter!« ... In diesem Falle wird er sogleich ergriffen und in die Felder geführt, wo man ihn an einen Baum bindet und mit Messerklingen tödtet. Dieser Todesart pflegen übrigens nur die Sclaven zu verfallen. Ein Freier hat eine Art Gottesgericht zu bestehen: er trinkt das ihm dargereichte Mbundugift, welches fast immer tödtlich wirkt. Da der Glaube allgemein im Schwange geht, kein Mensch könne eines natürlichen Todes sterben, kann man sich eine Vorstellung machen, wie sehr dieser Wahn zur Entvölkerung jener Gebiete beiträgt.

Der wichtigste Stamm am Ogowe sind die Galos (Galois). Früher oder später dürfte indeß derselbe ganz und gar von dem mächtigsten und zahlreichsten Volke dieses Gebietes, den Fan oder Pahuin, verdrängt werden. Die Fan sind ein verhältnißmäßig schöner Menschenschlag von kräftigem Bau. Obgleich Cannibalen (jedoch in der milderen Form, daß sie der Anthropophagie nur bei gegebenen Anläßen und dann immer im Geheimen ergeben sind), zeichnen sie sich, wie man auch bei anderen Anthropophagenstämmen zu beobachten Gelegenheit hatte, durch geistige Aufgewecktheit und Kunstfertigkeit aus. Im Uebrigen sind sie aber wilde, grausame Menschen, deren Antlitz selten durch ein Lächeln erhellt wird und deren Blick meist finster und starr ist. Die Fan sind geborene Schmiede und verfertigen vorzügliche Klingen, Messer und dergleichen. Ihre Waffen sind neben den europäischen Steinschloßgewehren, Speere, Schwerter, eine Art Bumerang (Wurfwaffe) aus Eisen, Pfeil und Bogen; im Kampfe bedienen sie sich meterlanger Schilde aus Elephantenhaut.

Die Fan sind in dem Gebiete, in welchem sie dermalen siedeln, nicht einheimisch, sondern sind erst in verhältnißmäßig naheliegender Zeit dahin eingewandert. Aber die Bewegung hat ihren Abschluß noch nicht erreicht. Unaufhaltsam drängen sie von Osten nach Westen, was ihnen umso leichter wird, da sie als ein auch geistig dominirendes Volk von der französischen Verwaltung allenthalben begünstigt werden. Die Frauen der Fan, welche überall dort, wo die Eingeborenen mit der europäischen Civilisation noch nicht in Berührung gekommen sind, sehr ehrbare Sitten haben, besitzen kein unschönes Aeußere. Ihr Gesicht ist nicht so knochig und mager, wie jenes der Männer. Sie behängen

sich mit Glasperlen, selbst den Kopf, so daß dieser Schmuck über der Stirne und den Augen herabpendelt. Nebenbei werden Arme und Beine mit Reifen von geglättetem Eisen und Kupfer geziert, und junge Mütter trachten sich überdies noch dadurch zu verschönern, daß sie den ganzen Körper mit einer rothen Farbe beschmieren. Von Toilettesorgen werden diese Frauen natürlich nicht sehr geplagt. Ihr einziges Kleidungsstück ist der »Ito«, ein Stück zusammengefaltete rothe Rinde, welches unter dem Gürtel hinweggezogen wird und dessen Ende sich über dem Rücken fächerartig ausbreitet, etwa so, wie der Schweif eines Puterhahnes. Die Kinder der Fan sind ein munteres, sorgloses Völkchen, von recht sympathischem Gesichtsausdruck. Diese Vorzüge währen aber nicht lange und mit den vorrückenden Jahren entwickelt sich rasch der Rassentypus, die runden Formen verschwinden, die Backenknochen treten hervor und die Schläfen fallen ein, so daß die Stirne ihre charakteristische Wölbung erlangt, die man nach du Chaillu's Versicherung bei keinem anderen Volke im äquatorialen Westafrika findet.

Was die Verbreitung der Fan anbetrifft, wäre zu bemerken, daß sie im Westen bereits bis an den Muni und an die Südseite des Gabun vorgerückt sind, ja sie besitzen bereits zwischen Gombe-Point und Cap Lopez an der Meeresküste Niederlassungen. Im Norden gehen sie nach O. Lenz bis zum 4.° oder 5.° Nordbreite; im Nordosten ist eine Grenze nicht festzustellen, sie greift tief in das Innere ein, so daß Schweinfurth geneigt ist, die Fan mit den Niam-Niam in der oberen Nilregion in ethnischen Zusammenhang zu bringen. Darnach müßten wir in der ganzen Region nördlich des Congo und auch südlich dieses Stromes, die großen Nebenflüsse hinauf bis in die Nähe von deren Quellen als ein riesiges Verbreitungsgebiet von Cannibalenvölkern erblicken. Alle neuesten Wahrnehmungen und Forschungen sind darnach, diese Annahme zu einer unumstößlichen Thatsache zu erhärten.

Außer den bereits genannten Galos und den Fan gibt es in dem fraglichen Gebiete noch mehrere andere Stämme, von denen die Bakalai und die Mpongwe (Gabonesen) die wichtigsten sind. Die ersteren siedeln landeinwärts zwischen dem Ogowe und dem Gabun. Sie sind in letzter Zeit von den nachrückenden Fan arg bedrängt worden und beginnen in diesem mächtigen Stamme aufzugehen. Die Nachbarn der Bakalai sind die Bulu, »Vagabunden und Diebe«. Die Bulu sind schwärzer als die vorstehend genannten Stämme und entschieden

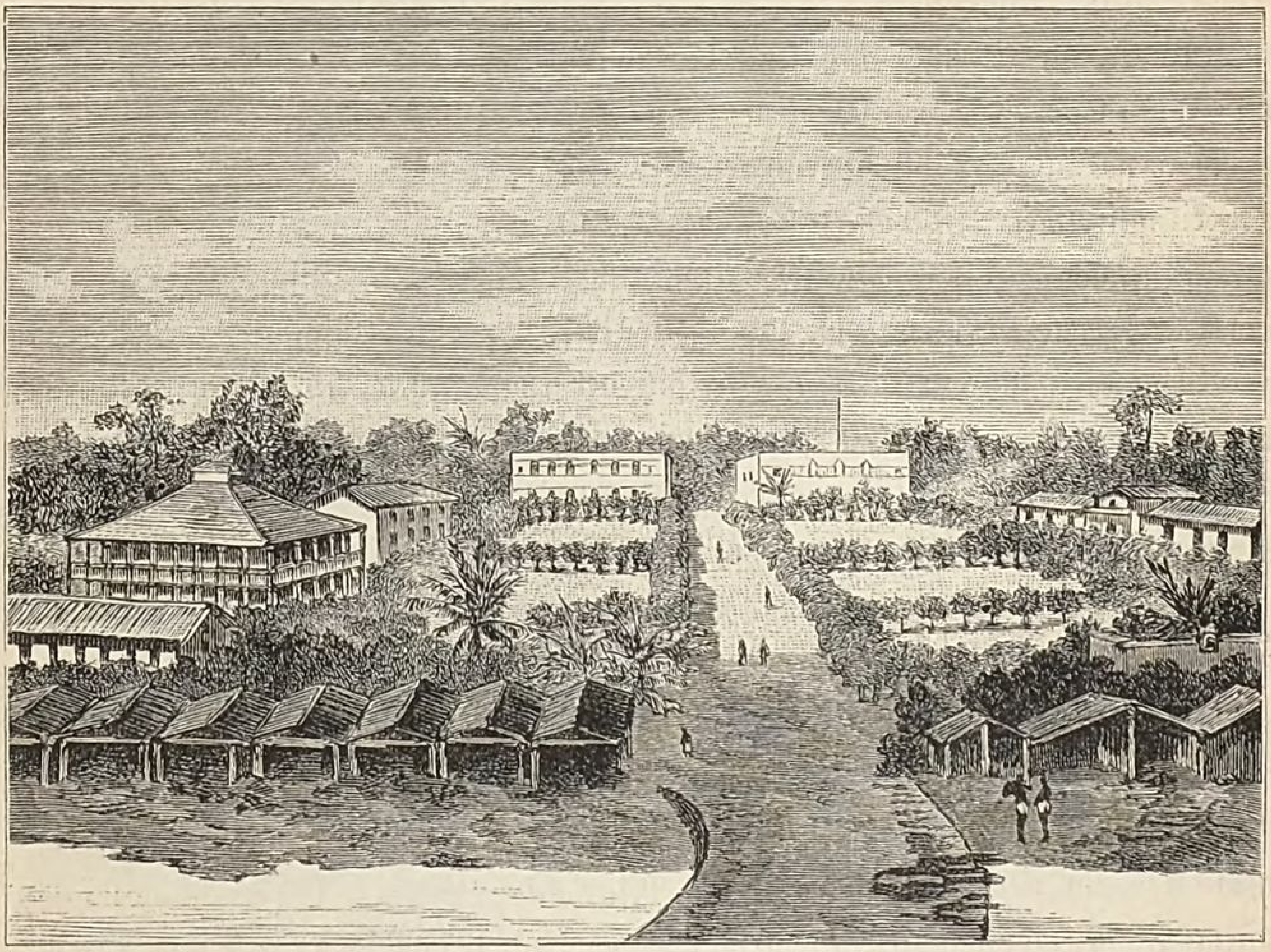
häßlicher. Sie lieben das Umherschwärmen, haben nur wenig Hausrath, kümmern sich nicht um die Bestellung der Felder und wechseln häufig ihre Standorte. An die vereinsamt in den dichten Wäldern umherstreifenden Bulu knüpft sich für die anderen Stämme etwas Geheimnißvolles. Sie nützen dies aus und spielen infolge dessen als wandernde Aerzte, Zauberer und Fetischmänner eine mehr oder weniger große Rolle.

Um in die Heimsitze des letzten der hier zu nennenden Stämme zu gelangen, müssen wir vom Ogowe nordwärts an den Gabun vorrücken. Wir haben bereits erwähnt, daß dieser Fluß eigentlich nur in einem großen Aestuarium besteht, in welches zahlreiche kleine Küstenflüsse münden. Das Gabungebiet ist der eigentliche Kern und der älteste Theil der französischen Colonie in Niederguinea. Es besteht aus folgenden Ansiedelungen: aus dem »Plateau«, dem Sitze der Verwaltung, der Mission und (seit 1879) einer französischen Factorei; die zweite Niederlassung ist »Glaß«, der Sitz der englischen und deutschen Factoreien, deren Zahl im Jahre 1879 drei betrug, während zehn Jahre früher noch zehn deutsche, englische und amerikanische Factoreien vorhanden waren; die dritte Niederlassung ist »Libreville«, der Sitz der anglikanischen Mission. Politisch gehört die Colonie Gabun zum Verwaltungsgebiete Senegambien; ein »Commandant particulier« führt die Regierungsgeschäfte, und etwa 150 Mann senegambischer Scharfschützen (Neger) stehen ihm als bewaffnete Macht zur Seite... Das Land zu beiden Seiten des Gabun ist durchwegs flach; nur im Norden erhebt sich ein kleiner Hügel. In der Mitte des Stromes liegen einige, mit dichtem Pflanzenwuchs bekleidete Eilande, während weite Strecken der Ufer mit dichtem Mangrowedickicht gesäumt sind. Etwas landeinwärts tritt der Gabun-Tulpenbaum auf, der jährlich zweimal eine große Fülle orangegelber Blüten trägt. Die hauptsächlichsten Producte der Colonie (zugleich Handelsartikel) sind: Elfenbein von großer Güte, Kautschuk (meist unrein), Ebenholz, Rothholz, Wachs, Palmöl und Palmkerne. In letzterer Zeit ist noch Gummicopal hinzugetreten.

Das Gabungebiet liegt gerade unter dem Aequator. Obzwar die Hitze keine übermäßig intensive zu sein pflegt, ist das Klima dem Europer gleichwohl unerträglich. Die hohe und constante Temperatur wirkt in seltenem Grade abspannend, zumal durch die enorme Feuchtigkeit und elektrische Spannung der Atmosphäre. Das allgemeine Unbehagen steigert sich während der Regenzeit; der

Körper erschlafft, der Schlaf bringt keine Erquickung, die geistigen Kräfte ermatten, und zu allem Ueberflusse stellt sich auch bald Appetitlosigkeit ein. Das Klima ist den Europäern gefährlich, namentlich den Frauen, und wenn letztere jenem auch trotzen, so degenerirt umso sicherer ihre Nachkommenschaft.

Die Mpongwe aber, die Eingeborenen dieser Tropengegend, befinden sich ganz wohl in dieser unheimlichen Bratpfanne — wie die Salamander im

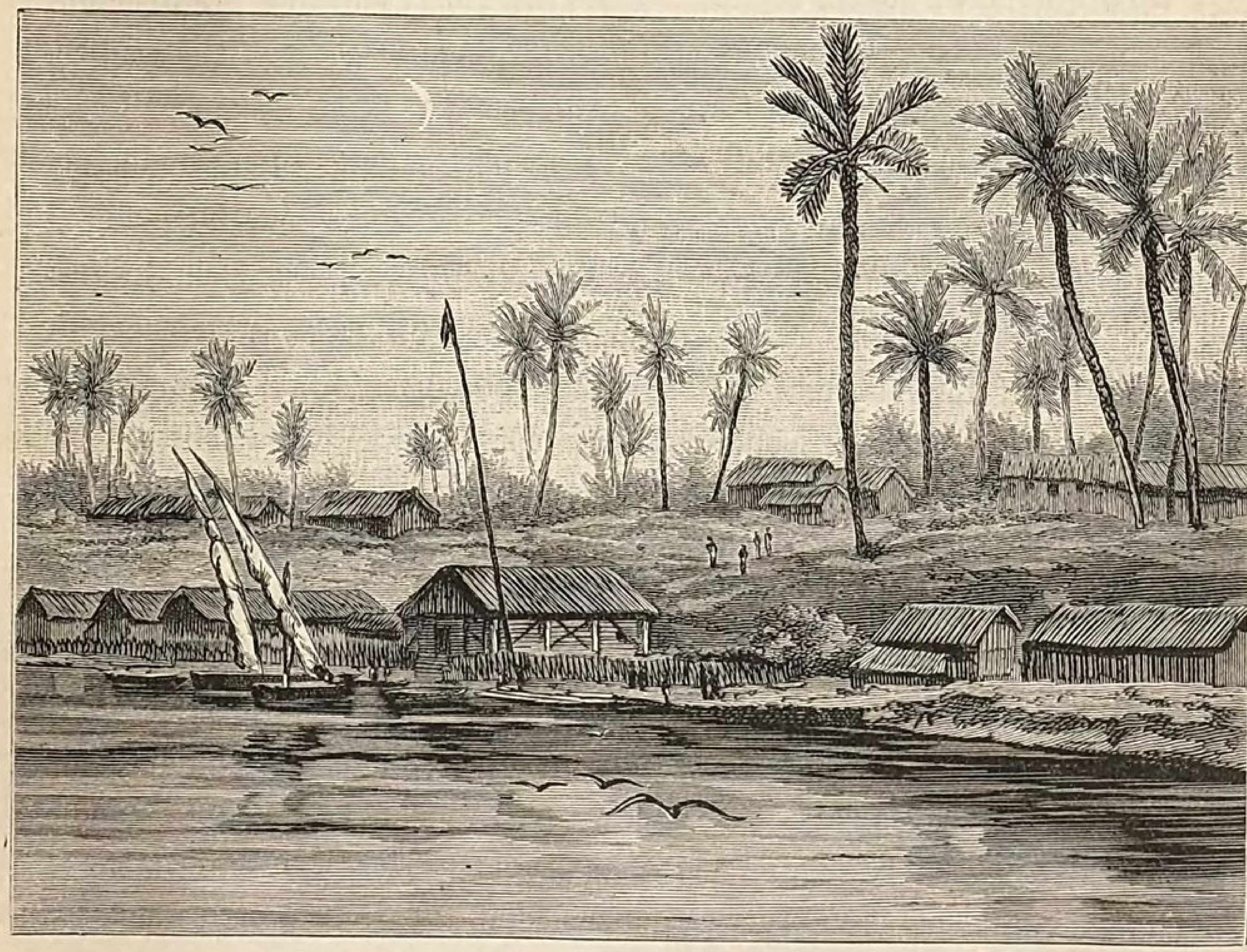


Französische Factorei am Gabun.

Feuer. Die Gabonesen haben ein stattliches Aeußere, wohlgeformte Extremitäten, ausdrucksvolle Augen und kaum merklich abgeplattete Nase. Der Mund ist keineswegs groß, wohl aber die Unterlippe etwas aufgedunsen, dagegen die Zähne von tadelloser Schönheit. Die Hautfarbe ist — und dadurch unterscheiden sich die Gabonesen, wie überhaupt die meisten Bantustämme von ihren nördlichen Nachbarn, den Negern — ein dunkler Bronzeton. Schmuckgegenstände sind sehr beliebt, namentlich Glasperlen, und werden um den Hals getragen. Uebrigens feiert auch am Gabun die Civilisation Triumphe: die Frauen tragen nämlich

stolz ihre — Kofferschlüssel zur Schau und hängen sie zu den übrigen Amuleten an die Perlenschnüre.

Nichts ist idyllischer, als ein Dorf am Gabun. Da treiben sich die Leute munter umher und schwatzen was das Zeug hält. In ihrem tollen Treiben werden sie durch nichts behindert, denn ihre Kleidung beschränkt sich auf ein Stück Baumwollenzeug, das um die Hüften geschlungen wird. Die Brust und



Deutsche Factorei am Kamerun.

der Oberkörper, der gewöhnlich unbedeckt ist, wird bei festlichen Anlässen in ein zweites ähnliches Stück gehüllt. Die verheirateten Frauen erkennt man auf den ersten Blick, denn von den Fußknöcheln bis zu den Kniegelenken sind ihre Beine mit dicken Kupferringen belastet. Im Uebrigen ist die Stellung der Frauen, wie es sich leicht denken läßt, eine höchst traurige. Sie haben alle Arbeiten, selbst die schwersten zu verrichten, und geben dem Manne bei jeder Gelegenheit das Lastthier ab. Diese Ueberbürdung, sowie die äußerst frühzeitigen Heiraten, bringen es mit sich, daß die Frauen früh altern. Mit zehn Jahren treten die Mädchen

in den Ehestand, mit vierzehn Jahren ist dann ein solch armes Geschöpf Mutter, mit zwanzig Jahren ein altes Weib.

Der Abschluß der Ehe ist ein einfaches Geschäft. Bei den Gabonesen spielt der Fetischmann bei mißliebigen Heiratsverzögerungen insoferne eine Rolle, als seitens des Freiers seine Zauberkünste, die entweder die Erkorene, oder deren Eltern erweichen sollen, schwer bezahlt werden. Es gehört natürlich die Phantasie eines Bräutigams dazu, um sich von den hierbei angewendeten Zaubermitteln einen Erfolg zu versprechen. Zu diesen Mitteln gehören in erster Linie Liebestränke, dann ein Pulver, welches aus neun wunderthätigen Pflanzen bereitet wird u. dgl. m. Wo solche Zwangsmittel nicht nöthig sind, verlaufen die Ceremonien anstandslos und sehr rasch. Als Zeichen besonderer Zuneigung zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn gilt, wenn der letztere jenem gleichzeitig mit der vorgebrachten Werbung seine Schwester anbietet. Es findet hier sonach eine Art Wechselheirat statt, doch darf dieselbe niemals stattfinden, wenn die Betheiligten etwa in einem zu nahe verwandtschaftlichen Verhältnisse stehen sollten. Diese Strenge in Betreff der Consanguinität der Blutsverwandten ist jedenfalls bemerkenswert bei einem derart ursprünglichen Volke, wie im Großen und Ganzen die Gabonesen eines sind.

Ueber das Familienleben derselben läßt sich leider nur das Allerungünstigste berichten. Nicht genug, daß der Mann seine Frau oder Frauen zu förmlichen Sclavinnen degradirt, er schätzt sie auch als seine rechtmäßigen Gattinnen nicht sonderlich hoch. Wenn er der einen oder anderen derselben überdrüssig wird, »vermiethet« er sie einfach an seinen Nachbar, eine drastische Illustration des Grundsatzes, daß unter den Schwarzen das Weib ein Capital ist, das der Besitzer so gut als möglich auszunützen trachtet. Auch wird die Frau als Unterpfand für Waren, die dem Manne anvertraut werden, abgegeben. Wenn er Forderungen hat, sucht er vor allem, einer oder der anderen Frau seines Schuldners habhaft zu werden. Trotz solch schmählicher Behandlung kommt es fast niemals vor, daß eine Frau ihrem Gatten entläuft. Die armen Geschöpfe glauben, das alles müsse so sein, und sie finden die unwürdige Behandlung ganz erklärlich, mehr noch aber ihre Ueberbürdung mit Arbeit, die man im Lande gar nicht kennt. Merkwürdig ist die Thatsache, daß es unter den Völkern am Gabun ein gesetzlich gestattetes Cicisbeat gibt. Der Mann ist eifersüchtig, wenn auch nicht gerade

auf seine Frau, so doch auf sein Hausrecht; aber einen »Conguieh« muß er sich, ob er will oder nicht, gefallen lassen. In dieser Einrichtung kann mit Recht ein gewisses Regulativ gegen außergewöhnlich unwürdige Behandlung der Weiber erblickt werden.

Ueber die gesellschaftlichen Einrichtungen der Gabonesen läßt sich mit wenigen Worten berichten. Die Sclaverei ist eine verhältnißmäßig milde und der Abstand zwischen Herr und Diener kein zu großer. Kinder von Sclavinnen sind der übrigen Nachkommenschaft nicht gleichgestellt, wie man auch vermeidet, den männlichen Sclaven, die meist aus dem Ogowegebiet stammen, Mpongwemädchen zu Frauen zu geben. Auch erhalten sie nur schwer Credit zu Handelsunternehmungen und sie werden in der »Gesellschaft« auch sonst allenthalben zurückgesetzt. Wie man sieht, gibt es auch unter den Barbaren gesellschaftlichen Hochmuth. Die Mpongwes sollen sich übrigens rühmen, daß ihre Vorfahren keine Sclaven besessen hätten. Jedenfalls aber haben sie wenig Ursache, auf ihre socialen Einrichtungen stolz zu sein, am allerwenigsten in Betreff des fadenscheinigen »Königthums«, dem sie ihr leicht erträgliches Unterthanenverhältniß verdanken. »König« — wie sich jeder gabunesische Häuptling nennt — kann zwar nur ein Mitglied der Königsfamilie werden, doch ist die Würde nicht erblich; das Volk wählt den ihm als passend dünkenden Sproß, nicht ohne ihm zuvor in öffentlicher Versammlung sein ganzes Sündenregister zu Gemüthe geführt und einige derbe Püffe versetzt zu haben. Am nächsten Tage aber gehorcht diesem sonderbaren Wahlkönig alles Volk, allerdings auf Grund einiger Nachhilfe seitens der französischen Behörden, denen es um die liebe Ordnung zu thun ist, und welche kriegerischen Zeitvertreib nicht dulden.

* * *

Das Kamerungebiet.

Vom Gabun nordwärts verläuft die Küste noch etwa 450 Kilometer in genau nördlicher Richtung; dann schwenkt sie, über die Mündung des Kamerunflusses hinweg und an dem mächtigen Gebirge gleichen Namens nach Nordwesten, um im Bereiche von Alt-Calabar eine ausgesprochen westliche Richtung einzuschlagen. Vor dem Kamerungebiete seeseits liegt die große spanische Insel

Fernando Po, welche mit dem gegenüberliegenden Festlande die Bai von Biafra einschließt.

Damit sind wir in ein Gebiet getreten, welchem der deutsche Leser im Augenblicke vielleicht mehr Interesse entgegen bringen dürfte, als allen bisher geschilderten Ländern des Dunklen Erdtheiles. Jahrhunderte lang segelten die Schiffe der Portugiesen und Spanier, der Holländer, Franzosen und Engländer an dieser Küste hin, ohne ihr irgend welche Aufmerksamkeit zu schenken. Was die Seefahrer vorübergehend anzog, war das großartige Landschaftsbild, welches das mächtige Kamerungebirge, mit seinem 4190 Meter hohen Hauptgipfel darbot. Er bildet die eine Landmarke in diesem Theile von Afrika, während der nur wenig niedrigere Pic Santa Isabel auf Fernando Po (3627 Mtr.) gleichsam als zweiter Eckpfeiler der Passage von den Nigermündungen her durch die Bucht von Biafra, jenem ersteren gegenüber aus den Fluten des Atlantischen Oceans auftaucht.

Das Kamerungebiet wurde gegen Ende des XV. Jahrhunderts von dem Portugiesen Fernando Po entdeckt. Um 1700 scheint auf den Guineainseln und an der Küste bereits ein ziemlich lebhafter Handelsverkehr geherrscht zu haben. Erst 1826 nahm Capitän Oven die Küste auf; 1833 besuchte Nicolls die Inseln, und 1837 trat Billeh, Häuptling von Bimbia, welcher auch die Ambasbai und die in derselben liegenden Inseln als ihm unterworfen betrachtete, an Nicolls eine Landstrecke ab; dafür wurde er von Seite Englands anerkannt als »König William von Bimbia«. Im Jahre 1842 wurde der Hafen untersucht, zwei Jahre später erhielten King William und seine Häuptlinge zum erstenmale Waren in größerer Quantität, wogegen sie sich verpflichten mußten, den Sclavenhandel abzuschaffen. Mekrick, Mitglied der Baptistenmission am Kamerunflusse, machte 1847 den Versuch, das Gebirge zu ersteigen und kam auch über die Waldregion hinaus, mußte aber hierauf wegen Mangels an Wasser umkehren. Im Jahre 1848 gelang es Beecroft, der sich um die Erforschung der Nigerregion im hohen Grade verdient gemacht hatte, in dem Gebiete King Williams die bis dahin bestandenen Menschenopfer bei Leichenbegängnissen abzuschaffen, womit ein weiterer Schritt in der Civilisirung jenes Gebietes gemacht war. Im Jahre 1850 wurden die Handelsbeziehungen endgiltig geregelt und Bestimmungen getroffen, welche alle bestandenen Schwierigkeiten und Hindernisse wegschaffen

sollten. Als die Bewohner der Bubiinseln in der Ambasbai sich gelegentlich gegen König William aufgelehnt und die Factoreien in Bimbia geschädigt hatten, als sie ferner dem Könige Sclaven raubten, Kähne und Waren stahlen, kam Capitän Young mit dem Schiffe »Antilope«, schoß die Dörfer der Räuber in Brand und zwang die Rebellen ein Document zu unterzeichnen, in welchem sie den König als rechtmäßigen Herrscher der Küste von Bimbia und allen Inseln auf der Strecke von Bimbia bis Rumby anerkannten. Ein schutzherrliches Verhältniß zu England oder irgend einer anderen Macht wurde aber nicht hergestellt.

In diesem latenten Verhältnisse blieb die Lage im Kamerungebiete bis in die jüngste Zeit hinein. Im Jahre 1860 ließ sich hier zum erstenmale ein Deutscher, der Forschungsreisende Gustav Mann aus Braunschweig, blicken, und wenige Jahre später (1868) faßte der deutsche Handel in dieser Region festen Fuß. Er vermochte sich unter der Leitung der Hamburger Häuser C. Woermann, Jantzen & Thornählen so günstig zu entwickeln, daß er den ursprünglich dort allein herrschenden englischen Handel vollständig schlug. . . . So standen die Dinge, als den deutschen Handelsbestrebungen endlich, offenbar von langer Hand geplante, officielle Unterstützung wurde. Anfang Juni ging der deutsche Avisodampfer »Möwe« mit Dr. Nachtigal, Dr. Buchner und Dr. Möbius an Bord, in See, mit der Bestimmung nach Westafrika. Niemand hatte eine Ahnung davon, was mit dieser Mission bezweckt werde. Die Geheimhaltung war umso nothwendiger, als England in der letzten Zeit die Vorgänge im Kamerungebiete aufmerksam verfolgt hatte, und ein Eingreifen derselben sozusagen täglich zu erwarten stand.

So kam die »Möwe« am 2. Juli an die Sclavenküste und zwar gerade noch zur rechten Zeit, um die deutschen Niederlassungen auf dem schmalen landeinwärts von Lagunen begrenzten Küstenstrich von Togo mit der Handelsniederlassung Klein-Popo vor den Anschlägen des britischen Districtscommissärs von Quitta zu retten. Vier Tage später wurde das Land von Danoë bis Bon Coffen (östlich von Porto Seguro) in einer Länge von 50 Kilometer unter deutschen Schutz gestellt und die deutsche Flagge in Bey Beach, Bagida und Klein-Popo aufgehißt. Ueber diese Punkte und den dazu gehörigen Landstrich werden wir später berichten, da sie an der Küste von Oberguinea liegen.

Um ihre Mission durchzuführen, mußte sich die »Möwe« beeilen, denn die deutschen Niederlassungen am Kamerun waren nicht weniger bedroht, wie jene von Togo. Die Corvette traf am 12. Juli am Kamerunflusse ein, zur großen Freude der Deutschen, welche es mit ansehen mußten, wie England in der Person des Schiffscommandanten von »Goosehawk« Anstalten traf, Dr. Nachtigal, von dessen Mission die englischen Kaufleute in Kamerun mittlerweile Wind bekommen hatten, zuvorzukommen. Das geschah gerade zwei Tage vor dem Eintreffen der »Möwe«.

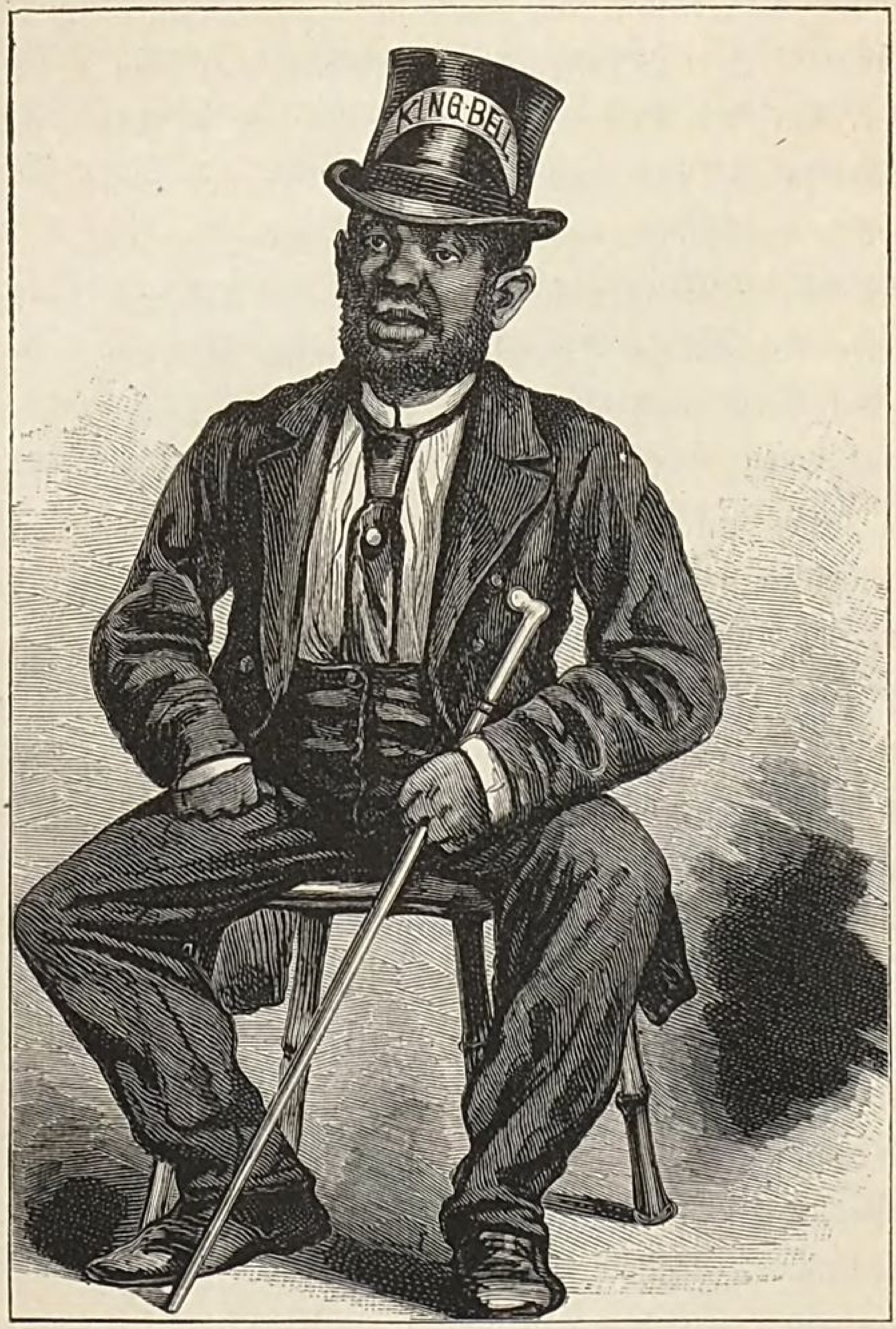
Am 14. Juli, Morgens 9 Uhr, begab sich Dr. Nachtigal, begleitet von den Capitäns Hoffmann und Becker, von Dr. Buchner und einer Abtheilung Marine-Soldaten, mit Trommeln und Pfeifen nach dem weithin sichtbaren Flaggenmast bei der Stadt des Königs Bell und verlas die Proclamation, wonach »dieses Land unter die Oberhoheit Sr. Majestät des Kaisers von Deutschland« gestellt wurde. Bei dem Hoch auf den Kaiser wurde die deutsche Flagge aufgehißt und von dem Detachement drei Gewehrsalven abgegeben. Dieselbe Proclamation erfolgte in den nächsten Tagen in Bimbia und Malimba. Am 19. Juli traf der englische Consul Hewitt ein, um die üblichen Höflichkeitsvisiten abzustatten.

Damit war der politische Act der Annexion vollzogen. Unsere weitere Aufgabe ist es nun, eine geographische und ethnographische Skizze des Kamerungebietes zu geben. Wir leiten dieselbe vielleicht am besten mit der trefflichen Schilderung ein, die Burton von der Pracht des Landschaftsbildes bei der Annäherung zur See entwirft. »Zur Rechten thürmt sich Santa Isabel, der Pic von Fernando Po, empor, zur Linken erscheint das Kamerungebirge wie aus den Meereswogen emporgesprungen. Auf dem Inselberge verlängert überwiegende Feuchtigkeit die Waldregion, während das continentale Gebirge ausgedehntere Grasflächen ohne Baumwuchs zieht. Bei wolkenlosem Himmel gewähren die mannigfaltigen frischen und doch zarten schmelzenden Farben des Bergbildes dem Auge ein unendliches Behagen. Die Meerenge breitet in tiefem Blau ihren Spiegel zwischen den beiden westafrikanischen Bergkönigen aus, deren Thron gleichsam auf Saphir ruhend und unten mit röthlichen Schluchten umkleidet sich in das Azurblau des Himmels erhebt, während die Gipfel im Gold der tropischen Sonne erglänzen.«

Dieses Gebirge liegt an der Westgrenze der deutschen Besitzungen und zwar außerhalb derselben. Es ist ein dermalen schwach thätiger Vulcan mit zahlreichen Kratern und ausgedehnten Lava- und Schlackenfeldern, die bis zu 1500 Meter hinabreichen. Die Abhänge sind prachtvoll bewaldet mit Cocos-, Wein- und Oelpalmen, Bananen, Akazien und Feigen, afrikanischen Eichen und riesigen Baumfarren. Oestlich vom Kamerungebirge strömt von Nord nach Süd der Mungofluß, an seiner Mündung sich zwischen sumpfigen Inseln verzweigend; von Nordost kommt der Kamerunfluß, mit breiter, 8 Meter tiefer Mündung und allen größeren Schiffen zugänglich. Von Osten her ergießen sich neben ihm der Lugasi und weiter südlich der Edea. Die Mündungen all dieser Ströme sind von fieberhauchenden Mangrowesümpfen eingefaßt. Nirgends sieht man Spuren von menschlichen Wohnungen; die Niederlassungen beginnen erst 40 Kilometer von der (24 Kilometer breiten) Mündung des Kamerun entfernt. Alles Land um das weit verzweigte Aestuarium des Stromes ist ein äußerst fruchtbares Tropengebiet, dessen wichtigste wildwachsende Producte Oelpalmen, Mango, Ananas, Citronen, Kaffee, Erdnüsse und Bananen sind.

Die für den fremden Ansiedler wichtigste Frage ist die, welches Klima diese Region besitzt. Eine tropische Region mit weitem Sumpfgebiet kann natürlich kein sanitäres Paradies sein. Immerhin, meint Woermann, ist das Klima erträglich und nicht so schlimm, wie sein Ruf. Es kommt hauptsächlich auf die Lebensweise an; gute Kost, bequeme Wohnung, dabei viel Bewegung und auch geistige Arbeit sind die Vorbedingungen, um sich seine Gesundheit zu erhalten. Außerdem ist große Energie nöthig, damit der Ansiedler nicht den klimatischen Einflüssen erliege. Die Gefährlichkeit des Klimas für Europäer wird aber hierdurch nicht geleugnet. Einem Zeitungsberichte aus Kamerun entnehmen wir mehrere interessante Mittheilungen in Bezug auf die klimatischen Verhältnisse, die uns mittheilenswert erscheinen. Nach ihnen wäre das Klima weder sehr heiß, noch sehr ungesund. Ueberhaupt gehört die Westküste Afrikas, ihre nördlichen Theile ausgenommen, zu den vergleichsweise kühlen Tropengegenden. Es ist im Kamerungebiete gewiß weniger heiß, als oder der Congomündung. Dazu kommt noch der besondere Vorzug der eigentlichen Kamerunortschaft, die täglich in den Vormittagsstunden mit großer Pünktlichkeit auftretende Seebrise aus Südwest, die so wild zu Fenstern und Thüren hereinweht, daß die Gardinen sich gleich

Flaggen aufbäumen. Allerdings lernt man auch hier die Sonne hassen, aber der Himmel ist zumeist umwölkt und der Aufenthalt sodann im Freien jederzeit erträglich. Dazu kommen die vielen schattigen Spaziergänge, welche besonderen Genuß bereiten. Das Fieber, diese allgemeine tropische Plage, fehlt natürlich



König Bell.

auch hier nicht, ja es kommen zuweilen sogar perniciöse mit Tod endende Fälle vor; im Großen und Ganzen aber scheint das Miasma nicht öfter und auch nicht heftiger sich geltend zu machen, als an hundert anderen tropischen Küstenstrichen der Erde. . . .

Die Bevölkerung des Kamerungebietes gehört dem großen Völkerkreise der Bantu an, und theilt sich in mehrere Stämme: Bakwireh, Balungu, Abo und Dualla. Letzterer Stamm bildet die Bevölkerung des eigentlichen Kamerundistrictes am gleichnamigen Flusse. Nach Dankelman sind die Dörfer der Dualla groß und geräumig und unzweifelhaft die reinsten an der ganzen Westküste von Afrika. Sie sind außerordentlich weitläufig gebaut und stark bevölkert, bis zu 1000 Seelen. Die Duallas sind das eigentliche Handelsvolk am Kamerun und unterstehen »Königen«, von denen zwei, die sich übrigens bislang unausgesetzt befehdeten, König Bell und Aqua, die unumschränkte Herrschaft innehatten. Der Adel, wie die Könige, leiten ihre Abkunft von einem Vorfahren Namens Bela her, der aus dem Osten in jene Gegend eingewandert sein soll. Ihnen gegenüber sind die Halbfreien und Sclaven in großer Ueberzahl, die deshalb gelegentlich durch Schrecken in Gehorsam gehalten werden. Besonders gefürchtet war bis zur Herstellung der deutschen Schutzherrschaft König Bell. Um übrigens beim Leser keine übertriebenen Vorstellungen von der Macht dieser Könige zu erwecken, sei erwähnt, daß ihr Gebiet sich längs des Kameruns auf ungefähr zwölf Negerdörfer erstreckt, mit einer Gesammtbewohnerschaft von circa 10.000 Seelen. Diese einzelnen Häusergruppen werden »Städte« genannt und nach ihren Königen bezeichnet, wie König Bells-Stadt, König Aquas-Stadt, König Brisso-Bells-Stadt u. s. w.

Der geachtetste und vornehmste dieser Liliputkönige ist zweifellos Bell, »dessen Benehmen etwas Königliches an sich trägt,« wie einst der deutsche Forschungsreisende R. Buchholz bemerkte. Er ist ein herkulisch gebauter, schöner Mann. König Bell hat europäische Kleider angelegt und thut sich namentlich auf seinen Cylinderhut viel zugute, der, nach Art unserer Dienstmannkappen, ein goldenes Schild mit dem Namen des Souveräns trägt. Malerischer natürlich nehmen sich diese Häuptlinge in ihrer Nationaltracht aus, wenn sie, von ihren Getreuen umgeben, in dem mit reichem Schnitzwerke verzierten Gallacanoë stehen, beschattet von bunten Regenschirmen. Auch die deutsche Flagge vermißt man an diesen Kriegscanoës nicht. Die Negerfürsten führten sie schon mit Vorliebe, bevor sie sich noch unter deutschen Schutz begaben. Einer der Kamerunstämme, die Balungu, zeichnet sich übrigens durch seine besondere Vertrautheit mit dem nassen Elemente aus. Die Balungu und mit ihnen die Bakungu, welche am

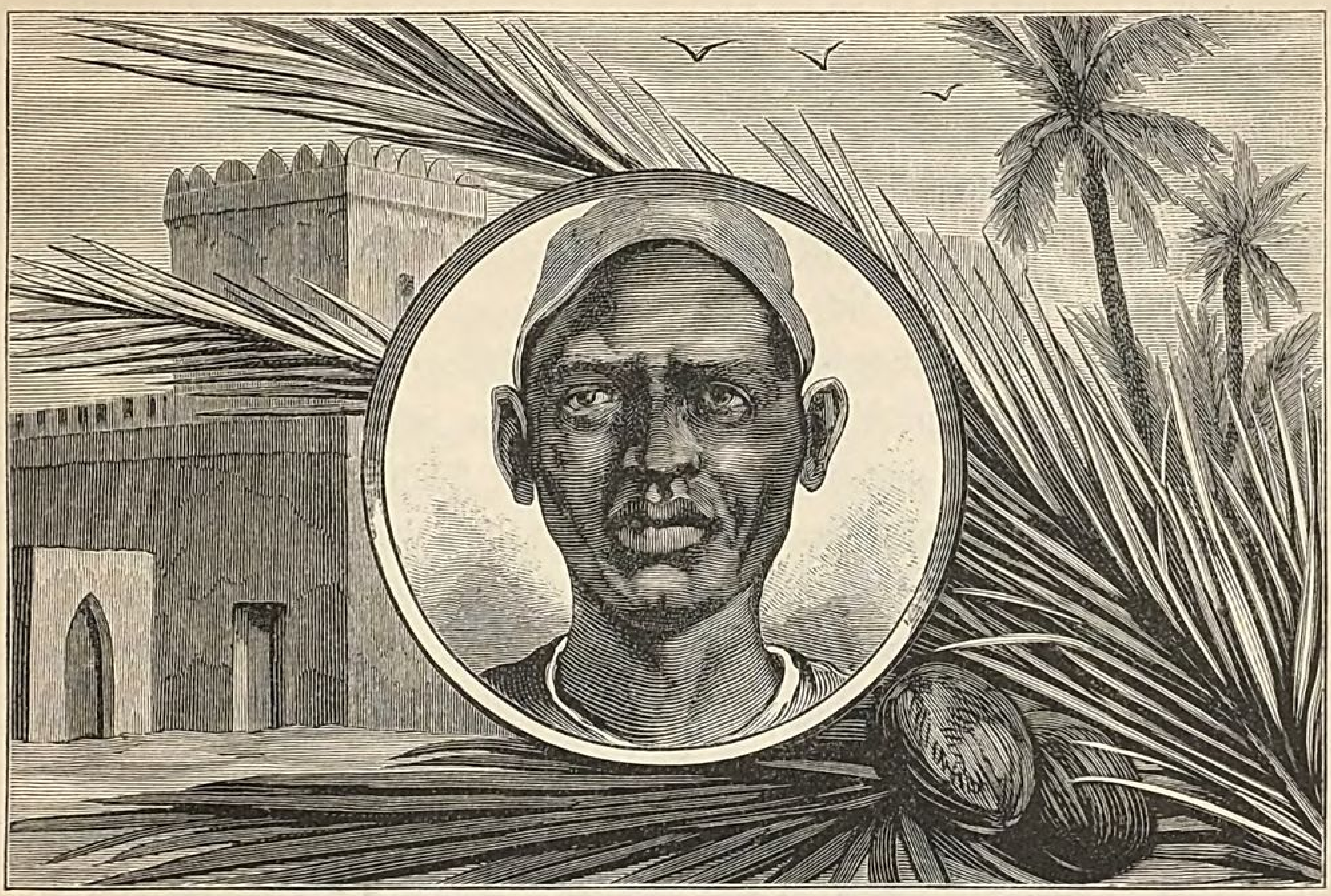
Mungoflusse wohnen, sind sehr geschickte Canoëbauer und treiben mit Vorliebe Schiffahrt; sie wohnen zu 500 unter einem Dache in einem lang hingestreckten Hause, das durch Zwischenwände für die einzelnen Familien abgetheilt ist. Die Abo-Leute sind geschickte Handwerker in Holz und Eisen und schlaue Händler; ihre Häuser stehen erhöht auf Dämmen, jede Familie lebt in einer Straße für sich abgeschlossen.

Was das Familien- und Eheleben unter diesen Stämmen, zumal den Dualla, anbetrifft, so erinnern manche Sitten an jene unter den Gabonesen. Wenigstens kam es noch vor einigen Jahren vor, daß die Eingeborenen den Europäern ihre Frauen als Pfandobjecte für gewährte Vorschüsse überließen. Gegenwärtig scheint diese Sitte, oder vielmehr Unsitte, nicht mehr zu bestehen. Die Frauen sind übrigens klein und außergewöhnlich häßlich, aber ihr möglichst zahlreicher Besitz gilt gleichwohl als Beweis des Reichthums. Als ein Sohn König Bells vor einiger Zeit sich mit einer Frau begnügte, im Drange, europäischen Sitten sich anzuschließen, wurde er vom Volke verspottet und als »armer Mann« so gering geschätzt, daß er sich gezwungen sah, sich wieder einen wohlassortirten Harem einzurichten.

III.

Die Länder des Sudan





Der westliche Sudan.

Indem wir das Kamerungebiet in nördlicher Richtung verlassen und der Küstenschwenkung des Continents nach Nordwesten und Westen folgen, ergibt sich uns als nächstes Wanderziel das Gebiet der Nigermündungen, an das westwärts die Landschaften europäischer Colonien und der Negerreiche von Nordguinea schließen. Wir haben Aequatorial-Afrika hinter uns und stehen am südwestlichsten Rande des »Sudan«. Man begreift unter dieser Bezeichnung den ganzen mittleren Theil des Dunklen Erdtheils, und zwar innerhalb einer Begrenzung, die im Westen und Südwesten durch die Gestadelinie des Atlantischen Oceans vom innersten Winkel des Golfes von Guinea bis zum Senegal markirt ist; von hier aus bis zur Nilregion ergibt sich die natürliche Begrenzung überall dort, wo die große afrikanische Wüste oder das Saharagebiet im weiteren Sinne in die reichbewässerten, fruchtbaren und wohlbebauten Länder Mittelafrikas übergeht. Im äußersten Osten begreift dieses ausgedehnte Gebiet unter der engeren

Bezeichnung als »Aegyptischer Sudan« die Landschaften Sennaar, Kordofan und Dar-Fur in sich, während im Süden, also in der Richtung nach Aequatorial- oder Hochafrika, wo die Forschung bisher nur spärliche Früchte eingeheimst hat, eine scharfe Grenzlinie sich nicht ziehen läßt.

Abgesehen von den physischen Eigenthümlichkeiten dieses weiten Erdraumes und den mannigfachen politischen Interessen, welche sich an denselben knüpfen, erweist er sich für uns noch insoferne von großer Wichtigkeit, als er identisch mit dem Verbreitungsgebiete der Negervölker ist. Zwar finden wir in den compacten Massen dieser letzteren allenthalben, namentlich im Nigergebiete und in der oberen Nilregion, Volksstämme anderer Rassen eingestreut, doch treten dieselben nur örtlich als herrschendes Element auf. Die Negervölker in ihrer ethnographischen Gesammtheit mit all den charakteristischen Aeußerlichkeiten und Eigenschaften, die ihnen gemeinsam sind, müssen daher nothwendigerweise unsere Mittheilungen über die Sudanländer einleiten, da damit am leichtesten eine allgemeine Orientirung zu erreichen ist. Manches Detail unserer späteren Ausführungen wird durch diese vorausgehende Kenntniß dem Verständnisse näher gebracht.

Die charakteristischen Merkmale des Negertypus sind das in die Länge gezogene, mit stark hervortretendem Unterkiefer und niederer, schmaler Stirne versehene Haupt, der weite Mund mit seinen wulstigen, dunkelrothen Lippen, die kleinen, enggeschlitzten Augen und die breite, eingedrückte, mit großen Löchern versehene Nase. Das Haar ist kraus, schwarz und kurz und wächst fast nur auf dem Haupte. Die Hautfarbe läuft durch alle Nüancen vom tiefen Schwarz bis ins schmutzige Hellbraun, auch weichen selbst die hellsten Farben allemal wesentlich von jenen ab, wie sie die Haut der den Negern benachbarten dunkelfarbigen Völker anderer Rassen (Bantu, Fullah) aufweist. Erwähnen wir noch den kurzen, starken Nacken, die meist schwach entwickelten unteren Extremitäten und die stark hervortretenden Unterarme, so dürfte das leibliche Bild von einem Neger so ziemlich erschöpft sein. Von dem weiblichen Theile gelten natürlich fast durchwegs dieselben Merkmale, die Extremitäten, namentlich die unteren, ausgenommen, die bei manchen Stämmen sich stark entwickelt zeigen.

Hinsichtlich des psychischen Charakters der Neger wäre zu bemerken, daß fast alle Reisenden in dem Urtheile übereinstimmen, daß »er in vielen Punkten

dem des unentwickelten Kindes« ähnelt. Der Ethnograph Friedrich Müller hat ein so klares, zutreffendes und erschöpfendes Bild in dieser Richtung geliefert, daß jede Paraphrase uns als überflüssige Arbeit dünkt. Nach dem genannten Gelehrten treten beim Neger, kurz zusammengefaßt, nachfolgende psychische Momente als besonders charakteristisch hervor.... »Der Neger ist im Ganzen ein sinnlicher Mensch, bei dem die Phantasie überwiegt. Der Grundzug seines Temperamentes ist daher ausgelassene Heiterkeit. Der ungezügelten Phantasie des Negers entspringen vor allem seine Putzsucht und Eitelkeit, die sich überall im Umgange kundgeben, sowie seine Neigung zu lärmenden Schaustellungen und Tänzen. In dieser Stimmung ist er im Stande, alle Sorgen und Leiden zu vergessen und sich mit seinem harten Lose zu versöhnen.... Aeußerlichkeiten, namentlich eitler Prunk, verfehlen nie, auf das Gemüth des Negers einen tiefen Eindruck zu machen. Der Neger ist gleich dem Kinde ein Mensch des reinen Augenblicks. Am liebsten verbringt er den Tag im Nichtsthun unter Tändeleien und sinnlosem Gespräch oder Gesang. Die im Ganzen geringe geistige Energie des Negers hat eine gewisse natürliche Gutmüthigkeit, ja, Sanftmuth zur Folge. Dem Stammesgenossen und Gastfreund zeigt er stets eine offene Hand und ein offenes Herz. So gutmüthig und freundlich der Neger dem Freunde gegenüber sich zu betragen pflegt, ein ebenso rücksichtsloses und grausames Betragen übt er gegen den Feind. So bewegt sich das Leben des Negers in steten Gegensätzen und finden in seinem Herzen die widersprechendsten Gefühle und Gedanken Platz. Leichtfertige, tolle Lustigkeit wechselt mit düsterer Verzweiflung, überspannte Hoffnung mit quälender Furcht, sinnlose leichtsinnige Verschwendung mit dem schmutzigsten Geize«.... Diese mustergiltige Charakteristik dürfte dem Leser genügen, um sich von dem psychischen Charakter des Negers ein scharf umrissenes Bild zu machen. Wir übergehen daher alle weiteren Details, die höchstens eine etwas ausgiebige Gedächtnißbelastung abgeben würden.

Ueber das Geschlechts- und Familienleben der einzelnen Negervölker und Stämme müssen wir die folgenden Bemerkungen allgemeiner Natur unseren eingehenden Schilderungen voraussenden. In der Ehe ist die Polygamie die Regel. Da der Neger die Frau nicht als eine Person, sondern als eine Sache ansieht, wird man unschwer begreifen, daß von einer menschenwürdigen Stellung des weiblichen Geschlechtes nicht die Rede sein kann. Heiratsfähige Mädchen werden

von den Männern einfach im Geschäftswege durch Zahlung eines bestimmten Preises in Nutzthieren oder Wertsachen erworben, und es steht jedem frei, auf



Facsimile eines alten Kupferstiches.

diese Weise so viel Frauen zu erwerben, als ihm beliebt. Die Mädchen und Frauen sind im Großen und Ganzen züchtiger, als man auf Grund der primitiven sittlichen Zustände leichthin annehmen möchte. Dabei entscheidet freilich sehr viel, daß die ersteren durch jene Racheacte geschützt sind, die jeder Vater

dem gegenüber begeht, der seinem Kinde Schande angethan hat. Gegenüber den Frauen aber gilt der Grundsatz, daß eine Sache nur materiellen Schaden nehmen



Facsimile eines alten Kupferstiches.

könne, und dem entsprechend hat bei Fehltritten der männliche Mitschuldige in den meisten Fällen nur einen Sühnpreis zu entrichten.

Das Heim einer Negerfamilie besteht aus so vielen Hütten, als Frauen derselben angehören. Diese Hütten, aus Holzpfählen, Schilfmatten, Bambus,

Reisig oder Stroh in bienenkorbartiger Form aufgeführt, sind von einer Einfriedung umgeben, innerhalb welcher sich auch die Vorrathskammer und allenfalls das Vieh befindet. Jede Frau führt in ihrer Hütte eigene Wirtschaft und obliegt der Pflege ihrer Kinder. Zwischen Eltern und Kindern herrscht überhaupt viel Herzlichkeit, namentlich bei den central- und ostsudanesischen Stämmen. Im Uebrigen ist das Leben des Negerweibes mit Sorgen und Arbeit ausgefüllt, zu denen sich im Alter noch Zurücksetzung seitens des Gatten gesellt, der, der alternden Gattin überdrüssig, die Ehefreuden durch frischen Zuwachs immer wieder zu erneuern sucht. Hinsichtlich der Bekleidung läßt sich wohl kaum ein typisches Modell aufstellen. Charakteristisch ist allen Negern der Lendenschurz, der bald ein einseitiger, bald ein doppelseitiger ist, und entweder aus Zeug, Stroh- oder Ledergeflecht, oder aus einfachen Bändern besteht. Etwas mehr Aufwand auf ihre Toilette verwenden die westsudanesischen Stämme, namentlich die Senegambier und überhaupt die mohammedanischen Negervölker. Die Frauen machen sich namentlich mit den Haaren viel zu schaffen, allerdings nicht zu ihrem Vortheile, wenn man erwägt, daß die Einreibungen des Kopfhaares mittelst Fett, Asche und gewisser Erdarten fast täglich stattfinden. Uebrigens wird das Haar häufig kurz geschoren, bis auf einen Schopf am Scheitel, den dann in der Regel Federn und anderer Tand zieren. Zu diesen bescheidenen Toiletteartikeln gesellen sich Hals-, Arm- und Wadenbänder aus Metall, Knochen oder Glasperlen, dann all jene Verschönerungsobjecte, denen die Ohren und Lippen zum Opfer fallen, und die so vielen Negerinnen ein so abenteuerliches oder possierliches Aussehen verleihen.

In socialer Beziehung kennzeichnet die Negervölker nichts so sehr als die Sclaverei. Zwar ist die Stellung der Sclaven fast durchwegs eine ziemlich erträgliche; mit dieser socialen Einrichtung steht aber anderseits eine Angelegenheit im Zusammenhange, die seit Decennien die abendländischen Culturvölker beschäftigt, aber leider zu nur bescheidenen Erfolgen verholfen hat. Wir haben dieser Bestrebungen, sowie der Leiden, welche die Sclaven auf den weiten Reisen nach ihrem Bestimmungsorte zu erdulden haben, in dem Abschnitte über Zanzibar gedacht, und glauben hier einfach nur auf jene Mittheilungen hinweisen zu sollen. Später werden wir auf dieses Thema nochmals zurückkommen, und zwar in den Mittheilungen über den östlichen Sudan, wo der Menschen-

handel seit jeher seinen ergiebigsten Boden fand und die europäische Gegenaction sich am intensivsten gestaltete.

Die vorstehende knappe ethnographische Skizze über die Negervölker hat natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Eingehenderes bringen wir von Fall zu Fall im Verlaufe unserer Schilderungen, die sich auf einzelne Stämme und Völker beziehen werden.... Behufs vorhergehender allgemeiner Orientirung bedürfen wir aber noch einer anderen Ueberschau, die sich diesmal nur auf das Landgebiet des westlichen Sudan bezieht und sich kurz mit den Beziehungen der europäischen Mächte zu jenem befaßt. Die Geschichte dieser Beziehungen an sich zeigt, wie alt die Bestrebungen sind, den westlichen Sudan der Cultur zu erschließen. Frankreich und England stellten die ersten Pionniere auf diesem Arbeitsgebiete. Als Veteran derselben darf wohl Mungo Park gelten, dessen erste große Expedition noch in das vorige Jahrhundert fällt. Derselbe war Hilfswundarzt in Indien, als er im Mai 1795 von der »African Association« in London den Auftrag zu einer Reise ins Innere von Afrika erhielt. Er wandte sich von Gambia östlich, durchwanderte die Reiche Mullo, Bondu, Kadschago, Kasso, Kaarta und Ludamar. In letzterem wurde er gefangen genommen, entkam jedoch glücklich und gelangte am 20. Juli 1796 mit Hilfe flüchtiger Neger an den Niger und erreichte schließlich die britische Factorei Pisania. Im Jahre 1805 unternahm Mungo Park eine zweite Expedition, bei welcher er, aus Anlaß einer Verfolgung seitens der Eingeborenen, sein Leben durch Ertrinken im Niger verlor.

Unstreitig gebührt diesem kühnen Manne das Verdienst, das Nigergebiet erschlossen zu haben. Die Engländer verabsäumten daher nicht, das Begonnene weiterzuführen. Die wichtigste Unternehmung war die Reise Hugh Clappertons, der, nach einer vorangegangenen glücklichen Expedition durch Fezzan bis Kuka am Tsadsee, der englischen Regierung die Absicht kundgab, vom Golfe von Benin aus bis zum Tsadsee vorzudringen. Am 26. November langte die Expedition am Golfe von Benin an und drei Tage später brach sie von Lagos aus nach dem Innern auf. Trotz namhafter Schwierigkeiten erreichte Clapperton glücklich Djannah, 60 englische Meilen von der Küste entfernt. In Tschow traf die Karawane einen Boten, den der König von Yoruba derselben mit zahlreichem Gefolge entgegengeschickt hatte, und gelangte nun bald nach Katunga, woselbst

der Reisende vom 24. Januar bis 7. März 1826 verweilte. Nicht weit von Katunga wurde der Mussa, ein Nebenfluß des Niger, überschritten, und hierauf die große Stadt Kiama, ein sehr belebter Karawanenplatz, erreicht. Clapperton schlug nun den Weg nach Bussa am Niger ein, dem Orte, wo Mungo Park sein Leben verloren hatte. Der Empfang seitens des Sultans war ein außergewöhnlich herzlicher, aber Nachforschungen über das Schicksal des genannten Reisenden ging er mißgestimmt aus dem Wege. Als Clapperton das Reich Borgu, dessen Hauptstadt Bussa ist, verlassen hatte und in Kulfa (das, beiläufig bemerkt, 1881 der deutsche Reisende Flegel berührte) eingetroffen war, empfing er Nachrichten, welche ihn außer Zweifel setzten, daß Mungo Park nicht ertrunken sei, sondern ermordet worden war.

Nach vielen Widerwärtigkeiten und Beschwerden gelangte der Reisende am 19. September nach Kano, von wo er sich unverzüglich nach der Residenz des Sultans Bello aufmachte. Er traf ihn in Sokoto, wo Clapperton schwer erkrankte und leider nicht wieder genesen sollte. Als er sich eben mit den Plänen trug zur Weiterreise nach Bornu und den Tsadsee, ereilte ihn im April 1827 zu Tschangary, unweit von Sokoto, der Tod.... Nun war Clappertons Diener, Richard Lander, hilflos auf sich selber angewiesen. Da er die von seinem Herrn geplante Reise nach Bornu nicht fortsetzen konnte, kehrte er in Kano um, und suchte über Kanfu den Niger auf, von wo aus er nach mannigfachen Verzögerungen und Fährlichkeiten über Bussa und Quona am 22. November 1827 bei Badagry die Sclavenküste erreichte.

Nach England zurückgekehrt, begab sich Richard Lander in Gesellschaft seines Bruders John im Jahre 1830, über Auftrag der britischen Regierung, zum zweitenmale nach dem Golfe von Benin, von wo sie bis Bussa am Niger vordrangen. Von hier aus befuhren die beiden Brüder als erste Europäer unter unsäglichen Entbehrungen den Unterlauf des Niger (s. S. 288) und gelangten, nachdem sie zuvor wiederholt Gefahr liefen, erschlagen oder in die Sclaverei geschleppt zu werden, in denkbar elendester Verfassung an die Mündung des Stromes, und zwar in Begleitung des Königs Boy von Bonny, der mit seinem Opfer ein größeres Lösegeld zu erpressen drohte. Hier aber verweigerte der Capitän einer englischen Brigg jede Hilfe, das heißt, er schlug die von dem Reisenden seinem Retter, König Boy, zugesicherte Entschädigungssumme rundweg ab, so

daß Lander verloren schien, wenn Boy sich schließlich nicht mit einigen Geschenken hätte abfinden lassen.

Die englische Regierung hatte alsbald Anlaß genommen, jenen Elenden, der im Begriffe war, einen hilflosen europäischen Reisenden seinem Schicksale zu überlassen, zu desavouiren und jene Häuptlinge im Nigerdelta reich zu beschenken. Richard und John Lander waren am 9. Juli 1831 in England eingetroffen, doch entschloß sich ersterer seine Forschungen fortzusetzen, zu welchem Ende er sich der eben zum Abgehen gerüsteten Nigerexpedition unter Mac Gregor Laird anschloß (1832). Der Erfolg dieser Unternehmung war leider ein höchst kläglicher. Die geplanten Handelsverbindungen konnten nicht abgeschlossen werden und die Mannschaft wurde durch das Fieber decimirt. Richard Lander, der wiederholt den Strom auf- und abwärts gefahren war, erhielt am 27. Januar 1834 eine tödtliche Verwundung, der er eine Woche später auf Fernando Po erlag.... Das war das Ende eines, vermöge seiner Lebensstellung zu keinen großen Thaten berufenen einfachen Mannes, dem es aber durch Energie und Eifer gelang, eines der größten Probleme der Geographie von Afrika zu lösen. Ueber den Lauf des Niger herrschten nämlich seit den ältesten Zeiten die verworrensten Vorstellungen. Im Alterthume wurde angenommen, daß der Niger und der Nil ein und derselbe Strom seien, d. h. daß ersterer von seinem Ursprunge an quer durch Afrika fließe und dann als Nil nach Norden wende. Richard hatte die Hypothese von der Existenz eines großen innerafrikanischen Sees »Wangara« aufgestellt, in welchen sich der Niger ergieße. Andere setzten für den Wangara den Tsadsee, ließen den Niger in denselben von Westen einströmen und im Osten wieder ausströmen, so daß der Zusammenhang des Stromes mit dem Nil wieder aufrechterhalten blieb. Maxwell hielt vollends die Mündung des Congo für jene des Nil. Kurz, es herrschten die denkbar tollsten Ansichten in dieser Richtung. Es ist im hohen Grade bezeichnend für den ungeheueren Fortschritt der geographischen Forschung in jüngster Zeit, daß die Mündungen des Niger erst zu Beginn des dritten Jahrzehnts, also vor wenig mehr als einem halben Jahrhundert, entdeckt wurden. Richard Landers Nigerfahrt von Bussa bis zur Mündung war sonach unbestreitbar eine der Großthaten, und zwar die erste, durch welche sich die geographische Erforschung des Dunklen Erdtheils in den letzten fünfzig Jahren hervorgethan hat.

Die Thätigkeit der Engländer im westlichen Sudan in der ersten Zeit des XIX. Jahrhunderts bildete für die Franzosen den Ansporn, in dieser Richtung nicht zurückzubleiben. Roussin und de Girey erreichten 1817 und 1819 die ersten namhaften Erfolge; 1818 entdeckte Graf Mollien die Quellen des Senegal, Gambia und Rio Grande. In der Folge machte sich eine gewisse Theilung der Arbeit bemerkbar: die Franzosen führten ihre Unternehmungen von der Küste Senegambiens aus, die Engländer die ihrigen von der Küste Nordguineas. Von epochaler Bedeutung war die Reise des Franzosen René Caillié, der bis Timbuktu vordrang, von dort aus die Sahara nordwärts querte, nach Tafilet am Südfuße des Atlas und schließlich nach Fez und Tanger gelangte. Diese Reiseroute hat kein zweiter Europäer mehr eingeschlagen, wohl aber hat sie neuerdings der österreichische Forscher Oskar Lenz im Großen und Ganzen in umgekehrter Richtung zurückgelegt. Die Differenz besteht nur in einzelnen Wegvarianten.

In den Vierziger Jahren waren fast ausschließlich Franzosen in der Durchforschung des westlichen Sudan thätig. Eine neue Epoche in der Exploration Westafrikas bedeutet die Statthalterschaft des französischen Gouverneurs von Senegambien, Generals Faidherbe, dessen unermüdlichem Eifer und seltener Energie bedeutende Forschungsergebnisse zuzuschreiben sind. Diese Expeditionen fallen meist in das fünfte Jahrzehnt unseres Säculums. Faidherbe war auch der Urheber von Expeditionen in das nördlich vom Senegal gelegene Saharagebiet und der merkwürdigen Reise Bu-el-Moghdads, der das fragliche Gebiet seiner ganzen Breite nach, und zwar am westlichen Rande, bis Marokko querte — eine Route, die bisher von keinem zweiten Reisenden mehr eingeschlagen wurde. Diese und ähnliche Expeditionen regten zu dem Gedanken an, bis Timbuktu, dem Emporium des Nigergebietes, vorzudringen, und von hier aus quer durch die Sahara Algerien zu erreichen.

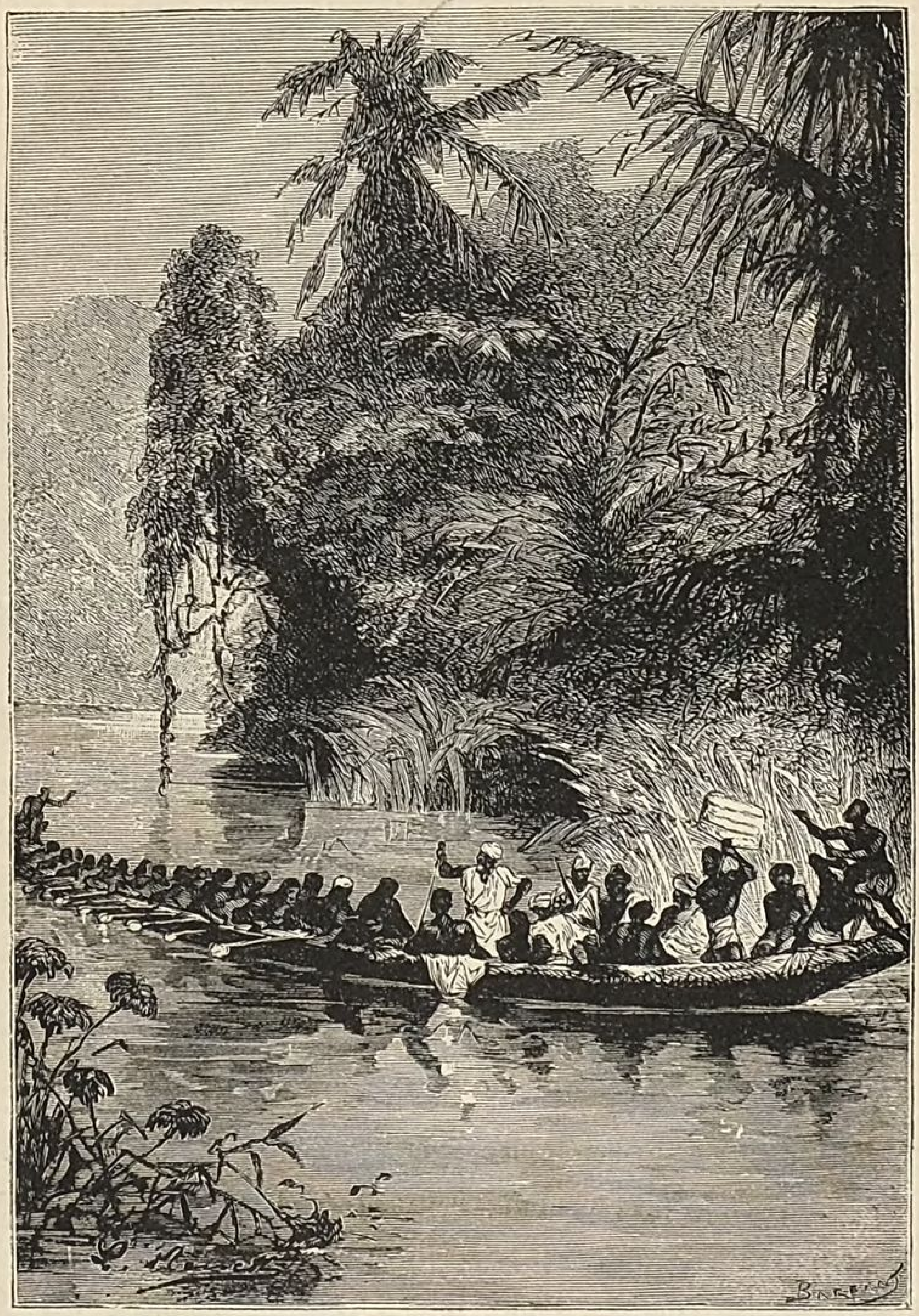
Die Franzosen Mage und Quintin waren die ersten, welche sich zu diesem Versuche bereit fanden. Ihre Reisen füllten vier Jahre aus (1863 bis 1866), ohne daß es ihnen gelungen wäre, Timbuktu zu erreichen. Die geheimnißvolle »Capitale der Sahara«, an die sich abenteuerliche Fabeln geknüpft hatten, blieb nach wie vor verschlossen. Auch Soleillet errang ungefähr ein Jahrzehnt später (1878) keinen besseren Erfolg. Oskar Lenz, der letzte Reisende, welcher

Timbuktu betreten, hatte mit namhaften Hindernissen zu kämpfen, um aus seiner mannigfach gefährdeten Situation wieder herauszukommen. Heute freilich stehen die Dinge wesentlich anders. Zu Ende des Jahres 1884 hatte sich eine Deputation von maurischen Kaufleuten aus Timbuktu beim Gouverneur von Französisch-Senegambien zu dem Zwecke eingefunden, um von diesem die Eröffnung eines directen Handelsweges, beziehungsweise die Anlage einer Straße zwischen Timbuktu und St. Louis an der senegambischen Küste zu erwirken. Ein »Abgesandter« reiste dann nach Paris, wo die Sache auf diplomatischem Wege abgeschlossen wurde. Der ganze innersudanesische Handel würde sich dann — so versicherte der Sendling dem Präsidenten der Republik — nicht mehr nordwärts nach Marokko, sondern westwärts durch das Nigergebiet und Senegambien nach St. Louis an der Westküste bewegen.

Mit diesem Zwischenfall hat die Colonialregierung einen ganz bedeutenden Erfolg zu verzeichnen, der ihr ganz von selbst in den Schoß fiel. Zwischen Timbuktu und Senegambien liegen freilich mehrere unabhängige Reiche, die sogenannten »Fellata-Staaten« (Massina, Bambara ꝛc.), welchen jene Handelsroute nicht auszuweichen vermag. Die Herren in Timbuktu sind nicht Herren in Hamdallahi und Segu; zwischen Massina und Bambara gab es wiederholt blutige Kriege, wie denn auch die weiter oben erwähnte Expedition Mages durch eine solche Fehde in ihren Endzielen (Vordringen bis Timbuktu) vereitelt wurde. Die Frage, der von den Franzosen seit Jahrzehnten mit großen Zeit- und Geldopfern erstrebten Eröffnung des Handelsweges nach der »Capitale der Sahara« kann also vorläufig im besten Falle nur als theoretisch gelöst betrachtet werden.

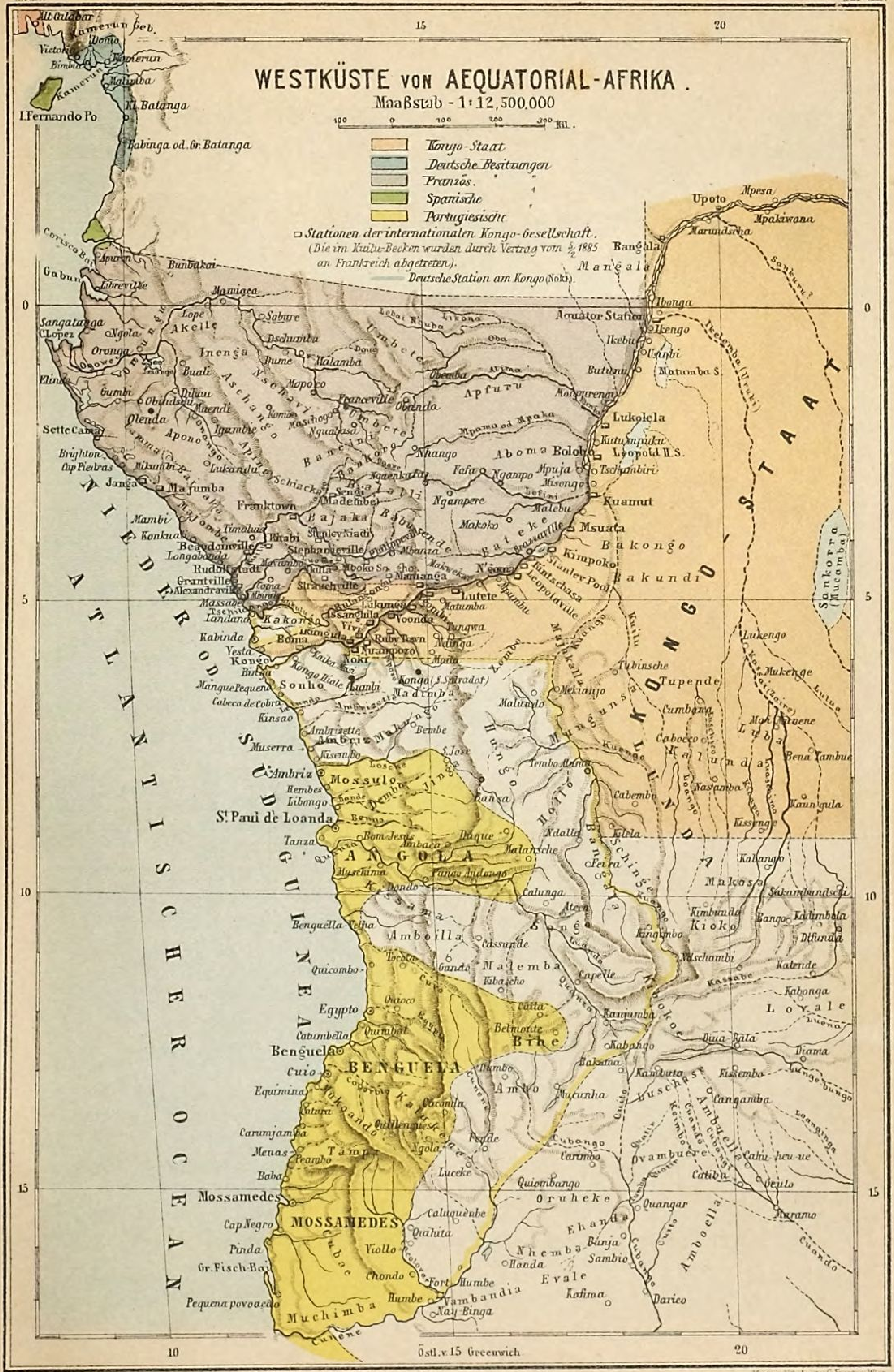
Trotz des scheinbar gemeinsamen Zieles zwischen Frankreich und England in Bezug auf den westlichen Sudan, bestehen hier gleichwohl scharfe Gegensätze. Während nämlich Frankreich das Nigergebiet von Senegambien aus zu erschließen bestrebt ist, obliegt England die gleiche Absicht von der Küste Nordguineas aus. Es hat aber hiebei weniger den Landweg, als vielmehr den Wasserweg, d. h. den Niger selbst, als natürlichsten und billigsten Verkehrsweg, vor Augen. Ohne von der afrikanischen Nordküste sprechen zu wollen, scheint sich die englische Colonialpolitik in Afrika zwei große Aufgaben gestellt zu haben: die Eroberung Südafrikas und die Besitznahme des Nigergebietes.

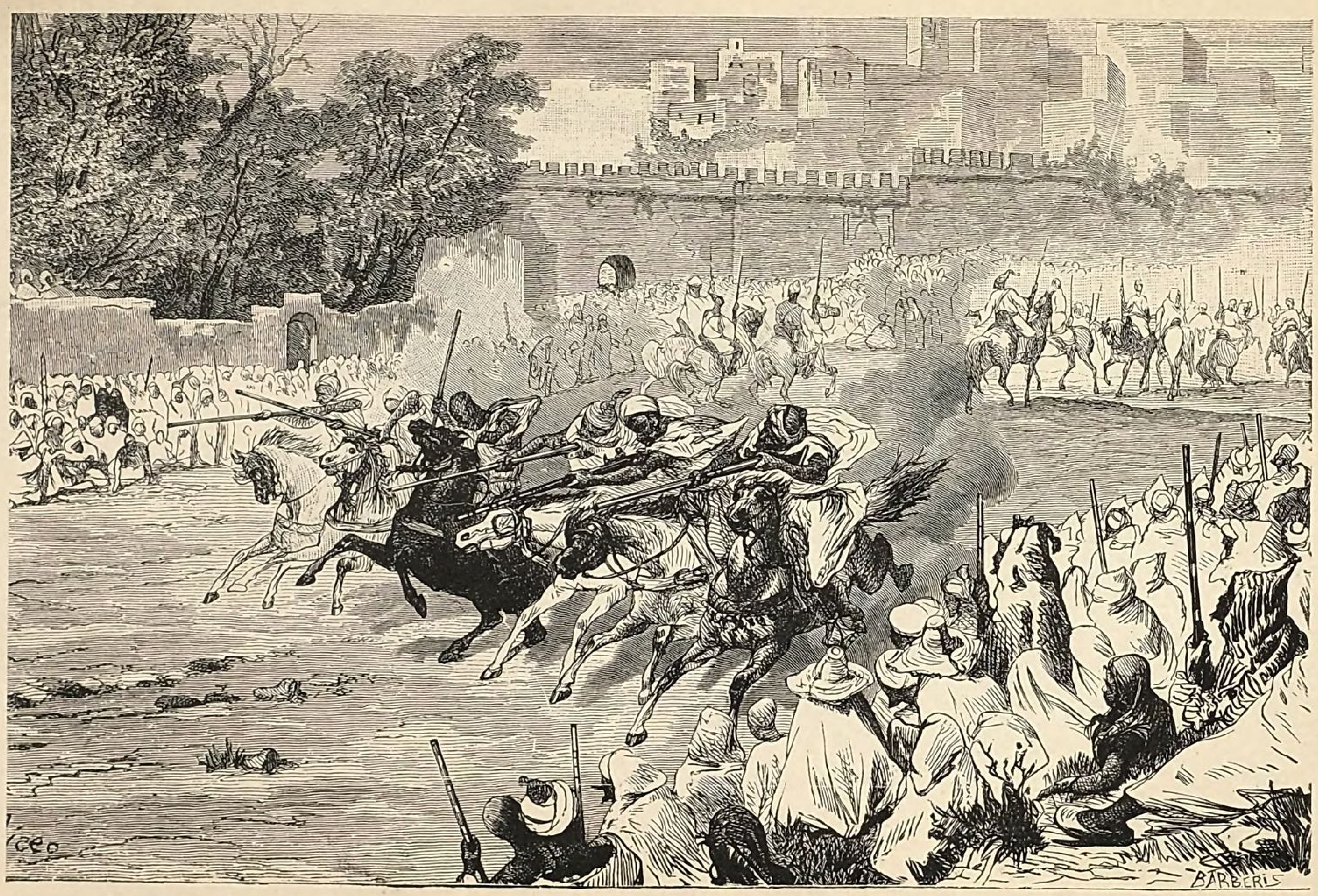
Im Süden hat England mit dem directen Widerstand der Boern zu kämpfen, in der Nigergegend hat es mit Frankreich zu ringen, das sich von Westen



Richard Lander im Nigerdelta (s. S. 284).

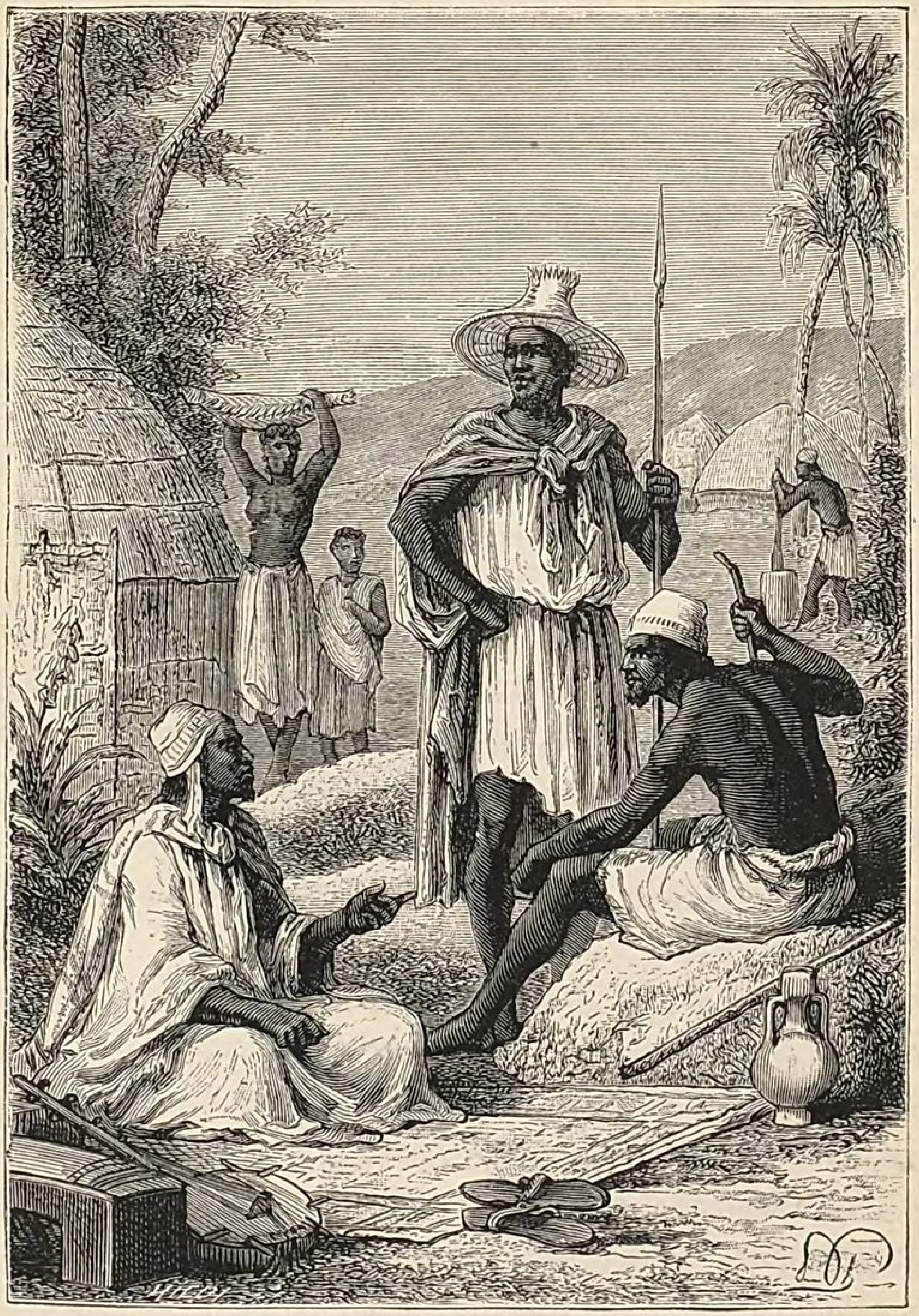
her demselben Gebiete nähert. Unzweifelhaft ist der Niger ein besserer Handelsweg, als die Karawanenroute von der Westküste her. Die neueren Reisen auf dem Niger mit seinem größten Nebenflusse, dem Benuë, haben allenthalben große Hoffnungen erweckt. Schon jetzt befahren kleine Dampfer mit einem Tiefgange


WESTKÜSTE VON AEQUATORIAL-AFRIKA.
Maaßstab - 1: 12,500,000
100 0 100 200 300 Kil.
Kongo-Staat
Deutsche Besitzungen
Französ.
Spanische
Portugiesische
Stationen der internationalen Kongo-Gesellschaft.
(Die im Kuilu-Becken wurden durch Vertrag vom 5/2 1885 an Frankreich abgetreten).
Deutsche Station am Kongo (Noki).
I. Fernando Po
Kl. Batanga
Babinga od. Gr. Batanga
Gabun
Libreville
Sangatanga
C. Lopez
Sette Cama
Mayumba
Kabinda
Boma
Vivi
Leopoldville
Stanley Pool
Brazzaville
Lukolela
Aequator Station
Upoto
Bangala
KONGO STAAT
NIEDER GUINEA
ATLANTISCHER OCEAN
ANGOLA
St. Paul de Loanda
Malansche
BENGUELA
Benguela
Bihe
Mossamedes
MOSSAMEDES
Cap Negro
Gr. Fisch Bai
Humbe
Cunene
Cuando
Lovale
Kioko
Lunda
Östl. v. 15 Greenwich
0
5
10
15
10
15
20



Phantasia am Geburtstage des Propheten in Tanger.

von 2 bis 3 Meter den Niger bis oberhalb der Mündung des Benuë und sogar einen Theil des letzteren Flusses. Der deutsche Afrikareisende Flegel ist



Eingeborene vom Senegal.

gleichfalls der Ansicht, daß der Niger eine vorzügliche Handelsstraße bilde und setzt gleichzeitig hinzu, daß das Benuëbecken als Hinterland des Kamerungebietes von größter Bedeutung für dasselbe sei. Die Erschließung eines directen Verkehrsweges sei eine Lebensfrage für die Niederlassungen an der Biafrabai.

Das Schwergewicht der englischen Colonialmacht in Westafrika liegt dermalen an der Goldküste. Wie man weiß, gelang es England im Jahre 1871 die Holländer zu bewegen, ihm ihren Gesammtbesitz an der Goldküste abzutreten. Ein halbes Jahrhundert vorher hatten die Holländer selber ein deutsches Besitzthum an dieser Küste erworben. Es war dies jene Colonie, welche der Kurfürst von Brandenburg im Jahre 1682 gegründet hatte. Das ungesunde Klima, die ewigen Kämpfe mit den Eingeborenen, die Reibereien mit den Nachbarn, und zwar den Holländern, veranlaßten 1820 den König Friedrich Wilhelm III. die deutsche Colonie zu einem sehr billigen Preise an Holland abzutreten. Der rege Handel an der Goldküste beruht darauf, daß das Ashantyreich gezwungen ist, seine Producte nach den Küstenansiedelungen der Engländer zu bringen und aus denselben englische Waren zu beziehen. Dasselbe Verhältniß besteht an der Sclavenküste, die das Reich Dahomey zum Hinterlande hat. Zu diesem Reiche gehört nur der Hafen Wydah. Bekanntlich war es geraume Zeit sehr schwer, mit den Ashantys ein Auskommen zu finden. Die Engländer führten zweimal militärische Expeditionen gegen das unbotmäßige Nachbarreich aus, 1858 und 1873; die zweite endete mit der Einäscherung der Hauptstadt Kumassi. Es war Lord Wolseley, der sich bei diesem Anlasse das Renommée eines energischen Feldherrn erwarb. An diesem zweiten Kriegszuge nahm auch, wie bereits an anderer Stelle erwähnt wurde, Henry M. Stanley als Kriegsberichterstatter des »New-York Herald« Antheil.

An der Gold- und Sclavenküste bietet sich uns eine Erscheinung dar, welche wohl geeignet ist, unsere Aufmerksamkeit zu erregen. An allen Küsten Westafrikas ist nämlich der Eingeborene, man könnte sagen fast ausschließlich, Mäkler und nicht eigentlich Händler. Er vermittelt den Verkehr zwischen den Stämmen des Hinterlandes und den europäischen Häusern, was häufig, wie am Gabun, Ursache des Niederganges aller Handelsbeziehungen ist. An der Gold- und Sclavenküste ist aber der Neger nicht nur Mäkler, sondern auch Grossist, der seine Waren direct aus Europa, d. i. England, bezieht und darum auch seine Producte direct dahin sendet. Auf den ersten Blick wäre man geneigt, darin einen Erfolg der englischen Colonialwirtschaft zu erblicken; das ist aber keineswegs der Fall, denn die Neger betreiben das Engrosgeschäft gegen den Willen der an der Gold- und Sclavenküste etablirten englischen Handelshäuser. Den

Verkehr zwischen den sogenannten »Schwarzen Firmen« und England vermitteln zwei Dampferlinien. Selbstverständlich befindet sich der Handel mit der Goldküste fast ganz in den Händen der Engländer. An der Sclavenküste ist Lagos der wichtigste Punkt und zugleich Besitz der Engländer. Das benachbarte Porto Novo, der Hafen des Dahomeyreiches, machte bis zum Jahre 1874, wo das französische Protectorat über Dahomey aufgehoben wurde, dem Hafenorte Lagos große Concurrenz; dermalen spielt es keine Rolle mehr und dürften auch die Tage des Dahomeyreiches, auf das England schon lange lüstern ist, gezählt sein. In Lagos befinden sich übrigens auch mehrere deutsche Factoreien.

Das Nigerdelta bildet die Abflußcanäle für einen sehr bedeutenden Oelhandel. Die Engländer haben sich daher seit langem den Flußlauf und das Hinterland zu ihrem speciellen Forschungsgebiete ausersehen, und es fehlt nicht an Publicationen, welche genügenden Aufschluß über die errungenen Resultate geben. Auch drei deutsche Forschungsreisende, Buchholz, Lühder und Reichenow haben sich um die Erforschung des Bereiches zwischen dem Nigerdelta und Kamerungebiete verdient gemacht. Wenn wir die Forschungsreisen der letzten vier Jahre, so weit sie auf Westafrika sich erstrecken, kurz überblicken, gelangen wir zu dem Resultate, daß das Bestreben, den Dunklen Erdtheil aufzuhellen, in wahrhaft großartiger Weise sich bethätigt. Ganz besonders sind es die energischen Bestrebungen Frankreichs, in Senegambien seine Machtsphäre bis an den Niger auszudehnen. Die Mission des Capitäns Gallieni, welcher im Frühjahre 1880 die Reise nach dem Niger angetreten hatte, mit der Absicht, die Residenz Ahmadus, Segu Sikoro, zu erreichen und mit diesem Herrscher einen Vertrag zu schließen, sah ihre Bemühungen nach einjähriger Geduldprobe mit Erfolg gekrönt. Später stieß dieser Expedition freilich allerlei Mißgeschick zu, so daß das Erreichte wieder problematisch wurde. Kurze Zeit nachher wurden umfassende Vorarbeiten zu der projectirten Senegalbahn getroffen. Viel wichtiger war die Ausdehnung des französischen Einflusses auf Futa Djallon, ein Landgebiet im Südosten von Senegambien, das England seit geraumer Zeit unter seine Machtsphäre bringen möchte. Die Coloniestädte Dakar-St. Louis gewähren den französischen Bestrebungen übrigens eine vorzügliche militärische Basis. Alle neuesten Expeditionen waren militärisch organisirt. Es handelte sich oft um mehrere hundert Mann, welche die Expeditionsführer begleiteten. Dadurch traten derlei Unter-

nehmungen aus ihren bisherigen platonischen Rahmen. Die französischen Feldzüge in den Jahren 1881 und 1882 im westlichen Sudan hatten zur Folge, daß jenes Gebiet dermalen zu den bekanntesten Theilen von Afrika zählt.

Am interessantesten sind die Zwischenfälle des Jahres 1883. Zu dieser Zeit hatte sich Oberst Borgnis-Desbordes zu Bammaku am Niger verschanzt, nachdem er den Ingenieuren, die den Schienenstrang nach dem Niger leiten sollten, mit blutiger Hand den Weg gewiesen. Das militärische System hatte sich aber nicht bewährt, und deshalb griff man in der Folge wieder auf die Gepflogenheit zurück, einzelne Reisende auszurüsten. Ein solcher war der wackere Bayo, der zuletzt eine Reise in das Innere der Mandinkaländer angetreten und hierbei das Geschick an den Tag gelegt hatte, die Senegambier und Sudanesen Frankreich willfährig zu stimmen. Das läßt sich wohl behaupten, daß im westlichen Sudan die französische Politik und der französische Einfluß einen entschiedenen Vorsprung vor diesen beiden Factoren britischer Potenz voraushaben. Indessen entschädigen sich die Engländer hiefür durch namhafte Annexionen an der Küste. Auch Futa Djallon lassen sie nicht aus den Augen. Zu Beginn des Jahres 1881 unternahm der ehemalige Gouverneur von Gambia eine Expedition nach Timbo, wo er aber zu seinem Leidwesen erfahren mußte, daß das Volk den Franzosen sehr ergeben sei und mit Vorliebe mit diesen Handelsgeschäfte treibe. Im Sommer 1882 wurde eine andere Expedition nach dem Hinterlande der Goldküste unternommen. Auf das Eingreifen Deutschlands in diesem Gebiete kommen wir noch zu sprechen.

Ueber Futa Djallon besitzen wir neue und ausführliche Nachrichten von dem österreichischen Reisenden C. Doelter, der seine Wahrnehmungen in einem stattlichen Werke niedergelegt hat. Er schreibt: »Was den großen Wohlstand von Futa Djallon anbelangt, scheinen mir die Angaben theilweise übertrieben zu sein; gewiß ist er nicht vergleichbar mit dem der Senegal- und Nigerländer. Die wirklich sehr fruchtbaren Gegenden sind die westlichen, am Meere gelegenen, nämlich die Gebiete zwischen Geba und Rio Nuñez, deren großartige Waldungen einen immensen Reichthum an Wachs, Kautschuk, Palmöl, Gummi und Bauholz liefern könnten und wo auch Anpflanzungen von Cacao und Kaffee geeigneten Boden finden würden. Es scheint mir daher mehr im Interesse der Europäer zu liegen, auf Erweiterung ihres Einflusses in den unteren Theil der Flüsse

zu bringen, als auf Erwerbung der östlichen Territorien.« Die Eroberung von Hoch-Futa Djallon erweckt bei dem Reisenden Bedenken, »denn trotz aller Freundschafts- und Friedenstractate bleiben die Fullahs ein kriegerisches Volk, welches den Künsten des Friedens abhold, auf den Raub angewiesen ist.« Nach unserem Gewährsmanne wären alle Verträge, auch die geschriebenen, wertlos, höchstens dazu geeignet, im Verkehre zwischen den einzelnen Colonialmächten diplomatisches Material abzugeben. Die Existenzbedingungen des fraglichen Volkes sind solcher Art, daß ein friedlicher Verkehr mit demselben nicht denkbar wäre. Ein langwieriger gefährlicher Krieg müßte der Erschließung Futa Djallons vorausgehen. Bei der Tüchtigkeit des Volkes würde ein solcher Krieg viel nachhaltiger sich gestalten, als alle bisherigen Expeditionen der Franzosen gegen die Senegambier.

Das klingt allerdings nicht verlockend; aber die Rivalität unter den westafrikanischen Colonien kennt keine gewichtigen Bedenken. Ein einträchtiges Zusammenwirken ist überhaupt nicht vorhanden, das beweisen die gegenseitigen Anfeindungen. So läßt ein französischer Priester seinem Aerger die Zügel schießen, daß England die Negervölker mit dem massenhaften Branntwein-Import vergifte. Die Engländer zeigten sich hier als Pharisäer par excellence. Englische Schiffe liefen jeden noch so kleinen Hafen an, um oft gar keine, oder unbedeutende Warenmengen an Bord zu nehmen, dafür aber tonnenweise giftigen Fusel auszubarkiren, der in Wirklichkeit nichts anderes sei, als mit Wasser verdünnte und gezuckerte — Schwefelsäure. »Le Globe« (1881) hetzte gelegentlich der Reise O. Lenz gegen Deutschland. Dort heißt es in einem »Comment pacifier le Sahara« überschriebenen Artikel, daß Dr. Lenz sich bei den Arabern und Berbern als Avantgarde eines großen Heeres zur Befreiung der Muselmänner ausgegeben hätte und dieses Auftreten indirect den Aufstand Bu-Amemas verursacht habe. Und wer diese Albernheit niedergeschrieben hat, ist kein Geringerer als — Paul Soleillet, also selbst ein berühmter Afrikareisender und verdienstvoller Forscher, dem man solch lächerlichen Chauvinismus nimmer zumuthen würde. . . .

* * *

Die Küste von Nordguinea.

Mit dieser allgemeinen Ueberschau auf europäische Bestrebungen im westlichen Sudan dürfte der Leser die nothwendige Orientirung gewonnen haben, um unseren Mittheilungen das entsprechende Verständniß entgegenbringen zu können. Wir wenden uns zunächst den Küstenländern von Nordguinea zu, an denen dermalen weitgehende internationale Interessen zur Geltung kommen. Die erste Colonialmacht ist hier unzweifelhaft England; aber der culturelle und civilisatorische Erfolg ist gering, weit geringer als jener an manchen Punkten der Küste von Südguinea, wo einerseits Portugal seit langer Zeit sich das Wohl seiner Colonien nur wenig angelegen sein ließ, anderseits die Errungenschaften der Internationalen Association und der aus ihr hervorgegangenen Congogesellschaft, wenigstens die schlimmste Barbarei abgeschliffen haben. Von den Colonien in Nordguinea wäre dies weniger zu behaupten. Wir erfahren dies sofort beim Betreten der Küste, die im Norden des Kamerungebietes ihren Anfang nimmt. Dort stoßen wir auf das weitläufige Aestuarium des Ojono- oder Alt-Calabarflusses, wo sich eine recht nette Gesellschaft zusammengefunden hat. Sie gleicht ganz derselben von Neu-Calabar am östlichsten Mündungsarme des Niger. Hier treibt der Fetischismus allerliebste Blüten; jedes, den Bewohnern fremdartige Ding gibt ihnen einen hochgehaltenen Fetisch ab. Capitän Girard sah 1866 einen Topf, ein paar übereinander gestellte Teller, einen ausländischen Stock u. dgl. als Idole figuriren. Im »großen Tempel«, der nichts weiter als eine elende, aus Baumstämmen hergestellte und mit Palmfasern gedeckte Hütte ist, sah er europäische Lithographien, einen Kochkessel, ja sogar einige zerrissene Blätter des Londoner Witzblattes »Punsch«, die Rolle von Götzenbildern einnehmen! Sie beteten außerdem eine Schnupftabaksdose aus dem Schwarzwalde, die ein biederer Neu-Calabarese vielleicht einem deutschen Missionär gestohlen haben mochte, mit einer Inbrunst an, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

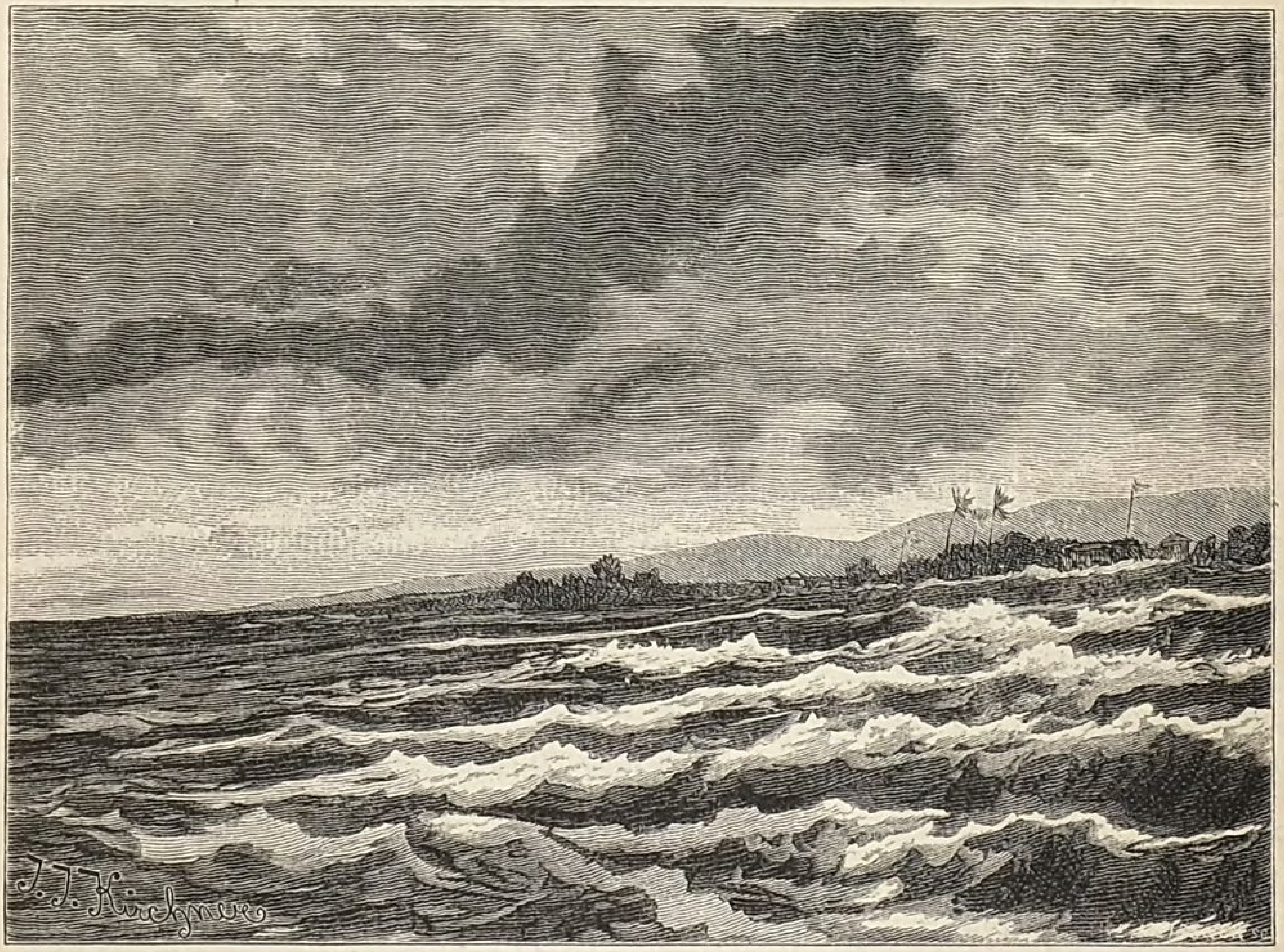
In den Dschungeln des Nigerdeltas hält John Bull Wacht, damit ihm niemand seine Palmölkerne wegschnappe. Der englische Wollsack hat nicht nöthig, die heidnischen Negerstämme, mit denen er liebäugelt, mit »gezuckerter Schwefelsäure«, die als »Branntwein« den Tauschhandel vermittelt, zu vergiften. Die Schwarzen im Nigerdelta sind auch ohne solches Hinzuthun das denkbar miserabelste Volk der Erde. Zwar die puritanischen, methodistischen und baptistischen

Leute in Nordamerika und deren gläubige Nachbeter sagen uns, daß der Neger ein »mildes, liebenswürdiges und harmloses Naturell« habe, das nur durch »weiße Tyrannen« in das Gegentheil umgewandelt wurde. Im Nigerdelta beschränken sich die weißen Tyrannen darauf, daß sie petroleumartigen Fusel und unbrauchbare Steinschloßflinten verkaufen und dafür Palmöl einhandeln. Im Uebrigen lassen sie das liebenswürdige Naturell unangetastet.

Dieses liebenswürdige Naturell macht sich in folgenden anziehenden Gebräuchen geltend: in Alt- und Neu-Calabar werden alle Zwillingskinder umgebracht; desgleichen wird jedes Kind getödtet, bei welchem die oberen Zähne zuerst zum Durchbruche kommen. Einige Zeit hindurch warf man an der Neu-Calabarmündung Kinder ins Meer als Opfer für den Haifisch, der als Hauptfetisch verehrt wurde. Später entgingen die Kleinen einem ähnlichen Schicksale, Dank dem günstigen Zufalle, daß das gefräßige Raubthier der See einige Häuptlinge zerrissen und aufgefressen hatte, worauf es sofort als Fetisch abgesetzt wurde. Aber Menschenfleisch mußte geopfert werden. Man hielt wieder eifriger an der alten Sitte fest, bei jedem Neumonde zwei Männer abzuschlachten. Stirbt ein Häuptling, so werden einige Dutzend Diener getödtet, denn es geziemt sich nicht, daß eine schwarze Majestät ohne Cortège in das Jenseits einrücke. Die Opfer dienen übrigens auch zur Befriedigung eines physischen Bedürfnisses: des Hungers. Alle Gefangenen werden abgeschlachtet und aufgefressen. Ja, der Appetit der liebenswürdigen Schwarzen geht noch weiter; als einst ein Matrose der englischen Factorei zu Onitsha gestorben und auf dem dortigen Friedhofe, der noch keinen Todten barg, begraben wurde, drängten einige christliche Neger in den Bischof Crowther, doch eine Wache durch acht Tage beim Grabe aufzustellen, da sonst der Cannibalenstamm der Abotschi unfehlbar die Leiche ausgraben und verzehren würde. Vor nicht allzu langer Zeit wurde zu Duketown an der Mündung des Alt-Calabar auf öffentlichem Markte — Menschenfleisch zum Verkaufe ausgeboten, wie Rindfleisch und andere animalische Nahrung.

Das Delta des Niger bedeckt, nach J. Chavanne, bei einer Küstenentwickelung von 320 Kilometer und einer Länge von 130 Kilometer, eine Fläche von ungefähr 24.200 Quadratkilometer. Seiner Configuration nach ist es von jenem des Nil (der Congo hat kein eigentliches Delta) dadurch verschieden, daß die einzelnen Hauptmündungsarme sich nicht schon von der Wurzel des Delta

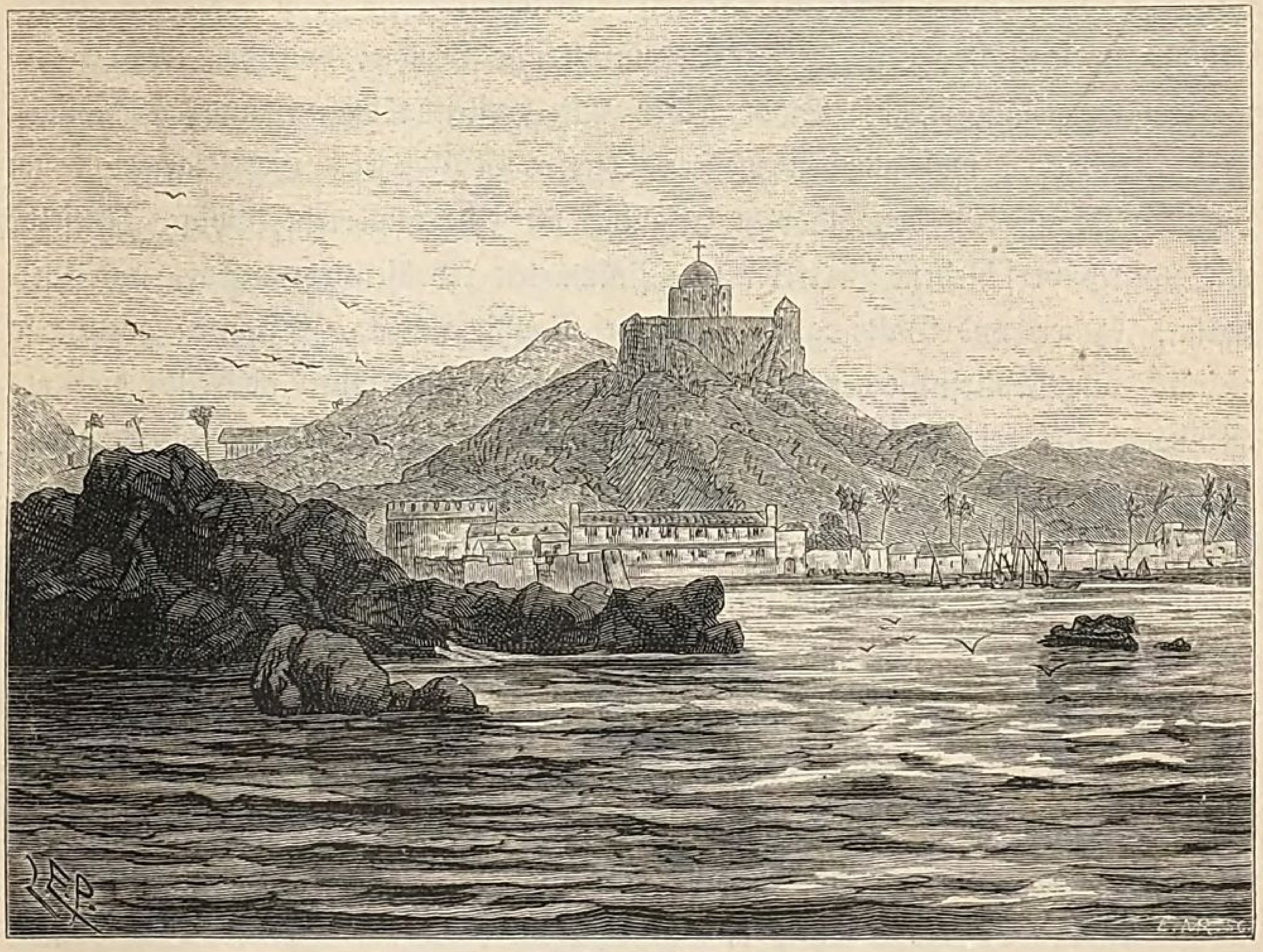
aus entwickeln, sondern einfach nur die Ausgänge der vielfach verschlungenen Verzweigungen des eigentlichen Hauptarmes, des Rio Nun, sind. Der äußerste Saum des Deltas ist durch ein Netz von Altwässern und Seitenwässern in ein Sumpfland verwandelt, das von dichten Mangrowewaldungen bestanden ist, deren Stelzenwurzeln den eigentlichen Küstensaum bilden. Nur dort, wo der Meeressand leichte Dünenbänke gebildet hat, trifft man Ansiedelungen der Europäer.



Uferstrecke bei Wyddha (Sclavenküste).

Von West nach Ost folgen sich nachstehende Passagen, welche theilweise als selbstständige Flüsse bezeichnet werden: Rio Benin, der nur im Unterlaufe mit dem Delta des Niger in Verbindung steht, Rio Forcados, Rio Dodo, Rio Nun (die eigentliche Nigermündung), Braß River, Rio San Nicolas, Rio Santa Barbara, Rio S. Bartolomeo, Rio Sombrero, Neu-Calabarfluß und Bonnyfluß. Das Volumen des Wassers, welches der Strom in der Secunde dem Meere zuführt, läßt sich annäherungsweise zur Trockenzeit auf etwa 30.000 Kubikmeter schätzen. Welche Unmassen von festen Bestandtheilen im Delta abgelagert werden, läßt

sich darnach ermessen, daß die Schlammmassen in demselben 10 bis 15 Meter Mächtigkeit besitzen. Ein Blick auf die Karte genügt, um wahrzunehmen, auf welche große Entfernung seewärts der Niger Land angesetzt hat. Gerade nur so weit, als das Delta reicht, bildet das Küstenland ein Segment, dessen Sehne in der Mitte circa 100 Kilometer vom Strandsaume absteht! Das Klima im Nigerdelta ist für Europäer ein wahrhaft mörderisches. In dieser Beziehung



Cape Coast Castle (Goldküste).

zählt die Küste von Nordguinea überhaupt zu den ungesundesten Strichen unserer Erde. . . .

Das Nigerdelta schließt westwärts mit dem Festlande die Bai von Benin ein, die zur Sclavenküste gehört. Man begreift darunter alle Länder von der Mündung des Niger im Osten bis zu jener des Volta (dem östlichen Grenzflusse des Ashantyreiches) im Westen. Das Hinterland ist im Osten Yoruba, in der Mitte das Reich Dahomey, im Westen das Eweland. Einen Theil der Sclavenküste haben die Engländer, einen anderen

(seit 1884) die Deutschen im Besitz. Der wichtigste Punkt an der ganzen Sclavenküste ist unstreitig die volkreiche, noch immer in raschem Aufschwunge begriffene Stadt Lagos, auf einer kleinen Insel, etwa 24 Kilometer vom Festlande entfernt, gelegen. Der Zwischenraum ist aber nicht das offene Meer, sondern eine Lagune, welche zum Aestuarium des Ogunflusses gehört. Dank der Fürsorge Englands ist Lagos eine ebenso stattliche als reinliche Stadt, und hat sich auch das früher geradezu mörderische Klima, infolge von sanitären Maßnahmen, wesentlich gebessert. Die Lagunenstriche wurden von den Mangrowewaldungen gesäubert, die Stadt selber mit breiten Straßen und geräumigen Plätzen versehen und an den meisten Stellen gepflastert. Die Vegetation um Lagos und auf den benachbarten Eilanden ist eine ungemein üppige. Dieselbe wird durch verschiedene Vertreter von Palmarten repräsentirt: Cocos- und Oelpalme, Fächer- und Dattelpalme und zwei Raphia-Arten — Pflanzen, welche so ziemlich alle Bedürfnisse der Bewohner befriedigen, und ihnen noch überdies als Handelsartikel reichlichen Gewinn bringen. Der Wichtigkeit Lagos als Handelsstadt entsprechend, steht dieselbe durch eine Dampfschiffahrtslinie mit Liverpool in directer Verbindung. Ein fühlbares Verkehrshinderniß bildet die mächtige Brandung an der Insel, die sich in Form eines plötzlichen und nachhaltigen Anschwellens des Oceans äußert, ohne daß es hierzu eines Wetterumschlages bedürfte. Die Garnison besteht dermalen nur aus Haussasoldaten (aus dem östlichen Nigergebiet) welche dem Klima besser gewachsen sind, als Europäer.

Von der britischen Colonie Lagos nur durch einen schmalen Streifen französischen Besitzes (Porto Novo) getrennt, erstreckt sich im westlichsten Theile der Sclavenküste das Togogebiet, von welchem Deutschland im Jahre 1884 — wie wir bereits an anderer Stelle berichtet haben — mehrere Punkte in Besitz genommen hat. Dieses Gebiet ist ein flacher und schmaler Küstensaum, welcher auf der einen Seite vom Meere, auf der anderen von ungeheueren Lagunen begrenzt wird. Das Hinterland gehört zum Reiche Dahomey, dessen Hafen Wydah am Ostende des Lagunengestades, unweit von Porto Novo, liegt. Die drei Punkte des deutschen Besitzes sind Klein-Popo, Porto Seguro und Bagrida, der Ausgangspunkt der älteren Nigerexpeditionen. Leider ist dieser Küstensaum vollständig hafenlos und zwingt die Schiffe, in einiger Entfernung vom Lande zu ankern. Mit dem Togogebiet hat das deutsche

Reich zwar keinen so wertvollen Küstenstrich, wie den am Kamerunflusse, unter seinen Schutz genommen, aber es hat doch auch hier gethan, wozu es berechtigt, ja gewissermaßen verpflichtet war, denn es hat damit seine Angehörigen, die im Togogebiet seit langem Factoreien unterhalten, gegen die Habgier und den Neid der Engländer sichergestellt. An deutsche Auswanderung dorthin ist freilich infolge des gefährlichen Klimas so wenig wie bei der Kamerunküste zu denken. Seine wahre Bedeutung liegt darin, daß es ein fruchtbares und ertragsreiches Hinterland besitzt, in welchem allerdings Zustände herrschen, die gegenwärtig noch wenig Aussicht auf eine Civilisirung jenes Landes (des Dahomeyreiches) erwecken.

Zum Glücke haben die deutschen Factoreien ein Land — Ewe — zum Nachbargebiet, dessen Bewohner (die Eweawo) an dem üblen Rufe der Dahomeyneger keinen Antheil haben. Trotz Sclavenhandel und sonstigen bösen Einrichtungen in diesem Theile von Westafrika, vermißt man unter den Eweawo nirgends Anhänglichkeit an das Haus und die Familie. Ganz besonders innig pflegt das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern zu sein. Den Namen seiner Mutter trägt der Eweer fast immer auf den Lippen, und wehe dem, der sie beleidigt, oder sonst etwas zufügt. Da der Eweer immer die Wahrheit vor Augen hat, daß man nur eine Mutter besitze, Frauen aber immer ersetzlich seien, wendet er für letztere fast gar keine Zärtlichkeit auf. Die Ehe ist ein Kaufgeschäft, oder eine Familienangelegenheit, indem die jungen Leute oft in zartester Kindheit durch Einigung der beiden Eltern für ein Paar fürs Leben erklärt werden. Jeder Freier ist verpflichtet, neben der Abschlagszahlung an den Vater der Braut, dieser ein vollständig neu eingerichtetes Heim zur Verfügung zu stellen, inbegriffen die Ausstattung, die Haus- und Küchengeräthe u. s. w. Ehescheidungen sollen, wie von Reisenden mehrfach behauptet wird, nicht gestattet sein. Ja, selbst die Witwe besitzt kein freies Verfügungsrecht über ihre Person, sondern geht sammt ihrem Vermögen in den Besitz des Erben über, der immer ein nächster Verwandter, häufig genug der leibliche Bruder des Verstorbenen ist.

Das sind wesentlich andere sittliche Zustände, wie in dem benachbarten Dahomeyreiche (zu dem übrigens die Eweer politisch gehören), wo die Männer die Vergewaltigung der Familie so weit treiben, daß sie selbst Mitglieder derselben nach Belieben in die Sclaverei verkaufen.... Hauptstadt dieses Reiches ist Abomeh, wo der König residirt. Ein eigentlicher Palast ist nicht

vorhanden; die Königswohnung besteht vielmehr aus einer Anzahl von Hütten, die zwischen Gärten liegen und die sämmtlichen Wohnräume seiner zahlreichen Frauen, Sclavinnen und — Kriegerinnen enthalten. Und diese Schönen haben gewiß starke Nerven, denn abgesehen von der Aussicht, die sie genießen, und die auf jenen Tempel geht, in welchem bis auf den Tag die gräßlichsten Menschenschlächtereien stattfanden, und in etwas reducirtem Maßstabe noch immer stattfinden, finden sie auf allen Ringmauern, die das königliche Heim umgeben, Reihen von Menschenschädeln, welche man als Trophäen aufpflanzt. Wenn der König Audienzen ertheilt, ist er immer von einem Theile des weiblichen Hofstaates umgeben. Zur Rechten des Königs kauern einige hundert Kriegerinnen mit Gewehren zwischen den Schenkeln; hinter diesen stehen braun gekleidete Elephantenjägerinnen, während auf der linken Seite etliche hundert, reich in Seide und Gold gekleidete Frauen des königlichen Harems Aufstellung nehmen. Dem Throne zunächst postiren sich die drei ersten Favoritinnen und die Generalin der weiblichen Leibgarde.

Ueber diese Amazonengarde, wohl die einzige in ihrer Art auf dem ganzen Erdballe, hat mitunter die Ansicht Verbreitung gefunden, daß ihr soldatischer Wert übertrieben worden sei. Dem ist aber keineswegs so, und thatsächlich sind die weiblichen Garden von Dahomey viel tapferer und todesmuthiger, als ihre männlichen Kampfgenossen. Der Fall, daß jene den Sieg herbeiführten, nachdem die eigentlichen Truppen sich bereits zurückziehen mußten, soll gar nicht vereinzelt dastehen. Es gibt Artillerie- und Infanterie-Amazonen. Ihre ganze Ausrüstung, ihre Kleider und Waffen sind viel besser, als die der männlichen Krieger. Es gibt übrigens verschiedene Corps, die entsprechende Abzeichen tragen. Das stärkste, aber nicht ausgezeichnetste, trägt als Uniform blaue Kittel mit rothen Gürtelschärpen und weiße, blaugestreifte Beinkleider, die bis zu den Knien reichen. Auf den weißen Mützen tragen sie als Abzeichen die Figur eines Kaiman, am Halse verschiedene Amulete. Das zweite Corps besteht aus den sogenannten »Elephantenjägerinnen« und bildet gewissermaßen eine Elitetruppe. Ihr Abzeichen ist eine höchst absonderliche Kopfbedeckung; ein eiserner Reif, an welchem zwei Antilopenhörner angebracht sind. Die dritte Abtheilung, welche halb blaue, halb rothe Kittel trägt, figurirt als Artilleriebedeckung, wenigstens wird sie von dem Franzosen Repin, der eine Amazonenparade gesehen

und seinerzeit geschildert hat, für eine solche gehalten. Er nennt sie »eine besondere Abtheilung der Artillerie«. Noch gibt es ein viertes Corps, das sich namentlich dadurch auszeichnet, die hübschesten Mädchen in seinen Reihen zu zählen. Sie tragen eine blaue Uniform, weiße Mützen mit blauem Kaiman und führen Pfeil und Bogen. Alle diese Amazonen galten bislang als Frauen des Königs, doch ist es erwiesen, daß sie im Cölibat leben, und nur ihrem Handwerke, dem Kriege, sowie dem Tanze und der Jagd obliegen.

Die Neger von Dahomey (Fons) sind, trotzdem ihnen zu Zeiten von ihrem Könige übel mitgespielt wird, von guter Gemüthsart. Sie sind Leibeigene des Königs, der über Leib und Gut seiner Unterthanen nach Willkür verfügt. Man darf indeß nicht glauben, daß die furchtbaren Menschenopfer, derenthalben Dahomey unter allen Negerreichen das berüchtigtste ist, aus Hang nach Grausamkeit gebracht werden; es handelt sich hier vielmehr um einen ererbten Volksgebrauch, der in religiösen Wahnvorstellungen wurzelt. Neuere Reisende setzen viel Hoffnungen auf den civilisatorischen Einfluß der Colonien und glauben bereits eine Abnahme der rituellen Menschenschlächtereien constatiren zu können.

Auf die Sclavenküste folgt weiter nach Westen die Goldküste; sie erstreckt sich vom Voltaflusse im Osten bis zum »Cap der drei Spitzen« im Westen, und befindet sich, seit 1872, wo die Holländer ihren Antheil an der Küste an die Engländer abtraten, vollständig im Besitze der letzteren. Im Hinterlande übt England das Protectorat über das Land und Volk der Fanti aus, den grimmigsten Feinden der Ashanty, deren Reich nordwärts an das vorgenannte Gebiet grenzt. Dadurch wurden die Ashanty von der Küste ganz und gar abgeschnitten, doch hat sich seit dem letzten Kriege (1873), in welchem die Engländer unter General Wolseley die Ashantyresidenz Kumassi in Trümmer schossen, ein lebhafter Verkehr zwischen Küste und Hinterland entwickelt. Der wichtigste Ort an ersterer ist Cape Coast Castle, der Mittelpunkt eines sehr lebhaften Land- und Seeverkehres. Der Reichthum der Goldküste an Edelmetallen, besonders an Gold, ist ein sehr bedeutender. Leider ist die Art der Goldgewinnung äußerst primitiv, indem die Neger sich damit begnügen, das Metall aus dem Schwemmland zu waschen. Das zweitwichtigste Handelsproduct ist Palmöl; Elfenbein ist nur in geringer Menge vorhanden und Kautschuk kommt fast gar nicht vor. Desgleichen gibt es keine Industrie, es wäre denn, man wollte den primitiven Gold-

schmuck der Eingeborenen (der, beiläufig bemerkt, enorm theuer ist), als gewerbliche Fabricate gelten lassen. Auch sonst sind die Neger arbeitsscheu, trotz aller Bemühungen der Missionäre der Baseler Missionsgesellschaft, jene zur Arbeit heranzubilden. Sie sind in dieser Richtung gerade so indifferent und unzugänglich, wie in Sachen des Christianismus. Die Missionäre haben hier allezeit nur mit schlechten Erfolgen gearbeitet. Dazu gesellt sich ein krasser Aberglauben, dem namentlich die Fanti in allen Lebensverhältnissen fatalistisch ergeben sind.

Ueber das Land und Volk der Ashanty verdanken wir ausführliche Nachrichten dem englischen Reisenden Winwood Reade, der im Jahre 1870 in diesem Gebiete verweilte, nachdem er in den vorangegangenen Jahren (seit 1868) von der Sierra Leoneküste aus gegen die Quellen des Niger bis Farabana vorgedrungen war und das goldreiche Bure besucht hatte. Die Ashanty sind unter allen Negervölkern in Nordguinea das physisch best geartetste und intelligenteste. Man findet bei ihnen nicht die kindische Weise anderer Negervölker. Der Ashanty ist ein Mann von Charakter; im Umgange ist er höflich und leutselig, geschlossene Verträge hält er gewissenhaft und ehrlich. Die ehrenvollste Beschäftigung für den Mann ist der Krieg. Das Heer zeichnet sich durch Tapferkeit und Disciplin aus, es kämpft in geschlossenen Abtheilungen, und wird durch Hornsignale geleitet. Um jedes Zurückweichen zu verhindern, stellen sich die Generale hinter der Front auf und hauen einen Jeden, der fliehen wollte, nieder. Diese Maßregel wird aber selten prakticirt, da die Tapferkeit der Ashanty über alles Lob erhaben ist. Es sind Fälle vorgekommen, wo ein kleiner Haufe von Kriegern bis auf den letzten Mann Stand gehalten hat. Tapfere Leute tödten sich selbst oder lassen sich von ihren Sclaven tödten, um nicht lebend in die Hände ihrer Feinde zu fallen. Der Selbstmord vor dem Feinde wird in erster Linie von den Generalen bewirkt, die ihre Niederlage nicht überleben wollen.

Die Ashanty wohnen zwischen dem 15. und 18.° Ostlänge (Ferro) und zwischen dem 6. und 8.° Nordbreite; ihr Land nimmt einen Raum von 1200, wenn alle tributären Stämme hinzugerechnet werden, von circa 2000 Quadratmeilen ein. Die Nordgrenze bildet das noch kaum bekannte Kong (d. h. Gebirge), die Ostgrenze der etwa 600 Kilometer lange wasserreiche Fluß Volta, im Süden scheidet ein Theil von dem Flußlaufe des Proh die Ashanty von den Fanti; im Westen ist die genaue Begrenzung nicht bekannt, doch gilt allgemein der

Fluß Assinie, der bei der gleichnamigen französischen Colonie an der Elfenbeinküste ins Meer fällt, als die Grenze des eigentlichen Ashantyreiches. Ashantystämme siedeln aber auch im Hinterlande der Elfenbeinküste, ja auch noch in jenem der Kru- und Pfefferküste. Das Land hat einen sehr verschiedenartigen Charakter. Von der Küste landeinwärts breitet sich bis mehrere Tagreisen weit eine sandige oder thonige, allenthalben unfruchtbare Ebene aus. Offenes Land, über welches keine anderen Hügel als zahlreiche Termitenhaufen emporragen, wechselt hier mit niederem Buschwald. Noch weiter landeinwärts folgen dann niedere Hügelreihen oder Berggruppen und terrassenförmig aufsteigende, doch durchwegs noch wenig hohe Plateaux. Sie sind mit prachtvollem, aus hohen und starken Bäumen bestehenden, dicht verwachsenem Urwalde bedeckt, von zahlreichen Gewässern durchschnitten, und zeigen namentlich in ihren Thälern die üppigste Vegetation. Nördlich von dieser Waldzone, deren Lichtungen dicht besiedelt sind, breitet sich wieder eine höhere, waldlose, aber felsige und grasreiche Ebene aus. Die Breite dieser obersten Terrasse, deren Nordrand ebenfalls durch eine Reihe von Klippenbergen markirt ist, scheint kaum mehr als 50 bis 100 Kilometer zu betragen.

Wie in Dahomey, sind auch im Ashantyreiche die Menschenopfer im Schwange. Der König dieses Volkes hat aber noch ein weiteres Begehren, er will seine »Seelen« haben, d. h. Personen aus der unmittelbaren Umgebung des Königs, die ihm im Falle seines Ablebens freiwillig in den Tod folgen müssen, damit er der Bedienung in den Gefilden des Jenseits nicht entbehre. Solche im vorhinein auserlesene Opfer tragen ein besonderes goldenes Ordensabzeichen, welches ihr Amt ankündigt. Sie haben also guten Grund, mehr als andere Höflinge, ihrem Könige ein »langes Leben« zu wünschen. Manchmal freilich will es die Laune dieses schwarzen Despoten, daß noch bei Lebzeiten einzelne seiner Getreuen in ein besseres Leben befördert werden. In diesem Falle sind es gewöhnlich Boten, welche der König seinem seligen Vater behufs Uebermittlung irgend einer nichtssagenden Meldung sendet. In früherer Zeit, da das Ashantyreich bis ans Meer reichte, wurden Sclaven dorthin geführt und ersäuft, damit der heimgegangene König, falls ihn die Lust anwandeln sollte zu baden, sofort die nöthige Bedienung finde. Natürlich haben sich die Engländer beeilt, diesem Unfuge ein Ende zu bereiten. Alle diese barbarischen Gebräuche hängen enge

mit den religiösen Vorstellungen der Ashanty zusammen. Sie glauben nämlich, daß das Leben im Jenseits nur eine Fortexistenz der irdischen Existenz sei. Der König nimmt seine Königswürde wieder auf und der Sclave bleibt Sclave. Es ist also ziemlich einerlei, ob ein Mensch kürzere oder längere Zeit in diesem Jammerthale verbleibe, da der Tod im Grunde nichts anderes als ein Wohnungswechsel ist.

Der Ashantykönig ist ein wahrer schwarzer Salomo. Die Zahl seiner Frauen geht in die Tausende, obwohl einige Berichterstatter behaupten, er müsse sich mit einer festgesetzten Zahl von Weibern — die immerhin die Kleinigkeit von 3333 beträgt — begnügen. Sei wie ihm wolle: die Stellung der Königsweiber ist trotz alledem eine ziemlich erbärmliche. Die Mehrzahl derselben sind einfache Sclavinnen, welche alle Haus- und selbst Garten- und Feldarbeiten verrichten müssen. Dabei sind sie vor Nachstellungen ausgiebig geschützt, denn Verführer königlicher Frauen werden auf das grausamste hingerichtet. Man schleppt sie von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang durch die Straßen der Residenz, wobei die Henker mit Messern ihr Opfer peinigen. Zuletzt wird es vor den König geschleppt und buchstäblich in Stücke gehauen. Eigenthümlich ist ein Brauch bei diesem Volke, daß, wenn ein Verurtheilter ein gewisses Wort ausruft, nicht getödtet werden könne. Um diese Begünstigung im gegebenen Falle zu paralysiren, pflegen die Henker dem Delinquenten von hinten anzuschleichen und ihm einen Dolch durch beide Wangen zu stoßen.

Wir nehmen an, daß der Leser an diesen Proben der Negerbarbarei genug hat und begeben uns wieder an die Küste, um unsere Rundschau fortzusetzen. An die Goldküste schließt im Westen die einförmige, nur Cocoshaine tragende Zahn- oder Elfenbeinküste, welche fast ihrer ganzen Länge nach von einer Lagune begleitet wird, in welche die Küstenflüsse münden. Hier befinden sich die beiden früheren (seit dem deutsch-französischen Kriege aufgelassenen) Colonien Grand-Bassan und Assinie, beide auf schmalen Landzungen erbaut, welche sich zwischen den beiden gleichnamigen Flüssen erstrecken. In Assinie befand sich im Jahre 1881 eine einzige französische Factorei, neben einer englischen; die Haupthandelsartikel sind Gold, welches theils in Klumpen, theils in Körnern aus dem Innern nach der Küste gebracht wird, dann Kautschuk, Gummi und Elfenbein. Grand-Bassan ist weniger günstig gelegen, als Assinie, da der Comoé- (oder Bassan-)Fluß

nicht schiffbar ist, während beim Assinie die Schiffbarkeit 100 Kilometer stromauf reicht. Französische Agenten haben sich bemüht, den Haß, welcher die Ashanty gegen England und alles Englische erfüllt, für ihre Zwecke auszunützen und bedienten sich zu diesem Ende einiger Baseler Missionäre, die sich im September 1882 nach Kumassin begaben. Sie suchten beim Könige um die Erlaubniß nach, sich in seinem Lande niederlassen zu dürfen, wurden aber abgewiesen. Die reichlichen Geschenke, bestehend in europäischen Waren und Luxusartikeln, geruhten zwar



Landschaft an der Küste von Senegambien.

Se. Majestät gnädigst entgegenzunehmen, von einer Ansiedelung der Missionäre wollte sie aber so lange nichts wissen, bis ihr die Engländer die in Trümmer geschossene Residenz des Königs wieder aufbauen würden.

Im Westen der Zahnküste stoßen wir auf die Pfeffer- oder Kruküste, an welcher sich auch die merkwürdige Negerrepublik Liberia befindet. Jene Küste hat ihren Namen nach dem Vorkommen des Malaquetta-Pfeffers. Die Kru-Neger sind ein außerordentlich kräftiger Menschenschlag und fleißige Arbeiter, weshalb sie häufig außer Landes Dienst und Verwendung finden. Sie sind folgsam und attachiren außerordentlich rasch an ihre Brotgeber, denen sie treu

ergeben sind. Da sie sich auch sonst überraschend schnell in civilisatorische Verhältnisse einleben, muß es Wunder nehmen, daß es kein Kru-Neger längere Zeit in der Fremde aushält und er die barbarischen Zustände seiner Heimat aller Cultur und Civilisation vorzieht. Sie vergessen dann rasch Alles, was sie gesehen und gelernt, und bringen dem in ihr Land sich verirrenden Europäer unauslöschlichen Haß entgegen. Man wäre geneigt, darin ein völkerpsychologisches Räthsel zu erblicken, wenn nicht Anhaltspunkte vorhanden wären, die jene Stimmung der Kru-Leute einigermaßen erklären. Ganz im Westen der Pfefferküste befindet sich nämlich ein Ort, der in der Geschichte des Sclavenhandels eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Dort hatte Don Pedro Blanco (aus Malaga), der berüchtigtste Sclavenhändler seiner Zeit, seine »Baraccones« errichtet, in welche die eingefangenen oder eingehandelten Neger eingepfercht und dann nach Amerika verfrachtet wurden. Don Blanco befehligte ein förmliches bewaffnetes Corps, mit welchem er die Häuptlinge des Hinterlandes in Respect hielt und den zahlreichen Sclaven (der jährliche »Umsatz« betrug circa 10.000 Köpfe) jede Gelegenheit zur Rebellion nahm. Er liquidirte 1839 und zog sich in das Privatleben zurück. Die von ihm errichteten Gebäude wurden im Jahre 1840 und 1841 von den Engländern in Asche gelegt. Da Don Blanco es hauptsächlich auf die herculischen, intelligenten, ausdauernden und fleißigen Kru-Leute abgesehen hatte, begreift man, daß deren Nachkommen die Weißen in schlechter Erinnerung behalten haben.

Die Negerrepublik Liberia ist die wahre Carricatur eines freien Staatswesens. Zwar die Freiheit, wie sie der Neger meint: die schrankenlose, persönliche Willkür und Zügellosigkeit in Familie und Gemeinde, steht in voller Blüte, wie ja am Ende auch der Giftbaum Knospen, Blüten und Früchte treibt. Die Republik verdankt ihre Entstehung einer Regierungsmaßnahme in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, indem nach vorausgegangener Erwerbung des betreffenden Landstriches, die infolge der Sclaverei freigewordenen Schwarzen (1816) in Afrika angesiedelt wurden. Dies geschah im Jahre 1822; ein Viertel Jahrhundert später erklärte sich die Colonie als unabhängige Republik, und seitdem haben die socialen Zustände in dieser wunderlichen Republik eine höchst klägliche Entwickelung genommen. Von einer Moral ist kaum die Rede; Männer verkaufen für ein paar Blätter Tabak ihre Frauen, Eltern ihre oft im zartesten Alter

stehenden Töchter. Im Uebrigen entzieht sich das unfläthige Treiben der »Republikaner« der Berichterstattung. Solche Zustände sind die Errungenschaften, welche das »freie Negerthum« hervorgebracht hat, und auf dessen Entwickelung die optimistischen Theoretiker so große Hoffnungen gesetzt hatten. . . .

Das nordwestlichste Gebiet von Nordguinea ist das Küstenland Sierra Leone, in welchem die Engländer eine Colonie von etwa 120 englischen Geviertmeilen und circa 40.000 Seelen besitzen. Hauptort ist Freetown in mäßig fruchtbarem Boden und höchst gefährlichem Klima. Lange Zeit hindurch hatten die Engländer alle von ihnen befreiten Sclaven nach Sierra Leone gebracht und ihnen eine äußerst milde Behandlung zu Theil werden lassen. Ja man nahm keinen Anstoß daran, die Neger dem weißen Ansiedler social vollkommen gleichzustellen, was die ersteren, wie nicht anders zu erwarten stand, übel lohnten. Sie schwangen sich förmlich zu den Beherrschern des Landes auf, rissen den Richterstand und die Polizei an sich und schafften das beleidigende »Nigger« im Umgange ab. Da aber die englische Colonialverwaltung die Erfahrung machte, daß die schwarzen Geschworenen principiell jeden weißen Angeklagten schuldig sprachen und die Neger immer Recht behielten, entzog man ihnen wieder diese, sowie andere Begünstigungen. Mitschuld an diesen Zuständen hatten zum Theil die christlich-anglo-amerikanische Zuneigung zu den Schwarzen, und die falschen Mittel, welche die Missionäre in ihrem lächerlichen Optimismus ihren Schützlingen gegenüber einnahmen. Die christliche Nächstenliebe feiert hier keine Triumphe. Der freie Neger ist von einem Extrem ins andere verfallen. Selbstbewußt, ja mit unglaublicher Arroganz begegnet er dem Europäer, denn das Bewußtsein, daß er diesem seine Freiheit verdanke, ist ihm unerträglich. . . .

* *
*

Senegambien.

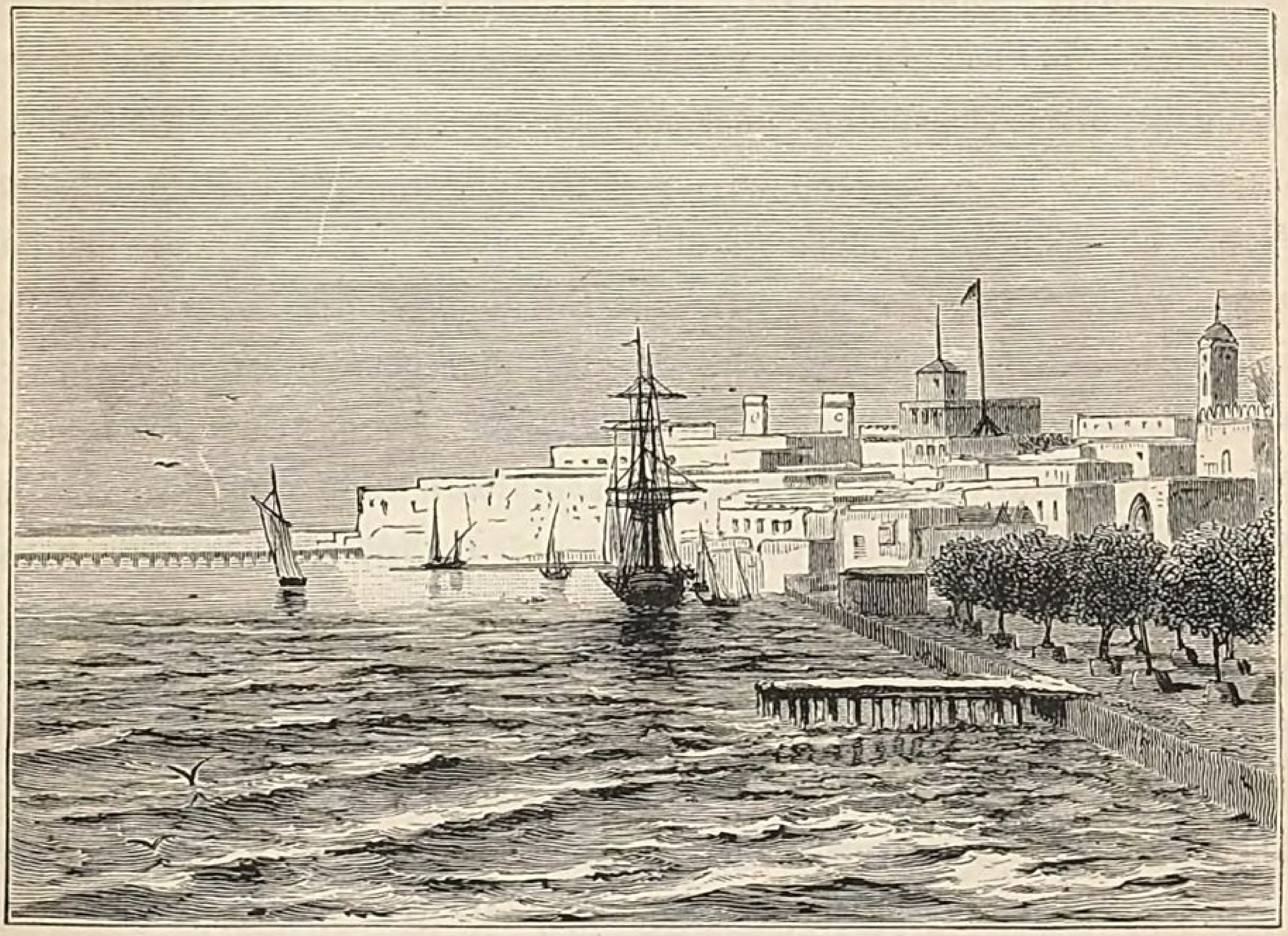
Das Küstengebiet, welches sich am Westrande Afrikas von der Sierra Leoneküste bis über das »Grüne Vorgebirge« hinaus erstreckt, führt den Namen Senegambien, nach den beiden großen Strömen Senegal und Gambia, welche indeß nur dem nördlichen Theile des genannten Küstengebietes angehören. In die Herrschaft dieses Gestades theilen sich drei Colonialmächte: Portugal, England und Frankreich.... Portugal besitzt in Senegambien die drei Districte Cacheu, Bissao

und Bolama. Der erstere hat drei Factoreien, Casa-Forte mit dem Ufer des San Domingo und den kleinen Ansiedlungen Bolor, Zinquinchor auf dem Casemancefluſſe und Farim im Binnenlande, im Reiche der Mandingos. Jede dieser Factoreien hat eine Ausdehnung von ungefähr einer Geviertmeile. Die Häfen von Cacheu, Bolor und Zinquinchor sind gut, jedoch nur für Schiffe mit geringem Tiefgange zugänglich. Bissao mit der Festung San Jao (Insel Bissao) und den Factoreien von Fa und Jeba im Lande der Mandingos, ist die zweite portugiesische Colonie in Senegambien. Die bedeutendste aber ist Bolama mit der kleinen Insel Galinhas an der Mündung des Rio Grande. Dieses Bolama war vor mehreren Jahren der Gegenstand eines Streites zwischen Portugal und England, welch letzteres die Insel annectiren wollte. Der damalige Präsident der nordamerikanischen Union, der als Schiedsrichter in der Sache entscheiden sollte, sprach die Insel Portugal zu (1870).

Bolama hatte in früherer Zeit eine traurige Berühmtheit als Haupt-Sclavendepôt erlangt. Anfangs von Privaten betrieben, ging das lucrative Geschäft des Menschenhandels bald in die Hände einzelner Regierungen über, welche es monopolisirten. Die Blütezeit dieses sauberen Gewerbes fällt in die erste Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, wo es von der englischen Krone selber betrieben wurde. Im Jahre 1713 verpflichtete sich Se. Majestät von Großbritannien und Irland, binnen 30 Jahren 144.000 Sclaven, also 4800 jährlich, nach den spanischen Colonien Amerikas einzuführen. Im Jahre 1786 lieferte dieselbe »Firma« allein so viel Sclaven, als ganz Europa zusammen, denn der jährliche Umsatz betrug damals nicht weniger als 80.000 Sclaven.

Die Colonie Bolama wurde Ende der Siebziger Jahre gegründet und ist seitdem die Hauptstadt und der Sitz des Gouverneurs der zwischen dem 11. und 14. Breitengrad zerstreuten portugiesischen Colonien in Senegambien. Die »Stadt« gleichen Namens besitzt eine Bevölkerung von ungefähr 1000 Seelen, wovon kaum 50 Europäer — meist französische Kaufleute und einige Beamte — sind. Einen Theil der weißen Bewohnerschaft bilden Ansiedler, welche von der Insel Fogo hieher übersiedelt sind. Der Reisende Dr. C. Doelter sagt, daß man in Bolama nur französisch und spanisch, kaum portugiesisch reden höre. Die Stadt hat nur etliche Straßen mit kleinen Steinhäusern, seit neuerer Zeit auch mehrere öffentliche Bauwerke, darunter eine Kaserne, auf deren Nothwendigkeit

man erst dann verfiel, als das fortwährende Campiren der Garnison im Freien den Gesundheitszustand derselben arg erschüttert hatte. Die kleine Insel selbst ist bald durchwandert. Die Vegetation ist ungemein üppig; riesige Baobabs (Affenbrotbäume) mit ihren weitverzweigten Aesten spenden dem Wanderer Schatten. Zwischen ihnen ragen schlanke Palmen und allenthalben sind diese beiden Baumgewächse durch ein Dickicht von undurchdringlichen Schlingpflanzen mit einander verbunden.



St. Louis in Senegambien.

Die zweite Colonialmacht an der Küste von Senegambien ist England. Ihre Besitzung Gambia hat ein Areal von kaum 180 Geviertkilometer, mit einer Bewohnerzahl von ungefähr 14.000 Menschen. Politisch gehört dieses Colonialgebiet zu jenem von Sierra Leone. Die Hauptstadt der Colonie Gambia, Bathurst, liegt am linken Ufer des Gambia und wurde im Jahre 1815 gegründet. Ihre Lage ist nicht sehr malerisch; am flachen Ufer des Flusses hingestreckt, ermöglichen zwei lange hölzerne Hafendämme den Verkehr mit den im Flusse ankernden Schiffen, doch scheint der Handel nicht von Bedeutung zu sein. Die englische Colonie war durch geraume Zeit mit ihren unruhigen Nachbarn,

einigen Negerkönigen, in unliebsame Händel verstrickt, wobei mehrfach die Unterstützung der benachbarten Franzosen angegangen werden mußte. Die letzteren haben den Engländern übrigens auch einen anderen Dienst geleistet. Sie besaßen nämlich früher an der Mündung des Gambia den Posten Albreda, welcher Bathurst erhebliche Concurrenz machte und somit der unmittelbare Anlaß war, daß die englische Colonie nicht gedeihen wollte. Dieser Posten wurde von England erworben und seitdem ist ein fühlbarer Aufschwung wahrzunehmen.

Die größte Rolle unter den Colonialmächten in Senegambien spielt unzweifelhaft Frankreich. Es ist im eigentlichen Sinne Herr des Gebietes, welches wir unter obiger Bezeichnung verstehen. Die Herrschaft der Franzosen beschränkt sich keineswegs blos auf die Küstenregion, sondern greift beträchtlich nach dem Innern aus, und was vollends den politischen Einfluß anbetrifft, haben wir bereits vernommen, daß er denjenigen Englands seit Langem überflügelt hat.... Die ältesten europäischen Ansiedler in Senegambien waren Portugiesen. Ende 1489 bereits war eine stattliche Flotte an der Mündung des Senegal erschienen, nachdem bereits einige Jahre früher mit einem eingeborenen Könige ein Abkommen wegen der Besitzergreifung des Landes getroffen worden war. Die Resultate aber waren gering. Zwar die gewaltige Flotte verfehlte nicht, auf die Schwarzen einen außergewöhnlichen Eindruck zu machen; aber das Landungsheer wurde vom Fieber decimirt und der Bau eines Forts mißlang.

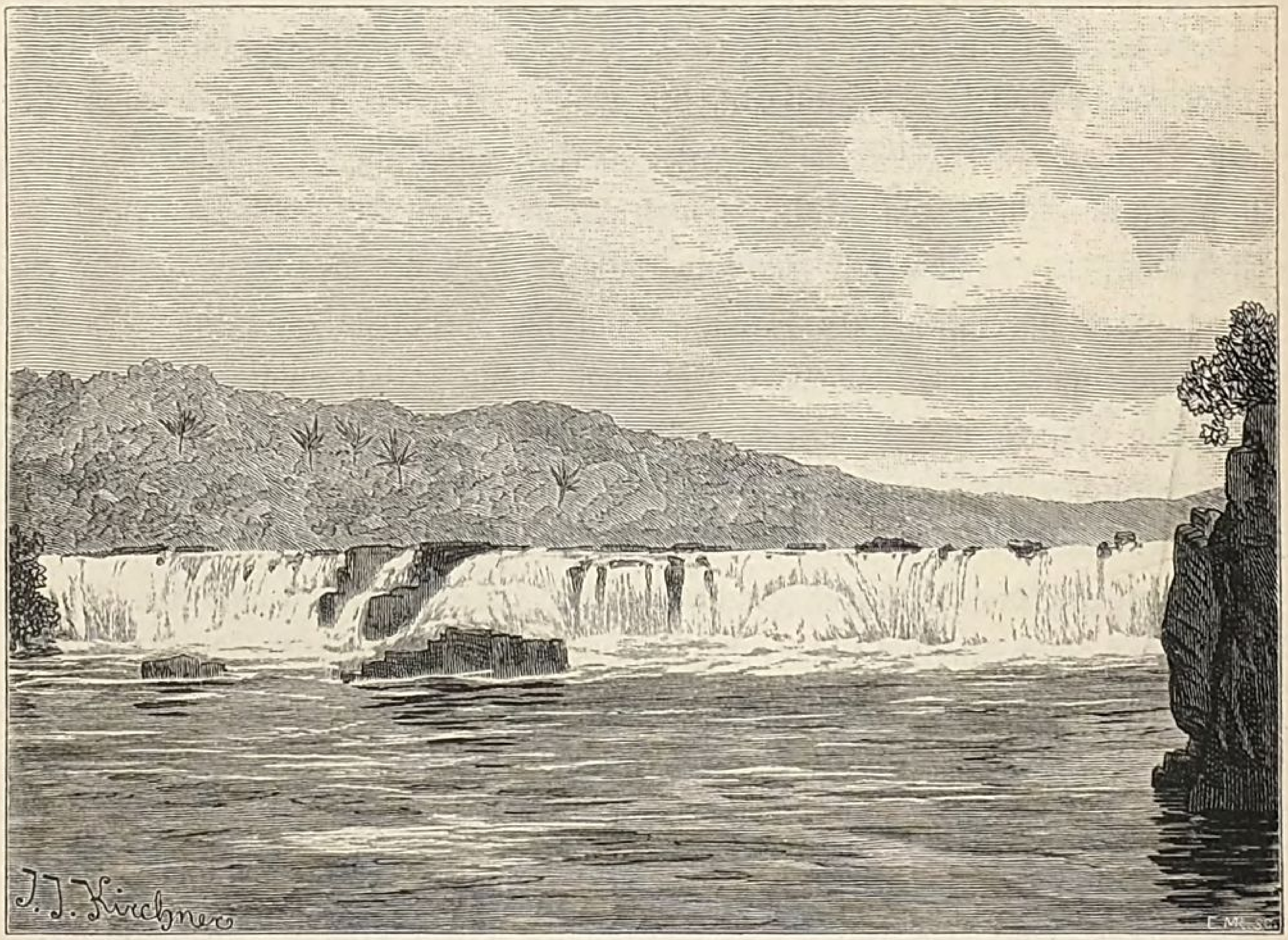
Der dauernden Ansiedelung Portugals an dieser Küste stand ein anderes, weit großartigeres Unternehmen — die Eroberung Indiens — im Wege. Man begreift also, daß die Portugiesen bald Nachfolger fanden, welche den Spuren jener folgten. Es waren dies die Engländer und Franzosen. Die ersteren, welche bereits zur Zeit der Königin Elisabeth am Senegal und Gambia sich zu schaffen machten, waren wenig glücklich. Besser erging es den Franzosen. Es war freilich ein wenig ehrenwerter Antrieb, der den »glorreichen« König Ludwig XIV. nach Senegambien führte. Das französische Westindien bedurfte ausgiebiger Arbeitskräfte, und so verschmähte es der genannte Herrscher nicht, am Senegal Handelsgeschäfte zu etabliren, die einzig und allein dem Handel mit — Sclaven zu obliegen hatten. Gleichwohl ging die erste Gesellschaft (1664 bis 1673) zu Grunde, nachdem der erhoffte geschäftliche Nutzen sich nicht eingestellt hatte. Auch weitere Unternehmungen konnten vor dem Ruine nicht gerettet werden. Dazu

kamen Besitzstreitigkeiten, namentlich mit den Holländern, und die ganze Colonisationsfrage wäre vielleicht resultatlos im Sande verlaufen, würde im Jahre 1791 die französische Nationalversammlung die Sache nicht energisch in die Hand genommen haben. Sie gab den Handel frei und gewährte der Colonie militärischen Schutz.

Einer der hervorragendsten Pionniere aus jener Zeit der unsteten politischen Wandlungen an der Küste von Senegambien — Mitte des XVIII. Jahrhunderts — war der französische Naturforscher Michel Adanson. Er traf im März 1749 an der Mündung des Senegal ein, den er für den Niger der alten Geographen hielt. Nahezu fünf Jahre durchstreifte er die französische Colonie nach allen Richtungen, richtete seine Schritte nach Podor, Portudal, Albreda, nach der Mündung des Gambia und sammelte mit unglaublicher Ausdauer Schätze aus allen drei Naturreichen. So verdankt man ihm die erste verläßliche Kenntniß von dem Baumriesen Baobab, der ja auch häufig »Adansonia« genannt wird. Auch die Existenz der Termite war seine Entdeckung. Für den Handel und in wirtschaftlicher Beziehung war die Thätigkeit des Naturforschers von geringem Belange. Wir haben Aehnliches bereits gelegentlich unserer Mittheilungen über den Fortgang der Aufhellung anderer afrikanischer Gebiete constatiren können.

Daß auch in politischer Beziehung Adansons Reise für die Franzosen ohne Bedeutung blieb, beweist die Thatsache, daß Senegambien wenige Jahre nach der Thätigkeit des genannten Gelehrten von den Engländern erobert wurde (1758). Zweiundzwanzig Jahre lang blieb nun die Colonie englischer Besitz, denn erst 1777 gelang es den Franzosen, dieselbe den Engländern wieder abzunehmen. Aber während der Napoleonischen Kriege ging der Besitz abermals für die Franzosen verloren. Der Vertrag von Paris vom 31. Mai 1814 gab Frankreich seine Colonie an der afrikanischen Westküste wieder zurück, die wirkliche Uebergabe erfolgte aber erst 1817. Um diese Zeit waren die Verhältnisse in Senegambien wahrhaft trostlose. Einzelne alte Factoreien und Handelsplätze mußten ganz aufgelassen werden; in anderen, wo vorher immerhin eine nennenswerte Betheiligung französischer Kaufleute an der Handelsbewegung herrschte, war zuletzt nur mehr eine Bevölkerung von Schwarzen und Mulatten vorhanden — wie beispielsweise in Gorée — so daß die Franzosen nicht wußten, was sie mit dem Danaergeschenke beginnen sollten.

Dies änderte sich, als der erste Militärcommandant am Senegal mit seltener Energie an die Lösung der ihm vorschwebenden Aufgabe schritt. Es war dies Oberst Schmalz, der zuerst eine befestigte Niederlassung im Binnenlande ins Auge gefaßt hatte. Seine Nachfolger waren Bouet-Builaumez, Faidherbe, Jaureguibèrry und abermals Faidherbe, unter welchen meistentheils Kriege mit den kleinen Fürsten des Binnenlandes geführt wurden. Die Erfolge solcher

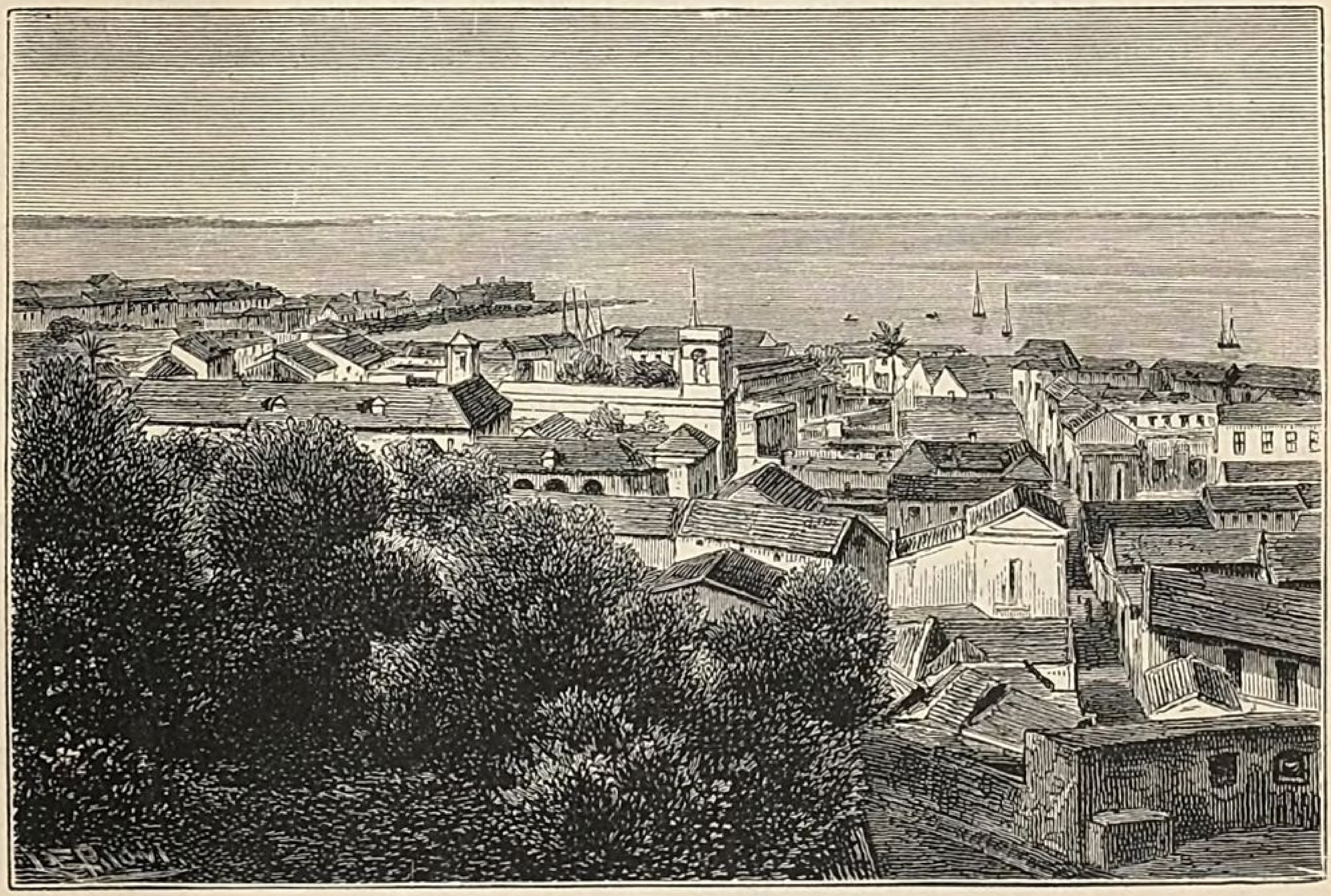


Der Guina-Katarakt (Senegal).

militärischen Thätigkeit zeigten sich bald in Form von Besitzergreifungen größerer Länderstrecken, in Gründung von befestigten Posten, in Anknüpfungen mit entlegenen Stämmen. In diese Zeit fällt die Gründung Dakars, des Hafenortes für St. Louis, der Hauptstadt der Colonie, die Erbauung von Leuchtthürmen, Herstellung von Telegraphenleitungen u. s. w. Gleichzeitig dehnte sich der französische Machtbereich immer tiefer landeinwärts aus und der Handel begann sich allmählich zu beleben. Viele kleine Fürsten unterwarfen sich der französischen Schutzherrschaft, während gleichzeitig eine große Zahl von officiellen Reisenden

bemüht war, die entlegenen Gebiete des Hinterlandes in, wenn auch noch so lose Beziehungen mit der Colonie zu bringen und die Wege zu ebnen, die der Erschließung des westlichen Sudan in Zukunft eine wirtschaftliche Basis geben sollten.

Die Bedeutung der französischen Colonie Senegambien in geographischer Beziehung fußt auf dem großen Stromthale des Senegal, welches als natürliches Einbruchsthor nach den Nigerländern hin, und als Handelsstraße par excellence figurirt. Der Senegal ist einer der wenigen Ströme Afrikas, welche



Gorée in Senegambien.

auf ihrem ganzen Unterlaufe dem Verkehre offen stehen; Dampfschiffe können ihn circa 800 Kilometer aufwärts befahren. Er entsteht aus der Vereinigung zweier Quellflüsse, die, keine 10 Kilometer von einander entfernt, in der Nähe der Hauptstadt Timbo des Futa Djallonreiches liegen. Diese Quellflüsse führen die Namen Bafing und Faleme. Ersterer umschließt zunächst das Plateau, auf welchem Timbo liegt, und vereinigt sich oberhalb Bakel mit seinem Zwillingsbruder, dem Faleme. Bei dem großen Wasserreichthume des Hochlandes, dessen Seehöhe durchschnittlich 600 bis 700 Meter beträgt, zeigt der Bafing schon nach kurzem Laufe eine ansehnliche Breite und bedeutende

Wasserfülle. Dadurch wird dieser Fluß zu einem stürmischen Gebirgsstrome, dessen Bett durch Katarakte und Stromschnellen sich auszeichnet. Dagegen hat der Faleme nur in seinem Oberlaufe einige Stromschnellen, während er auf dem ganzen 560 Kilometer langen Laufe unterhalb dieser Schnellen schiffbar ist. An Nebenflüssen, darunter sehr beträchtlichen, ist aber der Bafing viel reicher. Der größte derselben ist der circa 350 Kilometer lange Bakhoy, doch verhindert eine Reihe von Katarakten und Schnellen dessen Beschiffung.

Auf der 115 Kilometer langen Strecke bis Medine bildet der Bafing nach seiner Vereinigung mit dem Bakhoy nicht weniger als 34 Schnellen und Fälle, worunter der 16 Meter hohe Fall von Guina (s. S. 312) weitaus der bedeutendste ist und ein großartiges Bild abgibt. Unmittelbar oberhalb Medine setzen die Felu-Katarakte der Senegal-Schiffahrt ein Ziel. Unterhalb des genannten Ortes gewinnt das Thal bedeutend an Breitenausdehnung. Auch der Strom selbst erhält hier an manchen Stellen eine Breite bis 900 Meter. Etwa 120 Kilometer unterhalb Medine findet die Vereinigung des Senegal mit seinem Schwesterflusse Faleme statt, worauf er, in einer häufig bis 50 Kilometer breiten Thalebene in zahlreichen Windungen und mehrmals in Arme sich spaltend, dem Meere zueilt. In diesem Theile seines Laufes nimmt der Senegal mehrere sogenannte »Marigots« auf, das sind breite Wasserrinnsale mit schlammigem oder sandigem Grunde, trägem, schleichendem Laufe, die zur Trockenzeit versiegen, während sie zur Regenzeit nicht nur durch den Niederschlag in der nächsten Umgebung, sondern auch durch den Ueberfluß der größeren Flußläufe gespeist werden und dann das nächste Land unter Wasser setzen.

Der Senegal mündet in einer haffartigen, durch eine Barre versperrten Lagune unterhalb St. Louis. Während der Trockenzeit ist die Ein- und Ausfahrt in den Senegal oft wochenlang unterbrochen. Gegen Ende April beginnt der Strom zu steigen und dann erwachen auch Leben und Bewegung auf demselben. Anfänglich sind es nur Piroguen, die den Fluß auf- und abwärts steuern, und um diese Zeit bekommen die »Flußpiloten« alle Hände voll zu thun. Ist er selber Eigenthümer des Fahrzeuges, dann besorgt er den Handel selber. Fr. Robert schildert dieses anstrengende und abwechslungsreiche Leben wie folgt: Soll ein Laptôt (Flußpilote) die Handelsreise antreten, so schließt er mit den Stadtfirmen in St. Louis Verträge ab, laut welchen er die ihm mitgegebenen

Waren im Binnenlande absetzen muß. Es kommt gleichwohl vor, daß er nicht alle Ware an den Mann bringt, und in diesem Falle müssen die Exporteure jene wieder zurücknehmen. Stromaufwärts ist die Reise eine beschwerliche, und der brave Laptôt hat mit mancherlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Die Unternehmungslust schreckt ihn indeß nicht zurück und er tritt ohne Zaudern die 200 Meilen lange Reise von St. Louis nach Bakel an. Die Bemannung einer Handelspirogue besteht in der Regel aus zwei oder mehreren Laptôts, einer Frau, welche den »Kuscus« (Reis) stampft, und einem Griot, welcher während der mühseligen Ruderarbeit das Tamburin im Tacte schlägt. Die Pirogue hat nur ein Oberdeck, auf welchem sich der Schiffscommandant durch ein Strohdach schützt. Wenn Segel und Ruder gegen die starke Strömung nichts ausrichten, muß zum Zugseile gegriffen und das Fahrzeug längs des Ufers unter großen Anstrengungen fortgezogen werden. Später folgen den Pirogueu die kleinen Dampfer der verschiedenen Handelshäuser von St. Louis, welche die ersteren bald überholen und ihnen das beste Geschäft vor der Nase wegschnappen.

Von den beiden Städten Senegambiens — St. Louis und Dakar — spielt jede ihre besondere Rolle als Handelsplatz. Während der Schwellzeit herrscht in St. Louis ein ungemein reges Leben. Die Stadt, welche Hauptort der Colonie ist, liegt malerisch auf einer Insel des Stromes und ist mit dem Festlande durch zwei Brücken verbunden. Obwohl von Natur aus geschützt, ist die Stadt überdies mit Fortificationen versehen. Gerade Straßen, schöne, einstöckige, meist flachdachige Häuser zeichnen die Niederlassung aus. Auch an hervorragenden Baulichkeiten ist kein Mangel; den größten Stolz der französischen Colonisten bildet der große, herrliche botanische Garten. Die Straßen, obwohl breit und bequem, sind leider nicht gepflastert. In diesen Gassen herrscht mitunter das bunteste, lauteste Markttreiben. Das Bild aber, welches sich hier dem europäischen Auge entfaltet, wird nicht immer nach dessem Geschmacke sein. Man sieht Frauen und Kinder in verwahrlosestem Zustande; letztere laufen völlig nackt herum und sind über und über mit Schmutz bedeckt. Die Mütter pflegen ihre Kleinen überall mit sich zu nehmen, d. h. sie binden das eine derselben, das im Alter etwas fortgeschrittene, mittelst eines Tragtuches auf den Rücken, den Säugling aber an die Brust. An den unerquicklichen Zuständen in ihren Coloniestädten sind die Franzosen zum Theile selber Schuld, indem sie den ersten Einwirkungen der

Civilisation sofort die — Schnapsflasche auf dem Fuße folgen ließen. Selbst in den Verträgen, welche die französischen Generale, namentlich Faidherbe, mit den Königen des Hinterlandes abschlossen, spielte das »Feuerwasser« immer eine hervorragende Rolle. In einem solchen Vertrage, welchen das Kaiserreich Frankreich »im Namen des Schöpfers des Himmels und der Erde« abgeschlossen hatte, war fast nur von dem allein seligmachenden Branntwein die Rede. So hieß es unter anderem: »die Regierung zahlt dem Brack (Häuptling) von Walo zehn Flaschen Branntwein, seinen Dienern zwei Flaschen und eine Stange Eisen; der »Prinzessin« (sic!) Gimbotte einen kleinen Koffer, ein Stück Mousselin und vier Flaschen Branntwein.« Diese zarte Dame verlangte überdies noch zehn Rollen Tabak und »zu ihrem Lebensunterhalte« ein Fäßchen Cognac.

Während der Trockenzeit, wo, wie erwähnt, durch viele Wochen die Seeschiffe in den Senegal nicht einfahren können, stocken die Geschäfte in St. Louis. Dann tritt Dakar an seine Stelle, denn aller Handel nimmt seinen Weg hieher. Daraus darf man aber keineswegs auf eine Wohlhabenheit der »Stadt«, welche etwa äußerlich zur Geltung gelangen könnte, schließen. Die eigentliche Stadt ist nichts anderes als eine wüste Anhäufung von Rohr- und Binsenhütten, in deren Nachbarschaft die größte Unreinlichkeit herrscht. Jeder freie Platz ist ein Kehrichthaufen. Wahre Oasen in diesem Meere von Unflath sind die Gärten, deren Hauptschmuck herrlich blühender Oleander und üppig gedeihende Trompetenbäume sind. Dagegen wimmeln die Cactushecken, welche häufig die Wege säumen, von Ungeziefer. Steinerne Häuser zählt man in ganz Dakar etwa zwei Dutzend, unter welchen sich einige elende Herbergen, mit durchwegs schwarzer schmieriger Dienerschaft, stolz »Hôtels« nennen.

Hinsichtlich der Handelsbewegung von Dakar bekommt man keinen hohen Begriff, wenn man einem Berichte Oskar Canstatts Glauben schenken darf, der an einem Markttage, das Treiben, Handeln und Feilschen sich angesehen hat. »Wir begaben uns« — schreibt er — »auf den täglich stattfindenden Markt, der sich inmitten Dakars auf einer Sandinsel befindet. Zwölf bis zwanzig Weiber und Knaben kauerten auf der Erde und hielten in Kürbisschalen vor sich die Gemüse und Früchte des Landes zum Verkauf. Die Auswahl unter den Waren war sehr erbärmlich und bestand nur in einer Art schwarzer Bohnen, kleinen Orangen, Eiern und verschiedenen mir unbekannten Früchten, welche man uns

als sehr wohlschmeckend anpries, die aber mehr oder weniger alle einen bitteren Geschmack hatten. Auch Cocosmilch gab es zu kaufen und eine Sorte Brot von ganz flacher, halbtellergroßer, runder Form. Der Markt ist nur von Negern besucht, welche die alleinigen Liebhaber ihrer Producte zu sein scheinen....« Der Typus dieser Neger ist nicht besonders schön. Die Schwarzen von Dakar haben nämlich ungewöhnlich weit vorspringende Unterkiefer und äußerst spärlich wolliges Haupthaar. Viele haben das Haupt ganz geschoren, bis auf einen Ring nach Art unserer Mönche, oder eine Art Schopflocke, die sie über die Stirne herabhängen lassen. Die Hautfarbe dieser Neger ist weder braun noch schwarz, sondern ein bronzirtes Braungrau.

Einen Kilometer von Dakar entfernt liegt am Eingange in die tiefe Bucht des eigentlichen Hafens von Dakar die Hafenfestung Gorée, eine Felsinsel aus Basaltgestein von geringem Umfange. Obwohl sie stattlichere Bauwerke als Dakar aufzuweisen hat, und auch sonst das Leben in ihr sich mehr von der Civilisation beeinflußt zeigt, ist Gorée im Großen und Ganzen gleichwohl nichts anderes als ein großes Gefängniß. Die Bevölkerung verbringt ihre Existenz ohne Licht und Luft, zwischen engen Gassen eingepfercht, von hohen Mauern umgeben. Nur im Hintergrunde der Stadt belebt einiges Gartengrün das monotone Bild, welches von der See genossen allerdings die Täuschung bewirkt, als hätte man es hier mit einem Orte von behäbigen Lebensverhältnissen zu thun.... Sowohl Dakar als Gorée liegen in unmittelbarer Nähe des Grünen Vorgebirges, des westlichsten Punktes des afrikanischen Continents.... Gorée, oder richtiger Dakar, ist eine Zwischenstation der Dampfer (Messageries maritimes), die nach Südamerika verkehren, und einiger Dampferlinien, welche die englischen und portugiesischen Colonien Afrikas mit Europa verbinden, während St. Louis eigentlich nur eine Kopfstation ist.

Die an den senegambischen Küstenprovinzen siedelnden Neger sind Glieder jener Familie, welche die ausgedehnten Alluvialebenen zwischen dem unteren Senegal, dem Gambia und dem Falemeflusse bewohnt; es sind dies die Wolof (oder »Uolof« nach anderer Schreibart). Sie bilden unstreitig einen der schönsten Negerstämme; im allgemeinen sind die Frauen und Männer hoch gewachsen und von kräftiger Gestalt, die Hautfarbe ist sehr dunkel, die Haare sind feingekraust und von außergewöhnlicher Steifheit. Junge Männer, und selbst Mädchen pflegen

sich den Kopf ganz kahl zu scheren, während die Frauen die Haare möglichst lang wachsen lassen, um sie dann in zahlreichen, stark mit Fett imprägnirten, fransenähnlichen Zöpfchen zu tragen. Der Gesichtstypus weicht in der Regel von jenem des Negers ab, und soll sich häufig — wie Wilhelm Höfler in Gorée versichert — sogar dem kaukasischen Typus nähern. Hinsichtlich der Bekleidung u. dgl. möchten wir dem Leser nicht mit nutzlosen Details nahetreten.

Trotz unleugbarer Intelligenz des Wolof im Vergleiche zu anderen Negerstämmen, sind seine Ansprüche an die Genüsse des Lebens sehr bescheidener Art, und es steht diese Bescheidenheit im richtigen Verhältnisse zu der großen Indolenz, die ihn beherrscht. Eigenthümlich ist die unter den Wolof zur Geltung kommende Kasteneintheilung. Landleute, Fischer und Zimmerleute bilden die Kaste der »Freien« (Gurmeh), aus denen allein die verschiedenen Dynasten der Herrschaftsgebiete hervorgehen. Die zweite Kaste umfaßt gewisse Gewerbetreibende und Handwerker (Töpfer, Schmiede, Korbflechter, Lederer, Goldarbeiter) und führt den Namen »Njenjo«; sie steht in Bezug auf allgemeine Achtung der herrschenden Kaste nur wenig nach. Dafür sind die »Gevel« die wahren Paria, wie schon der Name bezeichnet, der so viel wie Landstreicher, Vagabund bedeutet. Zu dieser Kaste zählen die Weber, Tänzer und Musikanten. »Man betrachtet sie als »Unglücksvögel« und wagt deshalb nicht, sie zu beschimpfen; man schießt in der Schlacht nicht auf sie und beerdigt sie nicht, sondern legt ihre Leichname in hohle Bäume. Sie sind es auch allein, welche die Beschneidung mit lärmenden Festlichkeiten feiern. Die Bursche, welche die absichtlich mit großen und langen Leiden verknüpfte und darum auch als Probe vollkommener Männlichkeit betrachtete Procedur glücklich überstanden haben, ziehen, reich gekleidet und mit Goldschmuck, den ihnen jedermann gerne leiht, geradezu überladen, unter Gesang und Tanz von Haus zu Haus, überall Spenden fordernd. Oft dauern die Gelage, welche ihnen ihre gastfreundlichen Stammesgenossen geben, mehrere Wochen.«

Man nennt wohl mitunter die Neger eine »Rasse von Kindern«, und dies mit Recht. Sie besitzen alle Fehler der Kindheit, welche bei Erwachsenen als Untugend auftreten. Von dem, was wir Menschenwürde nennen, haben die guten Leute keinen Begriff, wohl aber besitzen sie Eigenliebe. Von Erkenntlichkeit oder Dankbarkeit wissen sie nichts; es erfüllt sie mit Freude, wenn man ihnen eine Wohlthat erweist, diese aber vergessen sie bald, etwa wie ein Kind sein Spiel=

zeug. Voraussicht und Vorsorge sind ihnen unbekannt; was sie einnehmen, geben sie sofort wieder für — Branntwein und Putzkram aus. So lange sie Geld haben, lassen sie sich selbst zur lohnendsten Arbeit nicht herbei, obgleich sie ein paar Tage später dieselbe Arbeit für eine Bagatelle verrichten. Der französische Consul Pichard ist geneigt, selbst ihre Freigebigkeit, die eine der rühmlichsten Eigenschaften der senegambischen Negerstämme ist, auf einen Mangel an Vorbedacht zurückzuführen. Auch die viel gepriesene Gutmüthigkeit erstreckt sich nur auf Leute derselben Farbe. Das größte Laster aller westsudanesischen Neger besteht jedoch darin, daß sie Versprechungen nicht halten und einen Treubruch ebenso leicht begehen, wie die allerkleinste Unterlassung oder Uebertretung.

Ueber die Familieneinrichtungen unter den Wolof ist wenig Charakteristisches zu berichten. Der Mann darf gesetzlich vier Frauen haben. Will er eine Familie gründen, so richtet er vor allem einen Platz her, den er mit einem Strohzaune umgibt. Innerhalb desselben errichtet er die Hütten, und zwar für jede Frau eine eigene; diese Hütten müssen zum Unterschiede von jener des Mannes, welche viereckig ist, rund sein. Auch Ställe für das Vieh, Hütten für die Sclaven und die Küchen befinden sich innerhalb dieser Umzäunung. Die Sclaverei ist eine mit den ganzen Lebensverhältnissen innig verwachsene Einrichtung, und werden die Sclaven, die ja mit ihren Herren auf gleicher Culturstufe stehen, ziemlich gut behandelt, wenn auch nicht in der ausgiebigen Weise wie bei den Mohammedanern, obwohl auch im West-Sudan der Islam allenthalben sich Bahn gebrochen hat. So können beispielsweise die freigegebenen Sclaven nicht — wie es bei den reinen Islamiten so häufig vorkommt — in die Familie, der sie angehören, hineinheiraten. Kinder von freien Männern mit Sclavinnen bilden eine Art Unterkaste und haben keine Stimme in Verwaltung oder Regierung. Die Frauen der Wolof zeichnen sich durch außergewöhnliche Wohlgestalt und nicht unschönen Gesichtstypus aus. Man könnte diese Frauen sogar hübsch nennen, wenn nicht die Wade, wie bei anderen Negervölkern, unentwickelt wäre, die Füße nicht platt geformt wären und die Fersen keine spornartige Verlängerung nach hinten hätten.

Ehe wir Senegambien verlassen und uns den Nigerländern zuwenden, möchte ein orientirender Ueberblick auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der französischen Colonie von allgemeinem Interesse sein. Die Producte dieses Landes sind hauptsächlich Kautschuk, Kaffee, Erdnüsse, Reis, Wachs und Felle; dann

(in den Niederungen) Indigo, Tabak, Gummi und Baumwolle, welche in Senegambien wild wächst. Zu erwähnen sind noch Ebenholz und Gold, welch letzteres aber nur in geringen Mengen vorkommt. Indigo wächst hauptsächlich in der Umgebung von Bakel und wird zweimal im Jahre geerntet. Tabak wird nur nach Bedarf von den Eingeborenen gepflanzt und dient in manchen Gegenden als Tauscheinheit. Der Reis gedeiht besonders gut in den Niederungen, welche den Hochwässern ausgesetzt sind. Die Erzeugung des Gummi befindet sich fast



Typen der Wolof-Neger.

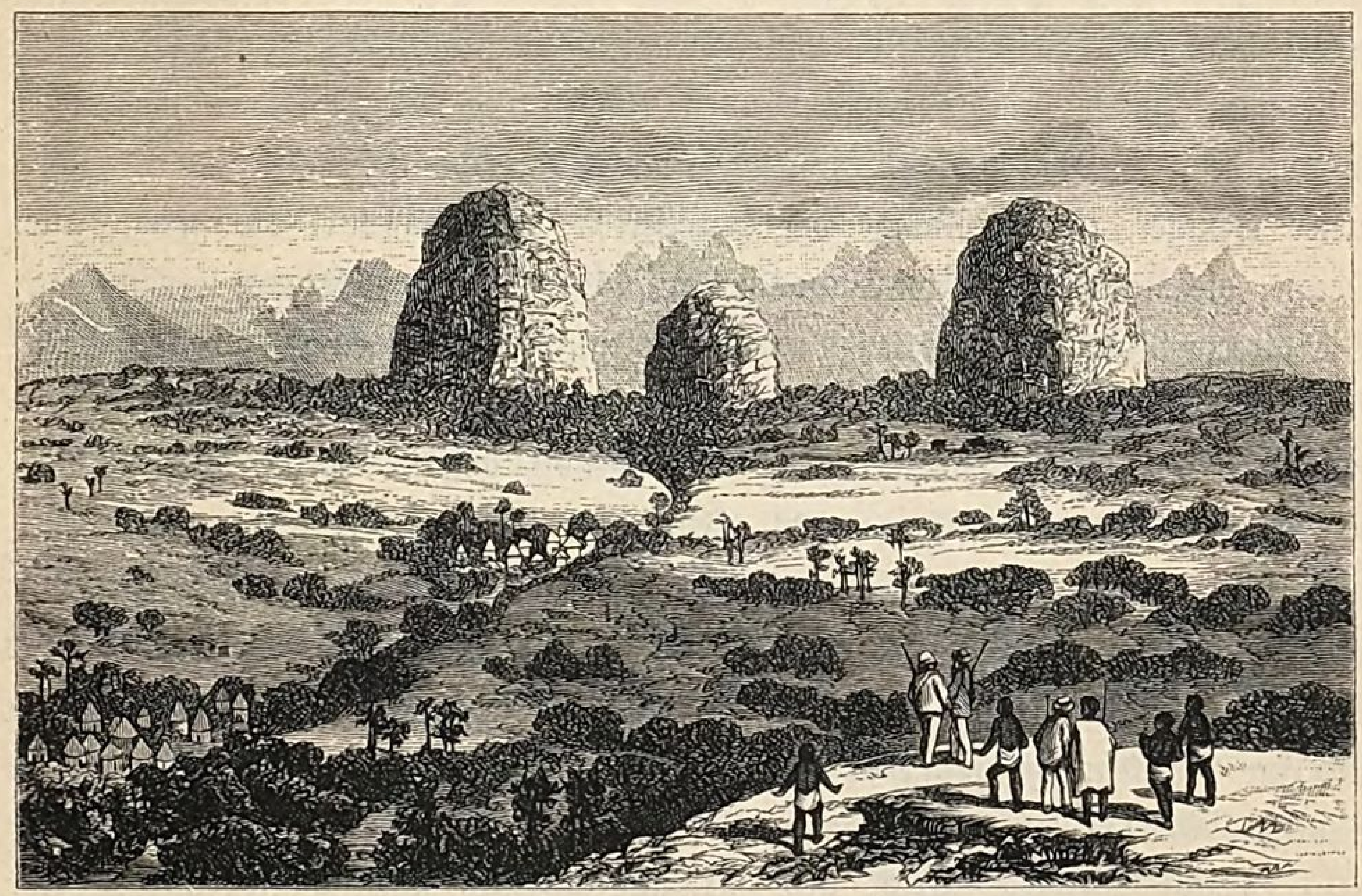
ausschließlich in den Händen der Eingeborenen. Die Gummiwaldungen befinden sich nach de Langle in Sagel an der Küste, in Dakar, El Fata und Tagant. Ebenholz findet man nur in den Waldungen zwischen Bakel und Medine.

Hinsichtlich der allgemeinen wirtschaftlichen Lage in der Colonie gehen die Ansichten auseinander. Thatsächlich hat es zu Zeiten nicht an Maßregeln gefehlt, welche von Seite der Regierung des Mutterlandes zum Nachtheile der Colonie getroffen wurden. Anderseits besitzt der Verwaltungsapparat der Colonialregierung manche wunde Stelle, und wird namentlich der große Aufwand gerügt, der bei gewissen Einrichtungen und öffentlichen Bauten an den Tag tritt. Immerhin läßt



Wadi Egeri.

es die Verwaltung an der nöthigen Energie nicht fehlen, und in den letzten Jahren hat es sich wiederholt gezeigt, daß jene ihrer schweren Aufgabe gewachsen ist. Am 5. Februar 1880 verlangte die französische Regierung von der Deputirtenkammer einen außerordentlichen Credit von 9 Millionen Francs, als erste Rate für die Erbauung der »Senegalbahnen«. Das gesammte projectirte Eisenbahnnetz würde aus folgenden drei Linien bestehen und ungefähr 120 Millionen Francs kosten, wovon 54 Millionen Francs auf den Staat entfallen würden: Dakar-



Nigerquelle. — Die Granitberge des Kong bei Tembi-Kundu.

St. Louis, 260 Kilometer; — Abzweigung nach Medine, 850 Kilometer; — von Medine zum Niger, 320 Kilometer; zusammen also 1430 Kilometer.

Ueber die Senegalbahnen, zumal die große Transitlinie zum Niger, beziehungsweise nach Timbuktu, welche sich als nichts anderes, als den südwestlichen Ast der großen »Saharabahn« darstellt, gehen die Meinungen sehr auseinander. Die Vertreter des großartigen Projectes sind natürlich voll des rosigsten Optimismus. In einem officiellen Mémoire des ehemaligen französischen Ministers der öffentlichen Arbeiten C. de Freycinet an den Präsidenten der Republik (dto. Paris 12. Juli 1879) wird die Sache so dargestellt, als sei eine transsaharische Eisen-

bahn nicht mehr als Kinderspiel. Selbst über die Natur der Sahara, welche doch in erster Linie in Frage kommt, wird leicht hinweggegangen, und werden die Terrainschwierigkeiten als solche geschildert, »die sich in keiner Weise von den europäischen unterscheiden« (!). Dabei werden die Reichthümer des Sudan gewaltig überschätzt und die Bevölkerungszahl viel zu hoch angegeben.

Am unermüdlichsten haben für dieses Bahnproject Paul Soleillet und der Ingenieur Duponchel gearbeitet. Nach dem Projecte des letzteren würde die Bahn Algier zum Ausgangspunkte haben, quer durch die Wüste nach Timbuktu laufen, hier sich in zwei Aeste gabeln, von denen der eine sich nach dem Tsadsee, der andere aber nach dem Senegal wenden würde, um bei St. Louis das Meer zu erreichen. Die Länge dieser Linien beträgt 2500 Kilometer, also um 300 Kilometer weniger, als die Länge der Bahnstrecke vom Missouri bis zum Stillen Ocean; die Kosten sind von Duponchel auf 400 Millionen Francs veranschlagt. Die directe Route von Algier über Timbuktu nach St. Louis würde übrigens blos 1500 Kilometer betragen.

Die französische Regierung hat wiederholt behufs Vornahme von Vorarbeiten Geldmittel flüssig gemacht. Für uns kommt natürlich nur die senegambische Strecke in Betracht. Hier fiel Paul Soleillet die Aufgabe zu, eine geeignete Trace ausfindig zu machen. Er brach am 16. Februar 1880 von St. Louis auf, wurde aber am 20. März in Adrar von Wegelagerern ausgeplündert und zur Rückkehr gezwungen. Eine zweite Expedition unter der Führung des Capitäns Gallieni kam zwar etwas weiter, bezahlte aber ihren Erfolg mit einem höchst blutigen Preis. Sie gelangte nämlich über Bakel und Medine unangefochten in das Reich des Königs von Segu; im Lande der Malinke aber wurde sie von bewaffneten Bambaras überfallen und vollständig ausgeplündert. Nach siebenstündigem Gefechte retteten sich die Ueberlebenden nach Bamaku, wo ihnen aber gleichfalls ein ungastlicher Empfang bereitet wurde. Später wurde die Expedition zwar aus ihrer Zwangslage befreit, ob aber dieser wenig entsprechende Anfang geeignet ist, großes Vertrauen in die Zukunft des großen Unternehmens zu setzen, mag dahingestellt bleiben.

Die Franzosen aber sind ungeduldige Geschöpfe, wenn es sich um Dinge handelt, ihren Unternehmungsgeist, ihre physische und geistige Energie, ihre civilisatorische Mission u. s. w. ins wahre Licht rücken lassen zu sollen. Nur so begreift

man, wie eine Angelegenheit, über deren praktische Richtigkeit alle Welt einig ist, im Schoße der französischen Regierung warme Befürwortung finden konnte. Dieselbe setzte große Stücke auf die von verschiedenen französischen Reisenden gemachten Erfahrungen, überging aber die sehr schwer wiegenden Einwendungen anderer Forscher, wie Rohlfs, Lenz u. s. w. Das ist schon an sich ein Fehler, weil die ganze Angelegenheit an objectiven Wert verliert. Namentlich muß befremden, wie sich Duponchel über die vorhandenen Schwierigkeiten aller Art in wenig fachmännischer Weise hinwegsetzt. Er meint, daß die Hitze in der Sahara nicht wesentlich größer sei als im Schelifthale in Algerien; daß der Sand, wie die Canalanlage von Suez beweise, nicht zu fürchten, das Wasser allerorts (!) zu beschaffen sei und die Bewohner nicht schlimmer wären, als die Rothhäute, welche die Pacificbahn mit so viel eingebildeten Schrecken umwoben hätten.

Ganz abgesehen, daß es sich bei der Saharabahn nicht allein um die angegebenen Factoren, sondern um eine Summe von zum Theil undefinirbaren Widerwärtigkeiten und ganz besonders um immense räumliche Entfernungen handelt, liegen die Verhältnisse im Innern des Dunklen Erdtheils doch wohl wesentlich anders, als in den Prairien und dem Felsengebirge von Nordamerika. Daß die Saharabahn in den Augen Duponchels im hohen Grade rentabel wäre, versteht sich von selbst; das Project würde ja andernfalls gar nicht aufgestellt worden sein. Die Rentabilitätsberechnung ist aber die reinste Fiction. Er rechnet auf einen jährlichen Export von 140.000 Tonnen, und gibt die gleiche Ziffer auch für den jährlichen Import an, was eine Gesammtgüterbewegung von 280.000 Tonnen ergäbe. Außerdem rechnet er auf 50.000 Reisende per Jahr. Daraus ergäbe sich ein jährliches Erträgniß von $45._5$ Millionen Francs, oder 10% des Anlagecapitals! ... Dagegen meint O. Lenz, daß der Verkehr in jenem Theile der Sahara, welchen die Bahn durchlaufen soll, gering sei und von 50 Karawanen per Jahr bewältigt werden könne. Im Jahre 1879 betrug der Gesammthandel der Colonie Senegambiens allerdings über 33 Millionen Francs (15 Millionen Einfuhr, 18 Millionen Ausfuhr); da es sich aber um Schiffsfrachten handelt, so können jene Ziffern nicht zur Basis für die Rentabilitätsberechnung der Saharabahn genommen werden. ...

* * *

Die Länder am Niger.

Wenn vom »westlichen Sudan« die Rede ist, sollte correcterweise damit eigentlich nur das Nigergebiet gemeint sein; weder Oberguinea, noch Senegambien können im geographischen Sinne zu den Sudanländern gerechnet werden, obwohl man sich, der Einfachheit wegen, wenigstens in den geographischen Handbüchern dazu bequemt hat, die große Plateauzone nördlich des Aequators bis zur Sahara im Norden einerseits, und von der atlantischen Küste bis zum abessinischen Hochland anderseits als »Sudan« zu bezeichnen. Daß zudem die Sudanländer das Verbreitungsgebiet der Negerrasse im engeren Sinne des Wortes sind, wurde bereits hervorgehoben.

Die Nigerländer, obgleich noch wenig durchforscht, sind für uns in erster Linie deshalb von großer Wichtigkeit, weil in ihnen bedeutsame politische Umwälzungen sich zugetragen haben, Staaten von großer Ausdehnung entstanden und wieder zusammengebrochen sind. Wir erinnern an jenen Mohammed Askia, den »Napoleon des Sudan«, der als König des Sourhayreiches zahllose Kriege geführt und ungeheuere Eroberungen gemacht hatte. Am Ausgange des Mittelalters herrschte dieser thatkräftige schwarze König von den Atlasthälern bis zu den Quellen des Niger. Während er einerseits die Grenzen seines Reiches auf so ungeheuere Entfernungen hinausrückte, ließ er anderseits seinem durch gewaltige Kriegszüge schwer bedrängten Volke auch die Segnungen des Friedens zukommen; er verringerte das Heer, pflegte Gerechtigkeit und förderte die Bildung unter allen Classen der Bevölkerung. Achmed Aga, der Verfasser einer »Chronik des Sudan«, sagt von Askia, daß Gott sich seiner bedient habe, die wahrhaft Gläubigen von ihrem Leiden und ihrem Elende zu erretten. Wie verdient er sich selbst um die Wissenschaft gemacht hatte, davon gibt der Umstand Zeugniß, daß er aus weiter Ferne die Gelehrten an seinen Hof berief und sie als die Zierden seines Thrones ansah.

Seiner Laufentwickelung und seinem Stromgebiete nach ist der Niger der drittgrößte Strom Afrikas, während sein Volumen im Unterlaufe nur jenem des Congo nachsteht. Das Stromgebiet des Niger berechnet J. Chavanne mit circa $2._6$ Millionen Geviertkilometer, sein Lauf hat eine Gesammtlänge von 4160 Kilometer, bei einem directen Abstande der Quelle von der Mündung mit

1900 Kilometer, ein Verhältniß, das sofort den großen bogenförmigen Lauf des Stromes kennzeichnet. Unter den großen Strömen Afrikas liegen seine Quellen am niedrigsten, daher auch das Gefälle des Flusses ein auffällig geringes ist. Die Quellen des Niger, welche im Jahre 1879 von Zweifel und Moustier am Nordfuße des Lomagebirges, eines Theiles des Konggebirges, entdeckt wurden, sind mit den Quellen der beiden Flüßchen Tembi und Falico identisch, doch kann ersterer als der eigentliche Quellfluß betrachtet werden, da er von den Eingeborenen wegen seiner Wassermenge der »Vater des Dscholiba« (wie der Niger im Oberlaufe heißt) genannt wird. Nachdem der Tembi sich mit dem Falico vereinigt und zwei kleine Flüßchen — Tamincono und Tentaraba — aufgenommen hat, wendet er sich, in rascher Entwickelung begriffen, zwischen bewaldeten Hügeln nordwärts. Schon nach einem Laufe von 150 Kilometer entwickelt sich der Strom in einer breiten Thalebene. Er verläßt bei Bammaku die Mandingo-Hochterrasse und tritt bei Dschabbi nach einer anfangs nordwestlichen, dann nordöstlichen Richtung in jene Thalebene ein.

Der Strom bietet schon hier dem Blicke ein majestätisches Bild dar, wie denn auch Mungo Park, dessen Name mit dem des Niger allezeit eng verbunden bleiben wird, als er ihn hier zum erstenmale erblickte, in sein Tagebuch schrieb: »Als ich ihn nun vor mir sah, erblickte ich mit größtem Entzücken den Gegenstand meiner Sendung; der lange, vergeblich gesuchte majestätische Nigerstrom glänzte in der Morgensonne, breit strömend wie die Themse bei Westminster, und sanft strömend gegen Sonnenaufgang....« Beiläufig bemerkt, wollte der englische Reisende Gordon Laing bereits im Jahre 1822, als er von Sierra Leone durch die Landschaften Timanni, Kuranko und Sulima bis zum Berge Loma in Mandingo gelangt war, die Quelle des Niger entdeckt haben.

Die Feststellung des Nigersystems hat bis in die neueste Zeit hinein mannigfaltige Schwierigkeiten zu beseitigen gehabt; gänzlich erledigt sind sie noch heute nicht. Schon die mannigfachen Namen des Stromes, welche er an seinen verschiedenen Theilen führt, haben in früherer Zeit zu irrigen Angaben und Voraussetzungen Anlaß gegeben. Die Bezeichnung »Niger« rührt noch aus dem Alterthume her, und zwar von Ptolemäus und Plinius. Man ist geneigt, die Wortform »Niger« auf den targischen Namen des Stromes »N'Eghirrëu« zurückzuführen. Ein gemeinsamer Name für den Strom fehlt im Sudan; die

Mandingos nennen ihn »Dscholiba« (großer Fluß), die Fullah »Mayo«, die Tuareg »N'Eghirrëu«, die Sonrhay »Issa« (oder Schai) und am Unterlaufe sind die Namen »Quorra« und »Bakinrua« gebräuchlich. Neuester Zeit ist unter den Geographen die Schreibweise »Nigir« beliebt, wobei sie sich an das targische N'Eghirrëu anlehnen; correcter würde der Name in diesem Falle allerdings »Neghir« und nicht »Nigir« lauten.

Nachdem der Strom in jene früher erwähnte Thalebene eingetreten ist, ändert er allmählich die Richtung seines Laufes. Er durchschneidet in nordöstlicher Richtung das mächtige Reich Bambara, dessen Hauptstadt Segu Sikoro, eine Stadt von circa 30.000 Einwohnern, mit breiten Straßen und großen Moscheen, den Mittelpunkt des Handels und Verkehres auf dem Oberlaufe des Niger bildet. Ueberhaupt läßt sich die Wahrnehmung machen, daß nach dem Innern zu eine fortschreitende und höhere Civilisation sich geltend macht. Der Anblick des nächsten Landgebietes, welches der Niger durchströmt — Massina — macht den Eindruck von Wohlhabenheit und Fruchtbarkeit, der durch zahlreiche Dörfer und Städte erhöht wird. Große Herden beleben das Land, auf dem Strome selber schwimmen viele Fahrzeuge, die mit mannigfachen und kostbaren Producten beladen sind. Ueberdies bietet der Strom durch seinen Reichthum an Fischen eine reiche Erwerbsquelle dar.

Unterhalb von Sansandig, einer wichtigen Karawanenstation im Reiche Segu, stromab der gleichnamigen Hauptstadt, spaltet sich der Dscholiba-Niger in zwei Arme und bildet eine 180 Kilometer lange und bis 120 Kilometer breite Insel (Bungu) und bald darauf eine zweite über 400 Kilometer lange, aber nur 30 bis 50 Kilometer breite Insel (Dschimballa), deren Nordostende in die Nähe des Vorhafens von Timbuktu, Korome, reicht. Der Strom, dessen Breite im östlichen Hauptarme bis Korome im Maximum 1000 Meter erreicht, wendet sich nördlich der Einmündung seines großen rechtsseitigen Nebenflusses Bakhoy nordwärts, und später in starken Krümmungen nach Nordosten, bis in die Nähe von Korome, wo er ein scharfes Knie nach Osten bildet und circa 300 Kilometer weit diese Richtung beibehält. Auf der Strecke von der Bakhoymündung ab durchströmt der Niger weitgedehntes Savannenland, welches seinem Laufe nicht die geringsten Hindernisse entgegensetzt. Im Gegentheile, der Strom hat überall Raum zur Ablagerung seiner Sedimente und besitzt ein weitver-

zweigtes Netz von Hinter= und Seitenwässern, während gleichzeitig zahlreiche Inseln sein Bett ausfüllen und das eigentliche Fahrwasser einschränken.

Zweihundertsechzig Kilometer östlich von Timbuktu finden sich die ersten Schnellen des Niger vor. Sie werden nun häufiger, namentlich in der Nähe von Rabba am Unterlaufe, wo die Schiffahrtshindernisse (stromab genommen) ihr Ende finden. Bis hieher können Dampfschiffe von der Nigermündung her verkehren. Unterhalb Rabba wendet sich der Strom nach Osten, kurz darauf nach Südosten, um, eine kurze Strecke vor der Einmündung des Benuë, die letzte Wendung nach Südsüdwesten zu vollziehen. Diese Richtung behält er im Großen und Ganzen bis zu seiner Mündung in den Golf von Guinea bei. (Ueber das Delta des Niger s. S. 295.)

Mit der Nennung der verschiedenen Nebenflüsse des Niger möchten wir nicht das Gedächtniß der Leser belasten. Eine Ausnahme hievon macht der Benuë, ein Strom, der an seiner deltaförmigen Mündung den Hauptstrom selbst an Wasserfülle übertrifft. Die nähere Erforschung seines hydrographischen Charakters verdanken wir nächst Barth und dem Negerbischofe Crowther, hauptsächlich dem Pionnier der Deutschen afrikanischen Gesellschaft, R. Flegel, welcher ihn mit Ashcroft bis an die Grenze seiner Schiffbarkeit mit Dampfbooten befahren hat. Seine Quellen liegen in den Ganderebergen der Landschaft Bubodubi, circa 10 Tagreisen südöstlich von Ribago. Der Benuë ist ein stattlicher, nur selten von langgestreckten Inseln besetzter Strom bis zu 1000 Meter Breite, mit abwechselnd flachen und sumpfigen Ufern. Er nimmt mehrere bedeutende Nebenflüsse auf und führt, nebst einem bedeutenden Wasservolumen zur Schwellzeit, Unmassen von festen Bestandtheilen, mit denen großentheils das ungeheuere Delta des Niger vorgebaut worden ist.

Nach Robert Flegel wäre der Benuë mit seinen zahlreichen, weit hinauf schiffbaren Nebenflüssen, vortrefflich zu Handelszwecken geeignet. Die Wichtigkeit dieser Auffassung beruht zunächst wohl darin, daß durch die Eröffnung einer Straße zwischen dem Benuë und dem deutschen Kamerungebiete, ein geschlossenes, höchst ergiebiges Colonialgebiet, das naturgemäß Deutschland zufallen würde, geschaffen werden könnte. Flegel hat in Ngaundere einen Weg über Gazza zum Congo erkundet, zu dessen Zurücklegung etwa zwei Monate erforderlich wären. Er wandte sich direct nach Westen, recognoscirte sechs schiffbare Flüsse, die

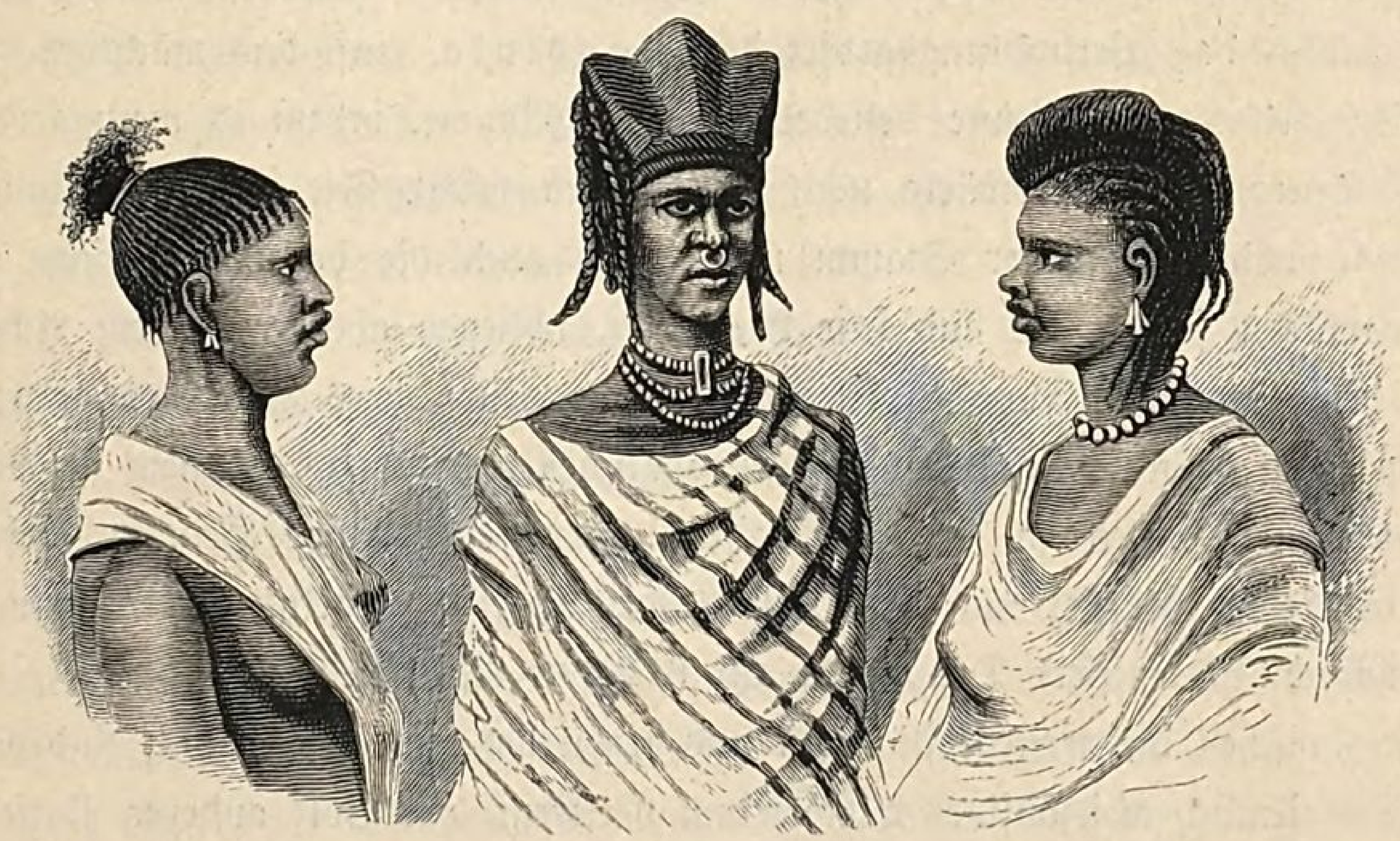
nach Norden dem Benuë zuströmen und war auf dem südlichsten Punkte kaum zwei Breitengrade vom Kamerungebirge entfernt. Von dieser erfolgreichen Reise war Flegel Ende September 1884 nach Deutschland zurückgekehrt, wo er die



Gordon Laing bei der Nigerquelle (s. S. 325).

Bedeutung des Benuë für Handelszwecke und die Wichtigkeit des Kamerun-Hinterlandes maßgebenden Kreisen in überzeugender Weise auseinander gesetzt hatte.

Bevor wir in die Verhältnisse der einzelnen Nigerländer eingehen, müssen wir zuvor eine Orientirung über die Völker derselben gewinnen. Die diesbezüglichen Mittheilungen der Reisenden sind nicht immer zuverlässig. Wohl sind uns die bestehenden Rassenunterschiede, soweit die herrschenden Stämme in Betracht kommen, bekannt; über viele Einzelheiten aber gehen die Ansichten auseinander und das geschichtliche Moment in der Völkerbewegung am Niger leidet sehr unter der Unzuverlässigkeit der einheimischen Chroniken. An Kriegen hat es in jenem Gebiete nie gefehlt; sie hatten gewaltige Umwälzungen im Gefolge, die



Frau aus Massina (Fulah-Race). Soninke-Mädchen. Khassonke-Mädchen.

Westafrikanische Typen.

auch für partielle Völkerverschiebungen und Blutmischungen von großer Bedeutung gewesen sein mochten. Im Großen und Ganzen fußen die ethnographischen Verhältnisse im westlichen Sudan auf den localen Beziehungen zwischen der maurischen und Negerbevölkerung, deren Trennungslinie mit Sicherheit nicht allerorts festzustellen ist.

Im äußersten Nordwesten des Sudan siedelt das Volk der Soninke (Assaunek), das kein reinblütiges Negervolk, sondern ein durch Aufnahme von Berber-Elementen frühzeitig entstandener Mischstamm ist. Er bildete in früherer Zeit den Grundstock des ehemaligen Reiches Gana, eines großen sudanesischen Staates, zu welchem auch das Landgebiet gehörte, in welchem dermalen Timbuktu

liegt. Auf diesen Staat stießen die Berber, als sie bis an den Südrand der großen Wüste vorgedrungen waren. Diese Expansion der Berber war gleichzeitig eine solche des Islam, die an Intensität gewann, als durch die »Congregation der Marabuts« der mohammedanische Einfluß in den Negerländern rasch Fuß zu fassen begann. Die genannte Congregation trat bereits im XI. Jahrhundert am Senegal unter den Lemtuna, einem Zweige der Zenaga-Berber ins Leben, und erhielt sich hauptsächlich durch seinen Fanatismus.

Die Soninke haben eine lange und glorreiche Vergangenheit und sind stolz auf dieselbe. An diese Soninke schließt sich im Westen und Süden des Nigerlaufes das Verbreitungsgebiet der Mandinka, einst das mächtigste Volk in Westafrika. Noch heute besiedelt es weite Räume, indem es westwärts tief nach Senegambien, südwärts nach Oberguinea reicht. Die Mandinka sind ein physisch wohl gerathener Stamm und sollen auch die begabtesten unter allen Negervölkern sein. Sie sind sehr kriegerisch, obliegen aber auch dem Ackerbau und dem Gewerbe. Für den kriegerischesten Zweig dieses Stammes gelten die Bambara, über den die vielen europäischen Forschungsreisenden im Nigergebiet wenig Gutes zu berichten wissen. Ihre eigentlichen Heimsitze befinden sich im Reiche Segu, wo etwa 2 Millionen derselben siedeln. Die Gesammtzahl der Mandinka beziffert Dr. Barth auf 6 bis 8 Millionen.

Zwischen diesen Negerstämmen und jenen des centralen Sudan finden wir, auf ein ziemlich weitläufiges Territorium verstreut, ein Volk anderer Rasse eingekeilt. Es sind dies die Fulbe (oder Fula), wie sie von den Mandinka, Felata, wie sie von den Bewohnern Bornus, Fulan, wie sie von den Arabern genannt werden. Am weitesten gegen Westen, bis ans Meer, sind sie in Senegambien vorgeschoben; in Futa Djallon bilden sie den Hauptstock der Bevölkerung. Weiter gegen Osten haben sie ihre Wohnsitze an den beiden Ufern des oberen Niger (Segu und Massina), dann am Mittellauf dieses Stromes (Sokoto, Gandu), endlich in einzelnen Strichen von Central-Sudan. Am Benuë (Adamaua) sind sie am weitesten nach Süden gerückt und dringen von da unablässig gegen den Aequator vor, als Kämpen des Mohammedanismus überall die heidnischen Stämme befehdend.... Die Fulbe fallen durch ihre physische Wohlgestalt, ihre große Beweglichkeit, Intelligenz und leidenschaftliche Erregbarkeit auf. So lange sie ihr Blut unvermischt erhielten, ging ihnen offenbar die Fähigkeit ab, große

politische Gemeinwesen zu bilden. In der Folge fanden aber zwischen ihnen, den Wolofs und Mandinkas Kreuzungen statt, welche von großem Einflusse für die weitere Entwickelung der Fularasse wurden.

Woher die Fulbe stammen, ist mit Sicherheit nicht anzugeben. Dr. Barth meint, sie seien von Osten her gekommen; gleichwohl hatte er eine Menge historischer Daten gesammelt, die es ihm unzweifelhaft erscheinen ließen, daß ihr Ursitz im westlichen Sudan, in Senegambien, zu suchen sei. In neuerer Zeit war es Senegambien, von wo aus eine Mischrasse zwischen Fulbe und Negern — die Toucouleurs — von Futa Toro als Eroberer ausgingen. Sie hatten im XVIII. Jahrhundert den Islam angenommen und machten das erstemal unter ihrem Haupte Abd el Kader von sich reden. Nach diesem trat zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein anderer Marabut auf, der gleichfalls aus dem senegambischen Futa stammte. Es war dies der berühmte Othman dan Fodio, der zwischen dem Niger und dem Tsadsee ein großes östliches Fulbereich gründete. Bei seinem Sohne Mohammed Bello erschienen 1825 die englischen Reisenden Denham und Clapperton, durch welche wir zuerst nähere Kunde über dieses Reich erhielten.

Nach Abd el Kaders Tod (1770) errangen die Torodo, die Marabuts des senegambischen Futa, große Erfolge. Ihre Krieger, die zugleich Partisane des Islam waren, gründeten verschiedene Reiche, deren wichtigstes Massina war, wo der König Ahmadu von Segu bis Timbuktu gebot. In Futa Djallon hatte sich im Jahre 1855 ein Marabut aus der Umgebung von Podor — El Hadsch Omar — erhoben und den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen gepredigt. Als er von den Franzosen am unteren Senegal überall geschlagen wurde, wandte er sich nach dem oberen Senegal und dem oberen Niger, um daselbst ein mächtiges Fulbereich zu gründen, und zwar zunächst aus den Trümmern mehrerer bis dahin heidnisch gewesener Länder. Diese Länder waren: Kaarta, am rechten Ufer des oberen Senegal, und Segu, am oberen Niger. Beide wurden bis dahin von den bereits genannten Bambara, einem Zweige der Mandinka, beherrscht.

So standen die Dinge zu Beginn der Sechziger Jahre. Der Berührungspunkt zwischen dem neuen Fulbereich und den Franzosen in Senegambien bildete die Stadt Medine am Senegal. Im Jahre 1863 entschloß sich der Gouverneur von Senegambien, General Faidherbe, Handelsbeziehungen mit den östlichen

Nachbarn anzuknüpfen, zu welchem Ende er den Schiffslieutenant Mage und den Chirurgen Dr. Quintin nach Segu entsandte, wo Ahmadu, ein Sohn des Hadsch Omar, residirte. Die beiden Reisenden hatten zu ihrer Aufgabe leider eine sehr ungünstige Zeit gefunden, denn am oberen Niger herrschten damals Wirren und Kriege, welche einerseits die Folge einer noch immer bestandenen tiefen Gährung zwischen den beiden Rassen (Fulbe und Neger) waren und andererseits durch die Expansivbestrebungen des Islam über die heidnischen Stämme hervorgerufen wurden. Ohne in die Details dieser Kämpfe, welche uns die genannten französischen Reisenden mit großer Lebendigkeit geschildert haben, einzugehen, möchten wir nur kurz bemerken, daß Hadsch Omar und seine Söhne bei ihren Unternehmungen wenig glücklich waren. Während Ahmadu bei der Belagerung und Erstürmung von Sansandig (Juli 1865) sich verblutete, hatte dessen Vater, Hadsch Omar, seinen Sohn Algha mit einem großen Heere gegen Timbuktu geschickt, wo er aber geschlagen und mit dem größten Theile seines Heeres gefangen und niedergemacht wurde. Diese Katastrophe benützten die Eingeborenen von Massina, um sich dem siegreichen Sidy el Bakhoy aus Timbuktu anzuschließen und den alten Omar in Hamdallahi zu belagern. Nach achtmonatlicher enger Einschließung versuchte Omar durchzubrechen und seitdem hat man nie wieder von ihm gehört. Dermalen herrschen Omars Söhne nur in Segu, das mit den Franzosen in freundschaftliche Beziehungen getreten ist. Ob das am oberen Niger neu gegründete Reich Segu Sikoro auch in Zukunft dauernden Bestand haben werde, ist mit Rücksicht auf die Haltung der kriegerischen Bambara, die den Franzosen äußerst feindlich gesinnt sind, sehr zu bezweifeln.

An das Reich Segu Sikoro schließt nordwärts, d. i. stromab des Niger, das Reich Massina (oder Moassina), dessen Territorium ungefähr von der Einmündung des Bakhoy in den Niger in ziemlicher Breite an beiden Ufern des Flusses von Djenne bis gegen Timbuktu sich erstreckt. Massina war — wie wir bereits erwähnt haben — das erste Reich, welches die Fulbe gegründet hatten, nachdem es ihnen gelungen war, über die Negervölker des westlichen Sudan die Oberhand zu gewinnen.

Die Kenntniß des Landes selbst verdanken wir hauptsächlich dem Reisenden Dr. Heinrich Barth, der es als ein fruchtbares und an manchen Punkten malerisches Land bezeichnet.

Wir haben weiter oben erwähnt, daß der Niger nach seiner Vereinigung mit dem Bakhoy in weites Savannenland eintritt, das vielfach an die Region des oberen Nil erinnert. Was dem Nigerlande fehlt, ist die üppige Vegetation, wie wir sie am Nil antreffen. Aber wie hier, tritt auch dort, in Massina, der Strom zur Schwellzeit über die niederen Ufer und überschwemmt das Land auf Entfernungen bis 6 Kilometer. Auch der Inselbildungen wurde gedacht. Wo die große Insel Dschimballa endet, befindet sich der Vorhafen von Timbuktu — Korome — malerisch auf einem Hügel gelegen. Ein kahler, öder Landstrich trennt Korome von Timbuktu, und die Eingeborenen hätten keine bessere Bezeichnung dafür finden können, als den Namen »Ur-immandeß«, d. h. »er hört es nicht«, nämlich nicht das Angstgeschrei des einsamen Wanderers, der dort wilden Räuberhorden der Wüste in die Hände fällt.

Von Korome bis Timbuktu sind es ungefähr 15 Kilometer. In dem Augenblicke, wo wir den Namen der »Königin der Wüste« aussprechen, dürften im Gedächtnisse des Lesers mancherlei Erinnerungen von fabelhaften Dingen, die man um jene »Wunderstadt« gewoben, lebendig werden. Die Stadt übte durch lange Zeiträume einen mächtigen, fast märchenhaften Reiz auf die Phantasie unternehmender Reisenden aus, wie dies in ähnlichem Grade von keiner anderen afrikanischen Stadt jemals der Fall war. . . . Die Kunde von der Existenz jenes großen Wüstenemporiums war frühzeitig nach Europa gedrungen. Edrisi, der zwar nie in Afrika gewesen, dem aber für die Geographie äußerst wichtige Handschriften, die später verloren gingen, zu Gebote standen, kennt diese Stadt noch nicht; aber schon Ibn Batuta (1352) weiß von ihr. Der Portugiese Joao Rodriguez berichtet, eine Stadt »Tambuktutu« liege am Flusse »Ennyl«, Ennyl aber sei der Senegal, woraus sich dann die lange für giltig gehaltene Ansicht bildete, Timbuktu liege am Senegal. Als später die Portugiesen von ihren Factoreien an der Westküste Handelsverbindungen mit Timbuktu anknüpften, kam freilich der lang geglaubte Irrthum an den Tag; zugleich aber verlegte man die Stadt weit nach Westen.

Leo Afrikanus hatte schon bestimmtere Mittheilungen. Als Gründungsjahr der Stadt gibt er 1213 (610 der Hedschra) an. Um diese Zeit war es auch, daß in diesem Gebiete der Islam festen Fuß faßte und die ersten Sonrhay-Fürsten die neue Religion annahmen. Wir hatten bereits mehrmals Gelegenheit,

dieser Sonrhay zu gedenken, welche einst im westlichen Sudan ein mächtiges Reich innehatten, nunmehr aber ein politisch macht- und einflußloses Volk sind. Die Kenntniß seiner Vergangenheit danken wir Heinrich Barth, welcher auf seiner großen Reise einen Auszug aus einem sudanesischen Geschichtswerke, den Jahrbüchern des Ahmed Baba, gemacht hat. Dieses Werk enthält eine vollständige Geschichte des Reiches Sonrhay von den ersten Spuren historischer Urkunden bis zum Jahre 1640 unserer Zeitrechnung.

Es wird angenommen, daß die Sonrhay wahrscheinlich von Nordosten her, also von Aegypten, civilisirt worden sind. Der König Ssoni Ali, ein grausamer, aber mächtiger Despot, eroberte im Jahre 1488 Timbuktu, welches angeblich die berberischen Tuaregs gegründet haben sollen, und erhob es zu ungeheuerer Größe. Vielleicht war es dieser einstmalige Glanz, welcher fortan in der Tradition lebendig blieb, nachdem die »Königin der Wüste« längst zu ihrer dermaligen Bedeutungslosigkeit herabgesunken war. Und die Ueberlieferung fand ihren Weg nach Europa, wo sich der Glaube an eine Wunderstadt inmitten der großen afrikanischen Wüste fortentwickelte.... Noch bedeutender aber als jener Ssoni Ali war dessen Sohn Mohammed Askia, den Heinrich Barth den größten Regenten nennt, welcher je über das Negerland herrschte. Doch fehlten auch der Regierung dieses mächtigen und gerechten Herrschers — die Schattenseiten nicht. Die Keime des Zerfalles lagen in den unaufhörlichen Haremsintriguen, Prätendentschaften und aufrührerischen Umtrieben. Die Auflehnung seines Sohnes Mussa mochten Askia bitter an den Anfang seiner eigenen Herrschaft erinnert haben. Als nach mannigfachen Schicksalswechseln endlich die »ruhmreiche Dynastie« ausstarb, folgte eine Zeit anarchischer Wirren. Ende des XVI. Jahrhunderts eroberten die Marokkaner Timbuktu, deren Reich nun vom Mittelmeere bis zum Niger reichte. Aber auch diese Zwischenherrschaft währte nicht lange. Zu Anfang unseres Jahrhunderts wurden die Fremden vertrieben und Timbuktu blieb fortan der Zankapfel in den langwierigen Fehden, welche die Tuaregs und Fulbe um die »Königin der Wüste« ausfochten und auch in Zukunft noch auszufechten haben werden.

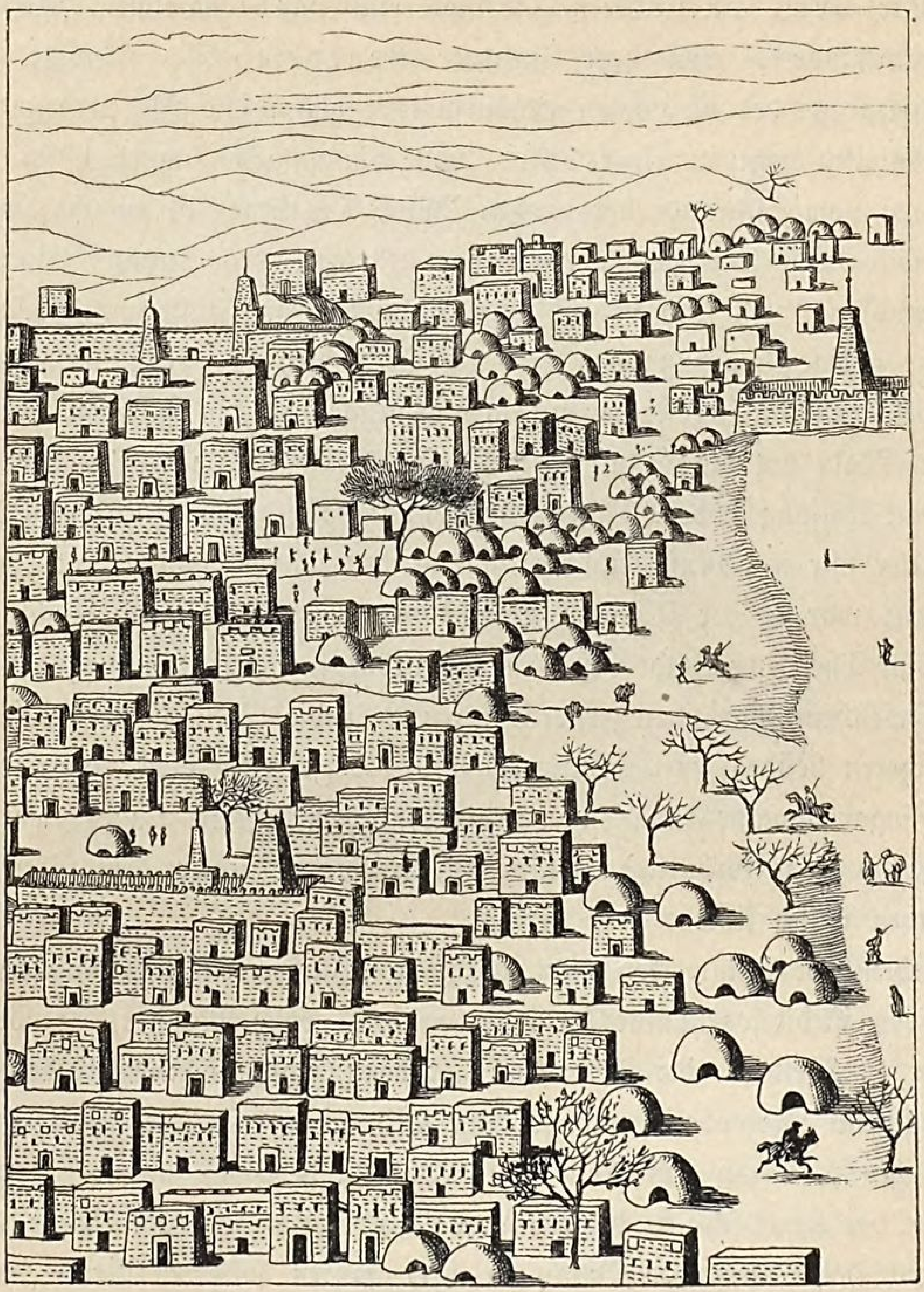
Die Zahl der Europäer, welche Timbuktu besucht haben, ist sehr gering. Einige abenteuernde Matrosen, der Franzose René Caillié, der Engländer Gordon Laing, der unsterbliche Dr. Heinrich Barth, das sind alle

Europäer, welche bis zum 1. Juli 1880 nach der Capitale des Sudan gelangt waren. An diesem Tage betrat die Stadt der unerschrockene österreichische Reisende Dr. Oskar Lenz. In früheren Jahrhunderten wurde Timbuktu (Anfang des XVI. Jahrhunderts) von dem Italiener Benedetto Dri besucht, der auf dem Marktpratze des berühmten Emporiums venezianische Waren feil bot.

Timbuktu liegt in einer Ebene, von Sandhügeln umgeben, in geringer Entfernung vom Südrande der großen Wüste. Die Stadt ist sonach sowohl eine Pforte nach dieser letzteren, wie nach den Ländern des Sudan. Ein schmaler Vegetationssaum zieht sich in südlicher Richtung dem Flusse entlang, während die ganze übrige Umgebung den Eindruck einer kahlen und öden Wüstenlandschaft macht, welche nur die Herbstregen mit einem Anflug von Grün bekleiden. Der Grundplan der Stadt hat die Gestalt eines Dreieckes und mag ungefähr 2½ deutsche Meilen an Umfang haben. Die Straßen und Gassen sind meistens so eng, daß zwei Reiter nur mit Mühe einander ausweichen können, doch macht das Ganze (wenigstens war es zur Zeit Dr. Barths so) den Eindruck der Wohlhabenheit. Der größte Theil der Stadt besteht aus einstöckigen würfelförmigen Lehmhäusern, zwischen welchen Rohrhütten zerstreut liegen. Nur die Wohnungen der Vornehmen und Reicheren besitzen zwei Stockwerke und die Fronten dieser Gebäude zeigen mitunter sogar schwache Anläufe von architektonischem Aufputz. Dagegen contrastiren auffällig die bienenkorbartigen Mattenhütten, wie sie unter dem Sonrhayvolke allenthalben üblich sind.

Bedeutende Bauwerke besitzt die Stadt, außer einigen Moscheen, nicht. Unter diesen ist die sogenannte Djengere-ber (d. i. große Moschee) die vornehmste. Sie liegt am Westende der Stadt und hat neun Schiffe von verschiedener Größe und Bauweise und obeliskenartige hohe Minarete. Eine alte Inschrift nennt Manssa Mussa, König von Melle (XIV. Jahrhundert) als ihren Gründer. Das Nordende der Stadt schließt die prächtige Moschee Ssankore ab, welche in neuerer Zeit durch den Scheich El Bakáy in ihrer ganzen früheren Größe hergestellt worden ist und einen imposanten Anblick darbietet. Die Stadt ist von keiner eigentlichen Mauer umgeben; die früher bestandene, welche in den letzten Jahren vor Barths Ankunft nichts anderes als ein simpler Erdwall war, hatten die Fulbe im Jahre 1826 bei ihrem Einrücken in die Stadt zerstört. Die Stadt öffnet sich theils in regelmäßigen, theils in gewundenen Gassen, die

gepflastert sind; einige haben eine Art Rinnsteine in der Mitte, um dem Wasser bei Regenwetter Abfluß zu gewähren, was besonders nöthig ist, da Dachrinnen das

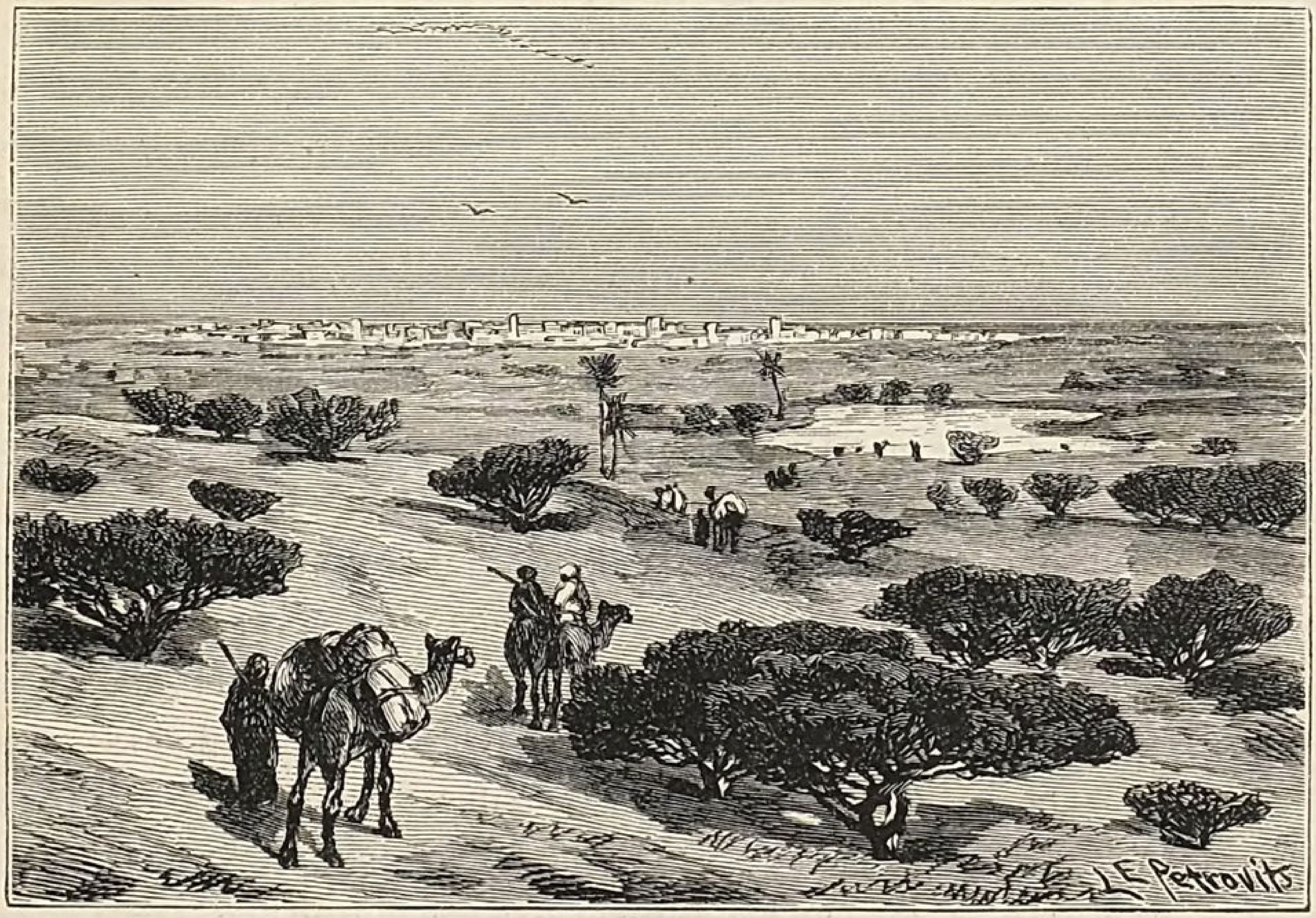


Timbuktu (nach einem alten Kupferstiche).

ganze, auf den Terrassen sich ansammelnde Regenwasser in die Straßen ergießen. Auffallend ist der Mangel an großen Plätzen.

Die Einwohnerzahl, welche ältere Schriftsteller auf 80.000 bis 100.000 bezifferten, beträgt dermalen circa 13.000, mit Ausschluß der zahlreichen Fremden,

welche in der Zeit vom November bis Januar nicht unter 10.000 anzuschlagen sind, da ja die Stadt wegen der Unfruchtbarkeit der Gegend lediglich auf den Handel mit den Nachbargebieten angewiesen ist. Daß aber gerade in der angegebenen Zeit Handel und Verkehr auf dem Markte ihren Höhepunkt erreichen, hat seinen Grund darin, daß zur Zeit des niederen Wasserstandes des Niger für die Karawanenzüge der Aufenthalt in der Stadt und Umgebung durch die zahllosen Schwärme von Blutfliegen, deren Stich für die Kameele sogar tödtlich sein soll,



Timbuktu.

höchst belästigend, ja gefährlich wird. Dennoch fehlt es, jene kurze Zeit etwa ausgenommen, an jener Regsamkeit, durch die große Handelsstädte sich auszuzeichnen pflegen. Reis, Negerkorn und vegetabilische Butter (Balánga), welch letztere theils als Brennöl, theils als Surrogat für animalische Butter Verwendung findet, Pfeffer und Ingwer, nebst geschmackvollen Lederarbeiten der Tuareg, bilden die einheimischen Marktartikel. Drei große Handelsstraßen münden in Timbuktu. Auf der Wasserstraße von Südwesten her wird das Gold der Senegalländer in Form von massiven Ringen nach der Stadt gebracht. Dorthin

kommen auch Guronüsse. Auf der Karawanenstraße von Marokko her kommt das im ganzen Sudan schmerzlich vermißte Salz; auf der östlichen, über Rhadames ziehenden Karawanenroute, finden europäische Waren — englische Baumwollzeuge, Thee, und die weitberühmten Solingerfabricate — ihren Weg nach Timbuktu. Der eigentliche große Verkehr hat sich nach Kano, dem »sudanesischen London«, gezogen.

Für die europäische Wirksamkeit liegt in Timbuktu ein ungeheures Feld offen, um den Handel in dieser Gegend wieder in großartiger Weise aufblühen zu lassen. Die Schwierigkeiten, welche die Stadt dem freien Handel mit Europäern entgegensetzt, sind indessen sehr groß. Die eigenthümliche Lage der Stadt am Rande der Wüste und an den Grenzscheiden verschiedener, einander feindlich gesinnter Rassen, macht Timbuktu gewissermaßen zu einer herrenlosen Stadt, in welcher anarchische Zustände an der Tagesordnung sind. Diesen letzteren fiel beispielsweise Laing zum Opfer und auch Dr. Barths Lage war zu Zeiten eine sehr kritische. Jeder einzelne der vielen Machthaber wollte den verhaßten Christen todt oder lebendig in seine Hände bekommen, und ohne den mächtigen Schutz des Scheichs Ahmed el Bakay wäre es auch um Barth geschehen gewesen.

Dieser Bakay ist das Oberhaupt eines geistlichen Ordens, welcher die größte moralische Macht in diesem Theile von Afrika repräsentirt. Der Herrscherfamilie Marokkos, deren religiöse Oberhoheit der Orden anerkennt, alliirt, mit den Herrschern von Sokoto und Bornu befreundet, hatten die Chefs des Ordens nur mit der erbitterten Gegnerschaft des Beherrschers von Massina zu rechnen, dessen Expansionsgelüsten sie aber, wie wir weiter oben gesehen haben, mit Erfolg entgegentraten. Die Bakay leiten ihre Abkunft von dem Partisan des Islams in Afrika, Ibn Okba ab, von dem wir früher einmal erzählten (s. S. 11), daß seine Schaaren unter dem fatimidischen Khalifen Mostansir ganz Nordafrika überschwemmten. Zur Zeit der Almoraviden soll Timbuktu ein Sammelplatz aller gelehrten und weisen Islamiten Nordafrikas gewesen sein, ein »Athen der Wüste«, das seinen Glanz noch lange in der Ueberlieferung behielt, als es mit demselben thatsächlich längst vorüber war. Die kriegerischen Verwickelungen, in welche die Stadt seit Jahren einbezogen war, traten nämlich sehr frühzeitig ein (XIV. Jahrhundert) und es ist nicht anzunehmen, daß die ewigen Kämpfe, der zu Zeiten blühenden Stadt nicht erheblichen Schaden zugefügt hätten.

Als letzter Europäer hat, wie bereits erwähnt, Dr. O. Lenz in Timbuktu seinen Einzug gehalten. Nach seinen Berichten war die Stadt nur mehr der Schatten ihrer einstigen Größe. Ihre Einwohnerzahl schätzt er auf 20.000 Seelen (Araber und Neger). Handel und Industrie sind nicht bedeutend. Dagegen hebt Lenz den großen Reichthum der Thierwelt hervor. »Herden von Büffelochsen, wollfreien Schafen und Ziegen, ganze Züge von Kameelen und Eseln sieht man hier zur Tränke ziehen und dazwischen schreiten zahme, ihres Federschmuckes beraubte Strauße, häßliche Thiere in solch abgerupftem Zustande. In den Häusern aber leben zahlreiche große und buntfarbige Eidechsen, Chamäleone, Gecko und andere zwar harmlose, aber als Hausgenossen uns Europäern doch wenig sympathische Thiere. Auf den Mauern der Veranda meines Hauses konnte ich eine förmliche Jagd anstellen nach Amphibien aller Art, die in der Sonne lagen und auf Insecten lauerten.«

Einen eigentlichen Oberherrn hat Timbuktu nicht. Die Verwaltung besorgt ein Kahia (Bürgermeister), der der großen Familie der Rami entstammt. Die angesehenste Familie ist aber die der bereits genannten El Bakay, deren jetzigem Haupte, Abaddin — einem jungen, gelehrten und tüchtigen Manne — Lenz ein ausgezeichnetes Zeugniß ausstellt. Der Reisende fand in dem Hause des Kahia gute Aufnahme und reiche Verpflegung; er wurde mit Besuchen überhäuft und namentlich mit ärztlichen Consultationen belästigt, entzog sich aber glücklich aller Gefahr, indem er ganz harmlose Mittel verschrieb. Obwohl die gebildeten Bewohner der Stadt die muselmanische Maske des Reisenden durchschauten, ignorirten sie gleichwohl vornehm den Christen und ließen ihn unbehelligt; ja Lenz war sehr wohlgelitten, denn als er am 17. Juli 1880 Timbuktu verließ und nach dem Senegal aufbrach, strömten ganze Schaaren herbei, um sich von ihm zu verabschieden. Lenz' Aufenthalt in Timbuktu hätte von noch größerem Werthe werden können, namentlich für die historische Wissenschaft, würde er über die nothwendigen Geldmittel verfügt haben, um eine Anzahl jener Bücher über die Geschichte der Stadt, welche dortselbst aufbewahrt werden, käuflich an sich zu bringen.

Von der Gründung Timbuktus und ihrer Schicksale in früheren Jahrhunderten war bereits früher die Rede. Größeres Interesse dürften die Vorfallenheiten der letzten Jahrzehnte für sich beanspruchen. Im Jahre 1826 besetzten

die Fulbe von Massina die Stadt, wo sie achtzehn Jahre verblieben, worauf sie (1844) von den Tuaregs verjagt wurden. Das Sicherheitsgefühl der neuen Herren scheint jedoch nicht groß gewesen zu sein, denn kaum zwei Jahre nach eingetretenem Besitzwechsel schlossen jene mit den Fulbe von Massina einen Vertrag, laut welchem letzteren die Stadt Timbuktu einen jährlichen Tribut von circa 24.000 Francs zu zahlen hatte. Dieser Vertrag wurde von Seite der Tributpflichtigen im Jahre 1855 gebrochen, was zu einem Kriegszuge der Fulbe gegen Timbuktu Anlaß gab, der aber ohne Erfolg blieb.

Eine neue Bedrängniß brach für die Stadt herein, als der mächtige Scheich Hadsch Omar die Länder am oberen Niger unter seine Herrschaft gebracht hatte und nach der Eroberung von Massina im Jahre 1862 den ihm, als Herrn dieses Landes gebührenden Tribut von Timbuktu einforderte. Um dieser Forderung Nachdruck zu geben, gab er seinem Gesandten eine militärische Escorte von 4000 Mann mit auf den Weg; sie drang, trotz Protestes El Bakay's, in die Stadt ein. El Bakay verließ hierauf Timbuktu, um demnächst mit einer Armee von Tuaregs zurückzukehren, den Sendling Hadsch Omars zu schlagen und die Fulbe zu veranlassen, die Stadt zu räumen. Hierauf deckte El Bakay, durch Araber und Tuaregs verstärkt, die Stadt auf der Südseite, der Dinge harrend, die da kommen sollten. In der That ließ Hadsch Omar nicht lange auf sich warten. Er führte eine starke Armee an, und die Araber und Tuaregs hatten nichts Eiligeres zu thun, als das Lager zu räumen, um die Gegner in die Stadt zu locken. Hadsch Omars Horden ließen sich die gute Gelegenheit nicht entgehen und schritten wohlgemuth an die Plünderung der Stadt. Der Rückzug der Araber und Tuaregs war aber nur eine Falle. Sie kehrten zurück, fielen über die Plünderer her und richteten ein furchtbares Blutbad an. Hadsch Omar entkam mit genauer Noth mit einem Häuflein Getreuer und rettete sich über den Niger. Das geschah zu Beginn des Jahres 1863. Ein Jahr darauf wurde, wie wir bereits vernommen haben, Hadsch Omar von den Timbuktuanern in seiner eigenen Residenz Hamdallahi angegriffen und geschlagen, worauf der alte Kämpe spurlos verschwand. Wahrscheinlich ist er im Kampfe gefallen.

Es ist nun an der Zeit, daß wir Timbuktu verlassen und den Niger hinabsteuern, um jene Gebiete kennen zu lernen, welche sich östlich des Stromes

erstrecken. Es sind dies die sogenannten Haussa-Staaten, Gründungen der Fellata. Zunächst aber soll uns noch der Strom selber beschäftigen. Seine Breite bei Timbuktu ist beträchtlich, namentlich zur Schwellzeit, in der sich der Niger zu einem ungeheuren Wasserspiegel erweitert, der fast den ganzen Raum zwischen Korome und Timbuktu einnimmt. Aus diesen hydrographischen Verhältnissen erklärt es sich, weshalb man die Stadt nicht am Ufer des Niger



Dr. Oscar Lenz.

erbaut hat. Trotz der ansehnlichen Entfernung von 15 Kilometer, welche Timbuktu vom Niger trennt, reichte im Jahre 1640 das Hochwasser gleichwohl bis zur Stadt und setzte einen Theil derselben gänzlich unter Wasser.

Von Korome ab strömt der Niger, mit der mäßigen Geschwindigkeit von drei englischen Meilen in der Stunde, in östlicher Richtung. Der schmale Vegetationssaum, welcher hier noch die Ufer begleitet, macht aber bald wieder der öden, kahlen Wüstenlandschaft Platz. Um so fruchtbarer sind die zahl-

reichen Strominseln, welche die nomadisirenden Tuaregs mit ihren Herden aufsuchen, indem sie mit letzteren von Insel zu Insel schwimmen. Allmählich hören auch die öden Wüstenstriche auf, und an deren Stelle tritt niedriger Baumwuchs und Gestrüpp, Schlupfwinkel für zahlreiches Raubwild, während Krokodile und Flußpferde in großer Zahl den Fluß selber occupirt halten. Außerdem wimmelt es von Sumpf- und Wasservögeln, deren eintöniges Gekreische die tiefe Stille unterbricht.

Diesen eintönigen Charakter behalten die Uferlandschaften am mittleren Niger ungefähr bis zu dem alten Gogo bei, dem südwestlichsten Punkte der großen Wüste. Bald stellen sich freundlichere Bilder ein, namentlich unterhalb Bamba, eines großen Dorfes mit maurischer Bevölkerung. Die Sandebene tritt hier zurück und harte Sandsteinfelsen säumen die Ufer. So erheben sich unter anderem im Districte Tinscherifen mitten im Strome zwei mächtige Felsen (Barror und Schabor) und verengen das Bett des Niger bis auf circa 50 Meter, während weiter unterhalb, kurz vor der Biegung des Stromes bei Burrum nach Südost, niedrige Felsen ihn eng zusammenschnüren, so daß der Strom schäumend sich Bahn brechen muß. An Schnellen, Katarakten, Inseln, Hinterwässern, Buchten und Einschnitten ist in diesem Abschnitte des Nigerlaufes kein Mangel. Gleichwohl vermögen sie, trotz der reichen Abwechslung, welche sie in das Strombild bringen, dessen Monotonie nicht zu paralysiren.

Dazu kommt, daß die Bevölkerung, den Bodenverhältnissen entsprechend, nur von geringer Dichtigkeit ist, während Handel und Verkehr auf der großen Wasserstraße von Timbuktu abwärts gänzlich aufhören. Erst bei Gogo, der ehemaligen Hauptstadt des mächtigen Sonrhay-Reiches, macht sich ein fortschreitender Anbau geltend. Gogo ist übrigens dermalen nur ein elendes Dorf von wenigen hundert Einwohnern. In der alten verfallenen Moschee ruhen die Gebeine des größten Sonrhay-Fürsten und Begründers einer einst mächtigen Dynastie, Mohammed Askia. . . . . Reis- und Tabakfelder dehnen sich zu beiden Seiten des Stromes. An die Stelle der bis Gogo an den Niger-Ufern vorherrschenden Sanddünen treten anmuthige Gestade, denen hübsche Gruppen von Tamarinden und Sykomoren malerischen Reiz verleihen, während am Fuße der die Ufer begleitenden Hügelketten in rascher Aufeinanderfolge die schmucken Dörfer der Sonrhay sich erheben. In den Provinzen

Arhule, Asannagh und Immanang sind sogar Kornfelder nichts seltenes, deren Ertrag in Garu (unweit von Sinder), einer Stadt von circa 18.000 Einwohnern, unterhalb der Mündung des Goredjende in den hier »Eghirrëu« genannten Strom auf dem dortigen Markte starken Absatz findet.

Die Schwierigkeiten, welche gerade auf dieser Strecke mehrere Stromschnellen der Schiffahrt entgegenstellen, werden bei hohem Wasserstande überwunden. Dem linken Ufer entlang zieht sich ungefähr in 14° Nordbreite eine Hügelreihe (Bafole- oder Fatadjemma-Kette) hin, die sich in ihrer höchsten Gruppe, den Bingaui, bis 300 Meter über das Stromniveau erhebt. Eine Insel (Neni), welche hier im Flusse liegt, ist der Geburtsort des mehrgenannten Mohammed Askia, dessen gefeierter Name mit den Schicksalen dieses Landes so eng verknüpft ist. Im Districte Yuri, zwischen dem Schirba und Gorebi (zwei rechtsseitigen Nebenflüssen des hier »Quorra« genannten Stromes), beschäftigt sich die mit Sonrhay vermischte Fulbe-Bevölkerung, welche am oberen Theile des Stromes ausschließlich Viehzucht treibt, auch mit Ackerbau. Sie hat ein altes Sprichwort: »Die Kuh ist das nützlichste Werk der Schöpfung«; aber hier pflanzen sie Baumwolle, die bei der leichten Communication auf dem Wasser lohnenden Ertrag abwirft.

Gegen Sai nimmt der Strom an Breite zu; sein Lauf ist ruhig und langsam, im Durchschnitte drei englische Meilen in der Stunde. Seine Breite mißt fast 1 Kilometer. Sai selbst ist eine Sonrhaystadt von etwa 8000 Bewohnern und bildet ein Viereck von zusammen 8000 Schritten Umfang. Zur Zeit der periodischen Anschwellungen des Stromes leidet die Stadt viel durch Ueberschwemmungen. Unter der Bevölkerung macht sich leider ein großer Mangel an Betriebsamkeit geltend. Immerhin aber, meint Barth, ist Sai für den Europäer der bedeutendste Punkt in diesem Abschnitte der Nigerländer. Die Bedeutung des Ortes würde natürlich noch gewinnen, wenn es einmal gelingen sollte, die Stromschnellen zu überwinden, welche den Verkehr auf dem Niger oberhalb Rabba und besonders zwischen Bussa und Yauri hemmen, und diese so schöne offene Wasserstraße im westlichen Sudan vom Außenverkehr abschließen. Uebrigens stellt sich der Dampfschiffahrt noch ein anderes, nicht minder empfindliches Hinderniß entgegen: der Mangel an Brennmaterial, welches an den sandigen und holzarmen Stromlandschaften nicht zu beschaffen ist.

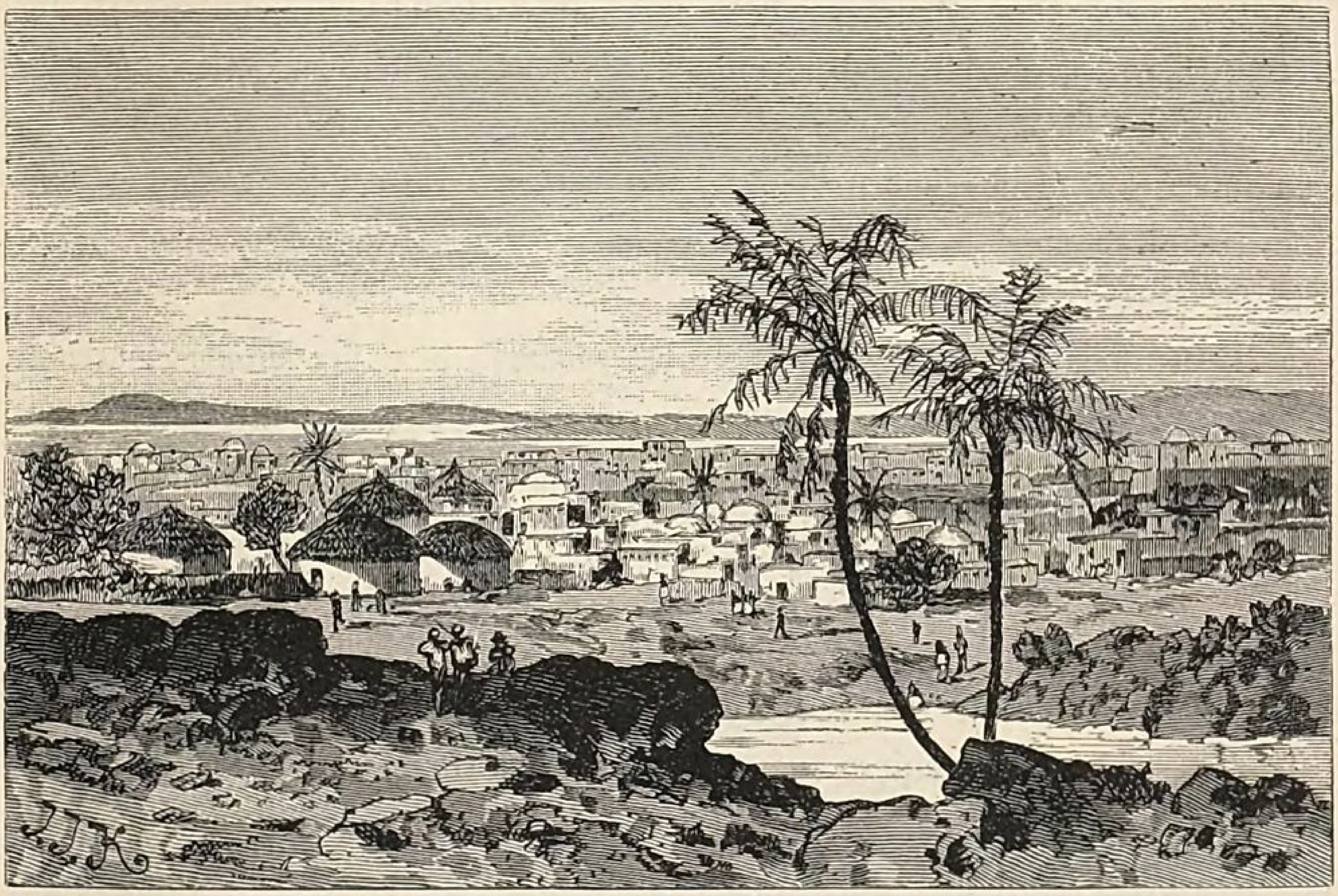
Von Sai an behält der Strom noch eine gute Strecke seine südöstliche Richtung bei. Zahlreiche Sonrhay-Gemeinden haben sich hier, unabhängig von der herrschenden Classe, den Fulbe, niedergelassen. Von Kraft und Muth zeugt auch ihr energisches Auftreten gegen die Nachbarreiche. Während das alte Reich im Norden immer mehr dem Verfalle entgegengeht, entsteht im Süden ein anderes, verjüngtes, das in demselben Maße an Umfang zunimmt, als der Islam südwärts an Boden gewinnt. Je weiter wir stromabwärts kommen, desto reger



Boot auf dem Niger.

entfalten sich Handel und Verkehr. Dies gilt besonders von Gomba, an der Mündung des Sokoto. Wir sind hier sozusagen an der Schwelle der Haussa-Staaten. Sie führen ihren Namen von dem in ihnen dominirenden Negervolke, den Haussa; die Staatengründungen selber rühren aber von den Fulbe (Fellata) her. Diese Reiche sind: Igwandu (Gando), Sokoto und Adamaua. Sokoto und Igwandu (ersteres mit Adamaua 438.300 Geviertkilometer und 12 Millionen Einwohner, letzteres 213.640 Geviertkilometer und $5^1/_2$ Millionen Einwohner umfassend) sind die bedeutendsten Reiche unter den drei Staaten und umfassen außerdem eine Anzahl tributärer Länder, worunter die Sultanate

Bautschi (oder Jakoba), Kano, Keffi und Katsena die vorzüglichsten sind. Das ganze Gebiet des Sokotoreiches ist eine große gebirgige Hochebene, deren Gebirge meist aus Granit bestehen und wahrscheinlich bedeutende Metallschätze enthalten. Zinn und Eisen wird schon dermalen, wenn auch in geringen Quantitäten, gewonnen. Die Vegetation ist eine äußerst mannigfaltige und die Fauna entspricht dem Pflanzenreiche an Menge der Arten. Die Völkerstämme, welche das fragliche Gebiet besiedeln — die Haussa-Neger — sind die körperlich



Kano.

und geistig am meisten entwickelten im Sudan. Fast die ganze nördliche Hälfte haben die Haussa-Neger inne, ein Stamm, in dessen Körperformen und Gesichtszügen der Negertypus sich am reinsten erhalten hat. Selbst wo die Vermischung mit Berbern (Tuaregs) oder Fulbe stattgefunden hat, wußte das schwarze Element, als das stärkere, den Sieg zu behaupten. Südlich von den Haussa wohnen eine Menge verschiedener, mit einander verwandter Stämme, mit deren Namen wir das Gedächtniß des Lesers nicht belasten möchten.

Unmittelbar von Gombo nach Osten erstreckt sich das Reich Gando (Igwandu). Der Gründer dieses Reiches war der große Scheich Othman, der,

von religiösem Fanatismus entflammt, mit seltener Energie die vielen Stämme seines Volkes vereinigte und so das genannte große Reich ins Leben rief. Nach seinem Tode zerfiel es in die beiden Schwesterstaaten Gando und Sokoto. Die gleichnamige Hauptstadt des ersteren Reiches ist dermalen herzlich unbedeutend. Die fast ununterbrochenen politischen Wirren haben einen Zustand von Anarchie geschaffen, dessen lähmender Einfluß auf Handel und Wandel sich nicht verkennen läßt.... Besser ist es mit Sokoto bestellt, einer Stadt, die etwa 30 Meter über der Thalebene liegt und eine friedliche Bewohnerschaft von Kaufleuten und Gewerbtreibenden besitzt. Wenigstens war dies zur Zeit Dr. Barths so, welcher Reisende die Rührigkeit der Bewohner hervorhebt. Sokoto ist die Hauptstadt des gleichnamigen Reiches, welches aus einer Menge kleinerer und größerer Sultanate besteht, die insgesammt dem Beherrscher von Sokoto tributär sind.

Das Gebiet westlich des Niger bei Gomba, d. i. der Raum innerhalb der großen Nigerbeuge, scheint von einer einzigen Völkerrasse bewohnt zu sein, obwohl sie politisch in mehrere Nationen zerfällt. Man hat Grund zu vermuthen, daß diese Rasse in früheren Zeiten den ganzen oberen Lauf des Niger innehatte und daß ihr dieser Landstrich erst später von den Mandinka und Sonrhay abgerungen wurde. Das dem Nigerstrome bei Gomba zunächst gelegene Reich Gurma scheint von den Sonrhays am meisten heimgesucht worden zu sein, da es dem Hauptsitze dieses Volkes unmittelbar benachbart war. Die Verhältnisse besserten sich wieder, als die Fulbe, welche das Erbe der Sonrhay angetreten, an Kraft und Unternehmungslust eingebüßt hatten.... Consolidirter und stärker als Gurma ist das Reich Mossi, welches sich südwestlich des ersteren erstreckt. Nordwestlich der »Morba« (wie die Bewohner von Mossi heißen) hausen die Tombo, über deren Verhältnisse nur wenige Daten erkundet worden sind.

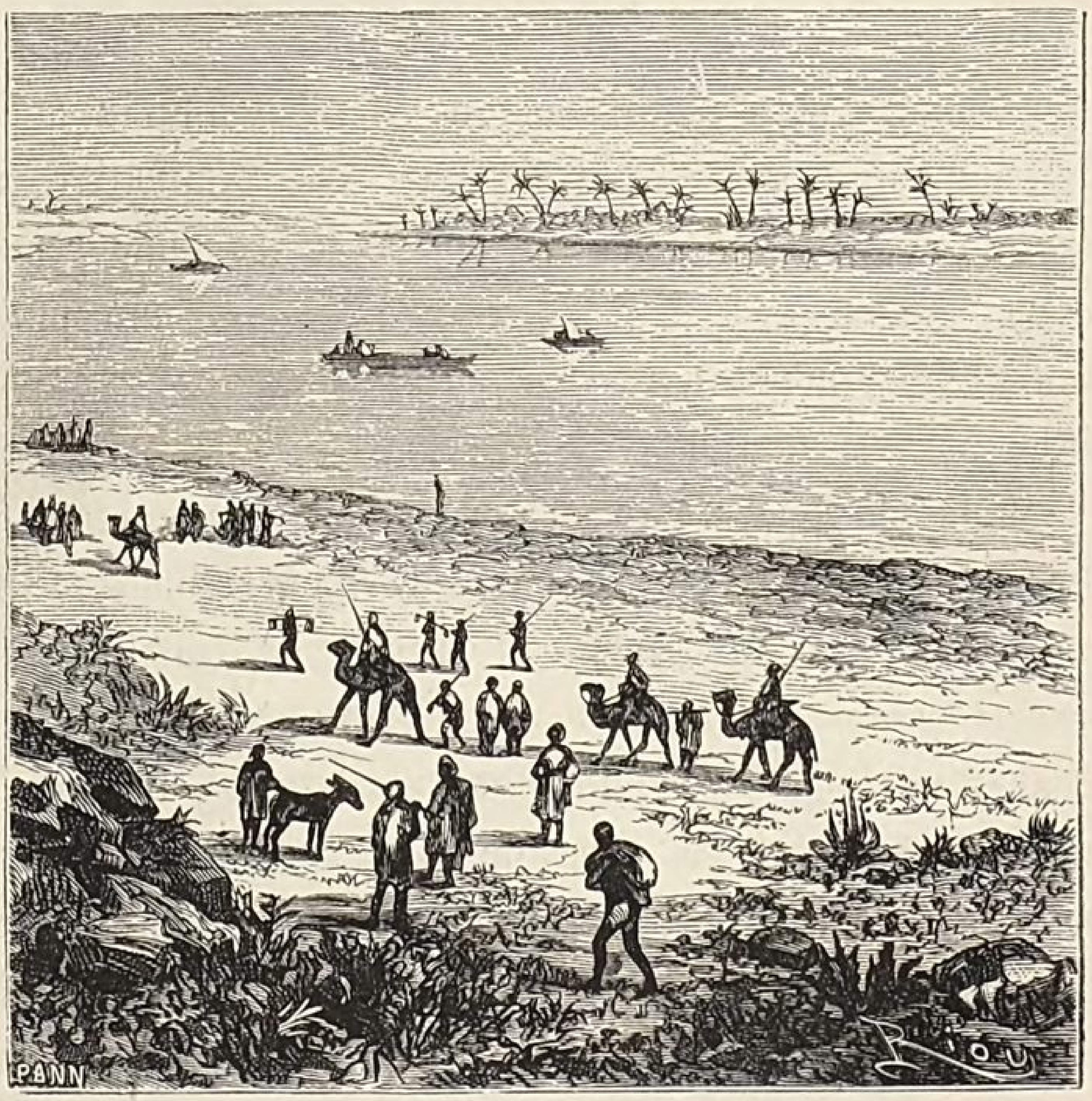
Wir wenden uns wieder den linksufrigen (östlichen) Nigerländern zu und widmen unseren nächsten Besuch der dermalen berühmtesten und größten Stadt im westlichen Sudan. Es ist dies Kano, das »sudanesische London«. Kano ist eine sehr alte Stadt, doch hat es als Handelsplatz vor Einnahme derselben durch die Fulbe nicht viel bedeutet. Vor dem Jahre 1807, meint Dr. Barth, war die Stadt nur schwach oder gar nicht besucht. Dermalen dürfte sie zwischen 30.000 bis 40.000 Einwohner besitzen und ist entschieden der Mittelpunkt des

Handels im ganzen westlichen und centralen Sudan. Dr. Barth hat eine anziehende und eingehende Schilderung des malerischen und reichbewegten Lebens in diesem innerafrikanischen Emporium geliefert, auf die wir leider nicht näher eingehen können. Wohlhabenheit, ja selbst Luxus, machten sich hier allenthalben geltend. Freilich constatirten die jüngsten Besucher der Stadt — die italienischen Forschungsreisenden Matteucci und Massari — auch die Anwesenheit von einer großen Anzahl von Elenden (Blinden und Lahmen), welche in ganzen Schaaren nach dem Markte strömen, um zu betteln.

Im Südosten von Kano erstreckt sich des Reich Bautschi, mit der gleichnamigen Hauptstadt (nach ihrem Gründer zuweilen auch »Jakoba« genannt), ein Ort mit röthlich-schwarzen Ringmauern, die nur einige wenige Thore durchbrechen. So herrlich die Natur dieses weite Alpenthal geschmückt hat, meint Gerhard Rohlfs, einen so öden Eindruck macht von außen gesehen die Stadt. Es ist aber eine sehr volkreiche Stadt von mindestens 150.000 Bewohnern, könnte jedoch innerhalb der Mauern, die einen Umfang von $3\frac{1}{2}$ Stunden haben, wenigstens eine doppelte Zahl Menschen fassen. Die Stadt ist auf drei Seiten von Granitfelsen umgeben und liegt 960 Meter über dem Meere. Dieser hohen Lage entsprechend ist das Klima von Bautschi (das, beiläufig bemerkt, politisch dem Sultan von Sokoto unterthan ist) ein gemäßigtes, und würde sich vorzüglich für europäische Ansiedler eignen.

Südöstlich des Bautschireiches erstreckt sich zu beiden Seiten des oberen Benuë das Fellatareich Adamaua, das gleichfalls von Sokoto abhängig ist. Barth und Vogel haben dieses Land durchforscht, und neuerdings (1881 bis 1883) wurde es von Eduard Flegel besucht, der den Benuë-Landschaften — wie wir bereits andernorts vernommen haben — eine große Zukunft prognosticirt. Das Klima des Landes sei gesund, die islamitische Bevölkerung tolerant, die Bildung der herrschenden Classen jener in den Haussa-Staaten gleich. Ausgiebige und gesunde, dem Europäer zuträgliche Nahrung sei reichlich vorhanden und europäische Handelsartikel könnten auf großen Absatz rechnen. In Adamaua, versichert Flegel, werde, entgegen der allgemeinen Erscheinung in Afrika, jeder Europäer hoch willkommen sein.... Flegels Stimme ist nicht ungehört verhallt. Sie hat zur Gründung einer »Deutschen Benuë-Gesellschaft« geführt, über deren Thätigkeit erst die Zukunft wird Aufschluß geben können.

Wir haben nun zum Schlusse noch einen orientirenden Blick auf den Unterlauf des Niger zu werfen. Einen Hauptpunkt des Verkehrs bildet hier Rabba, mit einer nicht unbeträchtlichen, theils moslimischen, theils heidnischen Bevölkerung. Der große Markt zu Rabba versammelt vermöge seiner günstigen Lage an der Grenze der Wangara- und Haussa-Staaten immer Vertreter des weiten Sudan in großer Anzahl.... Von geringer Bedeutung ist Eggan, die Hauptstadt der Nufe-Neger.... Nach dem Zusammenflusse mit dem Benuë tritt der Niger in landschaftlich anmuthige Gegenden ein. Eine romantische Stromschnelle erhöht den Reiz dieser Uferlandschaften. Je mehr der Strom aber der Mündung sich nähert, desto flacher werden die Ufer, desto breiter das Bett. Abo, oberhalb des Nigerdeltas, liegt bereits ganz in Sumpfland. Kurz unterhalb dieses Punktes beginnt das gewaltige Nigerdelta, dessen vielfach verschlungene Arme und Stränge ein unabsehbares Gewirre bilden.



Am Niger.



Der mittlere Sudan.

Unter der geographischen Bezeichnung »Mittlerer Sudan« sind die Neger-Königreiche zu verstehen, welche den Bereich der Tsadsee-Depression einnehmen. Die politische Abgrenzung des Gesammtgebietes fällt so ziemlich mit der hydrographischen zusammen. Die erwähnten Reiche, welche sich um das Becken des Tsade (oder Tschade) gruppiren, sind: Bornu, Baghirmi, Kanem und Wadaï. Unter diesen Staaten ist Bornu der größte und mächtigste und war uns derselbe früher als irgend ein anderer jener afrikanischen Binnenregion näher bekannt. Eigentliche Uferstaaten des Sees sind nur Bornu und Kanem; Baghirmi besitzt nur einen kleinen Uferstreifen des Tsade nächst der Mündung des großen sudanesischen Binnenstromes Schari, der sich in jenen ergießt. Das Sultanat Wadaï, das größte der central-sudanesischen Reiche, wird durch das nördliche Baghirmi und das südliche Kanem vom Tsadsee abgeschnitten.

Ueber alle diese Länder verdanken wir die neuesten und zuverlässigsten Nachrichten den beiden deutschen Forschungsreisenden Gerhard Rohlfs und Gustav

Nachtigal, was Baghirmi und Wadaï anbetrifft, fast ausschließlich dem letzteren. Die Kenntniß von Bornu, dem Staate, mit welchem wir uns zunächst befassen werden, reicht aber viel weiter zurück. Wir verdanken sie den ersten Pionnieren im mittleren Sudan: Vogel, Barth, Clapperton und Richardson. Gerhard Rohlfs hat das bis dahin lückenhaft gebliebene Bild zu einem erschöpfenden Totalgemälde erweitert, Dank der freundlichen Gesinnung des Sultans Omar, die sowohl diesem Reisenden, wie seinem Nachfolger, Dr. Nachtigal, sehr zu statten kam.

Bornu, sowie auch die übrigen Staaten des mittleren Sudan, sind mohammedanisch, doch erstrecken sich nach Süden hin, bis in das Stromgebiet des Congo, auch weite Heidenländer, die zwar nicht unmittelbar zum Herrschaftsgebiete jener Reiche gehören, dafür aber als ergiebiges Jagdgebiet auf — Sclaven angesehen werden. Dank der vom Beherrscher von Baghirmi systematisch betriebenen Razias in jenen Gegenden, sind sie im Laufe der Zeit in grausamer Weise entvölkert worden und liegen Handel und Wandel arg darnieder. Näheres über jene südlichen Gebiete wissen wir derzeit freilich nicht, wenn auch ein Diener Nachtigals bis 6° 7′ Südbreite vorgedrungen ist und dürftige topographische Notizen zurückbrachte. Was vollends Wadaï anbelangt, war es bislang dasjenige afrikanische Binnenland, welches den europäischen Reisenden völlig abgeschlossen blieb. Dr. Vogel, der in Wadaï eingedrungen war, mußte sein Beginnen mit dem Tode büßen. Er wurde, wie Dr. Nachtigal erkundet hat, in der alten Residenz Wara hingerichtet.

Hinsichtlich seiner geographischen Lage nimmt Bornu das Gebiet westlich und südlich des Tsade ein, indem es dort an das Sultanat Sokoto, hier an das Reich Adamaua grenzt. Den Norden und Osten des Sees, beziehungsweise das Hinterland desselben, nimmt das Reich Kanem ein. Baghirmi ist das Land des Schari; Wadaï ist das Bindeglied zwischen dem mittleren und östlichen Sudan und gleichzeitig (in nordsüdöstlicher Richtung genommen) die vermittelnde Region zwischen der berberisch-nigritischen Mischbevölkerung von Tibesti (s. die ethnographische Karte, Tafel IV) und den nördlichen Congovölkern (den Banda 2c.). Im Osten grenzt Wadaï an Dar Fur, das bisher das westlichste Gebiet des sogenannten »ägyptischen Sudan« war.

Bornu und Baghirmi sind hauptsächlich durch die in diesen Reichen herrschenden staatlichen Einrichtungen merkwürdig, welche manche Geographen mit

dem Ehrentitel »Negercivilisation« auszeichnen. Man darf hiebei freilich nicht an culturelle Zustände denken, welche aus dem Begriffe der Civilisation hervorgehen. Diese letztere prägt sich hier in Form einer gut organisirten Verwaltung, in einer Hofhaltung mit allen erdenklichen Aemtern und Würden und einem ziemlich festgefügten Heerwesen aus, lauter Dinge, die man in anderen Negerreichen schmerzlich vermißt. Daß es übrigens auch mit diesen Einrichtungen seinen Haken hat, geht, zum mindesten was Baghirmi betrifft, aus den Mittheilungen Nachtigals hervor, welche uns in grellen Farben die Zerrüttung des Reiches schildern, wie solche im Jahre 1872, zur Zeit der Anwesenheit des genannten Reisenden dortselbst, bestand. Auch die unmenschlichen Sclavenjagden sind nicht darnach, uns von der viel gerühmten »Negercivilisation« in den Tsadseereichen hohe Begriffe beizubringen. Was schließlich die Bewohner von Kanem betrifft, so sind dortselbst nicht Neger, sondern Araber (vgl. Tafel IV) das herrschende Element. Sie bilden weitab von ihren Stammesgenossen, mitten zwischen den Sudannegern und den Bewohnern der Sahara, eine Völker- und Sprachinsel, von räumlich beschränkter Ausdehnung. Diese Araber (Ulēad Soliman) besiedeln das Land im Nordosten des Tsade; von Norden her reichen Bewohner berberisch-nigritischen Stammes bis zum See. In Bezug auf den Flächenraum ist Kanem das kleinste der vier Reiche im mittleren Sudan; es steht in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu Bornu, wie Baghirmi (das zweitkleinste der vier Reiche) zu Wadaï. Darnach würden sich eigentlich nur zwei Negerstaaten in den Besitz des mittleren Sudan — zusammen circa 770.000 Geviertkilometer — theilen, von denen wieder Wadaï das größere, Bornu das mächtigere und reichere ist. Zwischen Bornu und Baghirmi wurden zu Zeiten blutige Kriege geführt, und wie im westlichen Sudan, scheint auch im mittleren alles Völkerheil nur in der Waffengewalt zu liegen, von der immer wieder in ausgiebiger Weise Gebrauch gemacht wird.

Der geographische Mittelpunkt der vorerwähnten Staaten ist der Tsadsee, oder kurzweg »Tsade« genannt. Nach Rohlfs kann der Tsade eigentlich nur in der Schwellzeit ein See in der wahren Bedeutung des Wortes genannt werden. Er hat dann etwa eine fünffach größere Ausdehnung als zur Trockenzeit, in welcher er eigentlich nichts anderes als ein ungeheuerer Sumpf ist. An den meilenweit mit Schilf und Papyrusstauden bewachsenen flachen Ufern hausen zahlreiche Herden von Flußpferden, und ist die Luft mit dem Geschrei enormer

Mengen von Wasservögeln erfüllt. Dagegen sind Elephanten und Rhinocerosse selten. In der Mitte des Sees befinden sich zahlreiche Eilande, die in der Trockenzeit unter sich und theilweise auch mit dem Festlande zusammenhängen. Bewohnt sind sie von heidnischen Negern, welche als Piraten in einem üblen Rufe stehen. Der See hat die Gestalt eines unregelmäßigen, mit der Spitze, die abgerundet ist, nach Nordwesten gerichteten Dreieckes, dessen Grundlinie etwa 170 Kilometer beträgt. Die größte Breite mißt 240 Kilometer. Der Flächeninhalt beträgt 27.000 Geviertkilometer, der ungefähr demjenigen der Insel Sicilien entspricht, der der See auch seiner Gestalt nach ähnlich ist.

Unter den zahlreichen Zuflüssen, welche der See von Westen, Süden und Südosten empfängt, ist der Schari der bedeutendste. Derselbe besteht eigentlich aus zwei Flüssen, die sich etwa 80 Kilometer oberhalb der Mündung, die in einem reich gegliederten Delta besteht, vereinigen. Fast alle Nebenmündungen finden sich auf der Westseite des Hauptstromes. Der Schari kommt aus Südosten, aus noch unbekannten Regionen und ist der bedeutendste Binnenfluß Afrikas. Seine Wassermenge ist zur Schwellzeit sehr bedeutend, doch besitzen wir über dieselbe keine stichhältigen Daten. Eine merkwürdige Eigenschaft des Sees ist die süße Beschaffenheit seines Wassers. In der Regel bilden alle Flüsse, die in Binnenseen münden, diese allmählich zu Salzseen um. Da nun der Schari, wie Barth und Nachtigal übereinstimmend angeben, keine gelösten Salzbestandtheile mit sich führt, seine Wassermenge aber für den Tsade ausschlaggebend ist, erklärt sich obiger Umstand von selbst.

Von besonderem Interesse ist das große Flußbett, welches vom Ostufer des Tsade zuerst in östlicher, dann in nordöstlicher Richtung abgeht und Bahr el Ghazal heißt. Die Resultate der Untersuchungen Dr. Nachtigals faßte Dr. A. Petermann wie folgt zusammen: Es war zwar bekannt, daß der Bahr el Ghazal ein mit dem Tsadsee in Verbindung stehendes ausgedehntes, fruchtbares Thal und Flußbett sei, ob dasselbe aber in den See münde, oder umgekehrt, von demselben abgehe, ließen alle bisherigen Forschungen und Nachrichten ungewiß. Nach Dr. Nachtigal ist es nun unzweifelhaft, daß das Wasser des Tsadsees in den Bahr el Ghazal hineinströmt und daß, wie er annimmt, sogar Borku, weit im Nordosten gelegen, eine große Depression bildet, die noch unter dem Niveau des Tsade liegt. Die Länge des genannten Thales ist auf 250 Kilo-


OGOWE-MÜNDUNG,
Gabun u. Corisco Bai.
Maaßstab 1:2,000,000.
0 10 20 30 40
Kilometer.
Französische Besitzung.
Spanische
ATLANTISCHER OCEAN
C. Ninje (S. Jean)
C. Crigi
Elobe I.
Coga C.
I. Corisco
Corisco Bai
Bainia I.
Apuron
C. Rocha
C. Esteiras
Aranya B.
Mt. Bouet
C. S. Clara
Libreville
C. Pongara
Gabun
Mt. Bohuin
Nonbeque
Dunas blancas
Dunas grandes
Dune plate
Gambe Khaue
Kondschoë
Mamelles
Mandschi B.
Ogula Limbay
Sangatanga
Ngola
Gubia B.
C. Tambenione
C. Lopez
Lopez Bai
C. Fetisch
Nazareth B.
Isambe
Lopez Insel
Fishtown
Ogowe
Dambo
Ndugo
Orovi
Igane
IVILI
Nduba
Anenge S.
Elinde
R. Fernand Vaz
Dschombuai
Factorei Walker
Agogodscho
N C O M I
Aienana
Mpaga B.
Gumbi
Schimbo
Sumbe
Mandadua
Aniambie
C. Voschie
C. S. Catherine
Olomba
Bagga S.
Obindschi
Anguka
Olenda
Ncalai Bumba
Npopo
KANGA NIARE
Ndgewho B.
Ngunie
Lambarene
Sile S.
Evine S.
Alegoma
Biala
Ambi Tschukue
Oronga
Makako
ADSCHI UMBA
GALOA
TUNGUSOTI
Igalagare
Nschingi
See Jonanga
GALOI
Aschankolo
Asingo S.
Mabuassamba
Issanga
Bakale
Okonscho B.
Mondah
Bande
Antonbie
Dankbe
Engambe
Schabole
Tengeriak
Mt. Elebe
Suintoko
Nschiendor
Elanda
Ninge-Mpala Berge
Malagala
Takama
Alen
Avega
Bali
Mbene
Kanga
Esonga
Yungulapai
Laval B.
Moondah Düne
Mundah
Sdamiao
IBUAI
MBUSCHA
MBONDEMO
FÂN-STÄMME
Sierra do Cristal
BAPUKA
0 1 2 9 10
9 öst. v. Greenwich



Ein Negerheer setzt über den Niger.

meter zu veranschlagen.... Gleichwohl meint Nachtigal, daß dieses Thal schwerlich jemals ein offenes Flußbett gewesen sei, sondern ein weites, flaches, mehr oder weniger mit Vegetation bedecktes Thal von geringer Neigung nach Nordosten, das nur bei ausgiebiger Füllung des Tsade das Hochwasser desselben nach Nordosten zu führen vermochte. In regenreichen Jahren findet eine Füllung des Bahr el Ghazal nur wenige Kilometer weit statt.

Wir wenden uns nun den einzelnen Staaten des Tsadseegebietes zu, und beginnen mit dem mächtigsten und wichtigsten, dem Sultanate Bornu. »Das



Am Ufer des Tsadsee's.

Land ist,« schreibt Nachtigal, »mit Ausnahme der Grenzprovinzen im Nordwesten, Westen und Süden, durchaus eben. In den Provinzen Munio und Sinder sind einige Berggruppen, die sich bis zu 1000 Meter erheben; auch im Margi- und Mandaralande finden sich einzelne Erhebungen von circa 1000 Meter Meereshöhe. Der Kern des Landes ist so eben, daß die Flüsse in der trockenen Jahreszeit, wegen des äußerst geringen Gefälles, nur einzelne Tümpel bilden, so daß man oft gar nicht unterscheiden kann, ob sie fließendes Wasser enthalten, oder nach welcher Richtung sie strömen. Im nördlichen Theile des Landes waltet

der Steppencharakter vor; auf dem der Wüste zugekehrten Rande dieses Gebietes gedeiht auch die Dattelpalme. Da von der Sahara her nicht selten Horden räuberischer Tuaregs das Land heimsuchen, finden sich nur spärlich menschliche Ansiedlungen. Das Steppengebiet bildet den Tummelplatz zahlreicher Straußen-, Giraffen- und Gazellenrudel.«

Wenn man von Norden her Bornu sich nähert, findet die Wüste beim Brunnen Belkaschifari ihr Ende. Zunächst machen sich Gräser bemerklich, darunter manche, welche genießbares Korn tragen; dann folgt der große Mimosenwald, welcher in einem 4 bis 5 Tagreisen breiten Gürtel den Sudan fast seiner ganzen Breite nach von Westen nach Osten durchzieht. Damit ist freilich kein veritabler Wald oder vollends ein Urwald zu verstehen, denn die Mimosen stehen ungemein schütter, bilden weite Strecken nur eine Art von lichtem Buschwald mit dazwischen liegenden ausgedehnten Grasflächen. Weiter nach Süden zeigt sich das Land immer mehr und mehr von Thieren, namentlich von Antilopen belebt; es zeigen sich Giraffen und das Auge des aufmerksamen Beobachters wird auch alsbald auf die Spuren des Löwen stoßen. Zuletzt wird der offene, aus spitzen Rohrhütten aufgebaute Ort Ngigmi erreicht, die erste Niederlassung von Bornu, am Nordostende des Tsadsees.

Das herrschende Element unter der Bevölkerung von Bornu bilden die Kanuri ($1\frac{1}{2}$ Millionen); sonst wohnen im Lande noch Masa (Kotoko) oder Mekari-Neger, dann zerstreut Araberstämme, ferner Teda (berberisch-maurische Mischlinge aus Tibesti), Haussa-Neger u. a. Die Kanuri schildert Nachtigal als mittelgroß von Statur, plump, ohne elastische Bewegungen und von grauschwarzer oder rothschwarzer Hautfarbe. Die Frauen sollen ganz außergewöhnlich häßlich sein, ganz im Gegensatze zu den Frauen in Baghirmi, welche die hübschesten im ganzen Sudan sind. Dem Charakter nach sind aber die Kanuri ein gutmüthiges Völkchen, dabei etwas indolent, und nicht sehr muthig. Bemerkenswert ist besonders ihre Sprache, welche ein völlig selbständiges Idiom ist, und nur eine entfernte Verwandtschaft mit der Tebu-Sprache verräth. Die Kanuri sind sehr betriebsam, und verstehen sich außer auf den Ackerbau auch auf etliche Gewerbe. Die Araber in Bornu beschäftigen sich nur mit der Viehzucht. Das einträglichste Gewerbe ist aber der Sclavenhandel, der im mittleren Sudan wie vielleicht nirgend anderswo in Afrika in den Tsadseeländern im Schwange geht.

Die Hauptstadt von Bornu und die Residenz des Sultans ist Kuka, eine deutsche Meile vom Westufer des Tsade entfernt, mit einer Bevölkerung von 50.000 bis 60.000 Seelen. Es ist eine Niederlassung jüngeren Datums, denn ihre Gründung fällt in das Jahr 1814. Sie besteht aus drei Theilen, der Weststadt, der Mittelstadt und der Oststadt, von denen die erstere und letztere mit hohen und wohlerhaltenen Mauern aus gehärtetem Thon umgeben sind. Zu der Mauerkrone führen von innen überall bequeme Treppen empor, während der Wall selbst nach außen steil abfällt. Die Hauptverkehrsader (Dendal, d. i. »Promenade«) verbindet das Westthor mit dem Ostthor, und in ihr herrscht das lebhafteste Treiben. Zur Schwellzeit freilich, wenn das ganze umliegende Land von den Hochwässern des Tsade überschwemmt und in einen Sumpf verwandelt wird, steht auch der Dendal unter Wasser. Die Umgebung der Stadt ist keineswegs öde. Blos in der unmittelbaren Nähe der Stadt sieht man Culturen; sonst sieht man, soweit das Auge reicht, nichts als dichte Waldungen von Tamarinden Mimosen und Dumpalmen.

An öffentlichen Gebäuden besitzt natürlich eine Stadt, wie Kuka, deren Baumaterial blos Thon ist, nichts bemerkenswertes. Der jetzige Sultan, Scheich Omar, residirt in der Oststadt, wo er drei sehr große, geräumige Wohnungen hat, die ebenfalls aus Thon gebaut sind; in den inneren Hofräumen sind außerdem eine Menge kleiner birnenförmiger Hütten aus Stroh, für die Weiber und Sclaven. Dicht dabei befindet sich eine Moschee, die ebenfalls aus Erdklumpen errichtet ist. In der Hauptwohnung des Scheich Omar befindet sich auch das Grabmal seines Vaters Mohamed-el-Kanemi, welcher die jetzige Dynastie der Kanemin gegründet hatte, nachdem die der Sefua, welche etwa vom ersten Jahrtausend nach Christi bis zu Beginn unseres Jahrhunderts in Bornu den Thron einnahm, durch ihn gestürzt worden war.

Der Sultan Scheich Omar hält sich einen großen Hofstaat und eine verhältnißmäßig gut gedrillte Armee. Er ist auch bekannt für sein freundliches Entgegenkommen gegenüber europäischen Reisenden und in seiner Schatzkammer befinden sich, außer Geschenken von der Königin Victoria, auch solche des Kaisers von Deutschland, die dem Sultan durch Gerhard Rohlfs überbracht worden waren. In der Weststadt befindet sich ein eigenes »Christenhaus«, welches allen europäischen Reisenden von Overweg und Barth an, als Absteigquartier gedient hat. Der

König, sowie das Volk lieben militärische Schaustellungen, wobei an phantastischem Aufputze das Aeußerste geleistet wird. Stahlpanzer und Wattenpanzer, mit Messingplatten verziert, wattirte Kopfbedeckungen, rothe Burnusse, Schnüre, Trodbeln, Quasten u. s. w. spielen hiebei eine große Rolle. Auch die Pferde werden mit Wolldecken gepanzert und diese »Panzerreiter« scheinen der Stolz des Sultans und seines Volkes zu sein. Am wirklichen Kriege aber hat letzteres keine Freude, denn es liebt die Behaglichkeit und den schwelgerischen Genuß über Alles. Die Putzsucht unter den Kanuri erstreckt sich übrigens nicht nur auf die Krieger, sondern auf das ganze Volk, zumal die Frauen, die sich in ihrer bizarren Ausschmückung gerne in den Straßen und auf öffentlichen Plätzen zeigen. . . .

Im Südosten von Bornu liegt das Land Baghirmi, von dem vielfach verzweigten Geäder des Schari durchströmt, ein Land, welches in allen Zeiten mehr oder minder von den Nachbarreichen abhängig und vermöge seiner Lage, südlich des Tsadsee, auch vom directen Verkehre mit den afrikanischen Mittelmeerländern abgeschnitten war und ist. Nach den letzten Nachrichten aus Baghirmi, welche in die Zeit fallen, da Dr. Nachtigal dortselbst sich aufhielt (1872), hatte das Reich abermals seine Selbständigkeit verloren. Im Jahre 1871 hatte der Sultan Mohammed Ali von Wadaï, auf den wir weiter unten zurückkommen werden, Baghirmi mit Krieg überzogen, der mit der Eroberung Massenjas, der wallumgürteten Hauptstadt des Reiches, endete.

Baghirmi ist das Land des Schari, der es mittelst eines förmlichen Systems von Flußläufen, die immer wieder zusammenkommen und auf diese Weise große Inseln bilden, bewässert. Der Ursprung und Oberlauf des Schari ist uns bis heute unbekannt. Die Reisenden Dr. Barth und Dr. Nachtigal erfuhren bei ihrer Anwesenheit in Baghirmi, der Fluß von Logon (ein westlicher Zufluß des Schari) und der Schari hätten gemeinsamen Ursprung und theilten sich erst einige Kilometer von dem Eintritte des letzteren in Baghirmi. Dr. Nachtigal ist indeß der Ansicht, der Logon müsse eine selbständige Wasserader sein. Der Schari theilt sich bei seinem Eintritte in Baghirmi in ein ausgebreitetes Wassernetz, empfängt auf der Ostseite mehrere Nebenflüsse, welche den südlichen Theil des Reiches Wadaï durchströmen, und mündet, nachdem er im Unterlaufe noch den Logon auf der Westseite aufgenommen, mittelst eines Delta in den Tsade.

Als Dr. Nachtigal zu Beginn des Jahres 1872 von Bornu aus den vom Sultan von Wadaï entthronten Fürsten von Baghirmi besuchen wollte, überschritt er den Schari bei Miskin (s. S. 360), wo der Fluß fast 400 Meter



Watten-Panzerreiter des Sultans von Bornu. (Facsimile eines alten Kupferstiches.)

breit und beträchtlich tief ist. Dann zog die Karawane bis Mafalin dem Strome entlang, wandte sich von hier gegen Süden und erreichte, nach einer Wanderung durch zahlreiche verlassene Ortschaften, das Lager des depossedirten

Königs im Gaberi-Gebiete. Obwohl der Schari in der trockenen Jahreszeit zu halbversiegten Wasserlachen zusammenschrumpft, sind seine Ufer, und zwar auf weiteren Strecken als dies sonst bei afrikanischen Flüssen der Fall ist, mit einer üppigen Vegetation geschmückt. Der landschaftlich anmuthige Charakter dieser Gegenden geht auch in der Zeit der Dürre nicht verloren. Der Graswuchs behält fast immerwährend sein frisches Aussehen, die Baumgewächse werden weniger als sonst in diesen Ländern durch Unterholz in ihrem Wachsthume behindert. Dagegen bemerkt Dr. Barth, daß er in keinem der bereisten Länder des Sudan ein solches Vorherrschen an holzzerstörenden Würmern, Ameisen und Termiten gefunden habe, wie in Baghirmi.

Das Land ist durchwegs eben; es dacht sich nur ganz wenig, wie dies dem vielfach verzweigten Wassernetze des Schari entspricht, von Südost nach Nordwest ab. Bodenanschwellungen finden sich nur an der Peripherie des eigentlichen Baghirmi. Der Flächeninhalt dieses Landes beträgt ungefähr 50.000 Geviertkilometer, die Zahl seiner Bewohner ist auf 1 Million Seelen zu veranschlagen, wovon ungefähr 70 Procent den eigentlichen Baghirmiern angehören, während der Rest der Bevölkerung sich aus Arabern, Bornuleuten und Fulbes zusammensetzt. Hinsichtlich der physischen Beschaffenheit der Eingeborenen sind Dr. Barth und Dr. Nachtigal darin einig, daß sie zu den wohlgerathensten Repräsentanten der reinen Negerrasse zählen. Die Männer werden in Bezug auf Schönheit der Gestalt noch von den Frauen übertroffen. Die Bekleidung der ersteren besteht aus einem Streifen Fell, der um die Lenden geschlungen wird. Besondere Sorgfalt wenden sie dem Haarputze zu, dem sie allerlei ergötzliche Formen geben. Noch einfacher als die Toilette der Männer ist jene der Frauen; sie besteht nämlich nur aus einem Stricke oder einer Perlenschnur, welche, um die Hüften gewunden und zwischen den Beinen durchgezogen, vorne befestigt wird. Dazu kommen lederne »Strumpfbänder« (wohl nur Kniespangen), mit Kaurimuscheln verziert, Halsschnüre aus Glasperlen und Glas- oder Holzstücke, welche durch die Lippen gepreßt werden, so daß der Mund häufig von diesem eigenthümlichen Zierat ganz verbarricadirt erscheint. Die Frauen scheren das Haar ganz, oder zum mindesten am Vorderkopf, in welchem Falle das übrige Haar kurz getragen wird. Die Familie beruht auf der polygamischen Ehe. Frauen, welche ihre Gatten mit keinen Kindern beschenken, können in die Sclaverei

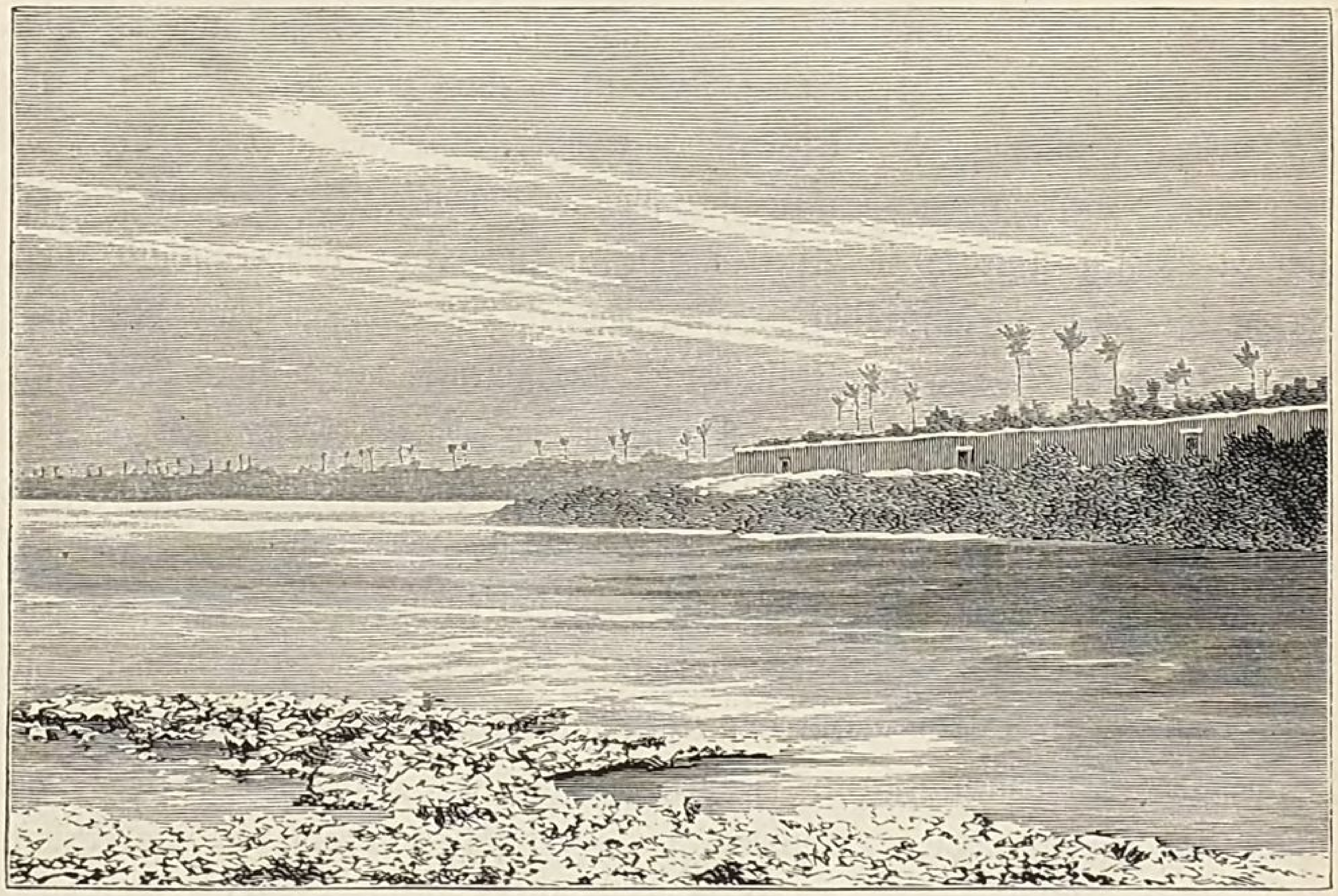
verkauft werden. Anderseits ist es jedem Weibe gestattet, nach der Geburt des dritten Kindes in ihr elterliches Haus zurückzukehren, da durch die Beschenkung des Gatten mit drei Sprossen der ursprüngliche Kaufpreis für getilgt angesehen wird.

Die Baghirmier sind vorwiegend Krieger und lieben nicht die Beschäftigung und Thätigkeit des Friedens. Sie sind der Arbeit abhold, zeigen sich sorglos und leichtsinnig und, in Folge ihres Hanges zu Streit und Fehden, roh und grausam. Dennoch sind sie ihren stärkeren Nachbarn — Bornu und Wadaï — nicht gewachsen, und auch mit ihrer Tapferkeit, soweit es sich um energische Ausdauer und zähen Widerstand handelt, ist es nicht weit her. Ein Hinderniß der vollen Entfaltung des kriegerischen Sinnes ist wohl in erster Linie die mangelhafte Bewaffnung. Feuerwaffen sind noch immer selten und die vorzüglichsten Waffen bestehen in Speeren, Pfeilen und einer doppelzinkigen Hacke, welche die Form des australischen Bumerang hat. Als Schutzwaffen bedient man sich einfacher Schilde, dann elfenbeinerner Armschienen, mit welchen Dolchstiche und Hiebe mit dem vorerwähnten Wurfeisen abgewehrt werden.

Ueber dem ganzen Volke Baghirmi's liegt der Schatten eines in barbarischen Gebräuchen sich kundgebenden finsteren Aberglaubens. Ihr höchstes Wesen erkennen sie im Donner, dessen Sprache ihnen Heil oder Unheil kündet. Verkörpert zeigt sich diese abstracte Gottheit in einem rohen Idol, das aus einem Baumstrunke besteht und in einer kleinen Hütte untergebracht wird. Frauen und Kinder haben in diese Tempel keinen Zutritt. Aehnlich wie bei den Gabonesen herrscht auch unter den Baghirmiern der Glaube, daß Todesfälle nur auf die Zauberkünste übelwollender Mitmenschen zurückzuführen sind, welchen Wahn unzählige Unschuldige mit einem gewaltsamen Tode bezahlen. Um den »Schuldigen« zu ermitteln, wird der Verstorbene auf die Köpfe von zwei Männern gelegt, wobei die Füße des Todten nach der Richtung des Hauses desjenigen gekehrt werden, der schon im vorhinein als das Sühnopfer auserwählt worden ist. Vor dem Hause bleiben die Träger stehen, indem sie vorgeben, nicht mehr weiter zu können. Nun stürmt die Rotte das Haus des vermeintlichen Zauberers und haut ihn in Stücke. Die Familie des Ermordeten aber wird in die Sclaverei verkauft, während sein bewegliches und unbewegliches Vermögen dem Sultan zufällt. In den Provinzen Somraï und Killem herrschte vor Zeiten auch die Sitte, mit dem

Verstorbenen einen lebenden Knaben und ein lebendes Mädchen mitzubegraben, angeblich um dem Todten die Fliegen zu erwehren; Dr. Nachtigal ist nicht in der Lage, zu sagen, ob die Gepflogenheit noch bestehe.

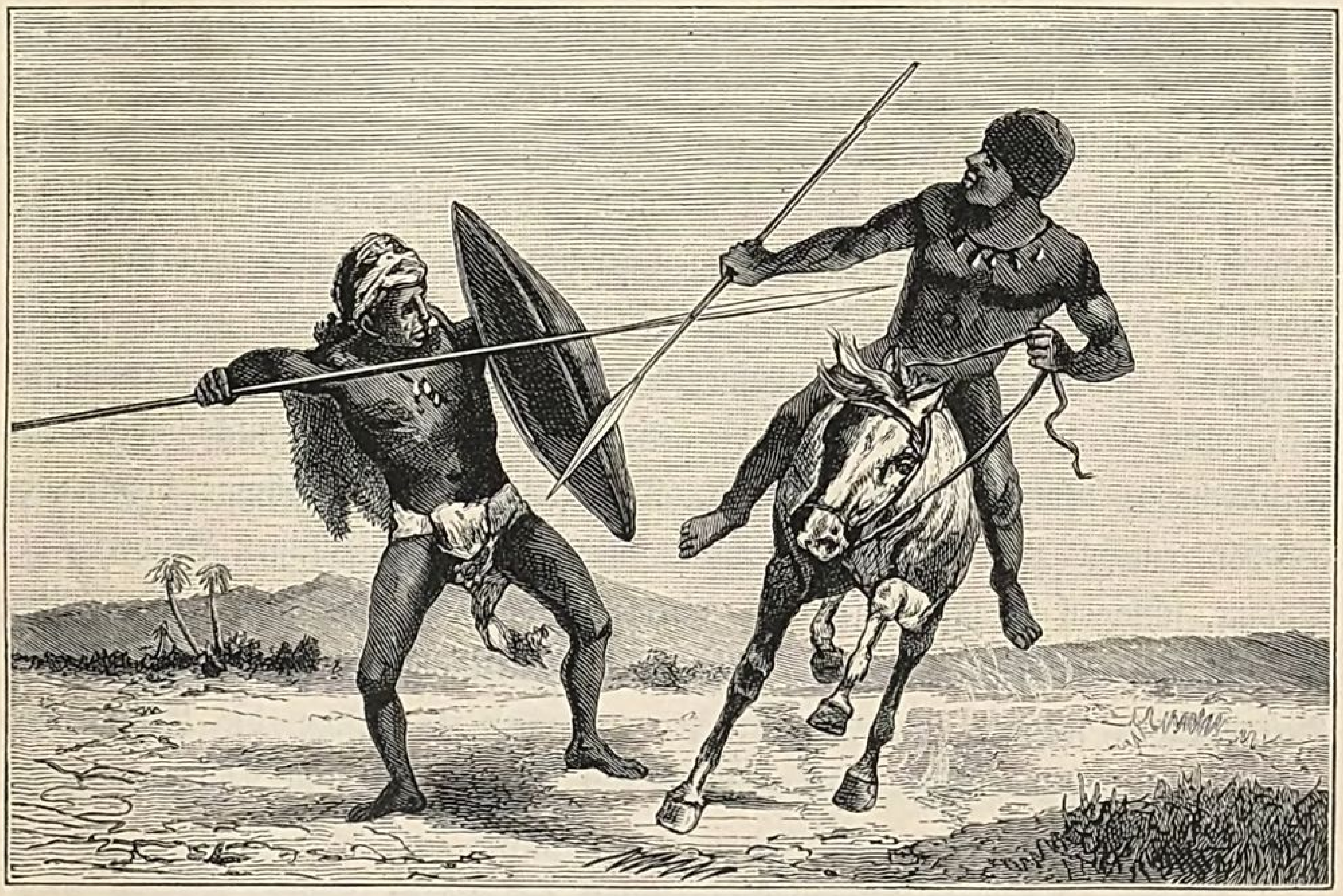
Trotz seiner Abhängigkeit von Wadaï scheint die Regierung Baghirmis zu allen Zeiten eine unumschränkte Monarchie gewesen zu sein, in der kein ähnliches Regulativ, wie es in Bornu oder den Haussa-Staaten der Fall ist, die Härte der bestehenden Despotie mildert. Der Sultan ist unumschränkter Herr



Miskin am Schari (s. S. 357).

und ist selbst sogar für seine nächste Umgebung unsichtbar. So will es eben die Hofetikette, welche für das Staatsoberhaupt insoferne im hohen Grade lästig ist, als sich dasselbe auch bei Audienzen gänzlich vermummen muß, so daß nur die Nasenspitze sichtbar bleibt. Zur Audienz darf Niemand bewaffnet oder mit bekleidetem Oberkörper erscheinen. Der Sultan ist entweder hinter einem Vorhange verborgen oder in Kleider und Stoffe dicht eingehüllt. Um bei der unerträglichen Sommerhitze die Qualen einer solchen Vermummung zu mildern, umgeben den Sultan Höflinge, welche Giraffenschwänze und große Federnfächer

schwingen, um dem auf einer hölzernen Bank mit untergeschlagenen Beinen hockenden Despoten Luft zuzufächeln. In einiger Entfernung hocken andere Höflinge — alle mit entblößtem Oberkörper; den Hofdolmetschern scheint die Rolle zuzufallen, alle Nachrichten und Vorfallenheiten den jeweiligen Stimmungen ihres gestrengen Herrn anzupassen. Sie sind in Folge dessen gewohnheitsgemäß Lügner und Heuchler, die den Sultan in Allem und Jedem im Unklaren lassen. Uebrigens kümmert sich dieser nichts um die allgemeine Verwaltung.



Fechtende Baghirmikrieger.

Ein so kriegerisches Volk, wie die Baghirmier, liebt natürlich militärische Aufzüge und Schaustellungen, Scheingefechte und Kriegsspiele. »Die Reiter« — erzählt Dr. Nachtigal — »glänzen in ihrem Kriegsschmucke mehr durch die barocke Mannigfaltigkeit ihrer Costüme, als durch die Vollständigkeit und Solidität derselben. Einige wenige waren im vollständigen Besitze von Wattenpanzern für Pferd und Reiter, einschließlich der dick wattirten Mützen. Viele gab es, die in vollster Nacktheit auf der Decke ihres Reitpferdes paradirten, wieder andere hüllten die nackten Glieder in die Bestandtheile eines Panzers, ohne sonst mit irgend

einer Art von Kleidungsstücken angethan zu sein. Die Pferde der Reiter sind von kleiner Statur, buntscheckig und sehr beweglich. Von einer geordneten, operationsfähigen Heeresmacht kann natürlich auch in Baghirmi keine Rede sein, weil die Bewaffnung der Leute nur überaus mangelhaft ist. Nichtsdestoweniger lassen es die schwarzen Marssöhne sich nicht entgehen, in Waffen- und Kriegsspielen verschiedener Art ihrer kriegerischen Begeisterung Ausdruck zu geben.« Ein solches Kriegsspiel, wie es uns Dr. Nachtigal beschreibt, ist ein tolles Durcheinander von abenteuerlich aufgeputzten Kämpfern, die ihre Requisiten aus einer Fastnachtsbude bezogen zu haben scheinen. Selbst alte Ritterspornen auf nackten Fersen sind zu sehen! In das wüste Geheul mischt sich das Getöse einer infernalischen Musik von Hörnern und Trommeln, klirrenden Schilden u. s. w.

In den Kriegen mit äußeren Feinden hat sich der kriegerische Geist der Baghirmier selten erfolgreich zu bethätigen gewußt. Um aber gleichwohl der angeborenen Fehdelust fröhnen zu können, werden Raub- und Kriegszüge gegen die meist wehrlosen südlichen Nachbarn, größtentheils heidnischen Stämme unternommen. Auf solche Zwischenfälle sind aber die Heimgesuchten vorbereitet und haben dementsprechende Vorkehrungen getroffen. Die riesigen Bombaxbäume dienen den Bedrängten zu Zufluchtsstätten. Dort oben, in dem mächtigen Astwerke der Bäume, schlagen sie ihr Lager auf, indem sie förmliche Terrassen aus Brettern und Balken errichten und auf diesen ihre Hütten aufbauen. Diese luftigen Behausungen werden mittelst Strickleitern erklettert, welche die Flüchtenden sodann emporziehen. Sie nehmen Alles mit sich: Weib und Kind, alle Habseligkeiten und sogar das Kleinvieh.

Manche derartige Baumfestung kostet bedeutende Opfer, ehe sie überwunden ist. Da die Flüchtlinge schlecht bewaffnet sind, verlegen sie sich natürlich auf die Defensive und aus dem sicheren Hinterhalte trifft mancher Pfeil. Die Angreifer ihrerseits, welche meist über einige Flinten verfügen, nehmen den einen oder anderen Gegner aufs Korn und schießen ihn wie Wild vom Baume herab. Mitunter gelingt es den Angreifern, eine Plattform zu erklettern, worauf die Bedrängten nach dem höchsten Wipfel des Baumes fliehen. Sie bethätigen hierbei eine außerordentliche Geschicklichkeit, selbst die Kinder, welche wie die Affen emporklettern. Fruchtet kein weiterer Angriff mehr, so wird, falls dies möglich, der ganze Stamm in Brand gesteckt, bei welchem die Vertheidiger jämmerlich zu Grunde gehen.

In solchen Zwischenfällen verrohen die Baghirmier und stumpfen sich in wilden Acten der Barbarei ab. Die unerhörten Scenen, welche sich in Kämpfen der eben geschilderten Art abspielen, reizen ihren Blutdurst und entsprechen ihren grausamen Instincten. Von Bäumen herabstürzende Opfer werden, wenngleich sie bereits vorher eine Kugel getödtet oder der Sturz aus bedeutender Höhe ihren Körper zerschmettert haben sollte, mit wilder Wuth überfallen und in barbarischer Weise verstümmelt. Wie der Baghirmier im gewöhnlichen Leben in Folge des ihn beherrschenden Wahnglaubens zu Ausschreitungen unerhörter Art verleitet wird, in welchem die ganze Bestialität seines Wesens zum Ausdrucke kommt, in ähnlicher Weise äußert sich seine Natur im Kampfe, in welchem der zügellose Durst nach Rache alle anderen wilden Instincte überflügelt. Vielleicht geht man nicht fehl, wenn man alle diese Verirrungen und traurigen Erscheinungen auf die völlige Abgeschlossenheit des Landes von der Außenwelt zurückführt. Bornu und Wadaï haben durch ihre Handelsbeziehungen mit entfernten Ländern, durch Anknüpfungen materieller und geistiger Natur die autochtone Barbarei wenigstens zum Theile abgestreift. In Baghirmi kennt man derlei Beziehungen zur Außenwelt nicht. Sie waren und sind beständig unter sich und fallen sich gegenseitig an, wie wilde Bestien in ihren unnahbaren Schlupfwinkeln. . . .

Die geschichtliche Vergangenheit Baghirmis ist uns nur bruchstückweise bekannt. Dr. Nachtigal gelangte während seines Aufenthaltes im Lande in den Besitz eines vergilbten Documentes, das eine Regentenliste enthielt, von dem Reisenden aber nicht entziffert werden konnte. Was an historischen Traditionen von Belang ist, lebt in der Erinnerung von Geschlecht zu Geschlecht weiter, und sind es namentlich die vornehmeren Familien, welche die wichtigsten Begebenheiten in der Geschichte des Landes im Gedächtnisse bewahren. Mit Zuhilfenahme solcher lebender Chroniken konnte Nachtigal ein nothdürftiges Gerüste des politischen Entwickelungsganges von Baghirmi aufbauen.

Die ersten historischen Nachrichten über Baghirmi verdanken wir übrigens Dr. Barth, dessen Mittheilungen mit jenen Dr. Nachtigals allenthalben übereinstimmen. Es ist erwiesen, daß das Land ziemlich spät aus seiner Abgeschiedenheit und barbarischen Versunkenheit hervortrat. Es steckte noch tief im Heidenthume, als im westlichen Sudan längst der Islam festen Fuß gefaßt hatte,

blühende Reiche eine hervorragende politische Rolle spielten und selbst lebhafte Beziehungen zwischen diesen Staatsschöpfungen und der Außenwelt existirten. »Die ersten Rudimente staatlicher Ordnung zeigen sich am Ende des XV. und am Anfange des XVI. Jahrhunderts. Zwölf Brüder sollen die Gründung des Staates bewirkt haben. Als Führer derselben gilt Dokko mit dem Beinamen »Kenga«, welcher, bevor noch Baghirmi erreicht wurde, im Sokorodistrict zu Kenga eine Herrschaft gegründet und ein Siegessymbol gestiftet haben soll, das später nach Massenja übertragen wurde, nämlich die sogenannte »Königs- oder heilige Lanze«. Die Stämme in der Umgebung von Kenga zollten dieser Capitale ihren Tribut, während die nördlicher gelegenen Theile von rinderzüchtenden Felata bewohnt waren. Bei dem weiteren Vordringen nach dem Norden, wurde ein durch einen hohen Tamarindenbaum ausgezeichneter Platz zu einer Niederlassung ausersehen, welche den Namen »Massenja« erhielt. Dieses soll unter der Herrschaft des Häuptlings Birni Basse (1522 bis 1536) geschehen sein, der also der erste König von Baghirmi wurde.«

Wie man sieht, fällt sonach die Gründung dieses Reiches in eine Zeit, in der beispielsweise das große Sonrhayreich Mohammed Askias im westlichen Sudan bereits im Niedergange begriffen war und Timbuktu seine Glanzzeit hinter sich hatte. Zur Zeit des Aufenthaltes des Reisenden Dr. Barth herrschte in Baghirmi der König Abd-el-Kader (1846 bis 1858), während der Anwesenheit Nachtigals der Sohn des vorgenannten Regenten, Mohammedu, ein harter grausamer Despot, der die Sclavenjagden im Süden des Reiches in großartigem Maßstabe organisirte. Er entging übrigens seinem wohlverdienten Schicksale nicht. Im Jahre 1870 brach der Beherrscher des östlichen Nachbarreiches, Sultan Mohammed Ali von Wadaï — auf den wir weiter unten zurückkommen — in Baghirmi ein, erstürmte die Hauptstadt Massenja und vertrieb den König Mohammedu. Als Dr. Nachtigal nach Baghirmi kam (Anfang 1872), hielt sich Mohammedu als Flüchtling im Gaberigebiete auf. Die zeitweilige Residenz des Königs bestand aus etwa tausend Hütten, welche ein großes Viereck, den eigentlichen Königssitz, umgaben. Auf dem Throne zu Massenja saß in derselben Zeit ein Verwandter des depossedirten Fürsten, den der Eroberer Mohammed Ali eingesetzt hatte. Baghirmi verlor damals seine Selbständigkeit und trat in ein Vasallenverhältniß zu Wadaï. Ob dies noch immer der Fall, darüber fehlen alle Nachrichten.

Der Islam fand verhältnißmäßig spät in Baghirmi Eingang. Vom Sultan Abdallah, der in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts herrschte, weiß man, daß er den, von den Fulbe der Bevölkerung von Baghirmi aufgezwungenen Glauben des Propheten mit Feuer und Schwert weiter verbreitete und im Dienste der neuen Lehre mehrere Kriege führte. Dieser Abdallah scheint am unteren Schari eine ähnliche Rolle gespielt zu haben, wie Mohammed Askia am Niger. Nach Festigung seiner Macht mit dem Schwerte, war Abdallah auf die organische Entwickelung staatlicher Einrichtungen bedacht. Ueber 40 Jahre währte diese organisatorische Thätigkeit. Sie erstreckte sich auf die Gerichtspflege, auf das öffentliche Religionswesen durch Schöpfung eines Priesterstandes, auf Installirung einer Hofhaltung, wie wir solche allenthalben in den Ländern des Sudans antreffen. Die Nachkommen Abdallahs scheinen ihre Thätigkeit wieder mehr nach außen verlegt zu haben. Sie führten fast ununterbrochen Kriege, namentlich mit Wadaï, dessen rohe und kriegerische Bevölkerung wohl häufig genug Anlaß zu verheerenden Zügen der Baghirmi in jenes Land gegeben haben mochte. Mitunter freilich zogen die letzteren den Kürzeren, wie dies um die Wende des vorigen Jahrhunderts der Fall war, wo die Wadaïer verheerend in Baghirmi einbrachen. Raubzüge wurden später auch gegen Bornu unternommen, woraus zu ersehen ist, daß Baghirmi durch viele Jahrhunderte fast ununterbrochen in Fehden mit seinen Nachbarn verwickelt war und den Regenten des Reiches nur wenig Zeit zur Festigung der inneren Zustände desselben erübrigte.

In seiner Stellung gegenüber Baghirmi spielt für Bornu das Grenzland Logon im Westen des unteren Schari eine sehr wichtige Rolle. Es ist gewissermaßen das Bollwerk, welches in erster Linie die Einfälle der räuberischen Nachbarn abzuhalten hat. Nur bei dieser Voraussetzung begreift man, weshalb das mächtige Bornu nicht unmittelbar seine Souveränität über Logon ausübt. Zur Zeit besteht daselbst eine gemäßigte Monarchie. Der Verwaltungsapparat, beziehungsweise die Hofhaltung, hat all die Schwerfälligkeit, welche auch anderwärts an den Höfen der islamitischen Staaten im Sudan zur Geltung kommt. Die Hauptstadt des Logonländchens — Logon Birni — liegt am gleichnamigen, von uns bereits erwähnten Flusse, der dem Schari tributär ist, aber eine fast so bedeutende Wassermenge, wie dieser führt.

Ganz Logon ist ebenes Land, sehr fruchtbar, aber verheerenden Ueberschwemmungen ausgesetzt. Aus dieser ausgedehnten Ebene, welche von prächtiger Vegetation geschmückt ist, ragen nur bei Waza etliche Felsen, wie Klippen aus einem Meere, empor. Besonders bemerkenswert ist der Reichthum an Thieren in Logon. Die Hauptstadt, sowie die übrigen größeren Ortschaften im Lande, sind von Ringmauern umzogen und beherbergen eine betriebsame Bevölkerung, unter welcher sich auch viele Bornu-Leute und Fulbe als Colonen befinden. Von großer Bedeutung für Logon ist die Nachbarschaft des Haussa-Staates Adamaua (im Süden, am oberen Benuë), dessen bedeutsame handelspolitische Stellung zum Nigergebiete von uns an anderer Stelle ausgeführt wurde (vgl. S. 347). Ob zwischen beiden Ländern intimere Beziehungen bestehen, ist uns nicht bekannt. Dagegen stimmen Dr. Barth und Dr. Nachtigal überein, daß die Logon-Leute mit großer Ausdauer dem Ackerbau obliegen und hervorragendes Geschick auf dem Gebiete gewerblicher Thätigkeit an den Tag legen.

Dieses Logon steht sonach im auffälligen Gegensatze zu Baghirmi, wo man den Künsten des Friedens abhold ist und hauptsächlich nur in kriegerischem Zeitvertreib Beschäftigung sucht. Der häßlichste Fleck, der auf dem Charakter dieses Volkes liegt, ist wohl unstreitig der des gewaltsamen Sclavenraubes an den eigenen Mitbewohnern. Alle großen Sclavenjagden in Baghirmi sind vom Sultan gewissermaßen patronisirt, da er alle Kosten seiner Hofhaltung, in der etliche hundert Frauen die Hauptrolle spielen, aus dem Erträgnisse des Menschenhandels bestreiten muß. Der König ordnet sämmtliche Sclavenrazias an, und damit die hart bedrängte Bevölkerung ja nicht zu Athem komme, werden jene fast in ununterbrochener Folge in Scene gesetzt. Nach den ausführlichen, wahrhaft ergreifenden Schilderungen Dr. Nachtigals, bietet der Menschenraub in Baghirmi ein Schauspiel derart anwidernder Art, wie auf unserem Planeten Aehnliches wohl kaum zu finden sein möchte.

Am schlimmsten sind die heidnischen Stämme im Süden des Landes daran. Es sind dies die Busso, Sokoro, Somraï, Kuang, Musgo u. m. a. Verhältnißmäßig am wenigstens zu leiden haben die Sokoro, welche sich auf schwer zugängliche Berge flüchten können. Ein Bergstamm sind auch noch die Bua; dagegen sind die Stämme, welche die Ländereien zwischen dem Wassernetz am mittleren Schari einnehmen (Somraï, Ndamm) den Verfolgungen der Baghir-

mier am meisten ausgesetzt. Von den gleichfalls die Scharininiederung besiedelnden Tummoks wird behauptet, daß sie dem König von Baghirmi nicht vollständig unterworfen seien. Bei den üblichen Sclavenrazias spielen sich jene Scenen ab, welche wir bereits geschildert haben, und die die Befestigung und Erstürmung jener riesigen Bombaxbäume betreffen, in welche sich die Bedrängten vor ihren Verfolgern flüchten. Eingebrachte Sclaven sind unglaublichen Brutalitäten ausgesetzt. Man begreift dies umsoweniger, da ja jeder Sclave als Ware einen realen Wert repräsentirt, den zu bewahren im Interesse der Menschenhändler läge. Wie nun die Dinge liegen, übersteht nur ein geringer Theil der eingebrachten Gefangenen die Strapazen und Mißhandlungen. Marschunfähige Sclaven werden, wie dies leider in ganz Afrika der Fall ist, unbarmherzig abgeschlachtet (vgl. d. Bild S. 377). Die Abschlachtung soll als warnendes Beispiel dienen, doch ist den Leidenden mit der Tödtung offenbar geholfen. Sie sind nicht so schlimm daran, wie ihre Leidensgefährten im östlichen Sudan, oder in Central-Afrika, die hilflos im Joche geknebelt, im Falle der Marschunfähigkeit einfach dort, wo sie erschöpft zusammenbrechen, liegen gelassen werden, in welchem Falle sie unfehlbar verloren sind. Rettung ist hier nur ein äußerst seltener Zufall, weil kein Eingeborener sich auf meilenweit in die Nähe des von einer Sclavenkarawane eingeschlagenen Weges wagt. So müssen die Opfer entweder verhungern, oder werden von wilden Bestien zerrissen. Zuweilen stellen sich die Todesqualen auch in Gestalt unzähliger blutdürstiger Insecten ein, welche den absterbenden Körper eines solchen Todescandidaten gewissermaßen als ihre sichere Beute betrachten.

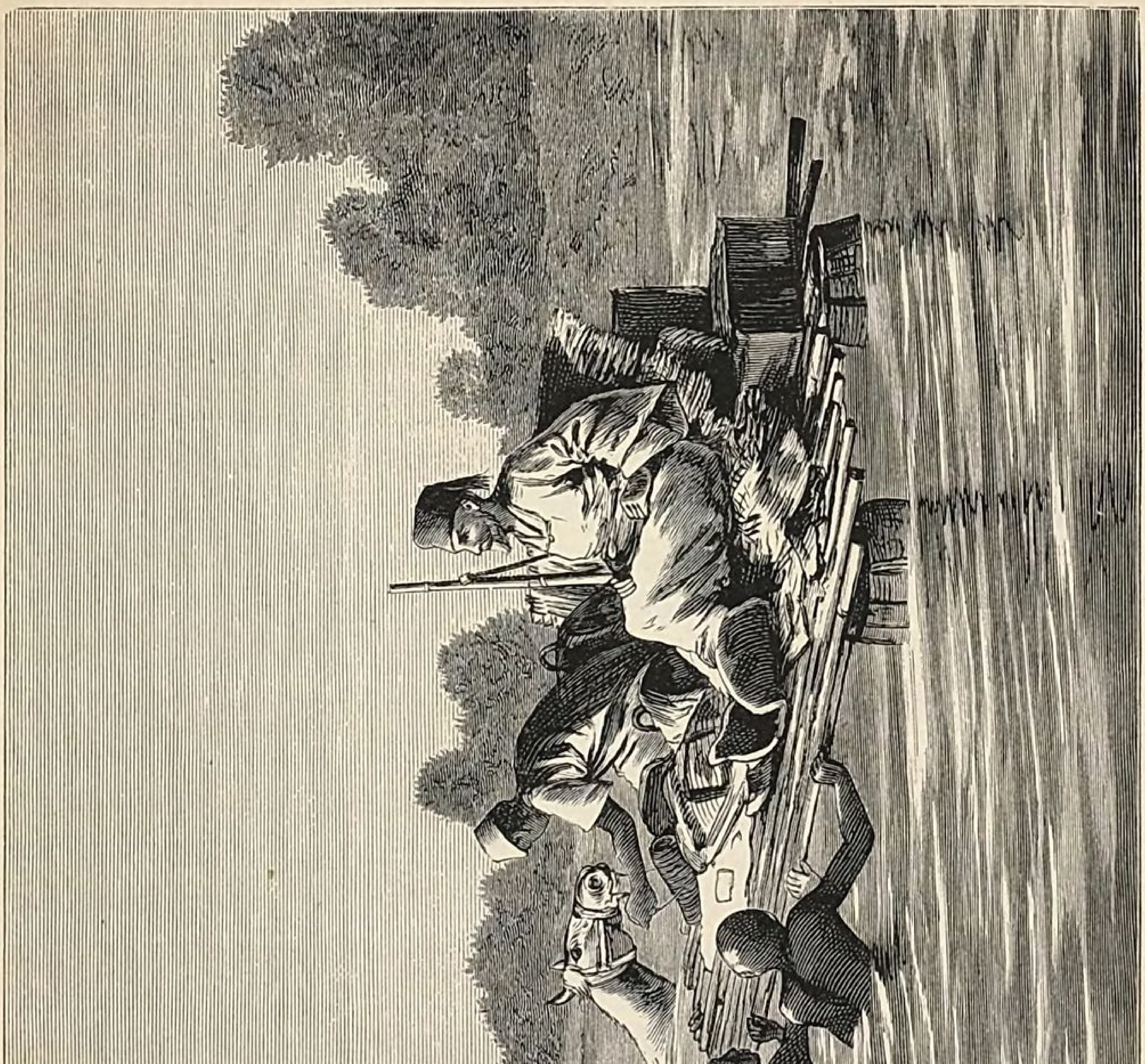
Auf dem Marktplatze zu Massenja, der Hauptstadt Baghirmis, steht noch immer eine Tamarinde, wie damals, als ein solcher Baum den Anlaß zur Gründung der Stadt abgab. Uebertriebene Vorstellungen von der Residenz der Herrscher von Baghirmi darf man sich indeß nicht machen. Zwar die Bauart der Hütten fand Dr. Barth als solid und ansprechend; an Leben fehlte es aber der Stadt so sehr, daß man sie für ausgestorben hätte halten können. Dieser Eindruck wird noch dadurch erhöht, daß der von einer Mauer umzogene Stadtraum nur zur Hälfte besiedelt ist. Offenbar war dies einst anders, denn es würde sonst nicht einleuchten, weshalb man eine Stadt, die vermöge der bestehenden Verhältnisse mannigfachen Angriffen von Außen her ausgesetzt ist, so weitläufig angelegt hätte. In der Mitte der Stadt befindet sich eine Senkung, eine Art

Thal, das auch diese Bezeichnung (»Bahr«) führt. In der nassen Jahreszeit ist es ein Fluß, der später Wasserlachen zurückläßt, welche Fiebermiasmen ausbrüten. Zur Verbesserung der klimatischen Verhältnisse von Massenja trägt dieser Umstand so wenig bei, wie die übrigen Tümpel, die sich da und dort im Weichbilde der



Erstürmung eines Baum-Dorfes (s. S. 362).

Stadt vorfinden. An der Südseite jener Einsenkung befindet sich der aus gebrannten Ziegeln aufgeführte Palast des Sultans, der von den Lehmhütten der Bewohner umgeben ist. Ueber das Innere dieses Palastes schreibt Dr. Barth: »Bei unserem Eintritte gelangten wir zuerst auf einen offenen Hofraum, in



Nachtigal setzt über den Schari.

dessen östlichem Theile sich ein großes oblonges Gebäude, oder eine Halle erhob, die von Lehm erbaut war. Es war die gewöhnliche Stätte öffentlicher Audienzen. Neben dieser Hütte befinden sich Zimmer von Hofbeamten und eine Halle als Eingang zu den Privatgemächern des Sultans. Der südliche Theil des Palastes ist mit einer besonderen Mauer umgeben und birgt den eine große Anzahl Frauen zählenden Harem des Sultans.« Aehnlich beschreibt Dr. Nachtigal dieses Allerheiligste des Despoten von Baghirmi.

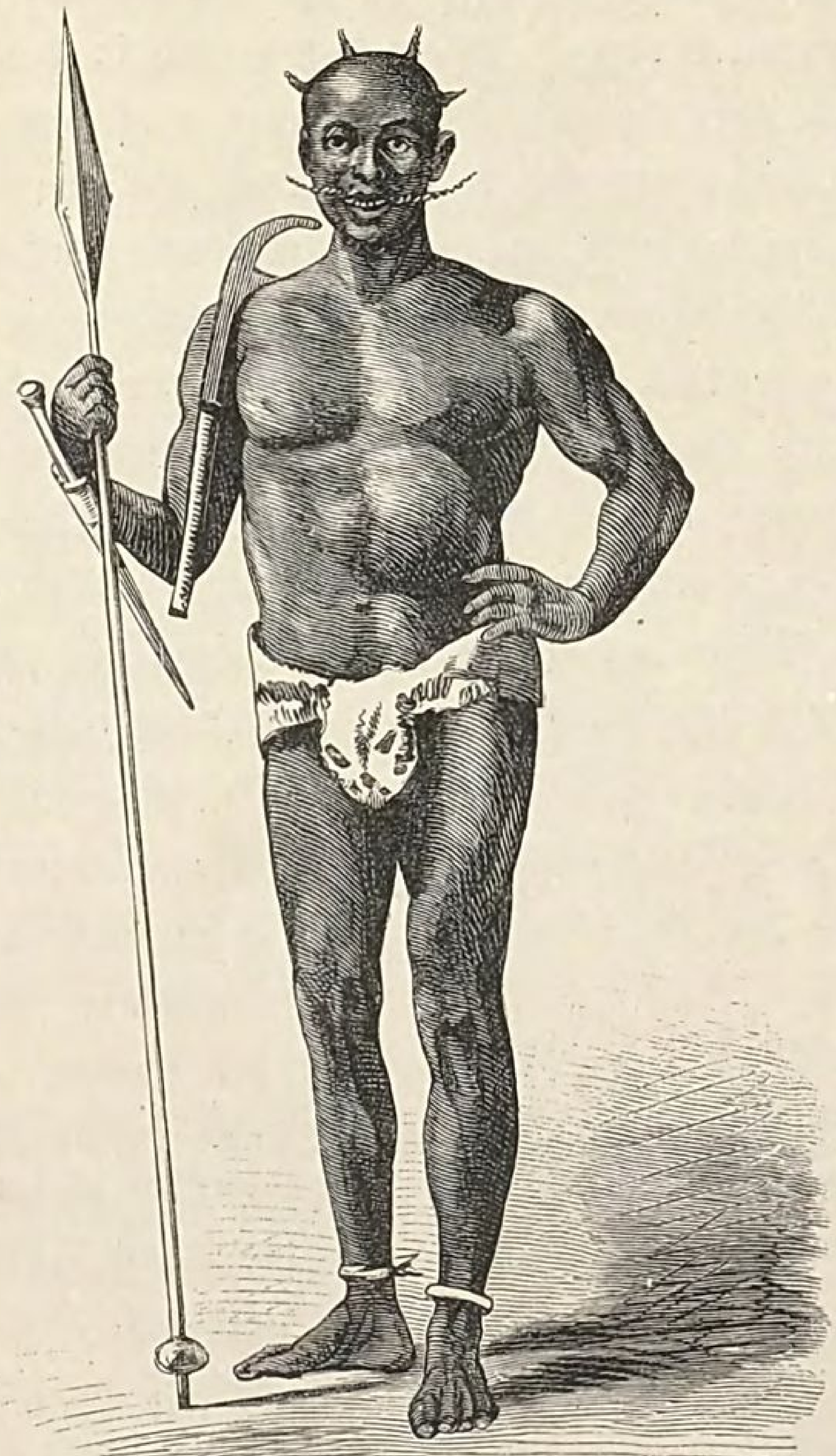
Rücksichtlich der wirtschaftlichen Verhältnisse können wir uns kurz fassen. Sie haben für den allgemeinen Verkehr so viel wie gar kein Interesse, indem Baghirmi, wie bereits erwähnt, von der Außenwelt vollkommen abgeschlossen ist. Von der Mittelmeerküste Afrikas geht der Karawanenhandel nach Bornu und Wadaï, nicht aber nach Baghirmi, das seinerseits im Import auf den Zwischenhandel mit Bornu angewiesen ist. An Nahrungspflanzen kommen am unteren Schari vor: Durrah, wilder Reis, Kürbisse Melonen; in reichlicher Menge werden Indigo und Sesam gewonnen. Dagegen fehlt dem Lande, wie dem ganzen Sudan, das Salz. Als Marktartikel figuriren ferner: Erdmandeln, Milch, Butter, Baumwolle, rother Pfeffer. Importirt werden blos Glasperlen und Pferde, wohl der untrüglichste Beweis für das Darniederliegen aller Culturverhältnisse in Baghirmi.

Der lucrativste Handelsartikel sind selbstverständlich Sclaven, von dessen Erträgniß die ganze Hofhaltung und Verwaltung bestritten wird. Elfenbein kommt nicht in den Handel; eine gewerbliche Thätigkeit ist nicht vorhanden. Als Tauscheinheit im Marktverkehre gilt ein Baumwollstreifen, »Fárda« genannt. Wie es mit den Existenzbedingungen der Bevölkerung außerhalb der Residenz bestellt sein muß, läßt sich wohl am besten daraus schließen, wenn man erwägt, daß eine geordnete Verwaltung nicht besteht, sondern alles Land unter die nächsten Verwandten des Sultans, worunter auch Frauen, getheilt ist. Selbst die Mütter der zahlreichen Frauen des Sultans, ja dessen Schwäger — kurz: eine vielhundertköpfige Bande von Gewalthabern und Blutsaugern beiderlei Geschlechtes beutet das Volk nach Kräften aus, vergewaltigt es, beraubt es und schaltet überhaupt wie ihr beliebt. Als einziger Grund der Einmischung des Sultans in die Verwaltungs-Angelegenheiten gilt ein etwa spärliches Einfließen von Geschenken und Abgaben in — die Casse des ersteren....

Das dritte der Tsadsee-Länder ist Kanem. Es säumt dieses Becken im Norden und Nordosten und birgt in seinem Innern Oasenlandschaften, welche weitaus die schönsten und lieblichsten im mittleren Sudan sind. Nachtigal nennt die Thäler Alali, Kumosoalla, Delfea u. a., deren Schönheit von bezaubernder Wirkung auf denjenigen sei, der aus den öden Districten plötzlich und unvermittelt in diese üppigen Wüstengärten eintritt. Ihr Anblick ist für den Wanderer im vollsten Sinne des Wortes eine Ueberraschung; man hat keine Ahnung von der Existenz dieser köstlichen Palmenhaine, welche wie Inseln in der Oede schwimmen. Sonst treten dem Wüstenreisenden die Oasenbilder allmählich in Sicht und bis sie erreicht werden, kann jenen die Ungeduld und die peinigende Folter der scheinbaren Nähe und doch so großen Entfernung der rettenden Insel in die verzweifeltste Stimmung versetzen.

Freilich ist nicht ganz Kanem ein solch bezaubernder Garten. Die Lieblichkeit und Ueppigkeit erstreckt sich, wie bereits gesagt, nur auf einzelne Thäler im Innern des Landes. Im Norden des Tsadsee gleicht die Natur von Kanem jener der ganzen Länderzone, welche die Uebergangsregion zwischen der großen Wüste und dem Sudan bildet. Dieser Strich ist blos eine sandige Steppe, die nur in der nassen Jahreszeit zum Anbau sich eignet. Dies gilt namentlich von den thalartigen Furchen, die aber wenig oder gar nicht cultivirt werden und infolge dessen mit waldartiger Vegetation durchwuchert sind und die Schlupfwinkel einer reichen Thierwelt bilden. In den flachen, eigentlichen steppigen Strichen, zeigt sich jener schütter stehende Mimosen-»Wald«, der so charakteristisch für die Zone zwischen Sahara und Sudan ist. An den äußersten Nord- und Nordostgrenzen tritt der Wüstencharakter in seine Rechte. Die Vegetation ist kümmerlich und beschränkt sich nur auf gewisse Gräser und Sträucher, welche namentlich die mit Sand gefüllten Vertiefungen und Mulden zwischen den sanft geschwungenen Hügelreihen bedecken, welche dortselbst das Land durchziehen. Für den Seerand Kanems gilt dasselbe, was wir bei der Schilderung der Natur Bornus vorgebracht haben. Die Uferlinie rückt weit ins Land hinein, wenn zur Regenzeit der Spiegel des Sees sich emporhebt und weite Strecken unter Wasser setzt. In der Trockenzeit bleiben dann Lachen und Tümpel zurück, und der nun wieder trocken liegende Boden bietet nicht die Bedingungen, unter welchen Niederlassungen gedeihen, Bodenarbeit sich ersprießlich erweisen könnte.

Am Südostende von Kanem, noch zu diesem gehörend, befindet sich jenes merkwürdige, bereits erwähnte trockene Thal, das sich, infolge seiner Abdachung vom See gegen Osten, später Nordosten, als ein förmlicher Abfluß des Tsade erweist, wenn auch die Hochwässer des letzteren dermalen nur eine geringe Strecke



Ein Häuptling der Busso (s. S. 366).

weit thalab jener Senkung abfließen. Wie weit nach Nordosten die Thalbildung reicht, ist nicht näher untersucht, doch nimmt Nachtigal an, daß noch die Landschaften Eggaï und Bodele — beide außerhalb der Grenzen von Kanem und zwischen diesem und dem östlichen Nachbarreiche Wadaï gelegen — zu der Depression des Bahr-el-Ghazal gehören und der wahrscheinliche Endpunkt der-

selben in Tungu zu suchen sei, wohin alles Land sich senkt und alle Brunnenlinien zusammenlaufen. Weiter nach Südosten und Osten, also in der Richtung nach Wadaï, liegt eine höhere Terrainstufe, eine Wüste ohne Brunnen. Im Großen und Ganzen kann also das Gebiet des Bahr-el-Ghazal als eine Uebergangszone zwischen Sahara und Sudan angesehen werden, welche der schroffen Abgrenzung entgegentritt und in diesem Sinne auch in den Lebensbedingungen der Bewohner und ihrer ethnischen Stellung zu den benachbarten großen Völkerfamilien des Saharagebietes und des Sudan zur Geltung kommt.

In Bezug auf die Bevölkerungs-Elemente bietet Kanem überhaupt charakteristische Eigenthümlichkeiten. Im Norden des Landes ist es ein arabischer Stamm, jener der Aulad Soliman, der den Kern der dortigen Bevölkerung abgibt. Diese reine arabische Bevölkerungsinsel inmitten der dunkelhäutigen Bewohner des Sudan entstand durch Emigration des genannten Stammes, der infolge einer Fehde seinen ursprünglichen Heimatsitz verließ und quer durch die Wüste nach dem Tsadsee zog. Dort hatte er sowohl bei seinem Eintreffen, wie auch in der Folge heftige Kämpfe mit den sehr kriegerischen Nachbarn im Osten und Westen, den Tebo und Taureg, zu bestehen. Ein Segen für die Bewohner Kanems war diese Einwanderung überhaupt nicht. Sie waren echte und rechte Wüstenräuber und sind es auch heute noch, welche auf Kosten der einheimischen Bevölkerung leben und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ihr numerisches Uebergewicht an den Tag zu legen.

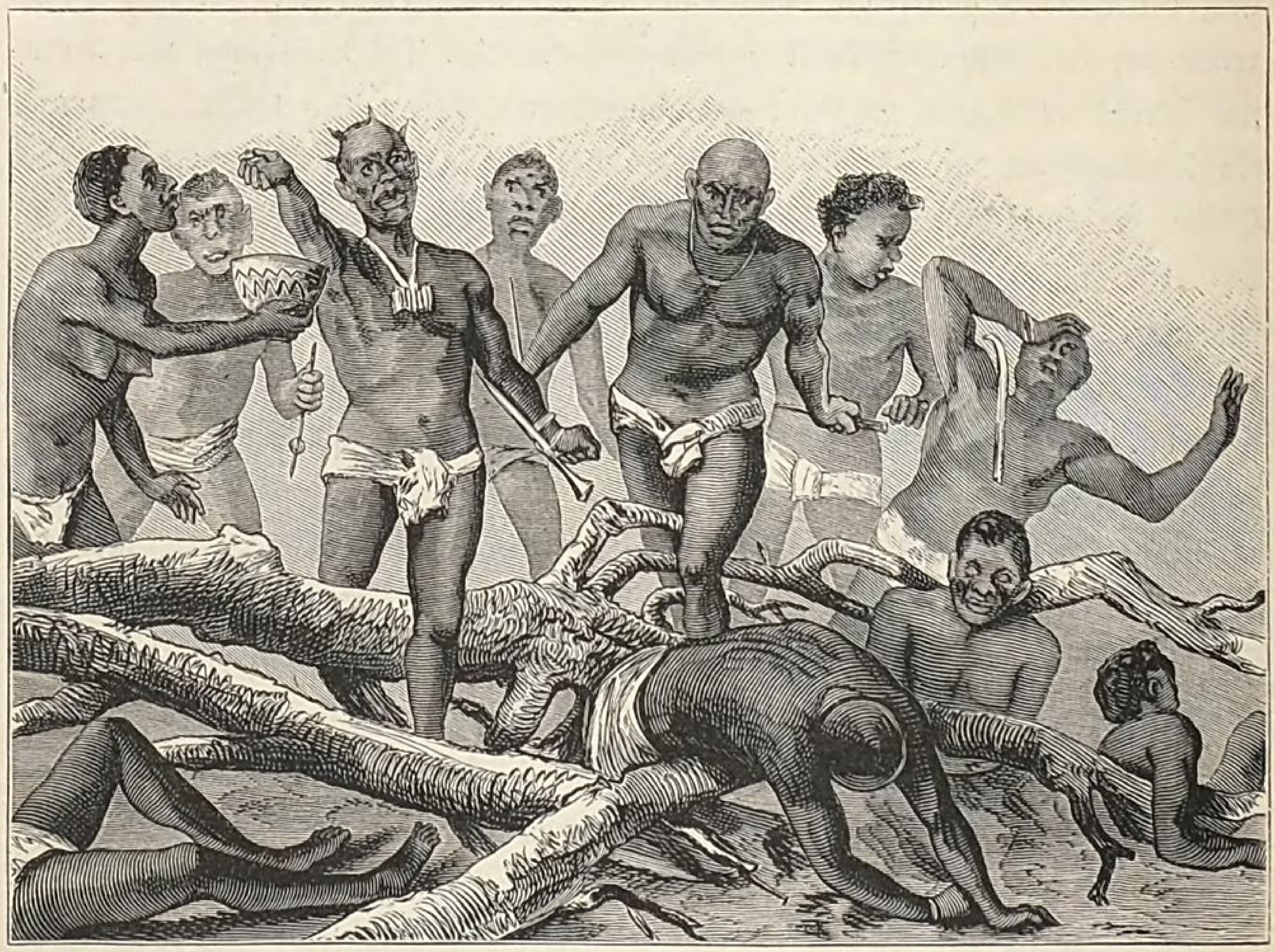
Den Kern der einheimischen Bevölkerung bilden die Kanembu, welche mit den Kanuri von Bornu eng verwandt sind. Jene Kanembu hatten einst ein mächtiges ausgedehntes Reich inne, das nachmals auseinander bröckelte, eine Erscheinung, die ja auch im westlichen Sudan öfter zu Tage trat. Die arabische Einwanderung erfolgte wahrscheinlich längere Zeit nach dem Zerfall des Kanembu-Reiches, da im anderen Falle die Araber nicht so leichten Kaufes in den Besitz des Landes gelangt sein würden. Gegenwärtig bewohnen die Kanembu das Gebiet im Nordosten des Sees, also den relativ schlechtesten Theil von Kanem. Sie sind physisch wohlgerathen und zeigen einen auffallend einheitlichen Typus. Im übrigen sind sie weniger civilisirt als die Kanuri, von denen ein Stamm den Süden des Landes, die Landschaft Dalatoa, einnimmt. Der Stamm der Tundscher an der äußersten Südgrenze von Kanem ist arabischen Ursprungs.

In politischer Beziehung bildet Kanem kein selbständiges Staatswesen und auch seine Zutheilung zu Bornu ist nur eine willkürliche, da der Einfluß und die Macht des letzteren über den Tsadsee nicht hinüberreichen. Die Araber würden jeden Versuch Bornus, seine Oberhoheit über jene geltend zu machen, energisch zurückweisen. Die Stämme im Osten des Tsade sind aber sowohl politisch als wirtschaftlich für Bornu ohne Wert. Anders verhält es sich gegenüber Wadaï, dem östlichen Nachbarreiche, das auch in der That eine Zeit hindurch Besitzrechte auf den südlichen Theil von Kanem ausübte. Die Loslösung von Bornu soll bereits zu Beginn unseres Jahrhunderts erfolgt sein. So lange Kanem noch ein selbständiges, großes Reich bildete, war Ngigmi am Nordwestrande des Tsade, die Hauptstadt desselben. Heute ist dort nur ein elendes Dorf zu sehen, das erste, welches der aus der großen Wüste kommende Reisende von Norden her auf dem Gebiete von Bornu betritt. Gegenwärtig gilt als politisches Centrum der Stämme, welche Kanem besiedeln, Mao, in der Landschaft Dalatoa, also ganz am südöstlichen Ende des Landes. Eine »Stadt« ist nun Mao freilich nicht, denn es besitzt nach Nachtigal circa 150 Strohhütten, die nicht einmal ein schützender Wall umgibt. Der Ort ist für uns bemerkenswert, weil hier der deutsche Reisende v. Beuermann ermordet worden war. Andere Ortschaften sind: Jagubberi, Nguri — ein Schmiedeort — Gala und Mondo, lauter unbedeutende Niederlassungen.

Das östliche Gebiet des mittleren Sudan ist das Sultanat Wadaï, das Reich einer sehr alten Dynastie, der stärkste Hort des Islams in Innerafrika. Fremdenhaß und Fanatismus haben sich hier in langen Zeitläufen festgewurzelt; bis in die allerjüngste Zeit hinein war es keinem Europäer gelungen, ungefährdet Wadaï zu besuchen und den Schleier von den dortigen Zuständen hinwegzuziehen. Was aber zur Erhellung des Landes gethan wurde, rührt überhaupt nur von deutschen Reisenden her. Den Reigen eröffnete der unglückliche Dr. Eduard Vogel, der vom Sultan von Wadaï in der alten Residenz Wara hingerichtet wurde; sein Schicksal dürfte auch der verschollen gegangene Reisende Moriz v. Beuermann getheilt haben. Dr. Barth hatte während seines Aufenthaltes in Baghirmi als Erster schätzbares Material gesammelt und allerlei Nachrichten eingezogen. In allerjüngster Zeit endlich gelang es Dr. Nachtigal auf seiner Reise von den Tsadseeländern nach dem Nil, ungefährdet das Sultanat Wadaï

zu durchziehen, Dank der freundlichen Gesinnung des Sultans Mohammed Ali gegenüber dem unerschrockenen Reisenden.

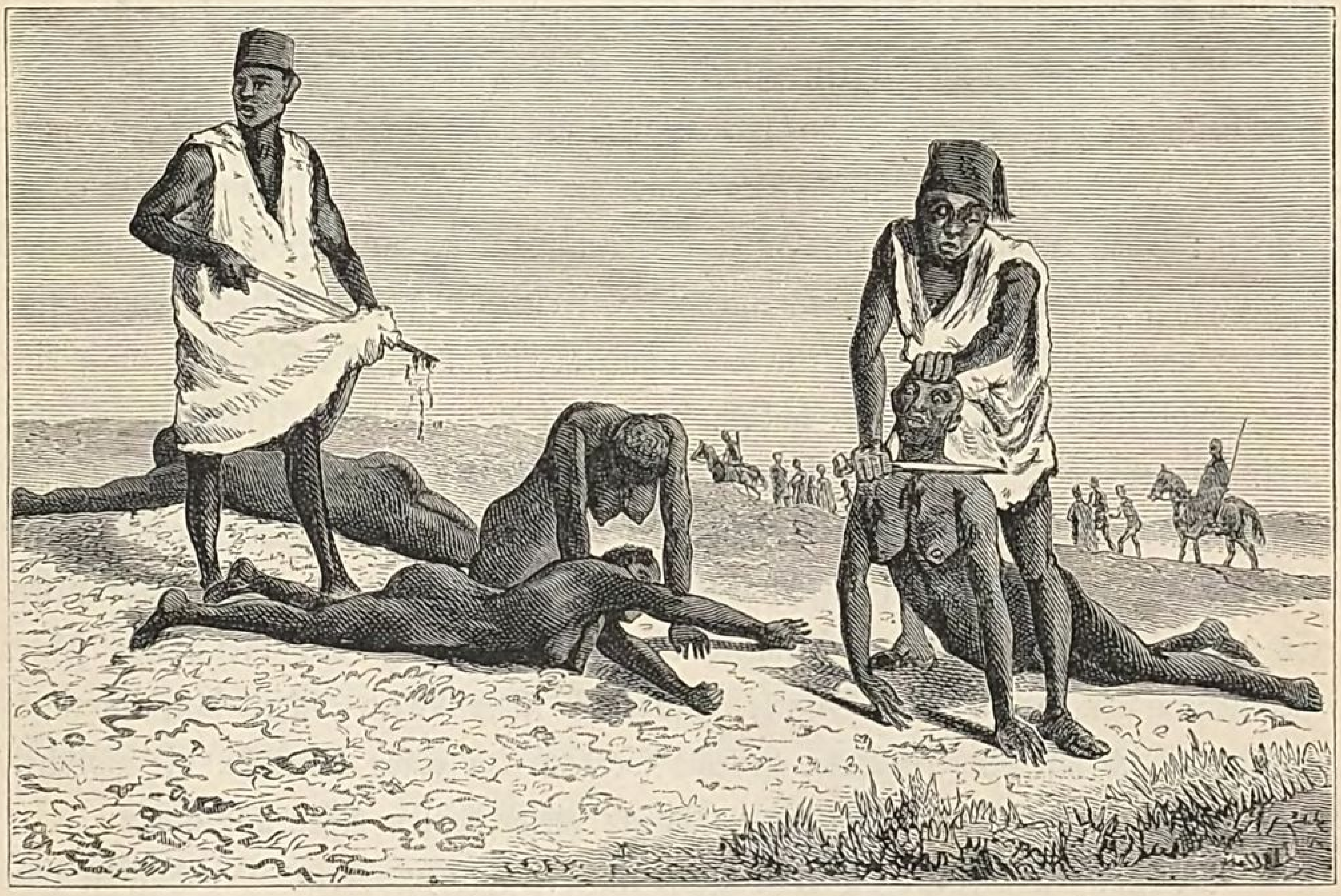
Seitdem ist uns Wadaï erheblich näher gerückt worden. Von vorwiegendem Interesse ist es zunächst, zu erfahren, welche Stellung dieses Reich unter den Ländern des Sudan einnimmt und welche Rolle Volk und Dynastie in der Welt des Islams in Afrika spielen. Ueberprüft man die geschichtlichen



Scene aus den Sclavenjagden im Süden von Baghirmi.

Daten, wie sie Nachtigal an Ort und Stelle gesammelt hat, so möchte sich der Fingerzeig ergeben, weshalb der Einfluß ostsudanesischen Lebens, zumal der jüngsten sogenannten »religiösen« Bewegung unter Führung des »Mahdi« (Messias, Gesandten) Mohammed Achmed aus Dongola, niemals über die Ostgrenze jenes Reiches hinübergriff. Die Dynastie Wadaïs ist keine einheimische, sondern eine reinblütige arabische. Als ihr Gründer wird Abdul Kerim genannt, der ungefähr zu Beginn des XVII. Jahrhunderts in Wadaï ein neues Reich gestiftet hatte.

Abdul Kerim führte den Namen des glänzenden arabischen Geschlechtes der Abbassiden im Wappen (oder Siegel). Als der letzte der Abbassiden zu Bagdad — erzählt Dr. Nachtigal — nach siebzehnjähriger Regierung im Jahre 656 der Hedschra (ungefähr 1280 unserer Zeitrechnung) getödtet worden war, soll einer seiner Söhne Namens Abdallah el Musteinu Billahi Ibn el Mustasimani nach Afrika entflohen sein und sich bis ans Ende seiner Tage in Alexandria aufgehalten haben. Die Nachkommen dieses Khalifen-Sprößlings



Abschlachtung von marschunfähigen Sclaven.

nahmen ihren Sitz zu Siut, Dongola, Berber und Schendi — also in Oberägypten, Nubien und dem Ost-Sudan. Um 980 der Hedschra verließ ein gewisser Harun-ar-Raschid, ein Sohn Saleh-eddins, Schendi und wandte sich westwärts. Er blieb zunächst einige Zeit in Dar Fur, dem westlichen Nachbarlande von Kordofan, und setzte hierauf seine Wanderschaft nach dem mittleren Sudan fort. Er kam nach Wadaï, wo er mit den dortigen Häuptlingen in ein freundschaftliches Verhältniß trat.

Im Jahre 1032 der Hedschra wurde Abdul Kerims gleichnamiger Sohn, der eigentliche Begründer des Wadaïreiches, bei den Madaba, bei welchen sein

Vater Aufenthalt genommen, geboren. Er bildete sich durch einen zu Studienzwecken genommenen Aufenthalt in Baghirmi und Bornu aus, stürzte den Beherrscher des Dar Maba und gründete das Reich Wadaï um das Jahr 1060 der Hedschra.... Von diesem Zeitpunkte an hatte das Sultanat eine gewisse Vorherrschaft unter den Reichen des mittleren Sudan angetreten. Zunächst gründete der Sohn des Usurpators, Charut I., die Haupt- und Residenzstadt Wara, welche durch mehrere Jahrhunderte der Sitz jener merkwürdigen, mit den Abbassiden verwandten Negerdynastie war.

Schon unter dem vierten Herrscher, Jakub Aruß, machten sich Expansionsbestrebungen geltend. Zwar ein Angriff auf das benachbarte Dar Fur mißlang, und in der Folgezeit mußte sogar ein Einfall der Furaner abgewehrt werden; aber Dschoba, ein Enkel des Jakub Aruß und Sohn Charuts II., der vierzig Jahre lang die Segnungen des Friedens genoß, richtete seine Blicke wieder nach Außen und eroberte das Land Kanem. Dieser Dschoba muß eine große politische Rolle gespielt haben, da ihm sein Volk den Ehrentitel »Sulé«, d. i. »der Befreier«, verlieh. Dann trat eine Zeit (in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) innerer Wirren ein, welche sich indeß glücklicherweise nur auf die Regierung des unfähigen und grausamen Sultans Saleh beschränkten. Es war wieder ein Sultan Namens Abdul Kerim, der das Reich aus seiner Zerrüttung zu dem alten Glanze emporriß. Der Preis dieses Aufschwunges mußte freilich mit einem Morde bezahlt werden. In einer Schlacht, die zwischen Saleh und seinem Sohne statthatte, tödtete dieser seinen eigenen Vater.

So standen die Dinge zu Beginn unseres Jahrhunderts. Der Sudan hat, wie wir andernorts vernommen haben, manchen thatkräftigen Eroberer hervorgebracht. Als ein solcher erwies sich auch Salehs Sohn, der das Reich Baghirmi unter seine Gewalt brachte, und zwar aus dem Grunde, um sich die Handelsstraße nach Bornu frei zu machen. Aus gleichen Absichten richtete Abdul Kerim in der Folgezeit seine Aufmerksamkeit auf die Mittelmeerküste, mit deren Häfen er Handelsbeziehungen anzuknüpfen trachtete. Daß dieser Sultan auch mit dem Auslande Beziehungen unterhielt, geht aus den abenteuerlichen Schicksalen eines seiner Söhne hervor, der sich eine Zeit lang in Tripoli, zuletzt aber in England aufhielt. Nach dem Tode Abdul Kerims (1815, angeblich auf einem Kriegszuge gegen Bornu) traten Thronstreitigkeiten zwischen zweien seiner Söhne ein, die

nach kurzer Unterbrechung unter der Herrschaft des Sultans Jussuf, Abdul Kerims jüngstem Sohne, bis in die Mitte der Dreißiger Jahre anhielten und zuletzt in blutige Bürgerkriege ausarteten. Die Wirren brachen gegen Ende der Vierziger Jahre abermals aus, und scheinen bis in die jüngste Zeit angedauert zu haben. Als Dr. Nachtigal in Wadaï weilte, regierte, wie bereits erwähnt, Sultan Mohammed Ali, Sohn Mohammed Scherugs, ein Mann von außerordentlicher Strenge, aber ein offener Kopf. Seitdem hat auch dieser Herrscher das Zeitliche gesegnet und es sind keine weiteren Nachrichten über die jetzigen Verhältnisse in Wadaï nach Europa gedrungen.

Vergegenwärtigt man sich noch einmal die reichbewegten politischen Schicksale Wadaïs, so fällt zunächst der Abgang irgend welcher Beziehungen desselben zu den Ländern des östlichen Sudan auf. Mit Ausnahme eines älteren kriegerischen Zwischenfalles mit Dar Fur, bewegt sich die Geschichte des Sultanats meist auf dem Boden des letzteren, oder in den benachbarten Gebieten des mittleren Sudan. Der Schlüssel zu dieser Erscheinung liegt wohl in der geographischen Lage Wadaïs. Zwischen diesem und Dar Fur bilden zum Theile ansehnliche Gebirgserhebungen eine natürliche Grenze. Die Bergländer Dar Tama und Dar Sulla bilden die Schranke zwischen dem mittleren und östlichen Sudan. Von noch größerer Bedeutung ist der mächtige Wall des Marragebirges, der zwar auf furanischem Gebiete liegt, jedoch als die eigentliche Grenzmarke anzusehen ist, bis wohin von Osten her expansive Bestrebungen sich geltend machten. Auch die Aegypter waren, als sie die Eroberung Dar Furs vollendet hatten, nur wenig über jene Schranke weiter nach Westen vorgedrungen.

Hierbei ist noch folgendes auffällig: die Stammesverwandtschaft der herrschenden Elemente in Wadaï und Dar Fur. Den Kern der Bevölkerung in beiden Ländern bildet eine arabisch-nigritische Mischbevölkerung, während die Gebiete, welche jene ethnischen Enclaven umgeben, durchwegs von reinblütigen Nigritiern, also schlechtweg »Negern«, besiedelt werden. Genau an der geographischen Grenzscheide aber schiebt sich, wie ein Keil, das südlichste Ende des Verbreitungsgebietes einer anderen Mischrasse, der berberisch-nigritischen, ein, die die ganze Osthälfte des Saharagebietes occupirt hält. Im Sultanat Wadaï befindet sich, im Nordwesten der Hauptstadt, überdies eine Enclave mit reinblütigen Arabern vor. Zum Schlusse sei erwähnt, daß auch der Kern der Bevölkerung von Kordofan

der arabisch-nigritischen Mischrasse angehört, und als solcher auf allen Seiten von reinblütigen Negern eingeschlossen wird.

In dieser sporadischen Verbreitung desselben Volkes ließe sich vielleicht die Erklärung für die geringen politischen Beziehungen der herrschenden Elemente in Wadaï, Dar Fur und Kordofan zu einander finden. Wie die Thatsachen lehren, hat die sudanesische Bewegung ihre Wellen nicht einmal in das Innere von Dar Fur getragen, geschweige in jenes von Wadaï. Hier kommt, außer der vorher angegebenen orographischen Gestalt der Grenzscheide zwischen Ost- und Mittel-Sudan, auch noch die räumliche Entlegenheit Wadaïs in Betracht.... Daß aber eine Dynastie, wie jene in dem letztgenannten Sultanate, welche ihren Stammbaum bis auf die abbassidischen Khalifen zurückführt, den usurpatorischen Bestrebungen eines Emporkömmlings, wie des Mahdi Mohammed Achmed, gleichgiltig gegenübersteht, liegt auf der Hand.

Die Bevölkerung von Wadaï, das seiner räumlichen Ausdehnung nach ungefähr so groß ist wie die pyrenäische Halbinsel, ist übrigens nicht nur von verschiedener Abstammung, sondern auch innerhalb der einzelnen Rassen in zahlreiche Stämme zersplittert, die in einem geringeren oder größeren Abhängigkeitsverhältnisse zum Sultan stehen. Daß bei der bedeutenden Ausdehnung des Reiches des Sultans Autorität nicht allerorts gleich fühlbar ist, liegt auf der Hand. Der Stamm der Tama, der das gleichnamige Gebirge im Osten des Reiches bewohnt, soll sich sogar einer leidlichen Selbständigkeit erfreuen, die er sich in mannigfachen Fehden zu behaupten wußte. Die Araber Wadaïs sind vor ungefähr 500 Jahren eingewandert und sind gleichfalls in zahlreiche Stämme zersplittert. Als die eigentlichen Träger und Repräsentanten des Islam sollten sie die erste Rolle im Reiche spielen, was indeß gleichwohl nicht der Fall ist.

Nach Süden hin hat das Sultanat unbestimmte Grenzen. Von der Landschaft Dar Runga, welches ungefähr auf der gleichen geographischen Breite wie der obere Nil südlich des Gazellenflusses liegt, wissen wir durch Dr. Nachtigal, daß dortselbst die Autorität des Sultans nicht zweifelhaft sei. Uebrigens ist Runga ein wegen seiner Mücken und bösartigen Fliegen gefürchtetes Land, und dieses Umstandes wegen arm an Vieh, Pferden und Eseln.... Noch beträchtlich weiter nach Süden hin, bis zum Flusse Kuta, der wahrscheinlich im Lande der Niam-Niam entspringt und voll von bewohnten Inseln ist, erstreckt

sich das Gebiet Dar Banda, von dessen politischen Beziehungen zum Sultan von Wadaï nicht Näheres bekannt ist. Auch über die geographischen Verhältnisse jener Region, welche zum Theile bereits dem Congogebiete angehört, wissen wir nichts. Aus Erkundigungen, die Nachtigals Diener eingezogen hatte, ist bekannt geworden, daß jene Stämme auf einer niedrigen Culturstufe stehen, Heiden sind und ein Glied jenes weitverbreiteten Cannibalenvolkes bilden, das den weiten Raum zu beiden Seiten des mittleren Congolaufes einnimmt. Damit ist offenbar die Grenze, bis wohin der Machteinfluß des Sultans von Wadaï, geschichtliche Traditionen und der dem Islam unter den Negervölkern zukommende höhere Grad von Gesittung reichen, weit überschritten.

Seit dem Jahre 1850 ist nicht mehr Wara, sondern Abeschr (etwas südlicher gelegen) die Residenz des Sultans von Wadaï. Die Uebersiedlung erfolgte wegen der lang andauernden Bürgerkriege seit der Thronbesteigung des Sultans Abdul Aziz.

Mohammed Saleh war der erste wadaïsche Regent, welcher in Abeschr residirte. Wara selbst war nichts anderes, als eine ungeheuere Anhäufung von kegelförmigen Hütten, in regelloser Anordnung und ohne Gassen, aber mit einem enorm ausgedehnten öffentlichen Platze, welcher in Form eines Kreuzes die vier großen Quartiere von einander schied. Das Stadtterrain war eben, ringsum aber von Hügeln umsäumt. Der östliche Arm des Kreuzes war vom Palaste des Sultans verbaut, eigentlich eine Hüttenstadt für sich, aber von einer Mauer eingefriedet. Das königliche Gebiet hatte eine quadratische Grundfläche und einen einzigen Zugang auf der Westseite: vier hintereinander liegende Thore, welche ebenso viele parallele Zwischenmauern durchbrachen. Der Raum innerhalb je zweier Mauerzüge war gleichfalls mit kegelförmigen Hütten besetzt. Wir verdanken diese Schilderung — oder vielmehr die Zeichnung — der Anlage von Wara dem Chronisten Scheich Mohammed-el-Tunisi, der auch eingehende Mittheilungen über das Leben im Palaste des Sultans machte. Darnach waren die vorerwähnten Thore jederzeit von starken Wachen besetzt, während in der Umgebung des Sultans jeden Abend eine 1000 Köpfe zählende Leibgarde die Wache bezog. Außerdem lagerte an der Außenseite der Umfassungsmauer vieles Kriegsvolk. Oeffentliche Audienzen scheinen in Wara niemals innerhalb des Palastes stattgefunden zu haben. Wenigstens berichtet der genannte arabische

Chronist, daß der Sultan Rechtsstreitigkeiten von einer an der Palastmauer angebrachten Erhöhung aus schlichtete.

Von den wirtschaftlichen und überhaupt culturellen Verhältnissen in Wadaï läßt sich in Kürze sagen, daß das Land namentlich im Bereiche der Flüsse reich an Waldungen und fruchtbar ist. Die Gewässer im nördlichen Theile des Reiches fließen — der Neigung des Bodens vom hochgelegenen Osten zum flachen Westen entsprechend — insgesammt nach letzterer Richtung und finden in dem kleinen Fitrisee ihr Sammelbecken. Im mittleren Theile des Landes fällt dieselbe Rolle dem Irosee zu. Zwischen beiden Flußsystemen erhebt sich das Bergland Tündschur, welches einst der Kern des gleichnamigen Reiches war, das dem arabisch-moslimischen Sultanat Wadaï vorausging. Auf den Trümmern dieses Tündschur-Reiches gründete Abdul Kerim seine Herrschaft und seine Macht....



Kanuri-Frau (Bornu).



Der östliche Sudan.

Auf der Grenzscheide des Marragebirges, in Dar Fur, stehen wir an der Schwelle des östlichen Sudan. Da er einen Bestandtheil des Reichsgebietes von Aegypten bildet, nannte und nennt man ihn auch den »ägyptischen Sudan«. Unter dieser Bezeichnung versteht man die Gebiete von Dar Fur, Kordofan und Sennaar und die Landschaften am oberen Nil, so weit sie bis vor kurzem noch dem ägyptischen Reiche einverleibt waren. Dieses weitläufige Gebiet, vom Nilstrome, speciell vom Weißen Nil, mit seinem großartigen Wassernetze (Bahr-el-Arab, el-Ghazal, Sobat, 2c.) durchströmt, begreift die Gebiete einzelner Negervölker — Schilluk, Nuër, Denka, Bongo, Mittu, Aliab, Bari — ferner die Heimsitze der »Bedschavölker«, einzelne Enclaven mit arabisch-nigritischer und berberisch-nigritischer Mischbevölkerung in sich.

Der ägyptische Sudan befand sich, was seine südliche Hälfte — die sogenannte »Aequatorial-Provinz« — anbetrifft, eigentlich nur nominell unter der Herrschaft des Khedive. Die Gegenden südlich von Dar Fur und Kordofan,

beziehungsweise innerhalb des Länderdreieckes zwischen dem Bahr-el-Arab, dem Weißen Nil und der vagen Landesgrenze an jener Wasserscheide, von der das vielverzweigte Geäder des Bahr-el-Arab und Bahr-el-Dschebel nordwärts abgeht: Dieses Gebiet hatte die ägyptische Herrschaft wohl nur dem Namen nach gekannt. Es ist in physischer und ethnographischer Beziehung eine großartige Welt. Was wir hierüber wissen, verdanken wir einzelnen kühnen Reisenden, welche dortselbst eingedrungen sind. Die ägyptische Verwaltung hat der geographischen Wissenschaft nur wenig directen Nutzen eingetragen. Indirect war die Ausdehnung der politischen Macht Aegyptens bis in die Nähe des Aequators insoferne von großer Bedeutung für die Entschleierung jener Region, als jene Anlaß zu großartigen Reisen gab, welche unter anderen Umständen kaum in solcher Ausdehnung unternommen worden wären.

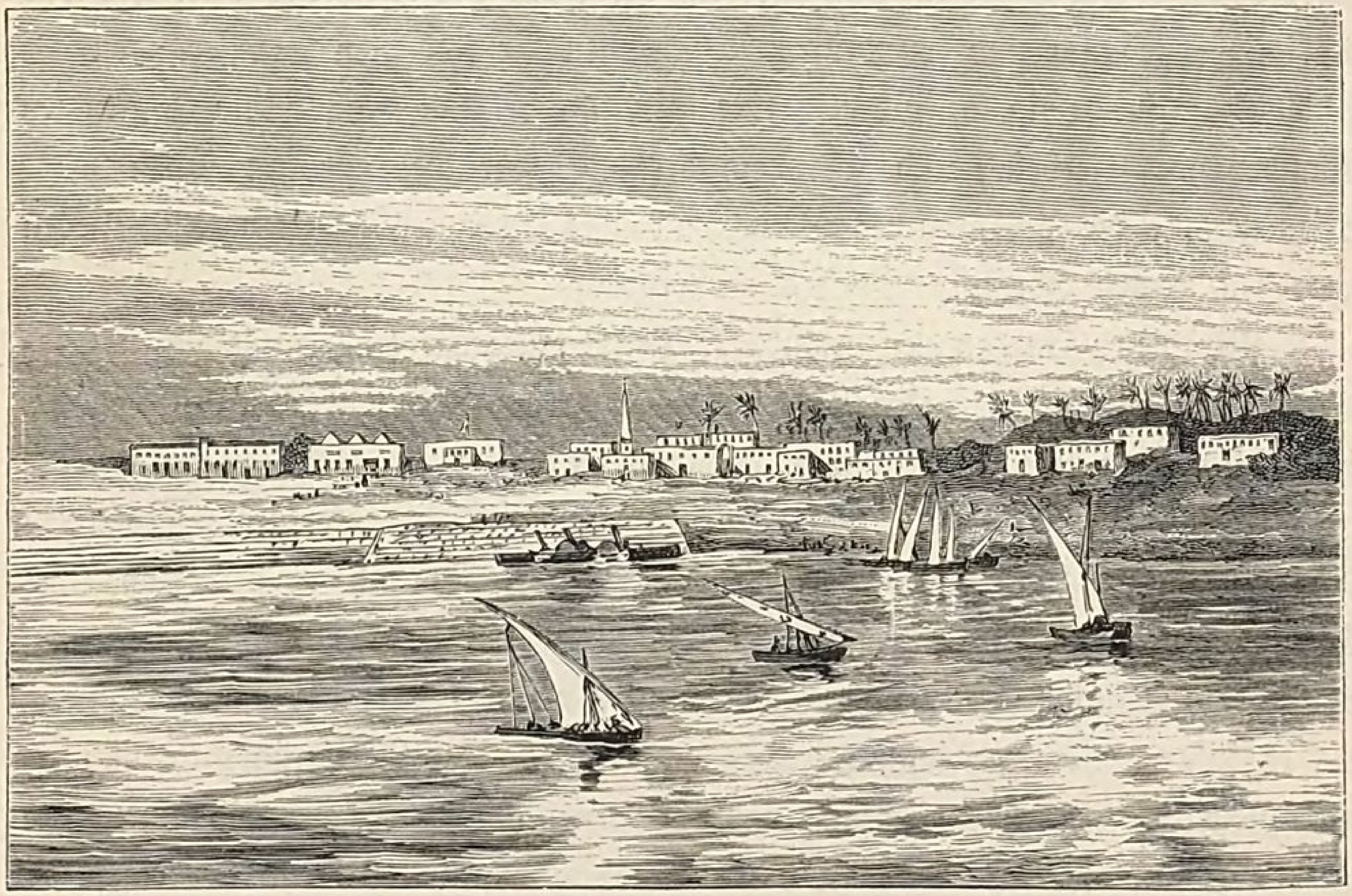
Wir wollen unsere Mittheilungen über den östlichen Sudan mit einer historischen Reminiscenz eröffnen. Im Westen von dem aus Lehm gebauten Sennaar, der einstigen Hauptstadt der »Fung-Könige«, erheben sich mitten aus der weitläufigen braunen Ebene, welche in ungeheurer Ausdehnung den Raum zwischen dem Weißen und Blauen Nil einnimmt, mächtige Granitberge. Es sind die Sagadiberge, deren Glanzpunkt die großartig malerische Felsgruppe »Tessuirat« ist — einer Araberin mit ihrem Kinde auf dem Rücken täuschend ähnlich. Die Sennaariten erzählen, jenes Felsgebilde sei eine arabische Prinzessin, welche der Himmel wegen ihres Hochmuthes und ihrer Gottlosigkeit in Stein verwandelt habe.

Wenn dem so sein sollte, dann wäre es immerhin zu verwundern, weshalb die überirdische Gerechtigkeit ihres Amtes nicht auch bei den Sennaariten (oder Fung) selber gewaltet habe. Noch zu Beginn unseres Jahrhunderts waren die Fung der stolzeste und herrschsüchtigste Stamm im östlichen Sudan. Sie gaben das einzige Beispiel in der Geschichte ab, daß ein Volk, und zwar drei Jahrhunderte hindurch, über Stämme geherrscht hat, die intellectuell höher stehen und edleres Blut haben. Von dem alten Sennaar, einer wirren Anhäufung von Weilern, die auf einem unebenen, von Regenschluchten durchrissenen Boden stehen, zogen die tapferen Fung-Könige aus und brachten nach und nach alles Land bis herab zum zweiten Nilkataract unter ihre Herrschaft. Auch in Kassala, in der Landschaft Taka, geboten ihre Satrapen. In den



Vegetation am Schari.

Wäldern auf den Terrassenstufen des abessinischen Hochlandes vergossen die Fung das Blut jener christlichen Hochländer, welche der blut- und beutegierige Großkönig von Aethiopien — Negus Giorgis — in das Tiefthal des Blauen Stromes herabsteigen ließ. Nur an einem Punkte zerschellte der Ansturm der Sennaariten. Es ist ein riesiger Tafelberg am Eingange zum abessinischen Hochlande, eine Art »äthiopischen Gibraltars«, in welchem noch in neuerer Zeit der erste Feudalherr des Reiches hauste und mit barbarischem Pomp Hof hielt, wie einst die mero-



Chartum.

wingischen Herzoge. Die Ebene aber war den Fung-Königen unterthan. Sie übten ein hartes und strenges Regiment und gingen achtlos an jenem oben erwähnten, zu Stein gewordenen Exempel himmlischer Vergeltung vorüber.

Es war in derselben Zeit, als der große Corse auf dem Felseiland St. Helena die Augen für immer geschlossen hatte, als im Hoflager des sennaaritischen Königs die Nachricht von dem Anzuge eines mächtigen ägyptischen Heeres eintraf. Mohamed Ali, der erste Vicekönig von Aegypten, hatte, vom Golddurste angetrieben, seinen Söhnen Ibrahim und Ismail die Eroberung des Sudans anbefohlen. Die damaligen ägyptischen Truppen waren kein undisciplinirtes

Fellahgesindel, wie die heutigen Soldaten des Vicekönigs Tewfik Pascha. Ibrahim Pascha hatte gezeigt, was militärisches Genie selbst aus dem untüchtigen koptischen Menschenmateriale zu machen versteht. Mit einem Armeecorps solcher Art gedrillter Fellahs war der Sohn Mohamed Alis, des macedonischen Straßenwächters-Sohnes aus Kawala, durch die pfadlosen Wüsten Innerarabiens bis zu der glanzvollen Residenz des Wahabitenkönigs Abdallah vorgedrungen und hatte die Burg des »Ketzer-Khalifen« mit Sturm genommen. Von der Stadt Derajeh blieb kein Stein auf dem anderen, der Spuk des Neuheiligen-Reiches war für immer gebannt und im Ruinenschutte liegen die stolzesten Erinnerungen der Wahabiten für ewig begraben. Aber die Tempelschätze aus dem schiitischen Glaubenshort Kerbelah und aus dem dreimal geheiligten Mekka, welch beide Mirakelstädte die Schaaren des Wahabitenkönigs Saud geplündert hatten, blieben auch den Augen Ibrahim Paschas verborgen.

Für diesen Entgang an erwarteter Beute sollte der Sudan mit seinen (vermeintlichen) Goldschätzen Ersatz bieten. Im Jahre 1818 war Derajeh von der ägyptischen Artillerie in Trümmer geschossen worden; ein Jahr später wurden im vicekönglichen Palaste zu Alexandrien, dem Lieblingsaufenthalte Mohamed Alis bereits die Mittel und Wege berathen, wie man sich in den Besitz der Gebiete am oberen Nil setzen könnte. Mohamed Ali hatte diesmal sicher nicht nöthig, die Spitzfindigkeit seiner Söhne und Generale zu erproben, wie damals, als es sich um den Zug nach Derajeh handelte.... Der Vicekönig hatte nämlich seine Generale um sich versammelt und Raths gepflogen, wer das Wahabitenreich in den Staub werfen sollte. Die Entscheidung wurde dadurch herbeigeführt, daß ersterer einen Apfel an das entgegengesetzte Ende eines Teppichs legte, vor dem die Generale auf Kissen hockten. Mohamed Ali meinte, derjenige solle das Commando übernehmen, dem es gelänge, den Apfel aufzuheben, ohne sich eines Instrumentes zu bedienen und ohne den Teppich zu betreten. Eine Weile blieb alles still; dann erhob sich Ibrahim, rollte den Teppich gelassen zusammen bis zu der Stelle, wo sich der Apfel befand, den er nun mit der bloßen Hand auflas und seinem Vater überreichte.

Um in der Eroberung des Sudan auf alle Fälle sicher zu gehen, wählte Mohamed Ali drei Heerführer, die, unabhängig von einander, verschiedene Aufgaben zu lösen hatten. Ibrahim sollte den östlichen Theil des Sudan, der

ans Rothe Meer grenzt, angreifen; Ismail, der zweite Sohn des Vicekönigs, den mittleren Theil, also das Königreich Sennaar und dessen tributäre Gebiete; Mohammed Bey endlich — gewöhnlich der »Defterdar« (Finanzrath) genannt — den Kordofan.... Ibrahims Aufgabe lief ziemlich glatt ab; der Defterdar errang die größten Erfolge, während Ismail bei Schendi jämmerlich zu Grunde ging.

Das kam so.... Der Defterdar übertraf, was Muth und Grausamkeit anbelangt, weitaus seine beiden Waffengefährten. Schon in Dongola, dem nördlichen Bollwerke des Fungreiches, hatte er ein gräßliches Blutbad angerichtet: seine Arnauten metzelten alles nieder, vom gebrechlichen Greise bis zum Säugling an der Mutterbrust. Von diesem Blutbade rührt Mohammed Beys Ehrentitel her, den er Zeit seines Lebens führte: »der Tiger von Dongola«.... Der Defterdar war in der That eines der blutdürstigsten zweibeinigen Raubthiere, welche der neuere Orient hervorgebracht hatte. Die Anekdoten, welche sich auf Acte der Brutalität und Grausamkeit seitens Mohammed Beys beziehen, sind Legion. Auch seine Soldaten hatten guten Grund, ihren Führer wie den leibhaften Satan zu fürchten, wie der nachfolgende Zwischenfall beweist. Als einst ein Fellahweib bei Mohammed Bey Klage führte, daß ein Soldat ihre Milch ausgetrunken habe, ließ er letzterem den Bauch aufschneiden, um nachzusehen, ob die Klägerin Recht habe. In Kairo war der Bereich seines Palastes, der sich außerhalb der Siegesstadt bei Fostat befand, von den Kairensern ängstlich gemieden. Daß Mohammed Bey von der Nilterrasse seines Palastes aus, Sclaven und andere Personen, deren er sich entledigen wollte, in den Strom werfen ließ, wird von Zeitgenossen allgemein angegeben und in Aegypten auch dermalen noch geglaubt.

Von Dongola war der Defterdar direct nach Kordofan aufgebrochen. Damals lebte dieses weitgedehnte Savannenland mit seinen freundlichen Dörfern und seinem Rinderreichthum noch in den glücklichsten Verhältnissen. Aber es sollte bald anders kommen. Die tapferen Fung, welche mit ihren Rohrschilden und zweischneidigen Ritterschwertern gegen die vicekönigliche Artillerie nichts auszurichten vermochten, wurden gänzlich decimirt und alsbald alles Land bis südlich der (neuerdings vielgenannten) Bagudawüste vom Feinde gesäubert. Der Kordofan war also den Würgern Mohammed Beys vollständig preisgegeben, was zur Folge hatte, daß der »Tiger von Dongola« seinem Blutdurste nun

auch in dem stillen El Obeid und in den Dörfern auf dem flachen Lande Genüge leisten konnte.

Von einem Manne von der Thatkraft, dem Ehrgeize und der Habsucht des Defterdar war nun ein Zug in die unbekannte Region des oberen Nil zu erwarten: ein Gebiet, welches gewiß damals schon das Gepräge des Elends und der Verkommenheit an sich trug. Der Mensch, der mit der schauerlichen Natur in der Tropenregion des Nils im beständigen Kampfe lebt, erhebt sich wenig über das Niveau des Thieres, seines stärkeren Mitbewohners. Pflanzenwildniß und Wasserwüste, versengende Sonnenglut, fieberhauchende Sumpfmiasmen, unerträgliche Regengüsse, reißende Bestien in Hülle und Fülle, dazu menschliche Geschöpfe von ebenso abschreckendem Aeußern, als traurigen physischen Eigenschaften: das ist der Gesammteindruck jener mehrere hundert Meilen langen Flußstrecke, an der Mohammed Bey festzusetzen sich veranlaßt sah. Auf der ungeheueren Strecke im Süden von Chartum bis in die Nähe des Aequators bedarf es noch heute wochenlanger Reisen, um ab und zu auf eine »Station« von Handelsleuten zu stoßen. Bis in unsere Tage herein wechselten derlei Posten entweder in Folge von Negerüberfällen, oder Hochfluthen, oder vom Fieberklima verscheucht, fortwährend den Ort ihres Aufenthaltes.

Der Defterdar sollte in diese Region nicht eindringen; die »Eroberung« derselben — beiläufig bemerkt, eine rein nominelle — blieb späteren Generationen vorbehalten. Im Kordofan hatte nämlich der Defterdar vorerst die Bezwingung des Sennaaritischen Königreiches, die dem einen Sohne des Vicekönigs, Ismail, überantwortet worden war, abgewartet. Ismail war in der That über den Zusammenfluß des Weißen und des Blauen Nils vorgedrungen, hatte Sennaar verwüstet, und erst im Gebiete von Fazogl — dem »heißen Sibirien« — Halt gemacht. Die letztere Bezeichnung erhielt jene Region übrigens erst in der Zeit der Regierung des dritten Vicekönigs Abbas Pascha. Er war ein gefährlicher Wüstling, voll Mißtrauen und Gewaltthätigkeit. Das Vergiften von Mameluken und das Ertränken der Frauen im Nil, war während seines Regimes an der Tagesordnung. Unter diesem Biedermanne also hatte man eine russische Einrichtung auch für Aegypten in Anspruch genommen, indem man das entsetzliche Fieberland von Fazogl am Blauen Nil — einen mörderisch heißen Minendistrict — zur Verbannungsstätte erwählte. Dorthin wurde Alles: Schuldige

und Unschuldige, Staatswürdenträger und Frauen, Mameluken, Kuppler und Geldprotzen, deren Vermögen man confiscirte, verbannt. Nur Wenige von ihnen haben je wieder das kuppelgeschmückte Kairo gesehen.

Ueber dieses »heiße Sibirien«, wie gesagt, konnte Ismail nicht weiter vordringen. Er kehrte nach Schendi, unweit des alten Meroë, zurück und bedrohte den dortigen Ortsvorsteher mit Pfählung, falls er nicht zur festgesetzten Frist »eine Barke voll Gold« und 2000 Mann Soldaten auftreibe. Der Ortsvorsteher sagte zu, berauschte aber hinterher die Soldaten und setzte die Hütte des Wütherichs, als dieser in ihr schlief, in Brand. Als der Defterdar von dieser Katastrophe Kenntniß erhalten hatte, rückte er in Eilmärschen aus dem Kordofan heran, und nun ward Alles, dessen man habhaft werden konnte, niedergemacht.... In dem eroberten Lande trat alsbald die Ruhe des Grabes ein. Die Fung waren niedergeschmettert, die Dörfer und Städte zerstört, das flache Land verwüstet. Arnautische Eilboten hatten die Nachricht von der vollbrachten Eroberung Mohamed Ali nach Alexandrien überbracht. Der »Tiger von Dongola« hatte in seinem Herrschaftsgebiete von den Menschen nichts mehr zu befürchten; aber auch die reißenden Bestien wußte er zu meistern, wie der gewissermaßen zu historischer Berühmtheit gelangte Leopard beweist, den er von Kassala nachmals nach Kairo brachte und der bis an das Lebensende Mohammed Beys nicht eine Secunde von der Seite seines Herrn wich.

Mohamed Alis nächste Sorge war, für die eroberten Länder einen möglichst central gelegenen Regierungssitz ausfindig zu machen. Da keine der vorhandenen Ortschaften sich hiezu als tauglich erwies, erwählte er mit seltenem Scharfblicke die Stelle, wo der Weiße und der Blaue Nil zusammenströmen. So entstand an der Landspitze zwischen beiden Flüssen, fast rings vom Wasser umgeben, im Jahre 1822 die sudanesische Hauptstadt Chartum. Sie war wenig mehr als sechs Jahrzehnte im Besitze Aegyptens, aber sie hat nie jene Bedeutung erlangt, von der ihr Gründer geträumt. In ihr wohnten und wohnen, dicht gedrängt im Ueberschwemmungsschlamm und Aasgeruch, umgeben von Sandwüsten, fast 40.000 Menschen — ein Völkergemisch, wie man es sich bunter nicht vorstellen kann. Vor Zeiten lebte das ganze Chartumer Gelichter ausschließlich vom Handel mit »Ebenholz«, d. h. Sclaven. Die Stadt war niemals etwas anderes, als ein ungeheuerer Düngerhaufen; die Lehmhütten

müssen nach jedem Regengusse ausgebessert werden; in den Straßen modert das Aas oder fluten die Nilwässer, welche in der nassen Jahreszeit bis ans Stadtniveau emporsteigen. Es ist also ein wahres Wunder, daß Gordon dieses Gerümpel fast ein Jahr lang gegen die übermächtigen Schaaren des Mahdi behaupten konnte.

Wenn man heute vom Sudan spricht, hat man in erster Linie die revolutionäre Bewegung dortselbst vor Augen. Aus diesem Grunde erscheint es uns angezeigt, vorerst in medias res einzulenken und die politischen Vorgänge den geographischen und ethnographischen Mittheilungen vorausgehen zu lassen.... Wir haben in den vorstehenden Berichten gesehen, daß die Geschichte der Unterdrückung der Sudanesen eine höchst traurige und langwierige ist. Hält man an diesen Thatsachen fest, dann fällt es nicht schwer, die Erhebung im ägyptischen Sudan als eine solche politisch-socialer Natur zu erkennen, nicht aber als eine religiöse Bewegung. Den Anfang machte allerdings die letztere, indem sich ein Fanatiker, der sich seinen Anhängern für den von Allah berufenen »Mahdi« ausgab, an die Spitze der Rebellion stellte. Er führte sein Auftreten auf eine göttliche Sendung zurück, wobei er vorgab, die schwer erschütterte Macht des Islam mit dem Beginne des XIII. Jahrhunderts der Hedschra zu neuem Glanze emporzuheben. Daß bei dem »falschen Propheten« Mohammed Achmed neben dem religiösen Fanatismus auch persönliche Bestrebungen — und diese vielleicht in noch größerem Maße — Mitursache der Bewegung bildeten, möchte kaum zu bestreiten sein.

Trotz alledem liegt es auf der Hand, daß die sudanesische Bewegung nie jene Bedeutung erlangt haben würde, die sie in der Folge thatsächlich erreichte, wenn die Völkerstämme am Nil sich im Laufe der Jahrzehnte nicht daran gewöhnt hätten, die ägyptische Herrschaft als eine, selbst in jenen weltentlegenen Regionen unerhörte Tyrannei, und ihre Existenz als ein Martyrium der schlimmsten Art anzusehen. Wer die Dinge am oberen Nil objectiv beurtheilen will, darf sich dieser Thatsache nicht verschließen. Die ägyptische Verwaltung hat im Sudan ein Sündenregister hinterlassen, dessen haarsträubende Details alle ähnlichen Erscheinungen im Orient in den Schatten stellen. Die Bedrückungen erfolgten auf systematische und grausame Weise, und zwar umso nachhaltiger, als die Gewalthaber sich vor jeder ausländischen Controle sicher wußten.

Die schwerste Zeit fällt in die Siebziger Jahre, wo eine Anzahl der nichtsnutzigsten Functionäre die Regierung des Khedive vertrat und allen humanitären Bestrebungen europäischer Sendlinge (Baker, Munzinger) zum Trotz ein unerhörtes Gewaltregiment ausübte. Die geographischen Zeitschriften aus jenen Jahren sind voll der empörendsten Thatsachen, aber niemand nahm damals, wo das Interesse für den Orient gering war, von den ununterbrochenen Anklagen interner und externer Beobachter Notiz.... Zur Zeit Djafar Paschas, der im Jahre 1870 Hok'mdar, d. h. Generalstatthalter in Chartum war, erreichte die Mißwirtschaft ihren Höhepunkt. Die Unterbeamten konnten nach Herzenslust Erpressungen sich zu Schulden kommen lassen — sie wußten sich vor jeder Strafe sicher. Ohne Bestechung war nichts durchzusetzen, die Betrügerei geradezu schamlos; die öffentlichen Zustände waren in räuberische Anarchie ausgeartet, Diebstahl gab es bei Tag und Nacht, Untersuchung keine, Strafe keine, Inspectionsreisen keine. Den armen Landbewohnern, welche auf Eseln Getreide, Gummi, Holz 2c. transportirten, wurden von den Soldaten des Khedive auf offener Straße die Thiere weggenommen, den Weibern, welche vom Flusse Wasser holten, die Krüge vom Kopfe gerissen, weil die Regierung die Krüge nöthig hatte. Schiffe sammt Bemannung wurden mit Beschlag belegt, Menschen in den Straßen der Stadt abgefangen, um sie in irgend welchen Dienst zu pressen, z. B. die Bemannung der Regierungsdampfer zu vervollständigen. Niemand durfte eine Einwendung machen.

Es war zuweilen eine wahre Menschenjagd und wer konnte, flüchtete in die Wüsteneien. Die Landbewohner scheuten sich, Chartum zu betreten, und Schiffer legten mit ihren Fahrzeugen außerhalb der Stadt an, ließen dieselben wohl auch im Stiche und entflohen. Die Dieberei ging so weit, daß sogar die Staatscasse auf Befehl des Gouverneur-Stellvertreters durch die Wache selbst beraubt wurde. Dieser Ehrenmann war früher Mudir in Berber, wo er wegen eines Cassendeficits von 800.000 Piaster (etwa 70.000 fl.) abgesetzt wurde. Djafar Pascha aber stellte ihn mit höherer Charge an; er wurde Regimentscommandant und Stellvertreter des Hok'mdar. Ein Europäer zeigte ihm gelegentlich an, daß bei ihm ein Dieb eingebrochen; der Functionär entgegnete: »Wenn Du den Dieb hast, bringe ihn her, hast Du ihn nicht, läßt sich nichts machen.«

Der Nachfolger Djafars war Muntas Pascha, der zu Ende des Jahres 1871 seine Functionen antrat. Er schickte sofort 21.000 Beutel (circa

$^1/_2$ Million Gulden) nach Kairo, ließ aber dafür 25.000 Beutel aus Kordofan holen. Das sudanesische Gold und Silber wanderte sammt und sonders in den Beutel des Khedive Ismail Pascha, dessen Cassen in Folge der kurz vorher stattgehabten Suezcanal-Feierlichkeiten sehr erschöpft waren. Als Muntas sein Regiment inaugurirt hatte, gab es fast gar keine Feldarbeit mehr, denn Alles, was geerntet wurde, fiel der Confiscation anheim. Ein Landbewohner hatte absolut kein Recht, war nicht mehr und nicht weniger als eine Sache, mit



General Purdy Pascha.

welcher der Hok'mdar anfangen konnte, was ihm beliebte. Gleichwohl hieß es in jenen Tagen von Muntas, er sei der »Reform«-Gouverneur und er selber nannte sich den »Mann der Humanität!« In Europa glaubte man derlei Phrasen und ließ den Sudan planmäßig verwüsten.

Die Saat ist in eine verderbliche Frucht geschossen. Als Muntas nach Chartum gekommen war, sprach er nur von Bodencultur, Abstellung der Dieberei und anderen guten Werken; als er bald hierauf in die Provinz Sennaar zur »Inspection« reiste, erpreßte er dort binnen zehn Tagen 135.000 Maria Theresienthaler. Der dortige Vicegouverneur, der kein »Bakschisch« gab, wurde ohne



Fazogl, Landschaft am Blauen Nil.

weiteres abgesetzt und an seine Stelle kam einer, der 5000 Thaler geschenkt hatte. So war Muntas zu vielem Gelde gelangt, aber die Chartumer Regierungscasse blieb gleichwohl leer. Die Soldaten und Beamten hatten im Sudan seit zehn Jahren keinen Heller erhalten. In drei Monaten hatte Muntas Pascha dem Lande über 40.000 Pfund Sterling für seine Privatschatulle entzogen, ungerechnet die Geschenke, welche seine Gemahlin aus den Harems erhielt. Diese Dame verschmähte sogar kleine Gaben von 5 Thalern nicht, und Frauen, welche keine Barmittel besaßen, trugen ihren Schmuck herzu, damit die »Frau Gouverneurin« die brotlosen Männer dieser armen Weiber der Gnade des Paschas empfehle. Um dieselbe Zeit wurde ein Gauner, der lange mit Ketten belastet im Kerker saß, zum Director der vicekoniglichen Güter bei Chartum ernannt. Dieser Ehrenmann hatte alle Armengelder der zahlreichen wohlthätigen Stiftungen eingezogen; er erklärte jedes beliebige Terrain als vicekönigliches Eigenthum, das dann die Bauern in Frohndienstpflicht bearbeiten mußten.

So ging die Wirtschaft jahrelang fort. Als Sir Samuel White Baker in seiner antisclavenhändlerischen Mission nach Chartum kam, war es die Aufgabe der edlen Functionäre, nicht nur ihr bisheriges Verwaltungssystem fortzuführen, sondern auch gegen die neue Belästigung Front zu machen. Einmal hatte Baker ein Sclavenschiff aufgebracht, er wußte aber nicht, daß infolge seines Einschreitens der ägyptische Mudir den Sclavenhändlern durch geheime Boten die Weisung gegeben hatte, vor den Europäern auf der Hut zu sein. Sie ließen sich das gesagt sein und beförderten hierauf ihre Sclaven nicht mehr auf dem Nil, sondern zu Lande durch das Gebiet der Schilluk und durch Kordofan. Sie selber fuhren mit ihren Schiffen als »ehrliche Kaufleute«, die auch nicht einen Sclaven an Bord hatten, stromabwärts und Baker ward gründlich hinters Licht geführt. Aehnlich erging es späterhin dem wackeren Purdy Pascha.

Wie perfid die Functionäre verfuhren, ersieht man aus der folgenden Geschichte. Der Mudir von Faschoda hatte die Weisung erhalten, gegen die Sclavenhändler scharf vorzugehen. Er faßte seine Aufgabe höchst pfiffig an. Von den Schiffen, welche (infolge Bakers Abwesenheit) nichts Arges ahnend, nach altem Brauche mit Menschenware gut beladen waren, wurde der übliche Tribut an Bargeld, Sclaven (!) und Elfenbein erhoben, und statt den Passirschein auszustellen, dem Capitän am folgenden Tage erklärt, daß »in verwichener Nacht« eine Depesche

aus Chartum an ihn gelangt sei, welche ihn anweise, alle Barken, welche Sclaven an Bord haben, mit Beschlag zu belegen. So wurden die Händler um ihre Abgaben betrogen und obendrein als Gefangene nach Chartum abgeführt. Die Sclaven (man schätzte ihre Zahl auf 15.000) waren wie Häringe im Schiffsraume zusammengepreßt, unter ihnen wütheten die Blattern und sie starben wie die Fliegen. Da aber die Leichen als corpora delicti nach Chartum gebracht werden mußten, verblieben sie — an Bord! Am Ankunftsorte endlich wurden Kranke und Todte ausgeladen und lagen dort tagelang an der Sonne. Inzwischen vermehrten sich die Leichen von Stunde zu Stunde; die Bedauernswerten erlagen nicht allein der Krankheit, sondern auch dem Hunger.

Ein furchtbares Jammerbild! Im heißen sudanesischen Klima erfolgt die Verwesung schon nach zwölf Stunden. Die Bewohner von Chartum beschwerten sich bei der Behörde, umsonst. Die Folge war, daß eine Blatternepidemie ausbrach, welche sich später in den Provinzen verbreitete und sogar den Kordofan ergriff. Die überlebenden Sclaven steckte man unter die Soldaten, oder schickte sie auf die Plantagen der Regierung, aber kein einziger wurde freigegeben, oder in die Heimat geschickt. Gleichwohl schlug man die Mannschaft der Schiffe in Ketten und belegte die Fahrzeuge mit Beschlag. Als ein neuer Gouverneur nach Chartum kam, erfolgte eine allgemeine Amnestie, welche sich auf alle Gefangenen erstreckte. Aber die Sclaven, selbst die von Baker gekaperten, wurden nicht etwa freigegeben sondern Sclavenhändlern zurückerstattet, jene natürlich ausgenommen, welche die Regierung sich selber behalten hatte.

Solche verbrecherische Wirtschaft hatte im Sudan seit der ägyptischen Eroberung fast ununterbrochen bestanden. Schon zu Anfang der Sechziger Jahre hatte Samuel Baker erklärt: »Der ägyptische Sudan bietet den Anblick eines entsetzlichen Elends dar. Er hat auch nicht einen einzigen Anziehungspunkt, welcher den Europäer entschädigen könnte für das gräuliche Klima und die brutale Barbarei. Ein Fremder wird es für die größte Thorheit erklären, daß die ägyptische Regierung ein Land behält, das ihr keinen Nutzen und Vortheil einträgt; die Einnahmen sind trotz enormen Steuerdruckes viel geringer, als die Ausgaben. Der Sudan ist weit von der Küste entfernt und von Wüsteneien umschlossen; der Warentransport ist so schwierig und theuer, daß ein nennenswerter Handelsverkehr gar nicht bestehen kann. Häufig leidet das Land unter

anhaltender Dürre; dann sterben Rindvieh und Kameele aus Mangel an Weide in großer Menge hinweg, es fehlt an Transportthieren und aller Handel stockt. Unter so bewandten Umständen ist der Sudan ganz wertlos und er hat nicht einmal politische Wichtigkeit. Aber die Aegypter halten ihn fest, weil er — Sclaven liefert! Ohne den Handel auf dem Weißen Strome würde Chartum sofort in völligen Verfall gerathen und dieser ganze Handel besteht in — Raub



Baker Paschas Angriff auf ein Negerlager.

und Mord.« Auch hinsichtlich des äthiopischen Menschenmateriales scheute Baker sich nicht, offen die Wahrheit zu sagen. Er macht sich gelegentlich über die Philantropie seiner Landsleute lustig und versichert: »Ich spreche im vollen Ernste, wenn ich versichere, daß mein Affe Wallady diesen wilden Negern gegenüber wie ein civilisirtes Wesen erscheint.«

Solcher Art ist der Sudan und solcher Art war die ägyptische Gräuelwirtschaft. Das Sündenregister der vicekoniglichen Verwaltung würde demjenigen, der sich damit eingehend beschäftigen wollte, das Material zu einem umfangreichen

Buche liefern. Dieses Sündenregister ist nun voll geworden und wenn auch nicht zu leugnen ist, daß die im Jahre 1883 ausgebrochene Rebellion das Werk eines religiösen Fanatikers war, darf man gleichwohl nicht übersehen, daß die Vorbedingungen zu einer allgemeinen Erhebung in jenen Provinzen des ägyptischen Reiches reichlich vorhanden waren. Aber nicht nur die unglücklichen Bewohner des Sudans wurden von den vicekoniglichen Schergen wie das liebe Vieh behandelt: auch dem Abendlande gegenüber zeigte sich der Kairenser »Hof« als die Heimstätte orientalischer Heuchelei.

Es wurde seinerzeit viel darüber gefabelt, wie sehr der Khedive Ismail Pascha den Forderungen der Humanität sich unterwarf und energische Schritte zur Unterdrückung des schändlichen Menschenhandels that. Die Sclavenfrage ist gleichwohl bis zuletzt die offene Wunde am ägyptischen Staatskörper geblieben, bei deren Berührung tausend Nerven im fernen Abendlande erbebten. Es ist aber erwiesen, daß Ismail Pascha, wenn er überhaupt irgend etwas gegen die Menschenjägerei gethan, im besten Falle doch nur dem Scheine, nicht aber dem Wesen gerecht wurde. Trotz aller Bemühungen der europäischen Mächte und trotz der heroischen Anstrengungen Baker Paschas und seiner Nachfolger, welch ersterer jahrelang mit den Sclavenjägern sich herumschlug und dabei die kriegerischen Anwandlungen verschiedener Negerstämme mit in den Kauf nehmen mußte, ging das »Ebenholz«-Geschäft nach wie vor im Schwange. Vor einigen Jahren noch trug man im Zollregister zu Assuan am ersten Nilkatarakt — also am Thore von Oberägypten — die Sclaven als — Kameele ein, um den europäischen Humanitätsaposteln eine Nase zu drehen.

Man muß gestehen, der Erfolg, welchen die Kämpfer gegen den Menschenhandel innerhalb fünfzehn Jahren zu verzeichnen hatten, bewertete sich gleich Null. Der berühmte Reisende Dr. Schweinfurth sagt hierüber: »Sir S. Baker hat fünf Jahre lang gegen die Barbarei der Sclavenhändler gekämpft. Dar Fur, ein Centralmarkt des Menschenhandels, wurde von Aegypten erobert; der gesammte Handel am oberen Nil wurde monopolisirt; Gordon, Bakers Nachfolger, hat in unablässigem Eifer auf der Suche nach den Schleichwegen des schändlichen Gewerbes, von einer Provinz seines ungeheuren Verwaltungsgebietes nach der andern eilend, die besten Jahre seines thatenreichen Lebens der edlen Sache der Sclaven-Emancipation geopfert; sieben Europäer, sämmtlich von gleichem

Eifer beseelt, wie ihr Chef, haben als Provinz-Gouverneure, von Gordon eingesetzt, jahrelang angekämpft gegen diese eingebürgerten Schändlichkeiten, überall den rücksichtslosesten Gebrauch von den ihnen eingeräumten Vollmachten machend. Ein feierlicher Staatsvertrag wurde zwischen England und Aegypten zur Unterdrückung des Sclavenhandels abgeschlossen; Gessi, zu allerletzt und in historisch hervorragender Weise, hat einen Krieg geführt gegen die wohlorganisirten Rotten der Sclavenhändler, wie er in den Annalen Afrikas nicht seinesgleichen findet, er hat über ein Jahr in Sümpfen, Steppen und Urwäldern diesen Krieg bis aufs Messer geführt zur Unterdrückung menschlicher Bosheit, an wehrlosen Wilden verübt, und Hunderte von Sclavenjägern haben sie mit ihrem Leben büßen müssen.« Und was war das Endresultat all dieser Bemühungen? Die vorher angeführten Beispiele geben die allerbeste, aber leider auch traurigste Antwort.

Die Unterdrückung des Sclavenhandels war, neben dem Fremdenhaß und dem Rachebedürfnisse gegenüber den bisherigen Unterdrückern, eine der Hauptursachen des sudanesischen Aufstandes. Es hat dies sowohl Baker, wie Schweinfurth und Gordon bestätigt. Letzterer äußerte sich in einem Privatbriefe: Ich wünschte, einer der Herren der Anti-Sclavery-Society käme hieher und gäbe mir die Lösung der Frage an. Dar Fur und Kordofan sind von großen Beduinenstämmen unter mächtigen Scheichs, die mehr als halb unabhängig sind, bevölkert. Das Land ist größtentheils eine weite Wüste mit wenigen und weit auseinander liegenden Brunnen. Einige dieser Stämme können 2000 bis 6000 Mann zu Pferde oder auf Kameelen ins Land rücken lassen, und ein Aufruhr ist in einem solchen Lande, wie ich auf meine Kosten erfahren habe, keine Kleinigkeit. Alle diese Stämme machen Raubeinfälle in die Negerländer im Süden, oder tauschen Tuch u. s. w. für Sclaven bei Stämmen jenseits der als Grenze Aegyptens angenommenen Linie um.

Gordon schrieb dies im Jahre 1877, also volle sechs Jahre vor Ausbruch des Aufstandes. Was diesen anbelangt, weiß man wohl allgemein, daß er sich aus kleinen Anfängen entwickelte. Im Juli 1881 kam an den damaligen Hok'mdar Rauf Pascha in Chartum die Meldung, daß ein bis dahin unbekannter Scheich namens Mohammed Achmed, Briefe verschicke, in welchen er sich als der erwartete »Mahdi« (Messias) erklärte, und die Bewohner, sowie die Provinz-

Gouverneure aufforderte, an seine Sendung zu glauben und seinen Anordnungen Folge zu leisten. Dieser Mohammed Achmed wurde in den ersten Vierziger Jahren in Dongola geboren und widmete sich dem Gelehrtenstande. Die Gelehrsamkeit, die dem frommen Manne vorschwebte, bestand freilich nur darin, den Koran auswendig zu kennen, und in der Kenntniß des Geheimnisses, Amulete zu schreiben. Man nennt solche Männer »Fakhi« und Mohammed Achmeds brennendster



Wolseley. Gordon. Hicks Pascha.

Wunsch war, als solcher großen Einfluß auf die überaus abergläubischen Nubier zu gewinnen.

Um seine Absichten besser erfüllen zu können, zog sich Mohammed Achmed auf die Insel Tuti bei Chartum zurück, und siedelte hierauf in die Gegend von Tamaniat, etwa 50 Kilometer nördlich von Chartum, über, von wo aus er seine göttliche Sendung allem Volke durch Sendschreiben zu wissen gab. In einem der wichtigsten Briefe hieß es: »Bismillah er Rachman er Rachim! Im Namen Gottes des allerbarmherzigsten Erbarmers! Lob sei unserem großmüthigen



Schlacht beim Brunnen Abuklea (s. S. 412).

Herrscher und Segen auf unseren Herrn Mohammed und auf sein Geschlecht. Und dieses ist gesandt vom Diener seines Herrn, von Mohammed dem Mahdi, Sohn des Seid Abdallah, an seine geliebten Freunde in Gott und an alle, die ihm folgen und beistehen zur Wiederaufrichtung und zum Siege des Glaubens; und was ich Euch wissen lasse, o Freunde, daß Gott — er sei gelobt und verherrlicht — in seinem einzigen Buche (Koran) gesagt hat: O Ihr, die da glaubet, soll ich Euch zeigen einen Handel, der Euch retten wird von großen Qualen, nun so glaubet an Gott und an seinen Abgesandten und führt Krieg auf dem Wege des Herrn, mit Euerer Habe und Eueren Leibern, und Euere Folgsamkeit wird Euch Segen bringen, wenn Ihr es nur lernen wollet! Und wenn Ihr dies verstanden und dies festhaltet, so wisset, daß Gott mich berufen hat zum Khalifat, und daß der Prophet — Herr des Lebens, Gott segne ihn — verkündet hat, daß ich der erwartete Mahdi sei, und mich gesetzt hat auf seinen Stuhl über die Fürsten und Edlen. Und Gott hat mich unterstützt mit seinen Engeln und mit den Propheten und den Erwählten und desgleichen mit den Gläubigen unter den Dschinns (Genien). Und er hat auch gesagt: Gott hat Dir Zeichen Deiner Sendung gesetzt und diese sind die Warzen auf der rechten Wange, und noch ein anderes Zeichen gab er mir und dies ist: daß aus dem Lichte eine Fahne erscheint, welche mit mir ist in der Stunde des Kampfes und getragen wird vom Engel Azrael, Gott segne ihn! Und er hat mich auch wissen lassen, daß, wer an meiner Sendung zweifelt, nicht an Gott noch an seinen Propheten glaube, daß, wer mich anfeindet, ein Ungläubiger ist, und wer mir den Krieg macht, trostlos und verlassen sein wird in beiden Wohnstätten (im Himmel wie auf Erden), und daß seine Güter und seine Kinder eine gute Beute sind für den Gläubigen. Wählet was bei Gott ist mit freudigem Willen und reiner Ergebung, denn es gibt keine Gewalt und keine Kraft als bei Gott dem Erhabenen, dem Großen und Allmächtigen. Der Friede sei mit Euch. . . .«

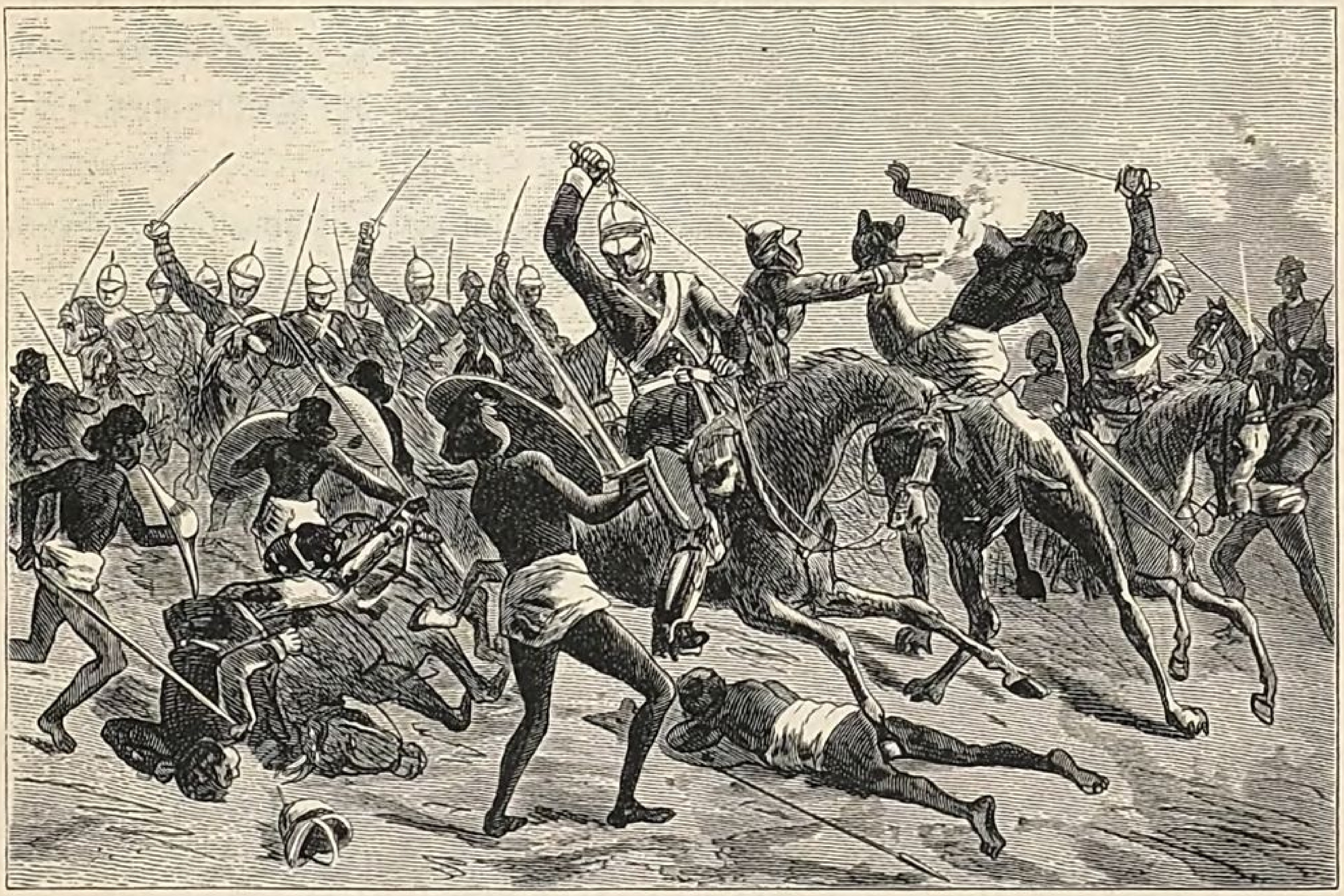
Die Maßregeln, welche zur Bekämpfung des Mahdi ergriffen wurden, litten bereits zu Beginn an ihrer Unzulänglichkeit. Die erste Truppe — 300 Mann — die der Gouverneur von Chartum ausgesendet hatte, wurde fast gänzlich aufgerieben. Hierauf wurden Streitkräfte aus dem Kordofan requirirt und diesen Zeitpunkt benützte Mohammed Achmed, um seinen Aufenthaltsort, in welchem er sich nicht mehr sicher fühlte, in die Gegend nordwestlich von Faschoda zu

verlegen. Dort hatte er bereits eine kleine Streitmacht, aus verwegenen, kampflustigen Leuten bestehend, um sich versammelt. Der Befehlshaber der neuen Expedition war dem Schlupfwinkel bis auf Schußweite nahe gekommen. Als aber die Aegypter nach einer aufregenden Nacht den Ort untersuchten, fanden sie den Mahdi nicht mehr vor. Eine vom Mudir von Faschoda unternommene Razzia wurde zwar mit größerer Energie in Scene gesetzt, endete aber mit der vollständigen Niederlage der Angreifer.

Unterdessen hatte der Aufstand weiter gezüngelt. Jeder Tag brachte Hiobsposten aus Dar Fur, dem Kordofan und dem Bischarigebiete im Osten des Nil. Der an Stelle des abberufenen Hok'mdar Rauf Pascha getretene Abd-el-Kader Pascha, organisirte eine neue Expedition. Dieselbe war kaum unterwegs (März 1882), als in Chartum die Nachricht von der Bedrängniß Sennaars durch mehrere Tausend Bagara eintraf. Hier befehligte ein gewisser Achmed-el-Makaschef, ein Verwandter des Mahdi, die Aufständischen. Letztere drangen in die Stadt ein, plünderten und mordeten, konnten aber die Kaserne, in welche sich die ägyptische Besatzung zurückgezogen hatte, nicht bezwingen. Sieben Tage dauerte die Belagerung, als ein kleines Häuflein Getreuer unter Salah Aga erschien. Die Aufständischen hielten sie für Freunde und ließen sie unbehindert herankommen. Dann aber bildeten die Ankömmlinge ein Viereck und gaben Feuer, das fast den ganzen Tag anhielt. Unzähligemale wurde das Viereck angegriffen, aber es wankte nicht. Haufen von Leichen thürmten sich ringsum und schließlich zogen die Aufständischen sich zurück.

Der Nachfolger Rauf Paschas, Abd-el-Kader, war am 12. Mai 1882 in Chartum eingetroffen. Die Berufung dieses Mannes auf den Posten eines Generalstatthalters im Sudan schien ganz darnach geeignet, die Hoffnungen der bedrängten Bevölkerung neu zu beleben. Er stand im Rufe eines äußerst umsichtigen, gerechten, der Paschawirtschaft in tiefster Seele abgeneigten Würdenträgers. Freilich hatten all diese guten Eigenschaften im Augenblicke, wo es sich weniger um Verwaltungs-Angelegenheiten, denn vielmehr um militärische Maßregeln handelte, nur indirecten Wert. Die Hauptsache war und blieb die, ob hinlänglich Streitkräfte zur Bekämpfung der Gegners vorhanden waren, ob auf die Mithilfe einzelner Stämme zu rechnen sei und ob die viceköniglichen Truppen, den irregulären Zulauf eingerechnet, ihre Pflicht erfüllen würden.

Die Situation gestaltete sich äußerst kritisch. Im Verlaufe des Sommers schwoll die Zahl der Aufständischen erheblich an. Schon Ende August konnten circa 15.000 Mann die Stellung der Aegypter in Deum am Nil, wo die Karawanenstraße nach dem Kordofan abgeht, angreifen. Der Ort schien verloren, da er von nur 500 Mann vertheidigt wurde. Gleichwohl wurde der Angriff abgewiesen, wobei der Feind einen Verlust von 3000 Mann eingebüßt haben soll. Enorme Verluste auf Seite der Aufständischen bezeichnen überhaupt alle



Gefecht beim Brunnen El Teb (s. S. 412).

Kämpfe im Sudan. So hatte der Mahdi zwei Monate vorher gelegentlich der Kämpfe um die Stadt Bara im nördlichen Kordofan, an denen bei 20.000 Mann engagirt gewesen sein sollen, gleichfalls einen Verlust von 3000 Mann zu beklagen, während die Zahl der Vertheidiger nur 800 Mann betrug. In Dar Fur stand Slatin Bey von Anbeginn im Kampfe, hauptsächlich mit den Stämmen Risegat und Tuéscha und erlag schließlich mit seinen undisciplinirten 700 Mann dem Feinde.

Am heldenmüthigsten hielt sich aber die Garnison von El Obeid, der Hauptstadt des Kordofan. Nachdem der Mahdi die Aegypter unter Yussuf Pascha

(auf den wir gelegentlich unserer Mittheilungen über den südlichsten Theil der Nilregion noch zurückkommen werden) am Gedirgebirge vollständig geschlagen hatte, verließ der erstere seinen bisherigen Standort und brach nach dem Kordofan auf, um das Land unter seine Gewalt zu bringen. Noch während des Zuges dahin, hatte der falsche Prophet gewaltigen Zulauf. Namentlich waren es die Bagara, diese entschlossensten Streiter im Heere des Mahdi, welche in großer Zahl dem letzteren Heeresfolge leisteten. Als Mohammed Achmed am 8. September vor El Obeid anlangte, soll sein Heer 60.000 Streiter gezählt haben. Die Stadt war verhältnißmäßig stark besetzt. Es standen etwa 6000 Mann unter dem Befehle des Majors Iskander Bey und die Wälle waren mit einem Dutzend Kanonen armirt.

Fast wäre es den Aufständischen gelungen, im ersten Anpralle die Stadt zu nehmen. Die Belagerten hatten einen Ausfall unternommen und als sie zurückkehrten, drängten die Belagerer derart heftig nach, daß sie unfehlbar zu gleicher Zeit mit den retirirenden Truppen in El Obeid eingedrungen wären, hätte Iskander sich nicht dazu entschlossen, seine Leute zu opfern. Er überschüttete die Kämpfer, Freund und Feind, mit Granaten und brachte so, mit dem Opfer von mehreren hundert Mann, den Anprall zum Stehen. Der Verlust der Angreifer war auch diesmal enorm; 15.000 Mann bedeckten das Vorfeld der Stadt! Unter den Truppen des Mahdi riß eine förmliche Panik ein, welche nur durch das Dazwischentreten des Propheten theilweise gemildert werden konnte. Für El Obeid aber kamen nun harte Tage. Es wurde eng eingeschlossen, so daß die Garnison ganz auf sich selbst angewiesen blieb. Dieser Zustand hielt volle vier Monate an. Die Provisionirung ging zur Neige und bald stellten sich die gräßlichen Scenen einer allgemeinen Hungersnoth ein. Nachdem alle vierfüßigen Geschöpfe in der Festung verzehrt waren, begannen die Soldaten ihre Gewehrriemen und anderes Lederzeug zu verschlingen. Dazu gesellte sich der Scorbut, so daß dem tapferen Befehlshaber der heldenmüthig ausdauernden Besatzung nichts anderes übrig blieb, als zu capituliren. Der Mahdi zeigte sich nachsichtig und nahm keine Revanche. Sämmtliche Vertheidiger traten zu dem falschen Propheten über. Infolge der Capitulation fielen dem Mahdi auch mehrere Angehörige beiderlei Geschlechtes der katholischen Mission von El Obeid in die Hände. Ihre Behandlung war eine wider Erwarten gute.

Die Katastrophe von El Obeid scheint auf die Regierung in Kairo großen Eindruck gemacht zu haben, denn nur so erklärt es sich, warum sie Abd-el-Kader, der trotz des Mißgeschickes, das ihn ereilte, viel Energie und Umsicht an den Tag gelegt hatte, abberief und ihn durch Allaeddin Pascha ersetzte. Ehe seine Ablösung noch erfolgt war, hatte England, das in der gleichen Zeit mit der Niederwerfung der Insurrection in Unterägypten beschäftigt war, einen ausgedienten Officier der anglo-indischen Armee, den Obersten Hicks, mit der Mission betraut, im Sudan die Organisation der militärischen Unternehmungen in die Hand zu nehmen. Hicks war kurze Zeit nach der Abreise Abd-el-Kaders in Chartum eingetroffen (4. März). Um diese Zeit hatten die Aufständischen im Süden von Chartum, namentlich in der Nähe der Nilinsel Aba, bedeutend an Terrain gewonnen. Hicks übernahm das Commando der bei Kawa concentrirten 5000 Aegypter und führte einen erfolgreichen Schlag gegen die Schaaren Achmed-el-Makaschefs bei Marabia.

Auch andere kleinere Expeditionen gegen die Aufständischen gelangen. Die Folge war, daß den Sommer 1883 über verhältnißmäßige Ruhe in den insurgirten Provinzen herrschte. Diese Pause in den Operationen war umso willkommener, als von Aegypten fortgesetzt frische Truppen eintrafen, welche zu einem größeren Corps vereinigt werden sollten, mit der Bestimmung, den Löwen in seiner Höhle aufzusuchen. Einige Beunruhigung verursachte in derselben Zeit der Ausbruch der Rebellion im östlichsten Theile des ägyptischen Sudan, der an das Rothe Meer grenzt. Dort hatte Osman Digma sich an die Spitze der aufständischen Stämme gestellt und die Hafenstadt Suakim attakirt, ward aber vor den Wällen derselben zurückgeschlagen.

Das Aufflackern des Aufstandes auf der östlichen Seite des Nil machte es räthlich, den Angriff auf Kordofan zu beschleunigen. Am 20. August hatte Hicks Pascha das Obercommando über das circa 10.000 Mann zählende Corps übernommen, am 9. September setzte sich dasselbe von Omdurman, am linken Nilufer, Chartum gegenüber, aus in Bewegung. Die Operationen nahmen einen ungemein schleppenden Verlauf. Das nothwendige Trinkwasser mußte mitgenommen werden, die Strapazen waren groß und zum Ueberflusse hatte Hicks, des Arabischen unkundig, viel von den Chicanen der ägyptischen Officiere zu leiden, die ihm weit mehr Hindernisse in den Weg legten, als daß sie ihm in der Durchführung

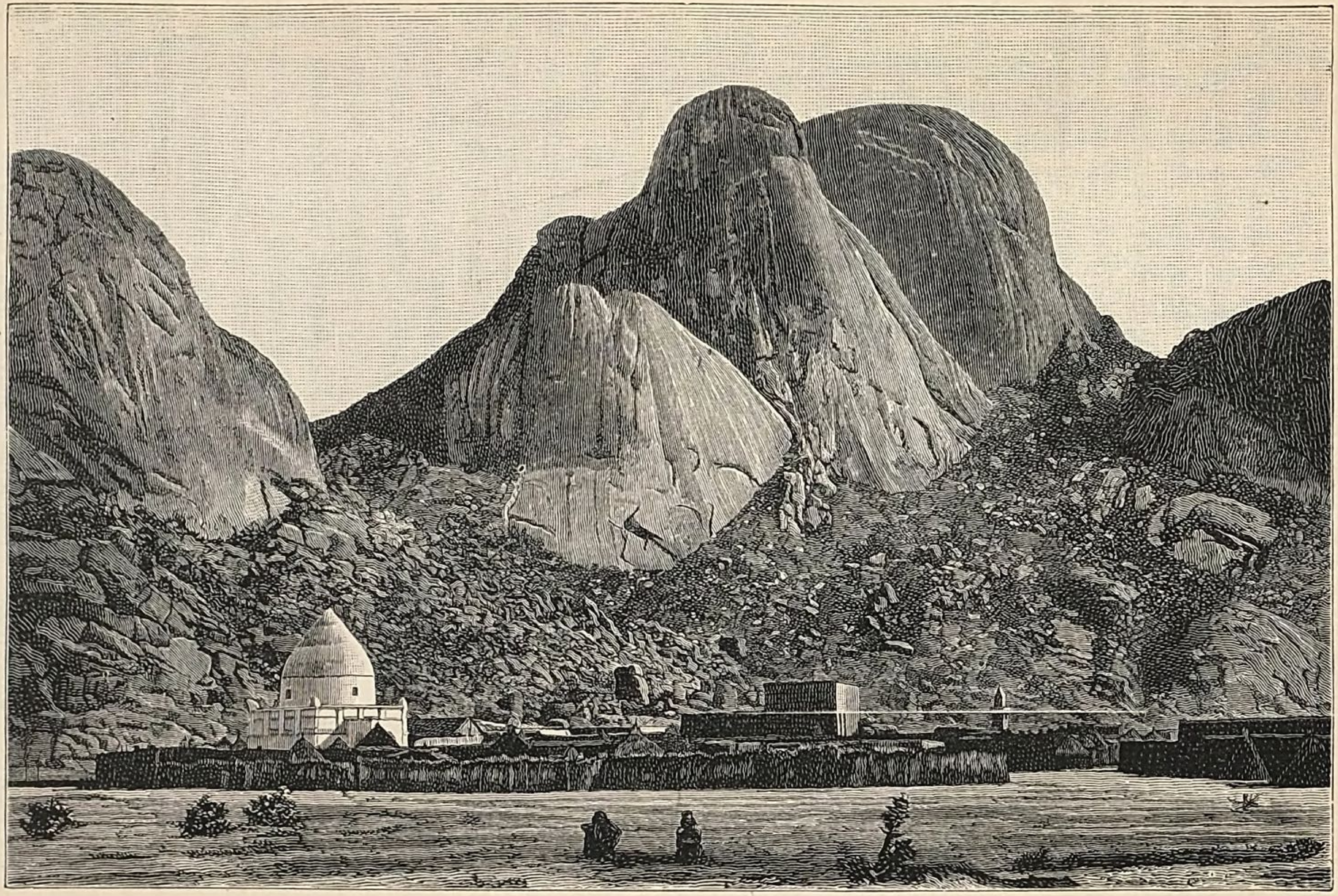
seiner schwierigen Aufgabe behilflich gewesen wären. Am verhängnißvollsten aber sollte für die Expedition der zwischen Hicks und Allaeddin ausgebrochene Hader hinsichtlich der Wahl des einzuschlagenden Weges werden. In der That theilte sich das Corps kurz vor der entscheidenden Stunde in zwei Colonnen. Hicks wurde durch verrätherische Führer (die Expedition war, beiläufig bemerkt, während ihres Vormarsches fortwährend von Spionen des Mahdi umgeben) in



Sclavin aus Dar Fur.

das felsige und walddichte Defilé von Kaschgil geführt und daselbst von den übermächtigen Schaaren des Mahdi angegriffen. Zuverläßliche Details über dieses gräßliche Massacre, in welchem das ganze Corps so ziemlich bis auf den letzten Mann aufgerieben wurde, sind nie bekannt geworden. Die Schlacht soll im Ganzen vier Tage (vom 1. bis 4. November) gedauert haben.

Damit war das Schicksal des Sudan so viel wie entschieden. Nur zwei Tage nach der Katastrophe von Kaschgil, überfiel eine Abtheilung der Streit-



Landschaft bei Kassala.

kräfte Osman Digmas eine Abtheilung Aegypter bei Tokat und rieb sie auf. Unter den Getödteten befand sich auch der englische Consul Moncrieff. Von diesem Zeitpunkte an wuchs der Aufstand im östlichsten Theile des Sudan. Suakim wurde wiederholt angegriffen, zum Glücke ohne Erfolg. England sah sich nun veranlaßt, Suakim zu schützen. Es sendete den Obersten Baker (Bruder des mehrgenannten Reisenden Sir Samuel Baker) nach der bedrängten Stadt, als aber dieser mit den unzuverlässigen ägyptischen Truppen die hartbedrängte Garnison von Sinkat entsetzen wollte, wurde er von Osman Digma vollständig geschlagen.

Immer kühner erhoben die Aufständischen das Haupt. Südlich von Chartum hatte die Rebellion gewaltig an Raum gewonnen. Selbst die entfernteren Negerstämme traten auf die Seite des Mahdi. Da entschloß sich England, den Sudan zu räumen. Mit dieser Aufgabe wurde General Gordon betraut, der als gewiegter Kenner des Landes, namentlich aber der Zuneigung halber, welche die Bevölkerung ihrem einstigen Beschützer bewahrt hatte, für die geeignetste Persönlichkeit erkannt wurde. Ohne militärische Hilfsmittel, nur mit einigen Begleitern, brach Gordon von Kairo auf und erreichte nach dreiwöchentlicher Reise am 18. Februar 1884 Chartum. Sein Empfang seitens der Bevölkerung war ein wahrhaft enthusiastischer. Gordon decretirte sofort nach seiner Ankunft einen allgemeinen Steuernachlaß und gab den Sclavenhandel frei. Dieser Schritt ward ihm in Europa übel ausgelegt. Bedenklich war derselbe gewiß, aber wohl auch unvermeidlich, denn der Aufstand drehte sich zum Theil um die Sclavenfrage, und Gordon mußte, wollte er sich mutterseelenallein im Sudan halten, unzufriedene Elemente für sich gewinnen.

Bald nach seiner Ankunft in Chartum setzte sich Gordon mit dem Mahdi, der sich in El Obeid häuslich niedergelassen hatte, in Verbindung. Der britische Sendling gab dem vom Glücke begünstigten Rebellenchef zu wissen, daß er (Gordon) nicht als Feind ins Land gekommen sei, und zum Beweise seiner friedlichen Gesinnung seinem Gegner bekannt gebe, daß er ihn als »Emir von Kordofan« anerkenne. Es ist erwiesen, daß diese Erhebung auf den Mahdi nicht die geringste Wirkung ausübte. Als Sieger hielt er es offenbar unter seiner Würde, einen Titel gewissermaßen als Geschenk anzunehmen, den er sich durch das Schwert errungen hatte. Zudem muß der Mahdi seiner Sache sicher

gewesen sein, da der britische Sendling ohne Armee nicht zu fürchten war. Nachgiebigkeit auf Seite der Aufständischen war gleichfalls nicht wahrzunehmen. Im Gegentheile, während England viel zu spät Anstrengungen machte, den hart bedrängten Garnisonen von Sinkat und Tokat beizuspringen, capitulirte ersteres am 11. Februar, letzteres zehn Tage später. Zwei Tage vor dem Falle Tokats war endlich General Graham mit 5000 Mann in Suakim eingetroffen. Da er seine ursprüngliche Aufgabe nicht mehr durchführen konnte, dachte er wenigstens Osman Digma zu züchtigen, was aber nur theilweise gelang. Die Schlacht bei dem Brunnen von Teb am 29. Februar war ein schwer erkämpfter Sieg für die Engländer. Am 13. März gelang es zwar, das Lager Osman Digmas bei Tamanieb zu erstürmen und unter den Feinden große Verheerung anzurichten; in der Folgezeit aber sahen sich die Engländer zur Defensive verurtheilt und wenige Wochen nach dem letzterwähnten Kampfe erschienen die Schaaren Osman Digmas wieder im Weichbilde von Suakim.

Unterdessen hatte Gordon die Vertheidigung von Chartum organisirt. Da es ihm nicht möglich war, den Sudan zu evacuiren, unternahm er mit Hilfe der ihm zur Verfügung gestandenen Nildampfer Fehdezüge stromauf und stromab des Nil. Diese ruhmlose und aufreibende Thätigkeit hielt fast ein ganzes Jahr an. Erst im Spätsommer entschloß sich England, im Sudan militärische Kräfte zu entfalten, denn es hieß nun nicht mehr den Sudan zu räumen, sondern Gordon zu retten. Erst im Herbste wurden die militärischen Maßregeln in Angriff genommen. Ein englisches Expeditionscorps, im Ganzen circa 6000 Combattanten, sollte nilaufwärts bis Chartum vordringen und die Stadt entsetzen. Das Unternehmen erwies sich als ebenso zeitraubend als kostspielig. Nach Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten war das Gros der Engländer unter dem General Wolseley endlich in Koti an der großen Nilbeuge angekommen. Von hier aus sollte die Bajudasteppe gekreuzt werden. Nur ein Theil des Corps unter Oberst Stewarts Führung, rückte vor, wobei es zwei heftige Treffen mit den Aufständischen beim Brunnen Abuklea und bei Metammeh (am Nil, gegenüber von Schendi) zu bestehen hatte (Mitte Januar 1885).

Mit Hilfe der bei Schendi bereitgestandenen Dampfer Gordons war es dem Vortrabe der Engländer gelungen, bis Chartum vorzudringen. Als sie am 28. Januar unter die Mauern der Stadt gelangt waren, erfuhren sie, daß zwei

Tage vorher die Schaaren des Mahdi infolge Verrathes seitens Faragh Paschas in die Stadt eingedrungen waren und Gordon getödtet worden sei. An der Schwelle des Regierungspalastes wurde er niedergeschossen. Die Garnison erwehrte sich der Eindringlinge, bis sie zum Theile niedergemacht war. Desgleichen wurden alle Europäer ermordet, darunter der österreichische Consul Hansal, der zwanzig Jahre im Sudan verweilt und um die Kenntniß des Landes sich bedeutende Verdienste erworben hatte. Gegenüber der Bevölkerung verfuhr der Mahdi nicht mit jener Strenge, die zu befürchten war. Dagegen ließ er den Verräther Faragh Pascha aufknüpfen, eingedenk der Erfahrung, daß es gut sei, solch zweideutige Subjecte unschädlich zu machen.

Es ist nun an der Zeit, uns die Länder, von welchen vorstehend die Rede war, etwas genauer anzusehen. Als westliches Vorwerk des Gebietes, das wir den »östlichen Sudan« nennen, figurirt Dar Fur. Es wurde erst im Jahre 1874 dem ägyptischen Reiche einverleibt und hat sonach nicht sehr lange die Segnungen der viceköniglichen Verwaltung genossen. Der wichtigste Theil des Landes ist das hohe Marragebirge. Nach Dr. Nachtigal wären für Dar Fur als charakteristisch die zahlreichen Flußbetten hervorzuheben, welche den Westen, Südwesten und Süden des Landes durchziehen. Obwohl sie meist nur während der Regenzeit Wasser führen, müssen sie gleichwohl als die eigentlichen Vertheiler des nassen Elementes gelten, da die Wassermengen dieser »Regenflüsse« sehr bedeutend sind. Der Norden und Osten des Landes sind ohne Flußläufe; der Boden ist dort felsig und sandig und steht demnach im schroffen Gegensatze zu den übrigen Landstrichen, welche vermöge der reichen Bewässerung und des anbaufähigen Humusbodens im hohen Grade fruchtbar sind.

Die Bewohner Dar Furs sind theils Araber, theils berberisch-nigritische oder arabisch-nigritische Mischlinge, vorwiegend aber Nigritier, welch letztere namentlich die Districte des Marragebirges ziemlich dicht bewohnen. »Unter den Bewohnern sind die eigentlichen Fori oder Kandscharen (Ganjars) die merkwürdigsten. Diese gingen aus einer vor circa 400 Jahren zu Stande gekommenen Verbindung der Dadscho, Tündschur und Zoghawa hervor. Die Dadscho herrschten in Marra, neben ihnen die Fori auch im Gebirge und auf seinen Abhängen, im Norden die Zoghawa und verschiedene Araberstämme (Mahamid, Nowaibe), im Westen die Massolat, dann die Araberstämme der

Taischa und Habbarié, im Südosten die Bego und Birgid, im Nordosten die Berti und im Centrum gleichfalls die Tündschur.« Die Fori sind nach dem Urtheile Robert Hartmanns Neger mit langem, straffem Haar, ziemlich erhabener Nase, dünnen Lippen, ovalem Gesicht und von intelligentem Ausdruck. Entschieden sollen sie feinere und edlere Züge als die anderen Bewohner Dar Furs haben. Die Bewohner des Gebirges werden als roh, dem Trunke ergeben und nicht gastfreundlich geschildert. Sie sind aber wohlhabend und ihr Hauptbesitz besteht in Rinderherden. Die Viehzucht blüht in Dar Fur überhaupt nur im Westen und Südwesten.

An Dar Fur schließt im Osten Kordofan, im Großen und Ganzen ein sanft gewelltes Savannenland, welches nur streckenweise bergige Erhöhungen aufweist. Im Norden des Landes herrscht indeß Wassermangel, so daß dieser Strich zu den unproductivsten des Gesammtgebietes im Westen des Weißen Nil zählt. Im Gegensatze zu ihm erfreuen sich die Landschaften im Süden zwischen den Nubabergen und dem Districte Takale besserer Bodenbeschaffenheit. Auch Waldungen sind hier anzutreffen. Im allgemeinen — sagt Richard Buchta — ist Kordofan auf die verhältnißmäßig kleinen und wenig zahlreichen Wasserbecken angewiesen, in welchen sich die während der Regenzeit fallenden Niederschläge ansammeln, drei kleine Seen, die bis 50 Meter tief gegrabenen Brunnen, welche in der heißen Jahreszeit zumeist ausgetrocknet sind, und mehrere Bodensenkungen, in welchen in einer Tiefe von 1 bis 5 Meter unter der Oberfläche fast das ganze Jahr hindurch Wasser angetroffen wird. Der Norden des Landes ist eine einförmige Steppe, dessen höchsten Punkt die Hauptstadt des Landes, El Obeid, einnimmt. Die Bewohner des Landes sind vorwiegend Neger, doch finden sich auch Mischlinge und arabische Nomaden-Tribus vor. Die Striche im Norden des Landes bis zum Nil bei Dongola haben die Kababisch inne, den Süden des Landes die Bagara. Beide sind Hirtenstämme, gut beritten und sehr kriegerischer Natur. Die Bagara zeigten sich von Anbeginn her als die begeistertsten Parteigänger des Mahdi. Ein Volk anderer Rasse sind endlich die Nuba in Dar Nuba, welche der Ethnograph Friedrich Müller als eng verwandt mit den Fulah im westlichen Sudan ansieht und demgemäß diese ganze Völkergruppe als »Nuba-Fulahrasse« bezeichnet. Diese Völker sind weder Neger, noch mittelländische Hamiten, sondern ein Mittelschlag zwischen Beiden, indeß ist

es sehr schwer, eine scharfe Grenze zwischen den erwähnten Rassen zu ziehen, da zahlreiche Uebergangstypen zwischen den Nuba und den Negern stattfinden. Die Nuba siedeln in dem Raume zwischen Dar Fur im Westen und den Heimsitzen der sogenannten Bedschastämme (Hamiten) im Osten, dem 5.^{0} Südbreite im Süden und Assuan im Norden. Hiezu zählen auch die eigentlichen Nubier, auf welche wir später zurückkommen werden.

Nach Osten weiter schreitend, gelangen wir zunächst an den Weißen Nil und in das Land zwischen diesem und dem Blauen Nil. Es führt gemeinhin den Namen Gezireh, »die Insel«, und begreift politisch das ehemalige Königreich Sennaar in sich. Die Landschaften an beiden Strömen bilden eben solche Gegensätze wie diese selbst. Der Blaue Nil ist ein vom abessinischen Hochlande herabkommender Gebirgsstrom mit hohen Ufern und festem Grunde; das Wasser, welches rasch flutet, ist ungemein klar und spiegelt die wunderbare Himmelsbläue wieder, woher er auch seinen Namen erhalten hat. Der »Weiße Strom« hingegen führt trübe Schlammfluten, hat niedere, zu Zeiten stundenweit überschwemmte Ufer, ein viel geringeres Gefälle und eine ungemein üppige Wasservegetation.

Das Gebiet am Blauen Strome aber ist kein Sumpf- oder Marschland, sondern ein gesegnetes Culturgebiet. Namentlich ausgezeichnet durch Fruchtbarkeit ist Nord-Sennaar, jene unabsehbare braune Fläche, die zwischen beiden Strömen im Süden von Chartum ihre Ausdehnung nimmt. Nicht ohne Berechtigung führt diese Culturebene den Namen »Durrahkammer des Sudan«. Von hier aus wird nämlich eine weite Strecke des Nillandes (bis zum Atbara hinauf) mit Durrah versorgt. Den Segen der ägyptischen Verwaltung spürte man auch hier zu keiner Zeit. Die Ebenen sind dünn bevölkert, so daß man stundenweit nichts sieht, als unansehnliche Dörfer aus Lehmhütten, oder vereinsamte weißgetünchte Heiligengräber. Vollends herabgekommen ist die einstige Königsstadt der Fung, Sennaar, am Rande einer ungeheuer ausgedehnten Steppe. Höher hinauf (von Karkodsch ab) wechselt Hoch- und Buschwald mit der einförmigen Steppe ab und sind die Landschaften von zahlreichen Dörfern belebt. Von den hier siedelnden Stämmen wäre der der Hammedsch besonders zu erwähnen. Dieser Stamm ist nämlich ein Zweig der großen »äthiopischen« Familie, jener »Hoch-Sennaariten«, welche der Familie der Bedschavölker angehören.

Im Nordosten von Sennaar, gleichsam als nördliches Glacis der gewaltigen Alpenburg Abessinien, erstreckt sich die Landschaft Taka. Hauptort ist Kassala, einst die Residenz eines vom Königreiche Sennaar abhängigen Vasallen. Die Aegypter erkannten frühzeitig die Wichtigkeit dieses Punktes und haben ihn bald nach der Invasion in den Sudan in ihre Gewalt gebracht. Im Jahre 1838 aber erhoben sich die Stämme unter ihren »Deglels« (Häuptlingen)



Kriegstanz der Bari-Neger.

gegen die verhaßten Fremdlinge, konnten aber mit ihren Lanzen und schweren Säbeln nichts gegen die Feuerwaffen der Aegypter ausrichten. Zuletzt saß in Taka, das früher von einem einheimischen Scheich, der der vicekoniglichen Regierung verantwortlich war, verwaltet wurde, ein ägyptischer Untergouverneur und seine Truppenmacht sollte sowohl die einheimischen Stämme, wie die Abessinier im Zaume halten, was niemals gelang. Noch Ende der Sechziger Jahre stand es schlimm um diese ägyptische Grenzprovinz. Der Häuptling Ued Nimr, Sohn des von uns bereits erwähnten Melek Nimr, der den Sohn Mohamed Alis,



Deutsche Besitzungen. Französische Besitzungen. Englische Besitzungen. Spanische Besitzungen. Portugiesische Besitzungen.



Die Umgebung von Kuka.

Ismail, zu Schendi in seiner Hütte verbrannt hatte, schürte den alten Haß gegen die fremden Eindringlinge. Von Abessinien aus, wo er einen getreuen Vasallen des Königs Theodoros abgab, belästigte er unausgesetzt die Aegypter in Kassala. Einmal verlangte die vicekönigliche Regierung sogar direct die Bestrafung des Ued Nimr; der »Negus von Aethiopien» beantwortete aber diese Anmaßung damit, daß er den »Sohn des Leoparden« zum Dedschas



Der weiße Nil im äquatorialen Sumpfgebiete. (7° nördl. Br.)

(Herzog) von Wolkait erhob. Nun ging der neugebackene Herzog so weit, daß er in Kedaref und überall im alten Gebiete von Sennaar Abgaben erhob. Diesmal gelang die Intervention der Aegypter; Ued Nimr wurde geschlagen und ins Hochland zurückgeworfen.

Das Land Taka selbst ist ein ziemlich fruchtbares Gebiet; trotzdem soll nicht einmal der vierzigste Theil in Anbau genommen sein. In der Umgebung von Kassala pflanzt man etwas Baumwolle, weiterhin ab und zu Durrah; das ist alles. Die Ebene ist aufgeschwemmtes Land und diese Aufschwemmung rührt von dem Flusse Gasch her, einem gewaltigen abessinischen Alpenstrome, der das

Hochland im nordöstlichsten Theile des Ost-Sudan bewässert. Er hat die Oase von Taka gebildet und befruchtet sie. Zu Zeiten wälzt der Strom ungeheuere Mengen gelben, schlammigen Wassers aus dem abessinischen Hochlande in die Tiefe, und man kann den Ablagerungsproceß der Sedimente von einer Regenzeit zur anderen beobachten. Dem Flusse entlang stehen Palmen, weiterhin dehnen sich Getreidefelder und liegen die Lagerplätze der Nomaden. Die Oase hebt sich scharf von der Wüste ab, an deren Rande noch Mimosen gedeihen, weiterhin aber jede Vegetation aufhört.

Die Umgebung von Kassala ist nicht ohne romantischen Reiz. Da ist zunächst der Berg Kassala-el-Lus, eine Granitmasse mit gewaltigen Kuppen, die unersteigbar sind. Geröll und Trümmerwerk dehnt sich dazwischen — ein Bild von großartigem Gesammteindrucke.... Aufwärts des Gasch finden sich ähnliche Granitmassen, die den Namen »Abu Gamel« führen und majestätisch aus vollkommen flacher Steppe emporragen. Auf dem Scheitel eines der schwer zu ersteigenden Felsdome gibt es wundervolle Ausblicke nach Abessinien hinauf und nach Osten, wo das Land des interessanten Völkchens der Bogos seinen Anfang nimmt. Ihre Hauptorte sind Keran und Mensa, Ortschaften, welche in früherer Zeit viel von den ägyptischen Gewalthabern und Sclavenhändlern heimgesucht worden sind. Freilich kommt es diesen Leuten nicht darauf an, selbstthätig in das Geschäft einzugreifen und beispielsweise die Waisenkinder als Sclaven zu verkaufen. Auch ist es uns nicht bekannt, ob der Segen der ägyptischen Herrschaft die barbarischen Gebräuche, die im Bogoslande bislang im Schwange waren, paralysirt hat. Vor wenigen Jahren noch war es jedem Bogos erlaubt, seine Frau zu tödten, ohne daß es einer Rechtfertigung wem immer gegenüber bedurft hätte. Eine Zahlung an den Schwiegervater genügte in allen Fällen, und die Summe brauchte nicht einmal den vollen Blutpreis zu betragen, der aus Anlaß anderer Mordthaten eingefordert zu werden pflegte. Interessant ist, daß die Bogos für Christen gelten wollen, obwohl sie weder Kirchen noch Priester haben. Sicher ist, daß sie aus Abessinien stammen und von dort her eine dunkle Ahnung an den christlichen Glauben bewahrt hatten, der im Laufe der Jahrhunderte in Irreligiösität und Barbarei vollständig erlosch.

Nordöstlich von Taka dehnt sich ein Gebiet, das insoferne unser Interesse in Anspruch nehmen darf, als es neuerdings zum Schauplatz heftiger Kämpfe

zwischen den Parteigängern des Mahdi unter Führung Osman Digmas und den ägyptisch-englischen militärischen Expeditionen wurde. Das Land ist von den nomadisirenden Hadendoah und den Hirtenstämmen Beni Amr und Habab besiedelt. Es ist vorwiegend Wüste, sogar schwer passirbare Felswüste, mit nur wenigen Brunnenoasen. Der ganze Raum zwischen dem Nil und dem Rothen Meere trägt diesen Charakter. Als Fortsetzung westlich des Nil erstreckt sich die neuerdings viel genannte Bajudawüste (sie ist eigentlich mehr eine Steppe), die zuletzt in das sandige und felsige Steppengebiet des nördlichen Kordofan übergeht.

Der wichtigste Punkt in jenem nordöstlichsten Theile des Sudan ist Suakim. Es liegt auf einer Insel und hat einen, nur durch einen 250 Fuß breiten Meeresarm getrennten Stadttheil vor sich auf dem Festlande. Alle hervorragenden Bauten liegen in der Inselstadt, so auch die Amtsgebäude, eine Vorsicht, die in früherer Zeit, wo die Unsicherheit auf dem Festlande groß war, gewiß ihre Berechtigung hatte. In der Zeit kurz vor der sudanesischen Bewegung hatten sich die Verhältnisse auf dem Festlande zwar gebessert, nicht aber die der Stadt Suakim selber. Sie war nämlich zu allen Zeiten höchst unansehnlich und zählte zuletzt keine 800 Bewohner. Trägheit und Ueberhebung gegenüber den Fremden waren allezeit die charakteristischen Eigenschaften der Stadtbevölkerung, die nur dann einigermaßen umgänglich wurde, wenn sich Aussichten auf geschäftlichen Gewinn einstellten. Um die Stadt mit gutem Trinkwasser versorgen zu können, hatte der von uns bereits genannte Hok'mdar des Sudan, Muntas Pascha, einen gewaltigen Damm und ein Reservoir bauen lassen, die einzige gute That, die dieser vicekönigliche Blutsauger und Menschenschinder während seiner Amtsthätigkeit im Sudan bewirkt hatte. Seiner Lage nach ist Suakim zweifellos die wichtigste Handelsstadt im Osten des ägyptischen Sudan. Ein sicherer, wenn auch kleiner Hafen, die günstige Lage gegenüber Djidda, dem Hafenorte von Mekka, der in drei Tagen erreicht werden kann, endlich die bestehenden Karawanenstraßen, welche Suakim mit dem Hinterlande verbinden, sprechen für die commercielle Bedeutung der Stadt. Die wichtigste Handelsstraße führt von Suakim über Kassala nach Kedaref, von hier einerseits (südwärts) nach Galabat und Abessinien, anderseits (nordwestlich) nach Chartum. Trotz alledem war der Handel auf dieser Route nie von Bedeutung, aber von den Eingeborenen gleichwohl hochgehalten als Exportstraße für — Sclaven.

Ueber die Völkerstämme, welche den östlichsten Abschnitt des Sudan bewohnen, wäre mitzutheilen, daß fast alle durchwegs der Völkerfamilie der Bedja angehören. Dazu gehören die Bischari, welche sich bis zum Brunnen Kokreb auf der Handelsstraße, die von Suakim nach Berber führt, verbreiten und eine eigene Sprache, das »Bedawi» (Bedjasprache) sprechen. Die Uebereinstimmung ihrer physischen Merkmale mit jenen der Bewohner Abessiniens ist unverkennbar. Oestlich und südlich der Bischari hausen die Hadendoa, welche vom Brunnen Kokreb bis nach Suakim, zwischen den Atbara, Chor=el=Gasch und der Landschaft Toka ihr Weidegebiet haben. Die Hadendoa sind weitaus der kriegerischeste Stamm unter den Bedjas des Sudan. Der Bedjafamilie sind auch noch die Schukuri angehörig, welche nach Richard Buchta in dem weiten Raume zwischen dem Blauen Nil und dem Atbara und südlich bis zum 14.° Nordbreite siedeln. In Kedaref finden wir die Dabaina, Koahel, Hamadab und Abu Ruf.

Zu den Bedjas gehören höchst wahrscheinlich auch noch die Stämme von Sennaar, von welchen Marno folgende Zusammenstellung gibt: die Hammedesch, und zwar die eigentlichen Hammedesch von Roseres und Fazogl, die Fung in den Bergen Hoch=Sennaars und die Tabi am Westufer des Blauen Nil; ferner die Bertal, südlich und westlich von Fazogl; die Gumus in den Bergen südlich und östlich von Fazogl, an beiden Ufern des Nil; die Burum, die heidnische Bevölkerung der südlichen Berge Sennaars, dann die Dinka in den Uferländern des Weißen Nil, Jabos und Sobat. Südlicher hievon beginnt das Negergebiet, mit welchem wir unsere Mittheilungen über den Sudan beschließen wollen.

Um den »Weißen Strom« hinaufzusteuern, müssen wir wieder nach Chartum zurück. Er geht in scharfer Biegung um die Landspitze herum, auf welcher die Stadt liegt, und in das ungemein breite, fast seeartige Gewässer hinein, das wir nun auf einer Strecke von fast vierhundert deutschen Meilen (die Stromwindungen eingerechnet) befahren wollen.... Diese Fahrt, eine der eintönigsten auf unserem Planeten, wird durch nichts besser charakterisirt, als durch engumgrenzte Strombilder, welche sich in ewig gleichförmiger Weise aneinanderreihen. Der Grundcharakter der Landschaften am Weißen Strome prägt sich sofort unterhalb von Chartum aus, und wechselt erst wieder in der äquatorialen Region des Nil. Die erste Strecke, mit welcher wir Bekanntschaft machen, ist

das Land Bagara: ödes Flachufer mit zahlreichen Mimosen, die zum Theile im Wasser selbst wachsen. Nur wenn die Hochwässer sich verlaufen haben, sind hier die Ufer belebt, und zwar von dem gleichnamigen Stamme, der mit seinen Herden in großen Schaaren nach dem Ufer drängt.

Weiterhin folgt ausgesprochener Sumpf mit unzähligen Suntbäumen (Acacia Arabica), die aus den stagnirenden Wässern aufragen. Zwischen den angeschwemmten Baumstämmen breitet sich ein dichtes, üppig wucherndes Netz von Schlingpflanzen. Nichts regt sich in dieser todtstillen Welt, wenn die glühende tropische Sonne auf sie herablodert. Auf dem Strome bilden große Massen von Wasserpflanzen förmliche Inseln oder Flöße, die den stillen Strom herabtreiben, mit Störchen als Passagiere. Das Ganze umweht drückende Fieberluft und ist belebt von dichten Schaaren von Moskitos. Rein ist die Atmosphäre nur des Morgens und des Abends; in den Nachtstunden steigt die Malaria aus der Sumpfwildniß und bedroht Einheimische, wie Europäer mit ihrem tödtlichen Gifthauche. Daß die ersteren ihr leichter widerstehen, liegt in der Natur der Sache, doch leiden auch sie unsäglich in diesem Fieberklima, wie man an den herabgekommenen Uferbewohnern genug der Beispiele findet.

Letztere bekommt man am Strome selber freilich höchst selten zu Gesicht, denn zwischen diesem und dem eigentlichen festen Uferlande erstreckt sich meistens eine tausend bis zweitausend Meter breite Pflanzenzone von schwimmenden Inseln, oder schilfbewachsener Sumpf. Man sieht also kaum die eigentlichen Ufer, die, flach wie der Strom, in unburchmeßbarer Ferne sich verlieren. Nur hin und wieder zeigt sich ein trockener Uferstrich, eine dürre, mit Dornbüschen besetzte Ebene. Unmittelbar südlich des 10.° Nordbreite liegt Faschoda, der langjährige Stützpunkt der ägyptischen Expeditionen gegen die umwohnenden kriegerischen und räuberischen Negerstämme, und zu Zeiten auch die Centralstation gegen Sclavenjägerei und -Händler.

Südlich von Faschoda ändert der Strom seine Richtung, indem er zunächst (bis zur Einmündung des Sobat) nach Südwesten, hierauf vollends nach Westen sich wendet. Ungeheure Gras- und Schilfmassen sperren zu Zeiten hier das Fahrwasser. In dieser Gegend hatte zur Zeit, da Samuel Baker seine antisclavenhändlerische Mission ausübte, einer der verrufensten Sclavenjäger, Mohammed Her, gehaust. Damals, wo es noch keine Militärposten am Strome gab, fehlte es nicht an

zahllosen entvölkerten Schillukdörfern, die Merkmale der ausgiebigen Thätigkeit Mohammed Hers. Weiter stromauf wird das Ufer bevölkerter. Aber der Anblick dieses Landes ist keineswegs ein bestrickender. Ekelhafte, nackte Wilde, von Moskitowolken umhüllte Marschen, Hütten aus Nilschlamm u. dgl. m. bilden die Detailbilder dieser Landschaften. Aber trotz dieser Armseligkeit gewahrt man zahllose Viehherden auf den weiten Uferstrecken, die durch keine Unebenheit des Bodens unterbrochen werden.

So geht es fort bis zur Mündungsstelle des Sobat, dessen milchweiße Gewässer fern aus Südosten vom Hochlande von Kaffa herabströmen. Sein Uferland ist weites Marsch- und Prairieland; nicht ein einziger Baum unterbricht diese trostlos eintönige Fläche. Nur fünfzehn Meilen westlich der Sobatmündung ergießt sich der mächtige Bahr-el-Ghazal (Gazellenfluß) in den Nil, oder ergießt sich vielmehr nicht. Eine seeartige Erweiterung mit Massen von Unkraut kündet das Gewässer an, das merkwürdigerweise gar keine Strömung zeigt. Der Nilstrom staut nämlich den Gazellenfluß vollständig zurück, so daß man, wüßte man nichts von der Existenz dieses Flusses, die weitläufige Wasserfläche für den ausgetretenen Nil halten könnte. In seinem Unterlaufe ist der Gazellenfluß ein System von Marschen und stagnirenden Seitenwässern, die von Binsen und Korkbäumen umwuchert sind. Der Endpunkt aller Schiffahrt auf dem Flusse ist Meschra-el-Rek im Sumpflande der Dinka vom Stamme der Rek.

Bei der Einmündung des Gazellenflusses nimmt der Nil — immer stromauf gedacht — wieder die südliche Richtung ein. Es ist dies im geographischen Sinne der eigentliche Oberlauf des Stromes, dessen Name hier »Bahr-el-Djebel« ist. Das Land in seinem Bereiche ist wieder eine ungeheure Ebene mit unbedeutenden Einsenkungen. Diese bilden in der nassen Jahreszeit ausgedehnte Seen, in der Trockenzeit aber Marschen mit stagnirenden Hochwasserlachen. Ueberall finden sich beträchtliche Massen von Sumpf- und Wasserpflanzen, aber tiefes Fahrwasser gibt es nirgends. Diese Region gehört zu den klimatisch ungesundesten des Nilthales. In der Nähe — am Unterlaufe des Gazellenstromes — erlag in Wau Steudner dem Fieber (1863); im Juli desselben Jahres erlag demselben Frau Tinné, Mutter der späterhin von Tuaregs ermordeten kühnen Forscherin Alexandrine Tinné; im August starb eine der Dienerinnen und eine andere verlor den Verstand. Der Gärtner Schubert, der Begleiter Heuglins

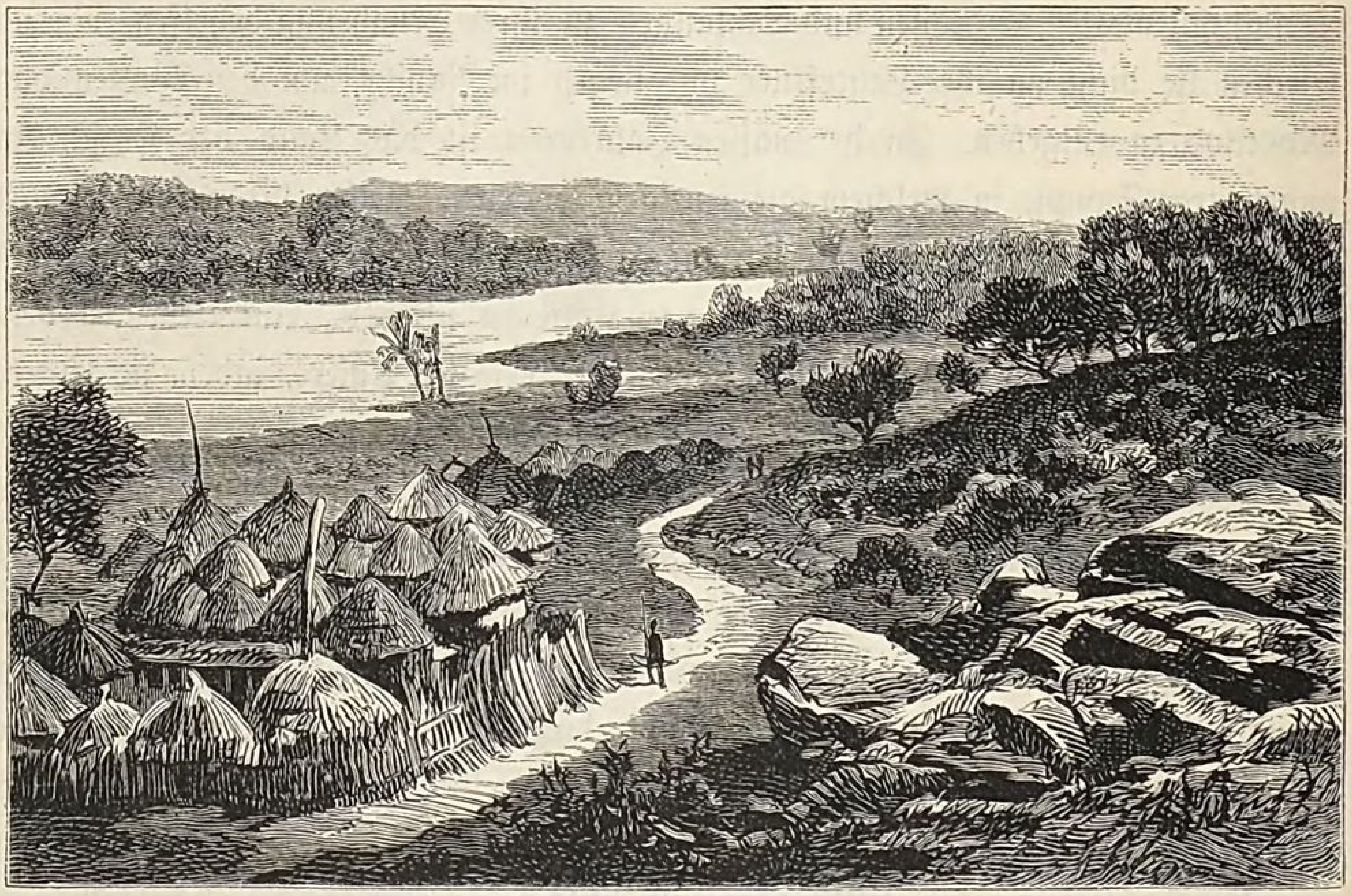
in Abessinien, erlag der Dysenterie und Heuglin litt schwer und in gefahrdrohender Weise

Endlich eine Oase in der Wildniß! Die scheinbar endlosen Regionen des Marschlandes treten zurück und Weidestrecken mit Viehherden werden sichtbar. Die Bewohner dieses Striches aber sind arm und verkommen. Es sind die Kytsch, welche trotz ihres Besitzstandes an Rindern vom Hunger decimirt werden. Ein gesundes Thier wird nämlich niemals geschlachtet. Da sie nicht arbeiten, müssen sie sich mit Ratten, Eidechsen und Schlangen zu ihrer Ernährung behelfen. Nachts kriechen sie dicht an ihre Lagerfeuer und liegen im Rauche, um den Wolken von Moskitos zu entgehen. In der nassen Jahreszeit ist das Land der Kytsch ein ungeheurer Sumpf, in welchem die einzigen trockenen Stellen die Termitenhügel sind. An solchen Plätzen scharen sich die Eingeborenen haufenweise zusammen und reiben sich mit heißer Asche, um sich vor Kälte zu schützen. Im Uebrigen verzehren sie selbst das Fell und die Knochen der erlegten Thiere, indem sie letztere zerbröckeln, pulverisiren und aus dem Pulver einen Brei bereiten.

Ist man aus diesem höllischen Bereiche hinaus, so nimmt die alte Geschichte ihren Fortgang: Sumpfluft, Marschen, Moskitos, Elend! Im hohen Schilfe hört man bei Tag und Nacht Flußpferde schnarren, die Luft ist schwül, die Sonne glühend. Von der (ehemaligen) Station Abukuka, die in dieser Gegend liegt, sagt Samuel Baker: »Ich hätte nicht geglaubt, daß ein so erbärmlicher Fleck Erde existire, wie dieses Land einer ist....« Etwas weiter südlich erstreckt sich das Gebiet der Aliab-Neger. Sie sollen freundlicher sein, als man sonst von den Anrainern des oberen Nil hört. Reisende werden mit Tanz oder Gesang begrüßt, oder man reicht ihnen den Willkommtrunk in Gestalt von Kuhblut. Sehr paradiesisch geht es übrigens auch in diesem Gebiete nicht zu. Um die Moskitos zu vertreiben wirft man Düngerhügel auf, die beständig im Feuer stehen, da frisches Brennmaterial immer wieder hinzugelegt wird. Zuletzt thürmen sich Berge auf und um sie drängt sich das Vieh in Schaaren und verbringt mit den Eingeborenen ganze Nächte im ätzenden Rauche. Hauptort in dem Gebiete der Aliab ist Lado, in einer verhältnißmäßig freundlichen Gegend (s. Bild S. 424).

Oberhalb Lado liegt Gondokoro, ein Ort, der zur Zeit der Ausdehnung der ägyptischen Herrschaft bis in die Nähe des Aequators eine gewisse Rolle spielte. Es ist aber keine Station, sondern blos ein Lagerplatz, der schon seit langem wieder

verlassen ist. Baker nannte den Ort »eine vollkommene Hölle — eine Colonie von Mördern — eine Freistätte für jede Schurkerei.« Rings um Gondokoro, wo der Nil sogar Steilufer besitzt und Berghöhen sich zeigen, ist schönes, von dichten Bäumen bestandenes Land. Eine Wochenreise weiter ist wieder ebenes Land mit einzelnen Palmen und hier öffnet sich der Mwutansee (Albert Nyanza), aus dem der »Weiße Strom« ruhig, als mächtige Wasserader hervorbricht. Die ägyptische



Madidorf am Nil, nördlich von Lado.

Herrschaft aber erstreckte sich bis vor kurzem, wenigstens dem Namen nach, bis in die Nähe des Ukerewesees. Der Strom, welcher beide Seen verbindet, ist der Somerset-Nil, den wir bereits in unseren Schilderungen des Kaiserreiches Uganda (s. S. 138) kennen gelernt haben.

Der Somerset-Nil ist sehr reißend und ist voll von Stromschnellen und kleinen Wasserfällen. Einer derselben ist der Korumakatarakt, »ein Felsenrücken, regelmäßig wie eine Mauer,« welcher quer durch den Fluß setzt. Von da ab neigt sich der Boden entschieden nach Westen, das Gefälle wird stärker, bis endlich der Strom, den eine herrliche, parkähnliche Landschaft umgibt, im stark

eingeengten Bette, und von dunklen gewaltigen Felsen umrahmt, jäh in einen tiefen Schlund stürzt. Es ist der Murchisonfall, der größte aller Nilkatarakte. Der Anblick desselben soll ein wahrhaft überwältigender sein. Auf beiden Seiten des Flusses stehen schön bewaldete Klippen, nackte Felsen dazwischen und weiter abwärts zahllose Sandbänke, alle dicht besetzt mit Krokodilen.



Tanz der Aliab-Weiber (s. S. 423).

Mit diesen Schilderungen hätten wir in großen Zügen ein Bild von dem gewaltigen Strome gegeben, der der größte Afrikas und einer der größten der Erde ist. Das Stromgebiet des Nil, in seiner Längenachse 4120, in seiner Breitenachse 1700 Kilometer messend und den Nordosten Afrikas ausfüllend, bedeckt eine Fläche von über $2_{,8}$ Millionen Geviertkilometer. Die schiffbare Gesammtlänge des Nil beträgt 3175 Kilometer, also mehr als die Hälfte seiner Länge, welche mit 6170 Kilometer berechnet worden ist. . . . Nach den meisten oben gemachten Andeutungen wird man begreifen, weshalb die Alten vor Nilforschungen eine

unüberwindliche Scheu hatten. Alle Reisenden aus jüngster Zeit schildern mit grellen Farben die entsetzlichen Strapazen von Touren auf und längs des oberen Nil. Selbst des Willensstarken bemächtigt sich auf der viele Wochen langen Reise die Verzweiflung und unwillkürlich frägt er sich: »wo und wie wird das enden?« ... Die Antwort ist man uns durch Jahrtausende schuldig geblieben, aber unsere Zeit hat sie dennoch beantwortet. Kühne Männer haben das Räthsel entsiegelt, wenn sie auch nicht die Schrecken zu bannen vermochten. Auch blieb der Erfolg ohne eigentlichen Nutzen für die Menschheit, denn der Sclavenhandel hat nicht aufgehört, und die Bestrebungen der Missionäre, aus dem thierähnlichen Sudan-Neger einen Menschen zu machen, blieben ohne Resultate.

Die Negervölker in der Region des oberen Nil sind in unzählige Stämme zersplittert. Die wichtigsten und bekanntesten sind jene, welche im Süden von Kordofan und Südwesten von Sennaar siedeln, die Schilluk, Nuër und Dinka (letztere werden zuweilen zu den Nubas gerechnet). Der südlicher wohnenden Kytsch, Bari und Aliab wurde bereits Erwähnung gethan. In cultureller Hinsicht stehen die Stämme, welche am mittleren Bahr-el-Djebel hausen, am tiefsten; sie gehen vollständig nackt, kennen keine Beschäftigung und leben überhaupt nicht viel besser als die Thiere, ihre Mitbewohner. Alle diese Stämme bilden gewissermaßen den Uebergang zu den Makraka, Niam-Niam und Monbuttu. Was schließlich die Stämme und Völker im Süden von Dar Fur, den sogenannten Dar Fertit, anbelangt, bieten dieselben ein Bild der größten ethnographischen Verwirrung. Die Hauptrepräsentanten dieses Völker-Conglomerates sind die Dschur (am westlichen Rande der Tieflandschaft des Bahr-el-Ghazal) und die Bongo, im Hochlande dahinter. Durch weite Wildnisse von diesen geschieden, folgen im Westen die Golo und Sfere. Die Letzteren erregten im hohen Grade das Interesse des Reisenden Georg Schweinfurth, denn er hatte auf seinen Reisen nirgends einen Stamm von einer ähnlichen Leichtigkeit des Temperamentes angetroffen. Sie sind das lebhafteste und lustigste Negervolk, das ihm je zu Gesicht gekommen ist.

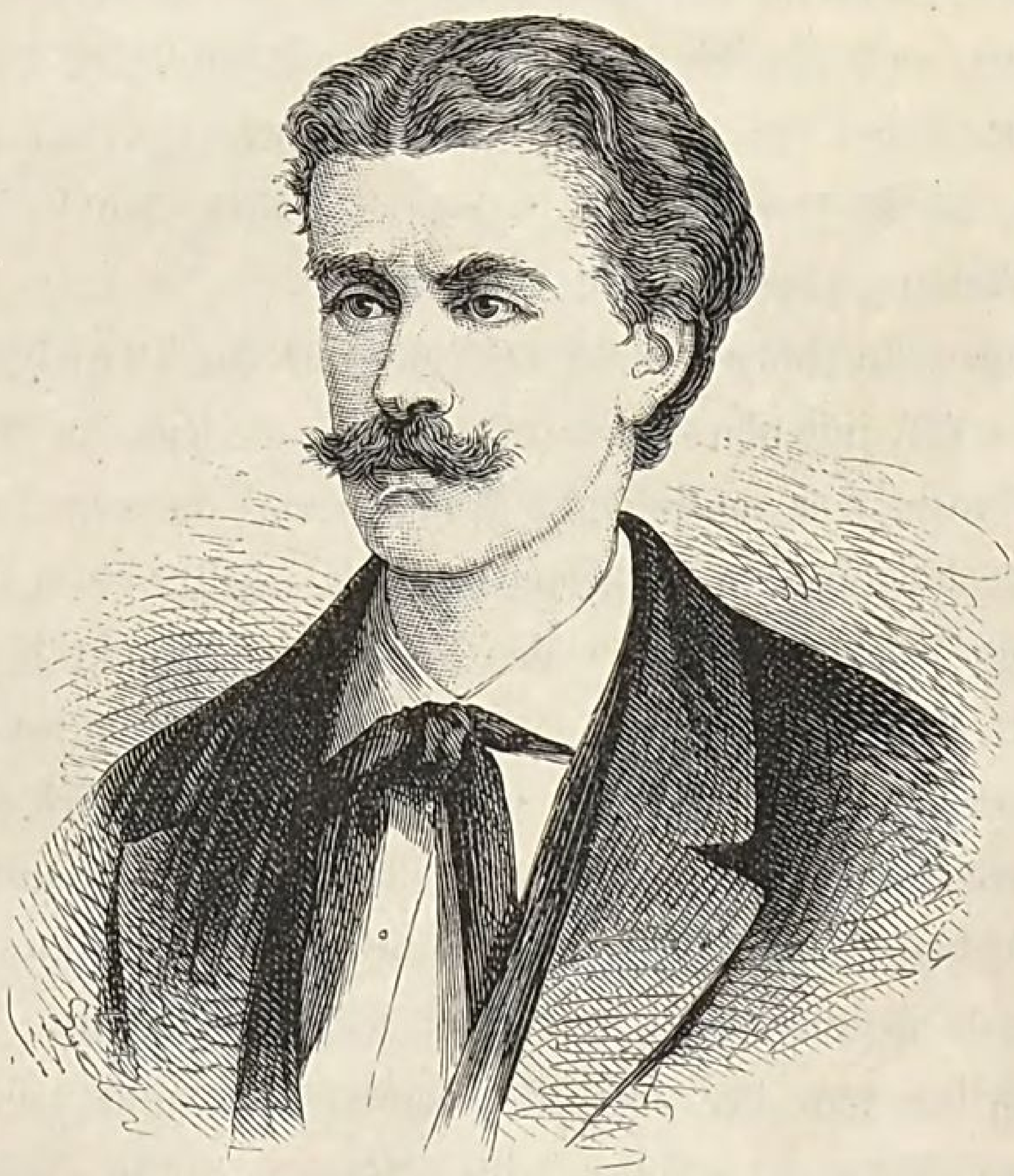
Ein ähnliches Völkergemisch wie Dar Fertit füllt auch das Reich der Sandeh oder »Niam-Niam«, dessen Einwohnerzahl Schweinfurth nach Millionen schätzt. Der Name »Niam-Niam« ist der Sprache der Dinka entlehnt und bedeutet so viel wie »Fresser, Vielfresser«, auf den Cannibalismus dieses Volkes anspielend.

Sie selber nennen sich Sandeh. »Wer sich zum erstenmale von einer Anzahl echter, unverfälschter Niam-Niam« — schreibt Schweinfurth — »umgeben sieht, wird gestehen müssen, daß im Vergleiche zur fremdartigen Wildheit ihrer äußeren Erscheinung, alles gleichgiltig und langweilig erscheint, was ihm bis dahin an Völkerstämmen in Afrika unter die Augen gekommen.« Die Niam-Niam sind im Großen und Ganzen Anthropophagen. Sie rühmen sich selber vor aller Welt ihrer wilden Gier, tragen mit Ostentation die Zähne der von ihnen Verspeisten auf Schnüre gereiht wie Glasperlen am Halse und schmücken die ursprünglich nur zum Aufhängen von Jagdtrophäen bestimmten Pfähle vor den Wohnungen mit Schädeln ihrer Opfer. Verspeist werden im Kriege Leute jeden Alters, ja die Alten häufiger noch als die Jungen, da ihre Hilflosigkeit sich bei Ueberfällen zur leichteren Beute des Siegers gestaltet. Verspeist werden ferner Leute, die eines plötzlichen Todes starben und in dem Districte, wo sie lebten, vereinzelt und ohne den Anhang einer Familie dastanden.

Die südlichen Nachbarn der Niam-Niam sind die Monbuttu (Mangbattu nach Dr. Junker). Sie sind von lichterer Hautfarbe, als jene. In ihrer Physiognomie zeigen die Monbuttu eine auffallende Annäherung an den semitischen Typus, namentlich ist es die lange und gebogene Nase, welche dem Neger gegenüber sie gänzlich fremd stellt. Auch unter den Monbuttu herrscht der Cannibalismus und zwar in der häßlicheren Form, daß in Todesfällen allemal ein angeblicher Urheber desselben ausfindig gemacht und abgeschlachtet wird. Nur die Blutsverwandten wagen sie nicht zu verspeisen. Leichen solcher Blutsverwandten werden aber weiter verschachert. Die Monbuttu sind ein kriegerisches, namentlich im Schmiedehandwerke geübtes Volk, das zwei Königen gehorcht.

Einer derselben war der durch Schweinfurth bekannt gewordene Munsa, der später ein tragisches Ende nehmen sollte. Als ein gewisser Jussuf Bey (derselbe, der bei der Bekämpfung des Mahdi genannt wurde, s. S. 405) Commandant der ägyptischen Truppen im Monbuttugebiete war, begehrte er die Tochter des Königs zum Weibe. Als dieser dagegen Einwendungen erhob, forderte der Officier des Khedive auch noch Eunuchen dazu. Nun weigerte sich Munsa umso energischer, jenen Zumuthungen Folge zu leisten. Jussuf machte wenig Federlesens, fiel während eines Gastmahles über die königliche Familie her, erschoß den König und schleppte dessen Frauen und Töchter fort. Die jungen Leute aber wurden zu

Eunuchen gemacht. Als Gessi Pascha späterhin mit Jussuf zusammen traf und ihn wegen des letzteren Vorganges zur Rede stellte, meinte der Officier: Die Eunuchen wären bereits vorhanden gewesen, denn es sei Sitte im Monbuttulande, eine Anzahl junger Leute zu Verschnittenen zu machen. Daß diese Ausflucht eine Lüge war, lag auf der Hand. In der That brachte Gessi durch Monbuttus selber in Erfahrung, wie sich die Sache verhielt. Es wurden etwa dreißig Monbuttus zu Eunuchen gemacht, alle für das Bedürfniß des Harems von Jussuf Bey. Darunter befand sich auch einer, der kein geringerer als der Bruder des ermordeten Munsa war.

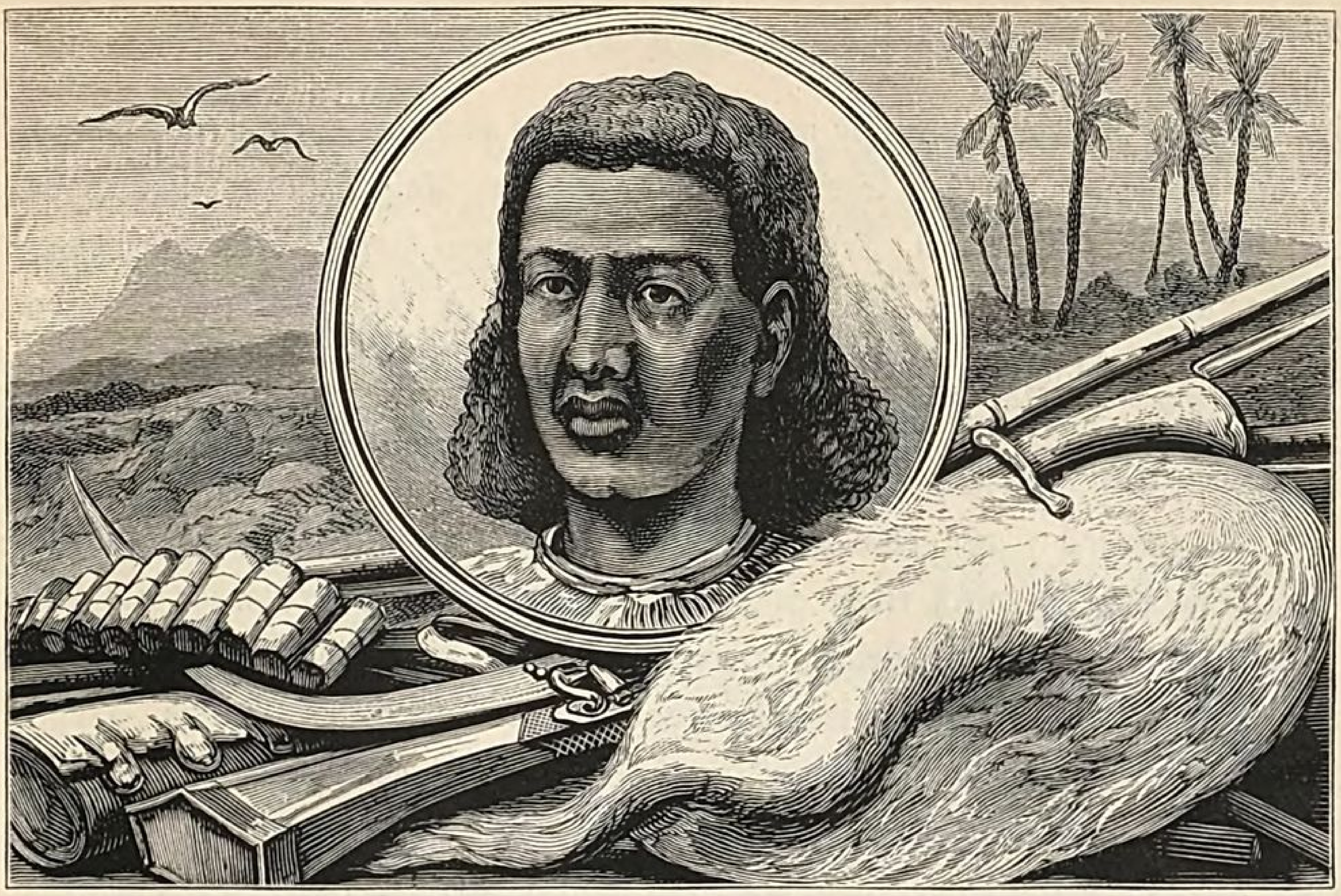


Georg Schweinfurth.

IV.

Nord-Ost-Afrika





Abessinien. — Die Galla- und Somaliländer.

Eines der merkwürdigsten und interessantesten Gebiete des afrikanischen Continents, ja der ganzen Erde, ist das Hochland Abessinien. Dieses Land ist ein gewaltiges, in mehrere Stufen gegliedertes Plateau, gekrönt von mächtigen Gebirgen, welche sich bis zu 4620 Meter erheben. Von der Gestade-Ebene am Rothen Meere steigt das Plateau terrassenartig empor, jede Stufe von hohen Wänden nach auf- und abwärts begrenzt, während es im Westen sich in ziemlich stetiger Abdachung zum Flachlande Sennaars herabsenkt. Diese Abdachungen erfüllen das Gebiet des Oberlaufes der rechtsseitigen Nebenflüsse des Nils. Abessinien präsentirt sich also wie eine gewaltige Felsenburg, deren östliche Front ein großartiger Wall ist, während westwärts ein natürliches Glacis zum Blauen Nil und seinen Nebenflüssen sich abdacht.

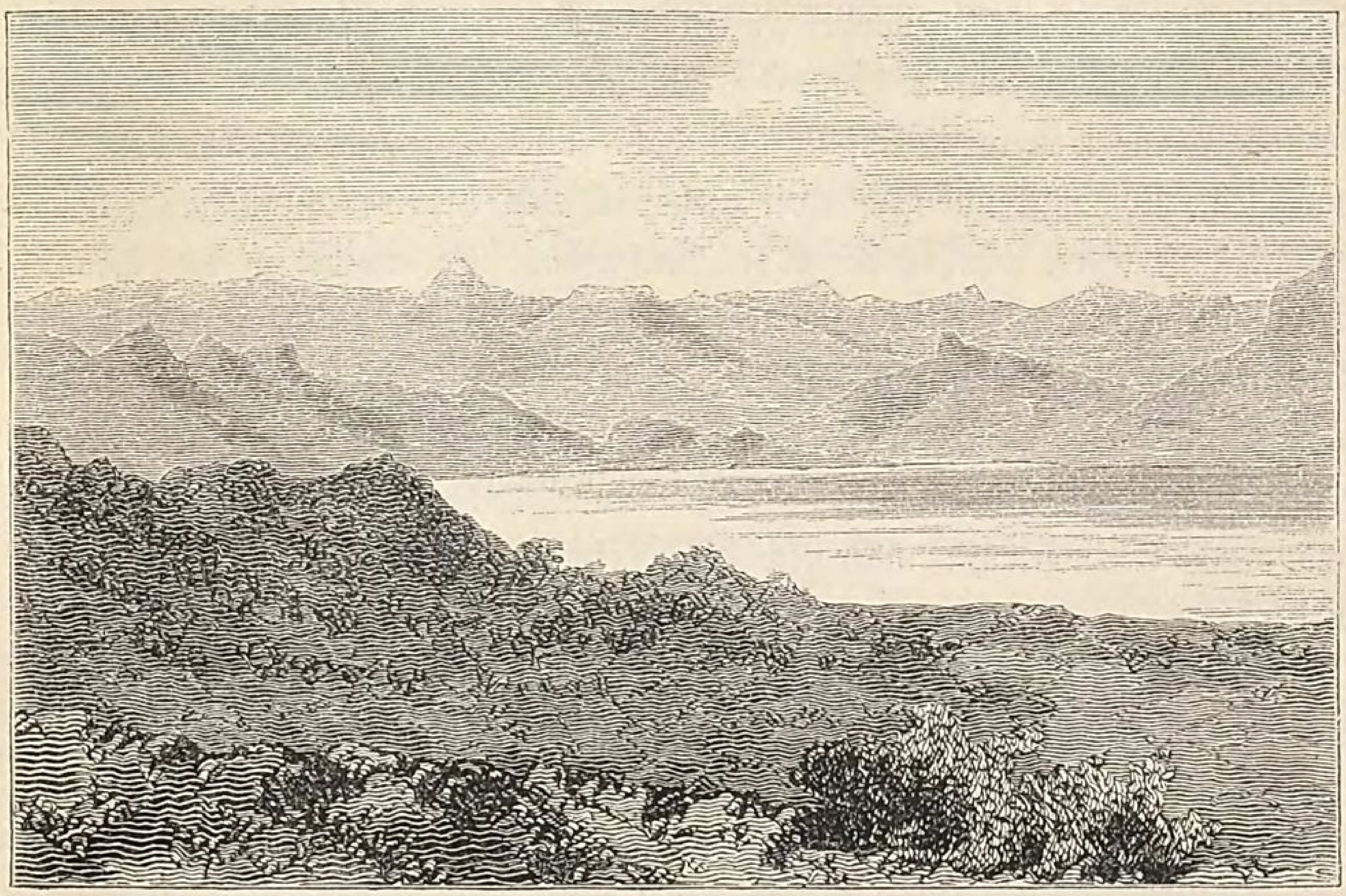
Um die Natur dieses merkwürdigen afrikanischen Alpenlandes kennen zu lernen, dünkt uns die Einhaltung eines idealen Reiseweges als ein vorzügliches Mittel.... Der Ausgangspunkt unserer Route ist Chartum. Von hier zieht

der gewöhnliche Karawanenweg nach Wold Medineh und Sennaar, schneidet in der Folge den Blauen Strom, den Dinder und Rahat, und erreicht endlich, im Angesichte der ersten Terrasse des abessinischen Hochlandes, den oberen Atbara bei Matama. Wir befinden uns hier im Gebiete Kalabat, dem langjährigen Zankapfel zwischen den Aegyptern und Abessiniern. Das Land ist mit Durrah und Baumwolle bepflanzt und wird hauptsächlich von mohammedanischen Negern bewohnt.

Von Kalabat geht es nach Abessinien hinauf. Die erste Wegstrecke führt — drei Tage lang — durch einen gewaltigen Wald, dessen Boden mehr als billig Blut getrunken hat. Zu Zeiten lieferten — wie bereits früher einmal erwähnt wurde — sich hier Abessinier, Sennaariten und Aegypter blutige Treffen. Namenlich den letzteren ist es hier des öfteren schlecht genug ergangen und der Name Abu Galambo hat bei ihnen einen bösen Klang behalten. Hier ward einst eine Schaar Aegypter von dem abessinischen Kriegshelden Dedschas Konfu bis auf den letzten Mann niedergehauen. An »homerischen Scenen« soll es damals nicht gefehlt haben. In dieser Waldgegend überschreitet man den Gandowa und erreicht am ersten Tage den untersten Terrassen-Ansatz jener Bastionen-Plateaux (Ambas), aus denen das abessinische Hochland sich zusammensetzt. Der Aufstieg ist ungemein schwierig; ist er vollbracht, so tritt man in die zweite der drei klimatischen Regionen ein, in die sogenannte »Woina-Degas« (zwischen 1400 bis 2750 Meter), in der der Weinstock, die Dattel, die Citrone und Orange gedeihen. Im Schatten der Sycomoren und Oelbäume, oder in jenem der Obstgärten von Aprikosen- und Pfirsichbäumen liegen zahlreiche Dörfer, überall ist fruchtbares Land und fast ausschließlich immergrüner Baumschlag. Eine Stufe höher (bis 4200 Meter) folgen die Degas, jene weiten, mit spärlichem Wald bestandenen, an Kleewiesen und Feldern reichen Hochebenen, deren Bewohner sich in Felle kleiden. Von Bäumen findet man nur eine Mimosenart, und eine krautartige Pflanze, welche die Palmenform besitzt und noch in sonst vegetationsloser Höhe von über 4000 Meter gedeiht. Auf den höchsten Plateaux stößt man auf ungeheuere Herden. Raubthiere aber gibt es hier nicht, höchstens die Hyäne.

Wenn wir diese bodenplastische Gestalt Abessiniens genauer betrachten, nehmen wir wahr, daß jede Region in der verticalen Stufenfolge ihr besonderes

Gepräge besitzt. Zu unterst dominirt die tropische Vegetation und der immergrüne Wald; dann folgt eine Zone von goldgelben Feldern und saftiggrünen Wiesen; noch höher schließen hellgrüne südliche Wälder, und an diese nordisch-düstere, dunkle Horste mit den Schneehauben der höchsten Bergspitzen darüber.... In den Ebenen des Tieflandes, wo die Ströme von üppigem Dickicht gesäumt sind und ungeheuere Rohr-, Binsen- und Bambuswälder sich ausbreiten,



Der Aschangi-See.

tummeln sich Krokodile und Dickhäuter, in den Urwäldern wilde Büffel, in den Dickichten Löwen, und unter den Sycomoren oder seltsam geformten Euphorbienbäumen weiden spiralhörnige Antilopen.

Einen anderen Charakter weisen die Ebenen des Hochlandes auf. Hier liegen die zahlreichen, aus spitzdachigen Strohhütten bestehenden Dörfer im Schatten von Akazien oder Feigenbäumen, und wechseln Weiden mit mageren Feldern. Besonders malerisch präsentiren sich die zahlreichen Alpenseen, darunter allen voran das große Tana- (oder Tsana-) Becken, mit seinen nackten Basaltinseln und dem Kranze von Weidengebüsch und Schlingpflanzen an den

Rändern. Uebrigens finden sich auch hier allenthalben Basaltsäulen und Felsmassen. Wo ebener Boden ist, steht das Gras so hoch, daß es den Reiter überragt. Belebt wird dieser großartige Alpensee von zahlreichem Wasserwild, dessen vieltausendstimmiger Chor namentlich bei Sonnenuntergang über die weite Spiegelfläche des Sees verhallt.... Aus diesem See entströmt der Blaue Nil, und jenseits der Wasserscheide, unmittelbar am Nordrande des Sees, liegt die Quelle des Atbara. Der Hauptstrom des abessinischen Hochlandes ist aber der Setit, hier Takazzé genannt. Er entspringt diesseits jenes gewaltigen östlichen Gebirgswalles, der zu der trostlosen, bis zum Rothen Meere sich erstreckenden Gestade-Ebene mauerartig abfällt und hat ein sehr gewundenes Thalbett. Ein durch seine Romantik und Schönheit ausgezeichnetes, aber verhältnißmäßig kleines Flußthal ist jenes, welches der Reb durchströmt. Er mündet in den Tanasee, nachdem er eine herrliche Thalebene (Debra-Tabor) mit zahllosen Dörfern und herdenreichen Weiden durchströmt hat. Sein Oberlauf durchbricht ein wildes, von Raubvögeln bevölkertes Defilé in den Bergen von Begemeder im Osten des Sees. Dort gibt es schauerliche Felsabgründe, in denen das schäumende Alpengewässer über gewaltige Trachyt- und Basaltblöcke in Cascaden niederstürzt.

Solche Felsschluchten und Säulenberge sind ein charakteristisches Merkmal in einer abessinischen Landschaft. Sie haben zumeist die pittoreskesten Formen. Da gibt es thurmartige Sandsteinmassen, mit breiten, horizontalen Gipfelflächen (die bereits erwähnten »Ambas«), auf denen kümmerlich bestellte Fruchtfelder zu finden sind. Andernorts ragen über die Ebene nadelfeine Obelisken, oder runde, gigantische Höcker, oder es lösen sich Basaltbänke in ganze Pfeilersysteme auf: Alles zusammen Bilder von erhabener Wildheit und unvergleichlichem romantischen Reize. Nur dort, wo die Trachytmassen in wüster Anhäufung auftreten, wird die Romantik arg geschmälert und an ihre Stelle tritt die Wüstenei und Oede. Die tief in die Gebirgsmassen eingeschnittenen Thäler haben übrigens zur Folge, daß auf den Hochebenen natürliche Abschnitte entstehen, zwischen welchen ein Verkehr nur schwer möglich ist. Straßenanlagen in solchem Terrain würden die Energie und das Geschick einer europäischen Verwaltung im hohen Grade beschäftigen; an ihre Herstellung ist also in einem so primitiv regierten Lande wie Abessinien nicht zu denken. Wanderungen sind daher allemal mit

bedeutenden Strapazen und selbst Gefahren verbunden. Die gangbaren Pfade ziehen neben tosenden Strömen, oder durch Geröllschluchten, oder durch die Bette gefährlicher Torrenten. Nur ab und zu führt ein felsgehauener Pfad längs der schäumenden Alpenflüsse. Mancher derselben stürzt in schäumenden Katarakten in die Tiefe, oder zwängt sich in tiefen Abgründen vorwärts, im Schatten der gigantischen Felswände und des undurchdringlichen Dickichts.

Dieses merkwürdige Land wird von einem nicht minder merkwürdigen Volke bewohnt. Die Abessinier sind die Reste der ehemaligen großen äthiopischen Völkerfamilie und entschieden semitischen Stammes; Friedrich Müller führt ihren Ursprung auf eine uralte Colonie der Himjariten zurück. Darnach wären also die Vorfahren der Abessinier aus Südarabien übers Rothe Meer herüber in das Alpengebiet von Nordostafrika eingewandert. Die alte Sprache Abessiniens, das sogenannte »Aethiopische« (Geez) ist erwiesenermaßen die nächste Verwandte des in den Inschriften gefundenen Himjarischen. Sie ist übrigens eine todte Sprache und fristet nur in den Kirchenschriften ihr Dasein. Eng verwandt mit dem Geez ist das heutige »Tigré«, die Sprache der Nord-Abessinier, und das »Tigrana«; beide Idiome sind offenbar Töchter der Ursprache.

Die Abessinier sind ihrer Mehrzahl nach Christen, und zwar Monophysiten. Das Land ist überschwemmt mit Geistlichen, Mönchen, Nonnen und Schriftgelehrten. Daß diese heilige Sippe nicht schwer wiegt, am allerwenigsten aber zur sittlichen Entwickelung der afrikanischen Aelpler beigetragen hat, ist eine bekannte Thatsache. Für die Volksbildung geschieht fast gar nichts. Dürftigen Unterricht erhalten nur jene Kinder, welche für den Kirchendienst bestimmt sind. Die übrigen wachsen wild auf und werden mit fünf bis sechs Jahren zur Arbeit herangezogen. Die Wohnungen starren von Schmutz und die Hütten sind auf die primitivste Weise hergestellt, aus Erde und Zweigen, und mit einem spitzen Strohdache versehen; Fenster fehlen.

Unter den in Abessinien herrschenden Glaubensbekenntnissen ist das jüdische das älteste. Die jüdische Religion soll schon durch die Königin von Saba eingeführt worden sein, doch wird man richtiger gehen, wenn man ihren Eingang und ihre Verbreitung in die Zeit jenes Zwischenreiches zurückführt, das durch eine Jüdin begründet wurde. In einer alten abessinischen Chronik wird nämlich berichtet, daß in derselben Zeit, als David in Israel herrschte,

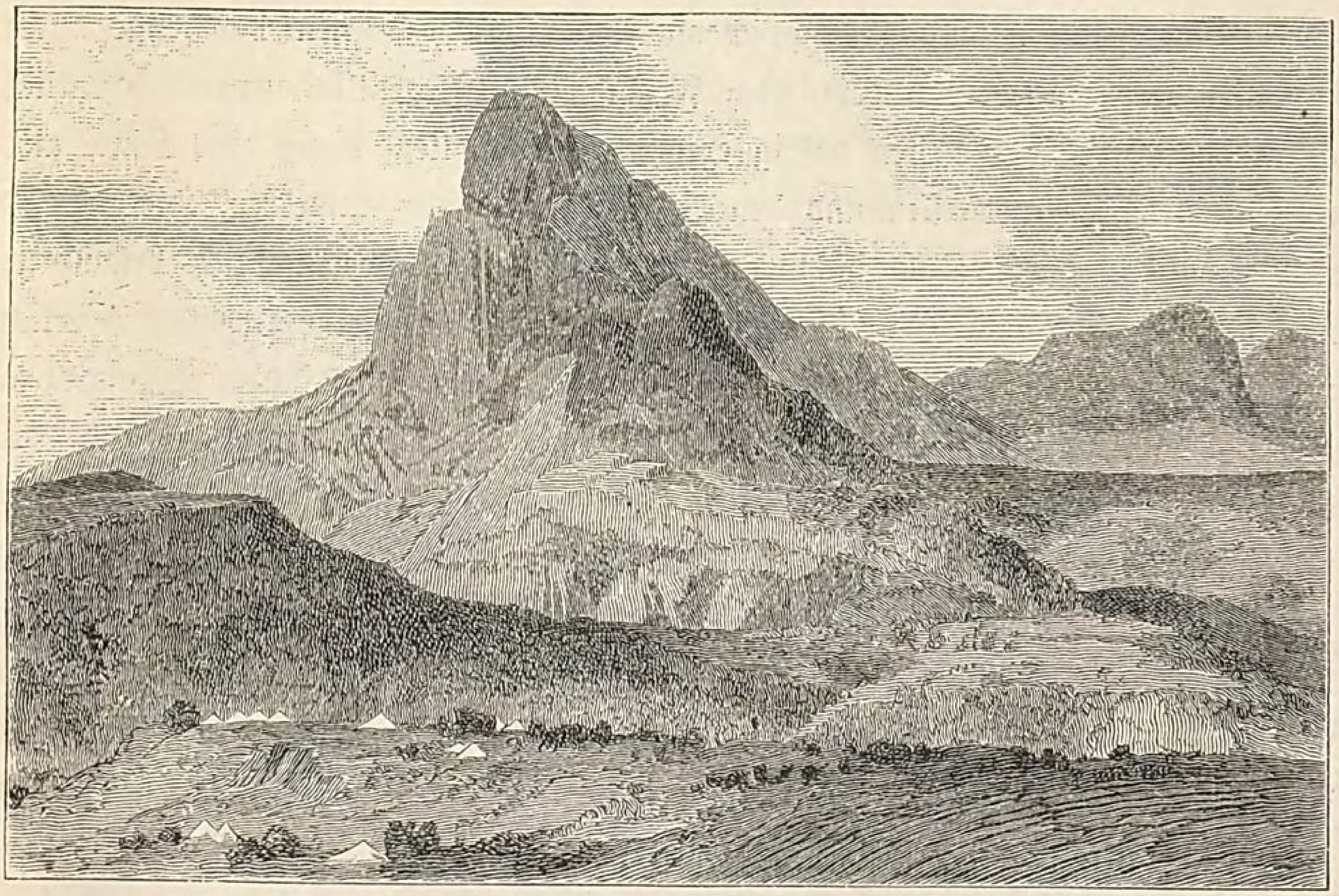
ein König gleichen Namens das Scepter von »Aethiopien« führte. Die Erbin dieses fabelhaften Königs war dessen Tochter Maketa (Negesta Aziab). Diese beiden Persönlichkeiten reichen aber noch ein Stück über die Sabäisch-Salomonische Dynastie hinauf, denn erst Menelek Ibn Hakem, der ein Sohn Salomos und der Königin von Saba gewesen sein soll, hat nach abessinischer Tradition die heutige Dynastie gegründet. Nach dieser Voraussetzung wäre sie also die älteste der Welt.

Die abessinischen Juden, welche sich selber »Felascha« nennen, kennen das Hebräische nicht, sondern sprechen die verschiedenen Localdialecte. Sie leben, wie die Mohammedaner, von den Christen streng gesondert in eigenen Quartieren oder Dörfern. Auffallend ist, daß die Felascha sich auch in ihrem Aeußeren und Typus von den übrigen Mohammedanern nicht unterscheiden. Viel befremdender noch ist die Thatsache, daß die abessinischen Christen weitaus das armseligste und sittlich verkommenste Element in der Gesammtbevölkerung abgeben. Den Handel betreiben die mohammedanischen Stämme, Gewerbe und Ackerbau die Juden. Der christliche Abessinier verkommt in Unzucht und Trägheit und seine erleuchteten Vorbilder sind die Priester, deren höchste Wissenschaften die Kenntniß des Lesens und Schreibens ist. Es soll zwölftausend Mönche im Lande geben; sie tragen als Abzeichen eine gelbe Mütze, die Geistlichen einen großen weißen Turban. Alle abessinischen Christen tragen als Erkennungszeichen eine blauseidene Schnur am Halse. Ihr Christenthum besteht in der peinlichen Beobachtung der canonischen 193 Fest- und Fasttage, dem Küssen der Kirchenpforten und dem Herplappern von Gebeten und Psalmen.

So primitiv wie das abessinische Christenthum sind auch seine Bethäuser; sie sind aus Stein oder Holz gebaut, meist rund, mit kegelförmigem Strohdache und einem griechischen Kreuze auf der Spitze. Hin und wieder läuft eine Gallerie von Holzpfeilern ringsum, damit in den allen Schmuckes baren inneren Raum das Licht eindringen könne. In diesem selber steht ein hölzerner viereckiger Kasten in welchem die Brote zum Abendmahl aufbewahrt werden. Glocken sind selten; gewöhnlich bedient man sich einer schwebenden Steinplatte (einer Art von »Gong«), an die man mit Holzhämmern schlägt. Pauken und eiserne Klappern dienen als Kirchenmusik. Von mancher Seite wird freilich behauptet, daß das Volk eine Menge gelehrter Werke, namentlich theologischen Inhaltes, und aus

dem Griechischen übersetzte Geschichtsbücher besitze. Am übertriebensten ist der Cultus der Heiligenverehrung.

Gewiß ist, daß der Abessinier keine Eigenschaften besitzt, die ihn uns sympathisch erscheinen lassen könnten. Er ist verlogen und fanatisch, legt eine feige Mordlust und namentlich große Grausamkeit gegenüber den Thieren an den Tag. Die letztere prägt sich beispielsweise darin aus, daß lebenden Thieren das Fleisch



Der Samataberg in der Landschaft Gondar.

aus dem Leibe geschnitten und das noch zuckende warme Stück mit großer Gier verschlungen wird. Solche Scenen konnte man unter König Theodoros selbst am »Hofe« erleben. Gouverneure, Richter, Häuptlinge, Edelleute, Hofbeamte und Geistliche, welche auf einem Gerüste zu beiden Seiten des königlichen Zeltes Platz genommen hatten, stürzten über einige Ochsen her, welche der König vorführen ließ, und verschlangen von dem blutenden Fleische, was das Zeug hielt, während die Thiere in Todeszuckungen lagen.

Das religiöse Oberhaupt der Abessinier ist der Abuna, ein vom Patriarchen von Alexandrien eingesetzter Unterpatriarch oder Erzbischof. Für die Installation

des letzteren hat die abessinische Regierung eine bestimmte Summe (früher 7000 Maria Theresien-Thaler) an den geistlichen Oberhirten in Aegypten zu bezahlen. Gewöhnlich ist es ein geriebener, theologisch gut dressirter Kopte, der auf diesen Posten gelangt und sein Einfluß ist, wie erklärlich, kein unbedeutender. Zuweilen freilich reicht die Gewalt des Negus (Königs) weiter, wie zur Zeit Theodoros II. der damalige Abuna Frumentius an sich selber erfahren mußte. Seiner Ränke und Intriguen wegen saß der Patriarch wiederholt im Kerker, wo er eine, seiner Stellung entsprechende Behandlung (Küssen der Füße durch die Diener ꝛc.) fand. Nachdem aber Frumentius gelegentlich einmal öffentlich erklärt hatte, er werde den König excommuniciren, ließ dieser eine Hütte aus trockenen Zweigen herstellen und den Vermessenen darin einsperren. Hierauf gab er Befehl, das dürre Holz in Brand zu stecken. Selbstverständlich behauptete nun der Abuna, daß er nur im Uebereifer gesprochen und seine Drohung feierlich zurücknehme. Noch Schlimmeres drohte einmal dem ägyptischen Patriarchen. Derselbe war in einer politischen Mission nach Abessinien gekommen und trat hier sehr hochmüthig und selbstbewußt auf. Dem König gegenüber erlaubte er sich eine Sprache, als sei dieser ein Untergebener des Kirchenfürsten. Theodoros antwortete mit allerlei ironischen Bemerkungen, welche den ehrwürdigen Priester derart ergrimmten, daß er sofort den großen Kirchenbann über den Negus verhängte. Dieser ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern zog eine Pistole aus dem Gürtel, hielt dieselbe dem Patriarchen unter die Nase und sprach mit großer Gelassenheit: »Euren Segen, heiliger Vater!«

Der allgemeine Eindruck, den die Bevölkerung von Abessinien auf den Reisenden macht, ist sehr verschieden geschildert worden. Am schmeichelhaftesten lautet noch das Urtheil des französischen Reisenden Achille Raffray, welches lautet: »Der Reisende sieht in Abessinien überall eine wirkliche Civilisation, welche allerdings im Laufe der Zeit immer die gleiche geblieben ist. An prächtigen Gestalten ist kein Mangel, sei es, daß wir den Blick auf den prächtigen Mädchen haften lassen, die, mit dem Henkelkruge auf dem Haupte, stolz nach dem Brunnen gehen, oder die ehrwürdigen Greise beobachten, die Fürsten in Begleitung ihrer Krieger und Diener, die Reiter auf ihren reichgeschirrten Maulthieren, mit ihren Wurfspießen, krummen Säbeln, silberbeschlagenen Schilden, in weiße und rothe Gewänder gehüllt: Bilder, die uns in die Zeit Rebekkas,

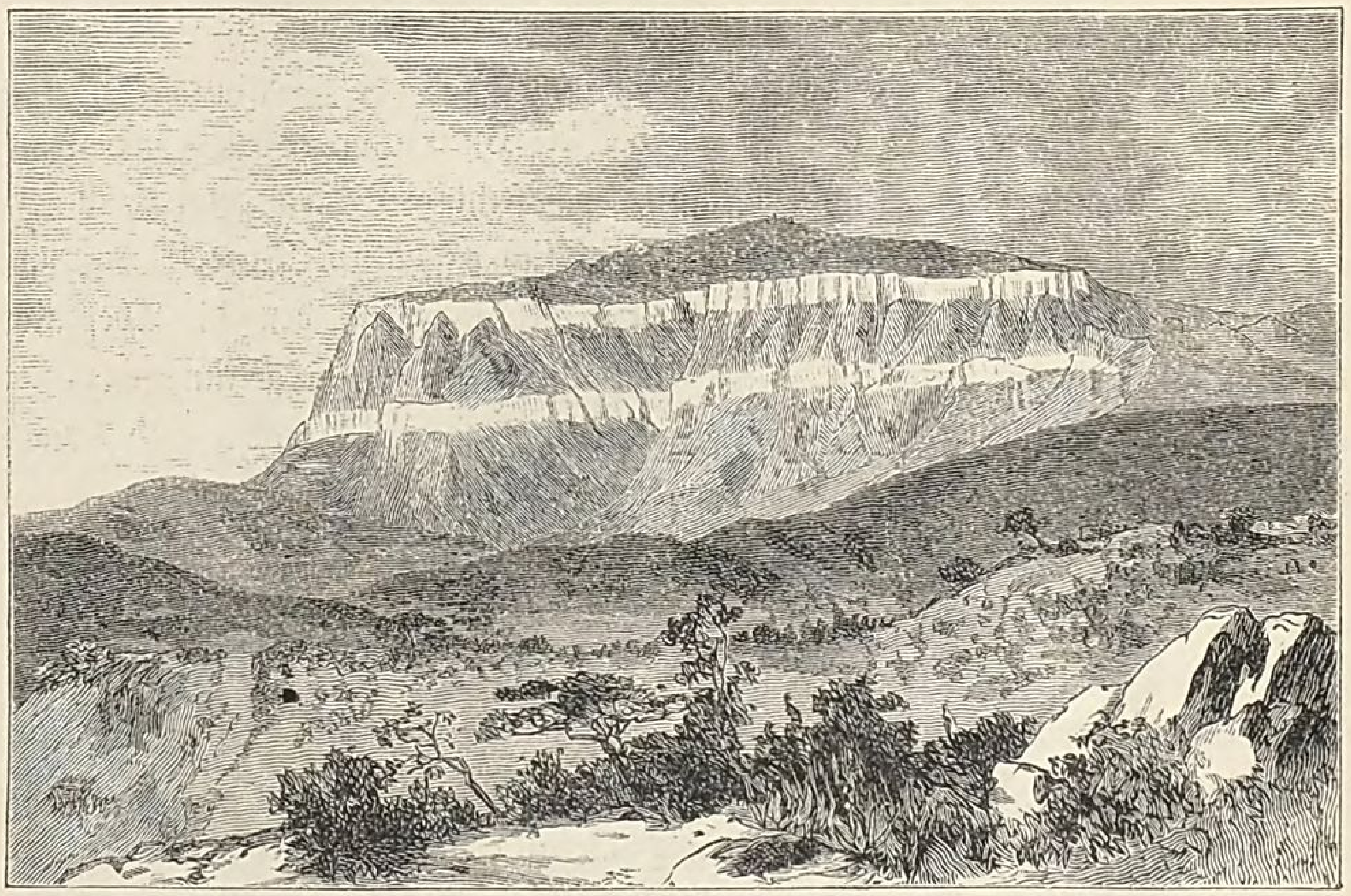
der Weisen Griechenlands, mitten in das Heer Alexanders des Großen versetzen. Man findet alle Hautfarben vertreten, vom Hellgelb bis zum tiefsten Schwarz, doch ist die herrschende Farbe kastanienbraun. Gleich mannigfaltig sind auch die Gesichtszüge, doch nähern sich dieselben sehr dem europäischen Typus, der namentlich bei schönen Frauen auffallend sich kundgibt.«

Die Frauen der Abessinier sind überhaupt viel sympathischer als die Männer. Sie besitzen nichts von der Wildheit und Rohheit der letzteren, sondern sind im Gegentheile die verkörperte Sanftmuth. Umso schlechter ist im Großen und Ganzen ihre Behandlung. Die Stellung des Weibes in Abessinien entspricht ganz und gar der niederen Stufe, auf der die Cultur in diesem Lande steht. Zwar die Ehen werden kirchlich geschlossen, doch steht es Jedermann frei, außer-eheliche »Gefährtinnen« in unbeschränkter Zahl sich zu halten. Diese Einrichtung dürfte auch zu dem schlechten Rufe Anlaß gegeben haben, den die Abessinier besitzen, ein Ruf, der durch die Behauptung einiger Reisenden gekennzeichnet ist: alle Laster der civilisirten Welt beflecken den abessinischen Charakter und Scham sei ihm unbekannt.

Die Ehen werden häufig im zartesten Alter geschlossen. Die Verlobungs-zeit dauert drei Monate, in welcher Zeit der Bräutigam häufig in das Haus seiner künftigen Schwiegereltern kommt, und zwar niemals ohne Geschenke. Seine künftige Gattin bekommt er bei diesen Besuchen nicht zu Gesicht. Nur zuweilen gelingt es ihm, daß er durch Bitten oder Bestechungen eine Freundin oder Dienerin dazu bewegt, ihm einen Blick in das Antlitz der Auserwählten zu gestatten. Ist der Hochzeitstag festgesetzt, so will die Landessitte, daß sich die geladenen Gäste schon Tags vorher einfinden. Die wichtigsten Persönlich-keiten unter den Ankömmlingen sind allemal die Brautführer (Arkers), acht an der Zahl. Einige Tage vor der Hochzeit ziehen sie, phantastisch aufgeputzt, singend vor jedes Haus der Nachbarschaft. Als Gegenleistung erfolgt allemal irgend ein Geschenk, denn die Hausinsassen, die derlei Liebesgaben verweigern würden, hätten eine schonungslose und gründliche Ausplünderung zu gewärtigen. Uebrigens sind auch Diebstähle an der Tagesordnung.

Bei einer Hochzeit in der Familie eines Häuptlings herrscht die größte Gastfreundschaft. Die Folge davon ist ein ungeheuerer Andrang im Hause des Festgebers und nicht minder in den oft beschränkten Gassen des Ortes, in

welchem die Feier vor sich geht. So hocken sämmtliche Schaaren von Gästen im Freien an der, zumeist auf dem Grasboden improvisirten Tafel, und nehmen schweigend das frugale Mahl zu sich. Die Stille währt aber nur bis zu dem Augenblicke, wo die primitive Festmusik anhebt. Mit Eintritt dieses Zeitpunktes ist die Gesellschaft wie ausgewechselt. Sie springt auf, stürmt ordnungslos durcheinander mit dem gellenden Rufe: »Die Braut kommt!« Sofort springt ein



Der Berg Ambaker in der Landschaft Hamasen.

halbnackter Bengel, der die Rolle eines Ceremonienmeisters einnimmt, mit einem Stocke herzu und räumt unter Anwendung von Gewalt die Hütte. Nur die Familienglieder, dann Personen von Rang und ausgezeichnete Fremde dürfen zurückbleiben. Gleich darauf kommt der Zug, die Braut an der Spitze, auf die Schulter ihres Bruders gestützt. Im Zuge selbst befinden sich zahlreiche Frauen mit brennenden Kerzen. Es gehört zum guten Tone, der Erkorenen Glückwünsche zuzurufen und die Hände segnend auf ihren Kopf zu legen. Hat diese endlose Ceremonie ihren Abschluß erreicht, so wird zum Tanze geschritten, mit dem der erste Tag der Feier schließt.

Der Bräutigam tritt erst den zweiten Tag auf den Schauplatz. Unter ähnlichen Aufzügen, wie sie vorstehend geschildert wurden, begibt sich jener, in Festgewändern dem Zuge voranschreitend, nach der Wohnung seiner Schwiegereltern. Häufig reitet er auf einem Maulthiere und ein Waffenträger schreitet



Abessinier.

mit irgend einem werthvollen Gegenstande aus der Rüstkammer des Bräutigams oder seines Vaters, hinterher. Im unmittelbaren Gefolge befinden sich auch die früher erwähnten Brautführer. Auf einem Platze vor dem Dorfe sprengt ein bewaffneter Krieger zu dem Bräutigam und dem ersten Arker heran, dem er leise einige Worte ins Ohr flüstert. Es wird nun der Zug angehalten und der

Reiter kehrt nach dem Dorfe zurück. Nun sprengt der erste Arker vor, worauf die bewaffneten Krieger sich in zwei Abtheilungen sondern und ein Scheingefecht insceniren, welches den Zweck haben soll, den Bräutigam zu zerstreuen, und die ihn bemeisternde »Aufregung« zu verscheuchen.

Hierauf wird letzterer in der Hütte vom Vater der Braut empfangen und nach dem Ehrenplatze begleitet, auf welchen er sich feierlich niederläßt und fortan in idolenhafter Starrheit verharrt. Der lange Mantel ist über Nase und Mund gezogen und zu seinen Füßen liegen, wie Sclaven, seine besten Freunde, die Mitglieder der Familie und andere Bekannte. Eine volle Stunde hindurch verbleibt die Gesellschaft in dieser ceremoniösen Haltung, worauf das eigentliche Festmahl unter Tanz und Musik seinen Anfang nimmt.... Der Schlußact aber ist der folgende: Die Braut, über und über mit einem großen Tuche bedeckt, wird in ein Gemach geführt, wo der Bräutigam ihrer harrt. Das Paar rückt hart aneinander, und wenn der Bräutigam die an ihn gerichtete Frage, ob er die Erwählte auch wirklich ehelichen wolle, mit einem »Ja« beantwortet hat, reichen sich Beide unter der Hülle die Hände. Nun faßt der junge Gatte seine Gattin bei den Schultern und zieht sie ins Freie, wo er sie unter die Aufsicht seiner Freunde stellt, während er selber in die Hütte zurückkehrt, um die Hochzeitsgeschenke der Verwandten seiner Frau in Empfang zu nehmen. Zwei Tage danach kommen die Arkers noch einmal zusammen und schwören unter dem Tuche: daß sie jederzeit wie Brüder gegen die junge Frau handeln, ja, sie speisen und tränken wollen, wenn sie je Mangel leiden sollte.

Da der christliche Abessinier in der Regel weder Handel treibt, noch mit den Gewerben oder der Bodencultur sich abgibt, stellt er das größte, oder richtiger ausschließliche Contingent zum Kriegsvolke. Indeß ist von einer eigentlichen Armee nicht die Rede. Wirkliche reguläre Truppen repräsentiren nur die Garden des Königs; alles andere Kriegsvolk recrutirt sich aus dem Gefolge und den Begleitmannschaften der Vasallen und Häuptlinge, welche im gegebenen Falle ihre Contingente dem Könige zuführen. Eine solche zusammengeraffte »Armee« zählt immerhin 100.000 bis 150.000 Mann und ist diese verhältnißmäßig große Truppenmasse in Ausrückung begriffen, dann gibt sie ein militärisches Bild ab, das an malerischem Gesammteindrucke wahrlich nichts zu wünschen übrig läßt. Der deutsche Reisende Theodor v. Heuglin, der sich an einem

Kriegszuge des Königs Theodoros gegen die Galla betheiligte, hat jenes Bild in anschaulicher Weise gezeichnet.

Eigentliche Waffengattungen, als feste, geschlossene Körper (sogenannte »tactische Einheiten») kennt die abessinische Armee nicht. Ueberdies entfallen auf die weiter oben angeführte Ziffer mindestens zwei Drittel derselben auf den Troß. Die Großen des Reiches führen ihre Frauen, zahlreiche Knechte, Waffenträger und Diener beiderlei Geschlechts, die Soldaten ihre Diener und und reich mit Kindern gesegneten »Mädchen« mit sich. Auch die große Zahl von Priestern ist zum Trosse zu schlagen, der das Manövriren in dem ohnedies unpracticablen Hochlande sehr wesentlich erschwert. Auch eine Marschordnung besteht nicht. Der Zug ist ein buntes Durcheinander von berittenen Officieren, gefolgt von Dienern und Waffenträgern, von schmutzigen Priestern, Soldaten, Lastträgern, Packpferden und Eseln, schmucken, hochgeschürzten — Köchinnen, das Attribut ihrer Kunst, den langen stabartigen Kochlöffel in der Hand, oder gleich einem Säbel an der Seite tragend, auf dem Rücken die Vorrathskammer in Gestalt eines Korbes. Weiter folgen: der Patriarch auf stattlichem Maulthier mit weithin tönenden Glöckchen und anderem klingenden Tand; das Oberhaupt der abessinischen Kirche ist in ein blaues Tuchgewand gekleidet und darüber hat er einen rothausgeschlagenen Burnus geworfen. Den Kopf umhüllt ein kleiner schwarzer Turban.

Auf den Patriarchen folgen Eunuchen und Soldaten, in ihrer Mitte die trefflich berittene Königin. Sie ist in einen enganliegenden blauen Sammtmantel gehüllt, den reiche Silberstickereien und kleine goldene Glöckchen zieren. Es folgen Lastthiere mit schweren Ledersäcken und hinter ihnen reitet das Haupt der geistlichen Orden in weißem Gewande und Turban und einen ungeheueren indischen Regenschirm. Seine Begleitung bildet ein Heer von Mönchen und Bettelbrüdern mit schwefelgelben Mützen und Fliegenwedeln aus Pferdehaaren oder Kuhschwänzen. In dieser Abtheilung des Zuges befinden sich auch die hölzernen — Gesetztafeln Mosis', die auf vergoldeten Thronsesseln ruhen.

Die eigentliche Kriegsmacht setzt sich aus Reiterei und Fußvolk zusammen. Unter der ersteren ist die beste jene aus Schoa. In schwarze Wollmäntel gehüllt, auf leichten, kräftigen, unbeschlagenen Pferden, deren Zaumzeug mit Metallplatten geziert ist, geben diese Reiter immerhin ein prächtiges militärisches Bild

ab. Sie sind mit kurzen, breiten Säbelmessern und Lanzen bewaffnet, und führen einen großen runden Schild aus Büffel- oder Flußpferdhaut. Die Infanterie ist außer mit den landesüblichen Waffen auch mit Steinschloßflinten orientalischen Ursprungs ausgerüstet. Auch der Fußsoldat führt einen Schild. Dieselben sind häufig mit dem Stücke von einer Löwenhaut geziert, was soviel als ein Ordensabzeichen ist. Der König, der, beiläufig bemerkt, immer an der Spitze seiner Armee reitet, trägt einen, mit schwarzem Sammt überzogenen, reich mit getriebenen Goldblechen beschlagenen Schild.... Eine Intendanz für die Verpflegung gibt es nicht; jeder Soldat muß für sich selber sorgen, daher der ungeheuere Troß an Dienern und Weibern.

Der oberste Kriegsherr von Abessinien ist der König (Negus) in eigener Person. Er ist zugleich oberster Lehensherr, dem eine große Anzahl von Statthaltern, die zu Zeiten mächtige und einflußreiche Vasallen waren, Heeresfolge und Tribut leisten. Die nicht ganz unbedenkliche Machtvollkommenheit solcher Statthalter bestimmte den dermaligen König Johannes II. die Mehrzahl derselben an seinen Hof zu fesseln und deren Provinzen durch Unterstatthalter (»Meslani«) verwalten und regieren zu lassen. Im Kriege fällt jenen Statthaltern die Stellung von Unterfeldherren zu, und nehmen sie als solche den höchsten Rang nach dem Könige ein.

Wir haben bereits einmal erwähnt, daß nach abessinischer Tradition die »äthiopische Dynastie« ihre Gründung bis auf die Zeiten des Königs Salomo und der Königin von Saba zurückführt. Von dem bereits genannten Menelek Ibn Hakem, der ein Sohn der beiden vorgenannten Persönlichkeiten gewesen sein soll, bis zu Christi Geburt kennt die abessinische Tradition fünfundzwanzig bis dreißig Könige. Was die Einführung des Christenthums in Abessinien anbetrifft, wird dieselbe verschieden angegeben; Heuglin verlegt sie in das Jahr 254, Rüppel in das Jahr 333. Das Christenthum erlebte aber auch zeitweilige Unterbrechungen. Im X. Jahrhundert usurpirte eine Jüdin den abessinischen Thron, dessen Inhaber, König Delnad, nach Schoa verjagt wurde. Das Zwischenreich währte im Ganzen etwa 350 Jahre. Es war wieder die Dynastie Delnads, welche zur Herrschaft gelangte (um 1260 n. Chr.). Im zweiten Jahrzehnte des XVI. Jahrhunderts erfolgte eine andere Invasion, und zwar diesmal eine mohammedanische unter Mohammed Granjeh. Zum Glücke waren diesmal die

Portugiesen bei der Hand und mit ihrer Hilfe wurden die ungläubigen Horden aus dem Hochlande wieder vertrieben. Fast dritthalb Jahrhunderte (1528 bis 1769) behaupteten sich noch die Nachkommen Delnads, um schließlich die Herrschaft an den Negus Johannes, Sohn des Negus Joas, abzugeben.

Dieser Wendepunkt in der jüngeren Geschichte Abessiniens ist sehr bezeichnend für die ferneren politischen Schicksale des Landes. Von einer geregelten Herrschaft konnte von diesem Zeitpunkte ab kaum dem Namen nach die Rede sein. Schon Johannes Sohn, Tekla Heimanot, erlag der Gewalt des Ras (Major-Domus) Michael, der die Herrschaft usurpirte und fast vier Jahrzehnte unumschränkt im Lande gebot. Freilich erstreckte sich diese unumschränkte Herrschaft über ein nur kleines Gebiet, während sonst allerorts Parteigänger in langwierigen und blutigen Fehden einander die Herrschaft streitig machten, ein Zustand, der bis in unsere Zeit hinein anhielt. Es würde zu Weitläufigkeiten führen, die verschiedenen Parteigängerkriege, Thronstreitigkeiten und Usurpationen hier des Näheren auseinander zu setzen. Die hervorragendste Rolle in der Zeit dieser Wirren spielte der Ras Ali, der schließlich dem Arme Kassas — nachmals Theodoros II. — erlag.

Dieser Negus ist, wie vielleicht kein anderer afrikanischer Herrscher der neueren Zeit, durch seine Gewaltwirtschaft und durch sein tragisches Ende in der Festung Magdala, welche die Engländer am Schlusse des abessinischen Feldzuges 1867 bis 1868 erstürmt hatten, im Abendlande bekannt geworden. Aus diesem Grunde dürften Mittheilungen über die Person dieses Fürsten auch heute noch Anspruch auf allgemeines Interesse haben. Aus den Berichten von Reisenden (Lejean, Heuglin, Cameron, Rohlfs) weiß man, daß Theodoros, seiner Vergangenheit entsprechend, ein gewaltthätiger rücksichtsloser Tyrann war, der keine Selbstbeherrschung und keinen sittlichen Zwang kannte. Schwankend zwischen dem Glauben an starre Kirchendogmen und einer Art von mystischem Pantheismus, glaubte er eigentlich nur — an sich selber, und in der That hat dieser äthiopische Großkönig und Usurpator zu Zeiten eine große Kraftentwickelung bethätigt. Gegenüber fremden Regierungen war er sehr empfindlich, und man wird sich erinnern, daß die eigentliche Ursache des Zerwürfnisses zwischen England und Theodoros ein seitens der englischen Regierung unbeantwortet gelassener Brief des Negus war. Von da ab nahm seine feindselige Stimmung gegen die Eng-

länder rapid zu, bis sie seitens des Negus zu Gewaltthätigkeiten führte, die ein bewaffnetes Einschreiten Englands unaufschiebbar machten.

Es hat übrigens den Anschein, daß Theodoros hinsichtlich seiner Handlungsweise entsprechende Vorbilder hatte. Wenigstens wird von einem seiner Vorgänger, dem Negus Giorgis (Hathi Tekla), der zu Beginn der Zwanziger Jahre den äthiopischen Thron einnahm, mancher erbauliche Zug erzählt, den Theodoros abgelauscht haben könnte. Jener Giorgis war ein eitler, putzsüchtiger Mensch, der sich wie ein Weib schmückte und mit Spangen und Ringen über und über behangen war. Seinem Charakter nach war er übrigens noch schlechter, wie manches verworfene Weib, wie der Reisende Pearce sagt: »ein ganz miserabler Kerl«.... Seine größte Spitzfindigkeit bestand darin, daß er irgend eine Persönlichkeit, gegen die er Mißtrauen hegte, zu sich berief. Nun fehlte es nicht an freundlichem Zureden, durch welche der Gerufene zum Geständnisse von Vergehen gebracht werden sollte. Nachdem der Negus geschworen, dem Verhörten nichts zu Leide zu thun, küßte er ein Kreuz, welches ein Priester ihm vorzuhalten pflegte. Der Verhörte aber wurde in Gnaden entlassen und nun sprach der saubere gekrönte Patron zu seiner Umgebung: »Seht her! Meine Zunge hat den Eid geleistet, aber ich thue jetzt alles fort, was dieselbe bedeckt....« Hierauf strich er die Zunge zwischen den Schneidezähnen hindurch und spie aus. Dadurch hatte er sich mit seinem Gewissen abgefunden, und um den vorher Verhörten wars geschehen. Es bedurfte einfach nur des königlichen Mahnwortes an seine Höflinge: »Thuet euere Schuldigkeit!« um den Hintergangenen vom Leben zum Tode zu befördern. Dieser Giorgis war auch ein großer Weiberfreund, und trotz seines Christenthumes hielt er sich einen so wohlbesetzten Harem, daß es an allen Ecken und Enden des Reiches von seinen eigenen Kindern wimmelte — eine Legion Vagabunden aus königlichem Hause.

Daß Theodoros II. ein frommer Christ (nach äthiopischer Auffassung) war, versteht sich von selbst. Als ihm einst ein Missionär ein Stereoskop zum Geschenke machte, betrachtete er mit großem Wohlgefallen das Panorama von Jerusalem.... »Was ist das?« fragte er dann plötzlich.... »Die Moschee Omars....« »Eine Moschee in Jerusalem? Doch ja, es wird schon so sein. Jerusalem gehört den Türken.« Dabei warf er mit unbändiger Wuth das Stereoskop zur Erde und erging sich in Schmähungen auf das christliche Europa, welches solche Schmach

dulde. Ein anderesmal meinte er: »Ich weiß nicht, weshalb mir meine lieben Vettern Napoleon und Victoria solche Kerle (den französischen Consul Lejean und den englischen Cameron) geschickt haben; der Franzose ist ein Narr, der Engländer ein Esel.«

Theodoros soll von frühester Morgenstunde bis spät in die Nacht mit Verwaltungs-Angelegenheiten und Rechtsfällen sich beschäftigt haben. Die Pausen wurden mit religiösen Functionen ausgefüllt, oder es wurde, wenn es eben die Umstände erheischten, Kriegsrath gehalten. Heuglin stellt dem Negus das Zeugniß aus, ein gerechter, großmüthiger und freigebiger Fürst gewesen zu sein, rügt aber dessen unerbittliche Strenge. Zu der letzteren hatte er allerdings seine guten Gründe, wenn es wahr sein sollte, daß er sein eigenes Volk verachtete. Er wird es eben gekannt haben. Auf äußeren Pomp legte der König wenig Gewicht. Er ging gewöhnlich wie seine Landsleute gekleidet und baarfuß, oder in Sandalen. Sein Kleid bestand in der weißen, roth geränderten »Schamma« (einer Art Toga). Gerühmt wird auch noch seine bravouröse Haltung zu Pferde und seine Geschicklichkeit als Schütze. Im Kampfe ging er seinen Leuten jederzeit mit gutem Beispiele voran, und man darf wohl sagen, daß er der Tapferste seiner Armee war.

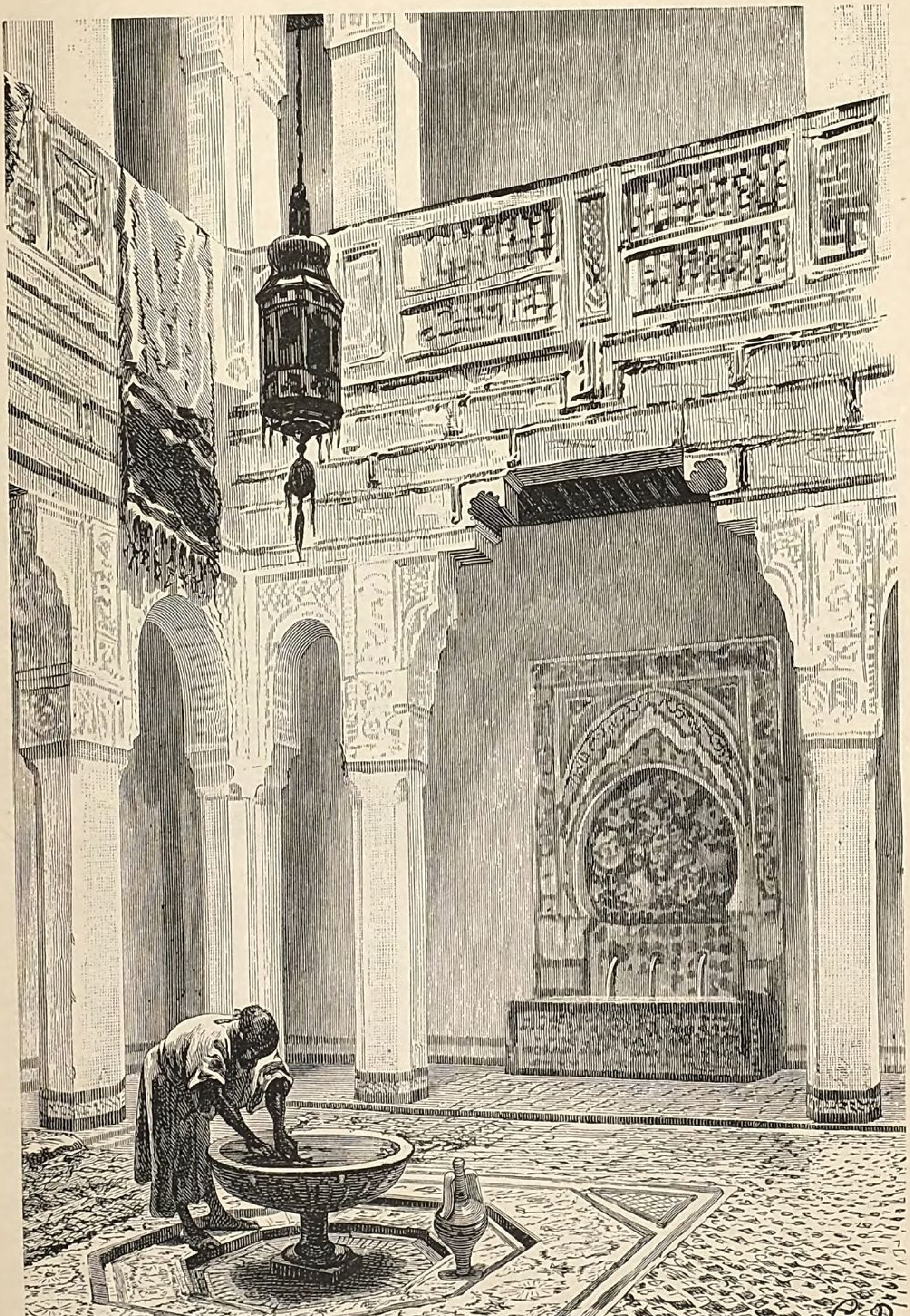
Sein tragisches Ende stimmt ganz zu dem Charakter, welchen wir vorstehend geschildert. Es ist erwiesen, daß Theodoros am letzten Tage des englisch-abessinischen Krieges von seiner ganzen, früher auf 10.000 Mann veranschlagten Armee nur — neunzehn Getreue um sich hatte. Als die englischen Geschütze durch mehrere Stunden die Mauern von Magdala erschüttert hatten und die Sturmcolonnen durch die Bresche in das Innere der Festung eingedrungen waren, stießen sie plötzlich auf die — Leiche des Königs, der kurz vorher seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht hatte. Ein eigenthümliches Lächeln spielte in den starren Zügen des feinen und anziehenden Gesichtes. Niemand hätte in diesem Anblicke die Leiche desjenigen vermuthet, der als blutige Geißel mehr als 15 Jahre das unglückliche Abessinien tyrannisirt hatte. ... Dieses Ende des Negus ist umso verwunderlicher, als sonst der Selbstmord bei Männern in Abessinien unerhört ist, wenngleich er nicht selten bei Frauen vorkommt, die den Tod ihrer Gatten nicht überleben wollen. Ein Mann verzweifelt nie, und es ist sonach anzunehmen, daß der hochfahrende, seiner Kraft bewußte König mit dem Schicksale, das ihn ereilt hatte, sich unmöglich aussöhnen konnte.

Das Erbe Theodoros' trat der Fürst von Tigré, Kassa, an, der sich noch im selben Jahre (1868) unter dem Namen Johannes II. zum »Negus Negesti« (König der Könige) krönen ließ, ausgiebigst unterstützt von den Engländern. Dafür überließen sie einen anderen Bundesgenossen im Kriege gegen Theodoros — den König Menelek von Schoa — seinem Schicksale. Dieser blieb übrigens noch volle zehn Jahre unangefochten, denn erst im



Ein abessinisches Heer von der Sturmfluth überrascht.

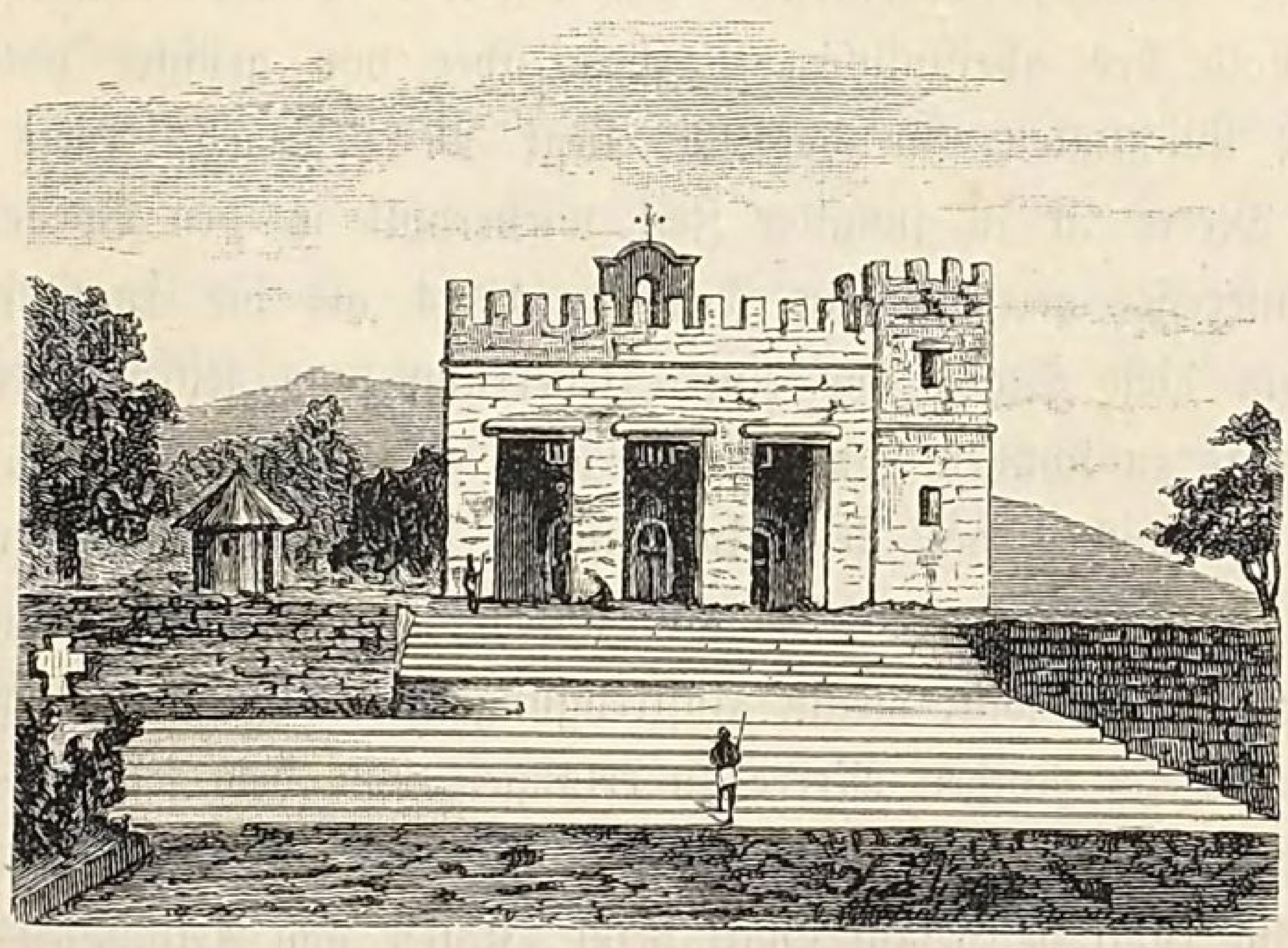
Jahre 1878 führte Johannes einen glücklichen Kriegszug gegen Schoa aus, der damit endete, daß Menelek in ein vollständiges Vasallenverhältniß zum Negus trat.... Daß die inneren Verhältnisse Abessiniens unter diesem sich wesentlich gebessert hätten, wäre schwer zu behaupten. Auch Johannes II. zeigte sich, wie sein Vorgänger, den Missionären feindlich und ist in Religionssachen überhaupt sehr empfindlich. Aus diesem Grunde hat es der jetzige Negus namentlich auf die Bewohner von Schoa — die sogenannten »Post le'del« — abgesehen, die, entgegen der monophysitischen Lehre, dem Glauben huldigen, Jesus sei wahrer



Hof eines Hauses in Fez.

Gott und wahrer Mensch gewesen, ohne jedoch zwei Naturen zuzulassen. Noch im Jahre 1878 setzte man in Debra-Tabor solche »Ketzer« nackt dem Sonnenbrande aus, und schnitt denjenigen, die sich »Spöttereien« gegen den Negus erlaubt hatten, die Zunge ab.... Nach Außen hin führte Johannes mehrfach Kriege gegen die Aegypter, in denen er fast immer Sieger blieb. Das ist begreiflich. Nur eine Macht wie England konnte den Strauß in dem unwegsamen Hochlande wagen und glücklich zu Ende führen.

Zum Schlusse wollen wir noch einen flüchtigen Blick auf die hervorragendsten **Städte** Abessiniens werfen. Von größter Wichtigkeit ist **Gondar**,



Kirche in Aksum.

die neuere Residenz der äthiopischen Könige. Es ist eine neuere Stadt, aber von origineller Bauart. Am auffallendsten sind die vielen hohen Warten und Thürme, Zinnen und Mauern des im mittelalterlich-portugiesischen Stile aufgeführten Königspalastes (Negus-Gemp). Im Innern gruppiren sich Hallen, Gallerien, Kioske, Hochwarten und Kapellen um das eigentliche viereckige Hauptgebäude. Der Königspalast liegt übrigens dermalen halb in Ruinen und wurde von Theodoros nicht bewohnt, während König Johannes in denselben wieder eingezogen war, ohne sich weiter an die herrschende Verwahrlosung zu stoßen.

Von Gondar gelangen wir auf beschwerlichen Wegen über das **Wogara-Plateau**, das Quellgebiet des Takazzé. Weiter folgen kolossale Tiefthäler

mit schwindelerregenden Pfaden längs ihren Rändern, bis der Weg zum Takazzé selbst sich hinabsenkt und über die nördlich vorliegenden Terrassenhöhen nach Aksum verläuft. Dieses Aksum ist die alte äthiopische Königsstadt. Es liegt malerisch in einem Walde von Juniperusbäumen und kolossalen Feigenbäumen, und dazwischen sieht man Mauern, Obelisken, Kirchen und Strohdächer. Aksums Glanz ist längst dahin, seine Königsburg zerfallen. Die Krönungskirche der »Nachkommen Salomos und der Königin von Saba« ist in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts durch den Adail-Fürsten, Mohammed Granjeh, dem Erdboden gleich gemacht worden. — Dicht neben Aksum liegt Adua (Adowa), die eigentliche Residenz der Fürsten von Tigré, d. h. des dermaligen Königs.

Außerhalb des abessinischen Reiches, aber von größter politischer und commercieller Wichtigkeit für dasselbe, liegt Massauah. Diese Hafenstadt am Rothen Meere ist in jüngster Zeit wiederholt in den Vordergrund des politischen Interesses getreten. Im Frühling 1884, als die Engländer Suakim occupirten, um diese Stadt vor einer Ueberrumpelung seitens der Schaaren Osman Digmas zu schützen, sandten jene auch ein Kriegsschiff nach Massauah, um darüber zu wachen, daß kein Unberufener seine Hand auf den wichtigen Küstenposten lege. Man schien damals dem König von Abessinien nicht recht zu trauen, da es bekannt war, welche Anstrengungen derselbe seit Langem machte, um einen Hafen am Rothen Meere zu erlangen, von dem sein Reich vermöge seiner geographischen Lage völlig abgeschnitten ist. Bald hierauf fand sich bekanntlich eine englische Gesandtschaft beim »Kaiser von Aethiopien« ein, deren Aufgabe es war, die eventuelle militärische Cooperation Abessiniens mit England gegen den Mahdi zu erwirken. Der englische Einfluß war zu jener Zeit augenscheinlich nicht mehr stark genug, um den König Johannes den englischen Wünschen gefügig zu machen. Immerhin hieß es, der König von Abessinien habe endgiltig seine Ansprüche auf Massauah aufgegeben; das mochte eine von jenen Abmachungen gewesen sein, welche zu jener Zeit zwischen England und Abessinien festgesetzt wurden, über die aber niemals nähere Details bekannt geworden sind.

Durch das Aufgeben Massauahs seitens Abessiniens — auf welche es allerdings nur historische Rechte geltend zu machen hatte — trat der Ort nach kurzer Zeit zum zweitenmale auf die politische Bildfläche. König Johannes hatte am 4. Juni 1884 erklärt, fortan von seinem Lieblingswunsche abstehen zu wollen.

Im Jahre 1865 wurde der Hafen gleichzeitig mit Suakim und anderen Punkten am Rothen Meere vom Sultan, der bis dahin diese Küstenplätze mit seinen Truppen besetzt hielt, um eine geringe Geldentschädigung in Form eines jährlichen Tributs an den Vicekönig von Aegypten abgetreten. Es waren also genau 20 Jahre vergangen, als die sudanesischen Wirren in jener Region eine gänzlich veränderte politische Situation herbeiführten. Letztere führte die Engländer nach Suakim und Berbera, Massauah aber blieb unbesetzt. Was die Engländer, offenbar in Folge Mangels an verfügbaren Truppen, versäumten, holten die Italiener Anfang Februar 1885 nach, indem sie den vielgenannten Küstenplatz militärisch besetzten, gleichzeitig aber die Souzeränitäts-Rechte des Sultans auf denselben anerkannten.

Die politische Seite der Frage soll hier nicht weiter berührt werden. Hingegen möchte es sich verlohnen, einen orientirenden Blick auf jene Küstenstadt zu werfen, die durch die Irrwege der Politik augenscheinlich zu einer ungerechtfertigten Bedeutung gelangt ist. Wenn man von Massauah spricht, ist es erlaubt, an ein vergleichendes Bild zu denken, welches keineswegs unserer Vorstellung von einem irdischen Paradiese entspricht. Es ist vielmehr das Gegentheil der Fall. Die Geographen zählen Massauah zu den heißesten Plätzen der Erde. Der Sommer ist von einer solch' unerträglichen Hitze, wie sie anderwärts nur noch an der Küste von Beludschistan oder an den Ufern des persischen Golfes (dem berüchtigten Landstriche »Germsir«) angetroffen wird.

Bekanntlich geht die Verdunstung im Rothen Meere stärker vor sich, als in irgend einem anderen Meeresabschnitte; die Folge ist, daß die Luft dortselbst in der heißen Jahreszeit mit Wasserdampf förmlich gesättigt ist, Luftströmungen fast gar nicht auftreten und das Verweilen in diesem Dampfbade zum mindesten für den Europäer eine Art von Martyrium bildet. Zwar herrscht auch an der südlichen Küste — dem sogenannten »Samchar« — eine infernalische Hitze; nach den Versicherungen verschiedener Reisenden ist sie aber weitaus erträglicher, als die heiße, salzgeschwängerte Luft von Massauah. Hier steigt die Temperatur unter Tags bis auf 40° C., sinkt aber in der Nacht selten unter 35°. Joseph Menges erzählt, daß die Einwirkungen der salzgeschwängerten Luft sich besonders auf eiserne Gegenstände auffallend bethätigen; Gewehre, die man ungefettet und geladen einen Tag liegen läßt, überziehen sich mit dickem Rost und versagen

den Schuß; blank polirte Stahlsachen laufen sofort roth an, und trotz der großen Hitze trocknen die in Folge der Transspiration durchnäßten Kleider und Wäsche nur äußerst langsam, und nur dann, wenn man sich absolut jeder körperlichen Thätigkeit enthält. Auf Grund dieser klimatischen Verhältnisse gestaltet sich Massauah während der größten Zeit des Jahres zu einer wahren Hölle, in welcher alle die den Tropen eigenthümlichen Krankheiten in verstärktem Maße auftreten. Vor dem Sonnenstiche sind selbst die Eingeborenen nicht sicher, Dysenterien und Fieber fordern zahlreiche Opfer. Dazu kommt eine unglaubliche Menge von Ungeziefer, zu welchem auch giftige Schlangen und Scorpionen zu rechnen sind.

Diese abschreckende, eines jeden Anziehungsmittels völlig bare Stadt, liegt auf einer kleinen dürren Insel, die mittelst eines Dammes von 900 Schritten Länge mit der Nachbarinsel Tau-el-Hut in Verbindung steht, die wieder ihrerseits durch einen zweiten, 1500 Schritte langen Damm die Communication mit dem afrikanischen Festlande herstellt. Mit dem letzteren Damm ist eine Wasserleitung verbunden, welche, wie die vorerwähnten Dammwege, Werke des einstigen Gouverneurs Werner Munzinger sind. Ob diese Anlagen seitdem, bei der bekannten ägyptischen Mißwirtschaft, nicht erheblichen Schaden genommen, möchte nicht apodiktisch zu verneinen sein. Das Hafenfort, welches die Stadt schützen soll, ist derart unzweckmäßig angelegt, daß es keine Stunde dem Feuer eines europäischen Kriegsschiffes Widerstand leisten könnte. Für das Auge freilich bildet Massauah, wie jede andere orientalische Stadt, ein anziehendes, ja fast prächtiges Bild; die hohen weißschimmernden Häuser, meist aus Korallenblöcken aufgeführt, heben sich, wenn man die Stadt aus einiger Entfernung vom Meere aus betrachtet, effectvoll von der glitzernden Meeresfläche und dem großzügigen landschaftlichen Hintergrunde ab, dessen markanteste Punkte die blauen Kegel des Gedimgebirges und die dunkle Felsmauer des in weiter Ferne wie eine ungeheuere Burg unmittelbar aus der Gestade-Ebene aufsteigenden abessinischen Hochlandes sind.

Nächst Chartum hat Massauah die gemischteste und bedenklichste Bevölkerung im ganzen ägyptischen Reiche, was immerhin etwas sagen will. Von ersterer hatte Samuel White Baker einst behauptet, daß es der Ort sei, »wo das gesittete Europa und das barbarische Afrika ihre Laster tauschen — eine Hölle

für ehrliche Leute, ein Paradies für Schurken.« Ein ähnliches Urtheil über Massauah kennen wir von dem französischen Reisenden Guillaume Lejean, der seinerzeit letztere Stadt als das schlimmste Nest in Sachen des sudanesischen Sclavenhandels bezeichnete. Sicher ist, daß die Bevölkerung von Massauah so bunt wie jene Chartums und in sittlicher Beziehung um kein Haar besser geartet ist. In den engen, theils von Steinhäusern, theils von elenden Hütten gesäumten Gassen, hausen Araber, Nubier, Danakil, Galla, Inder und Griechen. Die letzteren stehen im denkbar übelsten Rufe und werden sowohl von den Eingeborenen, als von den wenigen Europäern, die sich in normalen Zeiten hier aufhalten, nach Möglichkeit gemieden. Die meisten Europäer wohnen übrigens gar nicht in der Stadt, wodurch einem Fremden der Aufenthalt in derselben geradezu unerträglich wird.

Unter den Bewohnern Massauahs nehmen die Inder (Banianen), wie auf Zanzibar, als Kaufleute und Händler unzweifelhaft die erste Stelle ein. Die Araber treiben nur Kleinhandel, die Abessinier sind Mäkler, die Galla und Danakil lungern in den Bazarbuden herum und fühlen sich hier geradeso als »Herren«, die nichts zu arbeiten brauchen, wie in ihrer Heimat. Unter den selbstbewußtesten Stämmen des dunklen Erdtheiles ist der Galla zweifellos der stolzeste. Arbeit im fremden Dienste kennt er überhaupt nicht, noch weniger Sclavendienst. Durch die unglaubliche Hartnäckigkeit, mit welcher von jeher eingefangene Galla ihr Sclavenschicksal zu vereiteln wußten, haben die Araber es gänzlich aufgegeben, auf sie Jagd zu machen. Man erzählt Fälle, daß zum Sclavendienst gepreßte Galla sich lieber beide Hände abhauen ließen, als daß sie sich willig in ihr Schicksal ergeben hätten. Andere weihten sich selber mit einem Stoicismus, der einer besseren Sache werth gewesen wäre, dem langsamen Hungertode: vom Sclavendienst wollten und wollen sie nichts wissen. Die Galla fühlen sich als Herren, sind gewaltthätig, kriegerisch, aber — sofern man ihr Vertrauen erringt — auch treu und ergeben und von seltenem Pflichtgefühl. Da das ganze Landgebiet südlich von Massauah von Galla besiedelt wird, ist es sicher von Wert, vorstehende Charakteristik dieses Volkes zur Kenntniß zu nehmen.

Wer annehmen möchte, daß Massauah als Handelsplatz hervorragende Bedeutung habe, befände sich in einem argen Irrthum. Der abessinische Handel

ist ohne Belang; Händler aus der Provinz Hamasén bringen Naturproducte, meist nur für den täglichen Gebrauch, und holen sich dafür Wollstoffe für ihre Frauen, Pulver und, wenn es hoch geht, einige billige europäische Industrie-Artikel. Die große Karawane, welche alljährlich einmal nach dem Rothen Meere aufbricht, und der sich diejenige der südlichen Galladistricte anschließt, nimmt ihren Weg von Schoa aus über Harar nach Berbera. Es scheint, daß den Engländern diese Thatsache bekannt war; denn während sie Massauah unbesetzt ließen, ergriffen sie, trotz Protestes der früheren ägyptischen Commandanten, Besitz von Zeilah und Berbera. Europäische Dampfer laufen Massauah höchst selten an, da dort nichts zu holen, wenig zu verkaufen ist; den localen Verkehr im Rothen Meere vermitteln einige arabische »Sambuks«, die ab und zu nach Dschedda und Aden, seltener nach den Küstenplätzen Yemens segeln. Da der ganze Handel in den Händen verkommener Griechen und yemenitischer Araber ruht, deren Unsittlichkeit und Schlechtigkeit nur noch von ihrem Fanatismus und ihrer Frömmelei übertroffen wird, ist an einen Aufschwung dieses Handels nicht zu denken. Kein Europäer würde sich dazu hergeben, mit diesem Gelichter, dem gegenüber »die Sudanesen wahre Gentlemen« sind, kaufmännische Unternehmungen anzuknüpfen, die von vornherein das Gepräge des niederen Schachers und betrügerischer Transactionen an sich tragen würden.

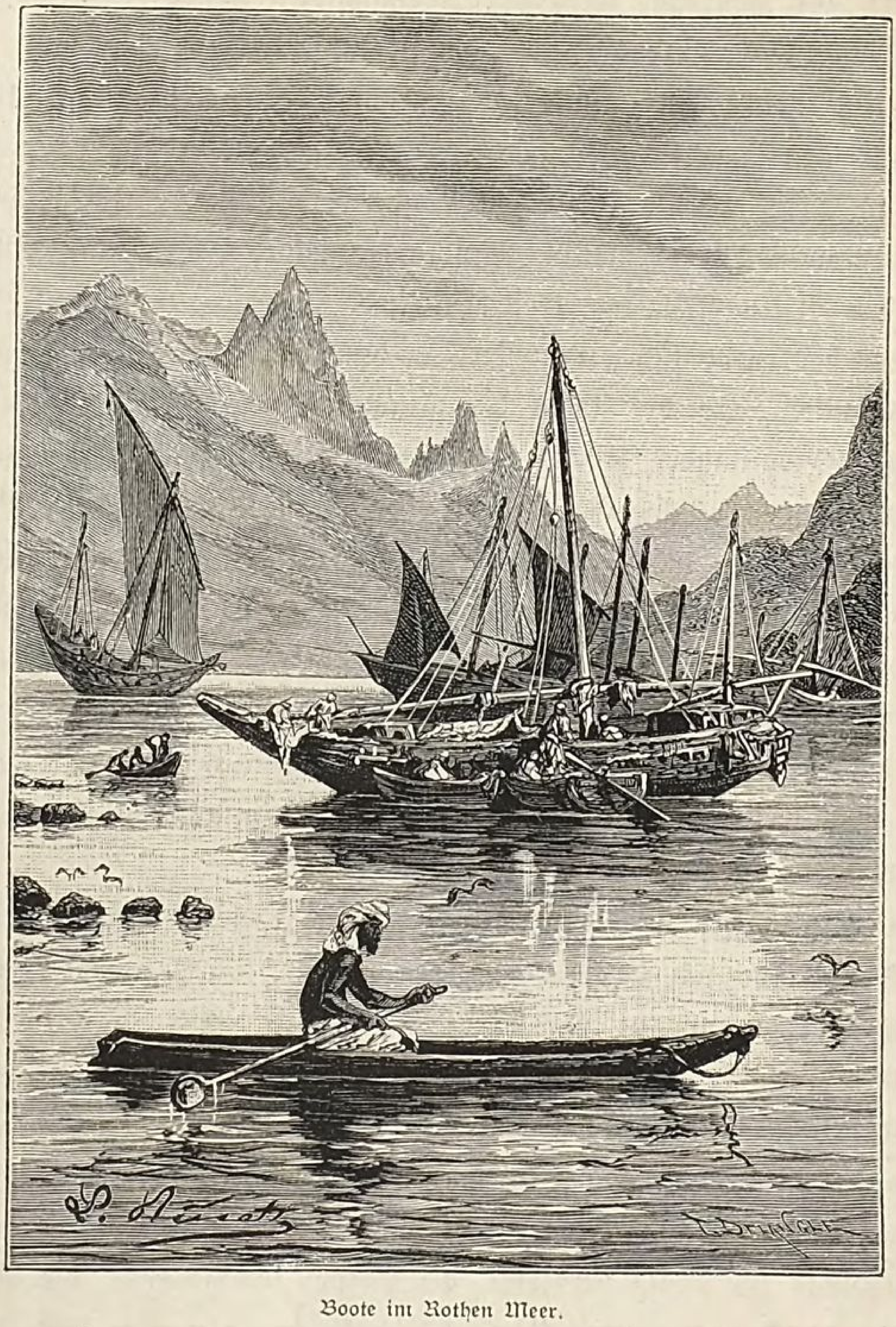
Massauah ist seeseits von einem Archipel von unzähligen Koralleninseln, Felseilanden und Klippen umgeben, von denen nur die größte bewohnt ist, und zwar von Fischern. Diese Inseln — der Dahlak-Archipel — bieten der Schiffahrt gefährliche Hindernisse. Von größerer Wichtigkeit ist die geräumige Hafenbucht von Zulah mit dem gleichnamigen Küstenorte unweit der Ruinen des antiken Adulis, einst einer berühmten griechischen Colonie. Der Hafen ist französischer Besitz. Wie wenig Wert aber die Franzosen in früherer Zeit ihrer Besitzung beimaßen, ersieht man am besten daraus, daß sie dieselbe völlig vergaßen und im Jahre 1867 die Engländer unbehindert Zulah zum Mittelpunkte ihrer Operationen gegen Abessinien machen konnten. Damals wurden in diesem Hafen nach und nach über 12.000 Combattanten, 8000 Mann Troß und 28.000 Lastthiere ans Land gesetzt. Das elende Zulah erhielt Landbefestigungen, Quais und Pferdeeisenbahn, und eine prächtige Militärstraße nahm von hier ihren Ausgang. Das ist seitdem alles spurlos verschwunden. Gleich hinter Zulah, etwa eine

englische Meile landeinwärts, liegt eine dürre, wasser- und graslose Ebene, die im abessinisch-englischen Feldzuge eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Auf dieser Küstenstufe hatten die englischen Truppen entsetzlich von der Hitze zu leiden (Ende November!), und zahlreiche Tragthiere verhungerten wegen Futtermangels.

Massauah und Zulah aber sind, im praktischen Sinne genommen, eins und dasselbe. Ueberhaupt wirkt es auf den Kenner der Sachlage am afrikanischen Ufer des Rothen Meeres etwas erheiternd, wenn man die von einigen Mächten dortselbst in Scene gesetzte Jagd nach Landerwerb unter den Gesichtswinkel des praktischen Nutzens rückt. Suakim, Massauah, Zulah, Ed, Beilul, Assab, Obok u. s. w., das ist eine Kette von trostlosen Niederlassungen, nicht der Kohlen wert, die man auf den europäischen Dampfern verbrennt, um Expeditionstruppen dorthin zu verschiffen. In den Besitz der genannten Punkte an der Nordküste der Galla- und Somaliländer theilen sich verschiedene europäische Mächte; Obok, am Eingange der Tadschurabai, gehört den Franzosen, die Insel Muschach, in derselben Bai, den Engländern, Berbera, an der eigentlichen Somaliküste, gleichfalls den Engländern. Im Bereiche der Straße von Bab-el-Mandeb haben sich überhaupt in letzter Zeit drei europäische Mächte ein Stelldichein gegeben, welche beständig nach Punkten auslugen, die zur Annectirung geeignet erscheinen. Nördlich der Tadschurabai hat sich Italien in den Küstenorten Assab und Beilul festgesetzt, noch weiter nördlich Frankreich in Ed, wozu noch das bereits genannte Zulah kommt.

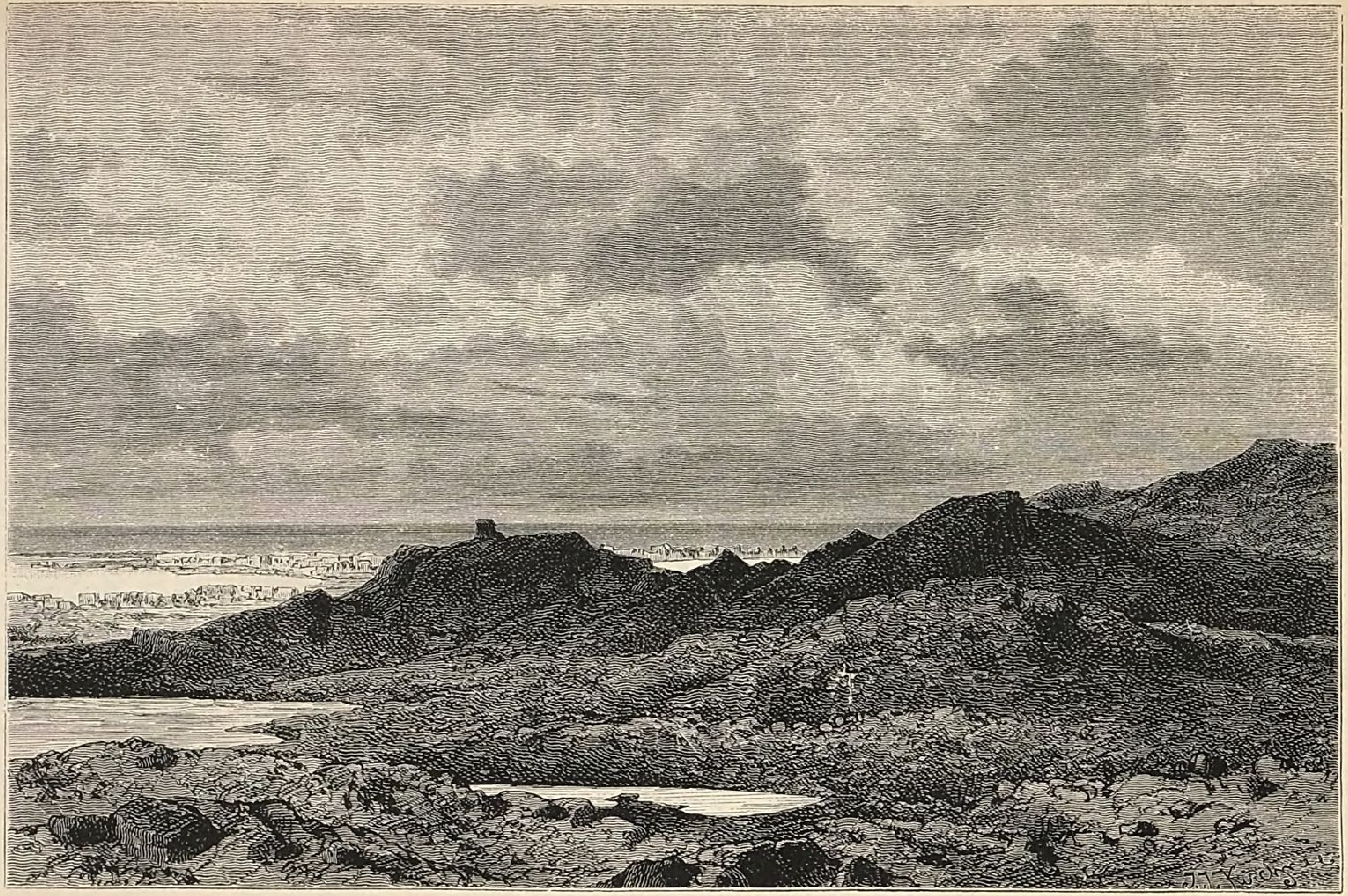
Am energischesten in seinen Annectirungen ist jedenfalls Italien vorgegangen, welches Assab förmlich militärisch besetzte und in den unbedeutenden Ort die relativ starke Truppenmacht von 1200 Mann legte. Als Zweck dieser einigermaßen überraschenden Maßregel wurde angegeben, daß durch sie die Colonie des unentbehrlichen Schutzes theilhaftig werden sollte, und daß anderseits etwaige wissenschaftliche Unternehmungen durch das Aufgebot entsprechender militärischer Begleitung leichter durchführbar gemacht würden. Zuletzt wurde als weitere Aufgabe, allerdings ein wenig verblümt, die Absicht kundgemacht, die Mörder des italienischen Forschungsreisenden Bianchi ausfindig zu machen und sie der verdienten Strafe zuzuführen. Ob die kostspieligen und in ihren politischen Consequenzen nicht ganz ungefährlichen Maßregeln Italiens am Rothen Meere von dauernden Erfolgen begleitet sein werden, läßt sich dermalen kaum vorausbestimmen.

In zweiter Linie kommen die Franzosen in Betracht. Sie besitzen, außer Zulah, wie bereits erwähnt, an der Nordostküste von Afrika zwei Stationen, von denen die eine, Ed, auf der Küstenstrecke zwischen Massauah und Assab,



Boote im Rothen Meer.

also im Rothen Meere, gelegen ist, während die andere ungleich wichtigere — Obok — sich am Nordende der Tadschurabai, also nicht mehr im Rothen Meere, sondern im Golfe von Aden befindet. Die letztere Besitzerwerbung, obwohl erst



Maſſauah.

in neuester Zeit häufig genannt, ist älteren Datums. Bereits 1865 wurde der fragliche Hafen von seinem Eigenthümer, einem Häuptling der Danakil, an Frankreich um den Preis von 10.000 Maria Theresienthaler (ca. 52.000 Frcs.) verkauft. Damals legten die Franzosen dieser Erwerbung große commercielle Bedeutung bei, haben aber seitdem erfahren müssen, daß der Ort höchstens zu einer Kohlenstation — die es nun thatsächlich ist — gut genug sei.

Die seinerzeit gehegten sanguinischen Hoffnungen wurden durch den englischen Officier Burton zu nichte gemacht, der als erster Europäer (als arabischer Kaufmann verkleidet) im Jahre 1856 bis Harar vorgedrungen war und die Bedeutungslosigkeit des Handels in jener Region nachgewiesen hatte. Es ist allerdings richtig, daß alljährlich aus der abessinischen Landschaft Schoa, wie bereits erwähnt, eine große Karawane mit Elfenbein, Goldstaub, Kaffee an die Küste kommt, doch ist bei den in jener Region fast beständig herrschenden unruhigen Zuständen auf das Eintreffen jener Karawane mit Sicherheit nicht zu rechnen. Uebrigens hat es sich ereignet, daß die Karawane in Obok eintraf, aber nun fehlten die französischen Schiffe! Sie nahm in der Folge den Weg nach dem südlicher gelegenen Hafen Zeilah (nicht zu verwechseln mit dem mehrgenannten Zulah), der sammt seinem Gebiete von circa 200 geographischen Geviertmeilen vor dem Jahre 1875 unter türkischer Oberhoheit stand und in diesem Jahre vom Sultan Abdul Aziz aus Anlaß einer starken Ebbe in den kaiserlichen Cassen dem Vicekönig Ismail Pascha um den Preis eines jährlichen Tributs von 240.000 Mark abgetreten wurde. Kurze Zeit hierauf hatte der ägyptische Major Mohammed Muktar Harar für den Vicekönig erobert, und dieses Land wurde mit dem Gebiete von Zeilah zu einer ägyptischen Provinz vereinigt. Ende 1884 wurde Zeilah, gleichzeitig mit dem weiter östlich im Somalilande gelegenen Berbera, von den Engländern occupirt.

Wie sehr manche afrikanische Träume in Nichts zerfließen, beweist die Geschichte des Hafens von Obok. In der »Revue du Monde colonial« 1865 war unter anderm folgendes zu lesen: »In Obok oder in der Nachbarschaft, ganz nahe an Bab-el-Mandeb, muß ein großes Handelsemporium sich erheben, als knüpfendes Band zwischen Asien und Afrika. Fast alle Reichthümer (!) aus der Welt der Schwarzen werden in diesem Constantinopel der Zukunft (!!) zusammenströmen; dasselbe bildet einen Knoten zwischen dem Sudan und Arabien,

wie das alte Byzanz (!!!) einen solchen zwischen Europa und Asien bildet....« Das ist die tollste Phantasmagorie, die je auf dem Gebiete der Colonialpolitik zum Besten gegeben wurde. Zwanzig Jahre sind verstrichen und noch immer ist Obok das gleiche elende Dorf an der heißen und sandigen Küste des »Samhar«, noch schaukelt kein Mastenwald in dem öden Hafenbecken und ziehen keine schwarzen Könige mit ihren reichen Geschenken ein, um dem Beherrscher des »afrikanischen Byzanz« den Tribut vor die Füße zu legen.



Giovanni Chiarini.

Auch hinsichtlich Zulahs, das Frankreich schon früher als Obok, nämlich schon 1860, erworben hatte, gab man sich den weitgehendsten Hoffnungen hin. Französisch aber ist der Punkt insofern noch viel länger, weil Zulah sich bereits zwanzig Jahre im Besitze des französischen Capitäns Broquant befand, ehe es derselbe 1860 durch Vermittlung des Capitäns Russel der französischen Regierung verkaufte. Zulah ist das antike Adulis. Wenn französische und italienische Tagesblätter von Zulah »und« Adulis sprechen, ist das ein Nonsens, denn beides ist dasselbe. Die Wichtigkeit Zulahs hat sich übrigens so außerordentlich bewährt,

daß es in Frankreich selber ganz und gar in Vergessenheit gerieth. Erst als Italien Anstalten traf, den Hafen zu annectiren, erinnerte man sich in Paris daran, daß man »einst« sich mit dem Plane trug, das berühmte Adulis wiedererstehen zu lassen.

Daß all die genannten Punkte an der afrikanischen Ostküste sich als bedeutungslos erweisen sollten, war vorauszusehen. Das ganze ostafrikanische Küstenland, welches wir aus Capitän Burtons Reise nach Harar (1856) genau kennen, von



Pietro Sacconi.

der Grenze des Gebietes der Somalistämme, also vom Hawaschflusse und der Bai von Tadschura bis nach Norden hin zur Südgrenze der Bischarins, d. h. bis zum Cap Mikoam, etwas südlich von Suakim (12 bis 17° Nordbreite), wird von den Abessiniern als »Samhar« bezeichnet. In diesem Küstenstriche, desgleichen nach Osten hin bis zum Cap Guardafui, mündet kein einziger Fluß, denn keiner hat sich seinen Lauf bis ans Meer gebahnt. Ja, im Danakillande gibt es sogar zwei »Depressionen«, d. h. Striche, die unter dem Meeresspiegel liegen. Das ganze Land ist ein Glühofen und liefert keine Handelserzeugnisse

von irgend welchem Belang; auf die sandigen Strandwüsten folgen Sümpfe und Einöden. Gegenwärtig findet der abessinische Handel seinen Abfluß nach Zeilah und Berbera und beträgt im Jahre circa $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark.

Daraus erklärt sich, daß »Obok-Byzanz« eine elende Kohlenstation geblieben ist, Zulah in Vergessenheit gerieth und Assab als Ersatz für beide verschollenen Größen, als »neues Emporium« erst in den letzten Jahren, sozusagen entdeckt werden mußte. Gleichwohl ist es von symptomatischer Bedeutung, daß Italien seit einer Reihe von Jahren sich in jenem Gebiete zu schaffen macht. In früherer Zeit waren die Missionäre die Vorläufer der Colonialgründungen, dermalen sind es die Forschungsreisenden, politischen Sendlinge, commerciellen Agenten u. s. w. Diese Thatsache zeigt sich ganz besonders hinsichtlich Italiens und der fraglichen Region im klarsten Lichte. Seit Mitte der Siebziger Jahre sind fast ausschließlich Italiener auf den Wegen zwischen Abessinien-Schoa und dem Rothen Meere gewesen. Den Reigen eröffnete der Forschungsreisende R. Manzoni, dann folgte der Marquis Orazio Antinori, dem der bereits von früher her in Schoa thätig gewesene Bischof Massaja nach Kräften unter die Arme griff. Weiter stellten sich ein: die Capitäne Martini und Cecchi, welche den Spuren Antinoris folgten; Cecchi machte sich in Gesellschaft Chiarinis, eines Begleiters Antinoris, im südlichen Schoa zu schaffen. Fast in derselben Zeit (1877 und 1878) sehen wir R. Gessi und Dr. Matteucci auf die ostafrikanische Schaubühne treten, später Piaggia und G. Bianchi, zuletzt Giulietti und Pietro Sacconi (1883). Auch an Opfern hat es diesem Forschungseifer nicht gefehlt, denn die beiden letztgenannten Reisenden fielen unter den Speeren der Galla. Mag die Politik an all diesen Unternehmungen nun auch keinen directen Antheil haben, so waren sie dennoch bestens geeignet, das politische Feld zu klären und die Wege zu künftigen politischen Maßnahmen zu ebnen. Auf jeden Fall entwickelte Italien nicht aus rein wissenschaftlichen Gründen eine so große Rührigkeit.

Wenn wir, wie die vorgenannten Unternehmungen beweisen, über den Abschnitt Nordostafrikas, zwischen dem abessinischen Hochlande und dem Rothen Meere, leidlich unterrichtet sind (erst in jüngster Zeit, 15. Februar 1885, konnten die beiden österreichischen Reisenden Paulitschke und v. Hardegger ohne nennenswerte Schwierigkeiten Harar erreichen), ist dies mit dem ausgedehnten Gebiete der sogenannten »Somalihalbinsel« weniger der Fall. Das genannte

Gebiet erstreckt sich vom Golfe von Aden im Norden bis zum Indischen Ocean im Süden und füllt ostwärts den ganzen Raum des sogenannten Osthorns von Afrika aus. Gegen Westen ist eine genaue Grenze nicht zu ziehen und dort verläuft auch die Scheidelinie zwischen den beiden Volksstämmen, welche den fraglichen Erdraum bewohnen, den Somâl im Osten und den Galla im Westen.

Ueber das Innere der Somaliländer wissen wir nur so viel, daß sich dort mehrere große Gebirgsplateaux aneinanderreihen, welche von tiefen Thälern durchbrochen sind. Gegen Norden hin, d. h. am Rande des Golfes von Aden, wird dieses Tafelland von einem steil abfallenden Randgebirge begrenzt, welches einzelne wichtige Häfen und Niederlassungen einschließt. Der bedeutendste unter ihnen ist wohl der Hafen von Berbera, welcher seit 1874 in ägyptischem Besitz war und in welchem sich die Engländer, anläßlich der Wirren im Sudan, zu Beginn des Jahres 1885 festgesetzt haben. Das vorerwähnte Rand- und Küstengebirge reicht ostwärts bis zum Cap Guardafui, dem östlichen Endpunkte von Afrika; 230 Kilometer davon entfernt liegt die große Insel Sokotora, die im Innern von in Terrassen aufsteigenden Gebirgen erfüllt, im Uebrigen aber weit mehr strategischen als wirtschaftlichen Wert besitzt. Auf der Seite des Indischen Oceans besitzt die Küste noch bis zum Cap Auad ihren unwirtlichen und felsigen Charakter, sinkt aber dann zu einer öden, gänzlich unbewohnten Gestadeebene herab, welche seeseits von Korallenklippen gesäumt ist. Diesen Charakter behält die Küste bis zu jenem Punkte an der Djuba-Mündung bei, wo das Küstenland des Sultanats Zanzibar beginnt.

Dieser Djuba-Fluß wird gemeinhin auch als Grenze zwischen den Somâli- und Gallaländern angesehen. Wie weit er sich landeinwärts erstreckt, ist nicht bekannt, denn europäische Reisende sind stromauf nur bis Bardera gelangt, wo im Jahre 1865 der Forschungsreisende Baron Claus von der Decken meuchlings ermordet wurde, und bald hierauf Richard Bremer eintraf. Nördlich von Bardera, gleichfalls am Djuba, liegt Ganane, wie es scheint, eine wichtige Handelsstadt. Der nördliche Theil der zanzibariotischen Küste ist gleichzeitig das Gestadeland des Galla-Territoriums, welches sich landeinwärts nach Norden hin bis zu den Hochländern von Inarea und Kaffa, ostwärts zu beiden Seiten des Aequators bis in die Nähe des Ukerewesees und südwestlich bis zu den gigantischen Schneebergen des Kilima-Ndjaro-Gebietes erstreckt. Von

diesem ganzen Erdraume, zumal von dem nördlichen Abschnitte, wissen wir so viel wie gar nichts. Gewiß ist nur, daß der Djuba von einem weitläufigen System von Quellflüssen, deren Ursprünge wahrscheinlich sämmtlich am Südrande des abessinischen Hochlandes liegen, gespeist wird, und daß die Thäler dieser Quellflüsse von urwaldähnlicher Vegetation erfüllt sind. Das Zwischenland scheint nur von Gestrüppwäldern bewachsen zu sein und ausgedehnte Grasebenen zu besitzen, welche mit einzelnen Baumgewächsen (Baobab, Tamarinden, Dumpalmen) bestanden sind.

Die Bewohner dieses Gebietes — die Galla — gehören der »äthiopischen Völkerfamilie« an und sind ein stolzes, aber allenthalben von den benachbarten Somâl niedergehaltenes Volk, das dermalen kaum mehr eine Rolle spielt. Am bekanntesten sind uns die nördlichen Danakil, deren bereits gedacht wurde. Die Galla waren immer ein arbeitsscheues, nur dem Kriege ergebenes Volk, welches jeder friedlichen Beschäftigung, selbst dem Ackerbaue, abhold war. Im Kampfe lieben sie besonders das Handgemenge, in welchem ihnen die gefährlichen Schlagringe besonders zu statten kommen. Sonst sind sie ungenügend bewaffnet, meist nur mit einem Speere, und ebenso dürftig bekleidet.



Ein junger Galla.



Aegypten und Nubien.

Seit den ältesten Zeiten verstand man unter »Aegypten« immer nur jenes schmale Culturland, welches sich auf das eigentliche Thal des Nil beschränkt. Schon damals, in früheren Jahrtausenden, ging es, wesentlich wie heute, auf leichter Barke mit frischem Nord die glänzende, breite, barkenbelebte Stromfläche hinauf und vorüber an den erdgebauten Dörfern zwischen ihren Palmengruppen und Palmenhainen, über denen der Sperber, damals ein heiliger Vogel, kreist. Wenn der Wind ausbleibt und die Barke von der Mannschaft am Strick gezogen wird, ist es einladend genug, zu Fuß vorauszugehen, auf dem hohen Nilufer, am Rand des üppig grünen, von Wasserschöpfrädern getränkten Feldes in jener erquicklichen Lebensluft eines ägyptischen Winters, wo ein Tag rein und golden wie der andere ist. Den grünen, bald mehr, bald minder breiten Thalgrund begleitet zu beiden Seiten ein gelbes Wüstengebirge und tritt zuweilen sogar bis an den Strom.

Das ganze Nilthal ist nichts anderes, als ein riesiger Friedhof der Menschen- und Culturgeschichte. Mit wenigen Ausnahmen beschränken sich die Ruinenplätze und Trümmerstätten nur auf des Thal selbst, und an solchen Denkmälern — kolossalen Leichensteinen — gibt es wahrlich keinen Mangel. Sie sind mehr oder weniger die Etapen jenes unvergleichlichen Lebens, welches man ägyptische Geschichte und Cultur nennt. Nichts ist ergreifender, als die Wahrnehmung, daß der Zeit nichts zu trotzen vermag, selbst die glänzendste Kundgebung des Geistes nicht. Zwar die gigantischen Denkmäler ragen zum Theile noch immer aufrecht; daß aber auch ihre Herrlichkeit ein Ende nehmen wird, bedarf kaum der Beweisführung. Neigen doch selbst die gewaltigen Säulen des großen Ammonstempels in Karnak — jede 12 Fuß im Durchmesser und 66 Fuß hoch — zum Sturze! Und wer verbürgt, daß nicht in näherer oder fernerer Zukunft die Nilwässer den Boden unter den sitzenden Memnonskolossen auf der thebanischen Ebene unterwaschen und ein gewaltiger Trümmersturz die Stätte bezeichnet, wo jene standen, deren einer (der »tönende«) vor Zeiten die Morgenröthe mit süßem Klagelaut begrüßte!...

Dem Nil ist noch immer ein Zauber eigen, der trotz der Jahrtausende, welche über ihn hinweggegangen sind, ungeschmälert geblieben ist. Das Geheimniß freilich, welches ihn gleichfalls Jahrtausende umhüllte, besteht nun nicht mehr. Man weiß, daß der »himmelentsprossene Strom« seine Quelle in der Nähe des Aequators hat, wo er aus dem großen Ukerewesee entspringt, später in einen zweiten See (Mwutan) einströmt, um dann als »Nil« nordwärts zwischen großartigen Wald-, Rohr- und Wasserpflanzen-Wildnissen abzuströmen. Sein bislang räthselhaftes Anschwellen ist längst gelöst, seitdem man weiß, daß die beiden Nebenströme des Nil, der »Blaue Strom« und der Atbara, beide in Abessinien entspringend, die Niveau-Unterschiede herbeiführen, während der eigentliche Nil verhältnißmäßig wenig zu den regelmäßig wiederkehrenden Hochfluten beiträgt.

Wie Aegypten dem Nil seine Existenz verdankt, hängt auch das Wohl der heutigen Bewohner einzig und allein von der regelmäßigen Stromschwelle ab. Ein Meter mehr kann das ganze Land in Gefahr bringen, ein Meter weniger Dürre und Hungersnoth im Gefolge haben. Man begreift daher leicht, daß die Fellachen mit Spannung und Sorge dem Steigen der Nilwässer entgegensehen.

Um die Zeit, wo der Strom die normale Wasserhöhe erreichen soll, werden, namentlich in Unterägypten, täglich Rapporte ausgegeben, oder die Leute sehen selber nach, wie beispielsweise die Kairenser, welche nach der Insel Rhoda pilgern, wo sich der uralte, angeblich aus der Pharaonenzeit herrührende »Nilmesser« befindet.... Der Nil steigt! Das ist ein Signal, das die Bevölkerung des ganzen Landes alarmirt. Das Steigen beginnt auf den verschiedenen Strecken des Stromes in erheblich abweichenden Terminen; es beginnt beispielsweise in Chartum Ende März, in Nubien Ende Mai, in Oberägypten Ende Juni. Anfänglich langsam zunehmend, steigt der Nil bald nach Mitte Juli rapid und erreicht im October seinen höchsten Wasserstand. Dann ist ganz Aegypten eine einzige, spiegelglatte Wasserfläche, aus welcher die Dörfer mit ihren Palmenhainen wie Inseln, die Dämme wie dunkle Linien oder Bänder hervorragen. Dazwischen wälzt der seine normale Breite mindestens dreimal überschreitende Strom seine ungeheuren Wassermassen dem Meere zu. Das Wasser hält sich zuweilen im September eine Zeit lang auf gleicher Höhe und tritt dann wieder zurück, allerdings um doppelt rapid zu steigen und Mitte October seine Maximalhöhe zu erreichen. In der zweiten Hälfte des October beginnt der Strom wieder zu sinken, anfangs allmählich, später immer schneller.

Die Dämme sind durchstochen, das Culturland durchtränkt, mit neuem, das Wachsthum ungemein förderndem Schlamme überlagert. Gleichwohl wäre es um die Bodencultur Aegyptens schlecht bestellt, wenn man einzig nur dem Nil, beziehungsweise seinen regelmäßigen Schwellungen die Befruchtung überließe. Alles Land, welches auf diese Weise cultivirt wird, bringt nur eine Ernte hervor und ist nur für die Cultur gewöhnlicher Cerealien geeignet. Indigo, Baumwolle, Zuckerrohr, Tabak, Pfeffer, Sesam u. s. w. bedürfen der Bewässerung das ganze Jahr hindurch und ein derart künstlich befruchteter Boden gibt im Jahre nicht eine, sondern drei Ernten. Man wird überdies begreifen, daß es größere Flächen gibt, auf die das Wasser des Nil, selbst bei erlangter Maximalhöhe, nicht gelangen kann. Diese Flächen sowohl, als auch jener kostbare Culturboden müssen daher künstlich bewässert werden, und zwar theils mit Ziehbrunnen — häufig mehrere in Etagen übereinander — oder durch kolossale Schöpfräder, deren Thongefäße das Wasser in höher gelegene Rinnen befördern, durch die es in die Culturen abgeht.

Die ganze Nilstrecke entlang kann man diese Schöpfräder sehen. Ihr monotones Knarren und Stöhnen ist von einer Landschaft Oberägyptens ebenso unzertrennlich, wie es die hohen Taubenthürme der Fellachendörfer und diese selbst sind.... Der Eintritt der Nilschwelle aber ist ein allgemeiner Festtag in ganz Aegypten. Es wird illuminirt und getanzt, gebetet und musicirt, gejubelt und geschmaust. Welch Jammer aber, wenn der Strom die normale Höhe nicht erreicht! Selbst die Staatsgewalt ist dann gezwungen, in irgend einer plausiblen Weise zu interveniren. Als im ersten Jahre der Ankunft der Araber in Aegypten (unter Amr, dem Feldherrn des Khalifen Omar im Jahre 638 n. Chr.) der Nil nicht steigen wollte, waren die Aegypter bereits im Begriffe, heißt es, ihrer alten Sitte gemäß eine reichgeschmückte Jungfrau (die »Nilbraut«) zu opfern. Das gab Amr, der die Menschenopfer kurz zuvor abgeschafft hatte, nicht zu, fragte aber, als der Strom immer tiefer sank, den Khalifen um Rath. Nun schrieb Omar: »An den Nil Aegyptens, von Omar, dem Fürsten der Gläubigen. Bist du bisher nach deinem eigenen Willen geströmt, so vertrockne! Hat aber Gott, der Einzige, Allmächtige, dir zu fließen geboten, so beten wir Gott, den Einzigen, Allmächtigen an, daß er dir wieder zu fließen gebiete.« Dieses Schreiben ward in den Nil geworfen, gleich in der nächsten Nacht stieg der Strom um 16 Ellen.

Zur Erinnerung an das Wunder und das abgeschaffte Opfer steht noch immer ein Erdpfeiler mit dem Namen »Nilbraut« in dem Canal, welcher die Nilwässer nach Kairo führen soll, von dem schwellenden Strom aber durch einen Querdamm noch abgesondert ist. Am Tage des Durchbruches beginnt man von Sonnenaufgang den Damm immer schmäler und schmäler zu hauen, bis ein Boot hindurchbrechen und mit dem so gebildeten Wasserfall in den Canal abfluten kann. Dieselbe Flut verschlingt auch die »Nilbraut«. Früher warf man Gold in die dunklen Wogen, um welche dann die Fellahjungen tauchen und sich balgen durften. Eine »staatliche Intervention« in Sachen der Nilschwelle, welche in unsere Zeit fällt, ist besonders charakteristisch, weil sie darthut, daß ihr Veranlasser der Gewissensfreiheit wesentlich näher stand, als die übrigen moslimischen Gebieter in Aegypten. Als nämlich im Jahre 1825 der Nil nicht zur rechten Höhe steigen wollte, ordnete Mohamed Ali Gebete in allen Moscheen an, und lud zugleich die übrigen Culte ein, Gott um die gemeinsame Wohlthat zu bitten.

»Es wäre doch merkwürdig,« soll er gesagt haben, »wenn keine dieser Religionen etwas taugen sollte.«

Der Nil, dessen gesammte Stromentwickelung mit 6170 Kilometer berechnet worden ist (von welchen 3175 Kilometer schiffbar sind), theilt sich eine kurze Strecke unterhalb von Kairo in zwei Mündungsarme, in den westlichen oder Mündungsarm von Rosette, und in den östlichen oder Mündungsarm von Damiette. Das war nicht immer so. In alter Zeit gab es sieben Mündungsarme: die kanopische, bolbitinische, sebennytische, phatnitische, mendesische, tanitische und pelusische. Diese Mündungsstellen sind zwar noch alle vorhanden, doch sind dieselben nichts weiter, als in die Küstendünen eingerissene Einlaßthore, durch die das Meer mit den weitläufigen Strandseen hinter jenen Dünen communicirt. Die Strandseen selbst aber werden anderseits durch zahlreiche, von den beiden Deltaarmen ausgehende Flußadern gespeist, und zwischen diesen selbst breitet sich wieder ein engmaschiges Netz von Canälen, welche ausschließlich zur Bewässerung des Culturbodens im Nildelta dienen. Der Niveau-Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasserstand beträgt im Delta 7½ bis 7 Meter.

Wenn wir uns nun etwas eingehender mit dem modernen Aegypten beschäftigen, glauben wir der Lösung dieser Aufgabe in erster Linie durch Schilderung der beiden großen Städte des Landes — Alexandria und Kairo — gerecht zu werden. In der Folge soll der Leser mit uns einen orientirenden Blick auf die Ortschaften des Nil und seine antiken Denkmäler werfen, während einige Mittheilungen über die libyschen Oasen im Westen des Nilthales, von welchen selten in Büchern gesprochen wird, das zu entrollende Bild beschließen sollen. Selbstverständlich werden auch die neuesten politischen Vorgänge in jenem Lande, welche es in den Vordergrund des Interesses gedrängt haben, nicht übergangen werden.

Alexandrien ist keine Stadt von originellem orientalischen Gepräge. Es hat im Verlaufe der Zeit gar sehr abendländischen Charakter angenommen und besitzt nicht viel des Interessanten. Die beiden berühmten Obelisken sind verschleppt und stehen heute der eine am Themse-Quai in London, der andere im Centralpark von New-York. Der größere Theil der Stadt ist nach europäischem Zuschnitt, von breiten geraden Straßen und Boulevards durchzogen,

das Viertel der Einheimischen ist ohne besonderes Interesse. Das einzige antike Monument, das eines Besuches wert ist, ist die Pompejus-Säule; eine Spazierfahrt längs des Mahmudieh-Canales und in die Gärten vor der Porte de Rosette ist wohl lohnend, doch darf man hiebei keine orientalischen Ueberraschungen erwarten.... Die Stadt liegt auf dem sandigen Streifen zwischen dem Meere und dem sumpfigen Mareotissee und nimmt fast denselben Raum ein, den die antike Stadt innehatte; nur wäre zu bemerken, daß der Raum, welcher damals innerhalb der Landmauern im Süden mit Häusern verbaut war, heute durch Gärten, oder weite öde Plätze ersetzt ist. Die jüngere Wallmauer aus mohammedanischer Zeit setzt gerade in der Mitte der Breitenausdehnung des antiken Stadtgebietes an. Anderseits nehmen heutige Stadtviertel weit nach Norden ihre Ausdehnung, wo vor Alters die Pharusinsel lag, beziehungsweise der Verbindungsdamm Heptastadion zog. Heute, wie im Alterthume, dehnen sich zu beiden Seiten des schmalen Halses, welcher Insel und Stadt mit einander verbindet, die beiden Häfen. Der alte Haupthafen lag östlich, während sich der heutige Verkehr den westlichen Hafen erwählt hat. Hier sieht man die Quais und Molen, die erst im letzten Jahrhundert zu namhaftem Aufschwunge gelangte Stadt, den Mahmudieh-Canal zur Seite, im Süden und das Schloß Ras et Tin im Norden.

Der Erbauer dieses Schlosses war Mohamed Ali, der für Alexandrien überhaupt eine Schwäche hatte. Diese Schwäche ging so weit, daß er, der Sohn eines macedonischen Straßenwächters, selbst den Vergleich seiner Person mit einem anderen großen Macedonier, der Aegypten bezwungen: mit Alexander dem Großen, als selbstverständliches Compliment von Höflingen und fremden Schmeichlern entgegennahm. Einiges alexandrinisches Blut pulste allerdings auch in Mohamed Ali. Wie sein größerer Landsmann, hatte der frühere Straßenwächters-Sohn aus Kawala durch rastlose Energie Alexandria zu großer Bedeutung verholfen. Tausend Barken wurden gezimmert und jener Mahmudieh-Canal nach der verödeten Handelsstadt eröffnet, um den Ertrag des neubelebten Ackerbaues gegen das Geld Europas umzusetzen.... Am südlichen Rande des Hafens hatte Mohamed Alis jüngster Sohn, Said Pascha, ein phantastisches Schloß erbauen lassen. Zwei andere vicekönigliche Residenzen zu Alexandrien sind das Schloß Mustapha Pascha unterhalb der Stadt an der Bahnlinie nach Rosette, und Nimre

Telata, ein Palast inmitten der mitunter seltsam gebauten Villen, welche den Mahmudieh-Canal säumen. Dort dehnt sich auch der Jardin Pastré, der Rendezvousplatz der eleganten Welt Alexandriens.

Der fashionable Theil von Alexandria ist derjenige, welcher sich rings um den Place Mehemet Ali ausbreitet und diesen selbst in sich begreift. Der Platz ist von stattlichen Gebäuden umrahmt und geziert mit Fontainen und Baumanlagen. In der Mitte erhebt sich, 35 Fuß hoch, auf gewaltigem Marmorsockel das Reiterstandbild Mohamed Alis in Erzguß. Tritt man von diesem Platze in die südliche Parallelstraße und weiter über den Square Ibrahim in die lange und stattliche Rue de la Colonne, so erreicht man alsbald bei dem gleichnamigen Thore die südlichen Befestigungsmauern der Stadt und mit ihnen den südlichsten Stadttheil, der sich gegen den Mahmudieh-Canal hin erstreckt. Dort erhebt sich auf einem kahlen Hügel die berühmte Pompejus-Säule, der einzige erhaltene Ueberrest des antiken Alexandria. Die Säule, ein 63 Fuß hoher Monolith aus rothem Assuaner Syenit, wird von einem roh gearbeiteten korinthischen Capitäl gekrönt, und soll einst die Statue des Kaisers Diocletian getragen haben. Ihren Namen hat die Säule von derem Erbauer, dem Präfecten Pompejus.

Eine alte alexandrinische Localsage will freilich wissen, daß nicht Diocletians Standbild, der wegen seiner Grausamkeit bei den Aegyptern in bösem Rufe stand, den Monolith geziert habe, sondern ein ehernes Pferd. Diocletian hatte nämlich durch acht Monate die Stadt vergeblich belagert, und als man sie schließlich bezwang, ordnete er ein allgemeines Blutbad an, dem erst dann Einhalt gethan werden sollte, wenn das Blut bis zu den Knieen des Pferdes, das der Kaiser ritt, reichen würde. Das Thier aber stolperte schon bei den ersten Leichen, sank in die Knie und netzte dieselben mit dem Blute der Erschlagenen. Nun hielt man dem Tyrannen sein Gelöbniß vor und er war — wie eben die Sage berichtet — milde genug, dem Morden Einhalt zu gebieten. Den Raum im Bereiche der Pompejus-Säule soll in alter Zeit das berühmte alexandrinische Serapeum eingenommen haben. Das nicht minder berühmte Museum dürfte in der heutigen Rue de la Porte Rosette gestanden haben. Es war bekanntlich ein Riesenbau mit Säulengängen, Höfen und zahlreichen Sälen und jener großartigen Bibliothek, welche zu Cäsars Zeit 900.000 Rollen

umfaßt haben soll. Südwestlich hievon, dort, wo sich heute eine mächtige Plattform erhebt, dürfte die Stätte Sema zu suchen sein, welche die Königsgruft und Alexanders des Großen Grab umschloß. Das alles ist spurlos verschwunden. Wer die lange, von Gärten gesäumte Straße zurücklegt, sieht nur moderne Bilder und Scenen, die den Wanderer förmlich in eine abendländische Stadt versetzen.



Wasserträger in Kairo.

Wenn man Alexandria in der Richtung nach Kairo verläßt — eine Route, die heute wohl nur mehr mittelst Eisenbahn zurückgelegt wird — lernt man ganz unvermittelt den landschaftlichen Charakter von Unterägypten kennen. Es geht von Alexandrien zunächst über den niederen Landrücken, der die beiden großen Sumpfseen — den Mareotischen rechts, denjenigen von Abukir links — von einander trennt. Beide erinnern an die französische Invasion Aegyptens

unter Bonaparte.... Bis zum Jahre 1801 lag das Becken des erstgenannten Sees trocken, es war mit Dörfern besetzt und hatte verhältnißmäßigen Anbau. Die Engländer aber, welche die Alexandria occupirt haltenden Franzosen vom Festlande abzuschneiden gedachten, durchstachen die schmale, niedere Düne am



Arabische Violinspieler.

Mittelmeer, und nun strömte die See in das Becken, begrub die zahlreichen Ortschaften, vernichtete die Felder. Die Nähe dieses sehr ausgedehnten Sumpfsees fällt auch heute noch Alexandria insoferne zur Last, als das Klima der sonst nicht unfreundlichen und vermöge ihrer Lage am Meere im Sommer weit angenehmeren Stadt als Kairo darunter leidet.

Im weiteren Verlaufe der Bahnroute verschwinden die weiten Sumpfstrecken des nordwestlichen Deltagebietes und an ihre Stelle treten die zahlreichen Canäle, welche den Culturboden nach allen Richtungen durchädern. Ueberall Anbau, weitgedehnte Saatfelder, dichte Buschwälder von vorzüglich gedeihenden Baumwollstauden. Es geht längs des Mahmudieh-Canals, über dessen hohe Dämme nur die Mastspitzen zahlreicher Nilschiffe ragen. In der Ferne dunkeln Gartenflecke und dazwischen grüßen die hellen Kuppeln und zahlreichen Minarets der Ortschaften. Diese selbst sind freilich zumeist unansehnlich und machen keineswegs den Eindruck der Behäbigkeit und des Wohlstandes, wie die prächtigen Saatfelder. Das malerische Element in den Landschaften bilden übrigens nicht die Niederlassungen, sondern die mannigfaltigen und ungemein originellen Staffagen. Fellachinnen in weiten blauen Hemden, um den Kopf das flatternde Tuch gewunden, schreiten auf den hohen Dämmen, mit nackten Kindern zur Seite und antik geformten Krügen auf der Schulter. Dazwischen zeigen sich lange Kameelzüge, welche gemessenen Schrittes auf den Dammkronen vorwärtsschreiten. Auch an braunen, nur spärlich bekleideten Fellachen fehlt es nicht. Sie machen sich bei den Schöpfvorrichtungen zu schaffen, welche das belebende Element aus den Canälen in die Aecker und Gärten heben.

So geht es stundenlange fort. Niedere Hügel mit nickenden Palmen und weißen Kuppeln, breitästige Sycomoren, vereinzelte Reiter, lange Züge von Kameelen, arbeitende Fellachen und muntere Kinder: Alles in grellen Farben schimmernd und von der glühenden Sonne Aegyptens übergossen. ... Endlich wird der Nil (der Deltaarm von Rosette) erreicht. Da gleitet er dahin, der majestätische Strom — ein Bild des Bleibenden im Wechsel! Seine Fluten befruchten noch immer, wie vor Jahrtausenden, den Boden dieses geheimnißvollen Landes. Der Ort, wo der Schienenweg über den Nil setzt, heißt Kaffr-ez-Zayat. Die Brücke ist ein prachtvolles Werk. Eine Strecke weiter, halbwegs zwischen Alexandria und Kairo, folgt Tanta, eine altberühmte Meßstadt. In der Zeit der großen Messen (Januar, April und August) ist Tanta ohne Zweifel der interessanteste Ort im Delta. Wer sehen will, wie die Fellachen ihr Leben genießen, der kann dies nur auf den Tanta-Messen. Schon Tage vorher sieht man lange Züge zu Kameel und Esel, Pferd und Büffel von allen Enden eintreffen und in einem Meer von Zelten und Hütten, in Wolken von Staub und

Gestank um die Stadt herumlagern. Alle zehn Schritte ist ein Kaffeehaus mit Märchenerzählern oder Sängern und Gauklern und ausgelassenen Tänzerinnen.

Es geht zu, wie in Herodots Zeit zu Bubastis (im östlichen Delta), wo gleichfalls unzählbare Schaaren aus den Schiffen stiegen, und wo unter Flöten und Klappern, Gesang und Händeklatschen und unfläthigen Spässen der Weiber mehr Traubenwein aufging, als sonst im ganzen Jahr. Jene Festfeier galt der Göttin Bubastis (Artemis), und auch der Jahrmarkt von Tanta hat religiöse Weihe, denn er wird zu Ehren des »Said von Tanta« (Sejid Achmed el Bedawi) gefeiert, der, von einer Pilgerfahrt nach Mekka nach seiner Heimat Fez (Marokko) zurückkehrend, sich in Tanta zeitweilig niederließ und als Heiliger dortselbst starb. Dies geschah um 1200. Man ruft ihn heute an, wenn man Kraft bedarf bei plötzlicher Noth, z. B. bei einem Sturmstoß auf dem Wasser (ya Sejid! ya Bedawi!). Uebrigens begnügen sich die heutigen Aegypter mit einigen flüchtigen Fatihas (Gebeten) am Heiligengrab und gehen, wenn sie ihren Jahresbedarf eingekauft, dem Vergnügen nach. Da ist nichts von muselmanischer Trägheit und Beschaulichkeit. Nur wenn Einer unter der glühenden Sonne unbedeckten Kopfes (wie die schädelharten alten Aegypter), etwa beim Warten auf den Bahnzug, vom Sonnenstiche getroffen zusammenbricht, wird er auf der Station einfach angemeldet als »todt von Gott«. Zumal bei Nacht soll die Ungebundenheit der Menge bei der Musik von Guitarren und Schalmeien, Tarabukas (irdenen Topftrommeln) und den Castagnetten der Zigeunerinnen alles Maß übersteigen.

Der Schienenweg wendet sich von Tanta ab scharf nach Süden, über zahlreiche Canäle und die kleinen Deltaarme des Nil setzend. Der große Nilarm von Damiette wird erst bei Benha-el-Asl (»Benha des Honigs«) passirt. Hier steht ein großes Schloß, das seine besondere Geschichte hat. Abbas Pascha (Tusuns Sohn), der bereits zu Lebzeiten Mohamed Alis in Aegypten regierte, ward hier im Jahre 1854 von zwei Mameluken ermordet. Man fand ihn erdrosselt auf dem Divan. Dieser Abbas war schon als Kronprinz ein feiger, mißtrauischer Wüstling, ohne Spur von Bildung. Ueber die Verbannungen nach Fazogl im Sudan, welche er über mißliebige Personen verhängte, haben wir bereits berichtet (s. S. 388). Als Vicekönig baute er namentlich Paläste, oder wenigstens Zerrbilder von solchen, während Mohamed Ali höchst einfach gelebt

und gewohnt hatte. Uebrigens wirtschaftete Abbas Pascha in jeder Richtung was das Zeug hielt. Die von Mohamed Ali gegründeten Bildungsanstalten beseitigte er fast sämmtlich, die Armee löste er auf, um die dadurch ersparten Gelder auf seine Menagerien zu verwenden, deren es in jedem der vielen viceköniglichen Schlösser eine gab.

An Abbas Pascha erinnert auch Abbasiye, ein von dem genannten Machthaber angelegter Ort mit dazugehörigem Schlosse, das nun als Kaserne dient. Dieser Ort liegt links vom Schienenwege und jenseits des großen Nilcanals (Turat-el-Ismailiye), der die Stadt und ihre Gärten im Norden begrenzt. Findet man sich einmal in solcher Nähe von Kairo, so findet unversehens ein Scenenwechsel statt. Die einförmige Niederung schwindet und durch den gelbgrauen Dunst grüßen die ersten Wahrzeichen der afrikanischen Weltstadt: das wenig hohe, aber massige Mokattamgebirge mit der Citadelle darunter und den ungemein schlanken Minarets der Moschee Mohamed Alis im Südosten und die Pyramiden im Südwesten. Dieser erste Anblick ist nicht ohne feierlichen Ernst, zumal in der Dämmerung des Tagesdunstes, der das ganze Nilthal einhüllt. Zu beiden Seiten der Bahn belebt aber heiteres Gartenland das graugelbe Stadtbild, welches sich weit nach Süden verliert. Palmenwipfel und Sycomorenkronen ragen auf und rechter Hand sieht man die grüne Schattenwand der »Schubra-Allee«.

Wir denken uns die Ankunft bei Tagesanbruch. Das Morgenlicht liegt auf dem ungeheuren Häusergewirre zwischen dem Nil und dem Mokattamgebirge. Die helle Masse mit ihrem sonndurchleuchteten Dampf und dem tiefdunklen Himmel darüber ist heiter und belebt durch die unzähligen Minarets, welche gleich blinkenden Nadeln allwärts aufragen. Dazwischen dehnen sich Gartenflecke mit erquickendem Grün, wölben sich prächtige Kuppeln, ragen herrliche Paläste, moderne Prachtbauten, herrliche arabische Architekturwerke — alles im farbigen Wechsel bis weit hinab zum graugelben Mokattam, dessen breite Terrassenfläche auf die Citadelle und das Häusermeer herabsieht.... Wer dieser Art mit einem Blicke das Städtebild umfaßt, glaubt es im Zauberbanne liegen zu sehen. Mächtige Zauberer waren es allerdings, die einst dieses Wunder geschaffen; aber das Meiste von allem Zauber ist verflüchtigt und der Moderne hält nur spärliche Nachlese unter den Resten einstiger Herrlichkeit.

Gleichwohl ist die einstige Khalifenstadt weitaus die interessanteste Localität im näheren Orient. Was Stambul an Gartengrün, Wellenspiel und räumlicher Ausdehnung — bei unvergleichlicher Mannigfaltigkeit des Architekturbildes — voraus hat, macht die Weltstadt am Nil wett durch die Pracht ihren Bauten, durch Licht und Wärme, und nicht zuletzt durch den Zauber, der über diesen uralten Culturboden ausgegossen ist. . . . Kairo ist nicht allein die Hauptstadt eines Reiches, welches noch vor einigen Jahren vom Mittelmeer bis zum Aequator gereicht hat, sie ist auch die Metropolis des Dunklen Erdtheils. Man sollte meinen: wer zu Kairo gebietet, müßte den ganzen gewaltigen Koloß von der Trümmerstätte von Karthago bis zum Cap der Guten Hoffnung; vom atlantischen Gestade bis zu den Felsküsten des Rothen Meeres beherrschen. Dazu aber liegt die Weltstadt fürs erste zu excentrisch, fast an der Peripherie von Afrika, zweitens besteht eine so große Mannigfaltigkeit hinsichtlich der Länder und Völker, des Klimas, der Rassen, der Geschichte und Cultur, wie auf keinem der anderen vier Welttheile. Aber gerade diese Verschiedenartigkeit prägt sich in Kairo selbst aus, theils in dem Neben- und Uebereinander historischer Denkmäler, theils in dem unbeschreiblich bunten und vielsprachigen Völkergemisch, das durch diese Stadt pulst. Keine Stadt der Welt kann sich in Bezug auf die Vielartigkeit der Typen und Trachten mit Kairo messen.

Das heutige Kairo hat zwischen 350.000 und 400.000 Einwohner und ist nächst Damascus (das aber nur halb so groß ist) die einzige noch bestehende Großstadt. Die einst glänzendste von Allen — Bagdad, — welche unter den ersten Abbassiden bei zwei Millionen Menschen beherbergt haben soll, ist nun eine elende, heruntergekommene Provinzstadt. Unter der oben erwähnten Gesammtzahl der Bewohner zählte man vor den letzten Wirren etwa 50.000 Europäer, ein Contingent, wie es sich so zahlreich in keiner Stadt des Orients, Constantinopel mit einbegriffen, wiederfindet. Die Stadt hat im letzten Vierteljahrhundert, namenlich seit 1863, ungeheure Umwandlungen durchgemacht, daß ihr orientalischer Charakter zum Theile ganz verwischt ist, und ihr Anblick Einem das Bild von einem seltsamen europäisch-orientalischen Zwitterdinge vor Augen führt. Typisch morgenländisch, speciell arabisch, ist nur die so zu nennende Altstadt, auf der Seite der arabischen Wüste, im Bereiche der Citadelle, und westlich davon bis zum Nil hinab, wo heute Altkairo isolirt und gewissermaßen als

Vorstadt der Khediven-Residenz liegt. In der Altstadt fehlt es nicht an hervorragenden Gebäuden, welche den arabischen Baustil glänzend zur Geltung bringen. Dies gilt besonders von einer Anzahl größerer Moscheen, auf die wir noch zurückkommen werden.

Bei der Citadelle, oder richtiger von der Place Sultan Hassan aus, schneidet Kairos moderne Hauptstraße, der »Boulevard Mehemet Ali«, die ganze Stadtanlage von Süden nach Norden. Eine andere Trennungslinie ist der große Stadtcanal Chalig, der mit jener Hauptstraße ein Andreaskreuz bildet. Was im Westen des Canals und des Boulevards liegt, ist vollständiger Neubau. Man nennt diesen Stadttheil nach seinem Gründer und theilweisen Erbauer »Ismailiyah«, oder auch kurzweg die »Neu-« oder »Frankenstadt«. Hier gibt es schnurgerade, meist von Squares oder anderen Plätzen sternförmig auslaufende Gassen mit Gascandelabern u. s. w. Die Lücken in den Häuseranlagen sind aber sehr beträchtlich, und es machen große Strecken den Eindruck des Unfertigen und Ueberstürzten. Eine Zierde der Neustadt sind die vielen prächtigen Privatgärten, deren schönster der Esbekiehpark ist. Viele Gebäude liegen mitten in solchen Garteninseln.

Daß bei den großen Veränderungen, welche die fatimidische Khalifenstadt im Laufe der letzten Jahrzehnte erfahren hat, die alte Stadteinfassung allenthalben durchbrochen ist, versteht sich von selbst. Nur im Norden und Osten ziehen noch die alten Stadtmauern, von Thoren durchbrochen, deren wichtigste im Norden das Bab esch Scharkiye und Bab en Nassr (letzteres knapp neben der Hakim-Moschee), im Osten das Bab el Ghorail sind. Von diesem letztgenannten Thore zieht die schnurgerade, in ihrer Verlängerung die Rue du mouski in sich begreifende Rue neuve zur Esbekieh hinüber. Außerhalb des Thores liegen die »Khalifengräber«. Am südlichen Rande, zwischen der Citadelle und Alt-Kairo, sind meist Schuttfelder und Friedhöfe, zwischen und über denen die Bögen der alten Wasserleitung vom Nil zur Citadelle ragen. Der Nordwestrand der Stadt ist durch den großen Süßwassercanal bezeichnet, der vom Nil abgeht und der, nachdem er von Zakazik durch einen zweiten Wasserstrang gespeist wird, über Ismailiyah einerseits nach Suez, anderseits nach Port Said zieht.

Ueber diesen Canal führen mehrere Brücken aus der Stadt in ihr nördliches Weichbild. Dort liegt der Bahnhof der Linie Alexandria-Kairo, und

erstreckt sich die über Gebühr gepriesene Schubra-Allee, der Rendezvousplatz der Vornehmen Kairos aller Glaubensbekenntnisse. Zur Seite der Schubra-Allee dehnt sich ein prächtiger viceköniglicher Park mit dem Palais Kassr en Nuscha und dem Schubra-Schlosse. Am Rande des Gartens, d. h. am Nil, liegt das Dorf Bulak, berühmt wegen seines großartigen Museums altägyptischer Denkmäler und interessant als Hafen Kairos. Hier liegen jederzeit unzählige Dahabiyen (Nilboote) vor Anker und drängt sich ein farbiges, an Abwechslung und Typen reiches Leben am Ufer. Gegenüber von Bulak liegt auf der Insel gleichen Namens das vicekönigliche Schloß Dschezireh, mit weitläufigem im Innern aber vernachlässigtem Parke. Die Verbindung ist mit dem kairenser Ufer durch eine große, mit dem jenseitigen Ufer durch eine kleinere Brücke hergestellt. Wo diese endet liegt das Schloß Dschizeh und eine Strecke stromaufwärts das gleichnamige Dorf, bekannt als Ausgangspunkt für den Besuch der großen Pyramiden. Gegenüber von Alt-Kairo liegt die große Insel Rhoda mit dem bereits erwähnten uralten Nilmesser.

Um ein orientirendes Gemälde von dem Entstehen und Werden Kairos zu gewinnen, müssen wir uns einen mächtigen Partisanen des jungen Islam, auf der Scheitelfläche des Mokattam stehend, denken. Dieser Partisan ist Amr (der Feldherr des Khalifen Omar), der bei seiner Ankunft am Nil von der graugelben Höhe aus ein wesentlich anderes Bild genoß, als es einem heutigen Beschauer der Stadt zu Theil wird. Damals stand am Nil, schräg gegenüber von Memphis, das byzantinische Castell Babylon, das Amr mit Sturm nahm. Sein Lager hatte der Feldherr etwas weiter nördlich, der Insel Rhoda gegenüber, aufgeschlagen, und dort stand auch jenes historisch merkwürdige Zelt, das der neuen arabisch-islamitischen Weltstadt den Namen gab. Auf seinem First hatte sich nämlich ein Taubenpaar niedergelassen und begann zu nisten, als Amr weiter nach Alexandria hinaufziehen wollte. Er ließ das Zelt (Fostat) stehen und aus dem Kriegslager wurde eine Stadt mit der ersten Moschee auf ägyptischem und überhaupt afrikanischem Boden, deren Gründer jener Amr selber war. Sie liegt heute am äußersten Ostrande von Alt-Kairo, hart neben jenem großen Schuttfelde, das den ganzen Raum im Süden der Stadt zwischen dem Nil und Mokattam einnimmt. Amrs Moschee war aber kein Neubau, sondern eine in ein moslimisches Bethaus umgewandelte christliche

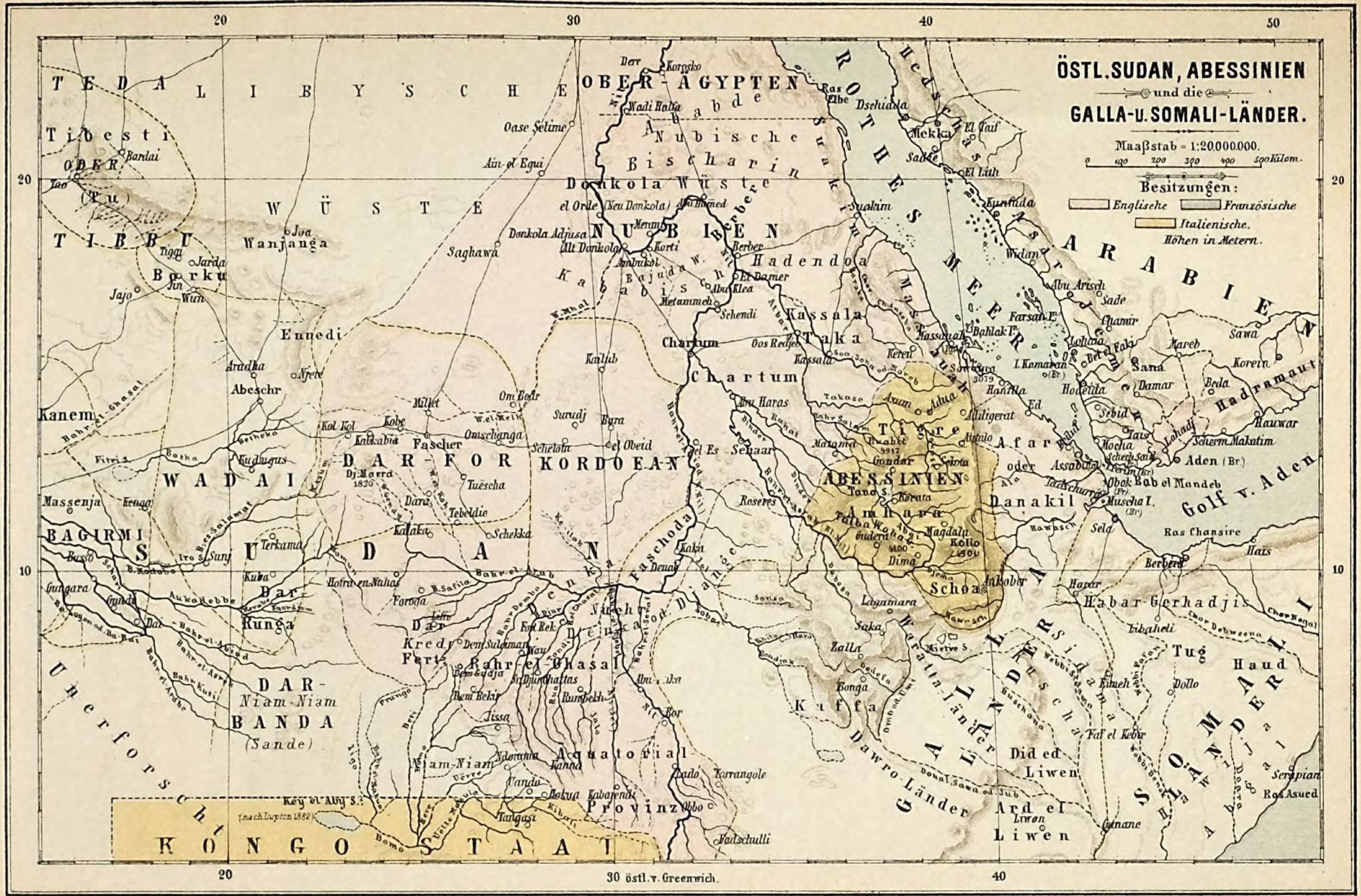
Kirche. Uebrigens stammt die heutige Anlage gar nicht aus Amrs Zeit, sondern aus jener des Khalifen Welid.

Merkwürdigerweise sollte das so günstig am Nil gelegene Fostat nicht den Kern zu der nachmaligen Weltstadt abgeben. Schon Ibn Tulun, ein Statthalter der Abbassiden, hatte ziemlich fern im Nordosten von Fostat seinen Palast und eine Moschee dazu gebaut, nachdem er kurz zuvor die Herrschaft an sich gerissen (870). Die von ihm begründete Dynastie der Tuluniden erlag aber dem abbassidischen Khalifate (904) und nach kurzer Zwischenherrschaft dieses



Vicekönig Taufik Pascha.

letzteren, fiel die Herrschaft an die Fatimiden. Der erste derselben — Muiz — gründete eine neue Residenzstadt: Maßr el Kahira (daher »Kairo«), das ist: »Maßr die Siegreiche«, die Hauptstadt des ausgedehnten Reiches der Fatimiden. Auch die Herrlichkeit dieser Dynastie währte nicht lange. Schon eine kurze Zeit nachher von dem Eyubiden Salah-Eddin (Saladin) verdrängt, mußten die Fatimiden nach dem Tode des letzten ihrer Khalifen die Herrschaft an die neue Dynastie der Eyubiden abtreten. Es scheint zu den Privilegien der ägyptischen Herrscherfamilien gehört zu haben, ein möglichst kurzes Dasein zu fristen. Ommejaden, Abbassiden, Tuluniden, Fatimiden und Eyubiden hatten alle zusammen wenig über 600 Jahre (641—1249) im Nillande regiert. Wer den wenig glück-



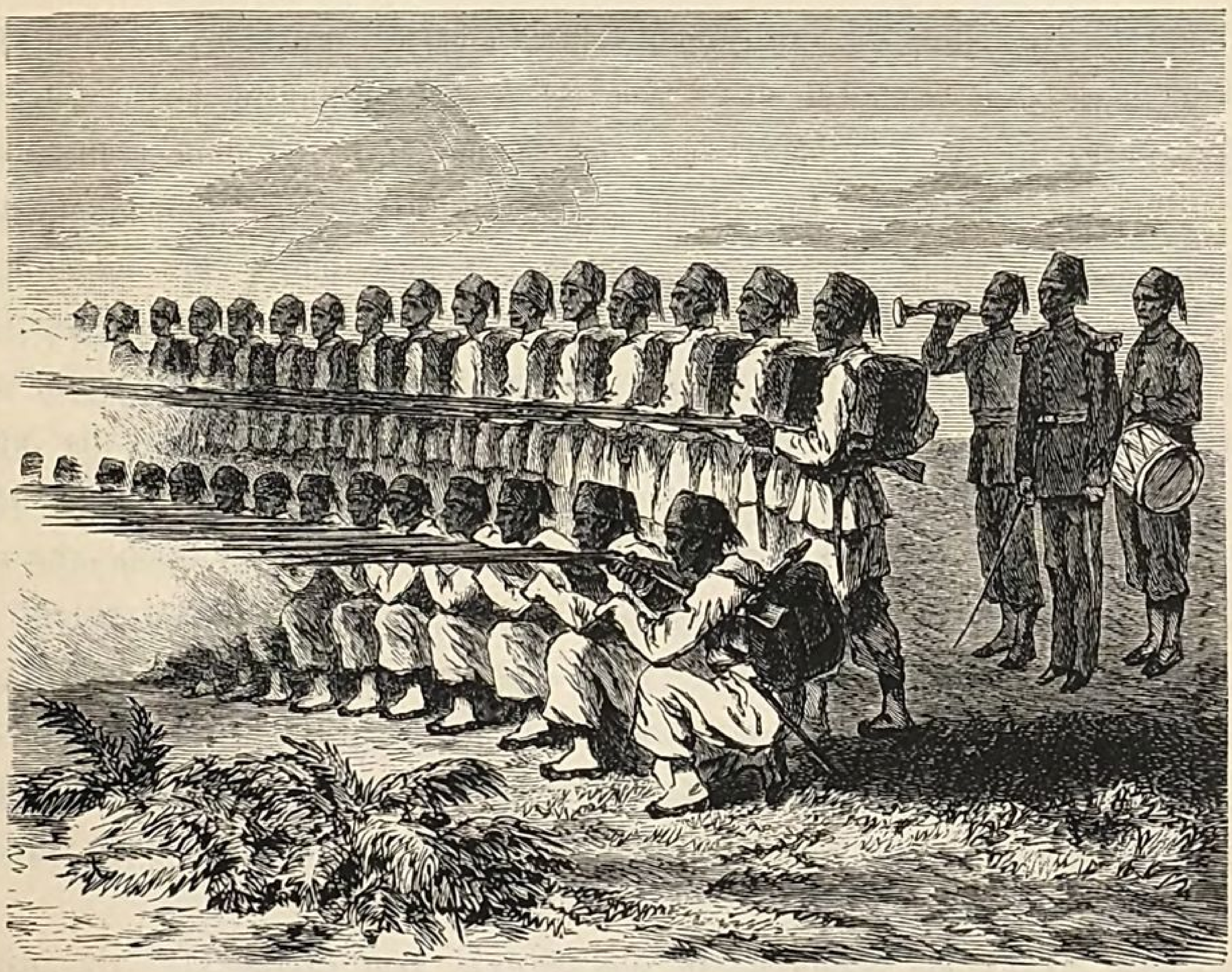
A. Hartleben's Verlag. Kartogr. lith. Anst. v. G. Freytag, Wien.



Gefangenentransport in der Wüste.

lichen Eyubiden folgte, waren jene Mamluken-Sultane, die fortan zur Seite eines Schattenkhalifen über Aegypten herrschten. Sie wurden erhoben und gestürzt durch die Mamluken, jene trotzige und einflußreiche Ritterschaft, die sich aus gekauften Knaben türkischen, kaukasischen und kurdischen Stammes ergänzte.

Im ganzen währte die Mamluken-Herrschaft 268 Jahre. Der Osmanen-Sultan Selim I. hatte in der Schlacht bei Heliopolis im Nordosten von Kairo



Aegyptische Truppen-Abtheilung.

den letzten Mamluken-Sultan Tuman-Bey aufs Haupt geschlagen und seine Schaaren zersprengt. Seitdem blieb Aegypten dem osmanischen Reiche einverleibt und wurde von Statthaltern des Türkenkaisers regiert. Die Mamluken aber wußten mit der Zeit, namentlich in ihrer Eigenschaft als »erbgesessener Adel«, ihren alten Einfluß zurückzugewinnen. Ihr Uebermuth hatte den Höhepunkt erreicht, als der mehrgenannte türkische Statthalter Mohamed Ali in Kairo gebot. Im Jahre 1811 beschloß derselbe jene frechen Prätorianer zu vernichten. Er lud mehrere hundert Repräsentanten des Mamluken-Adels in sein

Schloß in die Citadelle und ließ sie auf dem Rückwege, als sie sich in dem engen Thorwege nach dem Stadtausgange der Citadelle befanden, durch seine albanesische Garde bis auf einen sämmtlich niederschießen. Von dem einzigen Geretteten — Emir Bey — geht die Fabel, er hätte durch eine Mauerlücke mit seinem Pferde den Sprung in die ungeheure Tiefe gemacht und wäre glücklich entkommen.

Mit Mohamed Ali wurde in Aegypten eine neue Dynastie, die »rumeliotische« (ersterer stammte aus Kawala in Rumelien), begründet. Des großen Aufschwunges, den Aegypten unter dem ersten Repräsentanten dieser Dynastie nahm, wurde bereits gedacht. Unter anderem hat er den Sudan erobert und sich activ an dem Kriege der Pforte gegen die griechischen Unabhängigkeitsbestrebungen betheiligt. In seinen alten Tagen aber wurde der Mamluken-Bezwinger ein hartherziger Tyrann. Zu jener Zeit »war das Leben eines Fellah ihm weniger werth, als das Haar eines Türken.« — Nach Mohamed Ali kam Ibrahim, sein Sohn, der die Türken aus Syrien vertrieb und sie zuletzt im Herzen von Kleinasien (bei Kutahia) aufs Haupt schlug. Seine kühnste That aber war der Zug durch die Sandwüsten Arabiens nach dem Hochlande von Nedschd, wo er mit der Erstürmung von Derajeh dem Wahabiten-Reiche ein blutiges Ende bereitete. Leider hatte dieser thatkräftige Mann als selbständiger Statthalter der Pforte in Aegypten nur wenige Wochen functionirt. Auf ihn folgte Abbas (ein Sohn Tussuns, Ibrahims Bruder), der Enkel Mohamed Alis. Wir haben zu dem, was wir über diesen Wüstling und Tyrannen bereits mitgetheilt, nichts hinzuzufügen.

War Abbas ein Scheusal, so war Said, sein Nachfolger (ein dritter Sohn Mohamed Alis, jünger als Tussun und Ibrahim), ein Narr. An dem Gelingen des Suez-Canals, der unter seiner Regierung concessionirt wurde, war er selbstverständlich ganz unschuldig; höchstens daß das Unternehmen dadurch wesentlich gefördert wurde, daß Said — wie die Pharaonen der Vorzeit — 20.000 Fellachen zu Frohnarbeiten am Canal commandirte. Neben der Vorliebe zu Gegenständen des europäischen Luxus, hatte Said Pascha auch noch eine Schwäche für gezogene Kanonen. Er soll bei Alexandria, unbekümmert um die in den Feldern beschäftigten Arbeiter, seine Kanonen daselbst probirt haben, mit der Motivirung, die paar Menschenleben seien nicht der Rede werth, angesichts

des soeben beendeten Krieges (1859), in welchem der österreichische und französische Kaiser für ihr »bon plaisir« 100.000 (?) Menschen niedergemetzelt hätten.

Saids Nachfolger war Ismail, der Sohn Ibrahims. Unter seiner Regierung nahm Aegypten scheinbar seinen größten Aufschwung. Es war aber alles nur äußerlicher Fortschritt, während das Volk übler daran war, als je zuvor. Ganz unberechenbar ist der Schaden, den Ismails Prachtliebe und Verschwendungssucht angerichtet hatte. Manche enorm kostspieligen Unternehmungen waren nur für den Augenblick berechnet. So haben beispielsweise die Feierlichkeiten gelegentlich der Eröffnung des Suez-Canals 20 Millionen Franken verschlungen. Nebenher wurden Unsummen an luxuriösen Palastbauten vergeudet, wie z. B. auf das Schloß Dschezireh, in welchem Ismail durch volle zehn Jahre den Märchenprinzen aus »Tausend und einer Nacht« spielte. Die Massen — bettelarm und halbnackt — drängten sich zu den Zufahrtstraßen, zu der großen Nilbrücke, über welche die endlose Reihe prächtiger Equipagen auf das Garteneiland hinüberrollte. Als Ismail in Dschezireh einst eines seiner glänzenden Ballfeste arrangirte, ließ er über den Nil eine 400 Schritte lange Brücke schlagen, wie seinerzeit Caligula über den Golf von Bajä. Alle Schiffahrt mußte feiern, so lange die Brücke stand.

In den letzten Jahren floß das Geld bereits äußerst spärlich, und nun ließ Ismail ein förmliches Ausraubungssystem ins Leben treten. Niemand in Aegypten wollte für reich gelten; Vornehme, die einiges Vermögen hatten, ließen ihre vergrabenen Schätze lieber unter der Erde ruhen und nahmen Darlehen für hohe Procente auf, um nicht den Verdacht zu erregen, Geld zu besitzen. Kein Mittel blieb unversucht, zu Geld zu kommen. Die Steuerbüttel nahmen den Fellahweibern die Bronzeringe aus den Ohren und schleppten die Kupferkessel von den Herden weg. Einer der Finanzminister Ismails hatte die Besteuerung aller Geburts- und Todesfälle erfunden. Auch Wortbruch und Betrug scheute man nicht. Derselbe Finanzminister hatte eines Tages bekannt gegeben, jeder könne unentgeltlich Kornfrucht abholen lassen, wenn er zwei Piaster hiefür einsenden würde. Das arme Volk drängte in ungeheuerer Zahl in die betreffenden Bureaux, zahlte seine letzten Ersparnisse, hatte aber hinterher das leere Nachsehen.... Trotzdem lebte Ismail flott in den Tag hinein. Als im Jahre 1874 seine Lieblingstochter Zenab ihre Vermählung mit Achmed (älterem Bruder

Ismails) feierte, ward eine solche Pracht entfaltet, daß selbst die verwöhntesten Leute Staunen ergriff. Diademe, Kronen, Hals- und Armbänder, Gürtel und Spangen, alles von Diamanten strotzend, gab es nur so scheffelweise. Zweimalhunderttausend Menschen waren damals auf den Beinen, um das »lichtvolle Wunder« zu schauen, und diese Masse bedachte nicht, daß an diesen Diamanten die Thränen ihrer Familien funkelten. Als bald hierauf das Lieblingskind Ismails starb, ließ dieser anstatt der eingeheimsten Diamanten — Datteln unter das Volk streuen und der Janhagel Kairos war des Jubels voll. Bei obenerwähnten Hochzeitsfeierlichkeiten hatte man für 200.000 Gulden Stearinkerzen verbrannt und die Zufahrtsstraßen zum Palaste mit Rosenwasser besprengt.

Dann aber brach die Krisis herein und sie brachte Ismail um Herrschaft, Luxus und Ansehen. Als der abgesetzte Khedive Aegypten verließ, verflog auch jener Schwarm von Schmarotzern, Abenteurern, Schwindlern und Projectenmachern, welche die Freigebigkeit und Verschwendungssucht des Vicekönigs nach Kräften ausgenützt hatten. Im Jahre 1880 wurden die Schlösser Ismails mittelst Decret für Staatseigenthum erklärt. Das verlotterte Staats- und Familienerbe trat Ismails Sohn, Taufik Pascha, an. Obwohl man in denselben die Hoffnung setzen konnte, daß er die Geschicke Aegyptens zum Besseren wenden würde, war der Ruin des Landes gleichwohl so weit vorgeschritten, daß nur die Verhängung einer Art staatlichen Curatels über dasselbe die ganze Verwaltungsmaschine noch zusammenhalten sollte. Aber das Elend war zu groß, um schließlich nicht eine Verstimmung unter dem Volke hervorzurufen, welche zuletzt, geschürt von »nationalen«, d. h. arabischen Matadoren, in offene Rebellion überging.

Der Held dieser Bewegung, auf welchen wir noch zurückkommen werden, war bekanntlich ein ehrgeiziger Officier, der Oberst Arabi, der es verstand, die Gunst des Volkes sich zu erringen und an seinem arabischen Anhange in der Armee die unentbehrliche Stütze fand, um nicht nur gegen das »türkische Element« unter den höheren Officieren des Vicekönigs, sondern gegen diesen selbst und die »fremde Dynastie« zuerst im Geheimen, dann öffentlich zu agitiren. Damit war die Rebellion perfect geworden. Der Vicekönig mußte nach Alexandria flüchten, während die Engländer, unter dem Vorwande, in Aegypten, dem Passage-Lande nach Indien, anarchische Zustände nicht dulden zu können, mit

bewaffneter Macht einschritten. Ueber diese Episode in der jüngsten Geschichte werden wir später berichten.

Es liegt in der Natur der Sache, daß eine Schilderung der Merkwürdigkeiten **Kairos** an jenem Punkte beginnen muß, den der fremde Besucher zuerst



Fellah-Mädchen.

kennen lernt, d. i. seinem Absteigquartiere. Der originellste und interessanteste Gasthof von Kairo ist unstreitig das »Hôtel du Nil«. Schon seine Lage trägt sehr dazu bei, es in den Augen derjenigen, die gerne etwas Besonderes von ihrem Aufenthalte in Kairo wünschen, anziehend zu machen, denn es liegt so recht inmitten des Schauplatzes kairensischen Lebens, der berühmten »Muski«. Tritt man vor das genannte Einkehrhaus, so hat man vorerst eine große heitere

Pflanzenoase vor sich, einen Palmengarten, der ein großes Rechteck bildet, das auf allen Seiten von den Fronten des Hôtels eingeschlossen ist. In diesen Hof sehen meist zweistöckige lange Zimmerreihen, mit offenen, balconartigen, aber bedeckten Gallerien nach Schweizerart — alles leicht, luftig und geschmackvoll, und ganz dem südlichen Klima entsprechend. Eine elegante, grünberankte Doppelfreitreppe führt in das obere Stockwerk. In der Mitte des Gartens erhebt sich ein stattlicher Kiosk mit Divanen. Den Glanzpunkt bildet aber der Garten selber. Zunächst sind es die Dattelpalmen mit ihren hohen gefiederten Kronen, die dieser Pflanzenoase ein vollständiges afrikanisches Gepräge verleihen. Dazu gesellt sich die Nil-Akazie, die der deutschen Eiche an Kraft und Blätterfülle fast gleichkommt, vorzüglichen Schatten spendet und immer grün bleibt. Dann gibt es noch Pfefferbäume mit herrlichen herabhängenden Zweigen, ähnlich den abendländischen Trauerweiden, Oelbäume und andere Gewächse. Die Beete, welche von geschorenen Hecken umgeben sind, enthalten eine Menge der schönsten afrikanischen Gewächse: Agaven und Aloën, Kaffee- und Baumwollstauden, rothblühende Geranien, Stockrosen und Oleander, dazwischen zartgefiederte Mimosen, Cactusfeigen und mannigfache Cacteen.

Wenn es der Zufall will, kann der Ankömmling in diesem afrikanischen Hôtelgarten schon in den ersten Stunden seines Aufenthaltes ein interessantes Stück ägyptischen Lebens kennen lernen. Arabische Zauberer und Schlangenbändiger treten ein, um ihre merkwürdigen Kunststücke unter sichtbarer Aufregung ihrer Zuseher zum Besten zu geben.... Zunächst die Schlangenbändiger. Bekanntlich wird diese Kunst vielfach angezweifelt, es scheint aber, daß dennoch etwas daran sei. Schon Lane, der zuverlässigste unter den Kennern des modernen Aegypten, erzählte mehrere Fälle, wo ein Schlangenbeschwörer, der ins Haus gerufen wurde, wo sich eine Schlange versteckt haben sollte, diese durch Pfeifen, Klopfen und dazu gemurmelte Gebete hervor- und in einen Sack hineingelockt habe. Diese Schlangenbeschwörer gehören meistens einem besonderen Derwischorden an und haben außerdem noch die Specialität, bei besonderen Feierlichkeiten lebendige Schlangen zu verzehren. Solche religiöse Fanatiker pflegen oft mitten in den tollen gliederverrenkenden Tänzen in die Brusttasche ihres Kaftans zu greifen und einige drei bis vier Fuß lange Schlangen hervorzuholen. Sie schwenken sie erst mehrere Minuten lang um ihre Köpfe herum und beißen

ihnen dann ein Stück aus dem Genicke heraus, das sie mit ihren Zähnen zermalmen und hinunterschlucken. Es ist ein wahrhaft thierischer Anblick, aber das gemeine Volk hält diese Tollhäusler für heilig. Uebrigens ist das »Schlangenfressen« in ganz Nordafrika an der Tagesordnung. Am höchsten in der Blüte steht es in Marokko, wo sich — wie wir später noch sehen werden — namentlich der Issauah-Orden in dieser Kunst producirt.

Die gewöhnlichen Schlangenbändiger, wie man sie in Kairo allenthalben antrifft, betreiben ihre Kunst keineswegs auf abstoßende Weise. Um ihre Productionen genießen zu können, braucht man nur einen von ihnen herbeizuwinken, worauf er sofort niederhockt, aus einem Ledersacke (oder aus der Brusttasche) ein halbes Dutzend großer und kleiner Schlangen hervorholt und mit ihnen zu spielen anfängt. Sie schlängeln sich um seine nackten Arme und Beine und um seinen Hals, verkriechen sich in seinen Kleidern, und schlüpfen, wenn er pfeift, wieder hervor, ringeln sich dann auf dem Boden um ihn herum, heben den Kopf, blähen sich auf und züngeln nach ihm, stellen sich dann auf Commando todt und bleiben wie regungslos, bis er sie durch einen neuen Zuruf wieder lebendig macht. Das Spiel ist ganz ungefährlich, denn den Schlangen sind die Giftzähne ausgebrochen.

Neben den Schlangenbändigern sind in Kairo die Gaukler die volksthümlichste Sippschaft. Sie erscheinen bei den öffentlichen Festen und sonstigen Aufzügen halbnackt oder nur mit einem Schurz um die Hüften bekleidet, und werden vom Volke gleich den Schlangenfressern zu den »Heiligen« gerechnet. Diese Gaukler stoßen sich fußlange spitze Eisen in die Augen und treiben sich Messer und Dolche durch Arme und Beine; manche haben auch einen großen Säbel im Bauche stecken und laufen stundenlang damit umher, was geradezu unmöglich wäre, wenn nicht alle diese Productionen auf — Augentäuschung beruhten.... Weniger aufregende und jedenfalls amusantere Geschicklichkeit entwickeln die Taschenspieler, deren Kunst in der That erstaunlich ist. Da sie unter den Augen ihrer Zuseher sitzen und nicht den bekannten Apparat unserer renommirten abendländischen Taschenspieler zur Verfügung haben, steht die Kunst dieser einfachen Leute gewiß auf gleicher Stufe mit derjenigen ihrer berühmten Nachahmer in den europäischen Salons und Theatern.... Die dritte Kategorie der kairensischen Tausendsassas sind die Thierbändiger, meist Beduinen, die Hyänen an starken Ketten vorführen, oder die Kunststücke ihrer Affen produciren.

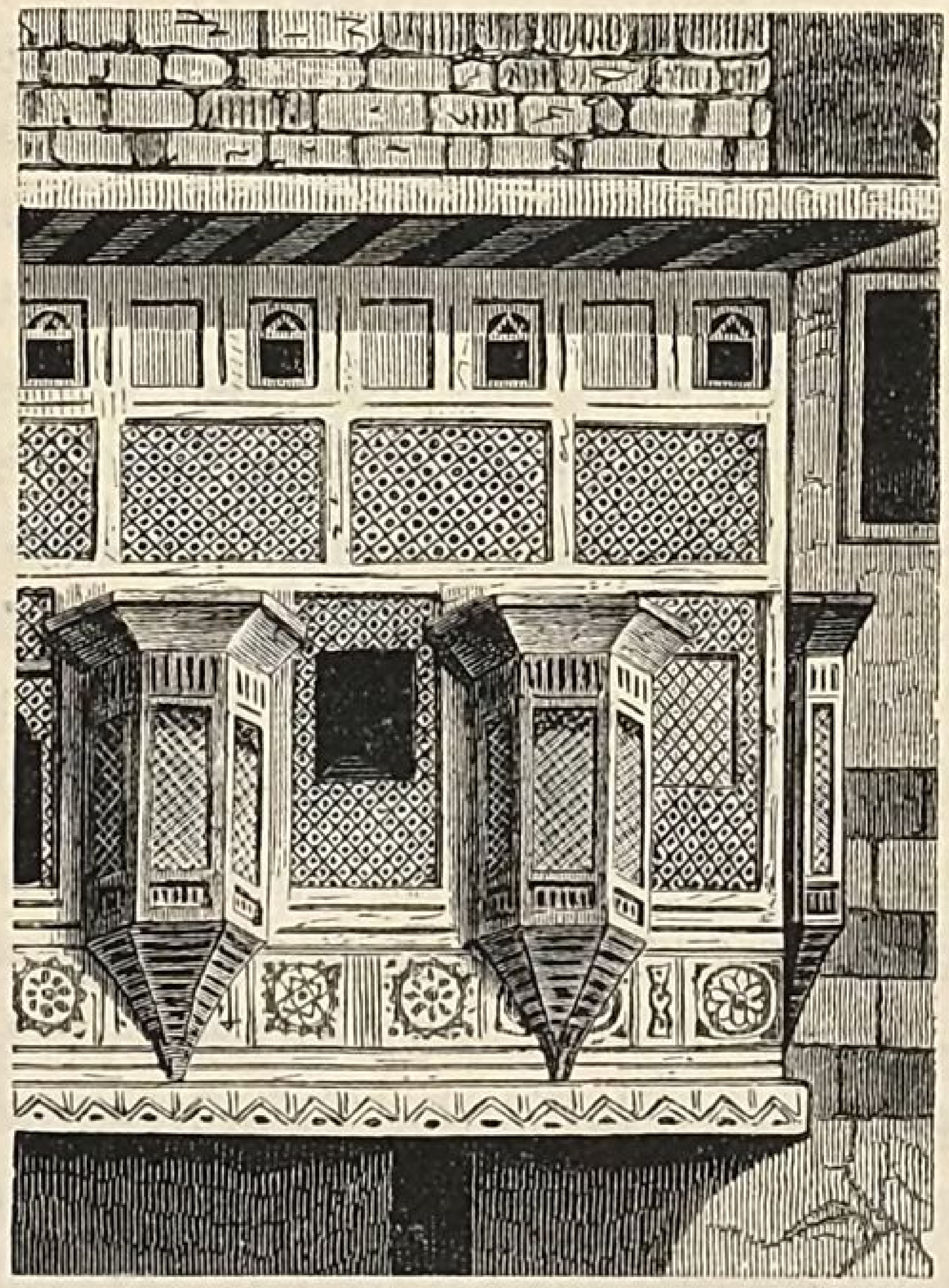
Etwas anziehender für den Fremden ist die Kunst der Alme's (Sängerinnen) und Ghawazis (Tänzerinnen). Früher hatten namentlich letztere ganz Aegypten überschwemmt, bis Abbas Pascha, in einer Anwandlung von Zelotismus, das leichtfertige Völkchen nach Oberägypten verjagte, das dermalen ausschließlich das »Kunstgebiet« der Ghawazis ist. Immerhin kann man sie auch in Kairo in den dortigen »Salons« vornehmer und reicher Herren tanzen sehen. Freilich wäre hier mitunter etwas weniger »Kunst« und mehr »Jugend« von Vortheil,



Brotverkäufer.

und würde den Reiz des Schauspieles wesentlich erhöhen. Was nun aber den Tanz der Ghawazis anbetrifft, weiß man, daß derselbe uralt ist. So »tanzten« bereits die beliebten, aber übelbeleumundeten »gaditanischen Mädchen« der Römer und auch die Hebräerin des Hohen Liedes scheint nur auf diese Art von Tanz sich verstanden zu haben. Wenn jene Tänzerinnen jung und schön sind, was zuweilen vorkommen soll, dann kann das Bild kein ungünstiges sein. Die leichten Gestalten werfen sich wie ein Zug von lustigen Sommervögeln, die vom Fluge müde sind, in launiger Weise auf die Strohmatte der Kaffeebude, in der sie sich eben produciren. Hier schlürfen sie den ihnen von allen Seiten gereichten

Kaffee. Plötzlich schnellen sie, wie von einer Inspiration ergriffen, empor und beginnen zu hüpfen und zu springen, endlich zu »tanzen«. Aber was für ein Tanzen! Die Bewegung fängt zuerst oberhalb der Füße an und pflanzt sich von da in aufsteigender Linie fort bis zum Oberkörper, wo sie ihren Gipfelpunkt erreicht, dann nimmt sie wieder ab, wird leichter und sanfter, bis schließlich um Kopf und Brust kaum mehr ein merkliches Zittern spielt. Der Paroxismus



Balcon mit Muschrabiye.

dieser Bewegung ist fast unheimlich zu nennen; mit förmlicher Wuth und bacchantischem Wahnsinn wenden und drehen die Mädchen die zarten Leiber, daß man zu glauben versucht wird, sie wollten aus sich selbst heraushüpfen — gleichsam als fänden sie die irdische Hülle zu zart und zu schwächlich, um noch länger den Vulcan glühender Leidenschaften in sich zu beherbergen. Die Ghawazis gehen alle unverschleiert und sind reich mit seltsamem Geschmeide behangen. Ihr Haar fällt oft in langen, dunklen Wellen auf den entblößten, in mattem Bronzetone schimmernden Busen herab, und ihr Costüm besteht aus bunten, reich verzierten Stoffen.

Mitunter bringt der »Tanz« interessante Abwechslung, beispielsweise den »Schwertertanz«, wobei eine der Tänzerinnen einen langen Beduinensäbel mit dem Griffe nach abwärts auf den Boden stellt, sich die nadelscharfe Spitze desselben an das rechte Augenlid ansetzt und dann, ohne sonstwie das Schwert zu halten, um dasselbe herumtanzt. Ein falscher Schritt, eine Zuckung mit dem Kopf, und das Schwert sitzt ihr im Gehirn. Aber die Kunst dieser Tänzerinnen besteht eben darin, jeden Körpertheil unabhängig von dem anderen bewegen und verdrehen zu können, und während so Hände und Füße und der ganze Körper in wilder Hast bewegt wird, hält die Ghawazi den Kopf stets auf gleicher Höhe.... Ein anderes Kunststück besteht in folgendem: die Tänzerin stellt eine gewöhnliche Weinflasche mit einer brennenden Kerze auf den Kopf und vollführt solcher Art unglaubliche Sprünge und Verrenkungen. Sie wirft sich auf den Boden, wälzt sich umher, hält jedoch in ihren Bewegungen stets den Kopf derart, daß die Flasche darauf stehen bleibt.... Die Krone aller Kunst besteht jedoch im sogenannten »Ringtanz«. Die Tänzerin zieht einen Ring vom Finger, wirft denselben auf den Boden und tanzt nun mit erstaunlicher Geschicklichkeit um diesen herum, ohne ihn zu berühren. Zuletzt bückt sie sich, ohne Zuhilfenahme der Hände, zu Boden und hebt den Ring mittelst der Augenmuskeln in ähnlicher Weise vom Boden auf, wie man ein Monocle einzwängt.

Treten wir nun unsere Wanderung durch Kairo an. Die erste Gasse, welche uns aufnimmt, ist die Muski, eine Bazarstraße, die im Oriente wohl kaum ihres gleichen hat. Im Stambuler Bazarviertel, obwohl zweifellos größer, als das kairensische, concentrirt sich alles Leben innerhalb jener enorm ausgedehnten Kaufhallen, deren Raum — um einen Vergleich zu bieten — genügen würde, die ganze Stadt Leipzig aufzunehmen. In der Muski aber, mit der zu ihr gehörenden, unendlich langen, durch die ganze Altstadt sich windenden »Bazarstraße«, spielt sich das eigenartige orientalische Leben bis ins kleinste Detail auf der Straße ab, öffentlich vor aller Augen. Für den Abendländer ist es der denkbar tollste Maskenzug, dabei instructiv, fesselnd, malerisch, in seiner Gesammtheit ein ethnographisches Studium repräsentirend, das dem gelehrtesten Buche vorzuziehen ist. Diese Bilder an dieser Stelle treu und typisch wiederzugeben ist platterdings nicht möglich. Es ist eben nicht ein Bild, es sind tausend Bilder. Von früh Morgens bis spät Abends wechseln Scene und Handlung, und —

wenn man es so nehmen will — selbst die Schauplätze, denn die Muski mit der Bazarstraße ist unendlich lang und jeder Abschnitt ist von anderer Art, zeigt andere Typen, anderes Leben.

Versuchen wir es nun, das Leben in der Muski mit leicht hingeworfenen Umrissen zu zeichnen.... Hohe, überhängende Häuser erhalten die Gasse kühl und dunkel und lassen vom Himmel oft nur einen tiefblauen Spalt sehen, aus welchem — roth und weiß — ein schmuckes Minaret herabschaut. Die alten Häuser sind von edlem Quaderbau, nicht aus Holz, wie zu Constantinopel, nicht aus Lehm, wie zu Damascus. Mehrfache Thorbögen, gewöhnlich auch eine Tafel mit frommem Spruch in das halb erhabene Stabwerk eingeflochten — öffnen sich seitwärts. Was überhängt, sind die erkerartig geschlossenen Balcone, hinter deren Holzgitter (Muschrabiye) die Frauen ungesehen das Gewühl mit ansehen können. Es ist am größten, wo in den Fuß der Moscheen oder einer alten Mamlukenburg Verkaufsbuden sich eingenistet, während über und hinter ihnen nur Ruinen sind, in denen alle möglichen Geister (Dschinnen) hausen können. Ab und zu ist die Straße vollends eingedeckt durch eine Reihe von Dach- zu Dachterrasse querüber gelegter Balken oder Bretter. Der Boden der Gasse ist leider ungepflastert; er unterscheidet sich kaum von einem gewöhnlichen Feldwege und kann bei nassem Wetter — ein Fall, der in Kairo freilich nur vier-, fünfmal im Jahre einzutreten pflegt — zum Kothbache werden, in welchem Menschen und Thiere versinken. Gewöhnlich ist hier der Staub das herrschende Element, wird aber vorsorglich niedergehalten durch jene »Sakkahs« oder Wasserträger (s. Bild S. 472), welche mit ihren Schläuchen zeitlich Morgens die fast noch menschenleere Gasse abschreiten und den Boden ausgiebig benetzen.

Selbstverständlich fehlt der Muski jene Einrichtung, welche man Trottoir nennt. Die Anlage eines solchen wäre hier, wo ein beständiges Marktgewühl herrscht, vollständig überflüssig; denn hier drängt sich alles: Reiter und Fußgeher bunt durcheinander, unausgesetzt schreiend, rufend, warnend, gesticulirend — ein förmliches Tollhaus! Das ist ein ununterbrochenes Gebrause; Vorläufer stoßen ihre grellen Mahnrufe aus: »Guarda! Guarda!« oder einfach »ua!« — Andere schreien: »Allah! Allah! Schimalak! Jeminak!« (Linke Seite, rechte Seite, Achtung!); oder: »riglak!« (dein Fuß!); oder: »dahrak!« (dein Rücken!); oder: »Ja bint, ja Effendi!« (O Mädchen, o Herr!). Dann wieder vernimmt

man allerlei drollige Phrasen, wie: »Du zierlicher Junge, achte auf deine Füße!«; oder »Schöner Herr mit dem Seidengürtel, rücke auf die Seite!«; oder: »Gott strafe dich, du Saumseliger!« — »Weiche, Fellah, sonst treten dich die Pferde!« — »Dein linker Fuß, o Knabe!« u. s. w.

Die ersten Typen, die Einem aufstoßen, sind die Theeverkäufer und Brotverkäufer. Höher im Ansehen noch stehen die Kaffeediener, am höchsten aber die Getränkeverkäufer, die »Sakkahs«, von denen es zwei Kategorien gibt; die einen besorgen, wie erwähnt, die Straßenbesprengung, die anderen sind zur Labung ihrer Mitmenschen da. Das Trinkwasser spielt eine große Rolle im Orient: Wer Geld hat, dingt sich einen Wasserverkäufer, der seinen Schlauch füllt und auf irgend einem Platze die Vorübergehenden zu seiner Porzellantasse einladet: »O Dürstender, komm zum Opfertrank!« Der Sebilgeber (Wasserspender) steht daneben, während der Ausschänker singt: »Verzeihe dir Gott deine Sünden, du Spender des Opfertrankes!« und der Trinkende sagt: »Amen! Im Paradiese sei deine bleibende Stätte, du Spender des Opfertrankes!« Bekannte des Sebilgebers drücken diesem die Hand: »Gott erfreue dein Herz!« Der Rest wird dem Sebilgeber selber eingeschänkt: »Der Ueberrest dem Freigebigen und das Paradies den Einheitsbekennern. Segne dirs Gott, du Spender des Opfertrankes«.... Das Wasser ist natürlich nicht die einzige Labung für den Kairenser. Verkäufer von Zuckerwasser, Limonaden, Rosinen- und Süßholzwasser finden allemal großen Zuspruch, sobald sie in den Gassen erscheinen. Der Durst ist begreiflicherweise groß, wenn man einen ganzen Sommertag im Freien, unter immerwährendem Reden und Handeln zubringt, zumal in der Zeit, wo der heiße Wüstenwind »Chamsin« weht. Den höchsten Grad der Erlabung bildet selbstverständlich das Eis. Seine Verkäufer treten erst in den Nachmittagsstunden auf den Schauplatz. Wo ihre Rufe erschallen, fliegt so manches Schubfenster der Frauengemächer in die Höhe und der Kopf eines kleinen schwarzen Dieners wird sichtbar, der hinabruft: »Talk! Gelid!« (Eis! Schnee!).

Das Leben in der Muski hat nun seinen Höhepunkt erreicht. Es sind nicht blos die Verkäufer gewöhnlicher Victualien, Kaufleute und Händler, welche im bunten Durcheinander an dem Beschauer vorüberziehen. Schon sieht man auch Frauen: zunächst solche des Mittelstandes mit schwarzen Dienern, welche die Marktkörbe tragen. Dann folgen Landweiber im blauen Hemde und schwarzer

Roßhaarmaske. Sie tragen Glas- oder Messingschmuck, wohlhabendere auch solchen aus Edelmetall. Eine typische weibliche Erscheinung im kairensischen Volksgewühl ist das abessinische Blumenmädchen. Mit Goldblech, Korallen oder bunten Glasperlen um Hals und Arme, treibt sich die »braune Schöne Aethiopiens« von Früh bis Abend in den Gassen herum. Von ihrer duftenden Ware nimmt fast jeder Effendi vorlieb, seis für sich, seis für die Auserwählte seines Herzens. Die Nubierinnen erkennt man an ihrer goldbemalten Brust und an ihren massiven silbernen Lippen- und Nasenringen. Die Kairensinnen haben meist ein vortheilhaftes Aeußere; sie besitzen feingeformte zierliche Hände und Füße; ihr Gang verräth angeborene Grazie, wenn auch vielleicht jene eigenthümliche Schwingung der Hüften, welche die Araber »Ghung« nennen, nicht allen Weibern wohl ansteht. Bezaubernd ist das tiefdunkle, zuweilen mystisch bannende, dann wieder mild anziehende Auge, dem häufig ein feuchtes Lustre eigenthümlich ist. Dieses Auge kann ebenso fieberisch glühen, als umschleiert schmachten; und dieses Wechselspiel kommt umso vollkommener zur Geltung, je dichter der Schleier ist.

Von der Muski geht es in die Bazarstraße, eigentlich einer Reihenfolge von bald größeren, bald kleineren, meist krummen und engen Gassen. Dazwischen liegt immer ein kleiner Marktplatz oder eine Kreuzungsstelle der Hauptstraßen. Die Verkaufsnischen liegen zu beiden Seiten in den Erdgeschossen der Häuser und sind zugleich Werkstätten, in denen die Arbeiter vor aller Augen hantiren. Jede Zunft, jede gewerbliche Branche hat ihre besondere Gasse. Da betritt man eine solche, wo nur Schuhmacher anzutreffen sind, dort eine, wo die Kleidermacher arbeiten. In einer dritten Gasse hämmern die Kesselschmiede, während in einem Gäßchen nebenan die Hobel raspeln.... Bald sind wir wieder in einer der großen Straßen und stoßen unversehens auf eine Reihe im gemessenen Tacte einherschreitender Kameele. Sie sind hoch beladen, meistens mit Zuckerrohrstengeln, deren Bündel die ganze Breite der Gasse einnehmen. Weniger toll geht es in den Bazaren zu. Da ist zunächst der El Gori-Bazar mit seinen Schnittwaren; der Han-Halil-Bazar, der mit seinen prächtigen Thoren und Höfen die Stelle der einstigen Khalifengrüfte im Herzen der Stadt einnimmt. Wir stoßen auf den Hamsaui-Bazar, wo nur Christen feilhalten; dort wieder glänzt und duftet uns der Tarbieh-Bazar entgegen, wo Rosenwasser und Golddraht

verkauft werden, und weiter gelangen wir zur »Sukarieh«, wo Zucker und candirte Früchte zu finden sind. Die »Hans«, welche sich in der Mitte dieser meist großen Gebäudecomplexe erheben, sind Magazine, in welchen die Waren aus allen Ländern des Orients, von Indien bis zum westlichen Sudan, aufgespeichert liegen. Sie dienen zumeist auch arabischen und türkischen Reisenden, namentlich aber Mekka-Pilgern als Herbergen.

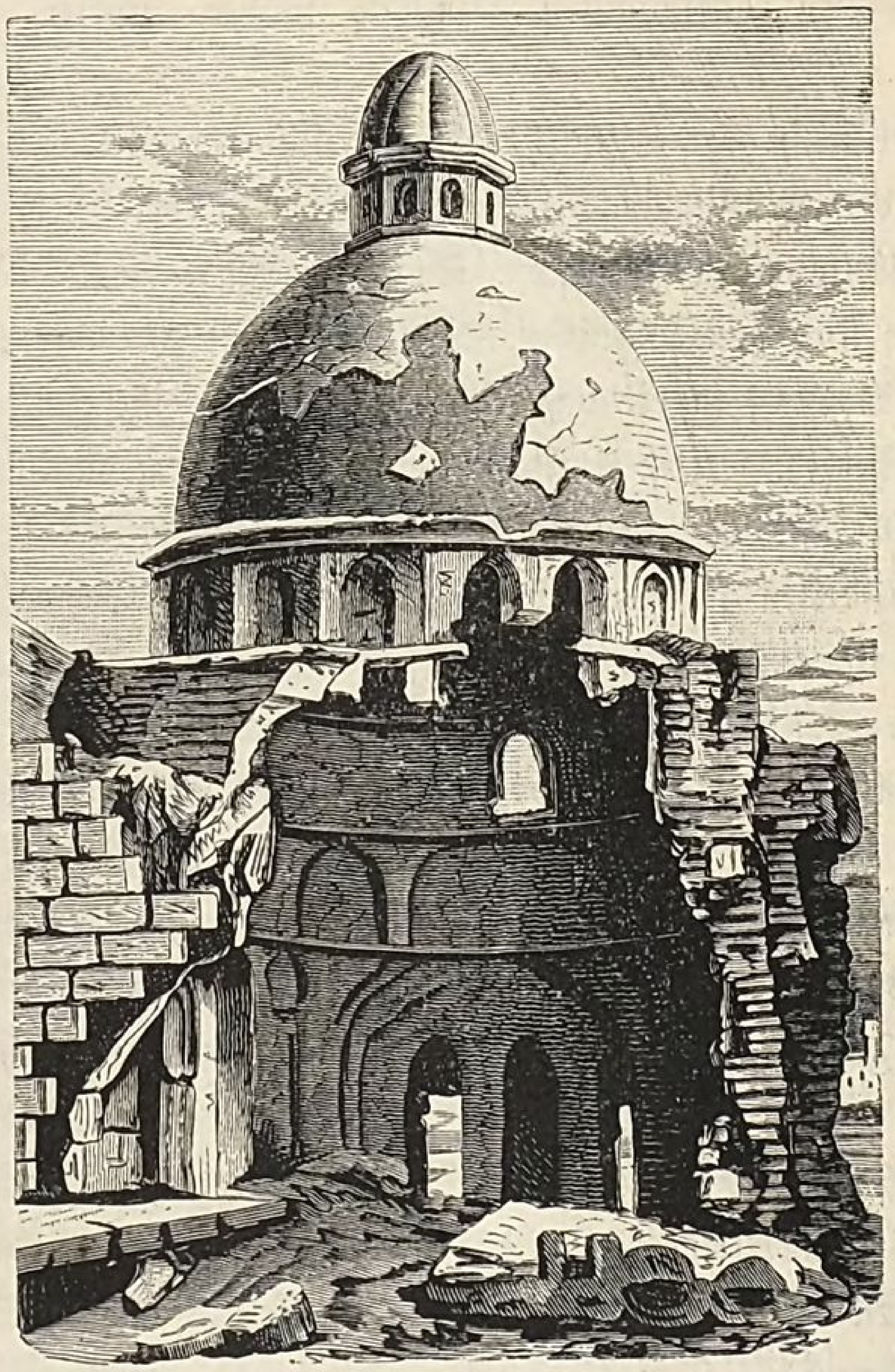
Aus dem Bazarquartier heraustretend, gelangt man zur Citadelle im äußersten Südosten der Stadt. Die Straße führt zunächst zu einem Spitzbogenthore, das von rothweißgebänderten Bastionen flankirt wird Es ist das »Bab Zuweileh«, bekannt als Hinrichtungsstätte des letzten Mamluken-Sultans Tuman Bey. Von diesem Thore bis zum Bab-en-Nasr (»Siegesthor») herrschte in früheren Zeiten, namentlich beim Auszug oder der Ankunft der Mekka-Karawanen, das denkbar bunteste Leben. Den Mittelpunkt des Gedränges bildete allemal das Kameel mit dem »Mahmil«, einem von schwarzem Brocat überzogenen Prunkgerüst, das in vergoldeter Silberschatulle ein Koranexemplar enthielt. Zu diesem Mahmil drängten Tausende heran, denn seine Berührung genügte, um zu heiligen. Frauen, welche sich in der Gasse nicht blicken lassen durften, hingen aus den vergitterten Holzbalcons ihre Shawls herab, damit diese von der heiligen Sänfte gestreift wurden. Umgeben war das Heiligthum von allen Charakterfiguren des ägyptischen Volkslebens: halbnackten Fechtern mit Schild und Schwert, schlangenfressenden Derwischen und castagnettenschwingenden Tänzerinnen. Alle diese Herrlichkeiten sind nun sehr geschmälert, seit die Mehrzahl der Pilger die Seefahrt übers Rothe Meer vorzieht, so daß die ägyptische Pilgerkarawane sich gar nicht mehr bilden kann.

Die Citadelle ist unstreitig eines der interessantesten Objecte der alten Khalifenstadt, schon ihres Alters halber und wegen des Materiales, aus welchem sie erbaut ist. Saladin hatte diese Zwingburg aufführen und die Bausteine aus dem Trümmerfelde von Memphis herüberschaffen lassen. Die Citadelle war durch mehrere Jahrhunderte Sitz der Beherrscher Aegyptens und seit der osmanischen Eroberung jener der Paschas und Statthalter. Das Innere umfaßt eine große Anzahl von Gebäuden; darunter die prächtige Grabmoschee des Neubegründers der ägyptischen Herrschaft — Mohamed Ali — die sogenannte »Alabaster-Moschee«, dann einen viceköniglichen Palast, die Münze, die Geschützgießerei und

mehrere Amtsgebäude und kleinere Moscheen. Von der Alabaster-Moschee hat man behauptet, daß sie mit ihrer Kuppel und ihren regelmäßigen Fensteröffnungen eher einem — Theater, als einem Tempel gleiche. Mag diese Kritik der Begründung auch nicht ganz entbehren: sicher ist, daß die Moschee aus der Ferne, namentlich der dünn zugespitzten rohrschlanken Minarets halber, äußerst wirkungsvoll sich präsentirt.

Knapp am Fuße der Citadelle erstreckt sich der Rumeyleh-Platz, der Aufenthaltsort der Müßiggänger, Marktschreier, Possenreißer, Märchenerzähler und anderer volksthümlicher Figuren. Knapp dahinter liegen die Mamluken-Gräber, halbe und ganze Ruinen, Minarets ohne Moscheen, Moscheen ohne Minarets. Armes Volk lagert dazwischen und baut seine Hütten aus den losgerissenen Steinen. Im weiten Umkreise nehmen mohammedanische Friedhöfe ihre Ausdehnung, überragt von den nackten, graugelben Stufen des Mokattam-Gebirges, an dessen felsigen Abhängen Häuser wie Schwalbennester kleben. Dieses Gebirge ist ein Felsenwall, der sich vor der rothen Klippenwand des Djebel Achmar ernst und öde über Kairos Thürmen und der Citadelle erhebt. Er bezeichnet den Beginn der arabischen Wüste, welche hart an der Ostseite der Stadt ihren Anfang nimmt und an der Küste des Rothen Meeres endet. An ihrem Saume bewegen zahlreiche Windmühlen ihre Flügel, steht ab und zu ein einsames Haus oder ein Zelt. Hie und da ist auch ein Baum oder Strauch in den Felsrissen zu sehen; allmählich aber verliert sich jede Spur von Vegetation und menschlicher Thätigkeit, und kahl wie ein Mondgebirge starrt uns die wüste Felsenwelt entgegen. Gleichwohl übt diese eigenartige Landschaft auf den Besucher einen eigenthümlichen Reiz aus. Er empfindet und denkt, er sieht und hört anders als bisher. Die Gegend ist einförmig; Sand und Felsen wechseln ununterbrochen. Der Beobachtungssinn und die Einbildungskraft sind aber auf das lebhafteste beschäftigt. Jede kleine Veränderung in der Bodenbildung, jeder Farbenwechsel am Himmel erregt Aufmerksamkeit, das Auge sieht schärfer, das Ohr hört feiner. Der Beobachter befindet sich in fortwährender Aufregung. Es ist, als ob sein Puls rascher ginge, als ob das Herz sich erweitere. Keine Wolke am Himmel, kein Mensch im ganzen Umkreise: Sonnenglut auf den Felsgipfeln und in den Schluchten. Der Horizont flimmert, als befände er sich in steter Wallung. Fortwährend verwandelt der Wind die Gestalt der Boden-

fläche: bald schichtet er den Sand zu Haufen, bald glättet er die Stelle wieder und legt die Rippen des Felsbodens bloß; bald wieder begegnet er einem Gegenwinde, umfaßt ihn, ringt mit ihm und tanzt, in einer hohen Sandsäule Gestalt annehmend, in wildem Wirbel die Fläche dahin.



Mamlukengrab.

In dem breiten Raume zwischen dem Mokattam-Gebirge, den Windmühlen-Hügeln und der Citadelle breitet sich eine im argen Verfall begriffene, stille Todtenstadt aus, bei derem Anblicke wir nicht wissen, was uns mehr ergreift: die großartige Architektur der ockergelben Ruinen, der eigenartige Reiz des arabischen Baustils, oder die Friedhofsruhe, die über dem phantastischen Trümmersturze brütet.... Es ist eine Stadt von Mausoleen, denn diese Ruinen sind die Khalifengräber.

Neben jeder Gruft steht eine kleine Moschee mit Kuppel und Minaret. Die Kuppeln sind mit dem zierlichsten steinernen Netzwerk übersponnen. Prächtige Portale, reizende Nischen, Rosetten, Säulenbündel und anderer architektonischer Schmuck erfreuten, mit bunten Farben bemalt, den Beschauer, und erfreuen jetzt noch das Auge des Kunstfreundes. Leider nimmt der Verfall dieser Denkmäler



Das Ueberreiten („Dose") am Vortage des Propheten-Festes.

von Jahr zu Jahr zu. Viele der Minarete sind zusammengestürzt, die Hallenhöfe von den Grüften weggerissen, die Ornamente beschädigt, die Farben verblichen oder verwischt. Die stille Metropole ist übrigens verrufen als Schlupfwinkel für allerlei Gesindel, dem innerhalb der Stadt die Polizei Herberge zu suchen verwehrt.

Aus diesem Bereiche der arabischen Wüste kehren wir in die Stadt zurück, und zwar auf den Punkt, wo wir sie verlassen. Nördlich des Rumeyleh-Platzes

erstreckt sich die Place Sultan Hassan, wo die gleichnamige Prachtmoschee steht. Sie ist die größte und hochragendste Moschee in Kairo. Ueber 30 Meter hoch erhebt sich die Portalnische in der Seitenwand, und ähnlich hohe Fensternischen öffnen acht Fenster übereinander. Der Hofraum im Innern ist sehr zusammengeschwunden und besitzt keine Hallen mehr; ist aber mit der Zeit erweitert worden durch vier hohe Spitzbogenräume ohne Vorderwände, die auf vier Seiten, wenn auch wenig tief, und fast nur wie Kolossalnischen, an den unbedeckten Mittelraum sich anschließen. In dieser offenen Mitte erhebt sich ein besonderer kleiner Kuppeldom auf hölzernen Pfeilern über dem Brunnenbecken der heiligen Waschungen. Die Kolossalnische gegenüber dem Eingange hat in der Mitte ihrer Rückwand Eingänge in den höheren Kuppeldom über Sultan Hassans Grab. Zahlreiche Lampen schweben nieder und in einer der Nischen steht die Kanzel. Von außen wird das Ganze von einem hohen Prachtminaret überragt.

Von dem Platze bei der Hassan-Moschee zieht Kairos Hauptverkehrsader — das »Boulevard Mehemet Ali« — in schnurgerader Richtung von Süd nach Nord. Sie scheidet — wie bereits einmal erwähnt — die östliche, originelle arabische Altstadt von der westlichen, uncharakteristischen, nach abendländischem Zuschnitt erbauten Neustadt. Die Anlage dieser Gasse, welche mitten durch das frühere Häuserchaos hindurchgezogen wurde, geschah mit der von anderwärts her bekannten orientalischen Rücksichtslosigkeit, so daß zahllose Häuser zum Opfer fielen, oder mitten entzwei geschnitten wurden. Wer diese Hauptcommunication von Neu-Kairo zurückgelegt hat, quert beiläufig in ihrer Längenmitte den großen Stadtcanal und gelangt zuletzt auf die prächtige Garteninsel der Esbekieh hinaus, die in früherer Zeit der Mittelpunkt des Kairenser Volkslebens war. Hier war der Aufenthalt der Müßiggänger, Marktschreier, Possenreißer und Märchenerzähler (die sich nun auf den Rumeyleh-Platz im Süden der Stadt zurückgezogen haben), hier drängte sich das Volk zusammen, um einer durch das »Siegesthor« abgehenden Mekka-Karawane das Geleite zu geben, oder eine heimkehrende mit entsprechenden Freudenausbrüchen zu empfangen. In unmittelbarer Nähe der Esbekieh war es auch, wo noch in allerjüngster Zeit am Nachmittage vor dem Geburtstage des Propheten der Scheich der schlangenfressenden Derwische, begleitet von Mitgliedern anderer Orden und Fahnenträgern, hoch zu Roß über die Leiber jener Fanatiker setzte, die sich dicht querüberlegten und

die Huftritte des Pferdes mit wonnigem Gefühl in Empfang nahmen. Heute besitzt der Esbekieh-Platz ein vollständig europäisches Aussehen; der Garten ist modernisirt, hat eiserne Staketen, einen Luftteich, ein Sommertheater, Musikpavillons u. s. w. und rings stehen prächtige Neubauten, der Stolz Ismail Paschas, so lange er noch Gebieter in Aegypten war. Dieser Platz war in den Zeiten neu-ägyptischen Glanzes häufig genug die Scene für märchenhafte orientalische Nachtfeste, deren Kosten das Volk bezahlte, indem man so gütig war, seinen Enthusiasmus und seine Schaulust mit nachträglichen, äußerst erfinderisch in Scene gesetzten Steuerplackereien auszunützen.

Ehe wir uns in der Umgebung von Kairo umsehen und zuletzt einen Blick auf die antike ägyptische Welt werfen, müssen wir noch einige Bemerkungen über die Moscheen der Khalifenstadt an das bisher Mitgetheilte anfügen. Der Moschee Mohamed Alis in der Citadelle und der Hassan-Moschee wurde bereits gedacht. Unter den zahlreichen moslimischen Tempeln Kairos verdienen besonders drei hervorgehoben zu werden, die allesammt für die Geschichte des Islam auf afrikanischem Boden bedeutsam sind. Da ist zunächst die Amr-Moschee, deren wir gelegentlich unseres geschichtlichen Rückblickes Erwähnung thaten. Sie liegt heute am äußersten Ostrande von Alt-Kairo. Sie war die erste Moschee auf ägyptischem und überhaupt afrikanischem Boden. Die zweitwichtige Moschee ist jene des fatimidischen Khalifen Hakim. Sie steht unweit des »Siegesthores« im Nordosten der Stadt und ist hauptsächlich deshalb merkwürdig, weil sie das Werk eines wahnwitzigen Gewalthabers ist, dem die irdische Herrschaft nicht genügte und sich in einer Anwandlung von despotischer Laune, wie Caligula und Nero, zum Gott proclamiren ließ. Da ihn die Drusen im Libanon, welche unter den moslimisch-altheidnischen Secten im näheren Oriente die erste Rolle spielen, für den Ahn ihres Glaubensbekenntnisses erklären, darf dieser Khalif wohl für einen der Urheber jenes religiösen Schismas gehalten werden, welches den Mohammedanismus in Gestalt mehrerer mit einander eng verwandter Secten durchklüftet. Daß also sein Name und seine Moschee unter den mohammedanischen Kairensern in Ehren gehalten wird, ist nicht sehr logisch.

Die wichtigste, weil berühmteste, Moschee Kairos ist die Ashar, die »Blühende«. Sie ist es, die dermalen die erste »Universität« der mohammedanischen Welt in ihren geheiligten Räumen enthält. Der von Gelehrsamkeit triefende

Abendländer, welcher einen Blick unter die von Granit- und Marmorsäulen (380 an der Zahl und mit 1200 von der Decke herabschwebenden Lampen) gebildeten Hallen wirft und dort die moslimischen Studenten um ihre Vorleser auf der Erde kauern sieht, wird freilich die Achseln zucken und theilnahmslos an diesem Collegium vorübergehen. Für den Orient aber hat die Asher ihre unleugbare Bedeutung. Man erkennt dies aus der enormen Zahl von Schülern, welche die Hochschule beherbergt und aus der Nationalität der Contingente. Jene Hallen sind nämlich um den Hof herum durch Gitter und Holzverschläge in Säle (Riwak) getheilt, von denen fast jede Nation ihren eigenen besitzt. Der Wissensdurst der morgenländischen Jugend muß in der That groß sein, erwägt man, daß jeder der Riwaks dicht besetzt ist. Solche Anziehungskraft bewirkt kein großartiger, von Staatswegen bestehender Professoren- und Gelehrten-Apparat, sondern lediglich der Zauber der — Koran-Exegese. Die Professoren sind nämlich unbesoldet und fristen nur nothdürftig durch Ausübung eines kleinen Amtes in der Moschee ihre Existenz. Auch die Studirenden sind völlig mittellos und schlafen auf den Strohmatten des Bodens.... Die Ashar-Moschee liegt in einer südlichen Seitengasse, die von der großen, die Muski in sich begreifende, Verkehrsader abzweigt.

Sehen wir uns nun die Umgebung von Kairo an. Wir haben es hier meist mit altberühmten historischen Stätten zu thun, und an Anknüpfungen mit der Antike wird es daher nicht fehlen.... Eine Straße, die unweit der Hakim-Moschee abgeht, führt uns ins nördliche Weichbild der Stadt, vorerst nach Abbasieh, einem von Abbas Pascha angelegten Orte. Besonders malerisch in diesem Bereiche präsentirt sich das Hirtendorf Kubbe, mit seinem grünen Rahmen, der erst vor etwa zwölf Jahren auf den Wüstenboden hingezaubert worden ist. Dieser Wüstenboden tritt von Osten her hart an die Route heran, die nach Heliopolis führt. Zuvor aber ist eine weite Culturebene zu betreten, die berühmt ist zweier Schlachten wegen, die hier ausgefochten wurden. Die eine derselben fällt in das Jahr 1517, und sie war der entscheidende Sieg des Osmanen-Sultans Selim I., der hier den letzten Mamluken-Sultan Tuman Bey schlug, seine Schaaren zersprengte und hierauf als Sieger in die Khalifenstadt einzog. Nicht minder hartnäckig wurde fast dreihundert Jahre später auf derselben Stelle gefochten, damals, als General Kleber mit nur 10.000 Franzosen

am 20. März 1800 einen glänzenden Sieg über die fünffache türkisch-ägyptische Uebermacht erfocht.

Auf die geschichtliche Erinnerung folgt bald die — Legende. Vor dem Dorfe Matariye befindet sich nämlich ein kleiner Garten und darin schattet eine alte stattliche Sycomore, angeblich der Baum, unter welchem Maria mit dem Jesuskinde auf der Flucht nach Aegypten geruht haben soll. Die Behauptung, der »Marienbaum« wäre nur zwei, drei Jahrhunderte alt, ist unschwer zu widerlegen. Zwar neunzehn Jahrhunderte sind über seinem ehrwürdigen Wipfel nicht hinweggestrichen; gleichwohl reicht sein Alter tief ins Mittelalter hinein und das beweist schon sein Aussehen. Es ist ein Baum von nicht gewöhnlicher Größe. Aus den mächtigen Wurzeln stiegen früher fünf mächtige Aeste auf, von denen vor etwa zweihundert Jahren drei abbrachen, so daß jetzt nur mehr zwei leben und mit Blättern und Früchten geschmückt sind. Der Umfang beträgt hart oberhalb des Bodens über zehn Fuß. Das Innere war früher eine Kapelle, in welcher zu Ehren der Gottesmutter zwei Ampeln brannten. Sicher ist, daß die Quelle bei dem Baume schon lange vor Christi Geburt vorhanden war und im Mittelalter »Ain Schems« (Sonnenquelle) hieß, offenbar mit Bezugnahme auf die nahe Stätte von Heliopolis. Der Garten mit dem Marienbaume ist seit dem Jahre 1869, wo der Khedive Ismail Pascha ihn der Kaiserin Eugenie, gelegentlich ihrer Anwesenheit bei den Suezcanal-Feierlichkeiten, zum Geschenke machte, deren Eigenthum.

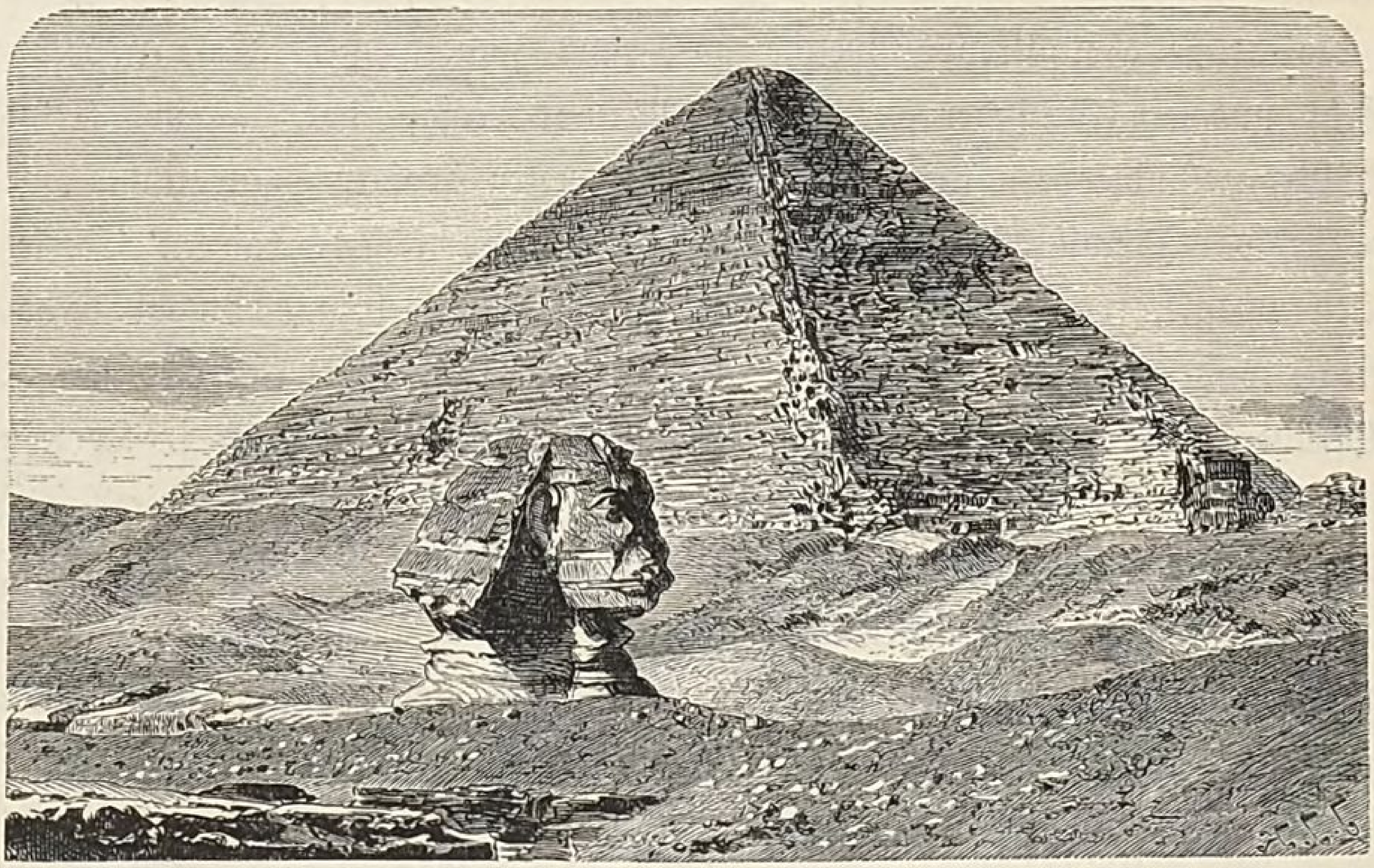
In Matariye betreten wir den denkwürdigen Boden von Heliopolis, jener uralten, ruhmreichen Tempel- und Priesterstadt, die dem Sonnengotte geweiht war. Es war die hohe Schule, wo noch Plato und Eudoxos studirten und Pythagoras vergeblich die Aufnahme an dem dortigen Collegium anstrebte. Die Stadt war berühmt wegen ihres Ueberflusses an prachtvollen Obelisken; sie wurden weggeführt bis auf einen, der noch aufrecht im Orangengarten steht und den Namen des Königs Usortesen trägt. Seine Spitze strahlte einst in vergoldeter Bronze. Der Monolith ist aus Rosengranit und mißt 65 Fuß vom Piedestal an gerechnet, doch steckt ein Theil ziemlich tief in der Erde. Am Boden mißt er auf jeder Seite $6^1/_2$ Fuß und seine vier Flächen sind bis hoch hinauf mit Hieroglyphen von tadelloser Schärfe bedeckt. Nur ein Theil der Schriftzeichen ist unleserlich, der Nester wegen, welche die Wespen hier angeklebt haben.

Von der eigentlichen Stadt sind nur Schutthügel oder Schuttwellen übrig, innerhalb der Züge der wohlerhaltenen Umwallung. ... Eine eigenthümliche Stimmung überkommt den Besucher, wenn er auf diesen Schutthaufen steht. Vor unserem geistigen Blicke steigt die alte Sonnenstadt aus dem Moder empor und bevölkert sich mit den Gestalten, welche uns Geschichte und Sage überliefert haben. Durch den Thorweg, zu welchem der Steinbock dort mit dem Namensschild Totmes III. gehörte, mag Moses geschritten sein, als er die Freilassung seines Volkes forderte; kam Pythagoras des Weges, als er, aus Phönikien angelangt, die Stadt besuchte, um in das Mysterium ägyptischer Gottesgelehrtheit einzudringen. Hier vermählte sich Joseph, der Sohn Jacobs, mit Asnath, der Tochter des Sonnenpriesters Potiphera. Hier, um den Granitobelisken, standen schon vor sechsunddreißig Jahrhunderten zahlreiche Paläste und Tempel als Zeugen hoher Bildung.

Und das ist alles verschwunden, wie vom Wüstenwinde verweht. Um das Ergreifende einer solchen Stimmung zu erfassen, muß man hier in vorgerückter Nachmittagsstunde weilen, wenn die tiefstehende Sonne über den Nil herüberflammt und den Steinriesen mit seinen geheimnißvollen Schriftzeichen goldig überhaucht. Auf der Wüste im Hintergrunde liegt goldgelber Dunst, aber ihr Athem streicht belebend herüber. Auch durch die Marien-Sycomore spinnt sich das Licht und in den Schatten des Baumes versetzt die Phantasie die flüchtige Gottesmutter mit ihrem Kinde. Aus weiter Ferne grüßen die Pyramiden, wie blaue Felszacken. Und wie einsam ist's auf dieser Stätte! Kein Leben, keine Bewegung, nur hin und wieder ein Wüstengeier in blauer Höhe, eine Schlange im Schutt, ein verirrter Fenek (Wüstenfuchs) zwischen dem Geröll. Weit drüben, in Dunst und Sonnendampf, liegt die Khalifenstadt, aber ihr Geräusch reicht nicht bis hieher. Höchstens daß in weiter Ferne das Brausen eines Eisenbahnzuges verhallt: auf dem Boden, auf welchem vor Jahrtausenden altägyptische Priester den Spuren des Lichtes der Wahrheit nachgingen. ... Ob diese Wahrheit problematischer war, als diejenige, die wir nun mit vollen Zügen einzuschlürfen wähnen? Wer weiß es? Sicher beherrscht diese Stimmung jeden Besucher von Heliopolis, der wieder den Heimweg antritt und aus der todtstillen Vorzeit in den Bereich des heutigen, warmpulsenden Lebens gelangt. Eindrücke dieser Art stellen sich von selbst ein, wo der Boden so erinnerungsreich, wie jener Aegyptens ist.

Um eine nicht minder denkwürdige Stätte jenseits des Nil aufzusuchen, sind wir zu kurzem Verweilen auf den beiden Nil-Inseln gezwungen. Die eine ist die Insel Bulak mit dem Schlosse Dschezireh. Letzteres liegt reizend in einem prächtigen Garten, dessen Zierde eine Unzahl der herrlichsten tropischen Gewächse sind. Die Zufahrt erfolgt durch eine der Alleen, welche den Park durchschneiden. Das Schloß wurde in den Jahren 1863—1868 von dem deutschen Architekten Franz Bey erbaut, und besitzt trotz seiner reichen Ausstattung keine nennenswerten Sehenswürdigkeiten. Der schönste Theil des Palastes ist die große Haupttreppe, welche ganz aus schneeweißem Carrara-Marmor besteht, und ein Geländer aus bunter Marmor-Mosaik hat, das von Krystall- und Bronzekandelabern überragt wird. Im ersten großen Saale links, wo der Ex-Khedive Ismail Pascha gelegentlich seiner pompösen Soiréen Cercle zu halten pflegte, kommt verschwenderische Pracht zur Geltung, obwohl nicht der Orient, sondern Paris es ist, welches die kostbaren Dinge geliefert hat. Die goldgelben schweren Seidenstoffe, welche die Wände bedecken, sind in Lyon nach eigens dazu angefertigten Zeichnungen gewebt worden, desgleichen die Portièren und Vorhänge. Die Gobelins der Divans, die Sessel und Tabourets stehen denen der früheren kaiserlichen Schlösser in Frankreich in nichts nach. Die Decke mit ihrem goldenen Gesimse und ihren Füllungen, die Spiegel, der gewaltige Kronleuchter und die mindestens zehn Fuß hohen vergoldeten Candelaber sind sämmtlich in maurischem Stile gehalten. Der blitzende Fußboden ist kostbare Holzmosaik. In diesem Saale sieht man auch drei Kamine, die in ihrer Art berühmt sind. Es hat nämlich jeder von ihnen 50.000 Gulden gekostet, und doch sind diese kostbaren Feuerstellen ganz überflüssig, da ja in Aegypten nie geheizt wird. Im Allgemeinen zeigen alle Räumlichkeiten des Schlosses die gleiche überladene Pracht, dieselbe Verquickung fürstlicher Verschwendung mit der Sucht zu blenden. Es war der echte und rechte Tummelplatz für einen Lebemann wie Ismail Pascha, der in Dschezireh 2000 Gäste und mehr zu bewirten pflegte, der großartige Buffets seinen Ballgästen darbot, wo Rheinwein und Champagner — trotz der Anwesenheit gottgeliebter Ulemas und heiliger Scheikhs — in Strömen flossen, wo es Gänseleberpasteten so groß wie Hutschachteln, Berge von Torten und Süßigkeiten, Wagenladungen von kostbarem Silberzeug, krystallenen und bronzenen Tafelaufsätzen u. s. w. gab.

Der Park ist seit dem Wechsel der Dinge im Pharaonenlande ziemlich verwahrlost. An manchen Orten ist Pflanzendickicht in reicher, fast tropischer Fülle. Vom Westrande der Insel gibt es reizende Ausblicke nach Dschizeh und zu den fernen Pyramiden. Nordwestlich liegt weites Feld, von einigen Schutthügeln unterbrochen. Das ist die Stätte, wo Bonaparte am 21. Juli 1798 seinen entscheidenden Sieg davontrug und die gesammte Mamluken-Macht an der Tapferkeit der französischen Infanterie zerschellte. Der Contrast zwischen dem



Cheops-Pyramide und Sphinx.

stillen Zauber des Dschezireh-Parkes und jener Erinnerung ist auffallend genug; seltsamer aber dünkt uns ein anderer Contrast: die lärmende Festfreude, wie sie zu Ismails Zeit durch die Feenräume des Inselschlosses hallte, gegenüber dem feierlich ernsten Todtenreich jenseits des Nil; die rauschenden Ballroben und besternten Fräcke, gegenüber den eingetrockneten, viele tausend Jahre alten Mumien, welche weit draußen im libyschen Sande ruhen; die lärmende Ballmusik, gegenüber den stillen Todtenklagen, die in seltsamen Schriftzeichen über die Wände der granitenen Grüfte kriechen — alles Bilder eines wunderbaren Schattenspieles.... Ein Weltkind freilich läßt sich von derlei Reflexionen nicht gefangen nehmen. Es erquickt sich in der aromatischen Luft, welche von der



R. v. WALDHEIM ART. ANST. WIEN.

Kairo.

Insel Rhoda herüberstreicht und flüsternd durch die herrlichen Sycomoren und Palmen, durch die zartbefiederten Nil-Akazien und großblätterigen tropischen Gewächse weht und die Springquellen mit ihrem Diamantregen und Regenbogenlichtern hin- und wiederschaukelt.

Die Insel Rhoda liegt im Süden der Bulak-Insel und ist ein wahres Paradies. Nirgends in ganz Aegypten findet sich eine ähnliche Pflanzenfülle, gedeihen so vielerlei Arten, die man sonst nur in den Tropen anzutreffen pflegt. Neben der Dattelpalme, welche in dichten Hainen auftritt, sieht man herrliche Sagopalmen, indische Bananen mit ihren Riesenblüten, die häufig zehn Fuß lang und drei Fuß breit werden. Daneben gibt es ganze Alleen von Kautschukbäumen, Dickichte von Kaffee- und Zimmetsträuchern, zartbefiederte Bambusstauden, Aloën, Cacteen, Pisang u. s. w. Namentlich malerisch sind jene Partien, wo undurchdringliches Unterholz und die üppigen Ranken von allerlei Schlinggewächsen den Durchgang verwehren. In neuerer Zeit, wo auch Rhoda arg vernachlässigt worden ist, hat die Verwahrlosung so große Fortschritte gemacht, daß man Mühe hat, gangbare Pfade aufzufinden. Frühere Teichspiegel sind versiegt oder versumpft, lauschige Grotten von Unkraut überwuchert, tropische Gewächse der Degenerirung überliefert. Reizvoll ist's aber noch immer in diesem Pflanzen-Eden, in welchem einst die Pharaonentochter Theomutis das Kind Mosis fand.... Ein interessantes Object auf der Insel ist der uralte Nilmesser. Derselbe ist eine mit einer Scala versehene Säule, die in einem brunnenartigen, viereckigen tiefen Schachte steht, der mit dem Nil communicirt. Dadurch wird jede im Strome vor sich gehende Niveauveränderung im »Nilmessergebäude« sichtbar. Zur Zeit der Stromschwelle werden eigens Beamte bestellt, welche jede Wasserstandsveränderung notiren und der Bevölkerung von Kairo durch Boten bekannt geben.

Auch von der Westküste der Insel Rhoda genießt man einen bezaubernden Ausblick. Die großen Pyramiden von Dschizeh, obwohl mehrere Stunden entfernt, dünken zum Greifen nahe. Südlicher sieht man andere Pyramidengruppen hinter Palmenhainen aufragen, schattenhaft wie Luftspiegelungen. An dieser Stelle des Nil befand sich vor Alters eine Brücke, welche im Vereine mit einer zweiten, welche aufs rechte Ufer führte, die Verbindung zwischen Memphis und dem Castell Babylon herstellte. Der Nil selber präsentirt sich von der Insel Rhoda

aus wahrhaft großartig. Er ist hier jener majestätische Strom, von welchem unsere Phantasie träumt, und der dort, wo ihn (richtiger nur einen seiner Delta-Arme) der Schienenweg quert, den Ankömmling, der den Strom zum erstenmale sieht, in der Regel enttäuscht. Auch von der östlichen Uferseite gibt es überall herrliche Ausblicke über die hohen Ufermauern hinweg nach Alt-Kairo bis zum Mokattam, zur Citadelle mit ihren rohrschlanken Minarets und der in goldenem Duft liegenden Khalifenstadt.

Am linken Nilufer, der Insel Rhoda gegenüber, liegt das Dorf Dschizeh, wo sich gleichfalls ein vicekönigliches Schloß befindet. Dieses Dschizeh ist der Ausgangspunkt für den Besuch der großen Pyramiden. Die schnurgerade Allee von Nil-Akazien, die man auf dem Wege dahin zurückzulegen hat, wurde seinerzeit von dem galanten Ex-Khedive Ismail Pascha einzig und allein der Kaiserin Eugenie zu Ehren angelegt. Damals war die Kaiserin noch die allgefeierte und allbeneidete Monarchin, deren Huld und Liebreiz auch den modernen Pharaonen bestrickt hatten. Gegen 30.000 arme Fellachen mußten in wenigen Wochen diese vier Kilometer lange neue Fahrstraße abgraben, ebnen und mit Bäumen bepflanzen. Was der hübsche Weg an Schweißtropfen, vielleicht auch an Blutstropfen gekostet hat, ahnte die Kaiserin gewiß nicht, als sie bald darauf sechsspännig, mit goldgestickten keuchenden Läufern voraus, und von einer schimmernden Cavalcade, in der alle Costüme des Orients vertreten waren, gefolgt, über den glatten Wüstenkies dahinfuhr, an ihrer Seite der Prinz von Wales, ihr gegenüber der glückliche Khedive.

Die Fahrt nach den Pyramiden bildet die Krönung eines Aufenthaltes im modernen Aegypten. Wenn es auch nicht die Aufgabe dieses Werkes sein kann, der altägyptischen Geschichte und Cultur einen größeren Raum einzuräumen, würde man gleichwohl einige Mittheilungen über jene großartigen Wahrzeichen des Pharaonenlandes schmerzlich vermissen. Der Weg geht von der Brücke des Jussuf-Canales in schnurgerader westlicher Richtung ab. Er ist streckenweise von Mauern eingefaßt, die den Wüstensand abzuhalten haben. Zuletzt ist es dieser selbst, den man durchwaten muß, um den steinernen Kolossen, welche mehr als fünf Jahrtausende überdauert haben, nahe zu kommen. Die Palmenhaine am Nil, die Klee- und Gerstenfelder des nächsten Bereiches und schließlich der Wüstensand: das sind die charakteristischen Etapen der mehrstündigen Tour. Die Pyra-

miden selbst treiben während der Fahrt einen förmlichen Spuk mit dem Besucher. Bald erscheinen sie näher, bald ferner; bald höher, bald niederer und verschwinden zeitweilig ganz, wenn der Pfad sich senkt. Wenn sie zuletzt wieder über den Horizont emportauchen, wirken sie am imposantesten.

Da liegen sie, die drei Riesen des Chufu (Cheops), Chafra (Chefrein) und Menkera (Mykerinos): Zeichen einer längst entschwundenen Zeit. Ein arabisches Sprichwort sagt: Die Pyramiden fürchten nicht die Zeit, wohl aber fürchtet die Zeit die Pyramiden. In der That ragen die Kolosse aus den ältesten Tagen der Menschengeschichte in unser Leben hinein, und so dürfen sie wohl als die »Grenzmale der Geschichte« gelten. Was die Pyramiden eigentlich vorstellen, darüber konnte man sich selbst in dem gelehrten Abendlande bis in die neuere Zeit keine genügende Rechenschaft geben. Heute kennt man den Zweck der Pyramiden ganz genau. Sie waren nichts anderes als Gräber. Daß sie so kolossal ausfielen, hat seinen ganz besonderen Grund, der mit der Idee der monumentalen Gruft eng zusammenhängt. Man weiß wohl allgemein, daß die alten Aegypter an keinem Glauben inniger hingen, als an dem von der Unsterblichkeit der Seele. Mit dem Heimgange verband man aber nur eine bestimmte Zeitdauer. Die Seele ging in die Unterwelt ein, wo sie »gewogen« und vom Todtenrichter entweder als »paradiesfähig« befunden, oder zu den Höllenqualen verdammt, oder dazu verurtheilt wurde, in Thierkörpern eine nach Jahrtausenden zählende Existenz fortzufristen. In letzterem Falle konnte die geläuterte Seele wieder in den ursprünglichen menschlichen Körper zurückkehren, eine zweite Menschenexistenz durchmachen und nun abermals vor den Unterweltsrichter treten. Da es nun im Interesse eines jeden Menschen lag, daß nach seinem Ableben die als entseelter Körper zurückbleibende irdische Hülle wohlerhalten und unversehrt blieb, um sie nach Ablauf der Prüfungs-Jahrtausende eventuell wieder beziehen zu können, mußten sie möglichst conservirt werden. Die Leichen wurden daher sorgfältig einbalsamirt, »mumificirt«. Um diese vor Zerstörung zu schützen, wurden sie in felsgehauene Gräber geborgen. Den Machthabern genügte aber dies nicht, und sie sorgten für kolossale, unzerstörbare Grüfte. So entstanden die Pyramiden, deren ganze Anlage den vorgeschwebten Zweck verräth. Dies gilt namentlich von der eigentlichen Gruft im Herzen der Kolosse und von den Dimensionen der Sarkophage, welche größer waren, als der tunnelartige Zugang....

Den Endzweck — Schutz vor Zerstörung der Leiche — haben freilich auch diese Riesengräber nicht zu erfüllen vermocht. Zwar hat man Mumien aufgefunden, so wohlerhalten, daß es scheinbar nur des Lebenshauches bedurfte, um die eingetrockneten und zusammengeschrumpften Formen zu schwellen, den starren Gliedmaßen Bewegung zu geben. Zierliche, vorzüglich erhaltene Hände und Füße, wohlgeformte Gesichtsmasken, unbeschädigte Gewänder, intacter Schmuck: Alles drängt nur die eine Zauberformel auf die Lippen: Erwache! — — Sie sind nicht erwacht, die Heimgegangenen des geheimnißvollen Nil-Thales. Ihre Gräber bargen ihre Ideen, und diese sind nicht in Erfüllung gegangen.... Oder waren es lauter Selige, die in den fernen Regionen des »Alu«, des ägyptischen Elysiums, weilen und der conservirten Körperhülle zu fernerem Erdenwallen nicht mehr bedurften? Keine Geisterstimme antwortet; die Riesengräber im Wüstensande decken selber nur Staub und Verwesung!...

Die Zeit der Erbauung der Pyramiden ist dermalen fast genau festgestellt. Die Pyramide des Chufu (Cheops) datirt aus dem (mittleren) Jahre 3735 v. Ch.; jene des Chafra (Chefrein) aus dem Jahre 3666, jene des Menkera (Mykerinos) aus dem Jahre 3633. Wie man sieht, ist das Bonaparte'sche geflügelte Wort: »Vierzig Jahrhunderte sehen auf euch herab«, von der Forschung stark corrigirt worden, denn selbst über den Scheitel der jüngsten Pyramide waren zu Bonaparte's Zeit (1798) 5431 Jahre, über die beiden anderen 5464, beziehungsweise 5531 Jahre hinweggegangen. Was die Größe dieser Kolosse anbelangt, erfaßt man dieselbe am besten aus Ziffern und Vergleichen. Die Cheops-Pyramide nimmt mit ihrer Basis über 51.000 Geviertmeter Bodenfläche ein; sie ist 137 Meter hoch, könnte also die ganze Peterskirche in sich aufnehmen. Höhe und Basislinie waren ursprünglich um einige Meter größer, doch repräsentirt das vorhandene Mauerwerk noch immer eine Masse von 2,325.000 Kubikmeter, d. h. man könnte mit dem Materiale eine niedere Mauer um den ganzen Aequator herum herstellen. Die Abdachung der Pyramidenfläche ist sehr bedeutend, und zwar so groß, daß die Kugel einer auf der Spitze der Pyramide abgeschossenen Pistole nach vollbrachtem Fluge etwa in halber Höhe auf die Seitenfläche herabfallen würde. Die äußere Bekleidung, welche die Cheops-Pyramide hatte (große Granitplatten), ist im Laufe der Zeit verschleppt worden, so daß jetzt nur große Stufenansätze vorhanden sind. Diese Stufen

sind durchschnittlich 1 Meter hoch und an den meisten Stellen derart zerstört, daß der Aufstieg nur unter großen Beschwerden, stellenweise gar nicht bewirkt werden kann. Die Spitze der Cheops-Pyramide ist abgebröckelt, wodurch sich eine kleine Plattform ergibt, von der aus man eine der großartigsten Fernsichten der Welt genießt.

Die größte Merkwürdigkeit in der Umgebung der Pyramiden ist die weltbekannte große Sphinx. Sie ist älter als die Cheops-Pyramide und sonach das älteste unter allen noch immer aufrechtstehenden Menschenwerken der Welt. Ihre Dimensionen sind in der That kolossal. Der Leib ist 150 Fuß lang und aus dem natürlichen Felsen jenes Plateaus gehauen, auf welchem er sich erhebt. Die Höhe vom Ansatz des (einen ruhenden Löwen darstellenden) Leibes bis zum Scheitel mißt 63 Fuß. Der Umfang des Kopfes wird mit 80 Fuß, die Breite des Gesichts mit 13 Fuß, die Länge des Ohres mit $3^1/_2$, die der (verstümmelten) Nase mit fast 4 Fuß angegeben. Das Antlitz schaut nach Osten, denn die (richtiger der) Sphinx war ein Symbol des Horus, des Sonnen- und Lichtgottes und genoß göttliche Verehrung. Der ganze Koloß steckt tief im Sande und macht einen unheimlichen Eindruck. Die Araber nennen ihn den »Vater des Schreckens« und meinen: »Wer ihm einmal ins Antlitz geschaut hat, vergißt ihn nimmer«. Die Verstümmelung des Kopfes, welche stellenweise sehr bedeutend ist (die Nase fehlt beispielsweise gänzlich), erhöht noch das Abschreckende an diesem gewaltigen Steinbilde.

Wir müssen einstweilen in unseren antiquarischen Mittheilungen abbrechen, und uns außerhalb Kairos in Unter-Aegypten, d. h. im Delta-Gebiete, umsehen. Am besten geschieht dies wohl in Form einer Eisenbahnfahrt nach den Stationen des Suez-Canals und einigen Ausflügen nach den benachbarten Delta-Städten. . . . Die Eisenbahnstrecke zwischen Kairo und Suez ist nur um weniges länger, als jene von Alexandrien nach Kairo. Sie beschreibt einen großen Bogen nach Norden und Osten und durchläuft streckenweise den südlichen Theil der Landschaft Gosen, welche der »Pharao« bekanntlich den Brüdern des biblischen Joseph als Wohnsitz angewiesen hatte. Die Strecke ist arm an Abwechslung und bietet landschaftlich nicht die geringste Zerstreuung. Von Kairo geht es in nordöstlicher Richtung zunächst nach Zakazik, einer ausgedehnten Stadt unweit der Stätte von Bubastis. In Zakazik laufen die Eisenbahnlinien des ganzen Delta-

landes wie in einem Brennpunkte zusammen. Von dem Nilarme, an dem die Stadt liegt, zweigt der sogenannte »Süßwasser-Canal« ab, eine Anlage, welche den Suezcanal-Bauten vorausging, da es die erste Sorge der Unternehmung sein mußte, die Arbeitsstationen am künftigen Schiffahrtscanal mit Trinkwasser zu versehen.

Kurz vor Ismailyah, der Station, welche sich genau in der Längenmitte des Suez-Canals befindet, gelangt in das monotone Bild einige Abwechslung. Unfern des Städtchens erblickt man zum erstenmale den Canal, oder richtiger den


Ismailyah.

von jenem durchzogenen »Timsah-See«. Sein Wasserspiegel contrastirt wunderbar zu dem gelbrothen wüsten Lande ringsum. Nun schwenkt die Bahn südwärts und läuft zum Suez-Canale fast parallel. Bald sind die Westufer der »Bitterseen« erreicht, welche der Canal mitten durchschneidet. An der westlichen Seite treten die Wüstenberge in der Folge hart an die Bahnlinie heran, und werden gegen Süden immer massiger, bis fern am Horizont der röthliche gewaltige Attaka, dessen Ostfuß bereits das rothe Meer netzt, den weiteren landschaftlichen Rahmen abschließt. Noch eine kurze Strecke, und der Zug rollt in den Bahnhof von Suez.

Suez ist kein Landschaftsbild — es ist ein Seebild. Das Wasser, das Meer, ist das Hauptelement und vor ihm tritt jedes andere Detail zurück. Der



Partie vom Gazellen-Fluß (Bahr-el-Ghazal).

Hafen von Suez liegt nicht am Ufer, sondern weit draußen in der See. Ein massiver Steindamm verbindet den »Port Ibrahim« mit Suez und dem Festlande, und auf der Krone dieses Steindammes, der zur Flutzeit wie ein Faden durch die Wasserfläche zieht, laufen die Schienen der Eisenbahn, die auf großartigen Quais enden. Die hier den Schiffahrtscanal begrenzenden, aus Kalkfelsen erbauten Molen mußten 2000 Meter weit ins Meer hinausgeführt



Golf von Suez (Attaka-Bucht).

werden, um die erforderliche Tiefe von 8 Meter bei niedrigstem Wasserstande zu erreichen. Das durch Ausbaggerung gewonnene Erdreich wurde auf der Landzunge, die sich westwärts vom Canal hinaufzieht und während der Flutzeit vom Meere bedeckt ist, aufgeschüttet, theils um an dem südlichen Ende desselben das nöthige Terrain zur Anlegung von Docks zu gewinnen, theils um den früher erwähnten Damm herzustellen. Das auf diese Weise dem Meere abgerungene Land war groß genug, um auf demselben die großartigen Etablissements aufführen zu können. Die beiden Docks sind wegen der Schwankungen

des Meeresniveaus durch Schleußen abgesperrt. Ihnen gegenüber zieht von der südlichen Spitze der Landenge ein Damm nordwestlich, um die Gewalt der Meereswellen zu brechen. Ein zweiter Hafen ist auf der Ostseite des Canals durch einen ähnlichen Damm begrenzt. Der Eingang zu diesem Hafen bildet zugleich den einzigen Eingang zur Lagune von Suez, die seit dem Bestehen des Eisenbahndammes auch zur Flutzeit von der offenen See gänzlich abgeschlossen ist. Der neue Hafen von Suez, der viele Millionen gekostet hat, hat freilich den Uebelstand, daß er wenig Schutz gegen die Winde bietet, welche namentlich während des Winters aus Nubien herüber mit außergewöhnlicher Heftigkeit wehen.

Der Suez-Canal hat eine Länge von 160 Kilometern, sein Fahrwasser ist 8 Meter tief, seine Breite beträgt überall dort, wo er durch Hügel geschnitten ist, 58 Meter, an anderen Stellen 100 Meter, im Menzaleh-See noch mehr; im Rothen Meere wächst sie allmählich bis auf 275 Meter. Die Böschungen der Seitenwände betragen an günstigen Stellen 1 : 2·3, an ungünstigen Stellen 1 : 5; die Sohlenbreite beträgt 27 Meter. Bei Anlage des Canals wurde eine Reihe von Binnenbassins, welche in der Richtung des Isthmus von Meer zu Meer sich erstrecken, in jenen einbezogen. Die südlichsten dieser Becken sind die beiden »Bitterseen«, nördlicher folgt der bereits erwähnte kleine »Timsah-See«, jenseits des felsigen Scheiderückens »El Gisr« der »Ballah-See« und zuletzt, den ganzen Raum bis zu den Dünen des Mittelmeeres einnehmend, der »Menzaleh-See«, der eigentlich ein Strandsee ist. Als der Canal hergestellt wurde, mußte er mitten durch diesen See geführt, d. h. sein Bett durch riesige Dammanlagen begrenzt werden. Das hat die gewaltigsten Anstrengungen gekostet, nachdem die ersten Arbeiten wiederholt vereitelt wurden, und es den Anschein gewann, daß man des Menzaleh-Sees überhaupt nicht Herr werden würde. Seit dem Bestehen des Canales ist die östliche Hälfte des Sees trocken gelegt, was dadurch ermöglicht wurde, daß durch die Anlage des Canals die Speisung dieses Theiles des Sees durch Nilwässer vollständig abgeschnitten wurde.

Auf die näheren Details der Topographie des Canals, seine Baugeschichte u. s. w., können wir hier nicht weiter eingehen. Dem Leser, der sich in dieser Richtung vielleicht orientiren möchte, verweise ich auf die diesbezüglichen ausführlichen Schilderungen und Mittheilungen in meinem Werke »Der Orient«

(pp. 589 bis 602 und LXVII bis LXXIV). Der nördliche Endpunkt des Canals ist Port-Said, eine Stadt, welche bekanntlich dem Canalbau ihre Entstehung verdankt. Sie ist in der That ein aus dem Meere aufgestiegenes Wunder, und ihr Aufschwung noch immer im Zunehmen begriffen. Die Canaleinfahrt vom Mittelmeere her war ursprünglich ein Verbindungscanal zwischen der Hohen See und dem Menzalehsee, von flachen Laguneninseln begrenzt, deren westliche nun die Stadt Port Said trägt. Sie bietet durch ihre Lage auf der schmalen und flachen Insel, mit ihren tiefsandigen Straßen, mit ihren meist hölzernen, auf Pfählen erbauten Häusern, einen freundlichen Anblick. Bevor der bereits erwähnte Süßwassercanal fertig war, mußte das Trinkwasser für die Bewohner auf Barken von Matariyeh, am gegenüberliegenden Ufer des Menzalehsees aus, zugeführt, und falls dies wegen widriger Winde oder aus vielen anderen Gründen unmöglich war, durch Destillation des Seewassers, beschafft werden, zu welchem Zwecke eine Maschine mit drei Dampfkesseln diente, die täglich bis zu 20.000 Liter Trinkwasser zu liefern vermochte. Heute ist Port Said eine Stadt von fast 12.000 Bewohnern; ihren Mittelpunkt bildet die Place Lesseps mit Gartenanlagen und einem Pavillon, in welchem zeitweilig eine Militärkapelle concertirt.

Das weitaus Interessanteste, was man in Port Said sehen kann, sind die Hafenanlagen. Der Hafen führt die Bezeichnung »Grand bassin Ismail« und besteht aus mehreren Abschnitten. Ihnen gegenüber, am Ostufer des Canals, befinden sich die Werkstätten und andere Baulichkeiten der Canal-Gesellschaft. Prachtvolle Bauten sind die gewaltigen Molen, welche die Einfahrt des Canals begrenzen. Diese Wellenbrecher gehören in der That zu den großartigsten Schöpfungen des Suezcanals. Sie bestehen aus künstlichen Steinblöcken, die regellos übereinander liegen. Jeder dieser Blöcke besteht aus hydraulischem Kalk und Wüstensand, mißt 10 Kubikmeter, wiegt 20.000 Kilogramm und kostete circa 400 Francs. Kalk, Sand und die entsprechende Menge Wasser wurden mittelst einer Maschine gemischt und in starke Holzkisten von dem angegebenen Rauminhalte gegossen. Auf diese Weise wurden täglich ungefähr 30 solcher Blöcke künstlich hergestellt. Nach wenigen Tagen war die Mischung hart, doch ließ man sie sechs Wochen in der Kiste, und nach Entfernung der letzteren noch etwa ebenso lange freistehen, wodurch sie Felsenfestigkeit erlangte. Um die fertigen Blöcke an den Ort

ihrer Bestimmung zu bringen, war über die Holzkisten, die einen großen Platz bedeckten, ein Schienengeleise gelegt, auf welchem ein Krahn mit Hilfe einer Locomobile an jeden beliebigen Punkt befördert werden konnte. Der Krahn hob die Blöcke empor und trug sie an das Boot, wo sie zu zwei oder drei auf einer schiefen Ebene durch Hemmblöcke befestigt wurden. Das Boot führte sie an Ort und Stelle, man entfernte die Hemmblöcke, und nun setzte sich die 20.000 Kilogramm schwere Masse in Bewegung, glitt auf der schrägen Fläche mit zunehmender Geschwindigkeit hinab, so daß die Balken zersplitterten und Flammen aufschlugen, sauste über den Bord des Bootes mit gewaltigem Schlag ins Wasser und sank in die Tiefe. Wie sie fielen, blieben diese Blöcke liegen und thürmten sich allmählich übereinander empor, bis endlich ein an Bord eines Dampfschiffes befindlicher Krahn die letzten, das Wasser etwas überragenden Schichten darauf niederlegte. Die Molen gleichen daher einem gewaltigen Siebe, durch welches das andringende Wasser unbehindert strömen kann. Im Ganzen wurden 25.000 Blöcke im Werte von circa 10 Millionen Francs verwendet.

Wenn wir im Nildelta Umschau halten, stoßen wir noch auf eine größere Stadt, die wir nicht übergehen können. Es ist dies Damiette, die Hauptstadt des Gebietes des Menzalehsees. Von Kairo aus geht die Fahrt nach Damiette auf der bekannten Deltaroute bis Tanta (s. S. 474). Hier ist die Abzweigung der Bahn, die Linie nach Alexandrien zieht westwärts, setzt über den westlichen großen Nilarm (oder »Nil von Rosette«) und erreicht über Damanhur Alexandrien. Die Linie nach Damiette wendet sich von Tanta nordostwärts und gelangt bei Mehallet-el-Kebir an den östlichen Nilarm, dem entlang sie über El Mansura und Schirban bis Damiette verläuft. Die Stadt ist ohne Merkwürdigkeit und macht einen nüchternen Eindruck, ist aber von historischem Interesse, namentlich der Rolle wegen, die sie zur Zeit der Kreuzzüge spielte. Man sieht noch alte Mauern, und manches Bauwerk datirt seine Entstehung viele Jahrhunderte zurück. Von größerem Interesse als die Stadt ist ihre Nachbarschaft — der Menzalehsee — jenes ausgedehnte brackische Binnengewässer, das einen bedeutenden Flächenraum zwischen dem östlichen Nilarm und dem Suezcanal, zwischen dem Mittelmeere und dem Culturlande im Nordosten von Zagazig einnimmt. Wo heute dieser See flutet, befand sich vor Alters ein ungemein

ergiebiges Culturland und lag die prächtige Isisstadt Tanis, deren Trümmer und Reste man heute auf einem Eilande mitten in der Wasserwildniß findet.

Die Verbindung zwischen dem Binnensee und dem Meere ist durch zwei Durchbruchsstellen in den Gestadedünen — vordem die »mendesische« und »tanitische« Mündung des Nil — hergestellt. Die größte Merkwürdigkeit des Sees sind seine ungeheueren Mengen von Vogelwild. Schaaren von Pelikanen, Flamingos und Nilgänsen tummeln sich auf der schillernden, scheinbar unbegrenzten Wasserfläche. Bald füllen sie die Rohrwälder am Saume der zahlreichen Inseln, bald schwimmen sie in geschlossenen Colonnen über die glatte Wasserbahn, oder erheben sich in die Lüfte, Wolken bildend, die die Sonne verdüstern. Besonders in den ersten Morgenstunden, wenn die Dämmerung über die hohen Dämme des Suezcanals hereinbricht, wird es lebendig in den schilfbewachsenen Schlupfwinkeln des Menzalehsees. Das Wasser dampft und im röthlichen Nebel, der über die Lagunen flattert, blitzen die weißen Fittige der Möwen und Pelikane auf. Dann geräth das ganze Wasserbild in Bewegung, und eine Musik, wie von Millionen Pfeifen und schnarrenden Blasinstrumenten ertönt. Ueberall plapperts und klapperts, es rauscht im Dickicht oder in der Höhe, wo Silberreiher im Dreiecke hinüber und herüber ziehen, oder unzählige Nilgänse auf Streifung begriffen sind.

Mit diesem letzten lebensvollen Bilde nehmen wir Abschied von Unterägypten und treten nun unsere Fahrt auf dem gewaltigen Nil stromauf an. Wir können freilich nicht daran denken, ein erschöpfendes Gemälde von jener großartigen »historischen Landschaft« zu geben, in welcher unzählige Denkmäler einen Kranz der hehrsten Erinnerungen aus der Geschichte der Menschheit um die stillen verödeten Ufer des »himmelentsprossenen Nil« schlingen. Aber die vorzüglichsten Etapen auf dieser unvergleichlichen Fahrt wollen wir flüchtig festhalten und hieran Bemerkungen knüpfen, welche in großen Zügen das Verständniß für die Bedeutung derselben vermitteln.

Streift man auf einer Nilfahrt alle historischen Eindrücke ab und beschäftigt sich einzig nur mit dem Strombilde, so wird man alsbald die Bemerkung machen, wie einförmig das Nilthal auf weiten Strecken ist. Einförmig zumeist in den Formen der den Strom auf beiden Seiten begleitenden Gebirgszüge, die bald am östlichen, bald am westlichen Ufer näher herantreten; einförmig in gleicher

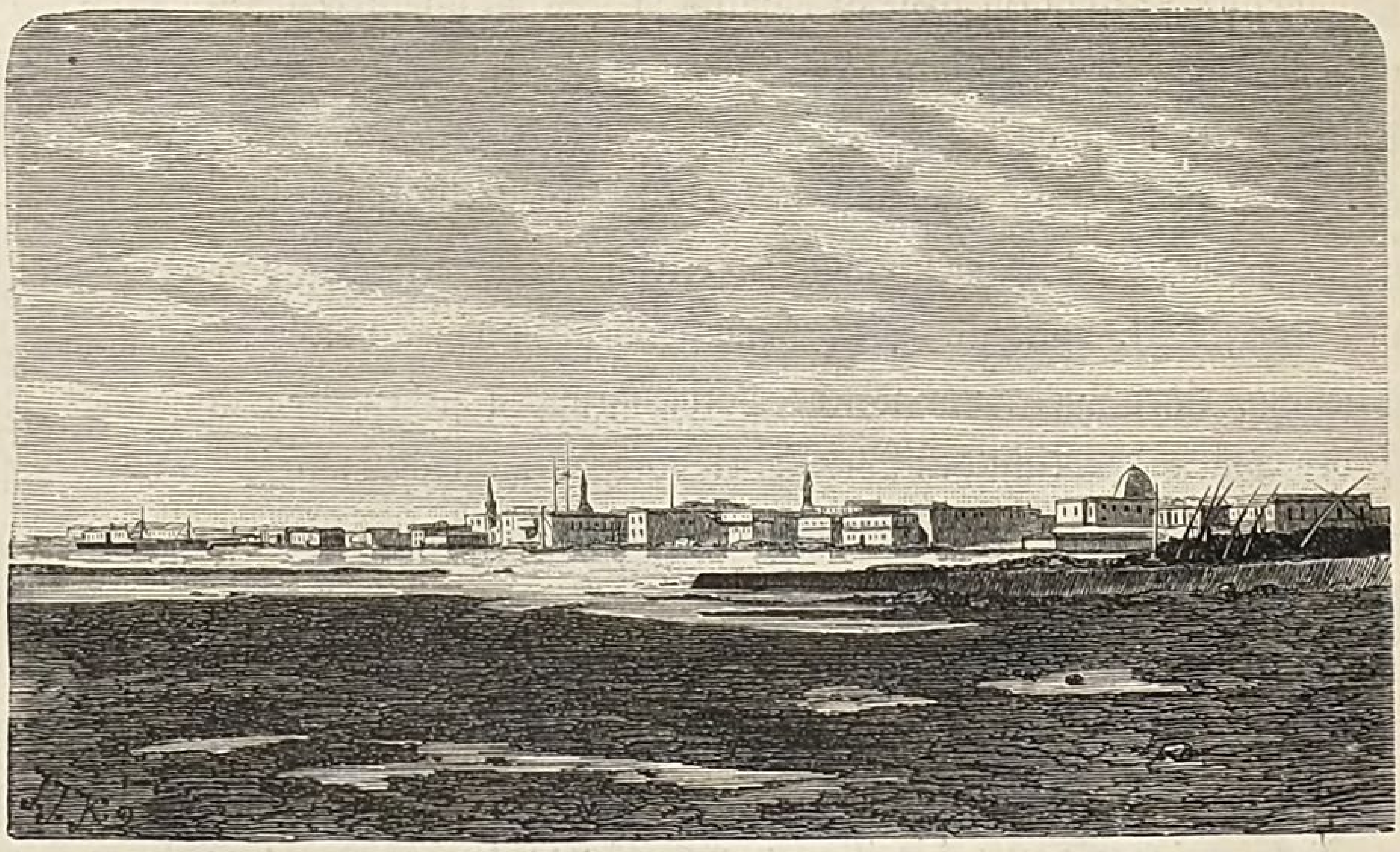
Weise auch in Bezug auf das bebaute Uferland und einförmig nicht minder in Betreff der uns zur Rechten und zur Linken begegnenden Ortschaften. Es sind immer dieselben erdfarbenen, aus lufttrockenen Nilschlamm-Ziegeln aufgeführten Hütten, da und dort begraben im Grün der Palmen, Sycomoren und Mimosen, aus denen dann gewöhnlich ein schlankes Minaret oder deren mehrere, und die zumeist dem oberen Stockwerk der Wohnungen aufgesetzten, thurmförmigen Taubenkobel sichtbar sind. Dorfschaft oder Stadt: eine sieht immer aus wie die andere. Gleichwohl ist dieses Thal ein herrliches Stück Erde, trotz aller Einförmigkeit eine im überraschendsten Contrast von der angrenzenden Wüste sich abhebende Landschaft, die namentlich dann, wenn der Lichtglanz der kommenden oder scheidenden Sonne glühende Farbenpracht über sie breitet, in wahrhaft entzückender Schönheit strahlt. Zwischen den röthlichgrauen Mauern der das Thal einfassenden Wüstengebirge ein frischer grüner Garten, zwischen todtem Sand und öden Felsen eine Leben athmende Oase, die, den größten Theil des Jahres in üppiger Vegetation prangend, bei nur einigermaßen sorgsamer Bearbeitung, ihren Bewohnern eine zwei- bis dreimalige Jahresernte sichert. Und mitten durch dieses liebliche, fruchtbare Thal zieht jene einzig in ihrer Art dastehende, seit Jahrtausenden benützte Straße: der majestätisch dahingleitende Nilstrom!

Man weiß allgemein, welche Wechselwirkungen zwischen dem gewaltigen Strome und dem eigenartigen Volke der alten Aegypter bestanden, wie jener allenthalben mächtigen Einfluß ausübte, wie er in dem von ihm der Wüste abgerungenen Gebiete nicht blos in materieller Hinsicht allezeit der treue Ernährer geblieben, sondern wie er auch die geistige Ausbildung und das sociale Werden und Wachsen der an seinen Ufern angesiedelten Bewohner so unverkennbar beeinflußt hat. Die Natur eines Landes ist ja stets mehr oder weniger von Einfluß auf die Ausbildung besonderer Eigenheiten seiner Bewohner; in Aegypten jedoch war dies in so hohem Grade der Fall, wie wir in gleicher Weise in keinem anderen Lande das wiederfinden, und vorzugsweise war es dort der so merkwürdige Strom, welcher in seiner Eigenart den Anstoß zu jenen hervorragenden Leistungen gegeben, die die alten Aegypter zu dem bedeutendsten Culturvolke des frühesten Alterthums machten und diesen Ehrenrang durch Jahrtausende sie behaupten ließen.

Längs des Nil, und zwar an seinem linken Ufer, zieht bis Siut eine Eisenbahn, welche 400 Kilometer lang ist. Wenn uns eine Fahrt auf dieser »oberägyptischen Bahn« anziehen sollte, wäre es nur des seltsamen Contrastes wegen, der sich hiebei zwischen dem modernen Verkehrsmittel und der vermoderten alten Culturwelt von selber ergibt. Manche der Stationen ladet überdies zum Verweilen, so beispielsweise gleich auf der ersten Theilstrecke Bedraschen, der Station für den Besuch der denkwürdigen Stätte von Memphis. Nichts stimmt wehmüthiger auf ägyptischem Boden, als die Localität, wo Aegyptens älteste Residenz gestanden. Sie ist nämlich so spurlos vom Erdboden verschwunden, daß man kaum ihren einstigen Bereich zu erkennen vermag. Von der genannten Station reitet man auf einem Damme westwärts zum Dorfe Rahine hinüber. Auf diesem Wege stößt man auf das einzige Denkzeichen der uralten Metropole, auf ein gestürztes, dermalen kaum zu erkennendes Steinbild, das eine Kolossalfigur Ramses' II. vorstellt. Die Felsmasse liegt in einer von Wasser ausgefüllten Vertiefung, einer Lache, um welche Palmengruppen stehen. Wie einsam ists hier, auf der Stätte der einstigen Weltstadt! Nur Palmenwald und Durrahfelder und einige Fellahhütten!... Wohl ist der Anblick feenhaft schön, wenn man vom Strome aus nordwärts zurückblickt und der Citadelle von Kairo ansichtig wird, jener hochragenden Moscheekuppel zwischen rohrschlanken Minarets im goldenen Duft. Aber wie imposant mochte Memphis gewesen sein, da es noch vollständig war, d. h. sieben Wegstunden im Umfange hatte. An seinen Quaderdämmen lag Barke an Barke, um die Ballen und Krüge aus Süden und Norden auszuladen. In den Gassen zwischen hohen Häusern und aus deren unteren Räumen hervor lärmte das ägyptische Gewerbsleben, wie es ähnlich laut und rührig heute wohl nur in Neapel zu sehen ist. Die Figuren in den Wandgemälden, wo die Aegypter mit auffallender Vorliebe ihre eigene Arbeitslust abbildeten, schreien allerdings nicht und ihre Mumien bleiben ewig stumm; aber wir wissen, wie lebhaft die lebendigen Aegypter sich zu äußern pflegten.

Mitten aus dem Volksgewühl ragten granitene Königskolosse, hohe Tempelpforten und ragte eine großartige Burg, welche ein Drittel der Stadt einnahm. In ihr lag der große Ptah-Tempel, das älteste Heiligthum des Reiches. Die Stelle dieses Tempels müssen wir uns in der unmittelbaren Nachbarschaft jenes gestürzten Kolosses denken. Nicht ein Steinchen ist von dem großartigen

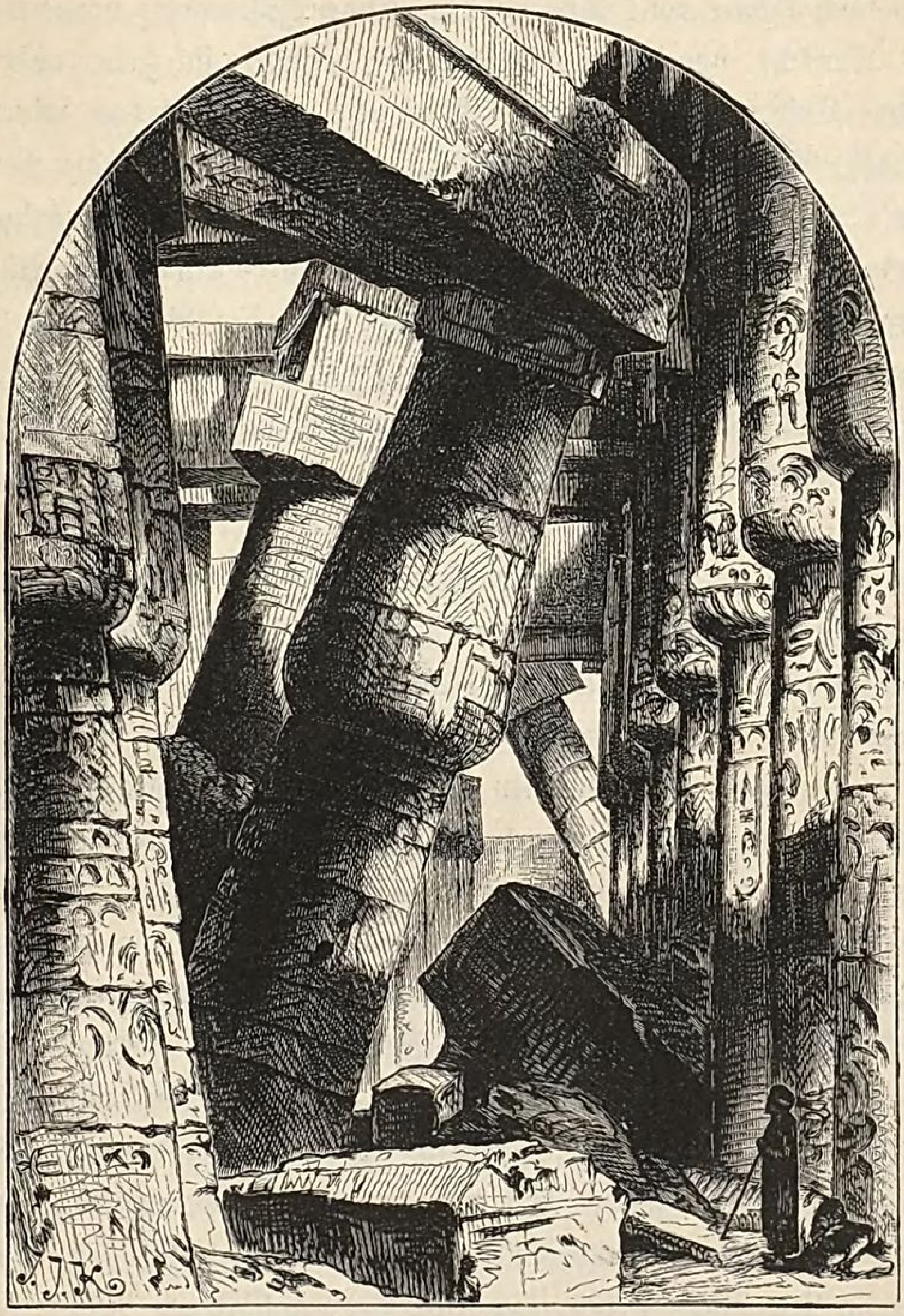
Gotteshause zu sehen, woran die Pharaonen Jahrtausende lang fortgebaut.... Wenn man das alte Memphis in seiner ganzen Ausdehnung durchmessen hatte, bis zu dem See, den Palmen- und Mimosenhainen im Westen, und wenn man dort einer Hochstraße in die Wüste hinaus folgte, da erblickte man bis in blau-duftige Ferne nach Nord und Süd die Pyramidengruppen und Grabdenkmäler der Könige der memphytischen Dynastien. Gerade so ist es heute der Fall. Reitet man über die Einsenkung, in welcher der Ramseskoloß liegt, hinweg, so hat man eine langgestreckte Pyramidenreihe vor sich, deren merkwürdigste die



Suez.

»Stufenpyramide« von Sakkara ist. Wenn es wahr sein sollte, daß diese Pyramide von dem Könige Urnephes I. erbaut worden ist, dann wäre nicht die große Sphinx bei Dschizeh, sondern die Stufenpyramide das älteste, noch immer aufrechtstehende Bauwerk der Welt. Ihr Alter betrüge diesfalls die Kleinigkeit von 6000 Jahren! Die Pyramide hat sechs stufenförmig ansetzende Etagen, von denen jedoch gegenwärtig, da das Ganze tief im Wüstensande steckt, nur fünf über der Bodenoberfläche ragen.... Im Westen der Pyramide, jenseits eines wüsten und trümmerbesäeten Feldes, liegen die berühmten Apisgräber, welche bekanntlich der Aegyptologe Mariette aufgedeckt hat. Man weiß, daß die altägyptischen Priester in den »Apis-Stieren« eine Incarnation des Osiris

erblickten. Jeder derselben mußte von schwarzer Farbe sein, mit einem weißen Dreieck auf der Stirne und weißen, adlerförmigen Flecken auf dem Rücken. Seinen Aufenthalt hatte das hochverehrte Thier in Memphis und zwar in einem Säulenhof



Säulensaal zu Karnak.

zunächst des Ptah-Tempels. Begraben wurden die Stiere in einem besonderen Mausoleum, welches man eben in jenen »Apisgräbern« wiedergefunden hat. Steigt man in den dunklen unterirdischen Gang, so öffnen sich zu beiden Seiten

größere Nischen, in welchen die gewaltigen Sarkophage der Apis-Stiere stehen. Als Mariette seinerzeit das »Serapeum« entdeckt hatte, fand er in einigen Sarkophagen sogar noch die reich mit Goldschmuck versehenen Stiermumien. Es sind heute noch immer zwei Dutzend der riesigen Steinsärge vorhanden.

Im Bereiche von Memphis-Sakkara befindet sich ein anderes hochinteressantes Object, die sogenannte Mastaba des Ti, das wichtigste und merkwürdigste Grab aus dem älteren Reiche. Es ist weniger die Persönlichkeit desjenigen, der einst hier beigesetzt wurde (Ti war ein Würdenträger in der Zeit der V. Dynastie), dem unser Interesse gilt, als vielmehr der Bilderschmuck in den arg verwüsteten Räumen. Im Vorhof, in der Pfeilerhalle (nun ohne Decke), sowie in den beiden Corridoren und im Hauptgemache finden sich nämlich herrliche, auf das Leben und Treiben der Aegypter in jener Zeit Bezug nehmende Darstellungen in bemalten Flachreliefs, welche von unschätzbarem culturgeschichtlichen Werte sind.

Von einer der nächsten Stationen der Nilthalbahn aus könnten wir den Ausflug nach Fayun, einer Culturoase im Westen des Nil, bewirken. Wo heute das Hauptstädtchen dieses Gebietes, El Medineh, sich erhebt, stand einst das glänzende Arsinoë, eine der berühmtesten Städte des alten Reiches. Zwischen dem von grünen Feldern gesäumten Nilstrome und dem engeren Gebiete von El Medineh erheben sich kahle Hügel mit dem merkwürdigen Trümmersturze des Labyrinth, von dessen zusammengestürztem Mauerwerk man in die Oase mit ihren zahlreichen glitzernden Wasseradern hinabblickt. Die Oase selbst schließt im Westen mit einem ansehnlichen See ab, in welchem einige öde Felseilande liegen. Dahinter steigen die nackten Berge der Wüste empor.... Am Strome weiter folgt nun eine Reihe von Ortschaften, die von geringerem Interesse sind. Zunächst Beni Suef, dann Abu Girge, Scheich-el-Falt. Der letztere Ort ist insoferne merkwürdig, als man in jenem Bereiche zahlreiche Hundemumien gefunden hat. Unweit hievon tritt die gewaltige Kalksteinmasse des Dschebel-et-Ter an den Strom heran. Die Bahn zieht in scharfen Curven hart am Nilufer dahin und gelangt zunächst nach Samallut, dessen weißes Minaret weithin sichtbar ist. Drüben am schroffen Abhange des Dschebel-et-Ter hängt hart an der breiten Gipfelfläche das Koptenkloster der »Jungfrau Maria«. Weiter folgt Minye, ein Stück moderne Welt in dem Riesensarkophage des Nilthales: eine prächtige

vicekönigliche Villa, Fabriksschlote und sogar ein griechisches Restaurant — alles von dem regen Leben des netten und freundlichen Städtchens umflutet. Dann folgt eine langgestreckte, dörferlose Culturebene, und linker Hand (auf der arabischen Uferseite) ein stilles Thal mit einer Höhe dahinter, jener von Beni-hassan, wo sich die berühmten »Felsengräber« befinden.

Nur wenige Minuten schneidet die Kammhöhe des Uferberges unseren Horizont, dann ist auch diese Scenerie unseren Blicken entrückt. Plötzlich schimmert der Nil herüber; die Bahn zieht hart am Strome hin und gelangt nun zu dem hervorragenden Fabriksorte Roda. In Aegypten, wo es so viel zu denken, zu reflectiren gibt, wo die Zeugen des grauen Alterthums und die Zeichen der modernen Zeit fast immer unvermittelt nebeneinander liegen, muß die Phantasie des Reisenden jederzeit auf die gewaltigsten Sprünge in Raum und Zeit gefaßt sein. So auch hier. Gegenüber dem Fabriksorte, dort, wo die Kalkhänge des Ufers ihre Schatten in den breiten Strom werfen, hatte Antinous, der Liebling des Kaisers Hadrian, jenes rührende Opfer gebracht, das erst neuerdings ein berühmter Aegyptologe und nicht minder berühmter Romanschriftsteller in einer farbenreichen Erzählung poetisch verklärt vorgeführt hat. Bekanntlich hatte sich der »schöne Bithynier« in den Strom gestürzt, um ein Unheil abzuwenden, das laut eines Orakels den Kaiser ereilen sollte.

Hadrian aber, ebenso dankbar, als baulustig, ließ auf jener Stelle eine Stadt erbauen — Antinoë — deren Trümmer man vom Stationsplatze von Roda aus sieht.

Wir setzen unsere Reise fort. Es geht nun durch breites Culturland nach Monfalut, dem in kurzer Zeit Siut, der Endpunkt der Bahn, folgt. Von hier ab schiffen wir auf einer der zahlreichen Dahabyen (Nilboote), welche den Verkehr vermitteln, stromauf. Daß eine solche Bootfahrt weitaus reizvoller, als jene im Coupé, liegt auf der Hand. Das Thal erweitert sich zu großer Breite und überall schimmert prächtiges Grün längs der mehr oder minder hohen und steilen Ufer. Die Garteninseln werden zahlreicher, die Baumgruppen üppiger, zumal wo sie Dörfer umrahmen. Da und dort knarren die hohen Schöpfräder, und um hohe, zinnengekrönte Thürme schwärmen förmliche Wolken von Tauben. Neugierig drängen Fellachen mit Weib und Kind nach dem Strome und geben so malerische, zum Strombild harmonisch wirkende Staffagen ab. Die Kinder

sind meist splitternackt, die Männer oft nur mit Lendenschurz oder leichtem Ueberwurfe, die Weiber mit dem charakteristischen blauen Hemde bekleidet. Erquickender als alles ist aber die balsamische Luft — ein wahrer Paradieses-Athem. Wenn man sie in vollen Zügen einschlürft, begreift man erst, wie sehr die Heilbedürftigen Recht haben, wenn sie den heimatlichen Comfort und den Reizungen des Culturlebens Valet sagen, um unter dem Himmel Oberägyptens, unter fremden Menschen und fremdartigen, auf die Dauer ganz gewiß lästigen Verhältnissen, den einen oder anderen Winter zu verbringen. Während daheim der Schnee auf Häuser und Fluren lastet, der kalte Straßendampf den Fußgänger umweht, und dem Fahrenden die Füße starr werden, lächelt im Nilthale ein Tag wie der andere golden herab, leuchtet der Himmel strahlenverklärt und weht die stärkende Wüstenluft neue Lebenskraft in den Körper des Siechen.

Unsere nächsten Stationen — die kleineren abgerechnet — sind Girge, unweit der Ruinen von Abydos, dessen »Memnonium« und Osiris-Tempel zu den bedeutsamsten Denkmälern Aegyptens zählen; ferner Kene, die Heimat der »Ghawazies«, der ägyptischen Bajaderen und der Zugangspunkt zu dem berühmten, großen Hator-Tempel von Dendera.... Endlich, wo das Thal zu einer breiten Ebene wird, entrollen sich rechts und links die gelben Gruppen der Ammonstadt Theben. Meilenweit auseinander gelegen, bezeichnen sie den Umfang, den die hochgebaute, längst wieder in Fruchtfeld aufgelöste Stadt einst gehabt hat. Rechts, auf der Westseite, wo das Wüstengebirge sich weniger weit zurückzieht, steht ein ganzer Kranz von Tempeln am Fuße des Gebirges. Es sind meist Erinnerungstempel für Könige, die jenseits dieser vorderen Gebirgswand in unterirdischen, nun wieder zugänglichen Grabpalästen beigesetzt waren. Der Strom des Verkehres in der ägyptischen Hauptstadt ging von Ufer zu Ufer über den Strom hinweg und zwar auf der Hauptstraße, deren Richtung jetzt noch durch zwei sitzende Riesenbilder des Königs Amenophis III. erkannt wird. Die zwei Kolosse — die »Memnonsstatuen — sitzen jetzt mitten im Feld und haben die drei Jahreszeiten, der Dürre, der Ueberschwemmung und des Grüns bereits manchesmal wechseln sehen, seit die Stadt verschwunden und das altägyptische Leben sich nicht mehr zwischen ihren Fußgestellen drängt. Der eine dieser Kolosse wurde trotz des anfänglichen Protestes der ägyptischen Priester zum wunderbar klingenden »Memnon« der Griechen und Römer.

Aus verschiedenen Inschriften geht übrigens unzweifelhaft hervor, daß einer der Kolosse thatsächlich bei Sonnenaufgang — nach welcher Richtung beide sehen — zu »tönen« pflegte, und zwar war es derjenige, der oben einen mächtigen Spalt hatte. Als die Wiederherstellung (in spätrömischer Zeit) erfolgt war, verlor das Standbild die Eigenschaft zu tönen, woraus hervorgeht, daß nur das Vorhandensein jenes Spaltes die Ursache des Phänomens war. Der während der Nacht stark abgekühlte und thaufeuchte Stein konnte, ohne daß es deshalb einer Wunder-Erscheinung bedurfte, durch plötzliche Ausdehnung in Folge der Hitze, wohl Töne von sich geben, woraus die Mythe von dem aus Aethiopien stammenden Memnon entstand, der seine Mutter Eos (die Morgenröthe) bei ihrem Erscheinen mit süßem Klagelaute begrüßte. . . .

Wir steigen bei Luksor ans Land. Der Ort ist unbedeutend. Seit jüngster Zeit freilich hat der Culturfortschritt auch auf dieser entlegenen Reisestation verkörperten Ausdruck in einem großen Fremdenhôtel erhalten, das programmmäßige Absteigquartier der europäischen Nilausflügler. Was den Ort merkwürdig macht, ist der nach ihm benannte große Tempel, um den sich im alten Theben offenbar die Hafenstadt gruppirte. Deren Reste mögen unter den mächtigen Hügeln begraben liegen. Wenn wir vom Nil aufsteigen, werden unsere Augen verwirrt von der Menge von Pylonen, Obelisken, Kolossen und Säulen. Von der ersten Thorbastion dieses Ammonstempels standen zwei von Ramses II. errichtete Obelisken, von denen der kleinere im Jahre 1830 nach Paris wanderte, wo er die Place de la Concorde schmückt. Seine Fortschaffung und Neuaufstellung hat einen Kostenaufwand von 3 Millionen Francs verursacht. Tritt man durch die Thorbastion in den Hof, so hat man ein eigenthümliches Bild vor sich. Ganz Luksor liegt zwischen den Tempelresten, ein Theil sogar auf dem Dache der rückwärts an den ersten Hof schließenden Bauten. Durch eine zweite Thorbastion gelangt man in eine Allee von sieben Säulenpaaren, deren Höhe etwa 45 Fuß, die Dicke der einzelnen Schäfte 9 Fuß beträgt. Einen orientirenden Gesammtüberblick gestattet der Tempel nicht. Nur die ungeheure Längenausdehnung ist leicht zu überblicken, und zwar vom Strome aus.

Tritt man aus dem Tempel wieder ins Freie, so hat man ein prächtiges, sonndurchleuchtetes Bild vor sich, mit einigem Grün dazwischen und dem majestätischen Nilstrome im Mittelgrunde, an den sich westwärts die thebanische Ebene mit

den Resten der einstigen »Todtenstadt« anschließt. Näher als diese liegt uns vorläufig Karnak, der Glanzpunkt von Theben; denn überwältigender als alles — Memnonskolosse und Höhlenlabyrinthe — ist hier der große Ammonstempel mit seinem überwältigend grandiosen »hypostylen Saale«. Um von diesem imposantesten Denkmale aller Zeiten möglichst viel zu sagen, müssen wir uns jeder Beschreibung enthalten und nur Daten anführen. Der Ammonstempel von Karnak besteht aus Bauwerken aus verschiedener Zeit, und zwar beträgt der Abstand zwischen der Errichtung des ältesten und jüngsten Bauwerkes nicht weniger als 2000 Jahre! Ein einheitlicher Plan ist nicht zu erkennen und ein orientirender Gesammtüberblick nicht zu gewinnen. Die einzelnen Abschnitte sind: der Hauptpylon, der noch immer eine Länge von 110 Meter, eine Höhe von 43 Meter hat; der große Vorhof des Ramses II., mit Nebenbauten Ramses' III. und Menephtah's; der zweite Pylon mit einer Kolossalfigur Ramses II. und dahinter der riesenhafte hypostyle Saal mit 134 aufrechtstehenden kolossalen Säulen, von denen die größten 21 Meter Höhe und 10 Meter Umfang aufweisen. Die Deckplatten und Architraven stehen nur mehr zum Theile, einige Säulen neigen sich zum Sturze. Dieses Wunderwerk der altägyptischen Architektur wurde von Ramses I. begonnen, von Seti I. fortgesetzt und von Ramses II. vollendet. Der Saal mißt 100 Meter in der Breite und 50 Meter in der Tiefe.

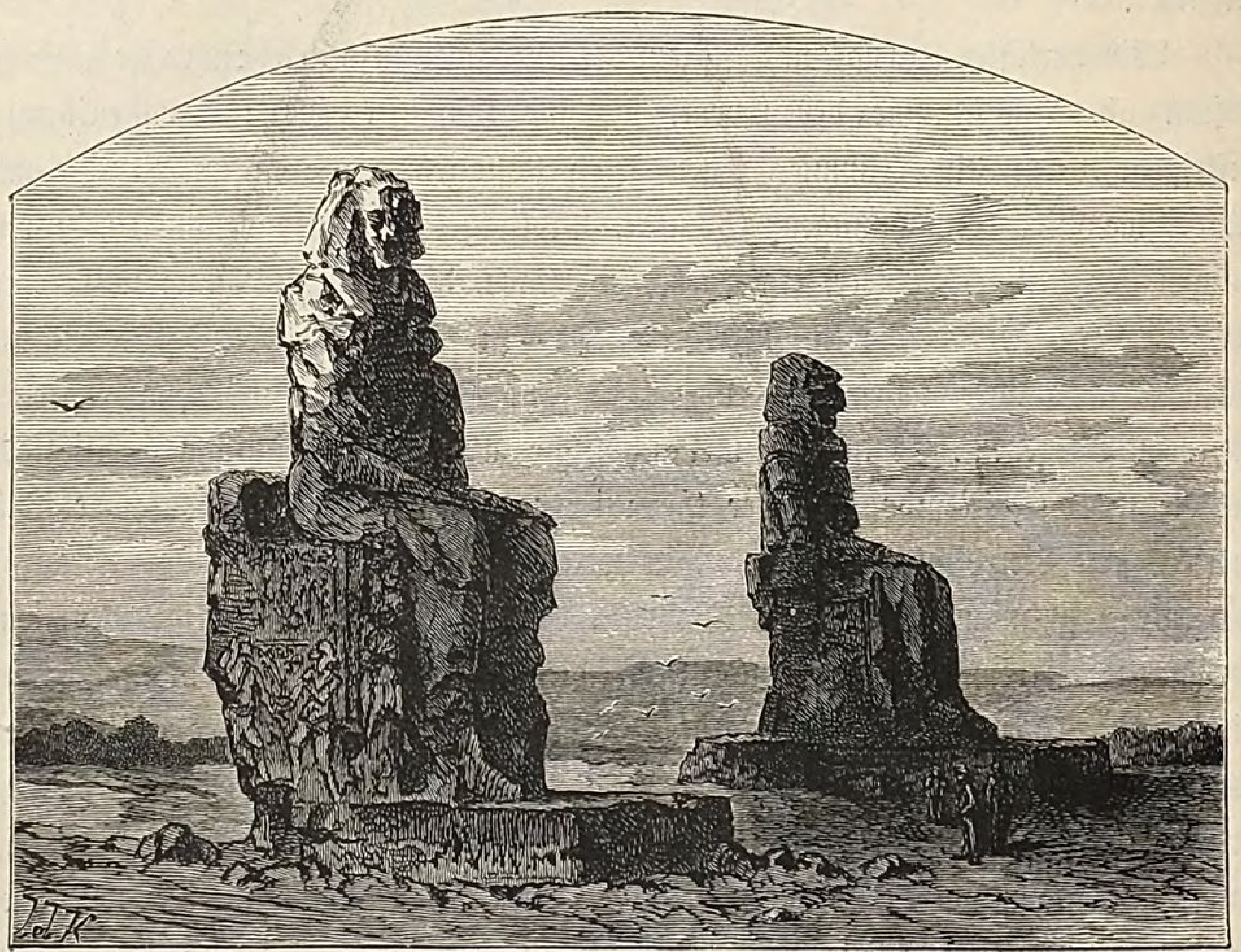
Neben dem hypostylen Saale treten die übrigen Bauwerke des großen Ammonstempels ganz in den Hintergrund. Wir erwähnen noch den vollständig in Trümmern liegenden dritten Pylon Amenhoteps' III., den Obelisken Totmes' I., den zerstörten vierten Pylon, das Sanctuarium und hieran schließenden Säulenreste der ältesten, von Usortesen errichteten Tempelanlagen. Ganz am Ende, mit Schuttfeld dazwischen, liegt der große Pfeilersaal Totmes' III. mit 20 Säulen und 32 Pfeilern nebst Deckbalken, die aber vielfach eingestürzt sind. Ringsum schließen zahlreiche Nebenräume und Säulenhallen mit zum Theile interessanten Sculpturen und Malereien. Der »nördliche Tempelbezirk« ist minder interessant, als der »mittlere«. Der »südliche Tempelbezirk« steht mit diesem durch eine Allee von stark zerstörten Sphinxen in Verbindung und enthält unter anderem den Muth-Tempel mit den löwenköpfigen Statuen der Göttin Pacht im Kranze um einen kleinen See: schwarze Granitkolosse von unheimlichem Aussehen, namentlich in stillen Mondnächten.... Grabesruhe brütet ringsum, nur ab und

zu knistert es geheimnißvoll im Trümmersturz, den die leisen Flügelschläge des Wüstenwindes umfächeln. Dann scheinen auch die Götzenbilder sich zu beleben. Doch ist das nur Täuschung. Starr und regungslos blicken sie auf den silbern bethauten Teichspiegel herab. Das seltsame Gewinsel rührt von einer Hyäne, die in der Nähe nach Beute fahndet, her, und wenn dazwischen grelles Gekläff sich vernehmen läßt, sind dies keine Unterweltsstimmen, sondern Lockrufe der — Schakale.

Wir verlassen Karnak und statten der thebanischen Todtenstadt unseren Besuch ab. Am Saume der Ebene, wo die libyschen Berge terrassenförmig ansteigen, liegen die Trümmer jener Tempelanlagen, die einst im Vereine mit zahlreichen Priesterwohnungen, Schulen, Bibliotheken, Balsamirhäusern, Wohnungen der heiligen Thiere, Kasernen, Herbergen, die heiligen Haine und Seen nicht zu vergessen — die linksuferige Stadt von Theben bildeten. Die eigentlichen Gräber aber lagen und liegen in den Felshängen und Thälern jener libyschen Berge.... Es ist eine melancholische, aber unvergleichliche Oertlichkeit, wo die stolzen »Memnonien« der thebanischen Könige standen. Seltsamer noch muthen jene Nekropolen selber an, in welchen die Geheimnisse eines Titanengeschlechtes schlummern. Von dort wurden Jahrzehnte lang unzählige Mumienschreine mit ihrem seltsamen Inhalte in die Welt hinausgesendet: buntbemalte Kisten aus Sycomoren- oder Cedernholz mit phantastischen Todtengestalten, deren goldbemalte Gesichter und Krystallaugen wie aus einer unenträthselten fernen Welt auf die Gräberschänder blickten. Aus jenen Gräberstellen hatte Venedig für seine Alchymisten schon im Mittelalter ganze Schiffsladungen bezogen. Der Handel mit Mumien, sowie mit dem übrigen seltsamen Spielzeug von Glasfiguren, Käfern, Siegeln, Schmuckfragmenten und vergoldeten Mumienfüßen blühte namentlich vor Mohamed Ali. Dieser aber hatte den Antiquitätenhandel zum Staatsmonopol gemacht und das Geschäft verwandelte sich in eine nicht ganz ungefährliche Contrebande und sank nach und nach zu einem Detailschacher von geringer Bedeutung herab.

Die Denkmäler der thebanischen Todtenstadt scheiden sich in mehrere Gruppen. Die erste derselben bezeichnen die früher erwähnten Memnonskolosse; die zweite befindet sich bei dem Koptendorfe Medinet Habu, mit einem Tempel und dem Memnonium Ramses' III. Es folgen die »Gräber der

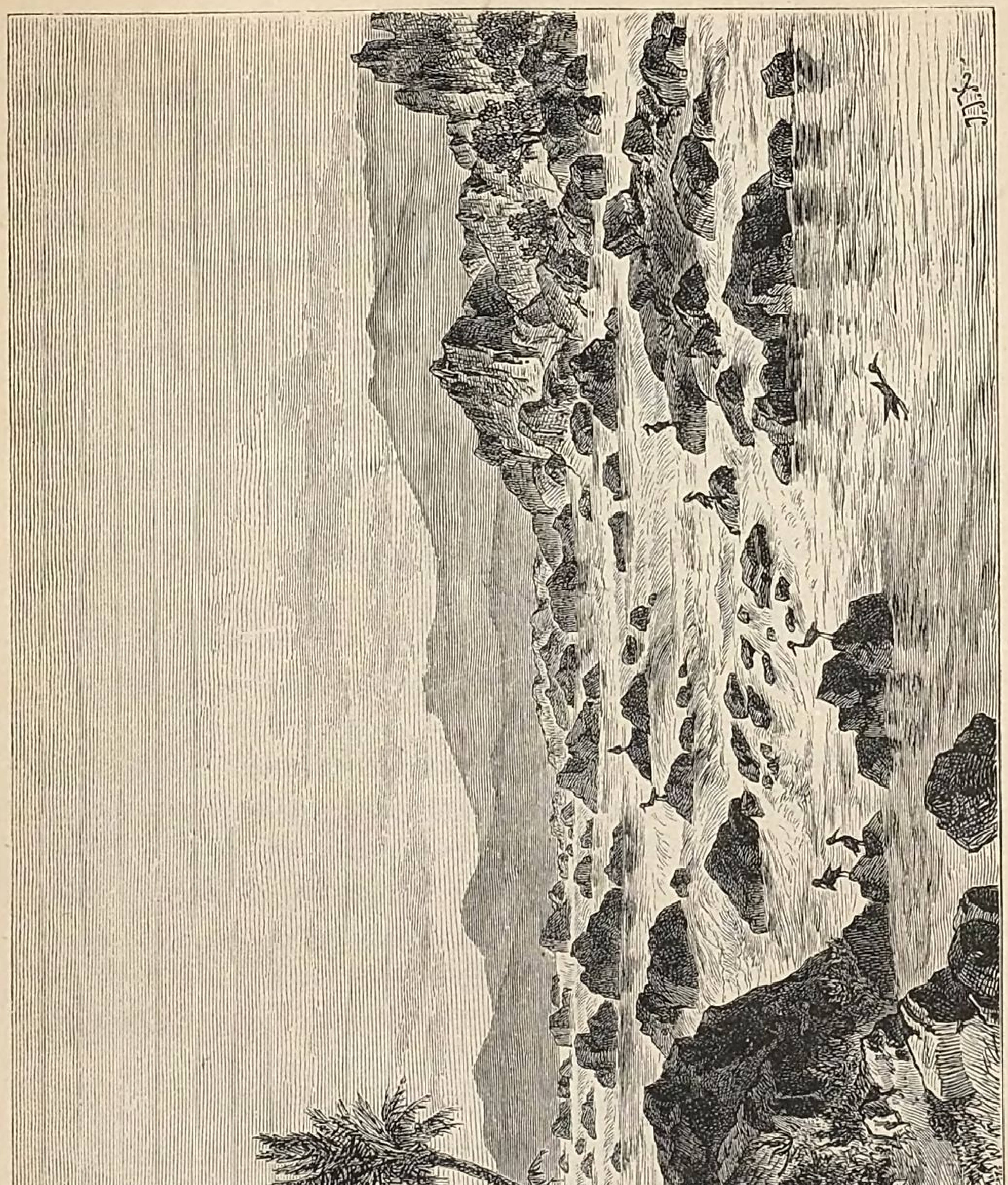
Königinnen« in einem kleinen Thalkessel der libyschen Berge, Deir-el-Medine mit einem Tempel Hathors, Kurnet Murraï und Abd-el-Kurna mit Gräbern; ferner Deir-el-Bahri mit einem merkwürdigen Terrassentempel, El Assassif mit Gräbern, und schließlich Kurna mit einem von Seti I. und Ramses II. vollendeten Tempel. Dahinter in den libyschen Bergen liegen die »Gräber der Könige« aus der XVIII., XIX. und XX. Dynastie, also aus der



Memnonskolosse.

letzten Zeit der thebanischen Epoche. In den Felsen der libyschen Berge befinden sich übrigens unzählige Massen gewöhnlicher Gräber.

Die Ammonsstadt ist der Glanzpunkt unserer Nilfahrt. Was südwärts folgt, gestaltet sich nur zu einer Art von Nachlese, die freilich nicht minder interessant ist, wie die Hauptausbeute zu Theben. Dies gilt namentlich von Esne, von dem ein ganzer Stadttheil auf dem Dache des großen Hathortempels liegt. Fremdartig muthet in dieser Gegend das vicekönigliche Schloß an und die Allee, die es mit dem Dorfe verbindet. Noch Anziehenderes bietet die



Die Nil Katarakten bei Assuan.

nächste Station Edfu, mit ihrem prächtigen Horustempel, der für das besterhaltene antike Bauwerk des Nilthales gilt. Dann folgt die düstere, wildzerrissene Felsenge von Selsele, durch die der Nil in uralten Zeiten sich Bahn gebrochen hat. Diese Enge ist die eigentliche Grenzmarke Aegyptens, denn südlich von ihr tragen die Landschaften bereits das Gepräge von Nubien. Zur Abwechslung zeigen sich ab und zu wieder Culturflecke, wie winzige Oasen, zuletzt ragen dunkle Granitberge wie ein Zackenmeer über den Horizont. Schon werden Klippen auch im Fahrwasser sichtbar, zuletzt schwenkt das Schiff gegen eine bis zum Fuß der Berge sich hinziehende, im Gartengrün liegende Stadt.

Es ist Assuan. Graues Mauerwerk ragt aus den Fluten, dahinter öffnet sich ein Thor, über dessen Plattform ein förmlicher Palmenhain schattet. Wendet man sich rückwärts, d. h. von Assuan ab und zum linken Nilufer hinüber, so hat man die steilen Ufer der Insel Elephantine vor sich, mit Bautentrümmern und Palmengruppen darüber. Der Strom selber windet sich zwischen steilen Uferfelsen hervor und erscheint hier wie ein See abgeschlossen.... Nicht genau auf dem Platze, wo die Lehmhütten des heutigen Assuan stehen, sondern etwas südlicher, stand das altägyptische »Sun« (Syëne), aus dessen Trümmern das altarabische Assuan erstand, eine Stadt, die einst eine wichtige Rolle spielte. Grabmonumente und Grabmoscheen arabischen Stiles, welche den alten Friedhof zieren, erinnern an die gleichen Bauten in Kairo. In der Erkenntniß der Wichtigkeit dieser Grenzstadt Aegyptens im strategischen Sinne, scheinen die alten Araber die von ihnen vorgefundenen Festungswerke noch bedeutend erweitert zu haben.

Südwärts von Assuan erstreckt sich der sogenannte »erste Katarakt«. Die den Nil auf seinem ganzen Laufe durch Aegypten begleitenden Kalk- und Sandsteingebirge werden an der Südgrenze Aegyptens durch einen aus Granit bestehenden Quergebirgszug durchbrochen. Auf einer Ausdehnung von 10 Kilometer des Stromlaufes ragen die dunkelglänzenden Felsmassen empor, oder liegen als gewaltige Blöcke oder zu Gruppen vereint und übereinandergethürmt, im Strombette selber. Der schäumende Strom drängt sich zwischen diesen Massen hindurch, oder überflutet sie, oder saust pfeilschnell an den aufragenden Klippen vorüber.... Der Weg längs des Kataraktes führt von Assuan vorerst durch ein kleines Zwischenthal, dessen westlicher Höhenrand den Strom dem Blicke

entrückt. Der Weg ist wüst und mit Trümmern besäet und der Linienzug einer alten verfallenen Ziegelmauer zieht fast parallel mit demselben; im östlichen Hintergrunde aber, dort, wo die Granitberge höher ansteigen, säumt ein grüner Gartenstreifen mit dichten Palmengruppen und Sycomoren den nackten Felswall. Fast wie der Säulenrest eines griechischen Tempels ragen da und dort die kerzengeraden Schäfte der Dattelpalmen über den würfelförmigen Häusern, die vom Gartengrün sich abheben. Durch das Astwerk der Dunpalmen aber sieht man rückwärts die tafelartigen, breiten Massen des Gebirgszuges im Hintergrunde, über dem die heiße Luft wie in einem Glühofen vibrirt. Wenn man aus diesem Zwischenthale wieder heraus ist und des Nil ansichtig wird, gewahrt man die Insel Philae mit ihren hochinteressanten Bauresten — das anmuthigste Architekturbild im Nilthale. Die ganze Insel war der Isis geheiligt und ihren Cultus beging man im Haupttempel, dessen Ueberreste noch immer ein überraschendes Bild der prächtigen Tempelanlage darbieten. Die kleine Insel daneben ist Bige, mit einem verfallenen Ptolemäer-Tempel, von dem nur noch ein Thor und zwei Säulen aufragen.

Ehe wir das Gebiet von Nubien betreten, müssen wir noch einen Blick auf die sonst wenig beachteten ägyptischen Oasen der libyschen Wüste werfen. Die politische Grenze des ägyptischen Reiches reicht nämlich westwärts auf beträchtliche Entfernung in das Sahara-Gebiet hinein. Die Autorität der Regierung dortselbst besteht freilich kaum dem Namen nach und auch in wirtschaftlicher Beziehung ist der dortige Landbesitz ohne Wert. Für den Geographen und Culturforscher aber sind die Etapen des von Nordwesten nach Südosten, vom tripolitanischen Küstenlande (Barka) zum Nil bei Korosko (in Nubien) verlaufenden Wüstenweges nicht ohne Interesse. Die erste dieser Etapen ist die Ammon-Oase (Siuah), welche fern im Südwesten von der Nilmündung in das öde Wüstenplateau eingebettet ist. Den Weg dahin hat bekanntlich Alexander der Große zurückgelegt und dabei die Erfahrung gemacht, daß man auf den hohen Tafelländern der Sahara im Winter statt von Sandstürmen bedroht zu werden, — Eiskrusten in den Tümpeln antreffen kann. Wenn der langwierige und beschwerliche Weg, den selbst ägyptische Truppen nur einigemale zurückgelegt haben, überwunden ist, wird man freilich mit dem Anblick eines der lieblichsten Oasenbilder belohnt. Die Ammon-Oase ist ein Wunder in ihrer

Art. Da gibt es herrliche Oelbäume, lachende Gärten, murmelnde Bäche und spiegelnde Seen, Quellen, die die Culturebene durchrieseln und zwischen fruchtstrotzenden Granat- und Feigenhainen aufblitzen. Zwar fehlt es nicht an braunen Salzmorästen, weiten dürren Strecken und öder Wüstenumrahmung. Im Herzen der Oase aber webt ein hundertfältiges Leben, fremdartig in dieser Wüstenregion, deren Schrecken einige Stunden rings im Kreise beginnen.

Und dann: welcher Zauber in der Natur wäre mächtiger, als jener andere, den die uralten Erinnerungen in uns wachrufen, welche auf dieser Stätte haften! Hier also verehrte man die ägyptische Urgottheit, jenen »Ammon« (oder Ammon-Ra), dessen berühmteste Cultusstätte zuerst Heliopolis (als Ra in der memphitischen Periode), später aber das oberägyptische Theben (als Ammon-Ra der thebanischen Periode) war. Das Heiligthum war im Alterthume einmal schwer bedroht. Als nämlich in Cambyses, dem Eroberer Aegyptens, in Folge Mißlingens aller weiteren Feldzüge der Wahnsinn ausbrach, zog er mit der ganzen asiatischen Heeresmacht nilaufwärts nach Theben und sandte von dort aus ein Corps westwärts, um die Oase des Ammon-Ra zu erobern. Die Perser erreichten auch die sogenannte »große Oase« (die wir weiter unten kennen lernen werden), eine Kette grüner, von der Wüste unterbrochener Plätze mit ägyptischen Tempelruinen, wovon die größte den Namen des Darius, des Nachfolgers von Cambyses, trägt. Von dort aus sollte das Heer nach der Ammon-Oase, fern im Nordwesten, ziehen, kam aber dort nicht an, kehrte auch nicht zurück, sondern wurde unterwegs im Sandsturme begraben.

In der Oase des Zeus-Ammon ragen noch über Palmenwald und Sumpf die bild- und schriftbedeckten Wände des »kleinen Tempels«, mit reichlicher Darstellung des widderköpfigen Gottes. Leider verfällt derselbe so rasch, daß von einem Berichterstatter zum andern das bauliche Bild sich ändert. So existirt beispielsweise ein Thorweg, der, von St. John und Minutoli beschrieben und von letzterem sogar gezeichnet worden ist, heute nicht mehr. Von den Decksteinen des Tempels zählte Browne (1792), der Wiederentdecker der Oase, fünf, Minutoli (1820) nur mehr drei, und Rohlfs (1869) nur zwei. Die südliche Wand des Tempels fehlt und dessen Proanos, zu Minutolis Zeit noch vorhanden, ist gleichfalls verschwunden. Die Innenwände aber zeigen 105 Hieroglyphen-Colonnen, von denen Rohlfs alle, bis auf neun, erhalten fand. Außen ist der

Mauerschmuck sehr verwittert, mit Ausnahme des widderköpfigen Ammonbildes am Südende des Tempels. ... Die Oase ist seit ihrer Wiederentdeckung häufig von Europäern besucht worden. Zwar Butin, ein französischer Officier, der sich 1819 in Siuah einfand, entging mit knapper Noth dem Tode; dies brachte aber den fanatischen Bewohnern die ägyptische Occupation, welche Mohamed Ali mit nur 2000 Mann durchsetzen konnte. Nun erfolgte der Besuch Minutolis und im Jahre 1847 der des Engländers Bayle S. Johns. Hamilton endlich war es 1853 vorbehalten, den großen Tempel des Ammon zu entdecken, den er freilich seinerseits für die alte Akropolis hielt. Nebenher sollte die unsanfte Behandlung dieses Reisenden seitens der modernen Ammoniten der ägyptischen Regierung in Erinnerung bringen, daß nur sie in der Oase zu befehlen habe. Es erfolgte denn auch über Antrag des Vicekönigs Said Pascha eine abermalige Expedition und dauernde Einverleibung Siuahs und seines Gebietes in das ägyptische Reich. Seitdem sind die Bewohner gefügiger geworden und der letzte Besucher, Rohlfs, der zweimal dort war (1869 und 1874), konnte unangefochten zeichnen, arbeiten und copiren.

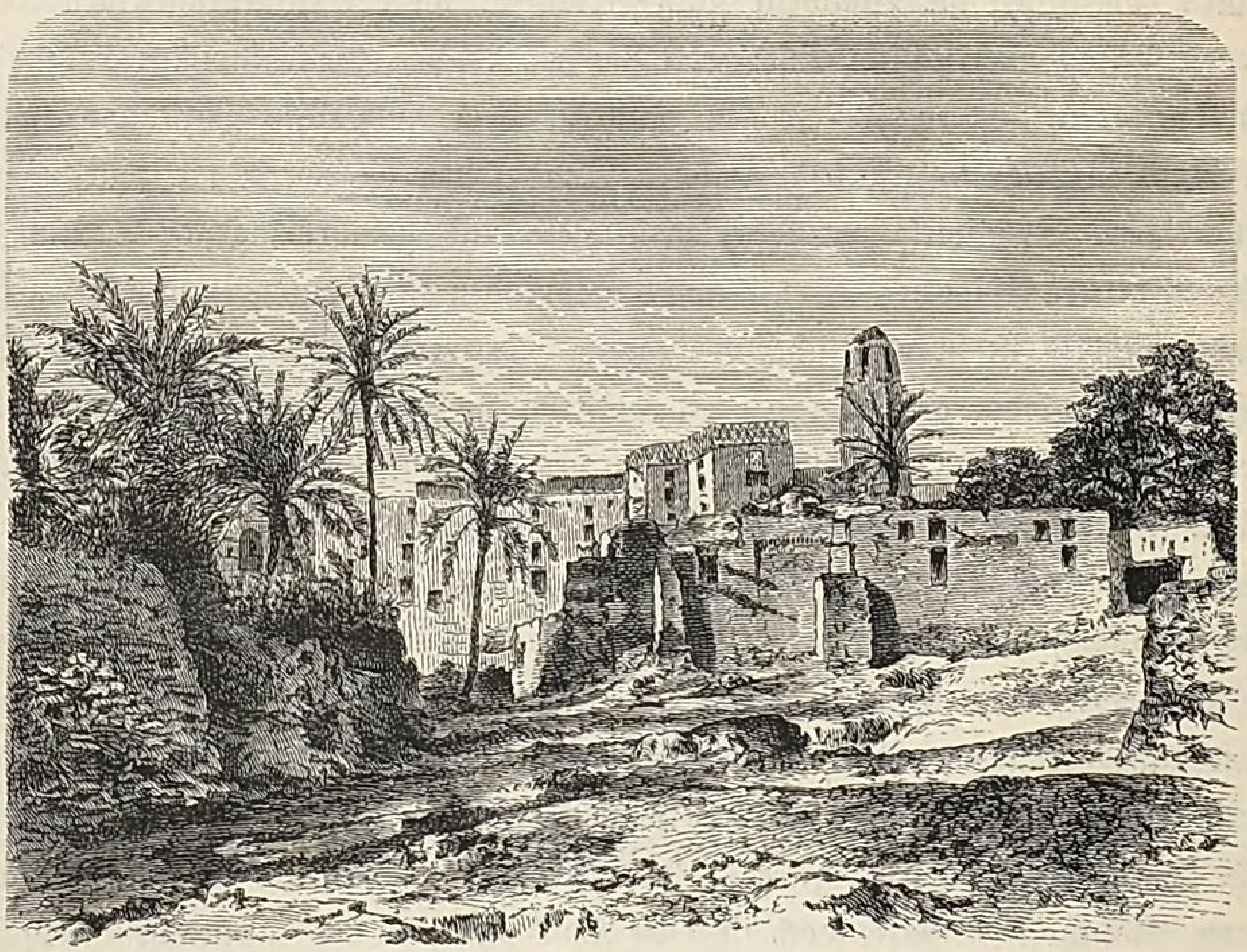
Zwischen der östlichen Hälfte der libyschen Depression, dem Nil und dem großen libyschen Sandocean, dessen Inneres noch kein Europäer betreten hat, nimmt ein weites Landgebiet von ganz eigenthümlichem Aussehen seine Ausdehnung. Das Meiste ist wüstes, trümmerbesätes Kalksteinplateau, ohne Wasser oder Brunnen, ohne Thaleinschnitte und unbewohnt. Nur wenige Karawanenwege queren dieses trostlose Land vom Nil herüber, indem sie den Verkehr zwischen dem Strome und den jenseits der Kalkwüste, d. i. im Westen, liegenden Oasen vermitteln. Diese Oasen — Bacharieh, Farafrah, Dachel, Chargeh — bezeichnen die zweite, fast parallel zu jenem Felsplateau laufende Zone. Zwischen ihnen ist theils Felsgebirg mit tiefen Einschnitten, oder mächtigen thorartigen Pässen, theils röthlich-gelber Sandstein oder Trümmerfeld. Als dritter, westlichster Streifen endlich schließt die eigentliche libysche Sandwüste an, ein geheimnißvoller ungeheuerer, trockener Ocean, der erstarrt vor den Blicken des Wanderers sich ausdehnt. Nur wenige Reisende haben ihn gesehen, ein einziger betreten. Es war Gerhard Rohlfs. Dank seiner Energie und den großartigen Mitteln, welche hiezu aufgeboten wurden, konnte er den Sandocean wenigstens an seinem östlichen Saume durchwandern, ein Unternehmen, das die gewaltigsten Anstrengungen

gekostet hatte. Zwar der Khedive Ismail, durch dessen Munificenz diese abenteuerliche Wüstenreise zu Stande kam, hatte die Expedition fürstlich ausgerüstet; man konnte auf Silber tafeln, Champagner aus Krystallgläsern trinken und sich an Pasteten erfreuen. Gleichwohl hing der Erfolg an einem Haare, da zuletzt die Kameele zu versagen drohten.

Dieses Sandmeer stellt sich in seinen Detailformen als ein erstarrtes Wellenchaos dar, als eine unterbrochene Reihe von bald höheren, bald niederen Dünen, die gegen die Windseite flach verlaufen, an der entgegengesetzten Seite aber steil und unersteiglich abstürzen. Nur wo in den Wellenkämmen Einschnitte sich vorfinden, können Karawanen passiren, doch auch dies nur dann, wenn der Wind in den Spalten keine lockeren Sandmassen angeweht hat. Furchtbarer Art ist das Schauspiel, wenn der gefürchtete und gefahrbringende Samum in den ungeheuren Einöden wüthet. Dann verschwinden alle Contouren und das ganze Landschaftsbild ist in förmlicher Bewegung, wie ein sturmgepeitschtes Meer. Die Luft ist vollständig geschwängert mit feinstem Quarzstaube, der das Athmen bis zur Erstickungsgefahr verhindert. In solchen kritischen Augenblicken muß sich Alles: Menschen und Thiere, auf den Boden niederwerfen und Schutz unter Decken und Hüllen suchen. Am sichersten ist man allemal unter den mitunter über 300 Fuß hohen Dünen-Kämmen, weil dann der Sandstaub hoch oben um die Kanten wirbelt. Ist der Sturm vorüber, so erscheint die Wüstenlandschaft meist ganz verändert. Neue Dünen sind angestaut, andere verschwunden; Einschnitte sind verschüttet, daneben andere ähnliche Scharten, deren Existenz vordem nicht zu errathen war, freigelegt. Zuweilen tritt auch fester Boden zu Tage, harter, blankpolirter Fels, doch ist diese Erscheinung in der eigentlichen libyschen Wüste äußerst selten.

Wer die vorher erwähnte Oasenroute einschlägt, ist diesen Gefahren natürlich nicht ausgesetzt. Die Karawanenroute zieht von Siuah ostwärts, mitten durch salzgeschwängerten Morast, wo jeder Fehltritt Verderben bringt. Später folgt ein Felsenthor, dann ein Kalkstein-Defilé, zuletzt die Oase Aradsch, der tiefste Punkt der libyschen Depression (75 Meter unter dem Meeresspiegel). Die nächste Oase — Bachariéh — liegt am Westrande des früher erwähnten Kalkplateaus, das sich bis zum Nil erstreckt. Hier ändert die Karawanenstraße ihre östliche in eine südöstliche, später südliche Richtung, um die drei hervorragenden Oasen

dieses Gebietes — Farafrah, Dachel und Chargeh — zu berühren. Der Charakter der Landschaften am Wege, sowie jener der Culturinseln, ist fast durchwegs der gleiche. Meist sind es gewaltige, aus der Ferne als unersteiglich dünkende Felsenwälle, welche mühsam erklettert werden müssen; oder enge lange Defilées mit den steilen Stufen des Kalkplateaus zur Seite, oder sporadische Sandwehen. Der erste der Oasenorte, Farafrah, ist unansehnlich, obwohl der Culturfleck selbst sehr ertragsreich ist und die Bewohner reichlich ernähren könnte, wären zur Erntezeit

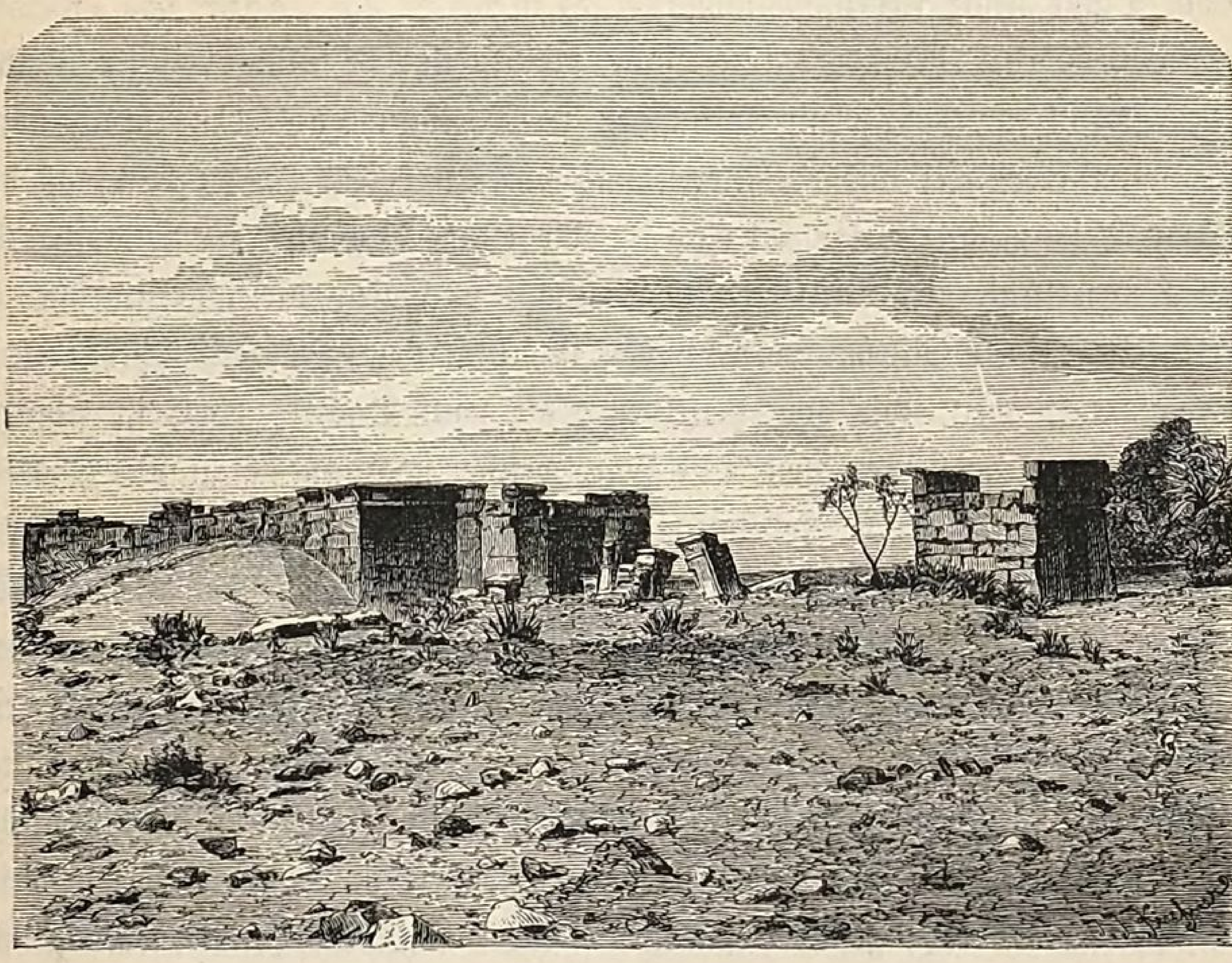


Inneres von Kasr Dachel.

nicht die libyschen Nomaden und Wüstenlungerer die ersten, welche sich als ungebetene und gewaltthätige Gäste einfänden. Kein Wunder also, daß die Farafrahner mißtrauisch und heimtückisch, apathisch und Europäern gegenüber auch fanatisch sind. Die Oase hat Ueberfluß an Wasser, doch sind nur wenige Brunnen abgeteuft.

Hat man Farafrah hinter sich, so betritt man ebenen, steinigen Boden mit Sanddünen zur Seite, deren Kanten oft eine Höhe von über 100 Meter erreichen. Vier Tage geht es ununterbrochen über diese braune, von stahlblauen

Schwefelkiesstücken schimmernde Ebene, mit Sandwellen zur Seite. Dann folgt wieder der bekannte Scenenwechsel: trümmerbesäter Anstieg zu einem Defilé, das sich zu einem wilden Felsenpaß vertieft, hierauf steiler Anstieg zu einem kahlen Bergthore und in der Folge hinab zu einem zweiten, größeren Felsenthale, das von nun an großartige Formen annimmt. Ueberall ragen gewaltige Pfeiler und Blöcke empor und unersteigliche Wände säumen den beschwerlichen Pfad. Diese Strecke ist der wildromantischeste Abschnitt des ganzen Wüstenweges —



Tempel von Chargeh.

das Bab=el=Cailliaud (von Rohlfs nach dem französischen Reisenden dieses Namens so benannt), an dessen Südende ein anderes Bild von überraschender Art, unerwartet in den Rahmen einrückt.... Es ist der Palmenwald der Oase Dachel, mit darüberragenden Minarets und Kuppeln. Steigt man von der hohen Warte herab, so verschwindet die Oasenstadt hinter ihrem Mauergürtel und nur einzelne Zinnenthürme ragen darüber hinaus. Alles Land ringsum ist von wunderbarem Reize. Im Innern der Stadt, welche etwa 6000 Bewohner zählen mag, fehlt es freilich nicht an argen, zu der Lieblichkeit der Landschaft scharf

contrastirendem Schmutz und Unrath, und die Gassen sind beängstigend schmal und dunkel. Zu erwähnen wäre noch, daß die Bewohner gut ägyptisch gesinnt sind und sich bisher der religiös-politischen Propaganda der im ganzen östlichen Saharagebiete mächtigen Einfluß besitzenden Ordensbruderschaft Es Senusi — auf die wir noch zu sprechen kommen werden — als nicht sehr zugänglich erwiesen haben. Das war allerdings vor den letztjährigen Wirren in Aegypten und im Sudan der Fall; da neuere Nachrichten fehlen, läßt sich nicht sagen, wie die Dinge heute stehen.

Was Dachel besonders interessant macht, ist ein altägyptischer Tempel von dem freilich nur mehr wenig vorhanden ist. Er gibt uns aber den Anknüpfungspunkt zu anderen, viel ausgedehnteren und bedeutsameren Denkmälern aus dem Alterthume, jenen der Oase Chargeh, die einige Tagreisen im Südosten der vorgenannten liegt. Sie ist von allen libyschen Oasen diejenige, welche am weitesten gegen das Nilthal vorgeschoben ist. Von Chargeh nach Theben ist es nicht einmal so weit, wie von derselben Oase nach Dachel. Auch ist Chargeh Raststation der Karawanen von Dar Fur, welche, nachdem sie zu Mex (etwas südlicher) die oberägyptische Zollstation passirt haben, über die genannte Station ihren Weg direct nach Siut nehmen. Das Merkwürdigste in Chargeh ist nächst der alten christlichen Nekropolis, welche fast 200 wohlerhaltene Mausoleen besitzt, der sogenannte »Tempel von Hibe«, der bemerkenswerth ist durch seine Wohlerhaltenheit und seinen reichen Schmuck an farbigen Hieroglyphen-Texten. Der Franzose Cailliaud hatte 1818 diesen Tempel entdeckt, der nicht altägyptischen Ursprungs ist, sondern von Darius erbaut wurde, dem Sohne des Cambyses, dessen Heer auf dem Zuge über Chargeh (»Oasis magna«) hinaus, verunglückte. Auch findet man in Chargeh mehrere Römerburgen und andere Bauten aus späteren Culturepochen, an denen das Auffallendste ist, daß sie bei ihrer unsoliden Bauart (ausschließlich Luftziegel) bis auf den Tag in ansehnlichen Resten sich erhalten konnten. Sie verdanken diese ihre lange Existenz offenbar dem trockenen Klima des libysch-ägyptischen Himmelsstriches.

Nach dieser Abschweifung nach den libyschen Oasen verlassen wir den ägyptischen Boden und betreten denjenigen Nubiens. Auf das weitläufige Becken von Philae folgt nilaufwärts das Felsenthor von Kalabsche, wo der Wendekreis des Krebses überschritten wird. Wir befinden uns also von hier ab

wieder in der Tropenzone des Dunklen Erdtheils, ohne daß uns der Charakter der Stromlandschaften irgendwie daran erinnerte. Seltsam geformte, oft wild-zerklüftete Wüstenberge säumen das Nilthal, das hinter Korosko erheblich an Breite zunimmt und gut bebaute Inseln in seinen Wassern spiegelt. Noch einmal findet der Reisende Gelegenheit, die Erinnerungen an die Antike zu beleben, bei Abu Simbl nämlich, wo zwischen kahlen Felsmassen die steingehauenen Riesen-figuren eines Felsentempels stehen. Bei Wady Halfa durchsetzt der »zweite Katarakt« das Nilbett. Die Stelle ist ein wildumschäumtes Klippenmeer, von einer feierlich ernsten, starren Wüstenlandschaft umrahmt. Im Gegensatze zum Katarakte von Assuan, ist derjenige von Wady Halfa selbst zur Hochwasserzeit nur mit Booten zu passiren. Die Karawanen müssen daher eine Strecke von dreizehn Tagmärschen — bis Neu-Dongola — zu Land einschlagen, wobei sie bald öde Wüstenstrecken, bald freundliches Palmenland zurücklegen. Nach kurzer Strom-fahrt (bis Korti) muß abermals der Landweg eingeschlagen werden, und zwar durch die einförmige Bajuda-Steppe, welche fast bis vor die Thore von Chartum reicht.

Den ganzen ungeheueren Umweg der Nilstrecke von Dongola schneidet der Wüstenweg ab, der die Richtung der Sehne des großen Strombogens nimmt und direct nach Berber verläuft. Diese Route nimmt schon bei Korosko, zwischen dem ersten und zweiten Katarakt, seinen Anfang. Sie zieht durch die entsetzlich öde, im Sommer infernalisch heiße Nubische Wüste und ist mindestens acht Tagmärsche lang. Anfangs sind es weitgedehnte, gelbe Sandfelder, welche den Reisenden aufnehmen, später Felsthäler mit phantastischen Formen, welche namentlich in Vollmondnächten zur Erhöhung der wilden Großartigkeit und Einsamkeit der Wüstenscenerie erheblich beitragen sollen. Weht der libysche Glut-wind von Dongola herüber, so werden selbst die zähesten Naturen zaghaft. Welche Neubelebung daher, wenn die Karawane den »Glühofen der Nilländer« hinter sich hat und wieder auf den »Heiligen Strom« stößt, der in stiller Majestät vorüberflutet. Die Station, wo die Erlösung erfolgt, ist Abu Hamed. Von hier verläuft die Karawanenroute fünf Tagmärsche weit bis Berber, der neuerdings viel genannten ostsudanesischen Stadt am Transversalwege von Suakim nach Chartum. Einen Tagemarsch südlicher mündet der Atbara, der einzige Nebenfluß des Nil, in diesen. Er ist ein echter und rechter Hochwasserfluß, der

während der Regenzeit ein Bett von mehreren hundert Fuß Breite und 25 bis 30 Fuß Tiefe hat, im Sommer aber — wasserlos ist. Gleichwohl bleiben an den tiefsten Stellen und in den Seitenarmen Wassertümpel zurück, welche einer vielgestaltigen Fauna zu Tummelplätzen dienen. Hier wimmelt es von Krokodilen und Schildkröten, finden sich Flußpferde, Gazellen, Strauße, Hyänen in großer Zahl ein. Wir befinden uns hier wieder im Sudan, den wir vor geraumer Zeit verlassen haben, und brechen daher unsere Mittheilungen über die von uns zurückgelegte Nilroute ab. . . .

In den letzten Jahren ist Aegypten der Mittelpunkt der afrikanischen Politik geworden. Obwohl diese letztere in einem Werke wie dieses, nicht berührt werden sollte, gehören die Vorgänge, welche im nachfolgenden kurz beleuchtet werden, gleichwohl so unzertrennlich zur Geschichte des europäischen Interessenkampfes im Dunklen Erdtheil, daß sie schwer aus unseren Mittheilungen sich ausschließen lassen. Aegypten ist in unserem Jahrhunderte dasjenige Stück afrikanischen Bodens gewesen, in welchem das civilisirte Europa zuerst Fuß gefaßt hatte.

Seit Mohamed Alis Zeit war Aegypten durch mannigfache Beziehungen an das Abendland gebunden. Unter den nachfolgenden Vicekönigen festigten sich diese Beziehungen und erreichten ihre greifbarste Form unter den beiden Vicekönigen Said und Ismail, welche beide das großartige Unternehmen des Suezcanals patronisirt hatten. Während der Eröffnungsfeierlichkeiten der neuen Welthandelsstraße gaben sich im Nillande gekrönte Häupter und Repräsentanten europäischer Dynastien ein Rendezvous zur Freude und Genugthuung des ehrgeizigen Ismail Pascha, der mit Umgehung der Souzeränitätsrechte des Sultans, in die Rolle des unabhängigen Gebieters mit großem Geschick sich zu finden verstand. Ueber ein Jahrzehnt währte — wie wir andernorts ausgeführt haben — das europäisch-arabische Schlaraffenleben am Nil unter den schützenden Fittigen des Khedive. Als schließlich Ismail Pascha durch Intervention der europäischen Mächte das Feld räumen mußte, damit das Land von seinem gänzlichen Ruine gerettet werde, war das Volk bereits total verarmt, das Ausbeutungs- und Erpressungssystem bis auf die Spitze getrieben. An unzufriedenen Elementen hat es unter dem Volke nie gefehlt. Aber dieses Volk, eingeschüchtert und geduldig, ein getreues Abbild seiner uralten Vorfahren, hatte nicht den Muth, sich seiner Haut zu

wehren. An Leitern fehlte es ihnen gleichfalls, denn diejenigen Personen, welche in Kairo die Regierung repräsentirten, in den Provinzen die Gewalt ausübten und in jeder Beziehung den starken Arm der vicekönigliche Mißwirtschaft bildeten, waren Fremdlinge, tscherkessische und türkische Glücksritter, die dem



Kampfscene aus der ägyptischen Rebellion (1882).

Volke fremd gegenüberstanden. Wohl waren einige Würdenträger auch aus dem Volke hervorgegangen, aber sie nützten ihre Stellung dazu aus, ihre eigenen Landsleute zu bedrücken und das Bruderblut zu verrathen.

Am schlimmsten gestalteten sich diese Verhältnisse in der Armee, in der das türkische und tscherkessische Element seit jeher überwog. Arabische Officiere

gelangten nur schwer auf höhere Posten und wurden auch sonst bei jeder Gelegenheit zurückgesetzt. Da fand sich unter ihnen ein Streber (oder Patriot, wie man es nehmen will), der die allgemeine Verstimmung im Volke und in der Armee dazu benützte, für das ägyptische Araberthum eine Lanze zu brechen. Ob die Angelegenheit in ihren ersten Anfängen wirklich nur auf nationalen Aspirationen basirte, kann füglich bezweifelt werden. Der Ehrgeiz etlicher mißvergnügter arabischer Officiere ging wahrscheinlich ganz persönlichen Interessen nach. Ihr Führer aber, der damalige Oberst Arabi Bey, wußte die Volksstimmung für seine Zwecke auszunützen und so kam das Rad ins Rollen. Anfänglich wagten sich die Demonstranten nicht über Vergehen gegen die militärische Disciplin hinaus; später wurden sie kühner, verlangten für sich und ihre Genossen Stellungen und Aemter, wobei sie unverdrossen thätig blieben, die erregten Gemüther wach zu halten und die rein persönlichen Angelegenheiten zu solchen des Landes, des Volkes, zu stempeln. Das Volk von Kairo, zuletzt sogar Theile der Armee, fanden sich rasch in die Bewegung. Auf diese Thatsache gestützt, konnte Arabi Bey sich zu einem Pronunciamento versteigen, das anfangs wirkungslos, ihn in Kürze zum Herrn der Situation machte. Arabi wurde der Held des Tages, der Khedive ein Schatten, der sich zeitlich beiseite drückte, um in der anschwellenden Hochflut nicht unterzugehen.

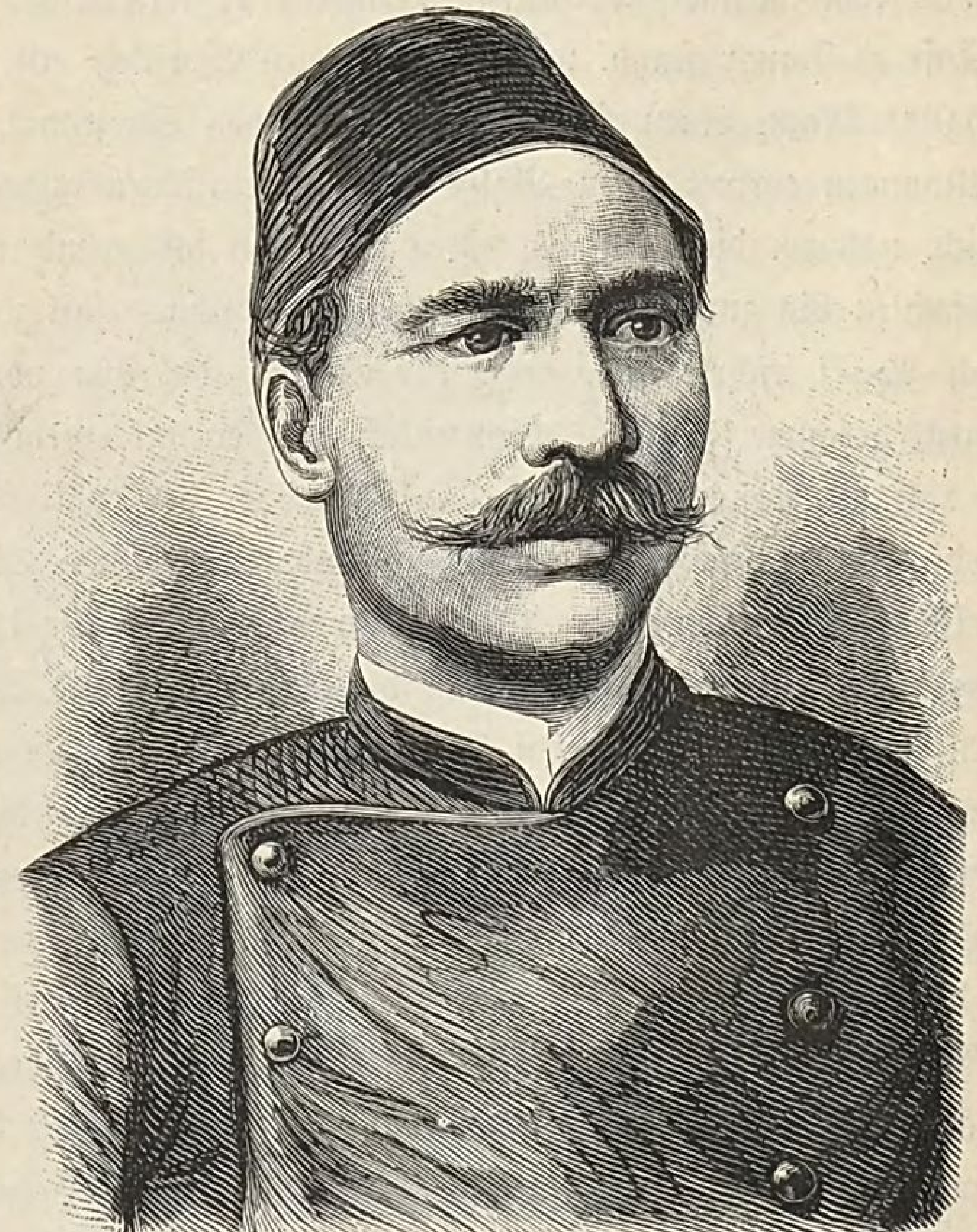
Als Arabi der wirkliche Herr in Aegypten geworden war, da er die Armee auf seiner Seite hatte, legten sich die europäischen Mächte ins Mittel, voran England. Schon im Frühsommer 1882 — in welches Jahr diese Vorgänge fallen — machte sich unter dem Volke eine bedenkliche Gährung bemerkbar. Die europäische Intervention erwiderte Arabi Pascha — der nun den höheren Titel führte — mit einer förmlichen Kriegserklärung, indem er die von den Engländern in Scene gesetzte Flottendemonstration im Hafen von Alexandrien mit einem Vormarsche gegen diese Stadt beantwortete. Mit circa 15.000 Mann nahm er bei Kafr-ed-Dauar, im Süden von Alexandrien, Stellung, bereit jedem Landungsversuche der Engländer entgegenzutreten. Durch diese Vorgänge ermuthigt, ließ sich das Volk von Alexandrien dazu verleiten, ein allgemeines Massacre zu insceniren, welches die Engländer damit sühnten, daß sie die Stadt in Brand schossen.... Die Diplomatie hatte unterdessen ihre kurzen Beine zur Schau getragen. Eine im Laufe des August in Constantinopel eröffnete Conferenz stritt

sich um Stipulationen und Paragraphe, während England Eile hatte, sich ein europäisches Mandat zur Besetzung des Suezcanals zu verschaffen. Als schließlich die Angelegenheit nicht vorwärts gehen wollte, schritt England auf eigene Faust ein und beschloß, mit Aufbietung von militärischen Machtmitteln in Aegypten Ordnung zu machen.

Diese Wendung der Dinge können wir hier nicht näher beleuchten. Sie gehören auf das rein militärische Gebiet. Während Arabi Pascha noch immer unthätig bei Kafr-ed-Dauar stand, vollführte General Wolseley mit einer Armee von rund 26.000 Mann einen Handstreich gegen den Suezcanal, den er — strategisch vollkommen correct — zur Basis seiner Operationen auserwählt hatte. Wie gewöhnlich, nahmen diese letzteren einen ungemein schleppenden Gang. Von den ersten Gefechten bis zur Entscheidungsschlacht vergingen fast mehr als vier Monate. Auch Arabi rührte sich, trotz der Gefahr, die ihm von Suezcanal her drohte, durch geraume Zeit nicht. Schließlich eilte er mit einem Theile seiner Truppen von Kafr-ed-Dauar nach Tel-el Kebir, wo er der englischen Invasion die Stirne zu bieten gedachte. An einer uneinnehmbaren Stellung, hieß es, sollte die Armee Wolseleys zerschellen. Aber es kam gleichwohl anders. Am 13. September griffen die Engländer die befestigte Stellung des Feindes an und errangen über denselben einen vollständigen Sieg. In Kairo wurde die Niederlage bei Tel-el Kebir anfangs als Sieg Arabis ausposaunt; man erwartete, daß dieser mit dem Kopfe des Admirals Seymour, des Zerstörers von Alexandrien, ankommen werde. Als nun Arabi allein kam, ward er vom Pöbel mit Steinwürfen empfangen, doch erregte die Niederlage keine aufregenden Scenen und die in der Stadt verbliebenen Europäer waren keiner Gefahr ausgesetzt. Alsbald begab sich eine Deputation nach Kafr-ed-Dauar, um die Maßnahmen zur Capitulation der dort stehenden ägyptischen Truppen zu treffen. Nach längerem Hin- und Herparlamentiren kam es zur Uebergabe. Die regulären Soldaten zeigten sich friedlich und unterwürfig; nur die Beduinen hielten sich mürrisch und seitwärts.

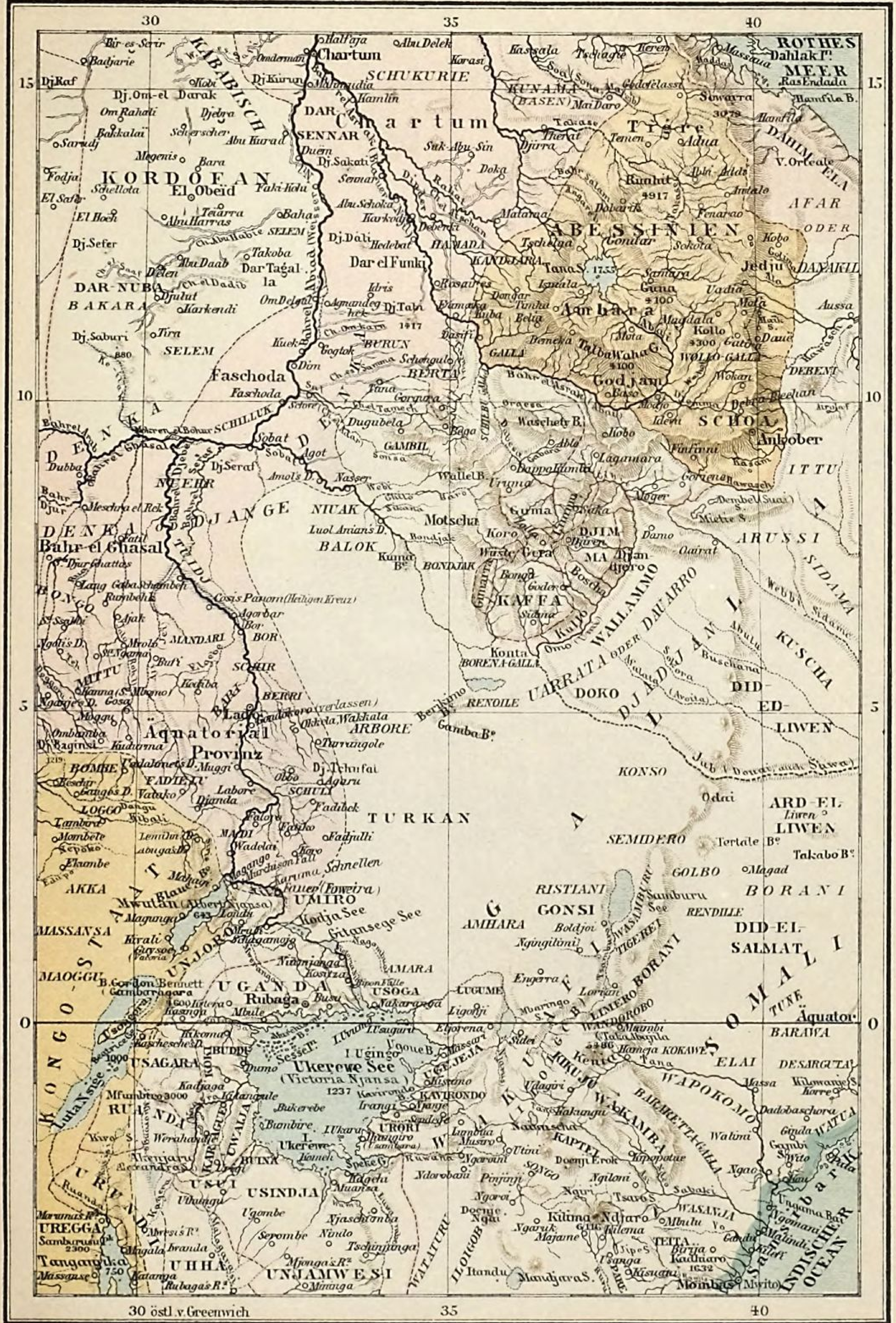
Da die Ergebenheitserklärung bedingungslos war, rückten schon am 14. September Nachmittags englische Truppen in Kafr-ed-Dauar ein. Mit dem Einzuge des englischen Corps in Kairo hatte die Rebellion ihr Ende erreicht. Arabi, der sich auf Gnade und Ungnade ergab, wurde vor das Kriegsgericht gestellt, zu Tode verurtheilt, gleichzeitig aber begnadigt und nach Ceylon exilirt....

Die Schwingungen der politischen Bewegung wirkten aber noch jahrelang nach. Schon während der Rebellion Arabis war im Sudan die religiös-politische Bewegung des Mahdi ausgebrochen, und die Katastrophe von Tel-el Kebir konnte es nicht verhindern, daß die Sudanesen ihre eigenen Wege gingen und, von Erfolg zu Erfolg eilend, schließlich das verhaßte ägyptische Joch abwarfen.



Arabi Pascha.

DIE LÄNDER AM OBEREN NIL & ABESSINIEN.



Maaßstab 1:12,000,000

A. Hartleben's Verlag. Kartogr. lith. Anst. v. G. Freytag, Wien.



Der Nil bei Alt-Kairo.

V.

Das Saharagebiet





Die große afrikanische Wüste.

Die Sahara gehörte bislang zu den am wenigsten gekannten Gebieten des Dunklen Erdtheils. Allerdings hatten in den letzten Jahrzehnten kühne Reisende den räthselhaften Erdraum auf weite Strecken durchforscht, ja seiner ganzen Ausdehnung nach durchquert, und das Ergebniß ihrer mühevollen und gefährlichen Unternehmungen war die Berichtigung vieler landläufiger Fabeln und Irrthümer. Es muß daher in hohem Grade befremden, daß trotz der partiellen Errungenschaften und der erweiterten Kenntniß von der Natur der großen afrikanischen Wüste und der mit ihr verbundenen Lebensverhältnisse, in weiteren Kreisen der alte naive Glaube an ein ungeheueres »Sandmeer« festgewurzelt blieb. Die Mittheilungen jener Reisenden blieben sozusagen unbeachtet und man ging von der alten Vorstellung von einem tiefliegenden, sandigen Becken, welches einen trocken gelegten Meeresboden repräsentire, nicht ab.

Mit der Fixirung dieser Irrthümer, gewinnen wir die zu einer allgemeinen Richtigstellung nothwendigen Anhaltspunkte. Der erste betrifft die physische Gestalt und Beschaffenheit des Saharagebietes, der zweite die Frage, ob wir in der

Sahara ehemaligen Meeresboden zu erblicken haben. In ersterer Richtung mag in Kürze vorausgesendet werden, daß das Saharagebiet in seiner Gesammtheit keineswegs ein einförmiges Bodenrelief, sondern vielmehr die denkbar schärfsten Contraste zeigt: mächtige Bodenanschwellungen und weitgedehnte Becken, steinige Hochplateaux und unermeßliche Sandwüsten, Felsberge und Thäler, herrliche, von vegetativem Leben überquellende Landschaftsbilder und unbeschreiblich öde Dünen-Landschaften, in welchen nicht das geringste Leben sich regt. Auch hinsichtlich der räumlichen Ausdehnung des weitläufigen Gebietes waren bislang schwankende Umgrenzungen im Course. Man liebte es, die eigentliche große afrikanische Wüste von allen umliegenden Staatenbildungen abzutrennen und sie als die herrenlose Zone zwischen den Mittelmeerländern und den Reichen des Sudan anzusehen. Die Sache verhält sich aber wesentlich anders, denn die politischen Grenzen, der die Sahara im Norden, Osten und Süden einschließenden Staaten und Länder greifen meist tief nach der Wüste aus; fast die Hälfte von Marokko gehört zum Saharagebiet, desgleichen ein großer Abschnitt von Algier und ein kleinerer von Tunis. Im Gebiete von Tripolitanien reicht die Sahara sozusagen bis ans Mittelmeergestade und von Rechtswegen sollte jenes Land ganz und gar zum Saharagebiete gezählt werden. Daß die westliche Hälfte des ägyptischen Reiches mit ihren »libyschen Oasen« nur ein Abschnitt der großen Wüste ist, hat der Leser aus den Mittheilungen des vorangegangenen Capitels entnommen. Von den Sudanländern ist es namentlich das Reich Wadaï und das nördliche Dar Fur, welche mit ihren nördlichen Grenzgebieten in die Sahararegion eingreifen, im Uebrigen aber den stufenweisen Uebergang mit den eigentlichen Sudanländern vermitteln.

In seiner Gesammtheit umfaßt das Saharagebiet einen Flächenraum von circa $6._6$ Millionen Geviertkilometer (120.000 Quadratmeilen), ist also ungefähr zehnmal so groß als das Deutsche Reich. Auf diesem unermeßlichen Erdraume überwiegen, entgegen der langjährigen Vorstellung, die Hochflächen und Tafelländer, welche, immer wüst und öde, theils mit scharfkantigen Steinen besäet sind und dann »Hammada« genannt werden, theils mit abgeschliffenen Kieseln bedeckt sich zeigen, in welchem Falle man die Hochflächen »Serir« nennt. Zwischen diesen Tafelländern, zu denen sich noch gewaltige Gebirgsmassen gesellen, liegen ausgedehnte Tiefbecken.

Die Erhebungszone reicht von der Kleinen Syrte bis Dar Fur, durchzieht also in südöstlicher Richtung das ganze Saharagebiet. Diese Linie des saharischen Erhebungssystems zeigt sich als ein gegen Westen convex ausgreifender Bogen, in welchem zwei besonders markante Bergländer hervortreten: Tasili, oder das Bergland der Ahaggar-Tuaregs und das Bergland von Tibesti. Dazwischen liegen andere Glieder des Erhebungssystems, der Dschebel Duirat und Dschebel Dhahat nördlich und nordwestlich von Tibesti, das Tarsogebirge und die Gebirge von Wanjanga und Ennedi, südwestlich von Tibesti. Diese Erhebungslinie ist von um so größerer Wichtigkeit, als sie, abgesehen von ihrer Bedeutung in Bezug auf das Bodenrelief des ganzen Gebietes, dieses letztere in zwei große Abschnitte scheidet, deren Natur von einander grundverschieden ist. Den östlichen Abschnitt bildet die fast durchwegs als Sandwüste auftretende »Libysche Wüste«, den westlichen, die Sahara im engeren Sinne, das Land der mächtigen Bodenanschwellungen, der Hammadas und Serirs, der weiten Tiefbecken und Oasen.

Seiner geologischen Formation nach zeigt das Gesammtgebiet vorwiegend Sandstein-Hochflächen, über die sich Urgesteingebirge (hauptsächlich Granit und Gneis, auch Porphyr) erheben und zwischen denen Becken mit festem Thonboden liegen. Die Kreideformation tritt am ganzen Nordrande der Sahara auf, besonders am Südrande des Atlas und auf dem ganzen Raume zwischen Tasili und der Küste von Tripolitanien.

Nachtigal und Duveyrier sind geneigt in den Erhebungsmassivs vulkanische Bildungen zu erblicken, doch bleibt die Frage, bis nicht eingehende Studien in dieser Richtung gemacht werden, eine offene. Die Verwitterungsproducte der Sandsteinflächen bilden den so sehr gefürchteten Flugsand, welcher in manchen Theilen der Sahara in ungeheueren Massen auftritt. Das Vorhandensein derselben hat frühzeitig zu der Annahme Anlaß gegeben, daß die Sahara vor Zeiten ein Binnenmeer gewesen und jene Sandmassen der Rückstand der abgelaufenen Gewässer seien. Auch die Existenz von zahlreichen Salzsümpfen am nördlichen Rande der Sahara wurden für diese Theorien verwerthet. In anderer Weise trat der schweizerische Gelehrte Desor für dieselbe ein, indem er glaubte, annehmen zu müssen, das Saharagebiet sei der große Regulator des Klimas von Süd- und Mitteleuropa, um die Eiszeit in den Alpen mit der einstigen Wasserbedeckung der Sahara in Verbindung zu bringen. Dazu kommt der überraschende Eindruck,

den die Dünenbildungen auf den Beschauer ausüben, obwohl dieselben, zumal was ihre Gestalt anbetrifft, nicht vom Meere, sondern vom Winde bedingt werden.

Die Theorie von der dereinstigen Wasserbedeckung der Sahara hat ihre entschiedenen Gegner gefunden, und zwar mit Recht, wenn man das Vorhandensein von steinernen Wäldern in den libyschen Oasen, das Auftreten von Krokodilen im Herzen der Sahara und andere auffällige Thatsachen in Betracht zieht. Man hat sich demgemäß bald mit der Ansicht befreundet, daß die ausgedehnte Wüstenbildung mit klimatischen Veränderungen zusammenhängt, womit nicht gesagt sein will, daß nicht wenigstens ein Theil des ganzen Gebietes ausgedehnte Binnengewässer bildeten. Von der libyschen Wüste ist dies fast erwiesen, auf Grund der dort gefundenen marinen Ablagerungen. Dieselben fehlen aber im westlichen Abschnitte des Saharagebietes gänzlich. Anderseits wissen wir, daß vor Alters das Thierleben in manchen Gebieten der Sahara, namentlich in ihrer nördlichen Grenzzone, ein viel reicheres war, worauf man schließen könnte, daß noch in historischer Zeit die Wüstenbildung nicht so sehr vorgeschritten war, wie dermalen. Die Elephanten, welche Hannibal auf seinem Zuge über die Alpen verlor, waren ganz gewiß nicht aus Centralafrika, sondern aus dem Hinterlande von Karthago bezogen, wo dermalen diese Thiere nicht mehr existiren. Ferner ist man geneigt, die verhältnißmäßig späte Einführung des Kameels in den afrikanischen Mittelmeerländern auf den Umstand zurückzuführen, daß erst im Laufe der Zeit, in Folge des Fortschrittes der Wüstenbildung, die Nothwendigkeit der Verwendung jener Thiere sich einstellte. Möchte diesem Umstande auch nicht viel Gewicht beizulegen sein, da die geographischen Grenzen in der Verwendung von Nutzthieren durch Völkerverschiebungen erweitert oder eingeengt werden, so ist anderseits gleichwohl nicht zu leugnen, daß das Verschwinden der Elephanten im nördlichen Saharagebiet, das Vorhandensein von Krokodilen im Herzen des Gebietes, die vielen, großen und mächtigen Thäler, welche bei heftigem Regen bedeutende Wasserquantitäten führen, und noch andere Merkmale, auf stattgehabte Veränderungen der klimatischen Verhältnisse hinweisen, die der Wüstenbildung im größeren Maße Vorschub geleistet haben. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß der Wasserreichthum der Sahara vormals ein größerer war, und demgemäß auch der Culturboden ein ausgedehnterer gewesen sein muß. Die vorhandenen Salzlager deuten zwar auf die ehemalige Existenz von Binnenseen — die sich ja

nicht leugnen läßt — hin, geben aber gleichzeitig den Anhaltspunkt für die stetige Abnahme der Feuchtigkeit und für die damit in Verbindung stehende fortschreitende Verödung.

Es ist interessant, die Wahrnehmung zu machen, daß schon Humboldt die gegenwärtigen klimatischen Verhältnisse in der Sahara auf den über sie hinwegstreichenden Nordostpassat zurückführte. Die Trockenheit desselben bedinge die Kahlheit und Sterilität des Gebietes. Dieser Ansicht schloß sich Oskar Peschel an und er führte weiter aus, daß der Nordostpassat auf seinem weiten Wege vom nördlichen Eismeere über Inner- und Westasien bereits alle seine regenbringende Feuchtigkeit eingebüßt habe, wenn er das Saharagebiet erreiche. Theoretisch mag sich diese Ansicht immerhin als stichhältig erweisen, praktisch ist sie aber schon deshalb von zweifelhaftem Werthe, als über die Sahara erwiesenermaßen Nordwinde hinwegstreichen, welche vom Mittelmeere herüberkommen, also mit Feuchtigkeit hinlänglich gesättigt sind, dieselbe aber gleichwohl nicht in das Innere des Wüstengebietes tragen. Auf diesen Umstand hat zuerst der russische Meteorolog Wojnikoff hingewiesen. In zweiter Linie constatirte Rohlfs während seines Aufenthaltes in Tripolis das Vorherrschen von westlichen Winden, also einer dem Nordostpassate entgegengesetzten Luftströmung.

Hinsichtlich der Formen der Wüste hat Desor, einer der gründlichsten Saharakenner, mit großer Sachkenntniß und unleugbarem Scharfsinn die Dreitheilung in Plateauwüste, Auswaschungswüste und die Dünenwüste geschaffen. Diese drei Typen der Wüste sind übrigens trotz ihrer Verschiedenheit nach Form und Aussehen gleichwohl, was Ursprung und Zusammensetzung anbelangt, eng mit einander verbunden. Der Boden ist aber überall derselbe, doch auf verschiedene Weise geformt und modellirt, je nach den Ereignissen, die ihn — wie Desor annimmt, der diese Theorie vertritt — während des Abflusses, oder seit dem Abflusse des Saharameeres gestalten: eine flache oder leicht gewellte Ebene. Diese Form nimmt fast drei Viertel des gesammten Saharagebietes ein; sie weist im allgemeinen, wenn ihre Einförmigkeit nicht von Dünen unterbrochen ist, ebene Flächen auf, die fern am Horizont mit dem Himmel verschwimmen und in uns unwillkürlich den Gedanken an das Meer wachrufen. Nach der Ansicht des Naturforschers Martin sind die Plateauwüsten nicht ganz unfruchtbar; sie sind vielmehr von einer im Sommer durch Sonnenhitze ver-

brannten, nach dem ersten Winterregen aber frisch grünenden Vegetation vollständig bedeckt. »Es sind Dornsträucher, welche die Erde um sich her festhalten können und deshalb ebenso viele kleine Erhebungen bilden; dann sind es Staudengewächse mit fleischigen, zähen, knotigen und verkümmerten Blättern, die theilweise von Kameelen oder Schafen angefressen sind. In Senkungen des Bodens, wo dieser noch etwas Feuchtigkeit bewahrt, bedeckt sich die Erde mit einem feinen Rasen von schönstem Grün; die Judendornen schmücken sich hier mit Blättern,

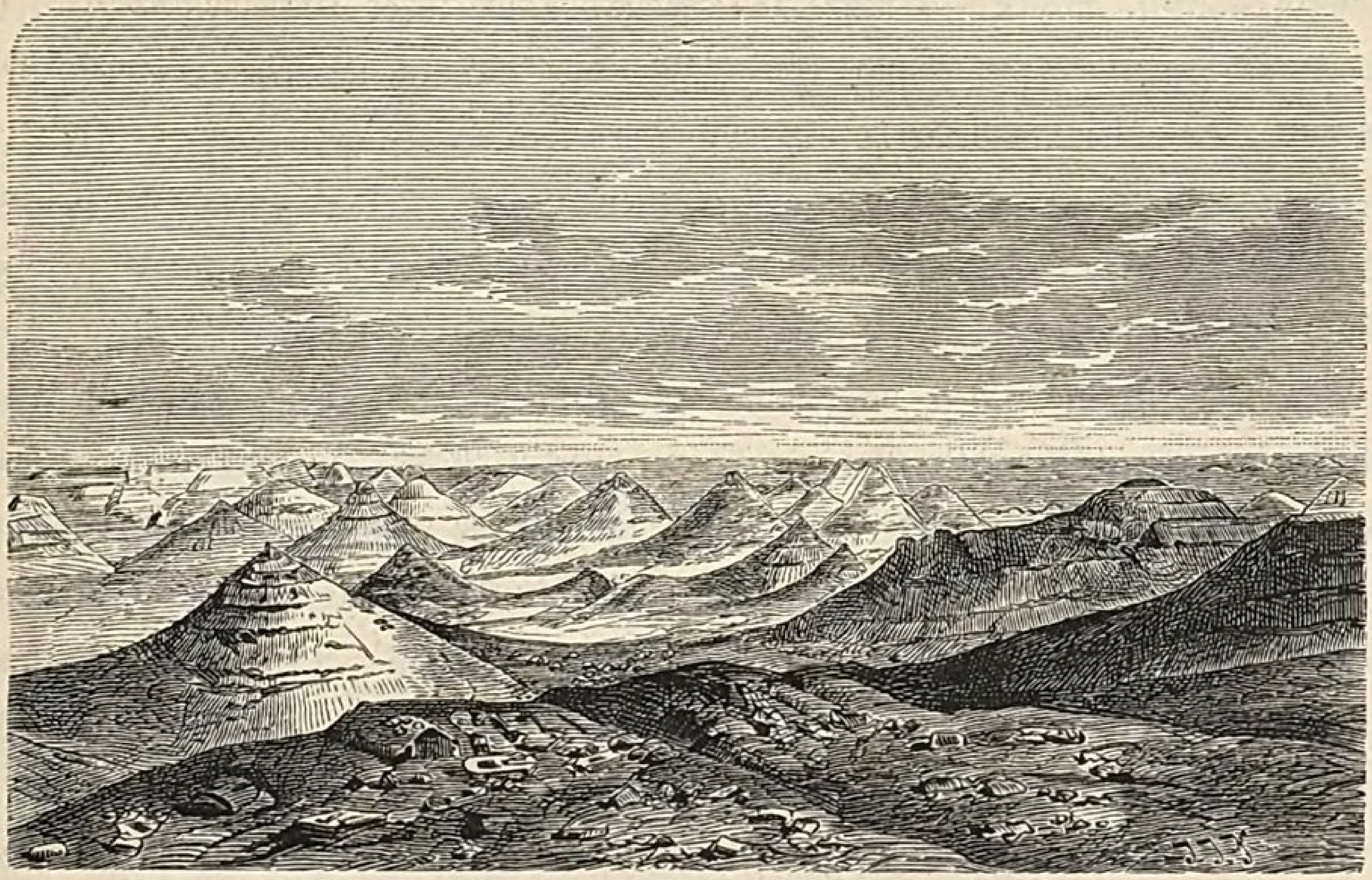


Eduard Desor.

die Tamarisken werden zu wirklichen Bäumen und schaukeln ihre weißen oder blaßrothen Blütenbüsche; die auf dem Boden hinkriechende Coloquinte ist mit kugelförmigen Früchten bedeckt. Das sind die Wiesen der Sahara, auf welche der Araber während des Winters seine Schafe treibt.« Diese Thatsache ist umso interessanter, als Humboldt geneigt war, die Kahlheit der Sahara darauf zurückzuführen, daß das Meer bei seinem Einbruche alle Dammerde hinweggeschwemmt und nur den sterilen Boden hinterlassen habe. In Algier aber haben die von den Franzosen gebohrten artesischen Brunnen sofort ein reiches vegetatives Leben

hervorgezaubert, obgleich die Dammerde fehlte. So viel ist erwiesen: wo der Quarzsand unverhältnißmäßig überwiegt, ist jede Vegetation zu Ende.

Was nun die früher erwähnten Erosions=Erscheinungen anbetrifft, sind dieselben ausgedehnte Senkungen des Terrains, oder Becken mit flachem Boden ohne augenfällige Unterbrechungen. Die Terrainsenkungen sind manchmal von dem Plateau durch hohe Böschungen getrennt, welche sich am Horizont wie Gebirgslinien hinziehen; an anderen Orten ist die Böschung nur wenige Meter hoch. Alle diese Terrainsenkungen, sie seien nun trocken oder mit Wasser bedeckt,



Wadi Isauán am Nordrande des Tasili (Ahaggar=Plateau).

können nach Desor nur eine Wirkung des letzteren sein, freilich unter Bedingungen, die weit verschieden sind von denen, welche unter den gegenwärtigen Verhältnissen vorherrschen. Denn heutzutage besteht keine sichtbare Beziehung mehr zwischen der Ursache und der Wirkung, zwischen der Winzigkeit der Flüsse und dem Umfang der Auswaschungsflächen in der Sahara. Die Thäler, welche vom Atlas auslaufen, überraschen durch ihre Breite, die in gar keinem Verhältnisse zu dem eigentlichen Thalweg steht. Nicht selten ist dieser schwer zu erkennen und oft entdeckt man erst im Schatten einiger dürrer Büsche eine schmale Wasserrinne, oder auch nur ein weißes, ausgewaschenes Kieselbett, welches von der Wirkung des Wassers Zeugniß gibt; wenn dieses auch scheinbar fehlt, so weiß

doch der Araber, oder Maure, oder Berber, daß er sicher welches findet, wenn er längs der Rinne nachgräbt.

Die dritte Form der Wüste ist die Dünenwüste, welche Desor die »populärste Form« der Wüste nennt. Sie ist diejenige, welche das Gemüth am schaurigsten ergreift, da sich hier zur Unfruchtbarkeit des Bodens noch die Unstetigkeit desselben, und die Gefahr für die persönliche Sicherheit gesellen. Indeß ist die Vegetation nicht vollständig erloschen, so lange der Sand durch das Bindemittel des Gypses eine gewisse Festigkeit bewahrt. Die Höhe der Dünen schwankt zwischen 3 und 200 Meter. Trotz ihrer Unbeweglichkeit reißen sie dennoch zur Bewunderung hin durch die Schönheit ihrer Linien, welche auf der Windseite, besonders da, wo der Sand Festigkeit genug bietet, um sicheren Schrittes auf demselben einherzugehen, die anmuthigsten Wellenformen beschreiben. Die Rückseite der Düne ist gewöhnlich steiler, besonders an ihrem Gipfel, welcher in der Regel einen kleinen Absturz bildet, ungefähr wie die Schneewehen bei uns. Wir haben das Großartige dieser Dünenbildung in dem vorangegangenen Abschnitte, wo von der libyschen Wüste die Rede war, hervorgehoben und beschränken uns darauf, die betreffende Schilderung in Erinnerung zu bringen. Zu erwähnen wäre noch, daß die Wandelbarkeit der Formen nur für die Oberfläche und die Außenseiten der Dünen besteht. Ihre Umrisse können wechseln, aber ihre Masse und Lage sind beständig, und in diesem Punkte unterscheiden sie sich wesentlich von den Dünen am Meeresstrande. Man hat sich übrigens die Ueberzeugung verschafft, daß der Düne eine natürliche Bodenerhebung als Kern dient. Nur an sehr ausgesetzten Orten kommt es zuweilen vor, daß das Gerippe eines Kameels der Kern eines neuen Hügels wird. In dieser Beziehung sind die Sandhügel der Wüste keine eigentlichen Dünen; deshalb hat man auch vorgeschlagen, sie mit einem speciellen Namen zu bezeichnen, und wählte dazu den arabischen Namen »Areg«, d. i. »Sandhügel«, ein Wort, welches in den Tu-Aregs (Tuaregs), oder »Bewohner der Sandhügel« wiederkehrt.

Rücken die Dünen so nahe aneinander, daß sie sich berühren, dann tritt die vollständige Unfruchtbarkeit ein. Je weiter man in der Region des Flugsandes vordringt, um so mächtiger wird man von einem gewissen Unbehagen ergriffen, das übrigens, auch wenn man es nicht eingesteht, schon durch die ernste Stimmung sich verräth, die auf der Karawane ruht und an welcher, wie es

scheint, auch die Thiere theilnehmen. Man ist übrigens durchaus zu Befürchtungen berechtigt und begreift nur zu leicht, daß der Samum, wenn er mit seinem glühenden Odem diese beweglichen Massen aufwühlt, Karawanen und ganze Armeen, wie dies ja vorgekommen ist, unter denselben begraben kann. Selbst die sonst phlegmatischen Kameele verrathen ihre Angst durch lautes Brüllen. Hat man eines der von den Dünenhügeln eingeschlossenen Thäler hinter sich und steht man auf dem Grat einer solchen starren Welle, dann öffnet sich häufig zu Füßen ein trichterförmiges ödes Becken von der Gestalt eines Vulcankraters. Der Boden desselben zeigt eine dunkle Steinfläche, das ursprüngliche Sandsteingerüst, welches die Sandwogen vor langen Zeitläufen zugedeckt, der Wind aber zeitweilig wieder freigelegt hat. Wie intensiv übrigens die Verwitterung an diesen scheinbar festen Massen vor sich geht, ersieht man daraus, daß solche bloßgelegte Flächen oder Rippen sofort zerbröckeln, wenn man darüber schreitet. Man begreift daher, daß es keines außergewöhnlichen mechanischen Effectes bedarf, um diese zersetzte Oberfläche des Sandsteines in Flugsand zu verwandeln. Der Wind allein kann dieses Geschäft besorgen. Diese Thatsache spricht aber sehr für die oben ausgesprochene Ansicht, daß der Flugsand nicht der Rückstand eines ehemaligen Binnenmeeres, sondern zersetzter und verwitterter Sandstein ist.

Was in einer Dünenlandschaft besonders deprimirt, ist der fortwährende Wechsel von scheinbar winzigen Sandanhäufungen und ungeheueren Wellenbergen. Und dieser monotone Wechsel scheint sich ins Unendliche fortzusetzen. Auf eine Reihe niedriger Dünen folgt eine solche von förmlichen Bergzügen, an die wieder kleine Wellenlinien anschließen. Das Schauerliche und Ueberwältigende eines solchen Wüstenbildes kennzeichnet sich in den übertriebenen Schilderungen mancher Reisenden hinsichtlich der Größe, beziehungsweise Höhe solcher Dünen. Man hat von Sandwogen von 1000 Meter Höhe gesprochen, was eine arge Uebertreibung ist, aber auf das Stichhältigste beweist, wie die Phantasie in ihrer mächtigen Erregung eine an sich großartige und schauerliche Erscheinung zu übertriebenen Vorstellungen gestaltet. Bei der Höhe der Dünen, welche für sich, wie bereits erwähnt, selten 200 Meter überschreiten, kommt es freilich auch auf die Unterlage, auf den festen Kern an, über welchem sich die Sandwelle erhebt. Ist das natürliche Bodenrelief mannigfaltiger und sind die festen Erhebungen höher, dann freilich staut sich auch die Düne höher an. Wenn aber der Kamm

einer solchen bis 400 Meter und darüber aufragt, dann kann man mit Sicherheit annehmen, daß die Hälfte dieser Höhe auf Rechnung des unter dem Flugsande begrabenen Kernes, des Felsbodens, der ja örtlich in zahlreiche Rippen zerklüftet ist, zu setzen kommt. Die Bewohner der Sahara haben selbstverständlich für alle Formen und Gestalten der Dünen besondere Namen, und ebenso sind verschiedene Bezeichnungen für Thäler, Becken, Einschnitte, Defilés und Pässe im Schwange. Am bekanntesten unter diesen Bezeichnungen ist das »Wadi« (Ued), ein breites Sandthal, in welchem sich das Regenwasser sammelt. Denn regenlos ist auch die Sahara nicht, und selbst die schauerliche libysche Wüste sieht oft über ihr wogendes Sandmeer heftige Regenschauer niedergehen. Ist der Boden dieser »Thäler«, oder jener der noch weitläufigeren Mulden außer mit leichtem Flugsand auch noch mit krystallinischem Gyps bedeckt, so erhält er mehr Consistenz und widersteht den Angriffen des Windes. Hier sammelt sich das Regenwasser am besten und an solchen Stellen sind denn auch die Brunnen anzutreffen, ohne deren Vorhandensein das Reisen auf den Karawanenwegen durch die Aregregion unmöglich wäre.

Neben dem Vorhandensein von Brunnen ist das Orientirungsvermögen in diesem entsetzlichen Chaos die zweitwichtigste Vorbedingung zu ungefährdetem Fortkommen. Allerdings ändern sich die Dünenzüge, wie wir bereits hervorgehoben haben, nicht, sondern es werden durch den Wind nur Detailformen umgewandelt. Es kann aber immerhin vorkommen, daß durch Abwehungen an einer Stelle und Sandanhäufungen an anderer Stelle, durch Verschüttungen von »Pässen« und Defilés und Bloßlegung von bis dahin ungekannt gewesenen Scharten, das Landschaftsbild, das ohnedies keine markanten Details bietet, an welche sich die Erinnerung festklammern könnte, total verändert wird. Trotz alledem finden sich aber die Karawanenführer mit bewunderungswürdigem Scharfsinne in dieser Wirrsal zurecht und finden selbst dort einen Ausweg, wo ein solcher für unmöglich erscheinen möchte. Die Formen der Dünen allein geben diesen Wegkundigen die Anhaltspunkte, ob die Karawane den Durchlaß finden wird oder nicht. Die Orientirung muß daher auf jedem Marsche von Neuem gesucht werden, denn Anhaltspunkte irgend welcher Art für die einzuschlagende Route gibt es nicht. Die beliebte Ansicht von den »bleichenden Kameelgerippen, welche den Wüstenweg bezeichnen« ist — wenigstens in der Aregregion — leere Fabel.

Ein jedes solches Gerippe wird schon beim nächsten leisen Windeswehen der Kern eines neuen Sandhügels und ist sonach verschwunden. Fußstapfen, und wären sie selbst von Hunderten von Kameelen im Sande zurückgelassen worden, sind schon in den nächsten Stunden verweht. Was also eine solche wochenlange Wanderung durch die ungeheuere Dünenregion heißen will, kann man sich unschwer vergegenwärtigen.

Aus dem Vorgesagten möchte sich der Leser vielleicht ein charakteristisches Gesammtbild von der Sahara gestalten, das in dieser Art sicher ein unvollkommenes wäre. Denn wohl ist die Dünenzone eine gewaltige, ungeheuere; aber sie kann, wie aus unseren ersten flüchtigen Andeutungen über das Bodenrelief des Saharagebietes hervorgeht, nicht das charakteristische Merkmal für letzteres abgeben. Von der libyschen Wüste, welche einen Sandocean bildet, in welchen die Oasen wie Inseln liegen, abgesehen, ist die Dünenregion der eigentlichen Sahara ein ungeheuerer, circa 2400 Kilometer langer Strom, der mit wechselnder Breite zwischen 50 und 500 Kilometer vom Syrtenmeere in südwestlicher Richtung bis zum Atlantischen Ocean verläuft. Der Vergleich mit einem Strome ist umso bezeichnender, als die Dünenregion auch die Windungen eines solchen nachahmt. Diese Windungen und zeitweiligen Directionsänderungen sind örtlich bedingt, hängen von der jeweiligen Configuration der Nachbargebiete ab. Wo die einzelnen Wüstenplateaux (Hamadas und Serirs) näher zu einander rücken, ist das Dünenbett eingeengt. Desgleichen dort, wo große Gebirgserhebungen vorkommen. Hieraus erklärt sich, daß die Dünenregion im centralen Theile der Sahara, wo jene früher erwähnte Erhebungslinie das Gebiet durchschneidet, verhältnißmäßig schmal ist und gegen Westen, wo Felsgebirge und Felsplateaux zurücktreten, ihre größte Breite erreicht.

Mit diesen Andeutungen ist bereits ein orientirender Ueberblick auf das gesammte Bodenrelief der Sahara gewonnen. Die alte landläufige Vorstellung von einem tiefliegenden ungeheueren Meeresbecken wird gegenstandslos, denn die Bodenplastik dieses Gebietes zeichnet sich weit eher durch Formenmannigfaltigkeit, als durch das Gegentheil aus. Der gewaltige Erdraum zeigt eine Reihe von Plateaux, über welche Bergspitzen noch bis zu beträchtlicher Höhe aufragen, oder welche von förmlichen Gebirgszügen durchsetzt werden. Am ausgeprägtesten zeigen sich die Bodenschwellungen im Herzen der Sahara: das Bergland der Tuaregs, das

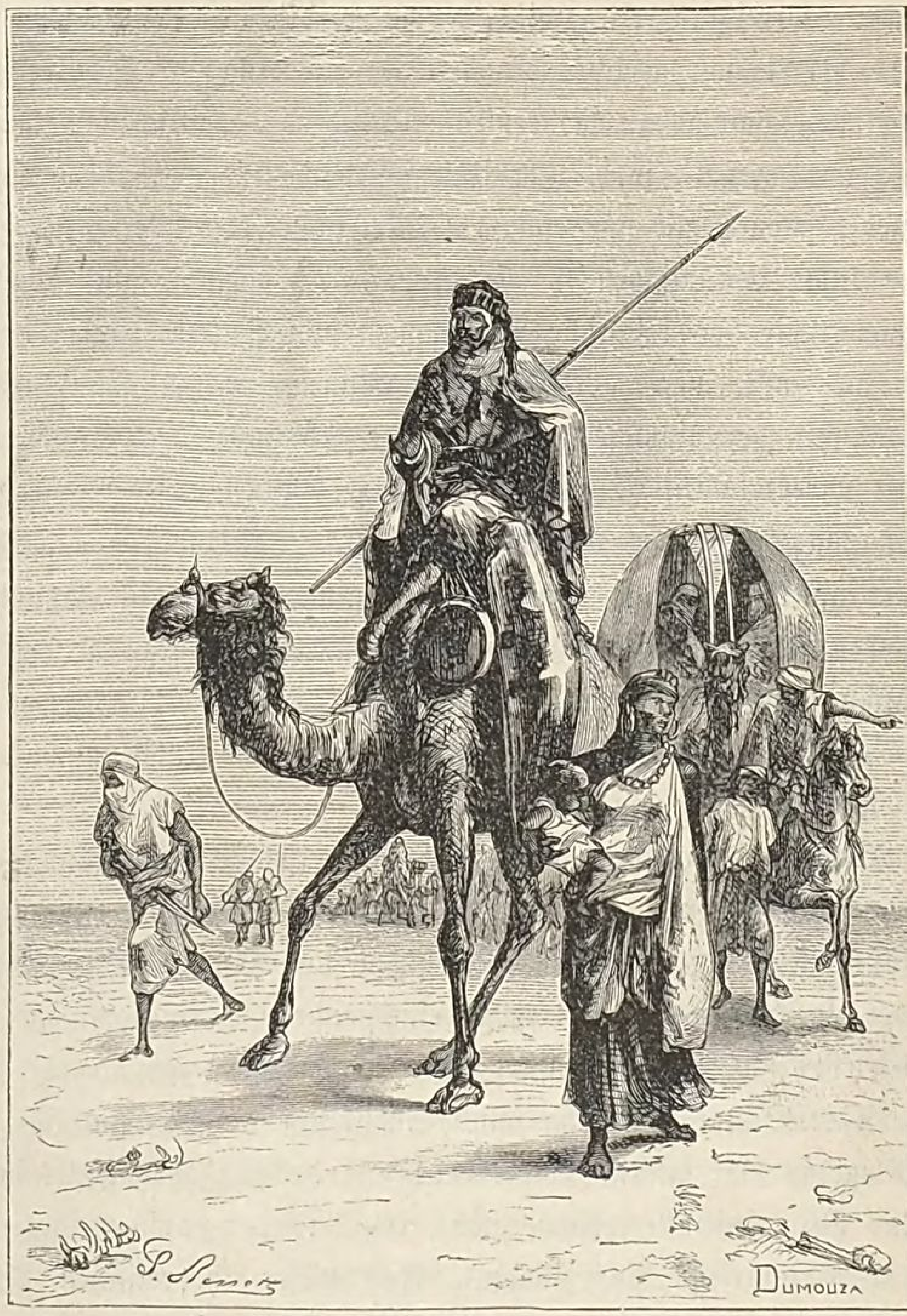
Alpenland der Oase Asben und das Bergland Tibesti. Zwischen diesen Erhebungsmassen und der nordwestlichen Begrenzungslinie der Sahara — dem Atlassystem — haben wir jenen Sandstrom, die Dünenregion zu suchen, deren Breite durch die Entfernung des jenseitigen »Ufers« bedingt wird. Wir bedienen uns dieses Ausdruckes, um bei dem einmal festgehaltenen Vergleiche zu verbleiben. Die Aregregion wird im Nordwesten und Norden begrenzt von einer bis zu 850 Meter Höhe ansteigenden Hammada (Felsplateau), welche sich nach der Richtung der ersteren allmählich verflacht. Damit ist die dreifache geophysische Gestalt des mittleren und westlichen Saharagebietes gekennzeichnet: bergige Massenerhebung im Südosten und Osten, Felsplateau im Nordwesten und Norden, zwischen beiden Dünenregion. Die Hammada ist aber keineswegs flach, sondern wird sporadisch von förmlichen Bergzügen durchsetzt, oder es ragen über sie inselartig gewaltige domartige Sandsteinfelsen auf.

Um dieses bodenplastische Bild zu vervollständigen, setzen wir sofort hinzu, daß weder die Hammada, noch der Areggürtel als einheitliche Formen aufzufassen sind. Wie ein weitläufiges Plateauland seine Zwischenformen hat, und wie ein Strom in Seitenarme sich spaltet und Hinterwässer aufweist, so gliedert sich die Plateauwüste in zahlreiche Einzelplateaux, in Bergzüge und flache Tafelländer, ästet sich die Dünenregion mehrfach in Seitenarme aus. So besteht beispielsweise das Bergland Adrar fern im Südwesten des Saharagebietes aus Parallelketten, zwischen welchen sich Thäler mit Dünenwüsten breiten. Diese letzteren sind selbstverständlich nichts anderes als Seitenarme des Sandstromes der Aregregion, welche an dem Ahaggar-Gebirgsmassiv vorüberzieht und auf jenes Bergland stößt. Um vollends den letzten Irrthum über die Bodengestalt der Sahara zu verwischen, bedarf es nur des Hinweises auf das eben genannte Gebirgssystem des Ahaggar- (oder Hogar-)Plateaus. Wir haben hier, fast im Herzen der Sahara, ein mächtiges Gebirgsmassiv vor uns, das sich aus einer Reihe von stufenförmig aneinanderschließenden Terrassen zusammensetzt, über welche Bergspitzen bis über 2500 Meter aufragen. Nach den Erkundigungen des französischen Forschers und Reisenden Duveyrier soll auf den beiden höchsten dieser Gipfel durch mindestens ein Vierteljahr — Schnee liegen! Das ist allerdings eine seltsame Illustration zu der älteren Vorstellung von der muldenförmigen, meeresbodenartigen Gestalt des Saharagebietes.

Westlich der vorgenannten Erhebungssysteme und ihrer (hier nicht näher zu erwähnenden) Zwischenformen, die, beiläufig bemerkt, von oft bedeutender Ausdehnung sind, erweitert sich die Dünenregion und erreicht ihre größte, ausgesprochen beckenförmige Breite zwischen dem nördlichsten Nigerbogen und dem Tanesruft-Plateau, welches ostwärts an das Ahaggar-Plateau anschließt. Dieses Becken bezeichnet genau die centrale Region des westlichen Saharagebietes (der Sahara im engeren Sinne, zum Unterschiede von der libyschen Wüste) und liegt an seiner tiefsten Stelle nur etwa 150 Meter über dem Meeresspiegel. Dieses Dünenbecken führt den Namen El Dschauf. Ausdehnung und Gestalt, und nicht in letzter Linie das reichliche Vorkommen von Salzen, deuten darauf hin, daß wir es hier mit einem vorhistorischen Binnenmeere zu thun haben. Das wäre also, nächst der libyschen Wüste, jener Abschnitt der Sahara, welcher unzweifelhaft Meeresboden ist. Wie der einstige Abfluß dieses Wasserbeckens zu denken ist, da das Dschauf gegenwärtig rings von Tafelländern eingefaßt wird, läßt sich hier nicht begründen. Ein solches Beginnen wäre eine Hypothese. So viel aber steht fest, daß das Dschaufbecken im Verhältnisse zu den Erhebungen und Bodenschwellungen der Sahara, ja selbst zu den drei isolirten centralsaharischen Gebirgsmassivs, in Bezug auf seine räumliche Ausdehnung vor diesen erheblich zurücktritt.

Die Aregregion, welche im Dschauf ihre größte Ausdehnung erreicht, beschreibt von hier einen großen Bogen nordwärts über Tuat und verläuft in nordöstlicher Richtung bis zum Meerbusen von Gabes. Hier befindet sich, knapp an der algerisch-tunisischen Grenze, eine partielle Depression, jene der sogenannten Schotts, welche in jüngster Zeit in den Vordergrund des Interesses getreten ist. Die Schotts, Sebchas und Salzsümpfe werden nämlich mit Vorliebe als Belege für die einstige Wasserbedeckung des Saharagebietes ins Treffen geführt. Was aber einst Meeresboden war, könne wieder zu einem solchen werden, wenn man der Natur zu Hilfe kommt. Aus dieser theoretischen Anschauung entwuchs ein Project, welches unter der Bezeichnung »Saharameer« allgemein bekannt ist. Das Schottgebiet besteht aus einer Anzahl kleiner, in der heißen Jahreszeit trocken liegender Salzsümpfe und aus drei großen »Schotts« (Seen) und ist eine ausgedehnte und tiefe Einsenkung, zum großen Theil mit Sandmassen ausgefüllt. Nur in der Mitte der einzelnen Bassins findet sich

Wasser, das übrigens von einer mehr oder minder dicken Salzkruste bedeckt ist. Die schmalen Furthen, die über diese Salzdecken führen, werden in der Regenzeit höchst gefährlich; die Kruste gibt nach und der Abgrund verschlingt seine Opfer.

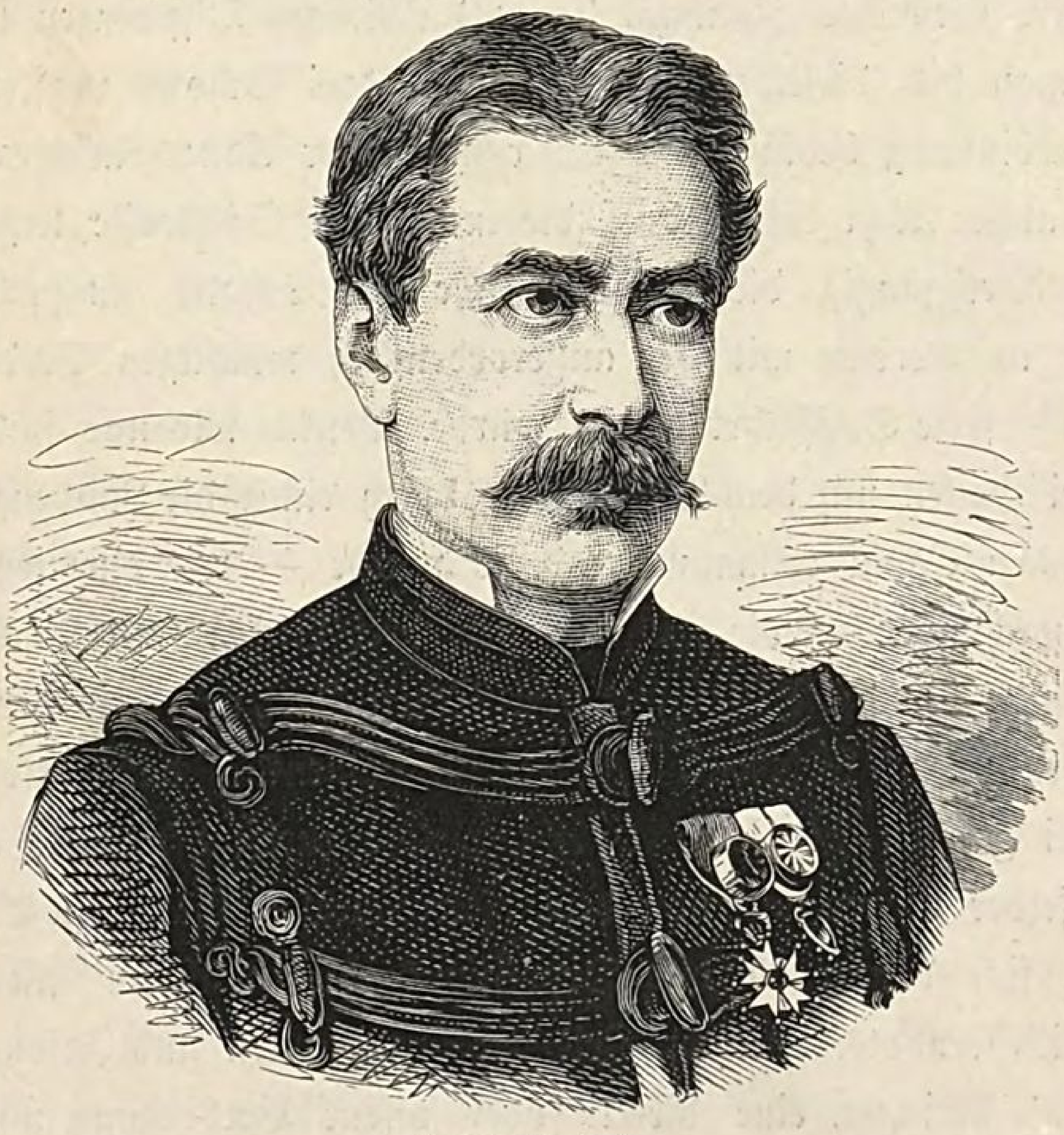


Karawane in der Wüste.

Unmittelbar über dem Opfer schließt sich die biegsame Decke wieder, und nach ein bis zwei Stunden wäre es unmöglich, die Stelle wieder zu erkennen.

Von Seite der Geographen wurde frühzeitig die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Thatsache hingelenkt, daß das Schottgebiet (angeblich identisch mit

Herodots »Golf von Triton«) als Depression leicht mit dem Mittelmeere in maritime Communication gebracht werden könnte, wenn man die schmale Landenge von Gabes durchstechen würde. Wissenschaftlich aber wurde die Frage erst im letzten Jahrzehnt angeregt. Hierauf fehlte es nicht an Expeditionen, welche von Frankreich und Italien unternommen wurden, und an denen sich auch Gelehrte deutscher Nationalität betheiligten. Gelegentlich besuchte auch Lesseps in Gesellschaft mehrerer Fachleute die Landenge von Gabes, und seitdem ist der berühmte



Capitän Roudaire.

Schöpfer des Suez-Canals zum eifrigsten Vertreter jenes Projectes geworden, welches man schlechtweg das »Saharameer« nennt.

Ueber die Details der Untersuchungen später. Ihnen vorauseilend möchten wir schon hier constatiren, daß die objective und nüchterne Prüfung der von den Projectanten des algerisch-tunisischen Binnenmeeres, namentlich aber durch den französischen Capitän Roudaire, aufgestellten Prämissen zu einem negativen Resultate geführt haben. Die Schwierigkeiten der Finanzirung des Unternehmens und die localen Hindernisse stehen zunächst in gar keinem Verhältnisse zu den

erwarteten Vortheilen. Wenn hinsichtlich der letzteren beispielsweise auf den zu erwartenden maritimen Verkehr hingewiesen wird, haben diejenigen gewiß Recht, welche hervorheben, daß es im ganzen Umkreise der Depression an der nöthigen Bevölkerung, an geeigneten Hafenplätzen und Handels=Entrepôts fehle, und daß die arabischen und berberischen Bewohner des Hinterlandes dem Unternehmen und seinen Zielen gegenüber sich eher feindlich, als freundlich verhalten würden. Zu diesen rein principiellen Bedenken treten solche technischer Natur von noch viel schwererem Gewichte. Zunächst liegen die Niveau=Differenzen lange nicht so einfach, als man sich dieselben hinsichtlich der drei Schotts vorstellt. Zu ihrer maritimen Verbindung bedürfte es sehr complicirter Canal=Anlagen. Wir dürfen ferner nicht außer Acht lassen, daß die unter der Salzkruste liegende Wasserfläche kaum durchgängig die ganze Fläche der Schotts umspannt, und ihre geringe Tiefe im Vereine mit der außerordentlich mächtigen Verdunstung, eine Gefahr für die freie Schiffahrt bilden würde. Denken wir uns schließlich in der That die drei Becken mit dem Mittelmeere durch einen die Landenge von Gabes durchschneidenden Canal communicirend, so würde — wie eine sehr stichhaltige Berechnung nachweist — die Füllung der drei Becken (mit Rücksicht auf die enorme Verdunstung) die Kleinigkeit von neun Jahren erfordern.

Die Genesis des Projectes gestaltet sich namentlich dann interessant, wenn man die drei Fragen in Betracht zieht, welche zuerst Roudaire angeregt hat. Die Fragen selber rühren aber von dem österreichischen Geologen G. Stache her. Sie befassen sich damit, ob das Depressionsgebiet noch in historischer Zeit, z. B. zur Zeit Herodots, oder zur Zeit der Argonauten und Jasons, über deren Fahrt Herodot berichtet, eine directe oder offene Verbindung mit dem Golfe von Gabes gehabt habe, und ob es möglich war, daß Jason diese Verbindung passiren und das Gebiet von Nifzua als eine im »Tritonsee« liegende Insel (welche mit der Insel Ischla des Herodot und der Insel Triton des Scylax identificirt wird) sehen konnte. Die zweite Frage ist eine rein technische. Sie lautet: ist die Schichtenfolge des 60 bis 100 Meter über dem Meeresniveau sich erhebenden, gegen das Meer wie gegen das Schottgebiet mit flacher, weit gestreckter Abdachung verlaufenden Querriegels — welcher jetzt die innerseitigen Berglehnen jener der Längsrichtung des näher liegenden Theiles der Depression folgenden Hügelketten verbindet und das Depressionsgebiet vom Meere trennt — eine derartige, daß

ihr Aufbau sich als eine auf die Wirksamkeit der Flutbewegung in historischer Zeit basirte reine Dünenbildung betrachten läßt und wenn dies nicht ist: welche Art von Gesteinen und Erdarten sind bei einem eventuellen Canaldurchstich zu bewältigen? Die dritte Frage betrifft die zu erwartenden Vortheile in klimatischer, cultureller und wirtschaftlicher Richtung.

Die genauen geologischen Untersuchungen Staches haben ergeben, daß der vom Capitän Roudaire durch historische Daten begründete Theil der Beweisführung nicht hinreichend überzeugend für die directe einstige Verbindung der Schottdepression mit dem Golfe von Gabes in historischer Zeit spricht. Das Terrain, welches zum Zwecke des Canalbaues bewältigt werden müßte, besteht im Wesentlichen aus einem Wechsel von ganz losen, von weichen und mürben und von festen Gesteinsarten. Eine bloße Versandung oder Sandanschüttung, wie sie Roudaire annimmt, besteht nur an den Abdachungen des Isthmus, wo sie in jüngster Zeit zur Vergrößerung der breiten Scheidewand zwischen der Depression und dem Meere beigetragen hat. Sehr optimistisch fassen natürlich die Franzosen die Angelegenheit auf. Der energischeste Verfechter des Canalprojectes war der mehrgenannte, kürzlich verstorbene Capitän Roudaire. Nach ihm wäre die Canalanlage durch den 30 Kilometer breiten und im Maximum 46 Meter hohen Isthmus in der Richtung des Ued Melah zu bewirken. Die Canalsohle müßte einen Meter unter dem tiefsten Ebbestande liegen und ein entsprechendes Gefälle in der Richtung nach dem ersten Schott hin erhalten. Wenn man nun die Breite des zu erbauenden Canals mit 50 Meter festsetzt, würden während der Füllung in einem einzigen Jahre 9 Milliarden Cubikmeter Wasser durch die Verdunstung verloren gehen, d. h. die Füllung selber, wie bereits einmal erwähnt, neun Jahre in Anspruch nehmen. Auch die topographischen Voraussetzungen sprechen ganz und gar gegen die Roudaire'schen Pläne. Fürs erste würde selbst die Ausgleichung der Niveau-Differenz zwischen dem ersten, dem Isthmus zunächstliegenden Schott (Schott Dscherid) und dem Meere, noch keineswegs die ganze Depression mit Wasser bedecken. Es bleiben im Gegentheile auch zwischen dem ersten und zweiten, und dann zwischen dem zweiten und dritten Schott kleinere Isthmen übrig, welche der höchste Wasserstand nicht bedecken könnte.

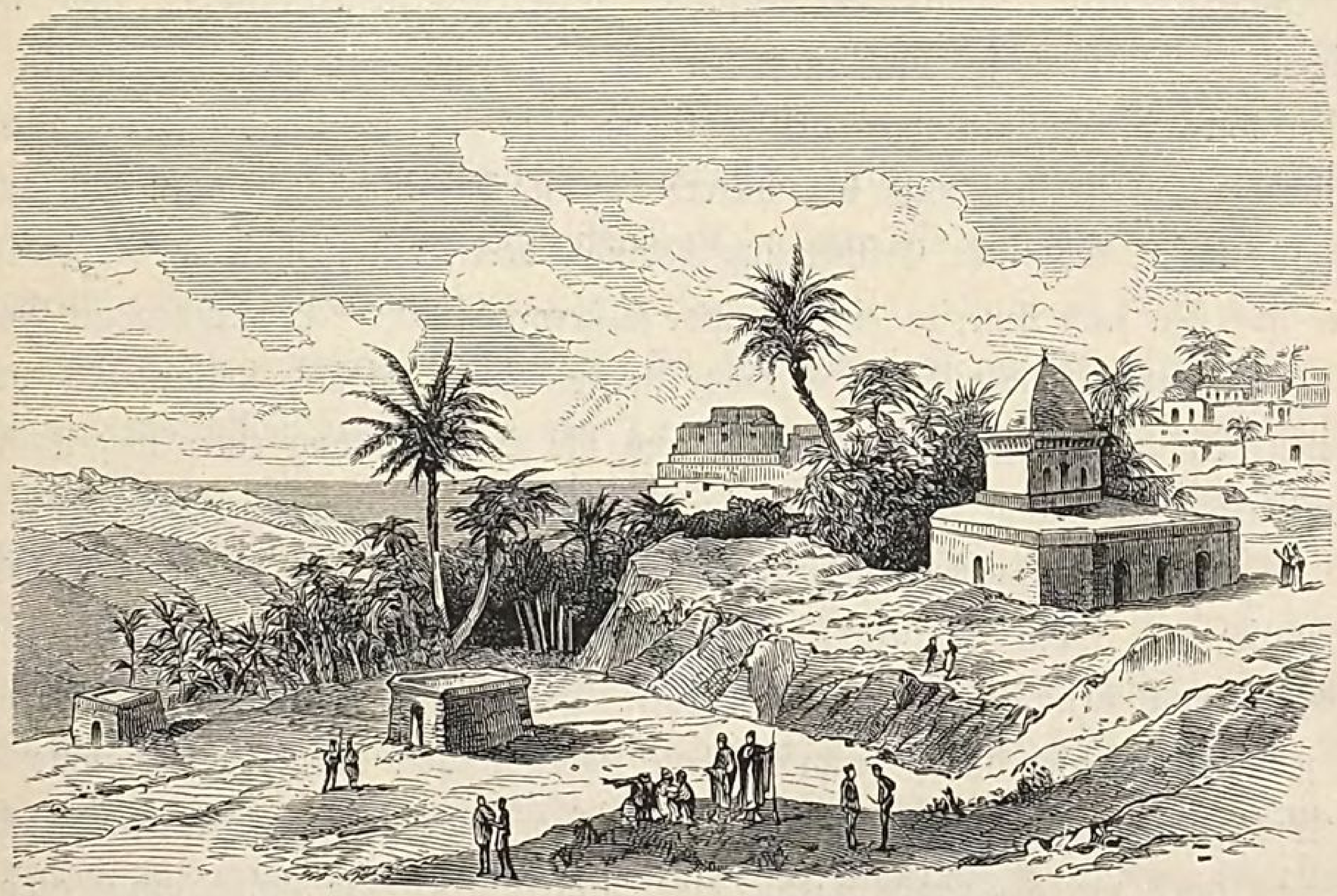
Durch diese Isthmen müßten also andere, kleine Canäle gegraben werden. Sieht man sich überdies die Karte Roudaires etwas genauer an, so wird man

überrascht von der geringen Ausdehnung des künftigen Inundationsgebietes. Bei dem mittleren Schott (Schott Rharsa), der wenig unter dem Meeresniveau liegt, reicht der Inundationsstreifen an den breitesten Stellen nie über 5 Kilometer, an den schmalen Stellen oft keine 2 Kilometer. Beim dritten Schott (Schott Melrir), der auf algerischem Gebiete liegt, während die beiden ersteren zu Tunisien gehören — bei dieser dritten Depression greift das künftige Inundationsgebiet etwas weiter aus: im Norden stellenweise bis 30 Kilometer, im Süden an einem Punkte ebensoweit, im Westen durchschnittlich 7, im Osten 21 Kilometer. Wenn Roudaires Untersuchungen nur das einzige Resultat zu Tage gefördert hätten, daß das Depressionsgebiet kein einheitliches ist, sondern selbst nach erfolgter Inundation drei Abschnitte bilden würde, müßte es genügen, des Project zum Falle zu bringen. Nun meint aber Roudaire überdies, daß mit dem geplanten »Saharameer« auch die klimatischen Verhältnisse sich wesentlich bessern müßten, die Waldcultur gefördert würde und an Stelle der Sanddünen liebliche Oasen treten könnten. Vollends phantastisch klingt es, wenn der Genannte meint: die Verwirklichung der Schott-Inundation würde auch für den Binnenhandel von großer Bedeutung werden, denn der Handel aus dem Sudan, der seit der Eroberung Algeriens seine ehemaligen Straßen verlassen und sich Marokko zugewendet hat, würde wieder in die früheren Bahnen zurücklenken und der algerischen Colonie eine gedeihliche Entwicklung sichern.

Uebrigens hatte Roudaire auch in technischen Details sich geirrt. Er stellt beispielsweise die gesammte Erdbewegung bei dem Canalbau mit 30 Millionen Kubikmeter fest, und zwar auf der ganzen Linie. Chavanne aber hat diese Erdbewegung auf 100 Millionen Kubikmeter berechnet, und zwar 50 bei der Landenge von Gabes und »mindestens« ebensoviel rücksichtlich der Durchstechung der beiden anderen Landriegel und der Baggerung des algerischen Schotts Melrir.

Der Calcül zu diesem überraschenden Berechnungsresultate ergibt sich aus Folgendem: Die Karte thut bis zur Evidenz dar, daß die Fläche des Schotts Melrir keine eigentliche Ebene ist, sondern auf weite Strecken von Dünenketten durchzogen, also im wesentlichen unebener Boden ist. Diese Unebenheit — oder Niveau-Differenz — ist so beträchtlich, daß sie derjenigen, welche zwischen den Schotts selber und dem Mittelmeer besteht, fast gleichkommt.

Was den jährlichen Zufluß des Wassers durch einen 50 Meter breiten und 12 Meter tiefen Canal anbetrifft, wird derselbe auf 37 Milliarden Kubikmeter berechnet. Die Verdunstung während eines Jahres wird bis auf 15 Milliarden Kubikmeter geschätzt. Roudaire hält sich natürlich an weniger deprimirende Ziffern und gibt seinerseits halb soviel, nämlich 8 Milliarden Kubikmeter an. Der Wasserbedarf für die drei Schotts ist nun folgender: bis zur Cote — 12 = 96·6 Milliarden, zur definitiven Füllung = 156·6 Milliarden Kubikmeter mehr, zusammen also 253·2 Milliarden Kubikmeter, deren Einströmen nach



Oase Ferkan.

Abzug des Verdunstungsquantums in etwa neun Jahren erfolgen könnte; jedenfalls nicht früher, wahrscheinlich viel später.

Im Großen und Ganzen haben sich alle objectiv und ernst denkenden Fachmänner bisher gegen die Theorie und Praxis der Schott-Inundation ausgesprochen. Daß die Franzosen dieselben mit der etwas hochtrabenden Bezeichnung »Saharameer« belegen, nimmt sich fast erheiternd aus. Die Wasserfläche der Inundation würde nämlich höchstens 13.000 Geviertkilometer betragen. Der Flächeninhalt des gesammten Saharagebietes beträgt aber, wie wir weiter oben erfahren haben, 6·6 Millionen Geviertkilometer. Das »Saharameer« der

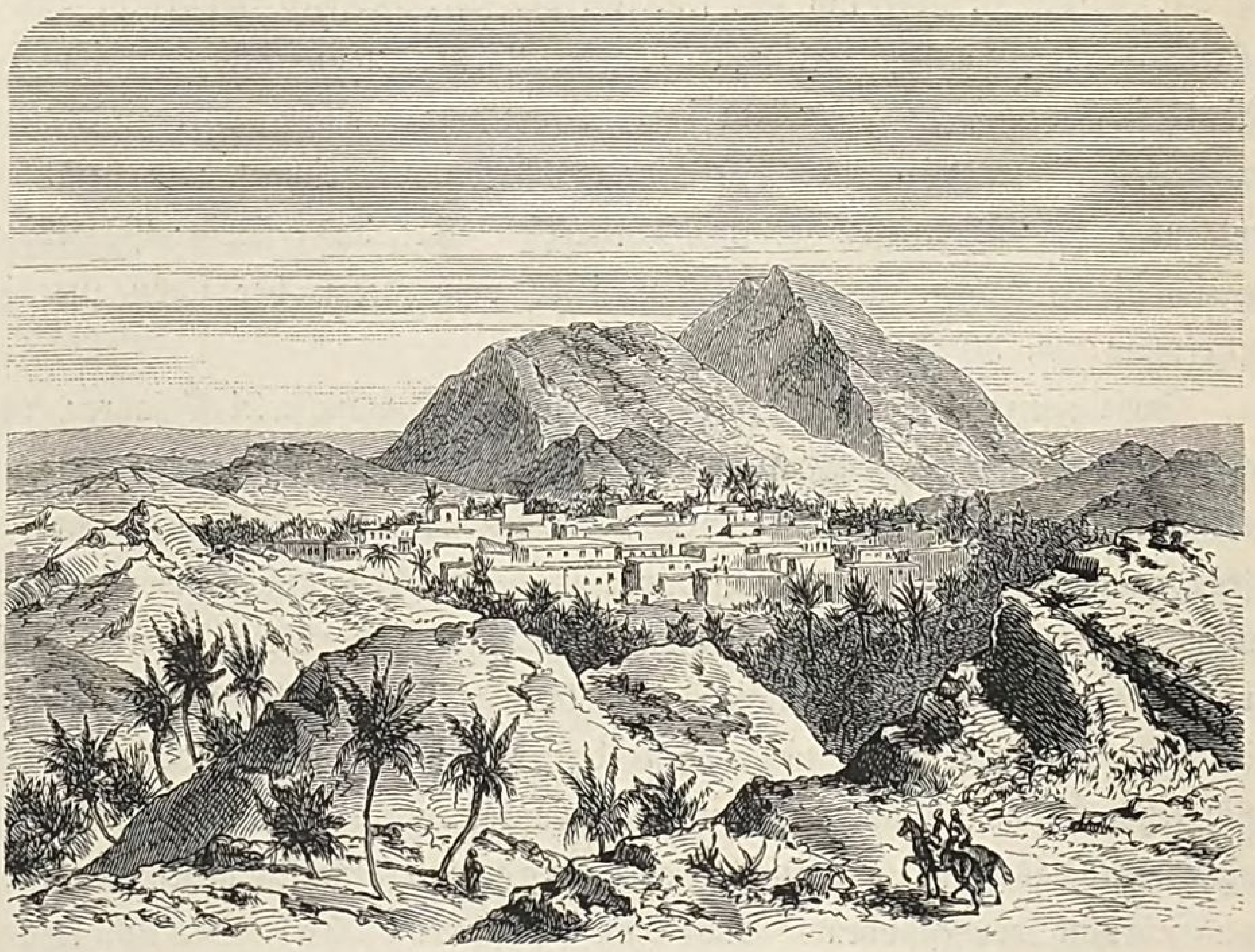
Franzosen würde daher nur den 508. Theil der wirklichen Sahara einnehmen. Besonders energisch hat sich der deutsche Gelehrte Fuchs gegen die Inundation der Schotts gewendet. Nach seiner Ansicht hätte die Depression des algerisch-tunisischen Schottgebietes, wenigstens in historischer Zeit, nie einen, mit dem Mittelmeer verbundenen Golf gebildet. Der das Mittelmeer von dem Schottbecken trennende Landriegel bestand, wie leicht nachweisbar, schon zur Zeit, als sich die Schotts der Depression mit Wasser füllten. »Da die Epoche der Füllung der Salzseen zweifellos mit einer solchen ziemlich großen Feuchtigkeit im Zusammenhange steht, konnte der Spiegel dieser Salzseen zeitweise und nach heftigen Regenfluten so hoch gehoben worden sein, daß der Ueberschuß an Wasser durch die Einsattlungen der südlichen, quer über die Landenge von Gabes streichenden Hügelreihen nach dem Meere abfloß. Die Veränderungen sind durch eine allgemeine kosmische Erscheinung bedingt, deren erste Phase in Nordafrika, sowie in Asien und Amerika eine Periode außerordentlicher Trockenheit zur Folge hatte. Die letzte Phase dieser Periode hatte die langsame, stetige und vollkommene Austrocknung der Depression und die Verwandlung einer wegen ihrer Fruchtbarkeit bekannten Gegend in eine ausgedehnte Wüste zur Folge.«

Nach diesen allgemein gehaltenen Mittheilungen über den Naturcharakter der Wüste und ihren Erscheinungsformen, müssen wir auf das engere Gebiet der topographischen Schilderung übergehen. Hiebei soll es unsere Aufgabe sein, das jeweilige Gebiet durch eingeflochtene Lebensbilder, durch Bezugnahme auf die Wahrnehmungen und Zwischenfälle einzelner Reisender zu beleben.... Wir beginnen dort, wo das Saharagebiet eine natürliche Grenze findet, am Gestade des Atlantischen Oceans. Die Schiffe, welche von der Straße von Gibraltar längs der afrikanischen Westküste südwärts steuern, machen schon auf der Höhe des Cap Nun die Wahrnehmung, daß von hier ab ein kahler hoher Strand sich weit nach Süden zieht. Dieses sandige steile Ufer, ein oceanischer Saum, gegen welchen der mächtige Wogendrang des Atlantischen Oceans anprallt, bildet die westliche Randeinfassung der großen afrikanischen Wüste. Es steht gleichsam da als eine Mauer der Sahara und schützt das Sandmeer gegen das Eindringen der mächtigen Wellen und Strömungen des Weltmeeres. Diese Mauer erstreckt sich auf einer weiten Strecke längs des Oceans. Erst am Cabo blanco, dem »Weißen Vorgebirge«, fällt sie allmählich ab, und dann beginnt eine Dünenkette, welche

gegen Süden an Höhe abnimmt und unter 16° Nordbreite in eine lange, schmale Landzunge ausläuft. Es ist dies die Mündungsstelle des Senegal. An dieser Küstenstrecke finden wir manchen Punkt, welcher in den afrikanischen und anderen Entdeckungsfahrten eine Rolle gespielt hat. Die Portugiesen fuhren im Laufe des XV. Jahrhunderts immer weiter nach Süden, der afrikanischen Küste entlang, ohne sich auf das offene Meer zu wagen. Nachdem sie die Canarischen Inseln erreicht hatten, kamen sie an das Cap Bojador, das zwar nicht weit in die See vorspringt, aber sich fast senkrecht bis zu 30 Meter emporhebt und der Schiffahrt einen guten Peilpunkt abgibt. Weiter nach Süden, beim Cap Mirik schneiden mehrere Buchten in die Küste ein; von den Portugiesen wurde eine derselben als Rio do uoro — Goldfluß — bezeichnet, und heißt auch heute noch so auf unseren Karten. Weiterhin bildet das »Weiße Vorgebirge« eine imposante Masse. Man erblickt dasselbe vom Ocean her schon aus einer Entfernung von 30 Seemeilen.

Diese ganze Küstenstrecke bietet der Schiffahrt mancherlei Gefahren, unter welchen nicht allein die Unwirtlichkeit des Gestades und die großartige Brandung gemeint sind. Die das Hinterland besiedelnden Mauren üben seit jeher das Strandrecht und auch heute noch würde in dieser öden, außerhalb jeder internationalen Controle stehenden Region jedes strandende Schiff dem Schicksale der Plünderung, die Schiffbrüchigen dem des Erschlagenwerdens nicht entgehen. Dies gilt namentlich von jenem Theile der Saharaküste unfern des Cap Nun, welch letzteres die südlichste Küstenmarke von Marokko bildet. Hier öffnet sich landeinwärts das große Längenthal Wadi Draa, und streicht zu diesem parallel — etwas nördlich vorgeschoben — das kleinere Assaka-Thal, in welch letzterem Ogulmin liegt, ein Ort, dessen Handelsthätigkeit von dem Reisenden Panet, der sich 1850 in dieser selten betretenen Region aufhielt, hervorgehoben wird. Wie es aber den Anschein hat, möchten es weniger die Handelsbestrebungen und deren Erfolge, denn vielmehr das Strandrecht sein, dem die Ait Hassan-Araber, welchen Stadt und Gebiet gehören, ihre verhältnißmäßig bedeutende Wohlhabenheit verdanken. Nur so können wir nämlich die Bemerkung verstehen, die sich auf die Häuser von Ogulmin bezieht und worin es heißt: »Dank den häufigen »Schiffbrüchen« an der Küste sind die Wohnungen der Reichen mit Holz ausgetäfelt, und ihr Meublement ist ziemlich luxuriös.« Das Piratenhandwerk hat an dieser

Küste immer einen goldenen Boden gehabt. Als es noch in verhältnißmäßig naheliegender Zeit, und sogar in unmittelbarer Nähe von Gibraltar seine Triumphe feierte, mußte das Wort den Kanonen gegeben werden. Seitdem darf der Schiffbrüchige wenigstens an der marokkanischen Küste auf mildere Behandlung hoffen. An jener des Saharagebietes ist es freilich anders, und es bleibt vollends unerfindlich, wie die fremdländische Autorität an einem Gestade sich geltend machen könnte, hinter welchem die unermeßlichen Gebiete unabhängiger Mauren- und Berber-

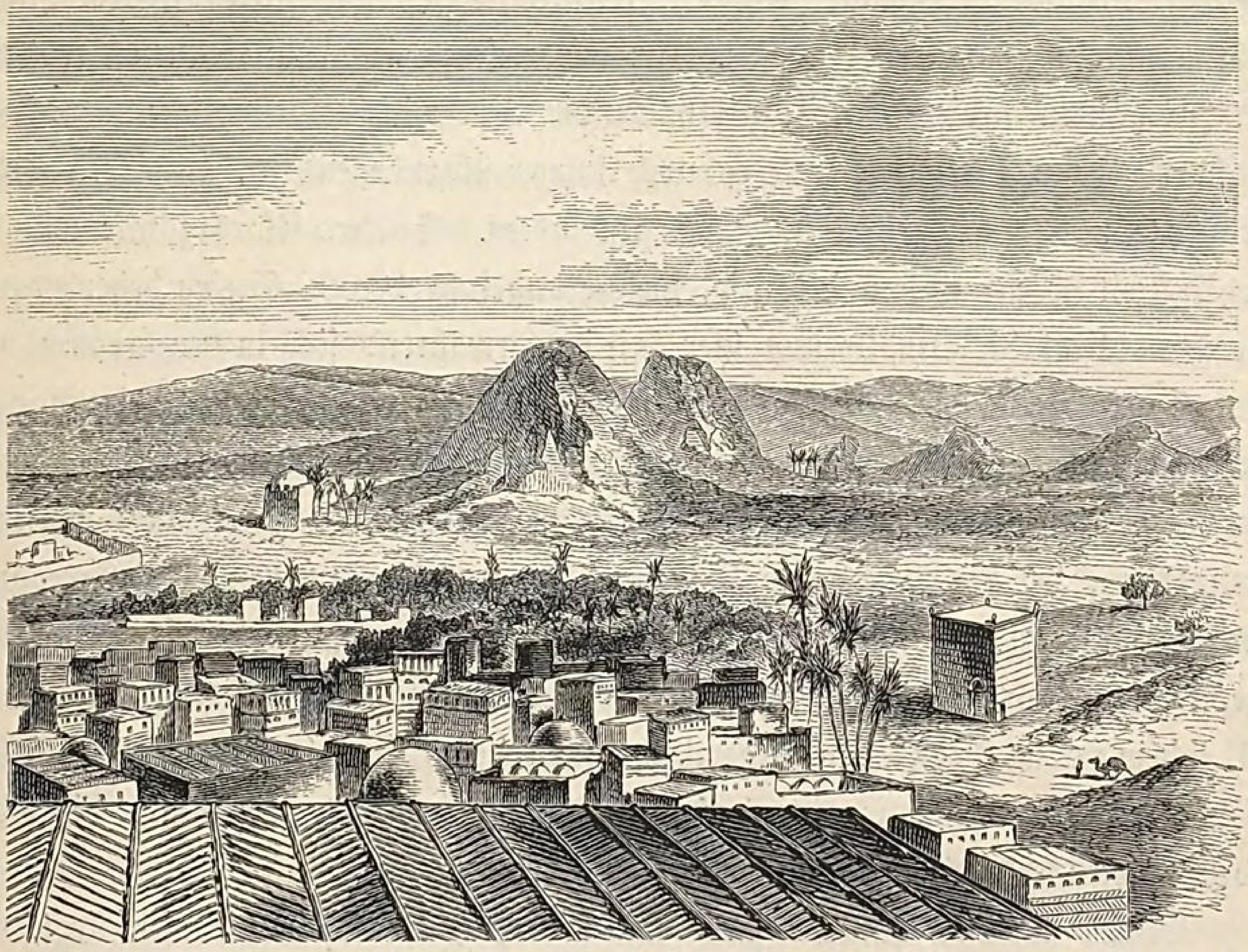


Oase Negrin.

stämme sich erstrecken, Gebiete, die — einige Striche abgerechnet — noch keines Europäers Fuß betreten hat.

Das Gebiet, in welches wir nun eintreten, gehört im politischen Sinne bereits zum Sultanat Marokko; in geophysischer Beziehung aber ist dieser Landabschnitt der nordwestliche Rand der Sahara, und es wäre demnach eine ungerechtfertigte Pedanterie denselben gelegentlich unserer Mittheilungen über Marokko zur Sprache zu bringen, wo uns ohnedies wesentlich andere Dinge, als rein geographische beschäftigen werden. Der nordwestliche Rand des Saharagebietes

reicht bis zu den südöstlichen Abfällen des Atlassystems. Mittelpunkt des saharitischen Gebietes von Marokko ist die Oase Tafilet, die bedeutendste und wichtigste der großen afrikanischen Wüste. Wenn man von Tafilet spricht, muß wohl unterschieden werden, ob es sich hiebei um den gesammten Oasenarchipel handelt, der aus den Oasen Ertil, Mdaghra, Tissimi Uled Sahra und Tafilet besteht, oder blos um letzteres allein. Tafilet im engeren Sinne ist die auf drei Seiten von Gebirgen umschlossene, nur im Süden offene und von mehreren



Wadi Nun (Ogilmin).

Flüssen befruchtete Oase im Süden von Tissimi. Wenn man vom Großen Atlas herabkommt, ist sie die letzte der genannten Oasen. Eröffnet wird die Reihe mit Mdaghra, hierauf folgt Ertil, dann Tissimi und zuletzt Tafilet.

In Mdaghra kehren wir zuerst an. Zahlreiche sogenannte »Ksors« (Dörfer) im Grün der Palmen und Obstbäume begraben, erquicken das Auge. Es ist ein ungemein lebensvolles Bild, das wir umso lieber festhalten, als die südlicher liegenden Gebiete diesen friedlichen Eindruck erheblich verwischen. Dort, in der Oase Ertil, machen sich allerlei Anzeichen geltend, daß des Sahara=

menschen besserer Theil der — Krieg ist. Wenigstens sah Rohlfs seinerzeit fast ausnahmslos verwüstetetes Ackerland, umgehauene Obstplantagen, und fand nur die Palme — diesen heiligen Baum aller Moslims — vor der Zerstörungswuth der Bewohner verschont. Auch waren alle Ksors verbarricadirt. Beherrscher dieser Oase sind die Ait Atta, ein Stamm, der aus dem Süden (wie es heißt, aus dem Ued Draa) vor etwa 120 Jahren nordwärts einbrach und das gesegnete Land am Ued Sis für sich in Anspruch nahm.... Die nächste Oase ist Tissimi, in welcher marokkanische Wachposten den Sisfluß hüten, damit sein kostbarer Inhalt nicht muthwillig abgeleitet werde. An kriegerischen Händeln fehlt es trotzdem nie. Im ganzen Gebiete von Tafilet haben die Berber die ursprüngliche Bewohnerschaft, welche arabisch war und es noch immer überwiegend ist, aus ihren Sitzen verdrängt und deren Ksors in Besitz genommen. Solcher Ksors zählte man zu Rohlfs Zeit über hundertundfünfzig, welche ungefähr 10.000 Seelen beherbergten. Uebrigens liegt die Bevölkerung hier fast immerwährend sich in den Haaren und jedes Dorf hat seine Wachmannschaft am Thore, um Putsche und Ueberfälle zu verhindern. Gleichwohl findet man zahlreiche Dorfruinen, aber die Triebkraft der Natur sorgt dafür, daß mindestens der Segen der Oase nicht versiege. Hauptschmuck der Oasen sind die Palmenwälder, welche ein bedeutendes Erträgniß abwerfen. Die Palme ist ja überhaupt unter allen tropischen Pflanzen die einzige, welche sich allen Anforderungen dieses tyrannischen Klimas anbequemt hat, indem sie in ihrer Sphäre gewissermaßen dem Beispiele des Kameels folgt, dessen Organisation derart ist, daß es Entbehrungen ertragen kann, die jedes andere Wesen erdrücken würde.

Etwas abseits (im Nordosten) von den eben geschilderten Oasen liegt, auf der Route Figig, die Oase Boanan, die unter der Gilde der Afrikaforscher üblen Ruf genießt, infolge der verrätherischen That, die der Scheich dieser Oase an dem Reisenden Gerhard Rohlfs beging. Es war im Jahre 1862. Der genannte Forscher befand sich auf der Reise von Tafilet nach Géryville und fand bei dem erwähnten Oasenhäuptling gastfreundliche Aufnahme. »Zehn Tage war er sein Gast und aß mit ihm aus einer Schüssel. Den Berichten solcher Reisenden, die nur einen oberflächlichen Blick in das Leben der Mohammedaner geworfen haben und erzählen, wer mit einem Moslim aus einer Schüssel gegessen habe, werde für heilig und unverletzlich gehalten, vertrauend, beging er die

Unvorsichtigkeit, eines Tages sein Geld sehen zu lassen. Von dem Augenblicke an war aber bei dem Scheich der Entschluß gefaßt, den Reisenden zu ermorden. Mit einem Führer, den der treulose Scheich Rohlfs aufgedrungen, verließ der Reisende Abends die Oase, um nach der Oase Kenatsa zu ziehen. Nach kurzem Marsche lagerte der kleine Zug, und der Führer beeilte sich, ein helles und hochloderndes Feuer anzumachen, um seinem Herrn den Ort zu zeigen, wo der Christenhund lagere. Rohlfs und sein Diener waren bald eingeschlafen. Doch bald erwachte der Reisende unter der Detonation eines Schusses und sah den Scheich der Oase Boanan dicht über sich gebeugt, die rauchende Mündung seiner langen Steinschloßflinte auf seine (Rohlfs) Brust gerichtet. Rohlfs fühlte seinen linken Oberarm zerschmettert; im Begriffe, mit der Rechten seine Pistole zu ergreifen, hieb ihm der Scheich die rechte Hand mit dem Säbel auseinander. Rohlfs sank darauf, durch den Blutverlust ohnmächtig, zusammen, sein Diener rettete sich durch die Flucht. Als Rohlfs den folgenden Morgen zu sich kam, fand er sich mit neun Wunden bedeckt allein, denn als er schon bewußtlos lag, hatten diese Unmenschen noch auf ihn geschossen und gehauen; sein Geld und seine Reisegeräthe waren verschwunden. In dieser hilflosen Lage blieb Rohlfs zwei Tage und zwei Nächte — eine gefährliche Situation, denn der Reisende konnte von Hyänen und Schakalen leicht angefallen und lebendig verzehrt werden. Endlich am dritten Tage kamen zwei Marabuts von der nahen kleinen Sauya Hadschui. Sie hatten eiserne Hacken auf den Schultern, um den Todtgeglaubten zu beerdigen, beeilten sich aber, als sie Rohlfs lebend fanden, ihn zu retten und brachten ihn nach der Sauya, woselbst er im Hause des Scheichs der kleinen Oase die uneigennützigste und sorgsamste Pflege fand. Endlich nach langem Schmerzenslager war Rohlfs so weit hergestellt, um seine Weiterreise über Kenatsa und Figig nach Géryville antreten zu können, woselbst er im Hospitale der (französischen) Garnison bis zur gänzlichen Genesung auf das Liebevollste gepflegt wurde.«

Wir gehen nun auf das weite Gebiet über, das sich von der Oase Tafilet im Osten, bis zum Atlantischen Ocean im Westen erstreckt. An Tafilet zunächst grenzt das sogenannte El Draa, ein Oasenarchipel, dessen größte und blühendste die Ktaua-Oase ist. Hier ist der vom Atlas herabkommende Wassersegen so ausgiebig, daß die Vegetation mit unglaublicher Ueppigkeit sich entwickeln kann.

Das Draaland findet seine Begrenzung im Nordwesten durch das saharitische Randgebirge, dem Dschebel Saghreru; der Hauptfluß — Wadi Draa — hat seine Quellen im Großen Atlas liegen, befruchtet aber nur die Ländereien längs seines Oberlaufes beständig, während die Landschaften am Mittel- und Unterlaufe nur zur Zeit der Schneeschmelze im Atlasgebirge das nöthige Wasser erhalten. Der Wadi Draa ist der bedeutendste Flußlauf des Saharagebietes. Anfangs in südöstlicher Richtung verlaufend, und die Oase Ktaua befruchtend, wendet er sich zwei Tagreisen unterhalb dieser letzteren nach Südwesten, hierauf vollends nach Westen, welche Richtung er bis zu seiner Einmündung in den Atlantischen Ocean südlich des Cap Nun — von dem weiter oben die Rede war — beibehält.

Die Bevölkerung des Draagebietes ist vorwiegend berberischen Stammes. Das arabische Element, das stellenweise sogar reinblütig auftritt, führt zum Theile einen harten Existenzkampf, da die dominirende Rasse ihr Uebergewicht möglichst geltend macht. Selbstverständlich ist in einem Lande, das an der Schwelle der Sahara liegt und in beständiger Verbindung mit dem Sudan steht, auch die Negerbevölkerung eine zahlreiche.... Im Westen des Draalandes liegt die Landschaft Akta, ein Bergdistrict. Dort streicht das saharitische Randgebirge zwischen den beiden Flüssen Draa und Assaka und endet am Atlantischen Ocean. Der Hauptort des letzteren ist das weiter oben genannte Ogulmin. Die Oase Ktaua ist eine Etape auf der großen Karawanenroute Tafilet — Timbuktu. Sie berührt zunächst Beni-Hainun, die volkreichste Oase des Draalandes. Gewöhnlich sammeln sich hier die Theilkarawanen aus dem ganzen Gebiete südlich des Atlas, denn möglichst stark die große Wüste zu queren ist schon aus Gründen der persönlichen Sicherheit unvermeidlich. An Wegelagerern fehlt es hier nie und sie sparen ihr Pulver so wenig, wie jene anderen Wüstenstämme, welche die Straße zwischen Tafilet und der östlich hievon gelegenen Oase Tuat unsicher machen. Verhältnißmäßig sicher ist die Wegstrecke bis Mimsina und Bunu, stark befestigten Ortschaften an der großen Ausbiegung des Draaflusses.

Die Karawanen rasten dort in den dichten Palmenhainen, die vorläufig gar nicht ahnen lassen, welche wüste Strecken der Reisenden in der Folge — einige Zwischenstationen abgerechnet — noch harren.

Dieses Land ist eine öde, trümmerbesäete »Hammada«, welche außerhalb der Oase El Harib ihren Anfang nimmt. Letztere ist das große Transport-Sammelhaus für Tragthiere, denn die rührige maurische Bevölkerung hält allezeit eine bedeutende Zahl für den Karawanendienst bereit. Außerhalb El Harib beginnt ein hammadaartiges, mit Tamarisken und Kameeldorn bestandenes Uebergangsterrain. Die nächste Wegstrecke in ein großartiger wilder Felspaß, durch den die Karawanen sich hindurchwinden müssen, Felsmauern auf der einen Seite, Abgründe auf der anderen. Selbst die Kameele weigern sich den bedenklichen Pfad zu betreten, und von ihrem Gebrüll widerhallt die enge, schauerliche Schlucht. Wo sie endet, ist wieder Hammada und auf ihr der Brunnen Sibica, eine zwischen Granitblöcken liegende Quelle. Einige Tagreisen außerhalb von El Harib findet die Hammada ein Ende, wobei sie sich allmählich verflacht. Ihre Fortsetzung ist die Dünenregion, jener breite Sandstrom — wie wir ihn genannt haben — der von der Kleinen Syrte her die ganze West-Sahara von Nordost nach Südwest durchzieht. Die Localbezeichnung für die Dünenregion ist hier »Igidi«. Auch der verdienstvolle österreichische Forschungsreisende Oskar Lenz hat sie im Jahre 1880 auf seiner Reise vom Atlas nach Timbuktu gequert, aber etwas westlicher, da er seinen Weg vom Unterlaufe des Draaflusses aus einschlug. Beide Karawanenrouten treffen bei Taudeni, ungefähr halbwegs zwischen El Harib und Timbuktu, zusammen. Der Punkt ist berühmt wegen seiner Steinsalzlager. Lenz fand in der Nähe die Reste einer uralten Stadt. Weiter folgt Arauan, trostlos inmitten von Dünen gelegen, und trotz des Wasserreichthums vegetationslos, infolge der hier herrschenden heißen Südwinde. Dies ist ein sprechender Beweis, daß die klimatischen Verhältnisse in erster Linie Urheber der Wüstenbildung sind. Eine Tagreise südlich von Arauan stoßen wir bereits auf die Südgrenze der Sahara, denn die Mimosenwälder in der Landschaft Asauad versetzen uns bereits in den Sudan. Zur Zurücklegung der ganzen Strecke vom Atlas bis Timbuktu benöthigen Handelskarawanen mindestens zwei Monate.

Nachdem wir auf diese Weise die westliche Sahara auf ihrer gewöhnlich begangenen Route gequert haben, kehren wir an den Nordrand derselben zurück, um von Tafilet ostwärts nach Tuat vorzudringen. Ausgangspunkt der Route ist Abuam, die palmengeschmückte Hauptstadt der großen Tafilet-Oase. Wo sie

im Osten endet, ragt die hohe Steilkante eines Wüstenplateaus empor, das in einer Breite von drei und in einer Länge von fünf Tagreisen den ganzen Raum zwischen dem Wadi Sis und dem Quellsystem des großen Wadi Saura ausfüllt. Es ist ein mühevolles Wandern über diese steinige, dem furchtbarsten Sonnenbrande (60° C. in der Sonne!) ausgesetzte Hochebene. Einmal zurückgelegt, ändert sich aber die Landschaft so gründlich, daß man glauben könnte, in eine ganz andere Erdregion versetzt zu sein. Das Flußthal, welches zunächst erreicht wird, und das durch seinen reichen Pflanzensegen erquickt, ist das Wadi Ghir, das westlichste der drei Gewässer, die vom Atlas herabströmen und den großen Wüstenfluß Saura bilden. Die beiden anderen Quellflüsse sind der Wadi Kenatsa und der Wadi Zusfana. Die Vereinigung aller drei Flüsse, welche namentlich zur Zeit der Schneeschmelze bedeutende Wassermengen führen, erfolgt bei Igli, 100 Kilometer von dem Orte entfernt, den man im Ghirthale zuerst betritt, wenn jene Hammada zurückgelegt ist. Dieser Ort, oder richtiger das ganze Gebiet, führt den Namen »Bahariat«, eine Bezeichnung, die uns zum Schlüssel der merkwürdigen Terrainformation wird, die wir hier kennen lernen. Bahariat heißt nämlich so viel wie »Kleines Meer«, und in der That deuten die vorhandenen, in ihrer Art großartigen Merkmale einst stattgehabter Erosionen auf den Ursprung dieser Landschaft hin. Der Bereich von Igli ist Dünenwüste. Der gleichnamige Ksor selber ist von gewaltigen Sanddünen umgeben, die beständig vorrücken, so daß stellenweise nur mehr die Kronen der Palmen über dieselben emporragen. Diese Dünenregion ist die Fortsetzung des mehr erwähnten Stromes, der sich hier zwischen der Hammada von Südost-Tafilet und der Oasengruppe von Tuat hindurchzwängt. Die breite Zone erstreckt sich bis zur Oase Ksur im Nordosten und nach El Golea (in Algerien) im Norden.

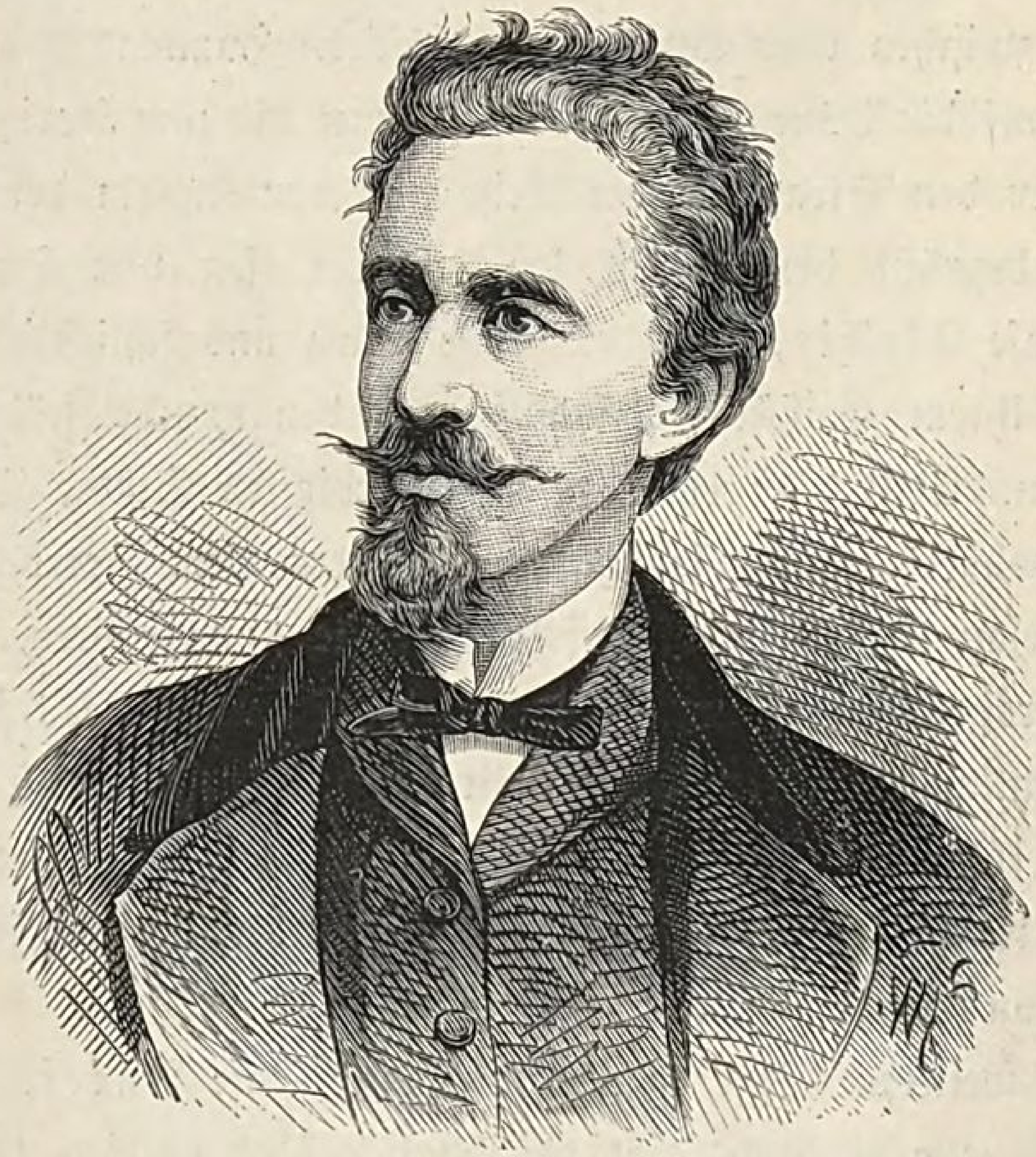
Der Weg von Bahariat nach Igli führt durch das Ghirthal, ein allerorts wasserfrisches Land. Ueber Igli hinaus nach Südosten ändert sich das Bild; links erstreckt sich die Dünenregion, rechts die Hammada. Als erste Etape dient uns der Ksor Beni Abbas in schmalem Palmenthal mit öder Umrahmung. Ansehnlicher ist Kersas, eine »Stadt«, die es nicht nöthig hat, sich in enge Wallmauern einzuschnüren, da sie im Rufe besonderer Heiligkeit steht. Die frommen Leute verstehen sich übrigens auch auf den Handel und zählen zu den rührigsten Kaufleuten am Nordrande der Sahara. Ob ihre Gottähnlichkeit sie

gegen die Langfinger der Rlnema-Berber, die überall längs der Karawanenroute auf der Lauer liegen, sichert, mag dahin gestellt bleiben. Die Ued Boanan, deren Scheich Rohlfs so übel mitgespielt hatte, sagen von ihnen, sie würden den Propheten selber ausplündern, wenn er des Weges käme. Natürlich geben die derart gekennzeichneten Biedermänner den Vorwurf doppelt zurück, und behaupten, unter den Boanan wäre Allah in eigener Person nicht sicher.

In Gesellschaft solchen Gelichters wird der lange Weg im Thale des Saura eine harte Aufgabe. Auch gehört es nicht zu den Annehmlichkeiten dieser Welt, tagelang zwischen öden Strichen steinbesäeter Hammadas zu wandern, mit dem Ausblicke auf die Dünenhügel der unbegrenzt bis zum Horizont verlaufenden Aregregion. Wer den Strapazen der Reise und den Kugeln der Rlnema-Berber entronnen ist, begrüßt den Anblick der ersten Oasen von Tuat, und zwar zunächst die Oase Tsabit, dann die Oase Sua und schließlich die Landschaft Gurara mit ihrem großen Salzsumpf und den Handelsstädten Tamentit und Timimun. Erstere ist eine der merkwürdigsten Städte Tuats; sie zählt fast 6000 Bewohner, welche sammt und sonders dem Heerbanne des Großscherifs von Uesan (dem »marokkanischen Papste«) angehören, und als solche ein Abzeichen tragen. Als Fanatiker waren die Tamentiter seit jeher verschrieen, und ihrer schlecht angewendeten Energie ist es zuzuschreiben, daß die ursprünglich jüdische Bevölkerung des Ortes theilweise ausgerottet, theilweise gewaltsam zur Annahme des Islams gezwungen wurde. Sicher ist der specifisch jüdische Handelsgeist ein Erbe aus früherer Zeit.

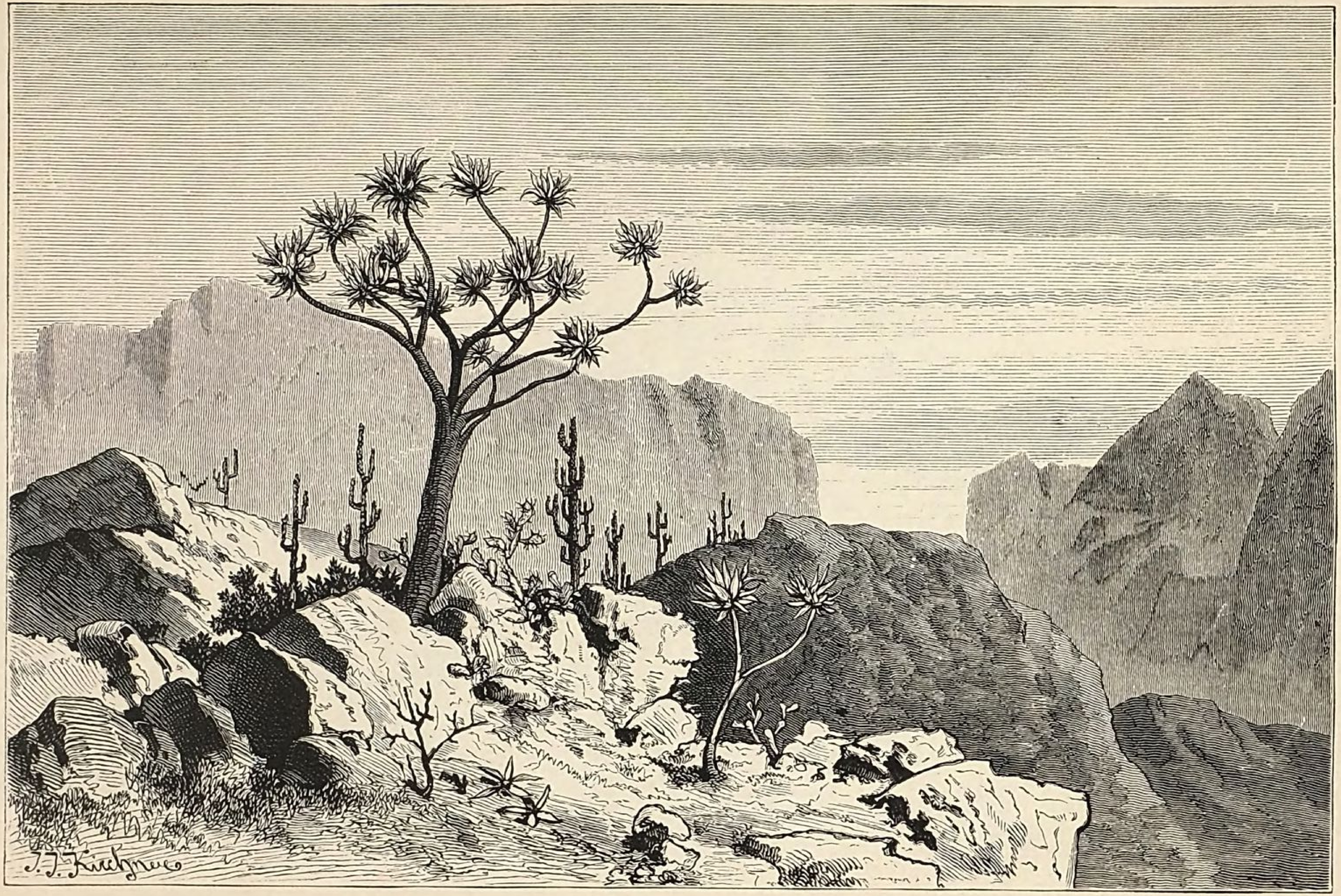
Auf dem weiteren Wege gelangt man zur Oase Aulef, zu der es über eine steinige Ebene geht, und folgt ein ähnlich ödes Gebiet, bis der Palmengürtel gequert wird, der jenes von In-Salah, der Capitale des ganzen Oasencomplexes von Tuat, beziehungsweise Tidikelt, trennt. Dieser Oasenarchipel hat vielleicht die größte politische Bedeutung unter allen Oasen des Saharagebietes. Besonders ist es Frankreich, das auf diese Zwischenetape auf dem Wege von Algerien zum Niger und nach Senegambien, seit Langem sein Augenmerk geworfen hat. Daß die Bestrebungen vielartiger sind, als die Resultate, braucht kaum besonders bemerkt zu werden. Thatsächlich ist es bisher keinem Franzosen gelungen, das fragliche Gebiet auch nur zu betreten. Zwar der unternehmende Paul Soleillet konnte mit Hilfe eines Schaamba-Häuptlings bis auf den

jenseitigen Hang des großen Plateaus gelangen, welches die Tuater Oasen im Nordosten und Osten begrenzt; bis In-Salah aber sollte er nicht vordringen, denn das herrschende Haupt dortselbst erklärte, trotz des schwer in die Wagschale fallenden Schutzes, den der Reisende in der Person des genannten Schaamba-Scheichs genoß, er könne es nicht dulden, daß ein Christ in das Gebiet eindringe. Da er gleichzeitig zu verstehen gab, daß er den Fremden vor der Wuth des Volkes nicht schützen würde, mußte Soleillet mit seinem Begleiter umkehren.



Gerhard Rohlfs.

Was die politische Stellung der Tuater anbetrifft, gehören sie zu Marokko; sie anerkennen aber blos die geistliche Herrschaft der Scherif-Dynastie (welche aus dem benachbarten Tafilet stammt), während sie in politischer Beziehung unabhängig sind. Der Tribut wird gleichfalls nur mit Betonung der religiösen Zugehörigkeit zum Reiche des »wahren und einzigen Khalifen« geleistet. Uebrigens genießt der Großscheich von Uesan und das Haupt der religiösen Genossenschaften von Timbuktu ein ähnliches Vorrecht, denn jeder Pilger, der von diesen beiden heiligen Stützen kommt, oder unter dem Zeichen der genannten religiösen Ober-



Partie aus der nubischen Wüste.

häupter reist, erhält Almosen und Spenden in häufig beträchtlicher Höhe. In politischer Beziehung ist Tuat, wie gesagt, unabhängig. Die Oasen bilden eine Art Conföderation ohne gemeinsames Oberhaupt, dessen mitunter sogar die einzelnen Oasengruppen entbehren. Größere Gemeinden oder Ksors haben ihre eigene Verwaltung und dulden keinerlei Oberherrschaft oder Oberaufsicht. Auch sind die Formen dieser primitiven Selfgovernments verschieden, je nach der Rasse der



In der marokkanischen Sahara.

Bewohner. Bei den berberischen Gemeinschaften überwiegen demokratische Einrichtungen, bei den Arabern werden die Traditionen hervorragender Familien hochgehalten und die Herrschaft führt meist ein angesehenes Haupt derselben. Auch das schwarze Element ist vertreten und zwar in überwiegender Majorität in den nördlichen Strichen. Ob sie der eigentlichen Negerrasse angehören, oder schlechtweg Nachkommen der sogenannten »subäthiopischen Rasse« sind, ist nicht entschieden, doch neigt sich der französische Forscher Duveyrier der letzteren Ansicht zu. Daß

Tuat bereits in den ältesten Zeiten durch Lage und Ausdehnung eine gewisse Rolle in der nördlichen Sahara gespielt haben dürfte, mag als zweifellos gelten und damals mag die Bewohnerschaft ausschließlich der dunklen Rasse angehört haben. Später drängten die Berber von Norden, die Tuareg von Süden in die Oase und zuletzt siedelten sich arabische Triben an, welche den Islam einbürgerten und ihr Idiom zum herrschenden machten.

Trotz der bestehenden Rassenverschiedenheit herrschen im Gebiete von Tuat im Großen und Ganzen friedliche Zustände. Rohlfs, der einzige Europäer, von dem wir überhaupt Nachrichten über dieses interessante Land haben, ermangelt nicht, der Bevölkerung ein günstiges Zeugniß auszustellen. Daß die Tuater Biedermänner ihn gleichwohl getödtet haben würden, wenn sie von seiner Herkunft Kenntniß gehabt hätten (er reiste unter moslimischer Maske und mit Empfehlungsbriefen des Groß-Scheichs von Uesan), geht aus verschiedenen Zwischenfällen des Reisenden während seines dortigen Aufenthaltes hervor. Ein Targi-Scheich erklärte sich beispielsweise gegenüber dem Oberhaupte von In-Salah bereit, einen Eid zu leisten, daß der Fremde kein Moslim, sondern ein Christ sei. Solche Verdächtigungen machte der ehrwürdige Hadsch Abd-el-Kader damit wett, daß er erklärte: erstens würden die räuberischen und gewaltthätigen Wüstenstämme zwischen Tafilet und Tuat einen Christen sicherlich aufgehoben haben, und zweitens sei von dem heiligen Uesaner Groß-Scherif nicht anzunehmen, daß er einen Ungläubigen mit Empfehlungsschreiben und Reisedirectiven versehen hätte. Dennoch ermangelte Abd-el-Kader nicht, gelegentlich zu äußern: er würde jeden Christen, der sich in seinem Gebiete einfände, niederhauen lassen. Die Lage Rohlfs war deshalb keine rosige. Er selber äußert gelegentlich in seinem Tagebuche (unter dem 20. September 1864): »Ich suche mich immer mehr mit dem Hadsch Abd-el-Kader zu befreunden, um im Nothfalle auf ihn zählen zu können. Ich lege ihnen spanische Fliegenpflaster oder brenne ihnen Moxen (die Araber nennen nur den einen geschickten Arzt, der sie zu quälen versteht) und lasse dies langsam heilen, so daß sie alle Tage meiner Hilfe bedürfen. Auf diese Weise bin ich sicher, daß mir ihrerseits nichts Böses zustoßen kann.« Selbst jener skeptische Targi-Scheich wurde schließlich umgestimmt und Rohlfs konnte unbehindert weite Ausflüge im Oasenbereiche machen, die denn auch der geographischen Wissenschaft zu Gute kamen.

Die Furcht der Tuater vor der Fremden-Invasion datirt aus dem Jahre 1860, wo der französische Commandant von Géryville in Uniform im nördlichen Tuat, allerdings in Begleitung des Hauptes der Uled Sidi Schich, erschienen war. Damals glaubten die Tuater, das Ende ihrer Unabhängigkeit sei gekommen und man dachte sogar an massenhafte Emigration nach den rauhen, wilden und unwohnlichen, dafür aber um so unnahbareren Hochbergen der Ahaggar-Tuareg im Südosten von Tuat. Selbstverständlich waren die Befürchtungen grundlos; die Tuater aber wurden von diesem Zeitpunkte an derart mißtrauisch gegen jeden Fremden, daß sie ihr Oasengebiet hermetisch gegen Außen abschlossen, trotz der bestehenden lebhaften Handelsbeziehungen mit Algerien, auf das sie angewiesen sind, um überhaupt existiren zu können. Denn ein sehr ertragsreiches Land ist Tuat nicht. Außerdem herrscht eine unglaubliche Ueberbevölkerung und viele sind gezwungen, im weiteren Bereiche der Sahara oder in den angrenzenden Ländern ihr Fortkommen zu suchen. Ferner sind auch die umwohnenden Tuareg auf die materielle Aushilfe der Tuater angewiesen, und diese müssen sich diese Mitesserschaft gefallen lassen, da anderseits ohne den mittelbaren oder unmittelbaren Schutz jener vom Schicksal mager bedachten Kostgänger es nicht möglich wäre, eine einzige Karawane nach Timbuktu oder Rhadames abzulassen. Was aber der eine Stamm verspricht, braucht der andere nicht zu halten, und so ist und bleibt die Unsicherheit auf den Reisewegen in der Sahara an der Tagesordnung, dank den landesüblichen Raubzügen, welche die Ahaggar-Tuareg auf unglaublich weite Distanzen ausführen. Das geraubte Gut bringen sie in ihre heimatlichen Berge in Sicherheit, denn bis auf das Plateau Jedales und in die zerklüfteten Bergmassen, von denen es umschirmt wird, verirrt sich kein Rächer. Wir werden weiter unten Ausführliches von diesem Volke mittheilen.

Das Tuater Gebiet nimmt ungefähr einen Flächenraum von 50.000 Geviertkilometer ein und besteht aus einer Conföderation von drei- bis vierhundert befestigten Städtchen oder Dörfer (Ksors), die sammt und sonders in der Depression liegen, welche sich am Rande des Tedmait-Plateaus in westlicher und südwestlicher Richtung erstreckt. Das Gebiet umfaßt eine Anzahl Oasen, deren südwestlichste Tuat, deren südöstlichste Tidikelt heißt. Die erstgenannte Oase hat dem ganzen Gebiete den Namen gegeben. Es wird von den

Flüssen befruchtet, welche von jenem Plateau herabströmen und sich in den bereits genannten Wadi Saura ergießen, der am äußersten Südrande des Oasen-Complexes den Akaraba, Tuats bedeutendsten Fluß, aufnimmt. Auch dieser Akaraba ist kein Fluß im herkömmlichen Sinne; sein Sandbett zeigt vielmehr an, daß das Wasser unterirdisch seinen Weg nimmt; einige Spatenstiche genügen, um auf dasselbe zu stoßen. Das Tadmait-Plateau selber ist eine nicht sehr bedeutende Erhebungsmasse mit viereckiger Begrenzung und von ausgesprochenem Hammada-Charakter.... »Je mehr wir uns seinem Südrande nähern, desto häufiger finden wir ganze Strecken mit schwarzen, wie die Flächen eines polirten Achats glänzenden Steinen der verschiedensten Größe übersäet, unter denen der röthliche und felsharte Thonboden der Hammada sich erstreckt! So sehr wir uns auch bemühen, eine Spur organischen Lebens auf diesen Flächen zu finden, unser Suchen ist erfolglos; nicht ein Grashalm, nicht ein Insect belebt diese todten Gegenden.«

In-Salah, das Centrum des Tuater Gebietes, ist keine Stadt im gangbaren Sinne. Um eine Anzahl größerer, mit Erdwällen umzogener Niederlassungen schließen verschiedene andere kleinere Ksors einen weiten Ring, wie um einen Kern, und bilden so eine leicht zu vertheidigende Gruppe von Ortschaften, die von einander unabhängig sind und keine gemeinsame Verwaltung besitzen. Durch diese topographische und politisch-administrative Eigenthümlichkeit erhält In-Salah sein specifisch-tuatisches Gepräge. Wichtig ist diese Dörfergemeinschaft als Handelscentrum für weitere Gebiete. Von hier ist es gleich weit nach Timbuktu im Süden, nach Murzuk im Osten, Mogador an der atlantischen Küste im Westen, Tanger im Nordwesten, Algier im Norden und Tripoli im Nordosten. Dieser centralen Lage verdankt In-Salah seine hervorragende Bedeutung als Mittelpunkt des Verkehrs in der nördlichen Sahara, als Sammelbecken aller Völker- und Rassenrepräsentanten von ganz Nordwest-Afrika, als Hort des Islam im Innern des dunklen Erdtheiles, wo der Einfluß des »marokkanischen Papstes« von Uesan, des Senusi-Oberhauptes und des heiligen Hauptes der Timbuktiner religiösen Genossenschaften sich die Wage halten. Alles dies mag genug Gründe in sich schließen, daß die Tuater keinen fremden Einfluß in ihrem Gebiete dulden, um die Rolle, welche sie spielen, aufrecht zu erhalten. Freilich genügen Fanatismus und diese Art von Localpatriotismus nicht immer, um

Freistaaten gedeihen zu lassen. Auch die Tuater, die ja kein einheitlicher Stamm sind, mußten darauf bedacht sein, durch Freundschaftsbündnisse mit benachbarten fremden Stämmen, wie beispielsweise mit dem mächtigen Araberstamm der Uled Bu Hammu, ihre Suprematie zu sichern und den Uebergriffen der Tuaregs zu steuern.

Im Südwesten von Tuat erstreckt sich das unermeßliche ebene Tanesruft, im Südosten das Bergland der Ahaggar=Tuareg. Wir haben eine



Paul Soleillet.

allgemeine Charakteristik von demselben bereits gegeben und möchten uns nicht in nähere topographische Details einlassen, um das Gedächtniß des Lesers nicht mit zahlreichen Berg= und Gebirgsnamen zu belasten. Im geographischen Sinne stehen wir hier im centralen Saharagebiete und gleichzeitig an der Schwelle des Eingangs erwähnten Erhebungssystems, welches die westliche, oder die Sahara im engeren Sinne, von der östlichen Sahara, oder der libyschen Wüste, scheidet. Das Bergland der Ahaggar=Tuareg setzt sich aus Parallel=Ketten und Plateaux zusammen, über welch letztere selbst Schneegipfel

aufragen. Der Kern des ganzen Landes ist das Plateau von Jedales. In geophysischer Beziehung ist hier der Irkarhar-Fluß die größte Merkwürdigkeit. Er ist heute freilich nur mehr ein »Wadi«, wie alle saharitischen Ströme; aber das Vorhandensein von — Krokodilen in seinem Oberlaufe gibt den Fingerzeig, daß dieser Fluß einst wasserreich und bedeutend gewesen sein muß, und wahrscheinlich identisch mit dem »Nigris« (oder Ghir) des Ptolemäus ist. Unter seinem anderen Namen »Triton« war der Fluß dafür bekannt, daß er im Alterthume drei große Seen durchströmte und sich ins Mittelmeer (in die kleine Syrte) ergoß. Dermalen ist der Irkarhar nur ein trockenes Flußthal, das an einigen Stellen nicht weniger als 6 Kilometer Breite mißt. Mit Recht bemerkt hiezu Dr. Chavanne: »In einem solchen Strome dürfte die Existenz von Krokodilen nicht wundern, und es erklärt sich leicht, daß das Thier im selben Maße als der Fluß in seinem Unterlaufe versiegte, immer mehr aufwärts wanderte, bis es endlich auf das Quellgebiet sich beschränken mußte, das ihm allein noch die Existenzbedingungen bot. Sein heutiges Vorkommen ist wohl der sprechendste Beweis, daß einst die Sahara bedeutend reicher an atmosphärischen Niederschlägen und in Folge dessen an Vegetation war, als gegenwärtig.«

Die central-saharitische Erhebungslinie setzt sich in südöstlicher Richtung fort und hat zum Bindeglied zwischen den Ahaggar-Plateaux im Nordwesten und dem Berglande Tibesti im Südosten, das Tümmo-Gebirge, welches die Südgrenze des Gebietes von Tripolitanien bildet. Obwohl nun dieses letztere in physischer Beziehung eigentlich zum Saharagebiet gehört, müssen wir uns dasselbe für unsere Mittheilungen über die afrikanischen Mittelmeerländer aufsparen und behandeln hier nur die Uebergangsstrecke von der großen tripolitanischen Oase Fezzan bis zum Tümmo-Gebirge. Dasselbe ist ein tafelartiges hohes Felsplateau mit horizontalen Berghöhen und kesselartigen Thälern, deren eines die »Brunnen von Tümmo« einschließt. Hier ist, von Norden her, die letzte sichere Wasserstation. Weiter südlich, auf der sogenannten »Bornu-Straße« — einer wahren Sclaven-Transportroute — finden sich meist versandete Brunnen, welche den Karawanen häufig zum Verderben gereichen. Wenn dieselben nämlich nach unsäglichen Entbehrungen eine solche Brunnenstation erreichen, ohne das erhoffte und ersehnte lebensspendende Element gefunden zu haben, dann sind zum Mindesten die erbarmenswerten Sclaven dem Verderben preisgegeben. Daß es

sich so verhält, dafür zeugen die unzähligen Gerippe, die man im Bereiche solcher Brunnen findet. Ein Weg, mit bleichendem Gebein gepflastert, ist auch die nördliche Strecke, jene auf der tripolitanischen Seite des Tümmo-Gebirges.

Im Osten dieses letzteren hört aber jede Wegspur auf. Man legt eine steinige Wüste zurück, die zum Theil auf hartem Kies- oder Kalkgrund mit darüber ragenden Sandsteinfelsen, zum Theil aus öden Sandsteinthälern besteht. Ein einziger Europäer — Gustav Nachtigal — hat bis jetzt diese schauerliche Route eingeschlagen. Zwar von Ferne her winkten ihm die Hochgebirge von Tibesti, und sie mußten oder konnten doch Wasser bergen, ohne welches an eine Ueberwindung von weiteren Strapazen nicht zu denken war. In der That gibt es in diesem Gebiete — Afasi — gewaltige Flußbetten, deren Breite und Tiefe von der zeitweiligen Macht des Wassers und der Menge des Regens zeugen. Aber mit dem Wasser selbst kann es zu Zeiten so schlecht bestellt sein, daß man froh sein darf, einen halbversiegten Brunnen aufzufinden. Bevor man den größten dieser Flüsse, den Enneri Durso, erreicht, hat man eine Sandebene mit phantastischen Sandsteinfelsen, dunklen Kathedralen und Burgen nicht unähnlich, zurückzulegen, und quert später eine hammada-ähnliche Strecke, die zuletzt in einen breiten, gewellten Felsboden verläuft. In diesem Bereiche liegt Tao.

Es ist gewiß von hohem Interesse, wenn man vernimmt, daß in Tibesti — also im geographischen Mittelpunkte des Saharagebietes — ein wirklicher Strom (kein »Wadi«) existirt, dessen Thal »durch seine Breite, seine üppige Vegetation, seine Belebtheit und seine wildromantischen Ufer, eine herrliche Vereinigung von Kraft und Schönheit« darstellt. Der Fluß selber mag in der That zur Regenzeit ein Bild von wilder Kraft und imponirender Majestät darbieten. Dieser Fluß ist der Zuar, und das umliegende Land soll Scenerien von »friedlichster Lebendigkeit, Anmuth und Grazie« entrollen. Schlimmer freilich ist es mit den Bewohnern bestellt. Im Hauptorte von Tibesti, Bardaï, sitzen die wildesten Fanatiker der Sahara. Ein einziger Europäer, Gustav Nachtigal, hat sich in das Wespennest hineingewagt und seit jenem Tage konnte ihn (einen vollen Monat hindurch) der Meuchlerdolch jede Minute erreichen. Ein Wunder war es also in der That zu nennen, daß dieser tollkühne Forscher seinen Feinden entrinnen konnte. Zur Nachtzeit war er aus Bardaï entflohen und was weiter geschah,

lag in Gottes Hand. Unsägliche Strapazen, Hunger und Durst, ununterbrochene Nachtmärsche, kurze Tagesrasten: und dies Alles unter der stets drohenden Gefahr, daß man den Fliehenden erreichen, oder die Begleiter versagen könnten, nicht zu vergessen die Möglichkeiten des Verirrens und Verschmachtens. So erreichte unser Reisender, kraftlos forttaumelnd, nach sechszehntägigem Eilmarsche



Ein Targi.

(vom 4. bis 20. September 1869) die »Tümmo-Brunnen«, deren wir bereits gedacht haben. Hier wurden die letzten Rationen verzehrt, da man hoffte nach Ablauf von fünf weiteren Tagen, die Oase Tedscheri, die erste auf tripolitanischem Gebiete, zu erreichen. Die Strecke mußte in der angegebenen Frist, natürlich ohne Nahrung, zurückgelegt werden — ein schrecklicher Gedanke bei der Voraussetzung, daß das Ziel möglicherweise nicht so rasch erreicht werden könnte!

Marschunfähige Kamele mußten zurückgelassen und der Wasservorrath auf die Schultern genommen werden. Endlich winkten die Palmen von Tedscheri — die Reisenden waren gerettet. Zehn Tage später zog Nachtigal in Murzuk ein, ausgehungert, halb nackt: ein Bild des Jammers!

Solcher Mannesmuth, solche Opferfreudigkeit und wahrhaft antike Energie mögen der Wissenschaft wert sein — jenem Lande und seiner erbärmlichen Bevölkerung sind sie es gewiß nicht. Die Bewunderung, die solche fried-



Dr. Gustav Nachtigal.

lichen Großthaten uns abringen, hält nicht Schritt mit dem Interesse, welches wir vom Standpunkte des Culturmenschen einem so gottverlassenen Flecken Erde entgegenbringen. Es sind eben Gebiete, auf denen nur der Islam sich wohlbefinden kann. Trotz der ungünstigen Verhältnisse, unter welchen Nachtigal die Reise nach Tibesti (oder Tu) und zurück unternommen hatte, verdanken wir derselben doch eine meisterhafte Schilderung dieses ganzen unbekannten Gebirgslandes inmitten der Sahara. Als er in Tedscheri angekommen war, wollte Niemand glauben, daß ein Europäer und Christ der wilden Tilbu-Bevölkerung

entkommen konnte. Dafür waren aber auch die geographischen und ethnographischen Resultate dieser gefährlichen Reise hochwichtig, und man muß erstaunen, daß Nachtigal es möglich machen konnte, unter den fürchterlichsten physischen und moralischen Leiden seine Beobachtungen über Land und Leute zu fixiren. In Murzuk angekommen, erfuhr Nachtigal von der während seiner Abwesenheit erfolgten Massacrirung der Tinné'schen Expedition. Auf einem Vertrage Frankreichs mit dem Tuareg-Chef der Asdscher zu Rhadames vertrauend, war Alexandrine Tinné von Murzuk aufgebrochen. Obwohl sie sich den freien Durchzug durch klingende Geschenke erkauft hatte, widersetzte sich gleichwohl eine Bande von Arabern und Tuaregs dem Weitermarsche. Am 1. August kam es zwischen den Arabern und Tuaregs zum Streite, in welchen sich Fräulein Tinné mit ihren Begleitern mischte, mit der Absicht; Frieden zu stiften. Das war das Signal zur Ermordung der Reisenden. Es ist erwiesen, daß der Streit eine Finte und die Mordthat eine beschlossene Sache war. Zum Theile trug Tinné wohl selbst die Schuld, da sie ihren Reichthum zu sehr hervorgekehrt hatte.

Von Murzuk war Nachtigal im April 1870 wieder aufgebrochen, um seine ursprüngliche Reiseroute nach Kuka in Bornu fortzusetzen. Denn die Reise nach Tibesti war nur ein »Abstecher«, den sich der Reisende, trotz der eindringlichsten Warnungen nicht ausreden ließ. Von vornher sollte Nachtigal mit Geschenken des deutschen Kaisers an den den Afrikaforschern so wohlgesinnten greisen Sultan von Bornu, von Tripolis über Murzuk nach Kuka gehen. Hier traf er wohlbehalten ein und wurde von dem alten Sultan Omar gastfreundlich aufgenommen. Ueber die weiteren Unternehmungen Nachtigals in den Sudanländern haben wir bereits an anderer Stelle berichtet. Er bereiste im Jahre 1872 Baghirmi und brach 1873 ostwärts auf, um durch das verrufene Sultanat Wadaï den ägyptischen Sudan und den Nil zu erreichen. Erst 1874 konnte der Reisende Wadaï verlassen. Am 22. November desselben Jahres kam er in Kairo an. Später nahm der hochverdiente und unerschrockene Reisende eine Stellung als deutscher Generalconsul in Tunis ein, doch währte diese Episode nicht lange. Die Colonialbewegung in Deutschland erforderte die Theilnahme eines kundigen und energischen Insceneurs und man fand in Nachtigal den richtigen Mann zur Regelung der politischen Verhältnisse bei den Colonie-Erwerbungen, deren Weiterentwicklung er leider nicht erleben sollte. Im Anblicke

der Küste jenes Continents, dessen Erforschung die besten Jahre seines Lebens gewidmet waren, erlag er auf hoher See am 18. April 1885 den Nachwehen eines tückischen Wechselfiebers. Seine letzte Ruhestätte fand der Forscher am Cap Palmas an der Kru-Küste, wo ihn die Besatzung des deutschen Kriegsschiffes »Möve«, an dessen Bord Nachtigal verschieden war, in die Erde senkte. Das Grab befindet sich an der Südseite des Caps, von wo man eine herrliche Aussicht über das Meer und die immerwährende Brandung hat, mit der die Oceanwogen an den Felsen des Vorgebirges und der gegenüberliegenden Insel zerschellen.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu unserem Gegenstande zurück.... Mit Tibesti haben wir das ganze westliche und mittlere Saharagebiet — soweit die Topographie und physische Natur desselben in Betracht kommt — erschöpft. Im Osten des central-saharitischen Erhebungssystems erstreckt sich die unermeßliche Region der libyschen Wüste. Wie wir es in geophysischer Beziehung mit derselben zu halten haben, wurde bereits auseinandergesetzt. Es ist die nackte, lebenslose Sandwüste in ihrer erschrecklichsten Gestalt. Die Schilderung der Sanddünen im Allgemeinen erschöpft das Bild der ganzen libyschen Wüste im Besonderen. Nur die räumlichen Verhältnisse kommen noch in Betracht. Aber die sind bald fixirt: man denke sich ein Gebiet, so groß wie Frankreich und Spanien zusammengenommen, und statte diesen weiten Erdraum mit den Bildern aus, welche wir von den Dünenbildungen gegeben haben, so wird man ermessen können, um was für ein gottverlassenes Stück unseres Planeten es sich handelt. Ungefähr im Herzen der libyschen Wüste liegt der ausgedehnte Oasen-Archipel Kufra (oder Kufarah), der aus zwei größeren und drei kleineren Oasen besteht. Die größte ist die Oase Kebabo, ihr zunächst rangirt Taiserbo; Sirhen ist bereits bedeutend kleiner als die vorgenannten, und Buseïma und Erbahna sind eigentlich nur beschränkte Anbaustellen. Durch den Besuch Rohlfs in diesem Gebiete wissen wir, daß die Bevölkerung der Oasengruppe nur zum geringsten Theile seßhaft ist. Die meisten der Suya-Araber, welche die Palmen der Oase abernten, wohnen in Barka (Tripolitanien) und halten sich nur vorübergehend in Kufra auf. Die ansäßigen Bewohner, theils Suya-Araber, theils Tibbu, im Ganzen circa 700 Seelen, bewohnen das Dorf Djof und das Kloster Istat, beide in der Oase Kebabo. Mit der Außenwelt steht Kufra nur durch drei

Karawanenwege in Verbindung, nordwärts mit der tripolitanischen Oase Audschila, ein Handelsweg, der nach jahrelanger Unterbrechung neuerdings wieder geöffnet wurde, südlich mit Abeschr in Wadaï, südwestlich mit Tibesti. Eine Verbindung mit dem Nilthale besteht nicht und ist, nach den Wahrnehmungen Rohlfs in den libyschen Oasen Aegyptens, wahrscheinlich undenkbar. Ueber die Gebiete, welche die zwei letzteren Karawanenrouten durchziehen, weiß man absolut nichts. Die nördliche Route Audschila-Kufra hat außer Rohlfs und seinem Begleiter Stecker noch kein Europäer zurückgelegt.

Die Route Kufra-Tibesti setzt in südwestlicher Richtung fort, schneidet in der Oase Kauar die »Bornustraße« (Murzuk-Kuka) und mündet in der Oase Asben (oder Aïr), deren Hauptort Agades zugleich ein Knotenpunkt der Karawanenrouten ist. Die genannte Oase ist vorwiegend ein Bergland; Berggruppen und isolirte Bergkegel schließen gewundene Thäler und trockene Rinnsale ein, die reichlich mit Kräutern und Mimosen bewachsen sind. An der, von hier in nordöstlicher Richtung nach Murzuk ziehenden Karawanenstraße, welche diese Stadt mit den Haussa-Staaten des mittleren Sudan und dem mittleren Niger verbindet, liegt, etwa 180 Kilometer in der Richtung nach Murzuk, Tintellust, ein Wüstenthal mit der gleichnamigen Ortschaft, welche wichtig ist als Ausgangspunkt der Karawanenroute nach Tuat. Der Ort gehört noch zur Oase Asben, die im klimatischen Sinne nicht mehr zum Saharagebiet, sondern zum Sudan gehört. Tropische Regen treten in Asben oft mit großer Heftigkeit, verbunden mit Stürmen, auf. Dann belebt sich mit einem Schlage die Vegetation und die Mimosen entwickeln ihre mächtigen schattigen Kronen. Gleich ungepflegten Hainen bilden diese letzteren malerische Gruppen im Thale und stechen wirkungsvoll von den wildaufeinandergethürmten Granitbergen des Thales ab.... Aus diesem Thale gelangt man südwestwärts an dem mächtigen Eghellal-Gebirge vorüber und in der Folge abwechselnd über steinige Flächen, durch gewundene Thäler und über Weideplätze zur imposanten, dunklen Bergwand des Baghsen-Gebirges. Weiter erstreckt sich ein mehrere Tagereisen breites Wüstenplateau, an welches Weidegründe und Ackerland anschließen. Letzteres bildet die Kornkammer von Asben, und die Bewohner des fruchtbaren Striches sind denen von Asben tributpflichtig. Hier sind wir aber nicht mehr in der Sahara, sondern im Sudan, und zwar in der nördlichen Grenzregion der Haussa-Staaten.

Nachdem wir nun das Saharagebiet in seiner ganzen Ausdehnung kennen gelernt haben, ist es an der Zeit, uns mit den Völkern zu beschäftigen, welche dasselbe besiedeln. In ethnischer Beziehung gestalten sich die Verhältnisse auf diesem weiten Erdraume lange nicht so complicirt, wie in geophysischer. Man kann die Gesammtbevölkerung der Sahara in drei Gruppen theilen, welche ungefähr mit der Dreitheilung des Gebietes in die westliche, mittlere und östliche Sahara zusammenfallen. In der Mitte, etwa von der Linie Tuat-Timbuktu im Westen und der »Bornu-Straße« im Osten begrenzt, siedeln reine Berber, westlich hievon bis zur atlantischen Küste berberisch-arabische Mischvölker (Mauren), im Osten (Tibesti und das südliche Tripolitanien umfassend) berberisch-nigritische Mischvölker. Für den Bereich der libyschen Wüste wird gleichfalls eine berberisch-arabische Mischbevölkerung angenommen, doch geschieht dies nur, um die »ethnographische Karte« voll zu machen; denn thatsächlich ist die libysche Wüste, die paar hundert Seelen der Oasengruppe von Kufra und die Bewohner der libysch-ägyptischen Oasen abgerechnet, unbewohnt.

Um über diese Völkergruppirungen Klarheit zu gewinnen, müssen wir uns zunächst den Berbern zuwenden, welche für das autochthone Element von Nordafrika angesehen werden. Die Frage liegt aber keineswegs so einfach. Wer die Urbewohner des fraglichen Gebietes waren, läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen. Mit den ältesten, den Dunklen Erdtheil betreffenden Traditionen, sind uns wohl etwelche Namen und Bezeichnungen von Völkergruppen überliefert worden; welche Rasse aber damit gemeint war, ob eine autochthone oder eingewanderte, darüber blieb man immerhin im Zweifel. Mit jenen Namen, die wir meinen, wurden verschiedene Nomadenstämme belegt, welche zwischen der libyschen Wüste und dem Atlantischen Ocean einerseits, dem Saharagebiete und der Mittelmeerküste anderseits siedelten. Es waren dies die Numidier, Garamanten, Massicier, Mazauer und Maurusier. Da alle diese Volksstämme im Alterthume mit dem Sammelnamen »Libyer« oder »Berber« zusammengefaßt wurden, darf man zunächst fragen, welche Bewandtniß es mit diesem letzteren Worte hat, und inwieweit eine Bezeichnung zwischen ihm und jenen ethnischen Elementen, welche man heute noch »Berber« nennt, vorhanden ist, oder vielmehr zugestanden werden darf. Das Wort »Berber« ist griechischen Ursprungs und drückt kein bestimmtes Volk, sondern nur einen allgemeinen Begriff

aus. Die Berber sind die »Barbaren« der Griechen, und das Wort Barbar selber wird aus dem Sanskrit abgeleitet, in welchem der Ausdruck »Warwara« einen Ausgestoßenen oder Geächteten bedeutet. Die Griechen nannten also alle Völkerstämme Nordafrikas, mit denen sie in keinen näheren culturellen Beziehungen standen und offenbar nicht stehen wollten, Barbaren, und damit hätten wir wenigstens einen etymologischen Anhaltspunkt für jenes Wort, das in mancher Beziehung die klare Sachlage der ethnologischen Verhältnisse in dem betreffenden Gebiete getrübt hat.

Wenn man sonach heute von Berbern spricht, sind damit schlechtweg Ueberreste jener Urbevölkerung gemeint. Natürlich sind auch sie, wie wir später sehen werden, nicht reinblütige Epigonen der Autochthonen. Die Frage aber, die uns zunächst interessirt, ist die: ob jene sogenannten berberischen Stämme überhaupt eine autochthone Rasse sind, was in unserem Falle sehr viel entscheidet. Einige Gelehrte bejahen die Frage, indem sie das mehr historische, als ethnische Argument vorbringen, daß die Geschichte der Berberstämme weit über alle Anfänge unserer Geschichtskenntniß hinaufreicht. Andere wieder machen geltend, und dies gewiß mit vollem Rechte, daß der physische Typus und die sonstigen ethnischen Eigenthümlichkeiten der Berberstämme den Beweis abgeben, daß wir es hier mit einer, vom Anbeginne her diesem Boden fremdartigen Rasse zu thun haben. Wir wissen aus der ältesten Geschichte, daß die Hamiten, zu denen man die Berber zählen muß, in vorhistorischer Zeit die assyrisch-babylonischen Niederungen besiedelten, aus denen sie von den nachmaligen semitischen Culturvölkern verdrängt wurden. Da das uralte Völkerdrängen aus dem Innern von Asien nach Westen hin von statten ging, können jene Hamiten, die dem Drucke nachgaben, wieder nur nach Westen geschoben worden sein, und da war, zieht man die geographische Configuration des asiatisch-afrikanischen Grenzgebietes in Betracht, ein einziges Durchbruchsthor — die Sinai-Halbinsel — vorhanden.

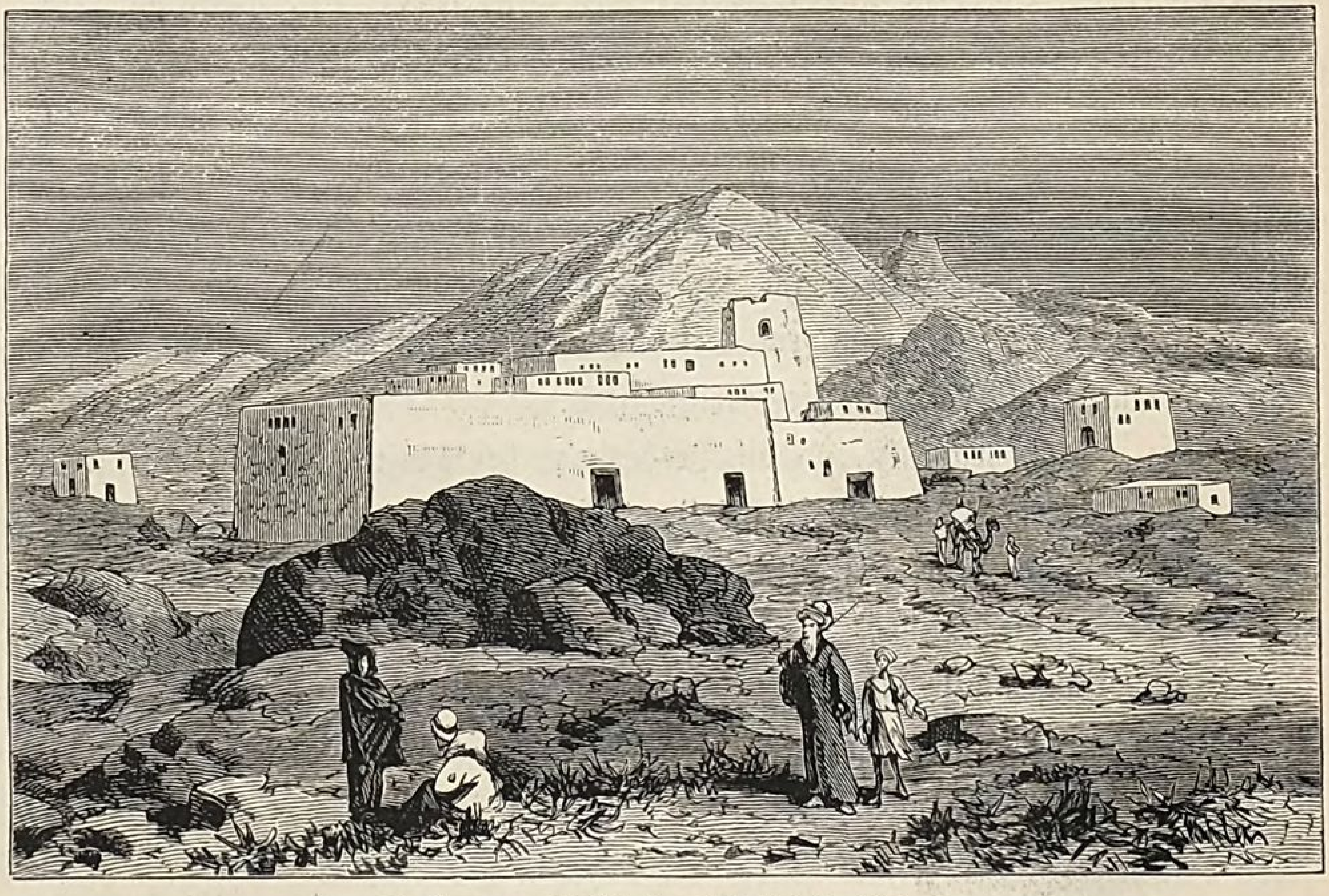
Ueber sie und über die jetzige Landenge von Suez strömten also die hamitischen Stämme in den Dunklen Erdtheil ein. Das fruchtbare Nilthal war ihre nächste Beute und es sollte der Schauplatz eines Culturlebens werden, von dessem Glanze fast kein Strahl auf jene hamitischen Stämme fiel, welche noch weiter westwärts gedrängt wurden, und schließlich den ganzen Nordrand von Afrika überfluteten. Sie können dort nur auf eine ältere, offenbar barbarische

Bevölkerung gestoßen sein, über deren Individualität nicht einmal Vermuthungen bestehen. Die reine Negerrasse ist dem Sudan, dem ungeheueren Erdraume südlich der großen Wüste, so eigenthümlich, daß an eine frühere Verbreitung derselben bis zu den Gestaden des Mittelmeeres nicht gedacht werden kann. Zwar fallen Combinationen dieser Art alle in vorhistorische Zeit, und da ist der Phantasie — nicht aber der Wissenschaft — allerdings voller Spielraum gewährt. Die Sahara aber ist eine Schranke, welche gegen derlei Hypothesen schützt. Wir lassen daher die Vorfrage unbeantwortet und wenden uns den hamitischen, nach Nordafrika eingewanderten Stämmen zu. Ihre ehemalige Zusammengehörigkeit zwischen Osten, Westen und Süden ist um so weniger anzuzweifeln, als sprachlich diese Zusammengehörigkeit noch heute besteht. Vor Alters soll das berberische Idiom Worte enthalten haben, welche auch in der ältesten Sprache der Aegypter vorkommen, die aber bereits im III. Jahrhundert v. Chr. außer Gebrauch waren. Das wäre immerhin ein Beweis, daß die Berber so wenig wie die Aegypter eine autochthone Rasse Afrikas sind.

Eine andere Frage ist, ob die Berber von heute mit den ältesten Stämmen dieses Namens im ethnischen Sinne identisch sind. Der auffallende Gegensatz im Typus zwischen dem Culturvolke des Nil, einigen Stämmen der Sahara und den sogenannten reinen Berbern des Atlassystems, läßt auf große ethnische Wandlungen, auf Rassenmischungen und fremde Einflüsse aller Art schließen. Anders könnte man für die blonden Kabylen in Algerien und rothhaarigen Rifioten in Nordmarokko keinen Schlüssel finden. Wenn es also in dem fraglichen Gebiete vor Alters berberische Stämme gab, frägt es sich, wie weit jene fremden Einflüsse gingen und welcher Art ihre Consequenzen waren. Daß es keine culturellen Einflüsse gewesen sein können, liegt auf der Hand. Der phönikische Einfluß hat in cultureller und ethnischer Hinsicht nie über einen schmalen Küstenrand hinausgereicht.

Dasselbe gilt von der Römer-Invasion, welche eine rein militärische war, und überdies nur auf gewisse Punkte sich beschränkte. Daß römische Heere tief bis in die Gebirgswelt, ja selbst in die Wüste eingedrungen sind (man fand Reste von römischen Castellen auf der tripolitanischen Hammada), beweist weit mehr die liebe Noth, welche man mit den Eingeborenen hatte, als einen allgemeinen Triumph.

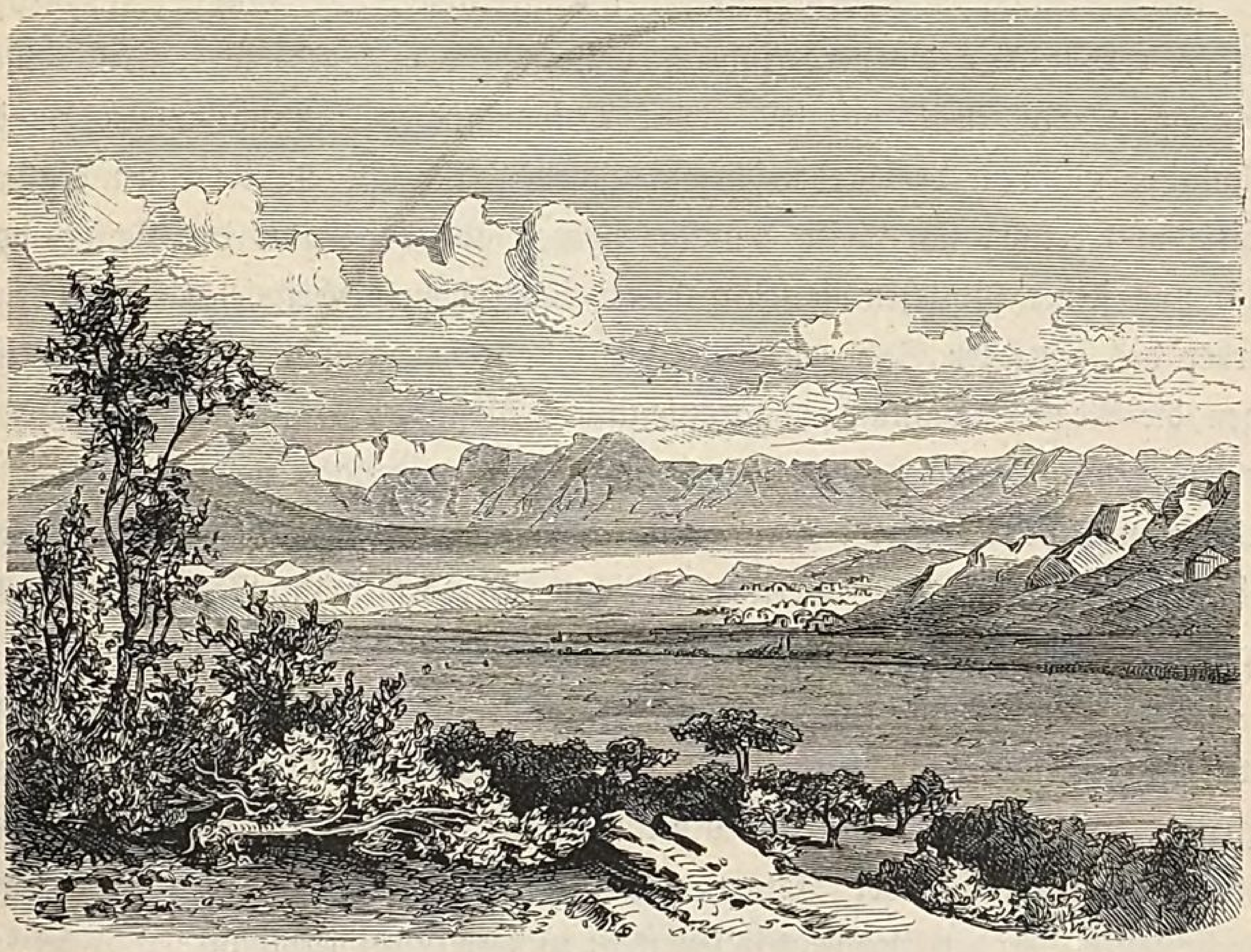
Bis dahin scheinen demnach die Berber die Alten geblieben zu sein. Roms Herrschaft consolidirte sich auf einem bestimmten Gebiete, wo Städte gegründet, Schutzcastelle erbaut und Befestigungen angelegt wurden. Tief in das Innere scheint ihre Macht nicht gereicht zu haben, denn man hat Ruinenreste von römischen Niederlassungen dortselbst nirgends gefunden. War also ein ethnischer Einfluß der Römer auf die nordafrikanische Bevölkerung nicht vorhanden, so ist man anderseits geneigt, einen solchen den Vandalen zuzuschreiben. Die Sache



Die Sauya es Istat in der Oase Kebabo (Kufra).

hat etwas für sich, obwohl die Vandalen-Invasion keineswegs jene Intensität hatte, um so ungeheure Gebiete ethnisch zu beeinflussen. Aber Eines steht doch unverrückt fest: die Vandalen sind in den Continent eingedrungen und haben ihn nicht wieder verlassen. Wohin sind sie also gekommen? Sind sie ausgerottet worden? Das gewiß nicht, denn sie waren in Bezug auf ihre numerische Stärke und kriegerische Energie den Afrikanern jedenfalls ebenbürtig, wenn nicht überlegen. Den Kampf mit dem Vandalenthum in Afrika hatte das oströmische Reich aufgenommen. In den geführten Schlachten unterlagen die Eindringlinge und wurden südwärts in das Hinterland abgedrängt. Aber auch diese Ver-

schiebung kann im räumlichen Sinne nicht groß gewesen sein. Vandalisches Blut mag vielleicht in die algerischen Gebirgsstämme eingedrungen sein, die Sahara-Bevölkerung hat es ganz gewiß nicht beeinflußt. Die wilden Berber des Rif-Gebirges in Nordmarokko möchte Oskar Lenz für Abkömmlinge der Vandalen halten. Dagegen wäre principiell nichts einzuwenden, ebensowenig gegen die Behauptung, daß der leibliche Typus der algerischen Kabylen auf vandalische Blutmischung hinweise.



Cintelluſt.

Soweit von den reinen Berbern. Einfacher liegt die Frage hinsichtlich der berberischen Mischvölker. Da wären zunächst die Mauren, welche ganz Westafrika auf einer breiten Zone zwischen der Straße von Gibraltar bis zum Senegal besiedeln. Speciell im westlichen Saharagebiete reichen sie tief (bis zur Linie Tuat-Timbuktu) in das Innere. Andere Maurengebiete in räumlich bedeutender Ausdehnung erstrecken sich am Nordrande der ganzen Sahara, vom Wadi Draa bis zum Nil. Das reinblütige Araberthum ist nur auf einen verhältnißmäßig schmalen Streifen längs der Mittelmeerküste beschränkt. Am tiefsten

reicht es in Algerien nach Süden, bis nach Tuat, wo es weniger mit berberischen, denn vielmehr mit nigritischem Blute Mischungen eingegangen hat. Die Mauren aber sind nichts anderes als eine Mischrasse zwischen Berbern und Arabern. Die arabische Invasion war in ethnischer Beziehung unbedingt von der größten Tragweite für die Verwischung des reinblütigen Berberthums. Die Sache liegt ungemein einfach. Da es in Nordafrika außer Berbern in historischer Zeit keine anderen Völker gab, dermalen aber reine Berber nur mehr im Saharagebiete und in Theilen von Marokko, sonst aber Araber und Mauren angetroffen werden, erhellt, daß die berberische Bevölkerung vom Nordrande Afrikas theils verdrängt wurde, theils mit den neuen Ankömmlingen Blutmischungen einging. Aehnliches gilt von der berberisch-nigritischen Mischrasse im centralen Saharagebiete und erklärt sich dieser ethnische Proceß aus der Natur des Landes dortselbst und seiner südlichen Nachbargebiete. Denn während beispielsweise die reinen Berber des centralen Saharagebietes westlich der orographischen Erhebungslinie gegen die Neger-Invasion aus geophysischen Ursachen geschützt blieben, da an der Grenzlinie Sahara und Sudan scharf von einander abstehen, trägt die Natur von Tibesti dasselbe Gepräge, wie die südlichen Länder (Wadaï, Darfur), wodurch der gegenseitige Verkehr zwischen Berbern und Negern wesentlich erleichtert, wenn nicht geradezu gefördert wurde.

Das wäre so in großen Zügen die historische Gestaltung der vier großen Bevölkerungsgruppen in Nordafrika: Berber, Araber, Mauren und Berber-Nigritier. Den größten Antheil an den localen Verschiebungen und Blutmischungen hatte selbstverständlich der Islam, wenn derselbe auch die ethnischen Eigenthümlichkeiten der betreffenden Völker nicht zu verwischen vermocht hat. Dieselben bestehen noch immer fort und erleichtern wesentlich die Beurtheilung der einzelnen Völkerindividualitäten. Schon das Aeußere unterscheidet den Berber vom Araber. Während der Araber schwarze Augen und schwarzes Haar, ovales Gesicht auf langem Hals hat, erscheint der Berber mit viereckigem Kopf, mehr in den Schultern steckend, und meist blauäugig und rothhaarig. Der Araber bedeckt den Kopf und womöglich die Füße; der Berber hat Kopf und Füße nackt, trägt ein langes, wollenes Hemd, Schurzfell und einen Haïk — alles schmutzig und verlumpt, vom Großvater auf den Vater und von diesem auf den Sohn vererbt. Der Araber lebt unter dem Zelte, das er weiter trägt; der Berber in fester

Niederlassung und haftet am Boden. Der Araber ist arbeitsscheu, der Berber fleißig und anstellig. Wenn jener nur nothgedrungen zum Ackerbau sich versteht und am liebsten seine Herden weidet, baut dieser seine Thäler gartenmäßig und ergibt sich mit gleichem Eifer irgend einem Handwerke. Charakterfestigkeit und Aufrichtigkeit scheint gleichfalls mehr auf Seite der Berber, denn auf jener der Araber zu finden zu sein. Die Araber lieben auch im Kriege den Verrath, während die Lüge für den Berber (wenigstens für den berberischen Kabylen) eine Schmach ist und seinem Angriffe schickt er die Kriegserklärung voraus. Der Araber läßt sich den Mord abkaufen, unter den Berbern muß der Mörder sterben und gilt überhaupt das Recht der Blutrache. Der Berber ist stolz, seinen Schutz auch über Unbekannte zu üben. Er liebt die Freiheit über alles und hat sich nie unter einem Sultan gebeugt, wie die Araber.

Die alte Erfahrung, daß Mischvölker besonders gut gedeihen, findet man bei den Mauren bestätigt. Es braucht wohl kaum darauf hingewiesen zu werden, daß das berberisch-arabische Mischvolk der Mauren das reine Berberthum weit überragt, und daß es einst der Repräsentant einer Cultur wurde, die im moslimischen Orient weder früher noch später ihresgleichen hatte. Seiner äußeren Erscheinung nach ist der Maure von mittlerer Größe, schlank und schön gebaut. Er hat eine nur wenig gebräunte Hautfarbe, schwarze Haare und Augen, und meistens nur einen spärlichen Bart, den er aber ebenso sorgfältig pflegt, wie der Orientale. Sein Charakter ist weniger wild als jener des Berbers und Arabers, was nicht ausschließt, daß er im Kampfe ebenso feurig und tapfer ist. Mit seiner Vertreibung aus Spanien schwand auch sein ritterlicher Sinn, oder mischte sich, wo dieser blieb, mit der rohen Kampfwuth des Arabers, wie sich das maurische Blut mit dem arabischen mischte. Der Maure schreitet stolz und gravitätisch einher, oder kauert, wenn er zu den Wohlhabenden gehört, auf einer Matte unter der Vorhalle seines Heimes, oder auf irgend einem anderen Lieblingsplatze, und thut im strengsten Sinne des Wortes nichts. Selbst nicht einmal das bei den Orientalen und auch noch im benachbarten Algerien so beliebte Tabakrauchen hat der Maure zur Zerstreuung, da er nach seinem strengen Religionsgesetze jenes Genusses sich enthalten muß. Der Maure ist der typische Ausdruck der Apathie. Nur wenn er spricht beleben sich seine für gewöhnlich starren Züge, und er begleitet sein mit größtem Eifer geführtes Gespräch mit heftigen,

oft bizarren Handbewegungen. Kaum aber ist das letzte Wort von seinen Lippen entflohen, so fällt er wieder in den Zustand eines merkwürdigen Scheinlebens zurück. Im vortheilhaftesten Lichte zeigt sich der Maure, wenn er zu Pferde sitzt. Dann ist alles an ihm Feuer und Leben. Sein Blick sprüht Flammen, seine Gesichtszüge erhalten einen vergeistigten Ausdruck. Auf feurigem Rosse fliegt er wie der Sturmwind dahin, die lange Flinte schwingend und grelle Jubelrufe ausstoßend. Es hat den Anschein, als sei er unversehens ein anderer Mensch geworden und als wäre es unmöglich, daß er je wieder in jenen Zustand der Indolenz zurückkehren könnte, aus welchem er sich soeben herausgerissen.

Im Saharagebiet ist das Maurenthum typisch nicht so rein, wie im benachbarten Marokko. Von den zahlreichen maurischen Stämmen am Westrande des Saharagebietes wissen wir wenig, da ihre Wohnstätten so viel wie unbekannt sind. In schlechtem Sinne haben sie sich dadurch bemerkbar gemacht, daß sie arge Strandpiraten sind und als solche das Abschreckende jener Küste noch wesentlich erhöhen. Reine Mauren finden sich noch am zahlreichsten in den Oasen am Nordrande der Sahara. Der große Kern dieses Volkes aber besiedelt Marokko, wo sie zwar nicht zahlreicher als die Gebirgsberber des Atlassystems, aber die herrschende Rasse sind. Die Araber dagegen gehören nicht eigentlich zur Bevölkerung der Sahara. Sie finden sich nur ab und zu als Ansiedler in den nördlichen Oasen und geben als solche keinen Ausschlag in der Gesammtbevölkerung. Am dichtesten sitzen sie im Bereiche von Tuat und auf dem Hochlande zunächst der algerischen Grenze. In diesem Hochlande gibt es nur einen Theil des Jahres gefüllte Bachrinnen, doch machen die Winterregen es möglich, auch den weiteren Umkreis der Oasen als Weide zu benützen, und was dem Nomaden an Bequemlichkeit abgeht, ersetzt er durch sein Freiheitsgefühl und den Stolz auf seinen — Müßiggang.

Die Araber am Nordrande der Sahara präsentiren sich, sofern sie keine Blutmischungen mit den berberischen Urbewohnern eingegangen haben, noch ganz so wie ihre ältesten Vorfahren. Das Stammesverhältniß ist nichts anderes als ein Familienverband im weiteren Sinne. Ursprünglich mögen die überschüssigen Kinder eines Familienzeltes mit ihren Eltern sich in der Nachbarschaft des Stammzeltes niedergelassen haben, und so fort, bis aus der Familie eine Sippe, aus dieser ein Stamm und aus mehreren Stämmen ein Großstamm ward, dem

das gemeinschaftliche Familienhaupt als unumschränkter Gebieter vorstand. So prägte sich im Laufe der Jahrhunderte das Gefühl der Blutsverwandtschaft tief im Charakter des nomadisirenden Arabers ein. In socialer Hinsicht entwickelte



Araber.

sich bald eine Art Aristokratie aus, die sich bis auf den Tag erhalten hat. Diese Aristokratie ist eine Dreifache: jene der Geburt (Scherif), die Militär-Aristokratie (Dschuad) und die geistliche Aristokratie (Marabuts). Als edel von Geburt wird

nur derjenige betrachtet, welcher seine directe Abstammung von Mohammeds Tochter Fatma, der bekannten Gemahlin des vierten Khalifen Ali, nachweisen kann. Trotz der in die Augen springenden genealogischen Schwierigkeiten in dieser Stammesableitung ist die Zahl der »Schürfa« (Mehrzahl von Scherif) eine unverhältnißmäßig große.

Ein Grundzug des Arabers ist sein hochentwickelter Familiensinn. Gleichwohl ist die Stellung des Weibes — im Gegensatze zu jenem des Berbers — keine beneidenswerte. Zwar findet die Polygamie infolge der dürftigen Verhältnisse, wie sie unter den arabischen Nomaden herrschen, nur sehr beschränkte Anwendung; auch sonst lebt das Nomadenweib verhältnißmäßig freier; im Uebrigen aber ist es kaum mehr als die Sclavin seines Gebieters, zumal dann, wenn diesem die Mittel fehlen, wirkliche Sclavinnen ins Zelt zu nehmen. Neben der täglichen Beschäftigung fallen dem Nomadenweibe fast alle nützlichen Arbeiten zur Last. Es webt das Zelttuch, die Decke, auf der sein Herr von seinen Wüstenritten auszuruhen pflegt, die Satteldecke, den Burnus und noch manch anderes Stück. Die einzige Garantie, die Neigung des Gebieters längere Zeit rege zu erhalten, ist ein vortheilhaftes Aeußere; doch darf kein Nomadenweib hoffen, dasselbe länger als durch zwei Jahrzehnte erhalten zu können. Ein Arabermädchen ist, wie Maltzan treffend bemerkt, nur kurze Zeit vollendet schön; aber in dieser Zeit ist sie würdig, eine Braut für Göttersöhne zu sein — sie ist ein Stück Wüstenpoesie. Es wäre paradox, anzunehmen, ein so feuriger Geselle, wie der jugendliche Wüstennomade, hätte kein Verständniß für Frauenreiz und Leibesschönheit. Der Goldton des weiblichen Incarnats, die phosphorescirende schwarze Haarflut mit dem wirkungsvollen Stich ins schillernde Schwarzblau; der tiefdunkle, feurige Blick mit der sammtenen Wimperngardine, und nicht zuletzt die geschmeidig edle, wohlgerundete Gestalt: das Alles sind Reize, wozu es nicht des Culturmenschen bedarf, um einen Kenner zu finden. Wie sehr der Araber all diese Eigenschaften zu schätzen weiß, entnimmt man am besten aus jenen Rhapsodien, die speciell dem Weibe gelten. Ein solcher Troubadour kennt kein Maß in seinen Lobpreisungen. Die schönsten Mädchen des »Maghreb« (Westens) wiegen die Holde nicht auf. Ihr Wert ist unschätzbar, denn sie gilt noch mehr, als alle jene Fabelfahrzeuge zusammen, auf welchen vor Zeiten der Weltschöpfer die Reichthümer der Erde herbeigeschafft hatte. Ja noch mehr: sie wiegt fünf=

hundert Stuten auf, und das will beim Araber gewiß etwas heißen. Indem der Sänger die Leibesherrlichkeit seiner Schönen in allen ihren Details schildert, versteigt er sich zu salomonischen Bildern. Er nennt ihren Hals einen Mastbaum, ihre Kehle einen Pfirsich, ihre Schultern Elfenbein; ihre Rippen vergleicht er mit jenen »stolzen Säbeln, die die Dschuad aus der Scheide ziehen, wenn sie vom Pulverdampf ermüdet sind« u. s. w. Dennoch wissen wir, was wir vom Araber, im Vergleiche mit dem Berber zu halten haben. Die betreffende Charakteristik haben wir bereits gegeben....

Das weitaus interessanteste Volk des Saharagebietes und unbestritten das herrschende in demselben sind die Berber oder Imoschach (Einheit Amoschach), auch Tuareg (Einheit Targi) genannt. Sie sind der überwiegenden Mehrzahl nach ein nomadisirendes Volk, welches den ganzen mittleren Abschnitt der Sahara einschließlich von Theilen des orographischen Erhebungssystems (Ahaggargebiet) bis zu der Linie Tuat-Timbuktu im Westen besiedelt. Innerhalb dieses Raumes, der nordwärts bis in die Mittelmeerländer, südlich bis zum Sudan reicht, bewohnen die Tuareg alle Oasen. Sie sind die unverfälschten Nachkommen der »Libyer« des Alterthums, der Gratuler, Numidier, Garamanten, Massicier, Mazauer und Maurusier. Die besten Schilderungen von diesem Volke, seiner Abstammung, dem inneren häuslichen Leben, den religiösen Anschauungen, socialen Verhältnissen, Sitten und Gebräuchen, verdanken wir dem verdienstvollen Reisenden Henri Duveyrier. In vielen dieser Einrichtungen zeigt sich der auffallende Gegensatz zwischen den Berbern und ihren Nachbarn anderer Rasse. Die Institutionen des Mittelalters, die socialen Rangunterschiede zwischen Edelmann und Leibeigenen, in Europa gänzlich erloschen, spielen unter den Tuareg auch heute noch eine große Rolle. Es gibt Tribus edler Abkunft, Ihaggaren, und solche, welche als Leibeigene jenen vollständig unterthan sind, Imrhad genannt. Nur die Edlen sind im Besitze politischer Rechte und haben Machtbefugnisse im eigenen Stamme.

Dieser aristokratischen Auffassung gemäß ist auch die Stellung des Weibes unter den Tuareg eine wesentlich andere, als bei den Arabern. Nach dem Grundsatze der Tuareg, »daß der Mutterleib das Kind färbt«, ist der Sohn eines Sclaven oder Leibeigenen und einer edlen Frau ein Edler, hingegen der Sohn eines Edlen und einer Leibeigenen — Sclave. Unter den

marokkanischen Berbern herrscht, wie wir später sehen werden, gerade die entgegengesetzte Anschauung.

Vollends verschieden von arabischer Auffassung sind Stellung und Verhältnisse, welche das Targiweib in der Familie einnimmt. Es ist dem Manne fast gleichgestellt und in der ehelichen Gemeinschaft verwaltet es selbständig seine



Araber und Targi im Zweikampf.

Mitgift. Die Erziehung der Kinder obliegt ausschließlich ihm, was begreiflich, wenn wir obigen Grundsatz der Blutsverwandtschaft vor Augen behalten. Uebrigens sprechen mancherlei Erscheinungen für die Bevorzugung des weiblichen Geschlechtes unter den Tuareg. Das Targiweib ist aufrichtig und gerecht und seine Klugheit berechtigt es, sogar in den Rathsversammlungen der Männer sein Urtheil abzugeben. Der sprechendste Beweis seines bedeutenden Einflusses ist unbedingt der,

daß das Targiweib, obwohl der Islam, dem die Tuareg angehören, die Polygamie gestattet, den Mann zur Monogamie zu bestimmen wußte, und zwar derart, daß sich aus der ursprünglichen Gewohnheit allmählich ein sociales Gesetz herausbildete, das fast ausnahmslos beobachtet wird. Die Folge dieser Einrichtung



Araber-Karawane auf der Rast.

ist ein scharf ausgeprägter Familiensinn und eine unzweifelhaft höhere Sittlichkeit, die den targischen Gemeinschaften eigenthümlich sind. Auch in physischer Beziehung kommt aus diesem Grunde ein greifbarer Vorzug zum Ausdrucke, denn das Targiweib verblüht viel später als die Araberin, und ist in einem

Alter noch lebensfrisch, in welchem die letztere längst verwelkt ist. Interessant ist, daß die Tuaregfrauen das gebildete Element im Volke repräsentiren, wie denn auch der Unterricht der männlichen und weiblichen Jugend nur von den Frauen besorgt wird. Vollends unter den Edlen ist es eine Seltenheit, eine unwissende Frau anzutreffen. Damit findet auch die Ritterlichkeit der Tuareg ihre Erklärung, die sie ihren Frauen entgegenbringen. Der große Asdscherstamm hat für seine Genossinnen den speciellen Titel »Timano-Kalin« (königliche Frauen) creirt, den sie auch in der That durch ihre Schönheit und ihrer Kenntnisse halber verdienen. Ueberdies erinnert Mancherlei in dem Verhältnisse, das zwischen den Männern und Mädchen (oder Frauen außer der Ehe) herrscht, an das mittelalterliche Minneleben, wie beispielsweise die Sitte, daß das Targiweib auf den Litthamseines »Ritters« einen Lobspruch sticken, oder auf seinen Schild einen Glückwunsch schreiben darf, während der Ritter seinerseits den Namen seiner Schönen in den Felsen eingräbt und ihre Tugenden und Vorzüge öffentlich preist. Zweideutigkeiten sind hier gänzlich ausgeschlossen, denn der Targi erklärt stolz: »der Freund und die Freundin sind für das Auge und für das Herz, und nicht blos für die Begier, wie bei den Arabern.«

Gehen wir nun auf die Familienverhältnisse über. Gegenüber den Frühheiraten aller morgenländischen Völker fällt es auf, daß die Tuareg selten vor dem dreißigsten und ihre Mädchen fast nie unter dem zwanzigsten Lebensjahre heiraten. Zwar verstößt auch der galanteste Targi seine Frau, wenn er begründete Ursache hiezu hat; aber er ist dennoch edel genug, die zweite Erkorene erst dann in sein Zelt zu führen, wenn er das weitere Schicksal der verstoßenen ersten Frau geregelt hat, was den arabischen Nomaden niemals in den Sinn kommt. Uebrigens ist jede Verstoßung ein Grund zum Vorwurfe. Unbedingten Gehorsam ist auch die Targifrau ihrem Gatten schuldig; im häuslichen Leben aber ist sie gegenüber der Araberin eine Fürstin. Sie ist weder genöthigt, das Korn zu mahlen, oder sonstige schwere Hausarbeiten zu verrichten, für welche ausschließlich Sclaven oder Dienerinnen bestellt sind. Dadurch findet sie Zeit und Gelegenheit auf die Erweiterung ihrer Kenntnisse und Fertigkeiten bedacht zu sein, die da sind: Musik, Lectüre, Schreiben, Stickereien u. s. w. In mancher Hinsicht interessant ist das targische Erbrecht. Es hat auf der ganzen Welt nicht seines Gleichen, denn es besteht in der mütterlichen Erbfolge und dem politischen Erb-

rechte des Sohnes der ältesten Schwester in der Familie. Man nennt dieses Erbfolgegesetz »Beni-Ummia«. Die Bestimmung des ältesten Sohnes der ältesten Schwester als Erben soll die Fortpflanzung und Reinhaltung des Blutes und der Traditionen ermöglichen. Die Annahme, daß diese vorsichtigen Bestimmungen etwa deshalb getroffen sein könnten, der eventuellen Untreue der Frau zu steuern, ist ausgeschlossen, da die Tuaregfrauen im Rufe stehen, ebenso streng über ihre Pflichten, wie ihre (immerhin bedeutenden) Rechte zu wachen.

Im Leben der Tuareg treten mancherlei Thatsachen hervor, die für ihre geistige und moralische Ausnahmsstellung unter den afrikanischen Völkern sprechen. Wir haben bereits einmal erwähnt, daß der Berber Verrath und Hinterlist verabscheut und bei Verwickelungen seinem Angriffe die Kriegserklärung vorausschickt. Ja noch mehr, wenn ein Fehdezug so viel wie beschlossen ist, werden die Stammesältesten nicht ermangeln, eine Art Ausgleichsconferenz zu halten, in welcher Versuche angebahnt werden, den Conflict auf friedlichem Wege beizulegen. Daß sie etwa aus Mangel an Tapferkeit oder Unternehmungslust zu solchen diplomatischen Actionen sich gedrängt fühlen, ist ausgeschlossen; seine Friedensliebe möchte indeß gleichwohl nicht ernst zu nehmen sein, da der Targi sich und andere gerne reden hört, an oratorischem Pathos und Wortgefechten Gefallen findet und auch die Tafelfreuden, welche mit solchen »Conferenzen« verbunden sind, nicht verschmäht. Der Targi ist kein Hungerleider wie der Araber und füllt gerne seinen Bauch, wenn auch häufig auf Kosten anderer. Von den Ahaggar-Tuareg haben wir gehört, daß sie von den Tuatern förmlich in Kost genommen sind und daß letztere die lästige Mitesserschaft sich mit dem ungestörten Karawanenverkehr, der die Quelle ihrer Existenz ist, bezahlen lassen — also einen positiven Dienst mit einem negativen Gegendienst. Führt die diplomatische Campagne nicht zu dem erwünschten Ziele, so ist die Fehde unvermeidlich geworden. Das Vorspiel zu derselben ist der Ausritt der Alarmrufer, welche auf ihren ausdauernden und flinken Renndromedaren das Land durchreiten und alles Volk zu den Waffen rufen. Bei solchem Anlasse sieht man dann, daß der Targi kein unterhandelnder und feilschender Flausenmacher ist, sondern im Ernstfalle seinen Mann stellt und mit großem Enthusiasmus den kommenden Dingen entgegensieht. Namentlich lockt ihn die Aussicht auf Beute, denn es gibt kein Tuareggebiet, welches mit Reichthümern gesegnet wäre.

Von einem eigentlichen Kriege ist aber nicht die Rede. Die Kampfweise trägt ganz das Gepräge des uneinheitlichen Guerillakrieges. Große Massen werden niemals aufgeboten. Der aufgebotene Stamm zersplittert sich in Trupps, Streifungsschwadronen u. s. w., die gelegentlich über ihre Gegner herfallen, oder das Feld räumen, wenn der Angriff zurückgewiesen wird. Der Kampf ist selbstverständlich immer ein Nahekampf, da der Mangel an Feuergewehren eine andere Kampfweise nicht zuläßt. Die Leibeigenen fechten zu Fuß, die Edlen hoch zu Kameel, mit geschwungener langer Lanze (man vergleiche die Figur am Titelbilde dieses Werkes). In den meisten Fällen aber entscheidet das zweischneidige Schwert, auf welches der Targi großes Gewicht legt. Diese Schwerter (meist Solinger Fabricat) sind gerade, haben Kreuzgriff und erinnern ihrer Form nach an die antiken Römerschwerter. Der Dolch hat eine ähnliche Form, nur daß die Parirstange fehlt und die Waffe überhaupt viel kürzer ist. Die furchtbarste der Waffen ist aber die fast 3 Meter lange Lanze mit zweischneidiger Klinge, in deren Fortsetzung am Schafte mehrere Widerhaken angebracht sind. Jeder ausgiebige Stich ist mit einer förmlichen Zerfleischung des betreffenden Körpertheiles verbunden. Auch der kürzere Wurfspeer hat solche Widerhaken. Pfeil und Bogen findet man nur noch unter den Stämmen der südlichen Sahara. Als Schutzwaffe dient ein ungemein langer und schmaler, mit starker Antilopenhaut bedeckter Holzschild, der außer dem Kopfe und den Unterschenkeln den ganzen Körper deckt.

Den Ausschlag bei Ueberfällen und Angriffen geben selbstverständlich die Dromedarreiter. Da sie zur Kaste der Edlen gehören, verwenden sie große Sorgfalt auf Zaum- und Sattelzeug. Prunksattel sind nichts Seltenes und als Aufputz verwendet man mit Vorliebe zahlreiche vielfarbige dünne Lederriemen, die am Leibe des Kameels herabtroddeln. Ob die Zugabe von weithin tönenden Zinn- oder Silberglöckchen, welche dem Thiere angehängt werden, vom militärischen Standpunkte praktisch ist, mag dahingestellt bleiben. Wir glauben indeß, daß der Targi dieses verrätherische Zierat unschädlich zu machen verstehen wird, wenn es sich um einen Ueberfall, oder ein vorsichtiges Anschleichen an das Lager des Feindes handelt. Dem Endzwecke aller dieser Fehden entsprechend, führt jeder Dromedarreiter einen leeren Ledersack mit sich, den mit Beute zu füllen sein ganzes Trachten ist. Ein zweiter Sack enthält einigen Proviant, zwei Schläuche

bergen die für etliche Tage nothwendige Quantität Wasser. Uebrigens sei es zur Ehre der Tuareg gesagt, daß sie am Morden keinen Geschmack finden, und jede Stammesfehde gewissermaßen als Zweikampf auffassen. Sobald einige Todte das Gefechtsfeld bedecken, wird der Kampf abgebrochen, mit der Motivirung, daß der Ehre Genüge geleistet sei. Auch hierin bekundet sich ein humaner, vornehmer und ritterlicher Sinn, der sehr hervorsticht gegenüber der barbarischen Mordlust und den grausamen Alluren so vieler, ja der meisten afrikanischen Völker. Die Tuareg sind eben ein außergewöhnlich praktisches Völkchen. Sie wissen, daß das gegenseitige Hinschlachten weder dem Freunde noch dem Feinde Nutzen bringt. Deshalb bemüht man sich auch, die Fehde durch irgend einen »diplomatischen Ausgleich« zu verhüten, und sie haben nur wenig Freude an rein kriegerischen Zwischenspielen. Was sie weitaus mehr lieben, und dem sie auch weitaus den größten Theil ihrer Zeit leihen, ist das unstäte Umherstreifen und Abwarten von Gelegenheit zu Ueberfällen, die ihnen — ohne daß man hiezu des Blutvergießens nöthig hätte — reiche Beute versprechen. Ein überfallenes Lager räumt sofort durch Flucht das Feld, worauf der Sieger mit den zurückgelassenen Schätzen aufräumt und sich wieder aus dem Staube macht. Das ist das Um und Auf der Wüstenromantik, und sie hat nicht unwesentlich dazu beigetragen, das Reisen im Saharagebiete gefährlich zu machen. Namentlich für Europäer ist es eine mißliche Sache, stets darauf vorbereitet sein zu müssen, um sein ganzes Hab und Gut kommen zu können. Ein beraubter europäischer Reisender in der Sahara ist aber das hilfloseste Geschöpf von der Welt. Die klägliche Lage Nachtigals auf seinem Rückzuge aus Tibesti nach Murzuk hat dies wohl in eclatanter Weise bewiesen.

Wir glauben mit dieser allgemeinen Charakteristik das Wesentlichste über die Völkerstämme der Sahara, zumal der Tuareg, mitgetheilt zu haben, und möchten nun zuletzt noch einen Blick auf das berberisch-nigritische Mischvolk von Tibesti werfen, um unsere knappe ethnographische Schilderung mit ihnen abzuschließen. Was wir über dieses ganz und gar unsympathische Volk wissen, verdanken wir Gustav Nachtigal. Seine mehrwöchentliche Gefangenschaft unter diesem halbwilden und treulosen Gelichter, setzte ihn freilich nicht in die Lage, die Verhältnisse näher kennen zu lernen. Nachtigal sagt: »Ich habe wiederholt Gelegenheit gehabt, die Unwahrhaftigkeit ihres ganzen Wesens, ihren Hang

zur Lüge und Dieberei, ihre Verrätherei zu accentuiren. Gegenseitiges Mißtrauen regiert alle Schritte, charakterisirt ihren Verkehr untereinander. Jeder schlägt seine Hütte sozusagen außer Schußweite des Nachbars auf, zwischen Felsen verborgen und macht die Nacht zum Tage.... Habsüchtig sind wohl alle auf etwas primitiver Culturstufe stehenden Völker, deren Land stiefmütterlich von der Natur bedacht ist; doch bestehen bedeutende Gradverschiedenheiten. Die Tibbu-Reschada speculiren fortwährend auf ihren Vortheil und lassen sich keine Gelegenheit entgehen, ihm zu dienen. Gefühlseigenschaften treten diesem Egoismus gegenüber gänzlich in den Hintergrund. Nie hoffe ich wieder eine Nation zu besuchen, die sich durch eine so allgemeine Abwesenheit aller Gutmüthigkeit auszeichnet. Jeder Appell an ihr Herz ist für sie unverständlich und ohne Widerhall. Vom Morgen bis zum Abend hörte ich nur unangenehme, kränkende, drohende Worte. Beide Geschlechter, vom zartesten bis zum vorgerücktesten Alter, wetteiferten darin. Selbst wenn es ihr Vortheil nicht erheischte, fanden sie sichtliches Vergnügen daran, mich moralisch zu peinigen, ebensowenig wie sie die Dankbarkeit für etwa erhaltene Medicamente abhielt, sich diesem Vergnügen hinzugeben.« Dabei sind die Tibbu unkriegerisch und sie zittern vor den Tuareg, welche ihnen häufig genug übel mitspielen. Als Bekenner des Islams zählen sie zu den fanatischesten Anhängern des Propheten, wissen aber nichts von ihrer Vergangenheit, geschweige von den Großthaten anderer islamitischer Völker. Die neue Religion wurde einfach als frisches Reis auf ein altes verdorrtes aufgepfropft und zwar muthmaßlich in nicht zu fern abliegender Zeit. Doch geht den Tibbu jedes Orientirungsvermögen in die Vergangenheit ab und sie sind eines der wenigen Völker Afrikas außerhalb der Negerrasse, welches keine Traditionen bewahrt hat.

Wie die Männer in Tibesti, sind auch die Frauen geartet. Es gibt keine unter ihnen, die nicht bewaffnet einherginge. Besonders lieben sie einen langen Dolch, den sie unter ihrer Kleidung tragen. Doch ist Richardsons Erklärung, die diesen Dolch den Liebesintriguen der Weiber zuschreibt, nicht richtig. Die Frauen der Tibbu-Reschada sind im Gegentheile die pflichttreuesten Gattinnen von der Welt. Sie sind wie die Männer streitsüchtig und zornwüthig, und bei ihrem fast männlichen Charakter entscheiden sie ihre Zwistigkeiten sofort durch Raufereien, die zuweilen blutig enden. Doch spielt hiebei nicht der Dolch die erste

Rolle, sondern ein dicker Knüttel, ohne den eine Tibbufrau nie das Haus verläßt. Sie trägt ihn über der Schulter und auch ein Ledergürtel ist vorhanden, damit im Falle einer Rauferei — die Kleider zusammengeschnürt werden können, da sie andernfalls die freie Gliederbewegung hindern würden.... Dieser Kleiderüberfluß scheint übrigens nur ein Vorrecht der Weiber zu sein, denn man findet ihn sonst gerade nicht an der Tagesordnung in Tibesti. Namentlich sind es die Sclaven, denen man kaum das Nothwendigste zur Bedeckung ihrer Blößen gibt. Was das in dem verhältnißmäßig kühlen Gebirgslande heißen will, ist leicht zu ermessen. Die Sclaven in Tibesti führen überhaupt ein erbarmenswertes Leben. Unter allen Hungerleidern der Sahara sind die Tibbu am Schlimmsten daran. Man begreift daher, daß sie für ihre Sclaven nichts Uebriges aufzutischen haben, und so sterben diese förmlich langsam den Hungertod. Das Schicksal, zu den Tibbu als Sclave verkauft zu werden, fassen die Schwarzen als ein solch großes Unglück auf, daß sie — was bei ihrer Apathie und kindischen Leichtlebigkeit sonst unerhört ist — Hand an sich selber legen.

Diese Behandlung der Sclaven ist umso schmählicher, als speciell die Weiber putzsüchtig sind und bei den Männern neben ihrer Falschheit nichts so sehr hervorsticht, als ihre Eitelkeit. Was die ersteren anbetrifft, durchbohren sie den rechten Nasenflügel, um Korallenstücke hineinzustecken. Können sie diese nicht auftreiben, dann müssen Elfenbeinstücke den Mangel ersetzen, oder selbst gewöhnliche Knochen. Ja, die Gattin eines Tibestanischen Sultans verschmähte es nicht, einen — Dattelkern als Zier in dem Nasenflügelloche anzubringen. Die Weiber überladen sich überdies mit Armringen, deren sie oft mehrere Dutzende anlegen. Sie bestehen aus Elfenbein oder Horn. Ueber den Ellbogen pflegen sie ein schmales Armband aus Achatstücken, Kaurimuscheln und Perlen hinzuzufügen. Selbstverständlich fehlt es auch an Halsschnüren nicht. Das Haar wird in unzählige Flechten geordnet, von denen die mittlere die dickste ist. Sie reicht dann vom Hinterhaupte bis zur Stirne. Frauen tragen zwei, Mädchen eine dieser »Capitalflechten«.

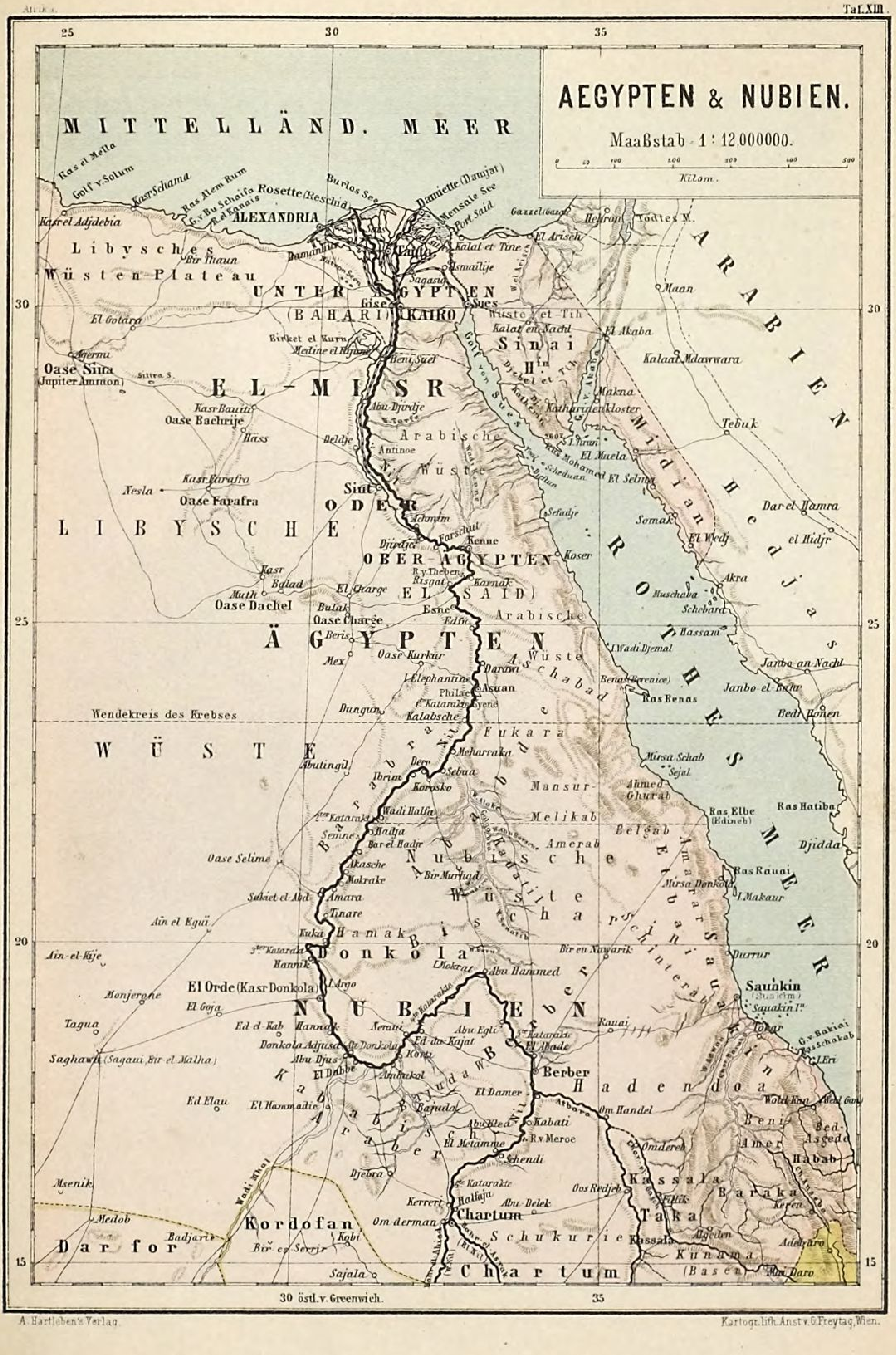
Das Familienleben der Tibbu und was damit zusammenhängt, zeigt wenig charakteristische Seiten. Der Brautstand währt längere Zeit, um den Bräutigam in die Lage zu versetzen, sich das nöthige Vermögen zu erwerben, was in einem so armen Lande, wie Tibesti, keine leichte Sache ist. Der Heirat gehen strenge,

bindende Gelöbnisse voraus, die kaum jemals gebrochen werden. Ja, man geht in dieser Beziehung soweit, daß im Falle des Ablebens des Bräutigams, dessen Bruder oder nächster Anverwandter, sofern er unverheiratet ist, an dessen Stelle

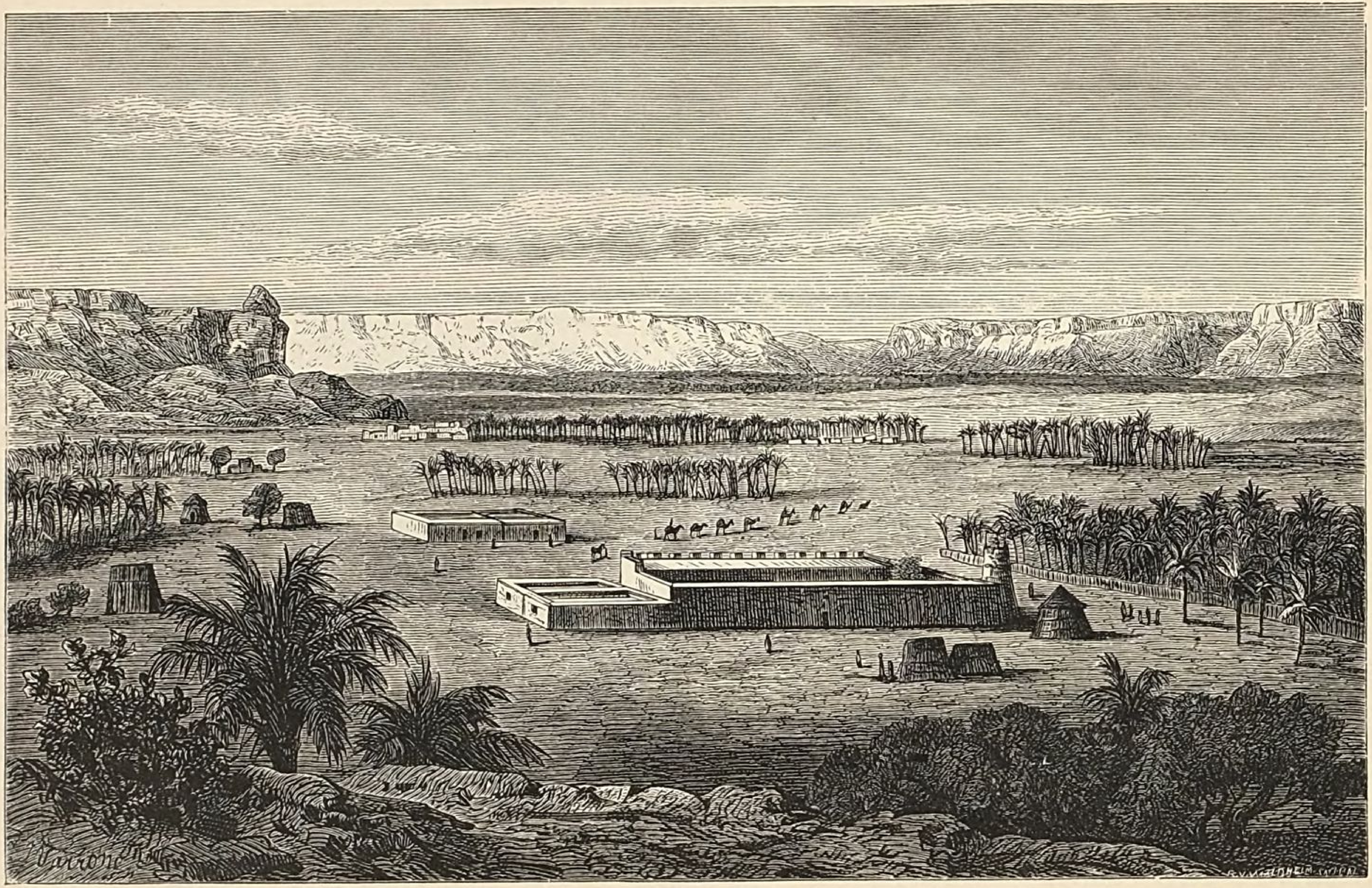


Araberinnen (Mutter und Tochter)

zu treten hat. Am Tage der Hochzeit, welche ungefähr nach arabischer Sitte gefeiert wird, führt der Mann seine junge Gattin in sein Haus, behält sie sieben Tage und liefert sie hierauf den Eltern zurück, während er seinen Geschäften nachgeht. Während dieser Zeit bleibt die Braut im elterlichen Hause; tritt jedoch



A. Hartleben's Verlag. Kartogr. lith. Anst. v. G. Freytag, Wien.



Rhat und seine Pflanzungen (nach Barth).



A=dscher=Tuareg.

später abermals eine längere Trennung ein, so verbleibt die Gattin in ihrem neuen Heim. Von der Polygamie machen die Tibbu nur beschränkten Gebrauch; man findet fast nie, daß ein Mann an demselben Orte zwei Frauen hätte, und so mag es leicht vorkommen, daß sich die Frauen eines und desselben Gatten gar nicht kennen.

Selbstverständlich kann in einem Lande, in welchem derart primitive Zustände herrschen, von einer nennenswerten Thätigkeit auf culturellem Gebiete nicht die Rede sein. Was Nachtigal beobachtet hatte, beschränkt sich auf die Verarbeitung von Ziegenhäuten zu Wasserschläuchen und Kleidungsstücken, auf Herstellung einiger Waffen, zu denen ihnen Borgu das Eisen liefert, und auf das Flechten von Matten aus den Blättern der Dumpalme, welcher Beschäftigung übrigens nur die Frauen obliegen. Die größere Zahl der Bewohner treibt Viehzucht, d. h. die Sclaven und Diener weiden die Herden ihrer Herren, welche dadurch jeder wie immer gearteten Thätigkeit überhoben sind. Diese letzteren sind selbst der Jagd abhold, was umso auffallender ist, als der Wildreichthum immerhin bedeutend ist und die Jagdliebhaberei sonst unter den Völkern Afrikas, zumal unter den kriegerischen, eine sehr ausgebildete ist. Handel und Wandel sind unbedeutend. Die Bedürfnisse sind gering, die Armuth ist, wie bereits erwähnt, groß. Wenn sich Gelegenheit ergibt, führen die Tibbu Raubzüge aus, doch sind sie hiebei ihren Gegnern, namentlich wenn es Tuareg sind, nicht immer gewachsen. Im Großen und Ganzen kommt selten jemand über die Grenzen seiner Heimat hinaus, Sclavenhändler etwa ausgenommen, die sich von Fall zu Fall in Murzuk einfinden. Da aber der Bedarf an Sclaven gering ist und die herrschende Armuth überhaupt derlei afrikanische Luxuseinkäufe verbietet, sind auch solche Geschäftsreisen äußerst selten.

Daraus folgt, daß die Abgeschlossenheit der Bevölkerung von Tibesti von der Außenwelt eine fast hermetische ist. Epidemien oder überhaupt ansteckende Krankheiten finden ihren Weg niemals in das Hochland der Tibbu, aber ebenso bleibt jede halbwegs nutzbringende Anknüpfung mit den ringsum wohnenden, zum Theil sehr thätigen Völkerschaften, so viel wie ausgeschlossen. Unter solchen Umständen wuchert der religiöse Fanatismus üppig weiter und Nachtigal meint, daß Tibesti früher oder später einer der Hauptsitze jener äußerst activ thätigen religiösen Bruderschaft des Ordens Es Senusi werden möchte, deren Actions-

gebiet das nordöstliche Saharagebiet ist. Wir kommen auf diese religiöse Propaganda, welche jeden Verkehr mit Europäern perhorrescirt, noch ausführlich zu sprechen. Mit dem Fanatismus, der merkwürdigerweise dem noch wenig in Fleisch und Blut übergegangenen islamitischen Bekenntniß entkeimt ist, geht mancherlei Aberglaube im Schwange. »Den Glauben an Talismane, zauberhaften Einfluß von Koransprüchen, von besonders heiliger Hand geschrieben, die sie in wahrer Unmasse an Takia, Turban und Oberarme oder an besonderer Schnur um den Hals in kleinen Lederfutteralen tragen (Nachtigal sah sogar die Beine der Kameele durch sie gefeit), theilen sie mit den Arabern; es handelt sich nur um einen kleinen Gradunterschied.« Die Araber aber sprechen verächtlich von ihnen und behaupten, daß sie von der Lehre des Propheten nur geringe Kenntniß hätten.

VI.

Nord-Afrika.





Tripolitanien.

Tripolitanien, nunmehr das einzige Land auf afrikanischem Boden, das unmittelbar unter der Herrschaft des osmanischen Sultans steht, ist, im geographischen Sinne genommen, nichts anderes, als das nordöstlichste Gebiet der Sahara. Wie im Westen die große afrikanische Wüste bis an den Atlantischen Ocean reicht, bespülen ihren Saum im Nordosten die lauen Fluten des Mittelmeeres. Tripoli selber, die Hauptstadt des ganzen Gebietes, in welchem ein türkischer Militär-Gouverneur seines Amtes waltet, liegt flach am sandigen Ufer und hat vor sich im Meere einen umschäumten Klippenkranz, der den Hafen bildet, hinten Sandwüste und im weiteren Umkreise Gärten und Wald. Die Häusermasse — blendend weiß von ferne — wird überragt von Minarets und den Flaggenbäumen der Consulate, ist aber im Innern voll Schutt und Verfall. Der Bazar ist (wie der Hafen) auffallend unbelebt. Am Südostende ragt das Castell, unerforschlich verbaut im Innern, hoch ummauert von Außen.

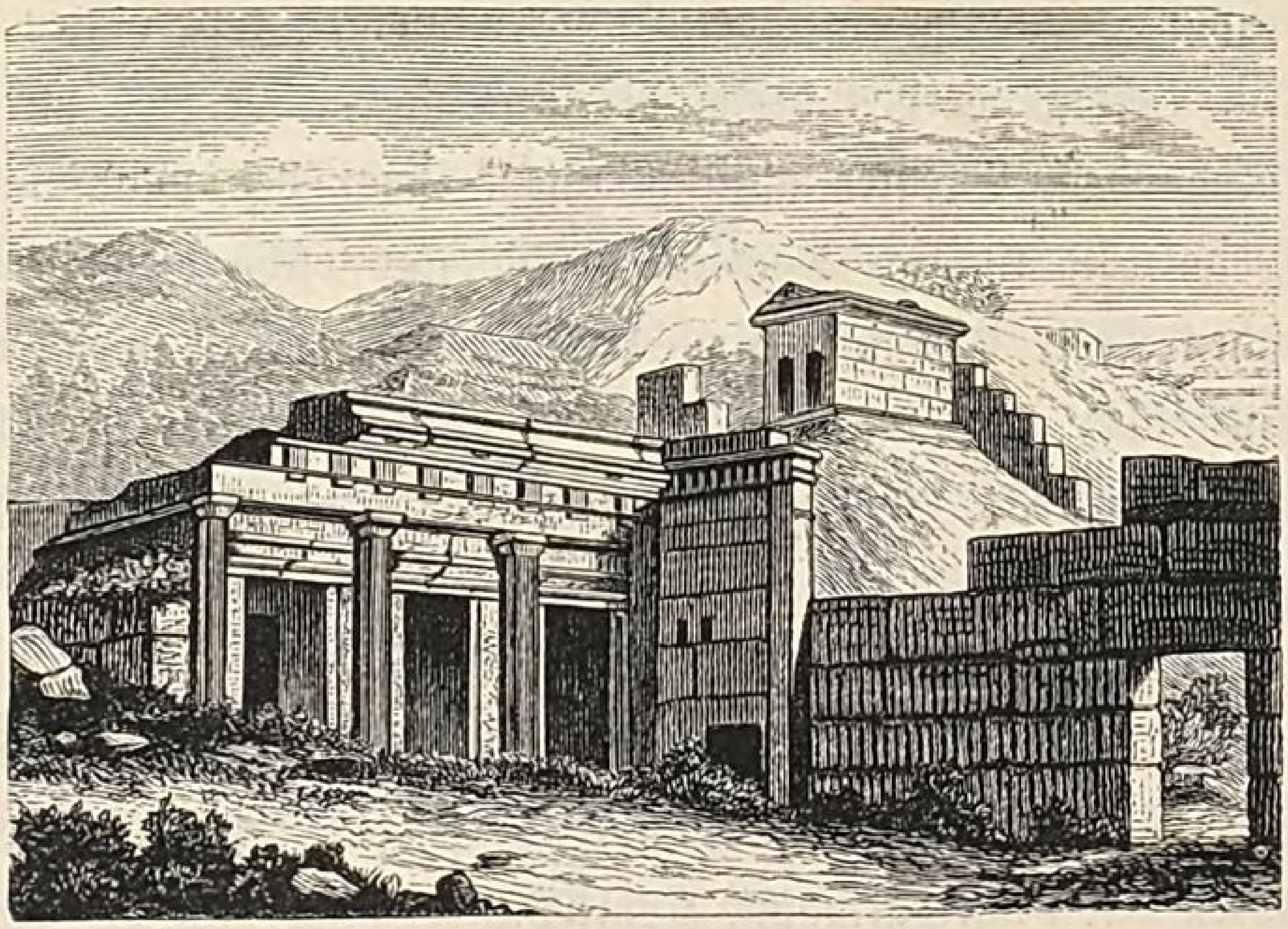
Wer die tripolitanische Küste in Sicht bekommt, sieht also sozusagen gleichzeitig ein Stück der Sahara. Allerdings wird der erste deprimirende Anblick

durch die Oasenlandschaft im Süden — Mischia — entschädigt, in welcher Singvögel so wenig fehlen, wie Blütenduft. Das ist aber thatsächlich nur eine Oase. Sowohl längs der Küste, wie im Hinterlande tritt die Wüste in ihre Rechte. Daß diese auch hier einst fehlte, oder doch auf weite Strecken binnenwärts zurückgebannt war, beweisen die antiken Oertlichkeiten an der Küste, die vor Zeiten offenbar nicht in den Wüstensand gebettet, sondern von lachenden Culturen umgeben waren. Der Rest eines solchen ehemaligen Culturlandes findet sich unfern von Lebda, der Stelle, wo einst das blühende Leptis magna lag. Man sieht es der öden, menschenverlassenen Gegend an, daß die Zeit, wo hier ein reiches phönikisches Emporium stand, schon seit Langem vorüber ist. Auch Rom, das seine Schutzcastelle tief nach Fessan hinein und selbst auf die Geröllfelder der furchtbaren tripolitanischen Hammada verlegt hatte, hinterließ in Lebda seine Denkmäler. Gewaltige Pfeiler, Thorbögen, Mauerreste, Trümmer von Aquäducten und Theatern, Marmortafeln mit Inschriften und vieles andere bringt eine Zeit des Glanzes in Erinnerung, die schwerlich jemals wieder erblühen möchte. Und weit entfernt, vor solchen Denkmälern bewundernd zu stehen, verfluchen die heutigen Zeloten von Lebda die Werke ihrer glorreichen Vorfahren und nennen sie unter Verwünschungen »christliches Teufelswerk«. So haben sie denn auch ihre defecten Zelte unmittelbar neben den, immerhin noch bewohnbaren Trümmern aufgeschlagen, und verbringen ihre Existenz in Stumpfsinn und Trägheit.

Das kahle, kreideweiße Küstengebirge zur Seite, geht es wochenlang am heißen Gestade nach Osten, bald an Spuren alter Cultur, bald an Dattel- und Orangengärten vorüber, dann wieder durch Sanddünen und elende Dörfer um die Große Syrte im Osten herum nach Benghasi. Es ist die zweitgrößte, aber entschieden wichtigste Stadt von Tripolitanien. Ueber ihr ragt das höhlenreiche Tafelland Barka, und zwischen diesem und dem Meere dehnt sich zu beiden Seiten üppiges Fruchtland. Wo die alten, nun unbewohnten Stätten von Teucheira und Ptolemaïs liegen, dehnen sich prächtige Weidegründe mit buntem Blütenschmuck, und am Nordrande der »Cyrenaïka (mit den Resten von Cyrene) rauschen prächtige Wälder und fließen Quellen in Fülle. Weiter im Innern findet man freilich auch hier nur baumloses Weideland zwischen nackten Felsen. Immerhin ist das Klima erträglicher, als irgend sonstwo in Tripolitanien. Sobald aber das Meer den Blicken entrückt ist, werden die Temperatur und

der Glühwind aus dem Süden unerträglich. Das war schon vor Alters so, wie aus einer Stelle bei Herodot hervorgeht, wo es heißt: »die Ataranten (Bewohner am Nord- und Westrande der libyschen Wüste) verwünschen die Sonne, die über ihren Köpfen hinzieht und überhäufen sie mit Schimpfworten, weil ihre Hitze die Menschen und das Land verzehrt. Das Land ist wüst, ohne Wasser, ohne Regen, ohne Bäume und aller Feuchtigkeit bar.«

Das südliche Hinterland von Barka zeigt bereits den ausgesprochenen physischen Typus des Saharagebietes. Dort liegt Audschila, die Oasen-Etape auf dem Karawanenwege von Benghasi nach den libyschen Oasen von Kufrah.



Aus den Ruinen von Cyrene.

Ostwärts von Audschila befinden sich partielle Depressionen, d. h. Striche, welche (wie die Schotts) unter dem Meeresspiegel liegen. Durch dieses Depressionsgebiet führt ostwärts eine äußerst beschwerliche Karawanenroute nach Siuah, der Ammons-Oase, von der an anderer Stelle die Rede war. Der Weg dahin ist einer der gefährlichsten in der Sahara; auf einer Strecke von über 500 Kilometer wird kein genießbares Wasser angetroffen. Trostloser als irgend sonstwo im Saharagebiete sind die Wüstenlandschaften, elend die kleinen Oasenstationen dazwischen, erbärmlich und fanatisch die von der Außenwelt hermetisch abgeschlossenen Bewohner. In Audschila selber, dessen ausgedehnte Palmenhaine wahre Erquickung spenden, nimmt der Wanderer Abschied vom Gartengrün und Quellengemurmel; denn bald nachdem der dunkle Schatten des Palmenwaldes unter

den Horizont gesunken, und das Sonnenlicht nur mehr den salzigen Boden funkeln macht, folgt eine öde Fläche, auf der die Fata morgana ihre Zauberkünste zum Besten gibt. Die erste Station ist Dschalo, ein hübsches Oasenbild von ferne, aber trostlos im Innern. Die Bewohner sind berüchtigt wegen ihrer Ungastlichkeit, was kaum Wunder nehmen wird, wenn man erfährt, daß gerade im Depressionsgebiet im Süden des libyschen Plateaus der Senusi-Orden einen seiner renommirtesten Schlupfwinkel hat. Im Gebiete von Audschila und Dschalo schalten fast unabhängig die alten libyschen Stämme der Wadschili und Madschabra, ein dem Trunke und anderen Zügellosigkeiten ergebenes Gelichter, dessen einzige moralische Erbauung in dem Anhören von Bußpredigten der Senusi-Brüder besteht. Befolgt werden derlei Moralpredigten übrigens nur dann, wenn es sich darum handelt, Christen abzuschlachten. Zwar den Madschabra geht der Ruf voraus, daß sie tüchtige Kaufleute, und als solche weit im Bereiche der nordafrikanischen Küste bekannt seien. Auf einen Ueberfall mehr oder weniger kommt es ihnen aber nicht an, und als einst eine Karawane bei Audschila ausgeraubt wurde, stockte der Verkehr zwischen Wadaï und Benghasi gleich mehrere Jahre hindurch.

Der mehrgenannte Senusi-Orden ist unstreitig einer der fanatischesten und zugleich rührigsten in der islamitischen Welt. Der Stifter desselben, Es Senusi, ward in der Oase Dschalo geboren, und hatte seine religiöse Schule in den Prophetenstädten selbst durchgemacht. Kein Wunder also, daß der fromme Mann, in seine Heimat zurückgekehrt, mächtigen Anhang fand, hauptsächlich der reformfeindlichen Tendenz halber, die sein Orden vertreten sollte. In einer wald- und schluchtenreichen Gegend des Hochlandes Barka gründete er das erste Senusi-Kloster und schaarte eine Rotte fanatischer Jünger um sich. Das Feld der neuen reactionären Secte war wohlbestellt, und schon nach wenigen Jahren entstanden da und dort Zweiggenossenschaften, erhoben sich Klöster in Sokna, Zuila, Murzuk und Schadomer, ja selbst tief im Innern der Sahara. Namentlich waren es die fanatischen, abergläubischen und in religiösen Dingen wenig selbständigen Tibbu-Reschade, die in ihrem zelotischen Feuereifer durch Sendboten des Senusi rege erhalten wurden. Das Losungswort der neuen streitbaren Verbrüderung war: äußerster Widerstand gegen jeden fremden Einfluß. Dank dieser fanatischen Haltung blieb der östliche Theil von Tripolitanien, also gerade der wirtschaftlich

wichtigste, den Europäern am längsten verschlossen. Forschungsreisende wurden entweder sofort zurückgewiesen, oder (wie Duveyrier und Rohlfs) von Spionen auf Schritt und Tritt umschlichen und durch Quälereien zum Rückzug gezwungen. Selbst die Nähe von europäischen Dingen ist diesen Fanatikern ein Gräuel. Als Es Senusi das Ende seiner Tage herannahen fühlte, verließ er das Hochland von Barka, um, fern von den europäischen Consuln, welche zu Benghasi residiren, in Wau (östlich von Murzuk) sein Leben zu beschließen.

Das war im Jahre 1861. Fünfundzwanzig Jahre haben genügt, um unter der Bevölkerung von Tripolitanien und der nordöstlichen Sahara einen unerhörten Umschwung gegen alle europäischen Cultureinflüsse hervorzurufen. Alle in diesem Zeitraume an europäischen Reisenden, oder Europäern überhaupt, verübten Gewaltthaten fallen auf das Conto des Senusi-Ordens. Wo dieser, wie in den Küstenstädten, dem fremden Einflusse nicht offen und gewaltthätig entgegentreten konnte, versperrte er den Zugang aus dem Innern dahin, um die Rechtgläubigen zu verhindern, daß sie mit Europäern in Berührung kamen. Anderseits sind seine Sendboten im ganzen Küstenbereiche Tripolitaniens und darüber hinaus jahrein und jahraus unterwegs, um das Gefühl des Hasses lebendig zu erhalten, den Widerstand zu schüren, die internationalen Verträge, welche die Türkei eingegangen, wirkungslos zu machen. Nur dem allmächtigen Einflusse des Senusi-Ordens ist es zuzuschreiben, wenn der im Jahre 1857 für das ganze osmanische Reich abgeschaffte Sclavenhandel dermalen wieder in voller Blüte steht, in Murzuk immer Tausende von Sclaven zum Kaufe bereit gehalten und gelegentlich nach Aegypten karawanenweise abgeführt werden. Bei Beginn der sudanesischen Bewegung suchte man logischerweise die Fäden derselben bis in die tripolitanischen Senusi-Schlupfwinkel zu verfolgen. Daß Verknüpfungen zwischen dem Mahdi und dem dermaligen Senusi-Haupte bestanden, steht außer Frage.

Gleichwohl hat es den Anschein, daß letzterer die Bewegung nur als Mittel zum Zwecke ansah, in seiner Gottähnlichkeit aber es unter seiner Würde hielt, sich dem »Mahdi« an die Seite zu stellen. Gebührt doch dieser Titel einzig nur dem Senusi-Oberhaupte selber, wie Rohlfs uns dies schon vor Jahren berichtet hat, ehe man noch von der Existenz des »falschen Propheten« eine Ahnung hatte.

Von den waldigen Hängen des Dschebel Achdar auf dem Hochlande von Barka bis über Audschila hinaus, hat der Senusi-Orden die meisten seiner Klöster und die größte Zahl seiner Anhänger. Der Sitz des Oberhauptes aber befindet sich weiter östlich, in Sarabub, hart an der ägyptisch-tripolitanischen Grenze. Man gelangt dahin durch ein gänzlich vegetationsloses Land. Die zahlreichen Thier- und Menschengerippe, die die Wegspur bezeichnen, bezeugen die Gefährlichkeit dessen mehr noch, als die ungeheuer hohen Dünen und das trümmerbesäete Tiefthal, das auf diesem fünftägigen, durch Samumstürme gefährdeten Marsche bis zur nächsten Station Tarfaya zurückgelegt wird. Es ist dies ein Ort, mit dessen Trostlosigkeit das ungenießbare, bittersalzige Wasser des einzigen Brunnens in bestem Einklange steht. Erquickung finden also die Karawanenreisenden hier nicht. Es geht bald weiter über Dünensand, Kiesfelder und Salzsümpfe. Im Norden steigt die nackte Kalkkante des libyschen Plateaus auf, im Süden unterbrechen die Wellenlinien der libyschen Wüstendünen den grauen Horizont. Zwar im Depressionsgebiete sieht man einige Vegetation, ja sogar etliche Palmbüsche, aber wirkliche Erlabung bringt erst die Oase Fared-Ghah — allerdings nur moralische, denn an dem wüsten Plateaurand hat der Senusi-Orden sein eigenes »Mekka« — das im ganzen östlichen Saharagebiet weit und breit berühmte Kloster Sarabub, ein Ort, wie geschaffen zu geistlichen Spitzbübereien. Wenigstens, meint Rohlfs, dem der Zutritt zu dem Kloster verwehrt wurde, daß das Haupt des Senusi-Ordens ursprünglich seinen Aufenthalt in den Katakomben genommen hatte, »wo ihm die geheimen unterirdischen Gänge zu seinen Betrügereien gut zu statten kamen«. Wunder, wie man sie zu Christi Zeit erlebte, gehören hier zu den gewöhnlichen Tagesereignissen; es kommt Brot und Speise vom Himmel und die Getreidespeicher sind gefüllt, obwohl ringsum weder Feld noch Acker sich findet. Der große Zauberer »Sidi el Mahdi« wird wohl gewußt haben, welchen irdischen Weg seine überirdischen Provisionen genommen hatten, und mancher heuchlerische Senusi-Bruder mit ihm. Wer wird auch weiter nach solchen Kleinigkeiten forschen, an einem Orte, wo Blinde und Lahme dutzendweise gesunden, und selbst Christen — wie die frommen Heuchler versichern — zur Religion des Propheten sich reumüthig bekehren.

Von Fared Ghah weiter nach Osten führt die Karawanenstraße durch eine Aufeinanderfolge von wüsten Felsengen nach der Ammonsoase. Wir waren

früher einmal dort und müssen demgemäß unsere Mittheilungen abbrechen. Dagegen verlohnt ein Blick auf das ungeheure Wüstengebiet — ein Erdraum, so groß wie das Deutsche Reich — im Innern von Tripolitanien und auf die große Fessaner Oase, mit der Hauptstadt Murzuk, welche mit den tripolitanischen Küstenstädten durch viel betretene Karawanenwege in Verbindung steht und zugleich Ausgangspunkt sämmtlicher Verkehrswege nach dem Sudan ist. . . . Zwei Karawanenwege führen von Tripoli nach Murzuk: ein östlicher über Sokna und Sebha, ein westlicher über Misda, Ederi und Dscherma. Der Erste ist besuchter, weil die Strecke bewohnter ist und mehr Brunnen aufweist; der Zweite ist der interessantere, da er der Spur eines uralten Römerweges folgt und überdies einen Abschnitt der schauerlichen Fels- und Steinwüste »Hammada-el-Homrah« durchzieht. Auf letzterem Wege überschreitet man zunächst das Ghuriongebirge, mit Thälern von hohen landschaftlichen Reizen, palmenumkränzten Quellen und pflanzengesäumten Bergwässern. Im weiteren Verlaufe führt der Weg durch eine Reihe tief eingeschnittener Thäler und über beschwerliche Pässe und zuletzt in ein ausgedehntes Flußthal — das Wadi Sufedjin — hinab, eine der fruchtbarsten Gegenden der Regentschaft Tripoli. In diesem Oasenlande liegt Misda, wichtig als Kreuzungspunkt zweier Karawanenstraßen, sonst aber ohne jede Merkwürdigkeit. In der Wüste bedarf es freilich der letzteren nicht, und etwas Gartengrün, mit Palmenhainen dazwischen, sind dem dürstenden Wanderer wichtiger, als alle historischen und archäologischen Anknüpfungen.

An letzteren fehlt es übrigens keineswegs. Schon auf der Strecke zwischen Misda und dem Brunnen Tribonieh stoßen wir auf römische Ruinen, Grabmäler und Denksäulen, oder vollends auf zusammengebrochene Schutzcastelle: Zeugen einer anderen Zeit. Die Wegstrecke selbst ist aber bereits sehr bösartig und gibt einen Vorgeschmack von den Fährlichkeiten und der schweren Gangbarkeit jener »Hammada«, an deren Rand man eben bei dem früher erwähnten Brunnen tritt. Wenn die Karawanen sie betreten, pflegen die Reisenden, der Sitte gemäß, einen Stein auf die zur Seite des Weges liegenden Halden zu legen. Nun haben zwar die schwachen Menschenhände seit Jahrhunderten trotzdem keine Hindernisse aufgethürmt, wohl aber hat dies die unerbittliche Natur gethan. In der That ist die Hammada, die »Durchglühte«, ein imposantes, aber schrecklich trostloses Werk dieser Natur, welche eben nicht immer Paradiese und glückliche Menschen,

sondern auch furchtbare Einöden und todtstarre Wildniß hervorbringt. Die eigentlichen Gefahren jener Hochwüste bestehen hauptsächlich darin, daß sie wasserlos und völlig unbewohnt ist. Der steinige Erdboden besteht aus kleinen, weißen Kieseln, oder gelbem Feuerstein und Trümmergestein, oder dunklem Sandstein mit Krusten von Brauneisenstein. Ganz besonders großartig, aber im gleichen Maße abschreckend, ist das Wüstenbild am Südrande desselben, wo an die dunklen Felshügel der gelbe Sandocean heranflutet. Oben das unendliche, schwarz glänzende Trümmerfeld, unten die weite, mit schwarzen Sandsteinblöcken übersäete Flugsandebene, zu der der Weg über fast senkrechte Felsklippen und durch eine tiefe Schlucht hinabführt.

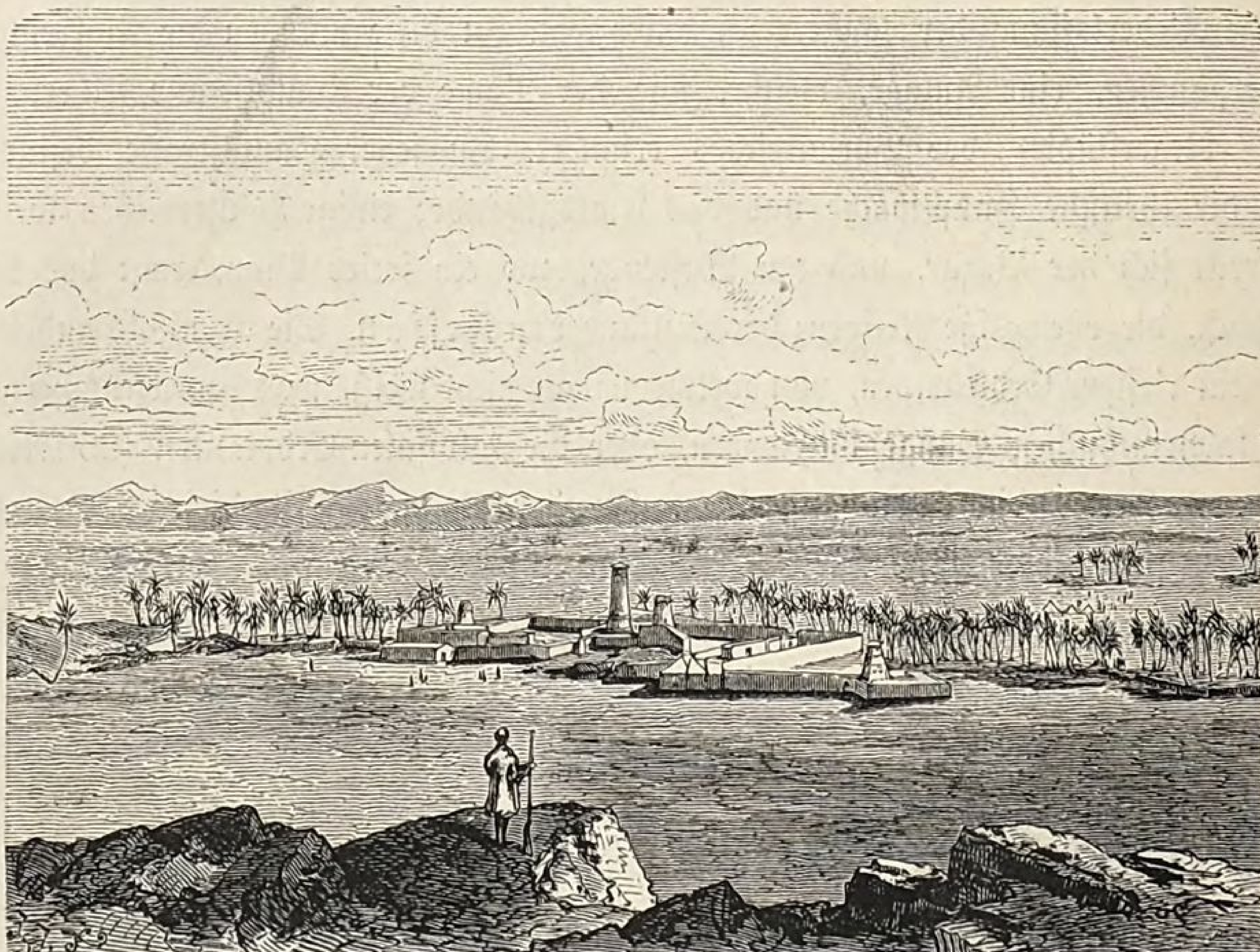
Das Ziel dieses Weges ist der Brunnen El Hassi, der erste Rastort nach sechstägigem Marsche über die Hammada. Die Beschwerden der Wüstenreise sind aber keineswegs abgethan, denn schon das nächste Wegstück, das durch eine Region beweglicher Sandhügel führt, zwischen und über denen schwarze Klippen »wie aus Schneewehen« aufragen, erneuert alle bereits durchgemachten Strapazen — durch drei volle Tage, bis der Reisende die auf einem breiten Terrassenklotze liegende Stadt Ederi erblickt. Sie liegt an der Stelle einer Burg der Garamanten, welche einst von den Römern erobert wurde. Die Stadt besaß hervorragende Bedeutung bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts, d. h. bis zu dem Zeitpunkte, wo ihr der erste vernichtende Schlag seitens eines gewaltthätigen einheimischen Scheichs (Abd-el-Djelil) zu Theil wurde. Der zweite Schlag erfolgte in Gestalt des Türkenthums, das zu Beginn der Vierziger Jahre in den einsamen Oasenort seinen Einzug hielt.

Vier Tagreisen südlich von Ederi liegt, im Wadi Gharbi, das Dorf Neu-Dscherma, unweit der Stelle der einstigen Garamanten-Hauptstadt gleichen Namens. Große starke Lehmthürme sind die einzigen Reste derselben; in einiger Entfernung hievon ist das südlichste Denkzeichen des Römerthums zu sehen — ein Grabdenkmal. Zum Troste für den Wanderer, der auch auf den nächsten zwei Tagreisen nur dürren Wüstenboden zurückzulegen hat, sieht er alsbald das Ziel seiner Reise über den Horizont auftauchen: das lehmgebaute, mauerumgürtete Murzuk mit seinen Palmenhainen. Es wäre ein großer Irrthum, mit ihr die Vorstellung von Größe und Glanz zu verbinden. Die Stadt liegt höchst unerquicklich im trockenen, salzigen Wüstenbecken mit dürftig aus Schöpf-

brunnen befeuchteten Gärten und Feldern. Für die Wirksamkeit der türkischen Verwaltung zeugt die wachsende Menge von Dorfruinen. Die Oasenbewohner flüchten nach dem Sudan, oder schlagen sich die Zähne ein, reißen sich die Augen aus, um dem türkischen Militärdienst zu entgehen. Die Zahl der Stadtbewohner dürfte 5000 nicht überschreiten. Tritt man beim Ostthore der im Rechteck erbauten, von hohen Lehmmauern und Thürmen umschirmten Stadt ein, so hat man zunächst den »Dendal«, die schnurgerade Hauptstraße, vor sich, welche die ganze Niederlassung der Länge nach durchzieht. In diese münden die zahlreichen Quergäßchen, eine Anlage, welche, wie der Name der Hauptstraße selber, an die »Negerstädte« des Bornureiches erinnert. In jener Hauptstraße befinden sich die türkische Hauptwache und das Amtsgebäude; einige Häuserreihen weiter erstreckt sich der Bazar, und am Westende, wo ein freier Platz, ragt das alte Schloß, die ehemalige Residenz der Sultane von Fessan. Sie ist nichts anderes, als ein riesiger Erdklumpen, von welchem man nicht weiß, was bemerkenswerter: die labyrinthischen Gänge im Innern, oder die kolossalen Erdmauern (25 Meter hoch, 6 Meter dick) von außen.... In der Nachbarschaft dieser »Kasbah« befindet sich die Kaserne für die ständige türkische Garnison (500 Mann in einem Gebiete, das so groß wie das deutsche Reich ist!), eine kleinere und eine größere Moschee, in denen nun schon 44 Jahre (seit 1841) für das leibliche Wohlbefinden und das Seelenheil des Sultans officielle Gebete verrichtet werden.

Die türkischen Machthaber in Fessan wissen aber, »daß der Himmel hoch und der Sultan weit«. Sie beweisen dies zunächst durch ihre segensreiche Administration, durch ihr unverschämtes Ausbeutungssystem, das wohl kaum irgend sonstwo auf ottomanischen Reichsboden seines Gleichen erreicht hat, wie jenseits der tripolitanischen Hammada. Auf einem Flächenraume, der, wie schon erwähnt, beiläufig so groß ist wie das Deutsche Reich, siedeln, nach zuverlässigen Schätzungen, etwa 140.000 Menschen! Man kann also nicht sagen, daß dieses Land »bewohnt« sei; es ist einfach unbewohnt, denn auf eine Quadratmeile kommen genau — 14 Menschen. Die Oasen von Fessan, welche sich in zwei Gruppen, eine nördliche (Bondschen, Tacrift, Sella) und eine südliche (Murzuk, Traghen, Zuila, Mandra, Wau, Ederi, Sebha u. s. w.) theilen, verfügen aber über einen Gesammtbestand von mindestens 25 Millionen Dattelbäumen, die natürlich eine

namhafte Steuer abwerfen. Von ihr kommt aber kein Piaster nach Stambul, denn sie ist einfach eine unter die Beamten zur Vertheilung gelangende Beute. Nur Geschenke an Sclaven und Sclavinnen und einige unbedeutende Zolleinnahmen werden regelmäßig abgeführt. Dafür muß die Stambuler Regierung alle Kleidungsstücke und Ausrüstungsgegenstände, ja sogar Lebensmittel für die Truppen nach Murzuk schicken.



Misda.

Im Süden von Murzuk erstreckt sich die türkische Herrschaft nunmehr bis in das Land der Tibbu. Selbstverständlich hat die Pforte in dieser Region nichts zu befehlen; ihr Einfluß reicht höchstens bis zur Oase Tedscheri und erstreckt sich im besten Falle auf die dazwischenliegenden Oasen von Gadtron und Medrusa, welche bereits von versprengten Tibbu bewohnt sind. Wo das tripolitanische Territorium (im politischen Sinne) endet, erhebt sich eine gewaltige natürliche Schranke, das Tümmo-Gebirge, von dem im vorigen Abschnitte gelegentlich der Mittheilungen über Nachtigals Reise nach Tibesti die Rede war.

Es verlohnt sich, bei diesem Anlasse der geschichtlichen und politischen Schicksale Tripolitaniens, besonders der Ereignisse zu gedenken, welche der türkischen Occupation vorausgingen, beziehungsweise sie veranlaßten. Die erste osmanische Eroberung erfolgte bereits unter der Regierung des Sultans Sulejman I. im Jahre 1551; das Land ging aber später an eine einheimische Dynastie verloren, deren Gründung fast unter den gleichen Umständen vor sich ging, wie jene in Tunisien, von der im nächsten Abschnitte die Rede sein wird. Ja selbst



Murzuk.

hinsichtlich des Zeitpunktes fallen beide Ereignisse fast zusammen, denn der Aufrichtung des Thrones in Tunisien im Jahre 1705 folgte jene in Tripolitanien im Jahre 1714.... Es war Achmed Karamanli, ein Araber-Chef und Commandant einer Reiterschaar unter dem türkischen Pascha, der die Macht an sich riß. Der Vorgang, wie sich dieser energische Usurpator zur Herrschaft aufschwang, wurde nachmals auch von mächtigeren Gebietern, so von Mohamed Ali von Aegypten und von Sultan Mahmud II. prakticirt. Um nämlich den Erfolg sicherzustellen, griff der erste »Karamanli« zum Massen-Meuchelmord. Während der Abwesenheit des Paschas lud er sämmtliche türkische Würdenträger (es sollen

ihrer 300 gewesen sein) in das alte, noch immer vorhandene Schloß am Südostende der Stadt Tripoli. Der Schauplatz mit seinen labyrinthischen Gängen und vielen Räumlichkeiten erwies sich sehr geeignet zu dem blutigen Streich, der hier geführt werden sollte. Als alle Geladenen vollzählig im Residenzpalast versammelt waren, ließ Achmed Karamanli die Thore versperren und alle Anwesenden niedermachen. Kein Einziger ist damals entkommen. Der Usurpator aber wußte nun das richtige Mittel, die Pforte zu ködern, und sendete sofort nach dem Blutbade alles Eigenthum der Ermordeten an den Sultan Achmed III. in Stambul, der nun seinerseits keinen Anstand nahm, den neuen souveränen Herrn in Tripolitanien anzuerkennen.

Genau 120 Jahre hatten die Karamanli geherrscht. Ein Thronstreit, an welchem es in Dynastien von so zweifelhafter Gründungsgeschichte niemals zu mangeln pflegt, machte auch der tripolitanischen ein Ende. Im Jahre 1835 erschien eine großherrliche Flotte vor Tripoli, um mit ihrer Landungstruppe Gebiet und Stadt für die Pforte wieder in Besitz zu nehmen. Daß der türkische Segen innerhalb des abgelaufenen halben Jahrhunderts nicht sonderlich groß war, haben wir weiter oben vernommen. Die unglaubliche Miß- und Gewaltwirtschaft, die in diesem Zeitraume Platz griff, hat übrigens die Bevölkerung mehrmals zu ausgiebigem activen Widerstand veranlaßt, und der Held eines solchen war während und nach dem Krimkriege der Scheich Rhoma, der »Abd-el-Kader von Tripoli«. Nach seiner Flucht aus Trebisonde, wo er internirt war, in Tripolitanien angelangt, schaarte er seine Landsleute um sich, erstürmte die türkischen Burgen und lieferte den Truppen des Paschas blutige Feldschlachten, bis er im Jahre 1858 tief im Innern (bei der Oase Rhat) fiel, und das Volk nun noch elender wurde, als es zuvor gewesen.

Wir würden das Maß türkischer Verdienste unterschätzen, wenn wir nicht auch dem entlegensten Posten der Osmanenherrschaft im Saharagebiete einige Worte widmeten. Es ist dies die Oase Rhat, sechzehn Tagreisen im Westen von Murzuk gelegen und erst seit einem Jahrzehnt (1874) von den Türken occupirt. Auch hier ist eine lächerlich kleine Truppe, welche die umwohnenden Tuareg vom Stamme der Asdscher im Zaume halten soll, und sie auch thatsächlich hält. Den Nomaden ist freilich leicht zu imponiren, und so glaubt man gerne der Versicherung, daß die »ritterlichen« Wüstenbewohner, welche sich vor

der Occupation bei der Stadtbevölkerung gewaltsam einquartirten und sich bewirten ließen, die einzige Kanone (ein Gußstahlgeschütz mit dem Stempel »Karlsruhe 1872«), welche die Garnison besitzt, staunend angaffen, und von ihrer ehernen Stimme (an hohen Festtagen ꝛc.) sich schrecken lassen. Nun ist den Wüstensöhnen auch der Eintritt in die Stadt in Waffen untersagt und sie müssen diese bei den Thorwachen ablegen. Auffallend ist, daß, während im Bereiche von Murzuk Dorf auf Dorf verfällt, um Rhat immer zahlreichere Niederlassungen erstehen, ein Beweis, daß unter Umständen die türkische Administration sogar heilsam werden kann, wenn sie der Gewaltthätigkeit der Wüstenbewohner einen Riegel vorschiebt.

Wichtig ist der Ort hauptsächlich wegen seiner günstigen Lage als Knotenpunkt mehrerer Karawanenstraßen. In der Oase Rhat wird alljährlich vom September bis Ende November ein großer Markt abgehalten, auf welchem sich Karawanen aus den meisten Gegenden des Sudan und der Sahara einfinden. Der Markt ist sonach von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Im Durchschnitte kommen dort in jedem Jahre circa 30.000 beladene Kameele an, und zwar aus Aegypten, aus den tripolitanischen Hafenstädten, aus dem südlichen Algerien, aus der Oase Fessan, ja selbst aus Marokko und Timbuktu. Als Tauscheinheit gilt die »Real Rhati«, die etwa 5 tunisische Piaster ($3^1/_2$ Francs) repräsentirt. Hauptproducte des Verkehres sind: Getreide, Wolle, Baumwolle, ferner Indigo, der in manchen Gegenden des Sudan wild wächst, Goldstaub, Gold in Barren, Straußenfedern, Elfenbein, Wachs, Gummi, Benzin, trockene und gegerbte Häute und Felle wilder Thiere. Viele der mohammedanischen Kaufleute, welche den Handel nach Innerafrika in Händen haben, sind mit ihren Geschäften sehr zufrieden, weil sie während der letzten Jahre große Vortheile erzielten. In vorderster Reihe stehen die Rhadamesen. Für ihre Rechnung werden vorzugsweise die Karawanen befrachtet, welche von Tripoli nach Rhat, Tuat und Timbuktu gehen. Die europäischen Kaufleute in den Hafenstädten geben den Rhadamesen einjährigen Credit und werden mit den Landeserzeugnissen bezahlt. Die Schlußabrechnung erfolgt in türkischer Münze. Die Hauptartikel, welche auf solche Art nach dem Sudan befördert werden, sind: sogenannte maltesische Baumwollwaren, Thibets, venezianische Glasperlen, verschiedene Seidenwaren, kleine Spiegel, deutsche Eisen- und Stahlwaren. Als die englischen Kauf-

leute in der Stadt Tripoli vor einigen Jahren die Besorgniß hegten, die Rhadamesen würden, von den Franzosen durch Versprechungen angelockt, mit ihren Waren den Weg, statt durch Tripolitanien zur Küste, nach dem südlichen Algerien einschlagen, bewogen sie die türkische Regierung, den Zoll für diese Kaufleute herabzusetzen. Früher mußten dieselben 13 bis 40 Percent zahlen, jetzt hat man die Transitabgabe auf 2 Percent herabgemindert und gewährt dem Verkehr alle möglichen Erleichterungen. Bekanntlich haben die Eisenbahn=

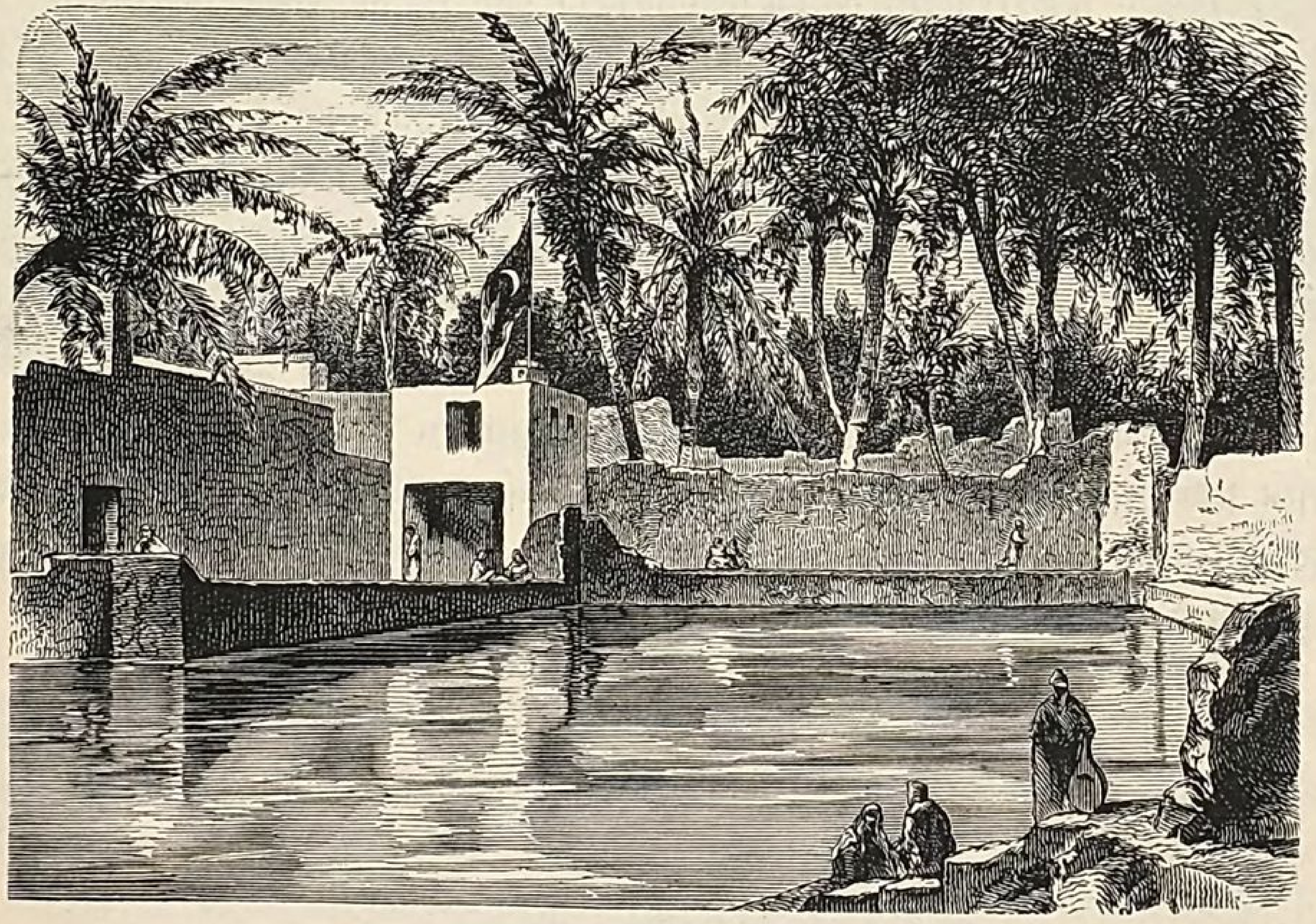


Tuareg=Lager bei Rhadames.

projectanten auch der Sahara ihre Aufmerksamkeit zugewendet, und in der Mitte der Siebziger Jahre ist Gerhard Rohlfs mit einem ziemlich detaillirten Plane eines Schienenweges nach dem Sudan hervorgetreten. Er trat für eine Linie zwischen Tripoli und Kuka (über Murzuk) ein, welche er für die relativ realisir=barste und lohnendste unter allen Projecten hielt.

Wir müssen zuletzt noch der Oase Rhadames gedenken, die nun gleich=falls zum tripolitanischen Machtbereiche der Pforte gehört. Sie liegt 21 Tag=reisen von Rhat entfernt und ihre Niederlassung ist eine der ältesten Städte von

Nordafrika. Es ist erwiesen, daß an ihrer Stelle das »Cydamus« des Plinius, das zur Provinz »Numidia« gehörte, lag. Eine aufgefundene Inschrift aus der Regierungszeit des Alexander Severus (221 bis 235 n. Chr.) gab den Anhaltspunkt zu dieser Identificirung. Auch andere Spuren der Römerherrschaft sind noch vorhanden, so mehrere cannelirte Säulen mit theils korinthischen, theils dorischen Capitälen im Innern der beiden Hauptmoscheen. Ebenso großes Interesse wie diese und andere Alterthümer der Stadt, verdient die Quelle von



Die Quelle von Rhadames.

Rhadames, vielleicht die berühmteste der Sahara. Sie ist Gemeingut der Oase und der Wasserverbrauch zur Bewässerung wird mit Wasseruhren geregelt.

Rhadames liegt hart an der dreifachen Grenze von Tripolitanien, Algerien und den unabhängigen Tuareggebieten. Kein Wunder also, daß die Pforte neuerdings von der Meinung befangen wurde, Frankreich könnte sich dieses wichtigen Schlüsselpunktes bemächtigen, um das Machtverhältniß in Nordafrika ganz und gar zu seinen Gunsten zu gestalten. Das ist vorläufig allerdings nicht zu befürchten, obwohl die Sache sehr verlockend für Frankreich aussieht. Die Türken sind in Rhadames seit dem Jahre 1864. Die Autorität des Paschas

stützt sich auf einige Soldaten aus dem Ghuringebirge und einige Gendarmen die fürs Steuereintreiben, Ordnunghalten und als Paradestück verwendet werden. Einen europäischen Vertreter beherbergt die an 7000 Bewohner zählende und den Ausgangspunkt von sieben großen Karawanenstraßen bildende Oasenstadt nicht. Im Jahre 1858 (also noch vor der türkischen Occupation) zog der englische Consul, nachdem er acht Jahre functionirt hatte, von dannen, gleichzeitig mit jenem von Murzuk. Ob England, das neuerdings über Gebühr der »Tripoli-Frage« wegen sich ereiferte, daran wohlgethan hat, ist unschwer zu beantworten.

Was Frankreich anbetrifft, hatte dasselbe Rhadames nie ganz aus den Augen gelassen. Zwar officiell that es in dieser Richtung keinen Schritt, es unterstützte aber in der Mitte der Siebziger Jahre nachdrücklichst die Bemühungen eines ihrer algerischen Verwaltungsbeamten, Victor Largeaus, der damals von Biskra aus in Rhadames eingetroffen war, um der französischen Colonie »einen neuen Handelsweg nach dem Sudan zu erschließen.« Seine Mission blieb aber erfolglos, desgleichen eine zweite im darauffolgenden Jahre. Die Rhadamesen wiesen jede Zumuthung, einen Verkehr zu Gunsten Algeriens anzubahnen, entschieden zurück, und Largeau mußte leider unverrichteter Dinge nach Tuggurt zurückkehren.



Tunisien und Algerien.

Nächst dem Capgebiete sind Algerien und Tunisien diejenigen afrikanischen Gebiete, in welchen der europäische Machteinfluß bislang am nachdrücklichsten sich bethätigt hatte. Die französische Invasion in einem der alten »Barbareskenstaaten« bedingte einen bedeutsamen Umschwung in den Beziehungen der europäischen Mittelmeerländer zu jenen des afrikanischen Continents — Beziehungen, die durch Jahrhunderte infolge des gräulichen Piratenunwesens, welchen die fast unabhängigen barbareskischen Machthaber großgezogen hatten, die schlimmsten Schattenseiten im europäisch-orientalischen Verkehr bildeten. Einem Geschichtsschreiber und Culturforscher würde, behufs Beleuchtung dieser Verhältnisse, die undankbare Aufgabe zu Theil werden, alle jene scheußlichen Zwischenfälle und Gewaltthaten, welche die Geschichte der Barbareskenstaaten ausfüllen, in einer unheimlichen Bilderreihe zu entrollen. Wir dürfen uns kürzer halten, und unsere Mittheilungen auf die politischen Wandlungen beschränken, die in den Zeitraum der letzten zwei Jahrhunderte fallen.

Seit Sultan Selims II. Zeit, in welche die Eroberung der nachmaligen »Regentschaft« fällt und die mit dem Untergange der heldenmüthig kämpfenden spanischen Besatzung von La Goletta endete (1574), hatte die tunisische Soldateska bis zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts ein fast ununterbrochenes Willkürregiment geführt. Ein Dey oder Bey folgte dem anderen, wie es eben die Laune jener arabischen Prätorianer verlangte. Da trat ein merkwürdiger Mann auf die Schaubühne: Ali, ein corsischer Renegat, der unter den tunisischen Machthabern seit der Eroberung des Gebietes durch die Osmanen unstreitig die erste Rolle gespielt hatte. Zwar er selber gelangte zu keiner ausgesprochenen Herrschaft; sein Sohn aber — Hassan Ibn Ali — machte der Schandwirtschaft ein Ende und gründete die Dynastie, die bis auf den Tag in der Regentschaft gebot. Das traf im Jahre 1705 ein. In der Reihe der autonomen, von der Pforte aber abhängigen Regenten that sich zunächst ein gewisser Hammudah Pascha hervor. Trotz seiner barbarischen Strenge war er der Janitscharen und Mamluken niemals ganz sicher und gewisse Privilegien mußte er ihnen bedingungslos lassen. Zu diesen zählte in erster Linie die bis vor der französischen Occupation in Uebung gebliebene militärische Steuerrazzia, welche von einer fliegenden Colonne betrunkener und disciplinloser Soldaten in Scene gesetzt und, wie es den Anschein hat, allemal mit großem Erfolge zu Ende geführt wurde. Eine große Heldenthat konnten diese Razzias, welche in einem Jahre zweimal stattfanden, ihrer Natur nach freilich nicht sein; denn die hilf- und wehrlosen Landbewohner wurden einfach niedergesäbelt, widerspänstige Städte förmlich gestürmt, die Häuser geplündert, Frauen und Kinder fortgeschleppt u. dgl. m.

Jenem Hammudah graute vor solcher Gewaltthätigkeit, und zwar keineswegs aus Gründen der Humanität, sondern vielmehr im Hinblicke auf seine eigene Sicherheit. Um allen gefährlichen Eventualitäten vorzubeugen, griff er zu einem Mittel, welches, wie wir gesehen haben, auch andere nordafrikanische Machthaber prakticirt hatten: er vernichtete die übermüthigen Janitscharen mit Hilfe der im Lande angeworbenen Truppen. Dies geschah 1811, dem Jahre, in welchem Mohamed Ali in der Citadelle von Kairo durch seine Arnauten die Mamluken hatte niedermetzeln lassen. Damit trat ein Wendepunkt in der Geschichte Tunisiens ein. In der ersten Zeit der Herrschaft Hammudah Paschas blieb das Land noch immer der gefürchtete Piratenstaat, welcher er durch Jahrhunderte gewesen. Unter

diesem Gewalthaber wurde beispielsweise die Insel San Pietro an der Südküste von Sardinien von den tunisischen Corsaren bei Nachtzeit überfallen und die Bewohnerschaft, zum Theil ohne Kleidung und Nahrung, nach Tunis geschleppt. Es sollen bei 900 Opfer gewesen sein, unter denen sich der Bey das Beste aussuchte. Die vollständige Auslösung der Ueberlebenden gelang erst nach Jahren, und zwar mittelst der Geldsumme, welche eine eigens zu diesem Zwecke in Cagliari ins Leben getretene Gesellschaft aufgebracht hatte. Später freilich haben die Italiener die ihnen vor Zeiten angethane Gewaltthat vergessen und vor einigen



Mohammed es Sadok.

Jahren erst wurde in demselben Cagliari das arabische Hetzblatt »Mostakel«, welches Frankreich rücksichtlich seiner afrikanischen Politik heftig angriff und bekämpfte, gedruckt und herausgegeben. Zur Zeit Hammudahs aber waren die Dinge noch nicht so weit. Frankreich war der Piratenwirtschaft in den »Barbareskenstaaten« (Tripolitanien, Tunisien und Algerien) mit aller Energie entgegengetreten, und als diese Energie beispielsweise dem Dey von Algier so sehr mißfiel, daß er dem französischen Consul eine Ohrfeige versetzte (eine solche wars, und nicht, wie zuweilen behauptet wird, ein »Fächerschlag«), war es um ihn geschehen.

Die Eroberung von Algerien brachte den Franzosen auch Tunisien näher. Achmed Bey, der seit 1846 den Regentschaftssitz in der »weißen Stadt« inne hatte, ward vollends zum Bewunderer des Bürgerkönigs Louis Philipp, und als er seine Reise nach Paris antrat, soll er geäußert haben: »die moslimischen Fürsten, die nach Arabien wallfahren und die heiligen Städte besuchen, thun dies in erster Linie, um den Titel »Hadsch« zu erwerben; ich bin der Erste, der das Land der Franken besucht, um den Titel »Pilger der abendländischen Cultur« zu erwerben. ...« Es ist gleichwohl begreiflich, daß diese abendländische Pilgerfahrt des Nachfolgers der tunisischen Piratenfürsten ohne Nutzen für das Land blieb. Zwar war man, wie dies im Oriente ja allenthalben üblich ist, mit zahllosen Reformen bei der Hand; als aber Achmeds Nachfolger, Sidi Mohammed, mit diesen Neuerungen etwas zu weit ging, setzte es traurige Rückfälle — Christenmord und Judenverfolgung — ab. In die neue Bahn des Fortschrittes lenkte auch Sidi Mohammeds Nachfolger, der zweite Sohn Achmeds, Mohammed es Sadok (seit 1859) ein, der letzte Regent bis zur erfolgten Besitzergreifung des Landes durch die Franzosen. Daß die Fortschrittsbestrebungen nichts anderes, als ein verhängnißvoller Irrthum waren, beweist die düstere Localgeschichte von Tunisien in den letzten zwei Jahrzehnten. Das Abendland hatte bis dahin wenig Antheil an den Vorgängen und Ereignissen in dem kleinen Staate genommen; das Vasallenverhältniß desselben zur Pforte genügte den Mächten, um sich von jeder Einflußnahme oder Einmischung fernzuhalten. Eine Ausnahme machte nur Frankreich, das ein begreifliches Interesse daran hatte, dem Nachbarlande von Algerien größere Aufmerksamkeit zu schenken, und die Dinge, wie sie sich dortselbst im Laufe der Zeit anließen, nicht aus dem Auge zu verlieren. Mohammed es Sadok seinerseits wieder fürchtete den abendländischen Einfluß. Als beispielsweise die Engländer vor einiger Zeit sich anheischig machten, den Schlammsee »El Bahira«, an welchem die Stadt Tunis — mit dem Meere nur durch einen seichten Canal in Verbindung stehend — liegt, ausbaggern zu lassen und den Hochseeschiffen zugänglich zu machen, verweigerte der Bey die Ertheilung der Concession. Es hieß damals: der Regent glaube an die alte Volksmär, daß am Grunde jenes Schlammsees zwei ungeheuere Säulen von purem Golde versunken lägen, die er nicht in fremde Hände fallen lassen wolle. In Wirklichkeit hielt er sich aber nicht an diese leere Fabel, sondern an die greifbare That-

sache, daß die Unpassirbarkeit jenes Sees ihm alle Flotten und Demonstrations-Geschwader hübsch vom Leibe halte.

Der Engländer war nun Mohammed es Sadok ledig, nicht aber der Franzosen, welche den Bey zur Anbahnung von Fortschrittsmaßnahmen förmlich terrorisirten. Als es 1861 dem französischen Einflusse thatsächlich gelang, in Tunisien eine Art von Verfassung ins Leben zu rufen, brach ein Aufstand los, dem sich auch ein Theil des elenden und unkriegerischen Militärs anschloß. Die Residenz des Beys wurde bedroht und der Koran wieder an die Stelle der Verfassungsurkunde gesetzt. Wie wenig reif das Land zu einem solchen Experimente war, bewies zunächst der Bey in höchsteigener Person. Die Herrschaft desselben war nämlich durch 22 Jahre nichts anderes, als eine Herrschaft von unwissenden, gewaltthätigen und rohen Günstlingen, welche Mohammed es Sadok mitunter aus den untersten Volksschichten zu sich emporgehoben hatte. Auf diese Weise hatte der an sich gutmüthige, aber unverständige und unsittliche Bey sich einen Stab von Schmarotzern und Egoisten geschaffen, mit denen er das Land brandschatzte und tyrannisirte und im Laufe der Jahre Zustände schuf, welche ärger waren, als je früher unter den gewissenlosen, aber kräftigen Piratenfürsten. Daß Mohammed es Sadok und seine unmoralische Umgebung den Dingen einen anderen Schein zu geben wußten, verdankte man nur der Kurzsichtigkeit der Diplomaten. Noch vor einigen Jahren wußte man an der Person des Beys seine mehrfachen Reformmaßnahmen zu loben und betonte beispielsweise mit großer Genugthuung, daß er bei Zeiten den ganzen Harem aufgelöst und sich nur eine Frau behalten hatte. Es ist nun allerdings wahr, daß Mohammed es Sadok das Eheglück nur einer Gattin zu Theil werden ließ, einen Harem aber besaß der edle Menschenfreund gleichwohl, nur daß er nicht von Frauen und Mädchen, sondern von — Mignons bevölkert war. Diese Mignons bildeten den Stock, aus welchem fast alle Würdenträger in den letzten zwanzig Jahren hervorgegangen waren. Der Chasnadar Mustapha Pascha war beispielsweise ein Mitglied jenes Gelichters, und welchen Segen er über das Land gebracht hat, das wird weiter unten noch zu berichten sein. Daß übrigens die Mignons einer orientalischen Staatswirtschaft noch weit verhängnißvoller zu werden vermögen, als der bestdotirte Harem, begreift man unschwer. Frauen sind nur innerhalb ihrer vier Mauern anspruchsvoll, und das Um und Auf ihrer Wünsche sind

Schmuck und Tand; die Mignons aber wollen außer diesem Tand während ihrer Jugendjahre, wenn sie mündig geworden und in die Welt treten, kostspieligere Dinge: Ehrenstellen, Rang und Würden, fette Sinecuren und einträgliche Regierungsämter. Daß der Bey für seinen Knaben-Harem gelegentlich große Summen für Puppen, Spielzeug, Springteufel und Musikbüchsen verausgabte, wäre geringfügig zu nennen, gegenüber den enormen Summen, welche diese lieben Geschöpfe nachmals verpraßten und unterschlugen, sobald sie irgend ein Amt angetreten hatten.

Es verlohnt sich wohl der Mühe, um die Neugestaltung der Dinge in Tunisien besser beurtheilen zu können, auf die Verwaltung desselben, wie sie bis zur französischen Occupation herrschte, einen orientirenden Blick zu werfen. Die durchschnittlichen Staatseinnahmen wurden vor einiger Zeit mit 20 Millionen Francs berechnet. Da diese Summe für die Bedürfnisse des Beys und seines Hofstaates eine viel zu geringfügige war, stellte sich auch in Tunisien bei Zeiten das Bedürfniß nach Anlehen ein, welche die Finanzen in kürzester Zeit vollständig ruinirten.

In Finanzoperationen hatte übrigens Mohammed es Sadok gezeigt, was ein orientalischer Despot — und seis auch nur ein Liliputaner, wie der Bey — unter Umständen zu leisten vermag. Es gab Zeiten, in denen der Bey während eines einzigen Finanzjahres 160 Millionen (!) Schatzscheine in Cours brachte. Er mußte sie nämlich alle eigenhändig abstempeln und Maltzan erzählt, daß ein ihm bekannt gewesener Consul zwei ganze Nachmittage im Vorzimmer des Bey warten mußte, und erst am dritten empfangen wurde, »weil Se. Hoheit beständig mit dem Stempeln von Teskerehs (Schatzscheinen) beschäftigt war. Zu Zeiten war der Markt mit diesen fast wertlosen Papieren derart überschwemmt, daß nur ein Geniestreich Abhilfe schaffen konnte. Einen solchen hatte gelegentlich der berüchtigte Chasnadar Mustapha Pascha ausgeheckt: er schickte nämlich einen Vertrauensmann mit 8 Millionen Teskerehs ins Ausland und gab ihm den Auftrag, mit denselben einen möglichst anständigen Barerlös zu erzielen. Dieser letztere betrug aber nur 10.000 Francs, und als dieser Mißerfolg selbst dem geriebenen Günstling ungeheuerlich erschien, präsentirte der Mittelsmann seine Spesenrechnungen, in denen beispielsweise ein Posten für Hôtelauslagen mit rund einer Million Schatzscheinen ausgewiesen war.

Was Mohammed es Sadok sonst an »Reformen« verbrochen, könnte weitschweifig erzählt werden, wären die Details nicht so abschreckend und empörend. Als nämlich der Bey die Tortur in den Gefängnissen abgeschafft hatte, fehlte es nicht an Lobhudlern, welche den afrikanischen Culturapostel in den Himmel erhoben. Nicht abgeschafft aber wurde des Schuldgefängniß, in welchem jedes Opfer christlicher oder jüdischer Wucherer Hungers sterben konnte. Ob unter Umständen die Tortur nicht besser war, als dieses langsame Verschmachten, ist leicht zu entscheiden. Auch der früher erwähnte, seit hunderten von Jahren in Tunisien landesübliche Brauch, die Steuern mittelst militärischen Executionen einzutreiben, hatte unter dem letzten Bey keine Einschränkung erfahren. Daß die ärgsten Blutsauger eigentlich seine Gouverneure und Beamten waren, entschuldigte nichts, denn diese recrutirten sich ja aus der Reihe der Mignons des Beys und waren seine Günstlinge. Uebrigens galt in dem kleinen ehemaligen Corsarenstaate bis zuletzt der Satz: »Alles dem Bey — Gut und Blut«.... Durch diese patriotische Aufopferung (mit officieller Nachhilfe im Bedarfsfalle) kam das tunisische Volk im Laufe der Zeit glücklich auf den Punkt, das elendeste des Islam zu sein. Mit Schaudern gedenkt es der Gewaltthaten des einstigen Kriegsministers zurück, der noch vor etwa drei Lustren jede Steuerrazzia militärisch organisirt und behufs ausgiebiger Erpressungen die sinnreichsten Torturen ersonnen hatte. Mit den gewöhnlichen Barbareien: Zwicken mittelst glühender Zangen, Verstümmelung, Fesselung in der Nachbarschaft von Ameisenhaufen, oder Anzünden von Strohfeuern unter den mit dem Kopfe nach abwärts hängenden Opfern — mit solchen Lappalien gab sich der edle Menschenfreund gar nicht ab. Er war der Erfinder einer ganz besonders auserlesenen Tortur, der sogenannten »Schlangengrube«. Schon der Anblick derselben, in deren Tiefe alles erdenkliche giftige Gewürm »zu scheußlichen Klumpen geballt« sich tummelte, preßte Geständnisse auf die Lippen. In Fällen, wo die Bedauernswerten nichts zu gestehen hatten, konnten sie freilich die entsetzliche Procedur nicht von sich abwenden und das nächste Opfer konnte dann — von dem grauenhaften Anblicke der von Scorpionen, Schlangen und Kröten bedeckten Leiche überwältigt — umso leichter zu Geständnissen oder Denunciationen gebracht werden.

Neben solchen Ungeheuerlichkeiten, welche den »europäischen Einfluß« drastisch genug illustriren, liefen andere Gewaltthätigkeiten in zahlloser Menge

bis zuletzt unbehindert einher. Eine besondere Art des tunisischen Raubsystems bestand in letzter Zeit darin, den Frauen ihren Schmuck wegzunehmen. (Wurde bekanntlich vom Khedive Ismail Pascha auch in Aegypten prakticirt). Einmal soll man davon ganze Körbe nach Tunis gebracht haben. Diese Wirtschaft hatte im Jahre 1867 ihren Höhepunkt erreicht. Wie drei Jahre vorher, schlugen zunächst die Beduinenstämme los, und bald hieß es: die Bewohner aller entlegenen Provinzen hätten den Gehorsam gekündet. Bei der stolzen Zuversicht, welche die tunisischen Machthaber allemal beim Eintritt von kriegerischen Complicationen an den Tag legten, konnte der Zwischenfall nicht viel bedeuten. Das Militär war aber das elendeste der Welt, eine Horde wahrer Hungergestalten, ohne Beschuhung, mit zerrissenen Uniformen und verrosteten Waffen. Man sah — und sieht vielleicht noch immer — diese Vaterlandsvertheidiger vor den Wachstuben der Residenzen des Bey Strümpfe stricken und Körbe flechten, womit sie einige Piaster verdienten. Auf die Officiere, die selbst elend und verlumpt waren, achtete Niemand, und so konnte man auch als Fremder den Scandal mit ansehen, wie die Ehrenwache Sr. Hoheit vor dem Bardo-Schlosse katzbalgte und für die Ermahnungen ihrer Vorgesetzten nur ein ironisches Lächeln hatte. Vor etwa drei Lustren dachte übrigens der Bey daran, seine »Armee«, die in allen Zeiten barfuß gegangen war, beschuhen zu lassen. Etwa 10.000 Paar Schuhe sollten beschafft werden, und der jüdische Lieferant, dessen Offerte angenommen wurde, erhielt ungefähr 7 Millionen in Schatzscheinen. Wie man sieht, war es für den Bey — der seine Schuhe um etwa 50.000 Francs hätte haben können — ein ziemlich schlechtes Geschäft. Die Lieferung kam aber überhaupt gar nicht zu Stande, da Mohammed es Sadok bei demselben Lieferanten eine Galla-Uniform bestellt hatte. Der Jude meinte aber, die goldstrotzende Uniform habe allein 7 Millionen verschlungen! Und damit hatte es sein Bewenden.

Die vorher erwähnte, im Jahre 1867 ausgebrochene Revolution erhielt übrigens ihr besonderes Relief dadurch, daß der Bruder des Bey, Sidi-el-Adel, in dieselbe verwickelt war. Er war aus Tunis entwichen, um der scharfen Beaufsichtigung und sonstigen Plackereien zu entgehen, aber auf seiner Flucht über die Grenze den Aufständischen in die Hände gefallen. Von ihnen zum Führer erwählt, gerieth er bald hierauf in die Gewalt der Regierungstruppen und ward von ihnen nach Tunis gebracht. Nun fehlte es nicht an rührenden

Scenen zwischen beiden Brüdern. Der Bey hatte überdies den Consuln geschworen, dem »Verirrten« kein Leid anzuthun. Als nach einiger Zeit gleichwohl in Tunis das Gerücht ging, Sidi-el-Adel sei beseitigt worden, kam der Bey der Consular-Intervention zuvor und notificirte den schon so oft dupirten europäischen Vertretern, daß sein Bruder »gestorben« sei. Ein deutscher Arzt soll die Beweise in Händen haben, daß man den Unglücklichen im Gefängnisse erwürgt hatte.

Die nichtsnutzigste Persönlichkeit in der Umgebung des Bey war dessen erster Minister Mustapha ben Ismail. Er war, ehe er zu so hohem Amte gelangte, Kellnerjunge in einem tunisischen Kaffeehause und alle Welt kannte und kennt ihn von dieser früheren Beschäftigung her. Er war ein sogenannter »schöner Mann« und Mohammed es Sadok verabsäumte nicht, ihn mit seinem Wohlwollen zu beglücken. Er kam zu Hof wurde der bevorzugteste unter allen Mignons, erlangte den Ministerrang und entpuppte sich schließlich als allmächtiger Wessir. Er hatte allezeit mächtigen Einfluß auf den Bey, der sich von dem bornirten und gewaltthätigen Emporkömmling »wie ein Schulbube« behandeln ließ. Man behauptete, nicht Mohammed es Sadok, sondern jener Ex-Kellnerjunge habe bis zuletzt im Lande regiert. Daß Mustapha ein schändliches Regiment geführt, wäre am Ende zu verschmerzen gewesen, denn jedes Volk hat die Gewalthaber, die es verdient. Mustapha war aber auch als Mensch einer der niederträchtigsten Subjecte, welche der afrikanische Boden hervorgebracht hat. Erpressung und Diebstahl, gedungener Mord, schmachvolle Justificirungen ohne Urtheil, füllen das ganze Leben dieses Mannes aus, der mit lächerlicher Grandezza europäische Consuln empfing und mit diplomatischen Noten umsprang, als wäre Tinte — Blut. Jedenfalls wußte er mehr von dem »kostbaren Saft«, als von jener Tinctur, deren sich cultivirtere Völker als die Tunisier bedienen. Wie weit die Verworfenheit jenes Subjectes reichte, das beweisen zahlreiche Geschichten, die uns ein halbes Dutzend der verläßlichsten Gewährsmänner zum Besten geben. Wir begnügen uns indeß mit zwei Begebenheiten.

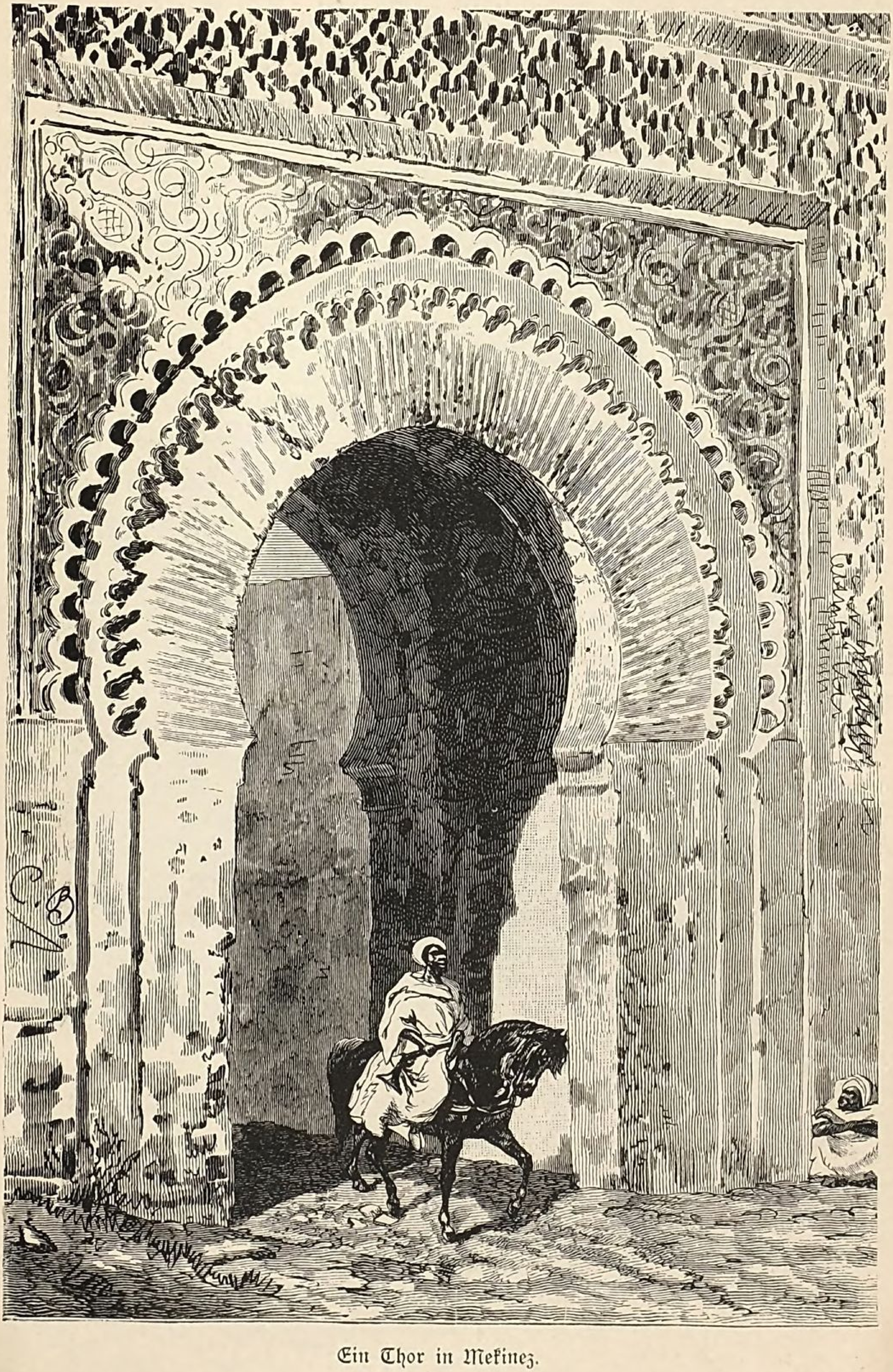
Die eine betrifft einen gewissen Mohammed es Sunny, ehemaligen Staatssecretärs und früheren Mitglieds des Ministerrathes, die zweite den früheren Gouverneur Sidi Reschid. Es Sunny hatte die Unvorsichtigkeit (sagen wir: Tollheit) begangen, den raubsüchtigen Plänen des ersten Ministers entgegenzutreten und war überdies so weit gegangen, das ganze System von Diebstahl und

Lüge, das den Staat an den Bettelstab gebracht, den Minister aber zum Erzmillionär gemacht hatte, aufzudecken. Dieses Verbrechen mußte gesühnt werden, und Mustapha war um die Mittel nicht verlegen. Er ließ aus dem Stalle des Verhaßten dessen bestes Pferd stehlen und trat dann mit der Anklage hervor: Es Sunny habe das Pferd dem (früher erwähnten) Prinzen Sidi=el=Adel geschenkt, damit er entfliehen könne. Die Entgegnung des Angeklagten wurde



Galeerensclaven in Goletta.

mit Hohn zurückgewiesen. Der Bey selber gab das verhängnißvolle Zeichen und Es Sunny wurde sofort im Audienzsaale von dem bereitgehaltenen Scharfrichter erwürgt.... Der zweite Fall betraf den Gouverneur Sidi Reschid, dem kein anderes Verbrechen zur Last gelegt werden konnte, als daß er seine Provinz vorzüglich verwaltet und das Erträgniß dem — Staatsschatze zugeführt habe. Der Minister hatte aber auf die Hälfte der eingegangenen Gelder speculirt und der Entgang derselben sollte dem braven Beamten (ein weißer Rabe in Tunisien)



Ein Thor in Mekinez.

das Leben kosten. Mustapha denuncirte den Ex-Gouverneur, daß er eine Million — veruntreut habe. Der Angeklagte machte große Augen, als man ihm sein Delict vorhielt. Vertheidigung und Betheuerung halfen nichts, denn es waren



Straßenbilder: Im Bazar.

(gedungene) Zeugen bei der Hand und das Verbrechen fand somit seine Bestätigung. Zwar öffentlich erdrosselt wurde diesmal das Opfer nicht, da schon Es Sunny's halber die Consuln intervenirt hatten. Im Kerker aber waltete der »Mann mit der haarigen Brust« (so hieß der damalige Scharfrichter) seines Amtes und von

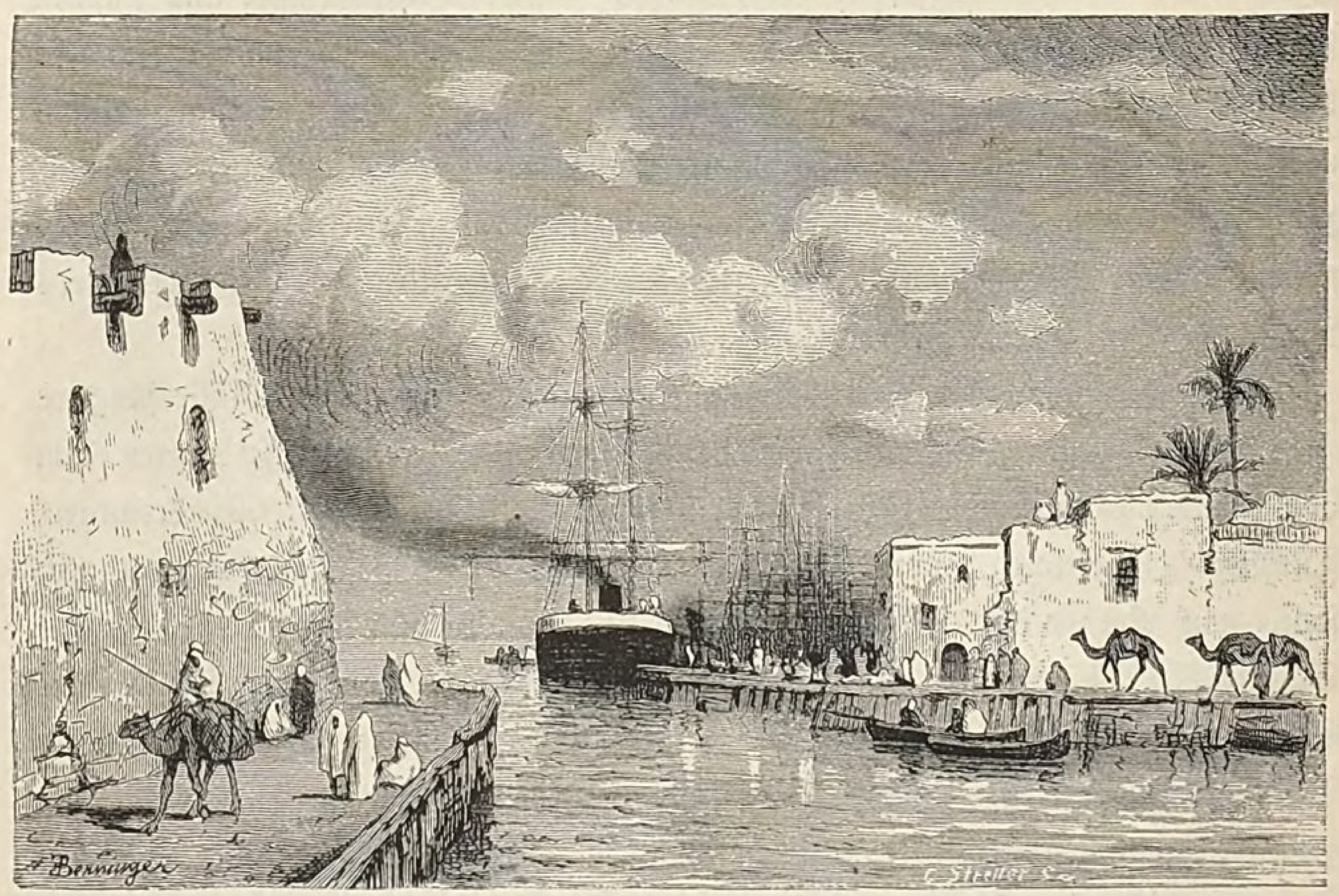
Sidi Reschid war nicht mehr die Rede. Als gelegentlich der französischen Occupation Mustapha in Paris anwesend war, um mit den Spitzen der Regierung über die tunisischen Angelegenheiten Besprechungen zu führen, wurde er allenthalben sehr kalt aufgenommen. Hierüber war der gute Mann sehr erstaunt. Diese freche Selbstüberhebung stand ganz im Einklange mit der Niederträchtigkeit des Charakters, die diesem tunisischen Würdenträger eigen war.

Es liegt auf der Hand, daß die Zustände, wie wir sie vorstehend flüchtig skizzirt haben, auf die Dauer zu bedenklichen Verwickelungen mit der einen oder anderen europäischen Macht führen mußten. Dazu kam die Rivalität zwischen zweien derselben, welche geeignet war, die Katastrophe zu beschleunigen. Schon seit Jahr und Tag hatte Italien große Anstrengungen gemacht, um im Beylik das französische Uebergewicht zu brechen und so wenigstens in diesem Winkel des afrikanischen Continents eine dominirende Rolle zu spielen. Als Italien auf dem Berliner Congreß, wo die hohe Schule der Diplomatie über die zu zerstückelnde Türkei zu Gericht saß, ohne Ländererwerb nach der großen Orient-Krisis hervorgegangen war, wühlte und schürte es mit doppeltem Eifer auf dem ihm vertrauten Gebiete. Der französischen Regierung, die seit jeher, namentlich aber in der Zeit des zweiten Kaiserreichs, Tunisien als eine natürliche Dependenz von Algerien betrachtet hatte, kam die vermehrte Thätigkeit Italiens sehr ungelegen und es war gar nicht abzusehen, zu welchen Conflicten die gegenseitige Rivalität geführt haben würde, hätten die Zustände in Tunisien nicht unerwartet rasch die Entscheidung herbeigeführt. Wiederholte Grenzverletzungen des Gebirgsstammes der Khumir im nordwestlichen Winkel der Regentschaft, veranlaßten die französische Regierung zu Vorstellungen, die aus dem einfachen Grunde resultatlos blieben, weil die Macht des Beys nicht über das Weichbild der Residenz hinausreichte. Wenn es wahr sein sollte, daß der italienische Vertreter in Tunis den Bey und seine Räthe zur Halsstarrigkeit oder Zweideutigkeit verleitete, dann konnte er den Franzosen offenbar keinen größeren Dienst erweisen. Zwar gab sich Mohammed es Sadok einige Zeit hierauf den Anschein, als wollte er die Grenzstämme züchtigen; doch war dies, nicht einmal schlau genug, eine abgekartete Komödie, welche die französische Regierung nicht verhinderte, schließlich ihr Recht auf die Spitze des Schwertes zu stellen. Sie rückte in das tunisische Gebiet ein und von nun ab war von Khumirs nicht mehr die Rede. Der anfangs

localisirte Vorfall schlug alsbald Wellen. Während mit dem renitenten Grenzstamme nur etliche Kugeln gewechselt wurden, griff eine religiös-politische Bewegung in Algerien derart um sich, daß sie auch die, ohnedies so leicht entzündbaren Gemüther in Tunisien, ja sogar in Tripolitanien ergriff, und schließlich auf Seite der Mohammedaner den Charakter eines Glaubenskrieges annahm. Die Autorität, welche unter diesen Ereignissen zunächst verblaßte, war jene des Bey. Die französischen Truppen mußten allerorts einschreiten, sie lagerten auf der Ruinenstätte von Karthago, sie bombardirten renitente Küstenstädte und schoben immer wieder frische Truppen nach. Zwar ging alsbald ein wilder Aufruhr durch die entlegenen Gebiete der Regentschaft, aber mit bloßen »Allah«-Rufen und Schwenken grüner Prophetenfahnen konnte auf die Dauer gegen die französischen Truppen gleichwohl nichts ausgerichtet werden. So weit aber hatte es nur die hohe Weisheit des Bey und seines mustergiltigen ersten Ministers Mustapha Ben Ismail gebracht.

Es ist nun an der Zeit, in dem Lande, in welchem bis in allerjüngster Zeit die vorstehend geschilderten Verhältnisse herrschten, Umschau zu halten. Um von Rhadames aus, der letzten Etape unserer nordafrikanischen Wanderungen, Tunisien zu erreichen, wäre der gewöhnliche Landweg nach Nordwesten und später nach Norden einzuschlagen. Er würde uns zunächst in das früher besprochene Schottgebiet führen; der Rest ist Küstenweg, bis auf des letzte Drittel, die Strecke Susa-Saghuan-Tunis. Wir wollen indeß annehmen, unseren Besuch Tunisiens zur See, d. h. von Tripoli aus, angetreten zu haben. In diesem Falle geht es im Angesichte der tunisischen Küste in nordwestlicher Richtung. Blaue Bergzüge füllen den Hintergrund des Landschaftsbildes aus, über das ein heiterer Himmel sich wölbt. Nur dort, wo die »Kleine Syrte«, der Golf von Gabes, tief nach Westen in des Festland einschneidet, verschwinden die Umrisse der Küstenumrahmung in blaugrauem Dunst, der kaum eine merkliche Scheidelinie zwischen Festland und Meer frei läßt. In jener Richtung ist die früher erwähnte Depression des Schottgebietes zu suchen. Später treten die Küstenberge wieder näher heran, und zuletzt vollends steuert man in ihrem Angesichte, bis das Schiff um das Cap Bon (Ras Addar) herumbiegt und der karthagenische Golf seine bescheidenen Reize entrollt. Das genannte Vorgebirge ist, beiläufig bemerkt, der östlichste Markpunkt des Atlassystems.

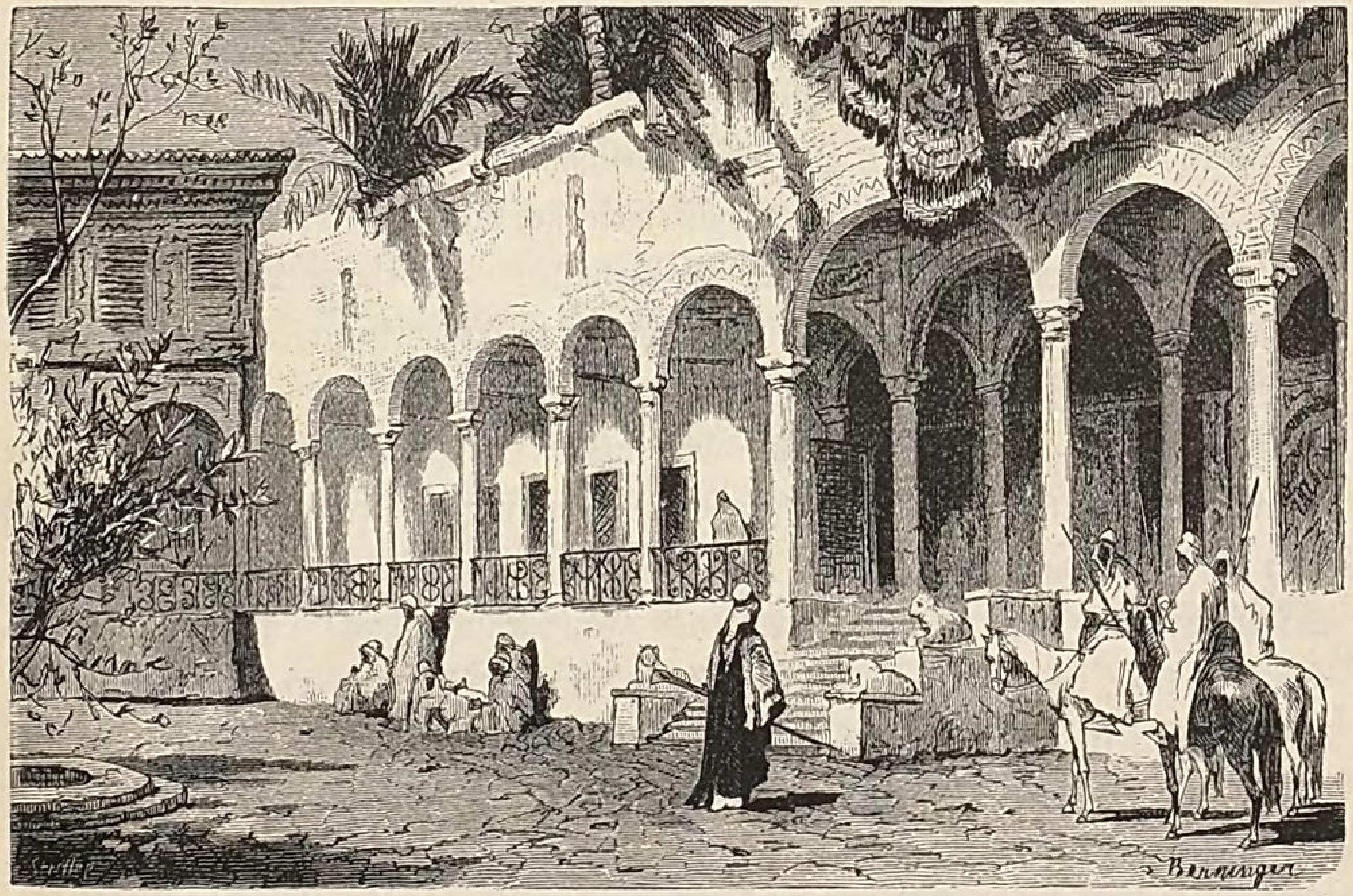
Bei Goletta, der Hafenstadt von Tunis, fällt der Anker. Im Westen und Südwesten schillert die Spiegelfläche eines Schlammsees zwischen dem Festland und einer schmalen Landzunge, welch letztere die Fluten der hohen See von jenen trüben Wassern, die seit Jahrhunderten allen Cloakenabfluß der Stadt Tunis aufnehmen, scheidet. Ursprünglich war dieses Becken — »El Bahira« (das Kleine Meer) der Tunisier — ein Binnensee; Chejr-ed-din »Rothbart« hatte aber die trennende Schranke durch Christensclaven durchstechen und an den



Goletta: Einfahrt in den Hafen.

dieser Art entstandenen Einfahrtscanal ein Fort (Halk el Oued — »Mündung des Wassers«) errichten lassen. Das Fort ist längst in Trümmer gesunken, Goletta aber figurirt noch immer als Hafen-Echelle für Tunis, dem sich nur Boote und kleinere Segelbarken unbehindert nähern können, während die großen Schiffe eine Strecke von Goletta auf fast offenem Meere vor Anker gehen müssen.... Am innersten Ende jenes Schlammsees liegt Tunis, mit der Längenachse von Nord nach Süd und steigt eine geneigte Fläche des Ufers hinan, von Mauern umgürtet und von einer Citadelle überragt. Von ferne fast blendend weiß und

friedlich, wie im Zauberschlafe zwischen Wasser und blauem Himmel gelegen, enttäuscht die Stadt in der Nähe durch die engen, krummen und beispiellos schmutzigen Gassen und ihre vielen, unansehnlichen, nach diesen letzteren hin fensterlosen Häuser. Größere Plätze fehlen der Stadt, welche mindestens 120.000 Einwohner beherbergt, gänzlich, und die kleineren genügen dem regen Leben kaum. Mehr Raum ist auf der breiten Zugangsstraße, welche vom Ufer des Bahira heraufführt, die sogenannte »Marina«. Sie ist der Rendezvousplatz



Der Bardo: Ansicht des Löwenhofes.

der europäischen Colonisten und des französischen Militärs, denen das zweifelhafte Vergnügen zu Theil wird, die Brisen, welche über den Schlammsee herüberstreichen, einzuathmen. Weit draußen aber tummeln Schaaren von Wasservögeln; im Dämmer der fernen Landzunge, an die von außen das Meer brandet, ragen fast gespenstisch-schattenhaft einzelne Palmenkronen, wie blaugrüne Inselchen über grauem Dunst.

Tunis besitzt auf der Landseite eine starke von neun Thoren durchbrochene Wallmauer; eine zweite innere Mauer, welche auch die alte Burg der Beys

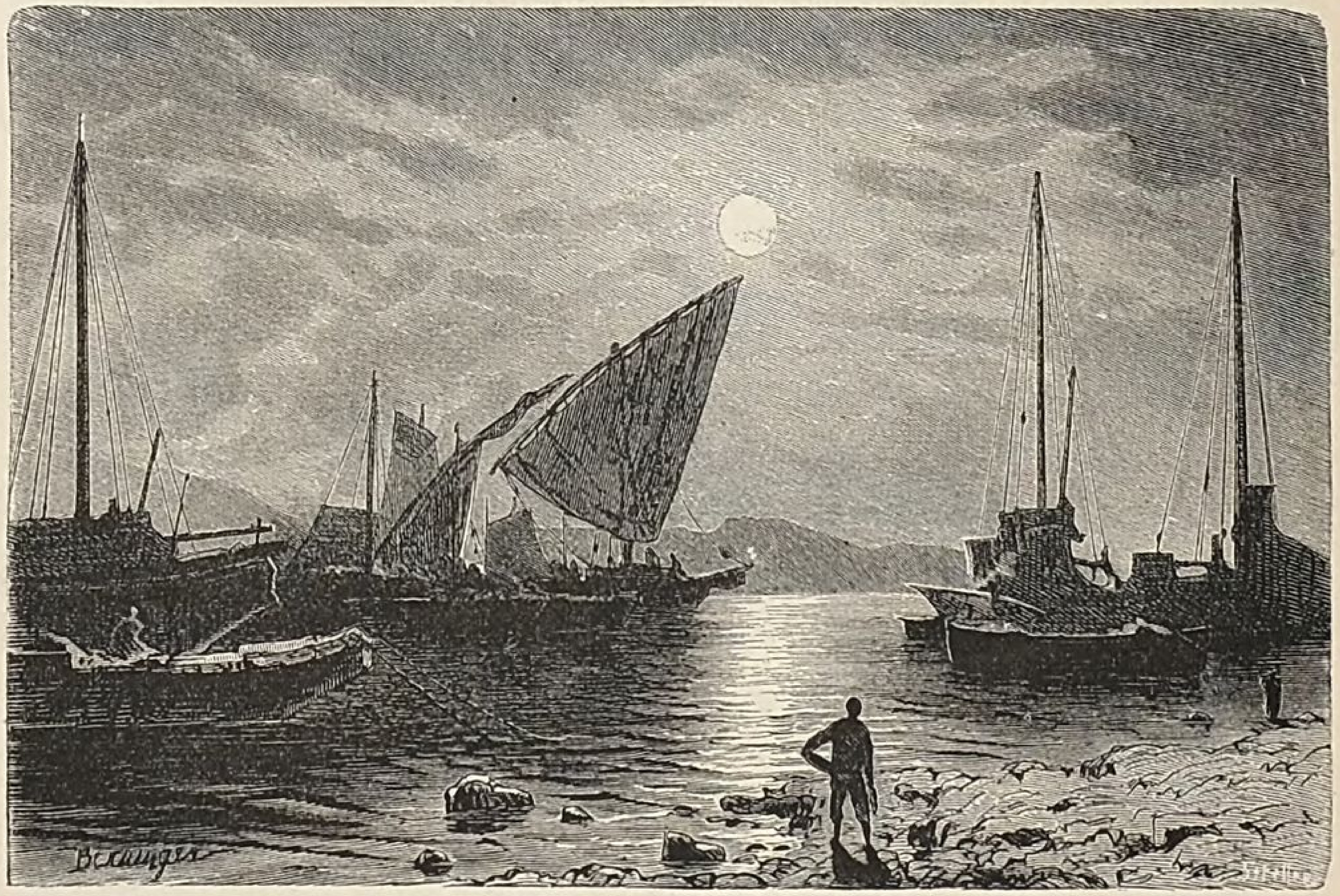
(Kasbah) einschließt, scheidet die Vorstädte von der eigentlichen Stadt. In diese haben sich die mehr oder minder mit Araberblut gemischten Reste des Türkenthums (Kul-Ogli) zurückgezogen. Ihr Andenken ist — wie wir weiter oben erfahren haben — kein gesegnetes, und die Kasbah selber birgt die düstersten Erinnerungen: Strangulirungen, Vergiftungen, Blendungen, christlichen Massenmord u. s. f. Uebrigens ist es in diesem Stadtschlosse des Bey (Dar-el-Bey) mit der vielgerühmten orientalischen Herrlichkeit nicht weit her. Man hat die Wände mit ordinären Papiertapeten beklebt und ebenso auch mit Genrebildern und allegorischen Darstellungen, die kein Gewürzkrämer in seiner Wohnung dulden würde, bekleckst. Auch die Plafonds hat man grell angestrichen und altmodische Kronleuchter daran befestigt. Ja die Nachahmung europäischer Einrichtung ging noch vor wenigen Jahren so weit, daß man sich nicht entblödete, die Fußböden mit geschmacklosen englischen Decken zu verhüllen — in einem Lande, das einen so bevorzugten Platz in der orientalischen Teppichfabrication einnimmt. Zur größten Zierde gereichten in früheren Tagen alte Stahlstiche, grelle Möbelstoffe und die Bildnisse der europäischen Regenten. Selbstverständlich wirken solche Geschmacklosigkeiten am barbarischesten dort, wo sich in Architektur und Schmuck noch Reste alt-maurischer Styl- und Decorationswunder vorfinden. Im Dar-el-Bey befindet sich auch eine Art von Familienschlafsaal: ein ovaler Raum mit Oberlicht, in der Mitte die Ruhestätte für den Bey und ringsum ein Kranz von Nischen für ein ganzes Dutzend von Haremsschönen. Die irdische Seligkeit war also hier den früheren Gebietern des Piratenstaates buchstäblich »zum Greifen nahe« gerückt. Daß der jetzige Bey nur eine Frau besitzt, oder doch in letzterer Zeit besaß, wurde bereits erwähnt.

Mohammed es Sadok war schon vor Jahren aus dieser Burg nach dem Bardo übergesiedelt. Er ist ein höchst weitläufiger, mauerumgürteter Bau eine halbe Stunde im Norden der Stadt. Hier war der Bey in der Zeit seiner Unabhängigkeit vom Hofstaate und den Regierungsrepräsentanten umgeben. Mitunter waren 2000 Menschen in dieser Residenz untergebracht. Von Tunis führt der Weg zum Bardo durch hügeliges Land, an einigen verwilderten moslimischen Friedhöfen vorüber, unter den Bogen einer antiken Wasserleitung hindurch. Der Bau präsentirt sich festungsartig. Durch mehrere Vorhöfe gelangt man in das Innere, wo Arkadenhöfe mit rauschenden Springbrunnen, kühlen Hallen, Marmor-

treppen und Vorgemächern durchblicken, unter maurischen Hufeisenbögen, deren Filigrangeflechte von Stuckornamenten sich reizvoll ausnehmen. Leider sieht es in den Gemächern des eigentlichen Schlosses nicht viel besser, als in jenem Stadtpalaste aus, von den übrigen Wohnräumen innerhalb der Wälle und Gräben des Bardo nicht zu reden. Noch vor wenigen Jahren spielten sich in den Sälen für öffentliche Audienzen die tollsten Dinge ab. Hier hielt Mohammed es Sadok allwöchentlich großen Gerichtstag nach gutem alt-morgenländischen Brauch, wobei es freilich nichts weniger als patriarchalisch zuging. Von Gerechtigkeit war nie die Rede. Wer größere Geldopfer bringen konnte, gewann den Proceß; schwere Delicte bedurften keiner förmlichen Untersuchung, denn der Bey war kein Freund von langwierigen gerichtlichen Proceduren.

In der früheren schönen Zeit der despotischen Allgewalt bestand des Beys Strafcodex eigentlich nur aus — zwei Handbewegungen. Führte er nach Entgegennahme der Anklage (dem Geklagten war nie erlaubt sich zu vertheidigen, oder auch nur zu sprechen) mit der Hand einen senkrechten Strich, so bedeutete dies soviel, wie: er werde gehängt! während eine horizontal ausgeführte Handbewegung soviel, wie Kopfab! bedeutete. Nur in den seltensten Fällen holte Mohammed es Sadok sich Rath bei den ihn umgebenden Ministern, die, nebst einem enormen Schwarme von Günstlingen, bei jeder Gerichtssitzung um ihn versammelt waren. Derlei Gerichtsproceduren waren von Alters her in der Regentschaft üblich. Von Hamudah Bey erzählt man sich noch heute im Volke alle erdenklichen Geschichten, welche hierauf Bezug nehmen. Einst verklagte ein Maure einen sonst wohlbeleumundeten Mann; ich habe — sagte er — meine Börse verloren, in welcher sich hundert Zechinen befanden; dieser Mann hier hat sie gefunden und auch zurückgegeben, aber mit nur zwanzig Zechinen, er hat mich also um achtzig bestohlen. Der Bey dachte ein wenig nach, dann strahlte sein Gesicht, denn eine wahrhaft salomonische Weisheit war in ihm aufgedämmert. Er ließ sich die Börse reichen und hundert Stück Zechinen bringen. Eine nach der anderen steckte er in den Beutel und es stellte sich heraus, daß dieser überhaupt nur fünfzig Goldstücke fassen konnte. Zum Kläger aber sprach er also: »Da hast du deine Börse, sieh' zu, ob du mehr hineinbringen kannst, als ich.« Es versteht sich von selbst, daß der Verlust des Geldes und eine ausgiebige Bastonnade nicht ausblieben. . . . Ein anderesmal stritten zwei Araber hierüber, wer eine

gefundene Kuh behalten sollte. Es kam darauf an, zu ermitteln, wer zuerst die Kuh mit seiner Hand berührt hätte: eine wichtige Frage; aber diesmal plagte sich der Bey nicht lange mit dem Nachdenken. Er ließ die Kuh in seinen eigenen Stall bringen und bemerkte: »der wirkliche Eigenthümer kann sich melden und sie abholen; er bekommt aber hundert Stockprügel, weil er auf das Thier nicht geachtet hat.« Einmal ereignete es sich, daß ein Juwelier seinen alten Diener des Diebstahls beschuldigte. Der Angeklagte weinte und betheuerte seine Unschuld,

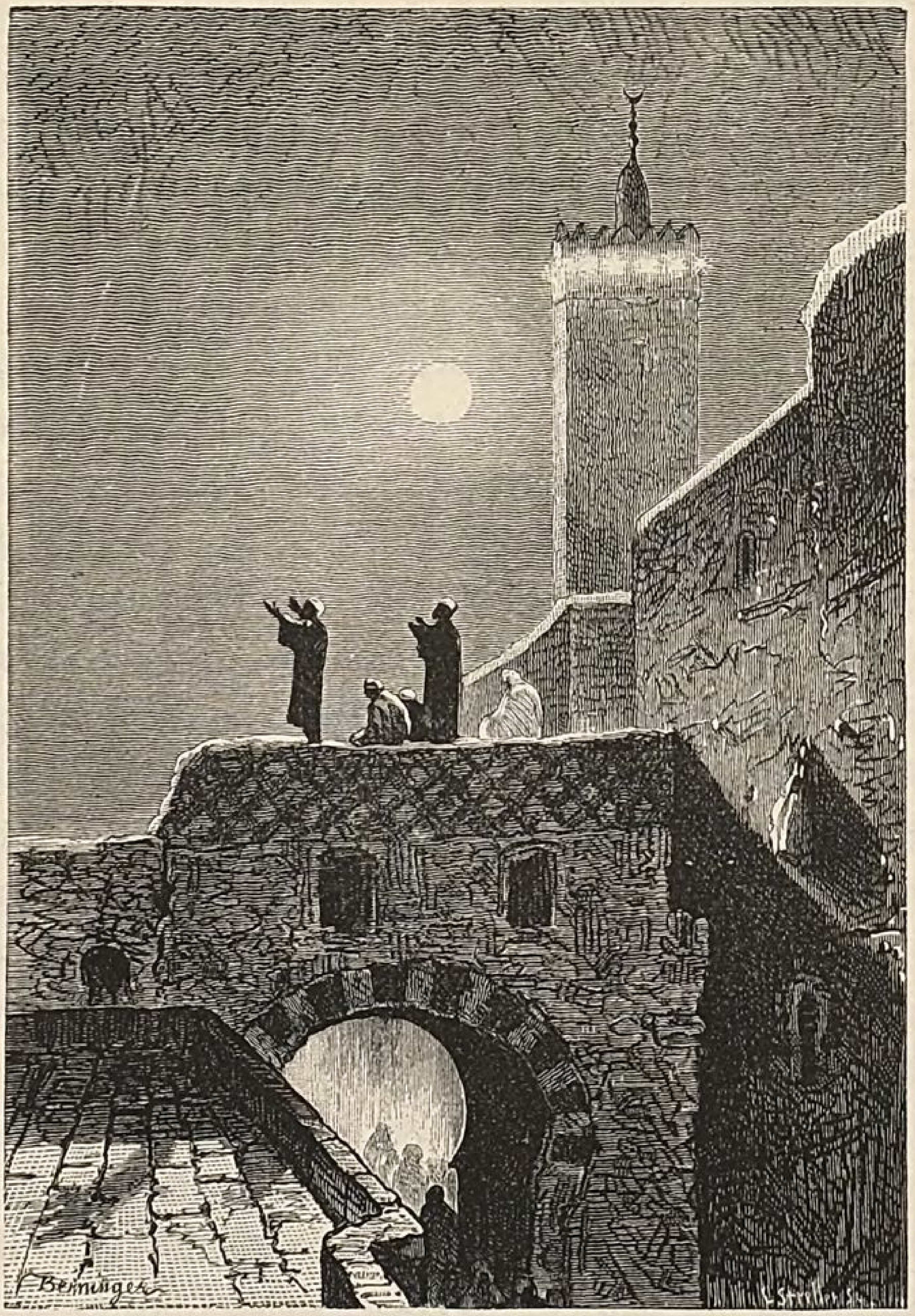


Im Hafen von Tunis.

und der Kläger konnte nichts beweisen. Der Bey ward darüber ärgerlich und decretirte, daß jeder von beiden 250 Stockprügel erhalten sollte. Der Anfang war mit dem Geklagten gemacht, und als diesem bereits etliche Dutzend aufgezählt waren, trat die Tochter des Juweliers vor und erklärte, sie hätte die vermißten Juwelen in Verwahrung genommen. Der Kläger wurde ungeprügelt entlassen, mußte aber dem Bey ein ansehnliches Geschenk machen.

Schlimmer stand es in alten Zeiten, d. h. vor Mohammed es Sadok, um schwere Verbrecher. Je nach Stand, Rang und Nationalität besaßen sie

verschiedene »Privilegien«, auf Grund deren sie hingerichtet wurden. So konnten die Kul-Ogli's darauf bestehen, in einem Saale der Kasbah strangulirt zu werden; die Mauren hatten das Recht in Bardo mit einem Säbel sich den Kopf abhauen zu lassen! An jeder Seite des Verurtheilten, dem man die Augen


Straßenbilder: Abendandacht.

zu verbinden pflegte, stellte sich ein Henker; während nun der eine Henker den Delinquenten mit der Säbelspitze am Arme kitzelte, so daß der arme Sünder den Kopf rasch zur Seite wandte, führte der zweite Henker einen wuchtigen Streich mit dem Yatagan. Die Marokkaner und kabylischen Söldner hängte man kurzweg am »Marktthore« auf; Soldaten wurden erschossen, die Juden (bis 1818)

verbrannt. Frauen wurden in älterer Zeit in Bahira ersäuft; da aber späterhin der Schlammsee zu diesem Zwecke nicht mehr tief genug war, warf man die unglücklichen Opfer bei der Insel Kerkina (in der kleinen Syrte) ins Meer. An sonstigen grausamen Proceduren war namentlich das Abhauen der Hände oder Arme (bei Diebstählen) an der Tagesordnung. Es war gewiß verdienstlich auf Seite Mohammed es Sadoks, daß er im allgemeinen mildere Gerichtsproceduren einführte. Minder im Einklange mit solchem Schritte zum Besseren stand indeß die Gepflogenheit, die noch in allerletzter Zeit statt hatte und die darin bestand, daß der Bey bei der Uebersiedelung aus einem Schlosse nach dem anderen, die in Ketten geschmiedeten Galeerensclaven mitnahm, und zwar deshalb, weil sie gewissermaßen als Attribute seiner unumschränkten Macht figurirten.

Indeß soll sich — wie man aus den diesbezüglichen Mittheilungen Hesse-Warteggs entnimmt — die Justizpflege in den letzten Jahren vor der französischen Occupation wesentlich gebessert haben. Der genannte Gewährsmann hat mehreren officiellen, vom Bey präsidirten Gerichtssitzungen beigewohnt, und läßt dem Gerechtigkeitssinne des letzteren alles Lob zukommen. Nachdem er den ganzen seltsamen, bunten und fremdartigen Aufmarsch des Gerichtshofes, beziehungsweise des Beys, seines Hofstaates und seiner Regierung, beschrieben, erzählt er weiter: »Gleich darauf trat ein befrackter Europäer mit weißer Cravate vor den Fürsten und reichte ihm einen Tschibuk mit sechs Fuß langem, diamantenbesetztem Weichselrohre dar; nachdem die Pfeife angezündet und die blauen Tabakswolken den Bey wie mit einem durchsichtigen Schleier umhüllten, wurden die ersten Streitenden vorgeführt. Sie blieben etwa acht Schritte vom Throne entfernt stehen, verneigten sich tief und berührten mit gekreuzten Händen ihre Brust. Darauf trug der eine sein Anliegen vor, der andere vertheidigte sich, und endlich brachen beide gleichzeitig in einen Schwall von Worten und Gesten aus, die nur mit Mühe durch den dicken Basch-Chamba oder Obersten gedämpft werden konnten. Der Bey murmelte ein paar Worte, die Araber verbeugten sich tief und schritten davon. — Andere wurden vorgeführt, dieselbe Procedur wiederholte sich, und während der ganzen Zeit kritzelten die Schreiber eifrig mit ihren hölzernen Federn. Manche Pärchen verhielten sich ruhig, andere lärmten und schrieen, als ob sie am Bratspieß stäken. Den größten Lärm, das ärgste Toben erhoben sie jedoch stets, nachdem der Bey das Urtheil gesprochen hatte. Sie

schlugen umher, wollten sich dem Bey vor die Füße stürzen und konnten nur mit Mühe von den Zaptiehs (Polizeisoldaten) abgeführt werden. Wir waren über diesen Mangel an Respect und dieses aufrührerische Benehmen höchst verwundert und fragten den uns beigegebenen zweiten Dragoman des Fürsten, was es damit für ein Bewandtniß habe. Er lächelte. »Sie verstehen die guten Leute nicht recht,« meinte er. »Was sie sagen, sind nichts als Dankesworte und Lobpreisungen der Größe und Gerechtigkeit des Bey, in welche sowohl der Ankläger wie Verurtheilte stets ausbrechen.«

»Die Soldaten, welche den Rechtsspruch des Bey in Anspruch nahmen, durften sich dem Throne bis auf vier Schritte entfernt nähern und begrüßten wohl gleichfalls den Bey durch die Berührung von Brust, Lippen und Stirne, unterließen jedoch die Verbeugung. Wir waren überrascht, als bei vier Processen hintereinander derselbe Soldat mitkam. Was für ein arger Sünder mußte er doch sein, um bei einer Sitzung für vier Vergehen bestraft zu werden! Er nahm die Urtheile mit staunenswertem Gleichmuthe hin, ja er kam sogar zum fünftenmale mit den Soldaten herein. Ich fragte den Kriegsminister leise, was denn dieses schlechte Subject alles verbrochen hätte. »Sie irren sich,« antwortete er, »das ist nur der Sergeant, welcher die zu verurtheilenden Soldaten vorzuführen hat. Er versieht diesen Posten seit vierzehn Jahren.« Ich hatte dem Guten somit Unrecht gethan.... Unter den Parteien befand sich auch eine Frau, die tief verschleiert von Polizisten hereingeführt wurde und weit entfernt vom Throne stehen bleiben mußte. Indessen zeigte sie durch ihr lautes Geschwätz, Schreien und Weinen, daß es mit der Furcht vor ihrem Fürsten nicht weit her sei. Sie war die einzige Frau, welche bei dieser, wie bei allen Gerichtssitzungen, denen ich beiwohnte, zugegen war, denn Frauen dürfen nur dann im Gerichtssaal erscheinen, wenn sie direct an irgend einem Falle betheiligt sind. Sogar europäische Damen dürfen selbst als Zuschauer nicht in den Gerichtssaal treten.... Die Strafen, welche der Bey dictirte, bestanden theils in Geld- und Freiheitsstrafen, theils in der in Tunis noch mit Vorliebe angewandten Bastonnade; manche unklaren Fälle wurden den Beamten zur weiteren Untersuchung zugewiesen, bei anderen erkundigte sich der Bey zuerst bei dem ihm zur Seite befindlichen Premierminister nach den Einzelheiten, und die betreffenden Parteien trachten sich deshalb schon lange vor dem Sitzungstage mit dem schlauen und hab-

süchtigen Veziere durch Gold und gute Worte ins Einvernehmen zu setzen. Im allgemeinen war jedoch das Urtheil des Bey von überraschender Klarheit und Gerechtigkeit.« Als der Bey als letzten Fall ein Todesurtheil zu fällen hatte, erhob er sich — wie unser Gewährsmann erzählt — sichtlich angegriffen und unruhig von seinem Throne, um sich in seine Privatgemächer zurückzuziehen. Aus dieser Schilderung geht hervor, daß jene peinlichen Gerichtssitzungen einer früheren Zeit angehören, wie sie noch vor etwa zwanzig Jahren ein anderer Gewährsmann — Baron Maltzan — in Tunis erlebt und geschildert hat.

Nach dieser Abschweifung kehren wir wieder zu unserem Gegenstande zurück. Auffallend ist in Tunis der Mangel an hervorragenden Gebäuden. Es sind immer dieselben hellgetünchten, unansehnlichen, würfelförmigen Häuser, welche zu regellosen, krummen und engen Gassen zusammenrücken und im Wesentlichen gar keinen Styl repräsentiren. Ein solcher aber, möchte man meinen, müsse in einer echt arabischen Stadt von über 100.000 Einwohnern doch zu finden sein. Nur von außen machen sämmtliche Wohnhäuser von Tunis keine Ausnahme. Tritt man aber unter dem einen oder anderen der hochspannenden, ungemein leicht und luftig aussehenden Hufeisenbögen, welche in die Höfe führen, dann fällt der Blick auf ringsum laufende Arkadengänge mit Fayenceplatten in leuchtenden Farben und kunstvollen Stuckornamenten, auf plätschernde Brunnen und grüne Garteninseln, die das Architekturbild heiter beleben. Solcher Höfe sind in Tunis Legion und sie sind das eigentlich Charakteristische der Stadt. Es sind zwei wesentlich andere Bilder, welche man von Tunis gewinnt, je nachdem man sich entweder an den nüchternen Eindruck der Häuserfronten, welche die Gassen begrenzen, oder an die malerischen, echt orientalischen Stylproben hält, welche die maurischen Höfe darbieten.

Sonst ist das tunisische Straßenleben so bunt als irgend eines in einer großen afrikanischen Stadt, ohne charakteristisch in Typen und Trachten zu sein. Es gibt aber eine Ausnahme, und das sind die tunisischen Jüdinnen. Sie sind das Auffälligste, was man im tunisischen Straßenleben sehen kann. Auffällig ist zunächst die für orientalische Schönen außergewöhnliche Leibesfülle, über die die Jüdinnen verfügen: »die formlose Fettbildung des Oberkörpers«. Derselbe wird nur unvollkommen verhüllt durch ein grellrothes oder blaues Hemd aus Florseide, welches kaum bis auf die Oberschenkel herabreicht. Jeder leiseste Luftzug

verschiebt diese subtile Umhüllung und was sie verräth, ist eine gedrungene Gestalt, welche bis zum Gürtel hinauf in ungemein engen Tricots steckt. Die Waden sind von Silbertressen umspannt, im Haar flattert ein weißer Schleier, der nur als Kopfputz dient. »So eine daherwatschelnde tunisische Jüdin sieht ungemein possierlich aus, scheint sich indeß ihrer Reize sehr bewußt zu sein, denn sie blickt mit überlegenem Selbstgefühl auf die Männerwelt um sich, die sonst keine Gelegenheit findet, an der Reizen des anderen Geschlechtes außerhalb des eigenen Hauses sich zu erfreuen.« Minder erbaulich klingt es, wenn man erfährt, daß fast alle öffentlichen Häuser in Tunis von derlei zweifelhaften jüdischen Schönheiten bevölkert sind. Sie geben förmliche Soiréen und bemühen sich, die Männer mit Tänzen zu unterhalten, welche denen der Beduinenmädchen nachgeahmt sind, hier aber ekelhaft und abstoßend wirken.

Die Bedeutung von Tunis als Handelsplatz liegt auf der Hand. An der Schwelle von Europa (Sicilien) und an der Scheidelinie des östlichen und westlichen Beckens, des mediterranen Binnenmeeres gelegen, sollte es naturgemäß nach Alexandria die wichtigste Rolle unter den nordafrikanischen Handelsplätzen spielen. Daß dem heute nicht so ist, weiß man zur Genüge. Zwar ist Tunisien noch immer ein fruchtbares und auch sonst mit Naturproducten gesegnetes Land; von jenen reichen Bodenerträgnissen aber, welche einstens dieses Gebiet zur »Kornkammer Roms« machten, weiß man heute leider nichts, da die Bewohner — soweit sie seßhaft sind — sich mehr der Garten- und Obstcultur zugewendet haben und den Feldbau arg vernachlässigen. Zur Hebung der Landesproduction geschieht, wie wir weiter unten sehen werden, nichts; sie wurde bisher, wie alles wirtschaftliche Leben, durch unglaubliche Vexationen und brutale Regierungsmaßnahmen systematisch herabgedrückt. Unter solchen Umständen ist es sonach ein förmliches Wunder, daß die Localindustrie noch immer eine annehmbare Stufe einnimmt. Man kann sich hievon Ueberzeugung verschaffen, wenn man den ziemlich weitläufigen Bazar der Stadt Tunis durchwandert, wo es jederzeit reichliche Vorräthe an Decken, Teppichen, Parfumerien, golddurchwirkten Tüchern, prächtigen Stickereien, Lederfabrikaten, Seiden- und Sammtwaren und den mannigfaltigsten Artikeln der Gold- und Silberschmiede, der Juwelenhändler, der Waffenschmiede u. s. w. gibt. Die jüngst publicirten Ausweise über den Verkehr von Tunis mit fremden Ländern, ergeben für die Gesammteinfuhr der

Regentschaft einen Wert von circa 1 Million Pfd. Sterling, für den Gesammtexport einen Werth von 1.1 Million Pfd. Sterling. Unter den Einfuhrsgütern sind Baumwollmanufacte, Eisen und andere Metalle, Silberbarren, dann Pferde, Maulesel und Hornvieh, Baumwolle und Baumwollgespinnste, Colonialwaren, Roheisen, Schiffsprovisionen, Seidenwaren, Spirituosen, Baumaterialien, Häute, Gewürze und Bauholz vertreten. Unter den Exportartikeln dominiren: Weizen, Gerste und andere Getreidesorten, Espartogras, Olivenöl, ungewaschene Wolle, Wollwaren, Datteln, Schwämme, Wachs, Salzfische, Limonen, Mandeln, Ziegenfelle, Honig u. s. w. An dem Import des Hafens von Tunis, welcher nach demselben Ausweise 783.000 Liv. Sterling wertete, participirten Frankreich und Algier mit 366.000, England und Malta mit 298.000, Italien mit 89.000 Liv. Sterling. Die Gesammtausfuhr dieses Hafens wertete 349.000 Liv. Sterling; hievon entfielen 205.000 Liv. Sterling auf Italien, 70.0C0 Liv. Sterling auf England und Malta, 63,000 Liv. Sterling auf Frankreich.

Seit dem Bestehen der »Medscherdabahn«, welche von Tunis zur algerischen Grenze läuft, hat sich der Verkehr nicht unwesentlich belebt. Die Trace läuft von Tunis über Bardo (Kassr-el-Said) und Manuba nach Djebeida, von hier im Thale der Medscherda über Tuburba nach Medjez-el-Bab, wo sie dieses Flußthal wegen dessen bedeutender südlicher Ausbeuge wieder verläßt und erst bei der Station Ued Zergua wieder erreicht. Die nächste Station Beja hält sich im Flußthale etwa zehn Kilometer südlich von der gleichnamigen Stadt. Von dort zieht die Bahn mittelst eines großen Bogens nach Suk-el-Khaneis, westlich von Djebel Korra und erreicht hierauf in dem südlichen Theile der Ebene Djenduba einen Punkt circa 25 Kilometer nördlich von Kef. Der weitere Anschluß an die ostalgerischen Bahnen (Bona Guelma) erfolgt über Suk Harras.... Was die natürlichen Recourssen des Landes anbelangt, liegen manche völlig brach, während andere ohne Methode und Controle ausgenützt werden. Zu jenen der ersteren Art müssen die verschiedenen Erzlager gerechnet werden, die mitunter eine überraschende Reichhaltigkeit aufweisen. Die Nordprovinzen Mater, Biza und Dohla sind verhältnißmäßig gut bebaut und produciren jährlich gegen 3 Millionen Hektoliter Getreide. Leider sind die Durchschnittskosten des Getreidetransportes, der primitiven Verkehrsmittel wegen, so hoch, daß die Landesproducte zum größeren Theile in den Productionsgebieten verbleiben und nur dann,

wenn die Preise in Europa eine exceptionelle Höhe erreicht haben, in namhaften Mengen zur Ausfuhr an die Küste gelangen.

Die Bewohner der Stadt Tunis sind für ihre Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit bekannt, obwohl sich die einzelnen Stämme (Kabylen, Mauren, Araber, Juden) gegenseitig hassen und verachten. Auch von religiösem Fanatismus ist weniger als sonstwo unter Mohammedanern in Nordafrika zu verspüren, obwohl damit nicht gesagt sein will, daß er nicht vorhanden sei. Wer die Beter belauschen würde, erführe von unangenehmen Redensarten mancherlei.... »O Allmächtiger, gib, daß wir bald den vollständigen Ruin der ungläubigen Nationen sehen, wie wir jetzt sehen die zertrümmerten Reste ihrer Wohnungen« (nämlich die römischen Wohnungen gelten für christliche Hinterlassenschaft).... »Hasser des Propheten und Verächter der wahren Religion, wie lange wollt ihr noch frei umherstreifen im Besitzthum der wahren Gläubigen? Geht an euren Platz und laßt uns friedlich zu dem unseren gehen« u. s. w. Ein Grundzug des tunisischen Volkes ist sein schrankenloser Leichtsinn, der ihn häufig genug verhängnisvoll geworden ist. Hamilton erzählt, (in seinen »Wanderings in North Africa«) daß die Araber, bei ihrer Gewohnheit, in guten Zeiten zu schwelgen und zu verschleudern und sich keine Sorge über die Möglichkeit zu machen, daß die Ernte ein oder mehrere Jahre völlig ausbleiben könnte (in Folge von Sonnenbrand und Heuschreckenfraß) mitunter in sehr arge Lage gerathen. Wenn das Vieh aus Nahrungsmangel gefallen, wenn das Saatkorn verzehrt ist, die Kinder für weniges Getreide verkauft sind, verzehrt man zuletzt sogar Leichen und frißt die Glieder derjenigen an, die zu schwach sind, sich zu wehren. Ein solches Mißjahr gab es beispielsweise im Jahre 1868, in welchem Tausende und Abertausende dem Hungertode überliefert wurden.

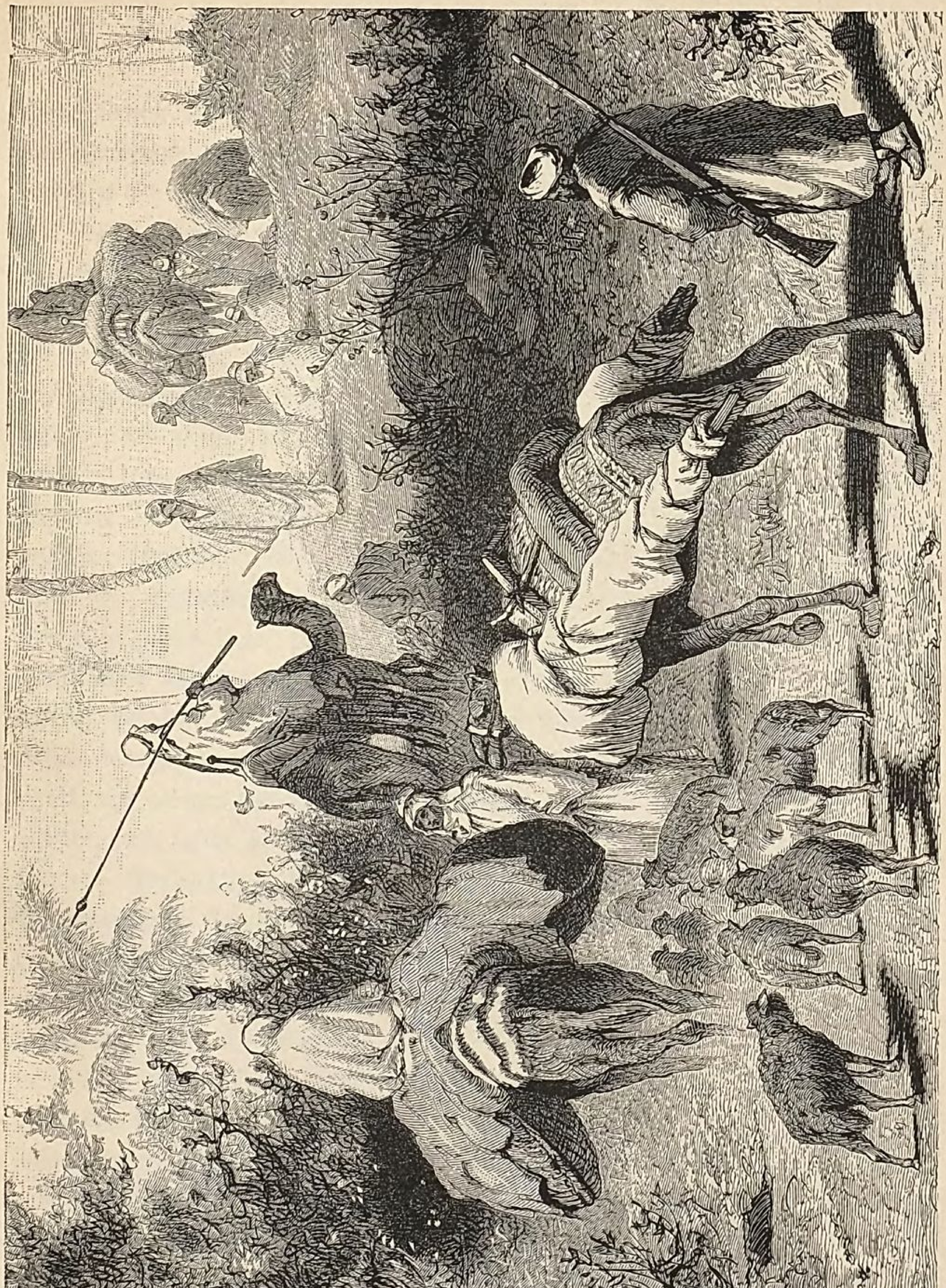
Das solche Vorfallenheiten nur der bisherigen schlechten Regierung entsprangen, liegt auf der Hand. Die wohlbebaute Ebene nördlich der Stadt Tunis, im Bereiche der Ruinenstätte von Karthago, ist eine der herrlichsten Culturebenen der Welt. Auch das Medscherdathal ist alles Anbaues fähig und seine Palmen- und Bananengruppen sind das herrlichste Bild, das dem Auge des Reisenden unterkommt. In diesem Thale ist die Stätte von Zama zu suchen, in der bekanntlich das Heer Hannibals durch Masinissa und Lälius gesprengt und gegen Karthago selber der erste Streich geführt wurde. Es verlor damals seine Flotte, mußte

enorme Summen zahlen, und sich verpflichten, ohne Roms Genehmigung keinen Krieg zu führen. Auch sonst erinnert im Bereiche der Stadt Tunis manche Oertlichkeit an den großen Feldherrn und an das tragische Geschick seiner Vaterstadt. So ist Mahedia zweifellos der Ort, wo Hannibals Schloß stand und



Volkstypen: Vornehme Araberfrau.

wo er sich (aus Besorgniß, möglicherweise dennoch an Rom ausgeliefert zu werden) nach der Insel Kerkina einschiffte. Jetzt trägt diese Insel Dattelwald soweit sie nicht Sandfeld oder Salzlagune ist, und wird von Schwammfischern bewohnt. An ältere Vorfälle erinnert die Stätte von Hadrumetum, wo Hannibal sein letztes Heer sammelte, um Masinissa zu bekriegen. Auf der Stelle dieses



Beduinen auf der Wanderschaft.

Hadrumetum erhebt sich nun die Stadt Susa, auf einem Küstenabhange und von Zinnenmauern umgürtet. Der alte Hafen liegt jetzt völlig trocken und zwischen den noch immer sichtbaren Molen dehnt sich ein — Sandfeld.

Die historisch und culturgeschichtlich berühmtesten Stätten in Tunisien (und ganz Afrika, die altägyptischen Metropolen ausgenommen) sind jene von Karthago und Utica. Die erstere dehnt sich im Norden von Goletta aus. Noch sieht man die beiden Becken, welche einst die Häfen der Weltstadt bildeten: den äußeren oder Handelshafen, und den kreisrunden inneren oder den Kriegshafen — dieser letztere noch immer mit einer Insel in der Mitte, welche das Admiralitätsgebäude trug. Getrennt waren die beiden mäßig großen Becken von der offenen See nur durch eine Landenge, auf welcher die Stadtmauer lief. Jetzt stehen auf derselben Landenge einige Villen tunisischer Großen und jene Teiche sind in einen Gartencomplex aufgenommen, der der lieblichste in der Umgebung von Tunis ist. Den Kern der topographischen Oertlichkeit von Karthago bildet ein freistehender Hügel, auf dessen Scheitel die durch Louis Philipp aufgerichtete Kapelle des heiligen Ludwig steht, der bekanntlich auf seinem Kreuzzuge auf der Stätte von Karthago verschied. Einst war dieser Hügel — nun ein Aussichtspunkt von großartiger Weite des Horizontes — von der karthagenischen Burg gekrönt, und zu ihr hinauf führten drei Straßen zwischen sechsstöckigen steinernen Häusern. Dermalen ist dieser Ort einer der stillsten der Welt. Olivenwald und Palmengruppen liegen hinter dem Hügel und dazwischen die einsamen Landhäuser der Tunisier. Sie nehmen offenbar die Stelle der karthagenischen Gartenvorstadt ein, die den Raum zwischen der Burg und der dreifachen Mauerlinie ausfüllte, welche quer über den Isthmus von der Lagune und im Norden bis zur See im Süden verlief. Eine Wanderung in diesem denkwürdigen Gebiete bietet dem gebildeten Reisenden selbstverständlich einen unvergleichlichen Genuß. Dazu kommt dessen leichte Zugänglichkeit, was bei anderen antiken Emporien, die verschollen und vergessen sind (Ninive, Babylon, Palmyra, Baalbek, Theben), nicht der Fall ist. Der alte Burghügel von Karthago ist nur eine halbe Stunde von Goletta entfernt! An diesem Strande wandelt man an schmucken Landhäusern und Villen vorüber, rollt die Locomotive und mischt sich der Kohlendunst ankernder Dampfer mit den Düften, die den modernen karthagenischen Gärten entströmen.

Etwa tausend Schritte landeinwärts ändert sich das Bild. Wir sind hier auf einem uralten — Steinbruche, denn zahllose Generationen haben aus dem Trümmersturz nach dem Materiale gewühlt, um ihre Wohnstätten zu errichten. Selbst übers Meer, nach Genua und Pisa, hat das alte Baumaterial seinen Weg genommen, um in Palästen und Kirchen verbaut zu werden.... Es waren dies Ueberreste des römischen Karthago, nicht des punischen, von dem ja nach der Eroberung durch die Römer kein Stein auf dem anderen blieb. Rom hatte mit Stumpf und Stiel die phönikischen Erinnerungen ausgerottet. Freilich ist im Laufe der Zeiten auch das römische Karthago so spurlos vom Erdboden verschwunden, daß wir wohl annehmen dürfen, die Lage der Stadt wäre uns ganz verloren gegangen, wenn auf den Trümmern des Zerstörten nicht ein Neubau erstanden wäre. Wo dieser sich erhob, dehnen sich heute Ackerfelder und magere Weiden, mit Dörfern dazwischen. Die Richtung der Feldwege, obwohl sie mäandrisch empor zum alten Burghügel sich winden, ist offenbar identisch mit jener der früher erwähnten Hauptstraßen, die bis zum Tempel auf die Höhe führten. Der letzte Anstieg muß einst auf Treppen erfolgt sein; jetzt klettert man mühsam zur Kapelle des heiligen Ludwig hinan und rastet in schattiger Vorhalle, oder im daranstoßenden Kirchhofsgärtchen, um Umschau auf das Gebiet von Karthago zu halten.... Es ist eine merkwürdige Landschaft. Von eigentlichen Ruinen sieht man wenig: einige aus der Ebene ragende Wasserleitungsbögen, ab und zu ein kleines Trümmerfeld, dann Geröll und Schutt mit stachlichtem Gestrüpp dazwischen. Die alte Stadtlage beschränkte sich auf die keulenartig vorspringende Halbinsel, die das Meer auf drei Seiten bespült. Mitten drin ragt der Burghügel und weiter nördlich ein zweiter Hügel mit einem moslimischen Dorfe und Heiligengrabe. Die Erbschaft haben also Islam und Christenthum unter einander getheilt. Zwischen beiden Hügeln ist Gartenland und Viehweide. In ausgedehnte Grotten (alte Ruinenreste) kriechen die Hirten mit ihren Schafherden unter. Wo das Amphitheater und die Rennbahn gelegen, läßt sich bestimmt nicht angeben; von den alten Stadtmauern findet sich keine Spur.

Die Nebenbuhlerin Karthagos war Utica. Nach der ersten Zerstörung durch Scipio war letzteres die größte und angesehenste Stadt an der nordafrikanischen Küste. Die Zeit hat übrigens die Erinnerung an Utica noch mehr verwischt, als jene an Karthago, und während die Lage des letzteren stets bekannt

war, blieb man über jene von Utica bis in die neuere Zeit im Zweifel. Heute sind letztere vollständig behoben. Die Reste der Stadt, in der sich Cato, nachdem die römische Garnison vor Julius Cäsar geflohen war, in sein eigenes Schwert stürzte, liegt im Mündungsbereiche der Medscherda. Dieser größte Fluß Tunisiens ist außergewöhnlich schlammig. Das durch fortgesetzte Erdablagerungen angeschwemmte Alluvialland füllt jetzt einen viel größeren Raum aus, als zur Zeit der punischen Kriege, und dadurch ist Utica, das damals Seehafen war,



Beduinenzelt.

zu einem Binnenorte geworden, der über eine deutsche Meile von der Küste entfernt liegt. Ueber die Medscherda ist in neuerer Zeit eine Brücke gebaut worden; jenseits derselben kommt man in ein Hügelland und bald auch zur Ruinenstätte, welche von den Arabern »Bu Schatir« genannt wird. Ueber den Trümmern ragen nun einige moslimische Heiligengräber. Die Ruinen selber fand Maltzan, obwohl sie vieles Interessante darbieten — »sehr enttäuschend; sie verdienen eigentlich nur den Namen von Bauresten und Fundamentaltrümmern«.

Der Haupttheil derselben liegt auf einem länglichen, von Westen nach Osten ziehenden, allmählich sich abflachenden Hügel, und ist von einer sumpfigen

Ebene umgeben. In dieser muß man die Spuren der beiden Häfen suchen, welche untereinander und mit dem Meere verbunden waren. Am Fuße dieses Hügels ist ein kleiner Sumpfsee und mitten darin (wie bei Karthago) eine Insel die offenbar des Admiralitätsgebäude trug. Wenigstens hat man auf ihr Reste eines großen aus Quadern errichteten Gebäudes gefunden. Die Höhe des Hügelzuges mit seinem steil abfallenden Vorgebirge, ist der Ort der einstigen Citadelle; weiter dahinter stößt man auf die Stelle des Amphitheaters, das zum Theil in den Fels gehauen, zum Theil ausgemauert war.... Karthago ist, wie Movers nachgewiesen hat, schon um 1225 v. Chr. gegründet worden; die zweite Gründung durch eine tyrische Colonie unter der fabelhaften Königstochter Elissa fällt indeß in das Jahr 813. Utica ist 300 Jahre vor diesem zweiten Karthago gegründet worden, also etwa um 1100. Die Gründer von Utica scheinen Sidonier gewesen zu sein, woraus sich die Rivalität der beiden Städte erklärt. Bekannt ist, daß Utica im zweiten punischen Kriege den Karthagern die Treue bewahrte, aber zu Beginn des dritten punischen Krieges sich den Römern ergab. Als das Christenthum eingedrungen war, hatte es vom Jahre 255 an eigene Bischöfe, deren letzter 683 von den Arabern verjagt wurde....

Wenn man nach den Beziehungen forscht, welche die tunisische Bevölkerung mit ihren westlichen (rechtgläubigen) Nachbarn unterhält, findet man keinen so innigen Contact, wie man erwarten sollte. Wohl sind die Rechtgläubigen auch im ganzen Nordwesten von Afrika, wie anderwärts in der Welt des Islam, durch das gleiche Bekenntniß und die gleichen historischen Schicksale lose aneinander gekettet; von einer Gemeinsamkeit der Interessen und religiösen Beziehungen kann aber hier schon deshalb nicht die Rede sein, weil die ethnische Verschiedenartigkeit der dortigen Islamiten eine solche Gemeinsamkeit nicht gestattet oder doch wesentlich erschwert. Dem Aufgebote Abd-el-Kaders beispielsweise folgten immer nur die arabischen Stämme, während sich die berberischen Kabylen von ihren Glaubensgenossen abschlossen und auf eigene Faust handelten. Man begreift solche Handlungsweise leicht, wenn man der Thatsache eingedenk ist, daß gerade die Araber bei ihrem Eindringen in Nordwest-Afrika mit der erbgesessenen Bevölkerung wenig Federlesens machten. Diese Bevölkerung hatte sich aber längst zum Islam bekehrt, d. h. vier Jahrhunderte früher, als den Beduinenhorden, welche sich unter dem fatimidischen Khalifen Mostansir auf dem rechten

Nilufer angesammelt hatten, erlaubt wurde, den Strom zu überschreiten und westwärts vorzudringen. Damit waren jene, damals noch blühenden Länder, dem Untergange geweiht. Statt die renitenten Statthalter zu züchtigen, hatte man gesegnete Gebiete mit tüchtigen, fleißigen Völkerschaften gestraft. Der Islam wühlte in seinem eigenen Fleische, und was er vor Jahrhunderten schuf, zerstörte er nun durch Plünderung und Verwüstung. Die berberischen Stämme aber wurden in die Oasen des Südens, oder in die Schluchten des Atlas gedrängt, und die Kluft zwischen ihnen und den arabischen Eindringlingen, ist nie wieder überbrückt worden.

In Tunisien gab es noch bis in die letzten Jahre einen Ort, in welchem der Islam zu Zeiten neue Belebung fand — Keruan. Jetzt haben die Franzosen ein wachsames Auge auf dieses ehemalige Brutnest des Fanatismus. Keruan war immerdar die »heilige Stadt« der Tunisier. Hier arbeitete die strenggläubige Phalanx bis in unsere Zeit hinein ungeschwächt mit erlaubten und unerlaubten Mitteln, um fremden politischen Einflüssen die Stirne zu bieten. Die Heiligkeit des Ortes und sein Alter kamen der Agitation sehr zu statten. Für die Masse der Bevölkerung war es (und ist es wohl noch heute) eine Mirakelstätte, von der aus noch so manches Wunder seinen Ausgang nehmen konnte, wenn die Bedrängniß ihren Höhepunkt erreicht haben würde. Dieses Keruan hatte der Feldherr Moavia's, Okba Ibn Nafi, ums Jahr 670 gegründet. Als er in die Gegend kam, wo heute die Moschee mit ihrem Mauerwall und dem gewaltigen viereckigen Thurme steht, gab es hier nur Dickicht voll wilder Bestien und giftigen Gewürms, daß den Streitern des ommejadischen Feldherrn nicht ganz geheuer wurde. Okba aber befahl den Thieren, im Namen des Propheten, sich zu entfernen, damit Platz werde für eine Niederlassung, die bis ans Ende der Tage ein Bollwerk des Islams bleiben sollte.... Am nächsten Tage waren die Schlangen und wilden Thiere verschwunden, und nun fehlte es nicht an Anhang für den neuen Glauben. Wo aber jetzt die Moschee steht, trug sich ein zweites Wunder zu. Okba wußte sich nicht Raths, wo und wie er Kibla und Mihrab (Gebetrichtung und Nische) errichten sollte, und ließ den Gott über sich kommen. Dieser aber befahl dem Feldherrn, als er im Schlummer lag, mit der Fahne fürbaß zu schreiten, bis er den Ruf »Gott ist groß!« vernehmen werde. Niemand anderer sollte ihn hören und wo der Ruf verhallen würde, möge Okba

Kibla und Mihrab gründen. So geschah es, und aus dem Urbau ward nachmals ein gewaltiger Dom mit 17 Schiffen und 414 Säulen. Obwohl Moschee und Stadt nur einige Tagreisen im Süden von Tunis liegen, war es bis zur französischen Expedition gleichwohl noch keinem Nicht-Mohammedaner gelungen,



Algerische Volkstypen: Kuchenverkäufer.

in das Innere einzudringen. Nur das gewaltige Mauerviereck und den darüber ragenden Thurm — beide am Saume der sumpfigen Ebene und baumlosen Wüste — hatten Reisende bis dahin gesehen, beschrieben und gezeichnet. Die Moschee war so heilig, daß ihr Hüter nicht einmal den Befehlen des Beys Folge zu leisten brauchte.

Als die Keruaner daran dachten, ihr Heiligthum zum geistigen Bollwerk der Vertheidigung gegen die fremde Invasion zu machen, mußten die tunisischen Zeloten es erleben, daß die uralte Mirakelstätte vom Tritte ungläubiger Eindringlinge entweiht wurde. Ueber die heutigen Verhältnisse in der Stadt Keruan



Abd-el-Kader.

gibt Hesse-Wartegg folgende Auskünfte: »Der Reisende besucht Keruan in der Regel von Susa aus, von wo es nur eine Tagreise entfernt ist. Schon aus der Ferne gewähren seine zahlreichen Minarets und noch zahlreicheren Kuppeln, die Palmen, die hie und da mit ihren Kronen über das blendend weiße Häusermeer hervorragen, die hohen Paläste und Moscheen, einen ganz eigenthümlichen,

ungewohnten Anblick. Keruan liegt, entgegen der großen Mehrzahl der arabischen Machreb (Nordwest=Afrika) in der Ebene; keine Kasbah krönt und beherrscht dieselbe, wie Tunis, Susa, Sfax und die anderen Städte. Hohe Mauern mit festen Ankerpfeilern schließen das Häusermeer von allen Seiten ein und machen es in einem etwaigen Kampfe recht widerstandsfähig.... Durch welches Thor man auch in die Stadt treten mag, überall wird man zunächst auf Fonduks stoßen, in welchen die Handelskarawanen und Pilger Unterkunft finden, und die fast das ganze Jahr über ein recht buntes, bewegtes Leben zeigen. Je tiefer man in die etwa 30.000 Einwohner zählende Stadt eindringt, desto reinlicher, schöner werden die Straßen, desto höher und umfangreicher die Gebäude. Keruan ist eine der wenigen Städte des Orients, durch welche man von einem Ende bis ans andere gehen kann, ohne seine Schuhe zu beschmutzen.... Leider sind die Gebäude, bis auf die Moscheen, aus ungebrannten Lehmziegeln hergestellt. Dazu kommt die weiße, alles bedeckende Kalktünche, die gerade auch nicht dazu beiträgt, die prächtigen Zieraten besser hervortreten zu lassen. Die Moscheen hingegen sind fast durchwegs aus Marmor und anderem Gestein hergestellt, zumeist den römischen Ruinenstätten entnommen.... Neben seiner Heiligkeit ist Keruan jedoch auch sehr industriell und handeltreibend, mit ausgedehntem Bazar, in welchem prächtige Teppiche, Wolldecken, schöne Seidenwaren und wohlriechende Essenzen zum Verkaufe gelangen. Das gefärbte Leder wetteifert mit jenem von Marokko (»Maroquin«) an Güte und Wert. Die Stadt ist gleichzeitig der wichtigste Lebensmittel= und Viehmarkt im Innern der Regentschaft.«

* * *

Das westliche Nachbarland von Tunis — Algerien — ist, nächst dem Capgebiet, der einzige größere europäische Besitzstand auf afrikanischem Boden. Wohl haben auf diesem in den letzten Jahren die Colonien eine ungeheure Ausdehnung genommen und das Gebiet des Congostaates umfaßt — um nur ein Beispiel zu geben — einen Erdraum, der der Flächenausdehnung mehrerer europäischen Großmächte zusammengenommen gleichkommt. In diesen neugegründeten Colonien ist aber Alles erst im Werden begriffen und mancher auf diplomatischem Wege festgesetzte Besitztitel hat vorläufig nur theoretischen Wert. In Algerien

aber schaltet Frankreich seit mehr als einem halben Jahrhundert, und wenn seine Verwaltung auch keine mustergiltige ist, hat es gleichwohl in dem gewaltigen Erdtheil einen mächtigen Keil eingetrieben und so der Civilisation ihren künftigen Weg vorgezeichnet. Ohne sonderliches Geräusch wurden im algerischen Gebiete die Grenzen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weiter nach Süden, dem ungeheuren Erdraume der großen afrikanischen Wüste, zu vorgeschoben. Von Biskra und Larruat ist Frankreich bis Tuggurt und Uargla, und von da wieder erst vor circa einem Jahrzehnt (1873) bis El Golea gerückt. Nach den neuesten Nachrichten erstreckt sich aber sein Einfluß bereits bis zum großen Oasen-Archipel von Tuat, hat also die Hälfte des Weges zwischen Algier und Timbuktu bereits überschritten.

Von diesem äußersten Posten heftet Frankreich unverwandt seinen Blick auf den westlichen Sudan. Von zwei Seiten dringt es stetig, wenn auch mäßig gegen denselben vor: von Norden her durch Algerien, von Westen her durch Senegambien und das Gebiet des oberen Niger. Als Mittel der »Abschnürung« des ganzen nordwestlichen Afrika wird die »Saharabahn« geplant. Freilich haben sich die Verhältnisse als stärker erwiesen, denn jene der »geistigen Eroberer« des dunklen Erdtheiles. Die Expedition Flatters nahm ein tragisches Ende. Alle Hoffnungen schwanden so rasch, als sie aufgebaut wurden. Es wäre aber seitens Frankreich thöricht, dieser Mißerfolge wegen das große Ziel aus den Augen zu lassen, denn wenn auch das Bahnproject keine Grundlagen zu früherer oder späterer Realisirung hat, sind gleichwohl mit den hiemit verbundenen Bestrebungen Arbeiten verbunden, welche der Civilisation nur von Nutzen sein können. Die Ausschau nach dem Sudan lockt Frankreich in die großen Oasen der Sahara und es liegt in seinen Händen, den finsteren, abweisenden Geist dort zu bannen und ein weiteres großes Stück der auf afrikanischem Boden langsam fortschreitenden Cultur zu gewinnen.

Algerien bildete ursprünglich, wie Tunisien, eine »Regentschaft«, welche zum osmanischen Reiche gehörte, später aber zu demselben nur in einem sehr lockeren Vasallenverhältnisse stand. Es war einst der kriegerischeste unter den sogenannten Barbareskenstaaten, und noch bis 1830 für die Uferstaaten des Mittelmeeres durch den schwunghaft betriebenen Seeraub eine wahre Geißel. Zum Glück für Handel und Civilisation gerieth der letzte Dey mit Frankreich in Händel, was

die Eroberung Algeriens und dessen Besetzung durch französische Truppen zur Folge hatte.... Seiner räumlichen Ausdehnung nach stellt Algerien ein Landgebiet dar, das etwa der Größe von Frankreich, Belgien, Holland und der Schweiz zusammen gleichkommt. Die Grenzen dieses weitläufigen Gebietes sind theils natürliche, theils politische. Im Süden und im Westen sind die Grenzen schwankend, ja an vielen Stellen gar nicht bestimmt, sondern schlecht und recht als »politische Grenzen« in den Landkarten eingezeichnet. Von größtem Vortheil für das Land ist dessen bedeutende Küstenentwicklung und die Lage dieser Küste zu den europäischen Mittelmeerländern. Auch die Position von Algier, in der Längenmitte des Küstenrandes ist ein nicht zu unterschätzender Vortheil, zu dem noch die guten Häfen der hervorragenden Küstenplätze kommen.... In geographischer Beziehung gehört Algerien zum Atlasgebiete, und zwar zum »östlichen«, oder algerischen Atlas, der sich als ein 50 Kilometer breiter, 1500 Meter hoher, oben abgeplatteter Gebirgswall darstellt, dessen beiderseitige Abfallsränder noch höhere Erhebungen tragen. Von diesen aufgeworfenen Plateaurändern führt nun der nördliche den Namen »kleiner« Atlas, während der südliche Zug der »große« Atlas genannt wird. In diesem mißt der Culminationspunkt, Dschebel Schelia, 2328 Meter. Da das algerische Gebirge nicht völlig parallel zu der Mittelmeerküste verläuft, sondern sich ihr, gegen Osten fortschreitend, mehr und mehr nähert, verschmilzt der kleine Atlas mit dem Küstengebirge. Die Folge hievon ist, daß in der Nordhälfte der Provinz Constantine ein wahres Labyrinth von Erhebungsmassen vorhanden ist, entgegen zu dem klaren Verlauf der Gebirgsglieder im westlichen Algerien (Oran).

Das anbaufähige Gebiet von Algerien beschränkt sich — wenn man von den Oasen der Wüste absieht — auf das Litorale und das nördliche Randgebirge. Dieser vom Meere im Norden und den Hochplateaux im Süden begrenzte Gebietsstreifen ist das »Tell«, das Culturland Algeriens. Die Breite dieser Culturzone mißt im Westen des Landes etwa 120 Kilometer, im Osten aber mehr als das Doppelte, 250 Kilometer. Daraus erklärt es sich, weshalb die algerische Ostprovinz, Constantine, in agrarischer Beziehung die erste Rolle spielt. Als zweite Zone schließt landeinwärts an das Tell das Gebirge; die dritte Zone ist die Wüste.... Die fließenden Gewässer Algeriens sind theils kurze Küstenflüsse, theils ebensolche Binnengewässer, die entweder in den Mulden des

centralen Plateaulandes, oder (wie südwärts des Atlas) in die Wüste verlaufen. Größere Wasseradern besitzt das Land nur zwei, den Scheliff und sein Gegenstück, den Dschebdi; sie sind die einzigen des Landes, die theilweise auch in der Richtung des Breitengrades fließen und dadurch einen längeren Lauf ermöglichen, als die übrigen.... Bedeutsam wie in orographischer Beziehung ist Algerien auch in klimatischer. Die verticale Gliederung des Landes übt den größten Einfluß auf das Klima desselben aus. Durch Erhebungen, welche bis nahe an die Schneegrenze reichen, wird die subtropische Wärme bis zur arktischen Kälte herabgedrückt. Das Klima von Algerien ist in noch höherem Grade »Seeklima« wie das von Nizza, und darauf basirt seine hervorragende Eignung zum Curort für Brustkranke. Die Fruchtbarkeit des Landes ist namentlich dort, wo für eine systematische Bewässerung Sorge getragen ist, eine sehr bedeutende. Jedenfalls ist Algerien, nächst dem Nildelta, das fruchtbarste Land in Nordafrika. Algerien besitzt aber auch paradiesische Landschaften, wie Aegypten sie nicht kennt, und welche zu den reizvollsten gehören, dessen der Reisende in der Mittelmeerregion des Dunklen Erdtheiles theilhaftig werden kann.

Ehe wir uns mit der Natur des Landes, seinen Städten und Oasen und seinen Bewohnern befassen, ist es nothwendig einen Blick in die Vergangenheit zu werfen. Es handelt sich hiebei nicht um einen weitläufigen historischen Abriß, sondern um die Eroberung des Landes durch die Franzosen, besonders aber um die Kämpfe mit Abd-el-Kader. In den Namen Abd-el-Kader und Schamyl ist der morgenländische Widerstand gegen die politischen und culturellen Bestrebungen des Abendlandes verkörpert. Obwohl dieser Kampf, der dem Islam von Jahrzehnt zu Jahrzehnt größere Theile seines Verbreitungsbezirkes kostet, noch nicht ausgerungen ist, können jene Helden gleichwohl als die letzten Repräsentanten der moslimischen Unabhängigkeitsbestrebungen gegenüber dem abendländischen Einflusse betrachtet werden. Von den beiden moslimischen Herren ist übrigens Schamyl später von der Schaubühne der Zeitereignisse abgetreten, als Abd-el-Kader; dieser stellte sich 1847 den französischen Truppen, jener erst 1859 den russischen, nachdem der Widerstand beider nach Jahrzehnte langem Kampfe gebrochen war. Unserer Generation ist Abd-el-Kader, der kürzlich in Damascus verschied, völlig entfremdet. Innerhalb fünfunddreißig Jahren ward sein Name noch einmal genannt, als er gelegentlich des syrischen Christenmassacres im

Jahre 1860 mit einer Schaar algerischer Emigranten dem fanatischen Pöbel und den türkischen Baschi Bozuks Achmed Paschas energisch entgegentrat; die wilden Rotten auseinandertrieb und die Schutzsuchenden im Castell von Damascus unterbrachte.

Was den Lebenslauf Abd-el-Kaders anbetrifft, möchten wir nur einzelne interessante Momente aus demselben berühren. Es war im Jahre 1830. Eine französische Kriegsflotte von 100 großen Seglern, die etwa 40.000 Soldaten Bemannung hatte, war vor Algier erschienen. Die Corsarenwirtschaft, welche durch viele Jahrhunderte so viel Elend über die Küstenländer des westlichen Mittelmeeres gebracht hatte, sollte mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Mehrmals vorher schon trug man diese löbliche Absicht, aber in den früheren Jahrhunderten, da die algerischen Deys noch mächtige unabhängige Corsarenhäuptlinge waren, wollten die verschiedenen Unternehmungen nicht gelingen. Von Karl V. ist es bekannt, daß ein Sturm seine Flotte zerstreute. Auch die Flotten Ludwigs XIV. bemühten sich vergeblich, den Uebermuth des Deys und seiner wilden Miliz zu brechen. Wenn französische Schiffe anfingen, die Stadt Algier zu bombardiren, flogen ihnen die Glieder des französischen Consuls und anderer Gefangener, die man vor die Kanonen gebunden, entgegen. Ein andermal war es Lord Exmouth, der mit seiner Flotte vor dem alten Raubneste erschien (1816); das Feuer der Schiffe war ein wahrhaft zerstörendes, als aber in der Nacht einige brennende Fregatten des Deys mit dem Winde zwischen die englischen Schiffe trieben, mußten diese das Weite suchen.

Als General Bourmont im Sommer 1830 an der algerischen Küste landete, da hatte es den Anschein, als sollte auch diesmal das Unternehmen mißglücken. Wenigstens hatte die erste Division bei ihrer Landung derart mit ungünstigen Winden zu kämpfen, daß dem Commandanten die bezeichnende Phrase entschlüpfte: »das ist das Wetter Karls V.!«.... Gleichwohl überwand das fast 40.000 Mann starke Expeditionscorps alle Schwierigkeiten und nach hartem Kampfe mit den verzweifelt ringenden Janitscharen fiel Algier in die Hände der Franzosen. Der Dey, ohnedies seiner Grausamkeiten wegen vor seinen eigenen Truppen des Lebens nicht sicher, ward nach Neapel exilirt. Die Art der Kriegführung, die kurz hierauf der General Clauzel zu eröffnen beliebte, war keineswegs darnach, die erbitterten Algerier mürbe zu machen. Wir erinnern nur an

die grausame Niedermetzelung aller Gefangenen von Blidah, an die Ausräucherung eines ganzen Kabylenstammes mit Weibern und Kindern in den Dahragrotten durch den damaligen Obersten Pélissier, an die Razzias Lamoricières, denen nicht nur das Hab und Gut der Vertheidiger, sondern auch zahlreiche Weiber und Kinder zum Opfer fielen. Es braucht nicht besonders bemerkt zu werden, daß diese grausame Kriegführung die Araberstämme der Ebenen und Thäler und die Kabylen im Gebirge zum Aeußersten trieb. Dem Widerstande aber würde zweifellos die nöthige Verve gefehlt haben, hätten nicht die »heiligen Männer« der Rechtgläubigen, die Marabuts, den Kämpfen den Stempel des »heiligen Krieges« aufgedrückt. Damals war die Proclamirung des Dschichad noch kein Geflunker, wie in unseren Tagen, wo man dieses Requisit bald da, bald dort in mohammedanischen Landen zur Hand hat. Wenn heutigen Tags jede Affaire zwischen Europäern und Islamiten, sobald sie zum »heiligen Kriege« aufgebauscht wird, einfach den Beigeschmack der Lächerlichkeit erhalten, war dies nichts weniger in den Dreißiger Jahren in Algier der Fall. Zu den einflußreichsten Marabuts zählte damals Mahieddin vom Stamme Haschem. Man wollte ihn an die Spitze der Vaterlandsvertheidiger stellen, er aber lehnte ab und empfahl seinen Sohn.

Es war dies der nachmals so berühmte Abd-el-Kader. Um seinen Namenspatron zu ehren, war er schon als Jüngling nach Bagdad gepilgert, um am Grabe Sidi Abd-el-Kaders zu beten. Dort erschien ihm, so erzählen die Araber, der Heilige mit drei Orangen in der Hand. »Diese Früchte sind für den Sultan des Westens, — wo ist er?« — »Wir haben keinen Sultan,« lautete die Antwort. — »Ihr werdet bald einen haben,« versicherte der Heilige und gab die Orangen dem Jüngling. Das war im Jahre 1828. Als dann die Marabuts zusammengetreten waren, um ein Oberhaupt zu wählen, erschien der Heilige nochmals in der Versammlung und zwar in der Gestalt eines hundertjährigen Santons, und dieser überirdische Wähler stimmte für Ab-el-Kader, seinen irdischen Namensvetter... So ward der Sohn Mahieddins in einem Alter von kaum 23 Jahren zum Führer im heiligen Kriege, nachdem man ihn gleichzeitig zum Herrn von Mascara und Tlemsen ausgerufen hatte.

Sieht man von dem wunderthätigen Apparate, der mit der Berufung Abd-el-Kaders verknüpft ist, ab, muß man gleichwohl zugeben, daß gewisse

Aeußerlichkeiten vorhanden waren, die den jungen Führer geradezu in ein überirdisches Licht rücken mußten. Mit zwanzig Jahren war Abd-el-Kader in Gesellschaft seines Vaters in Mekka gewesen — in einem Alter, wo andere junge Leute noch vollauf mit ihren Koran-Studien in den Medresses beschäftigt zu sein pflegen. Das leicht gebräunte, schöne, kaum von einem Bartflaume umspielte Antlitz wurde bereits von dem grünen Kopfbunde des »Hadschis«



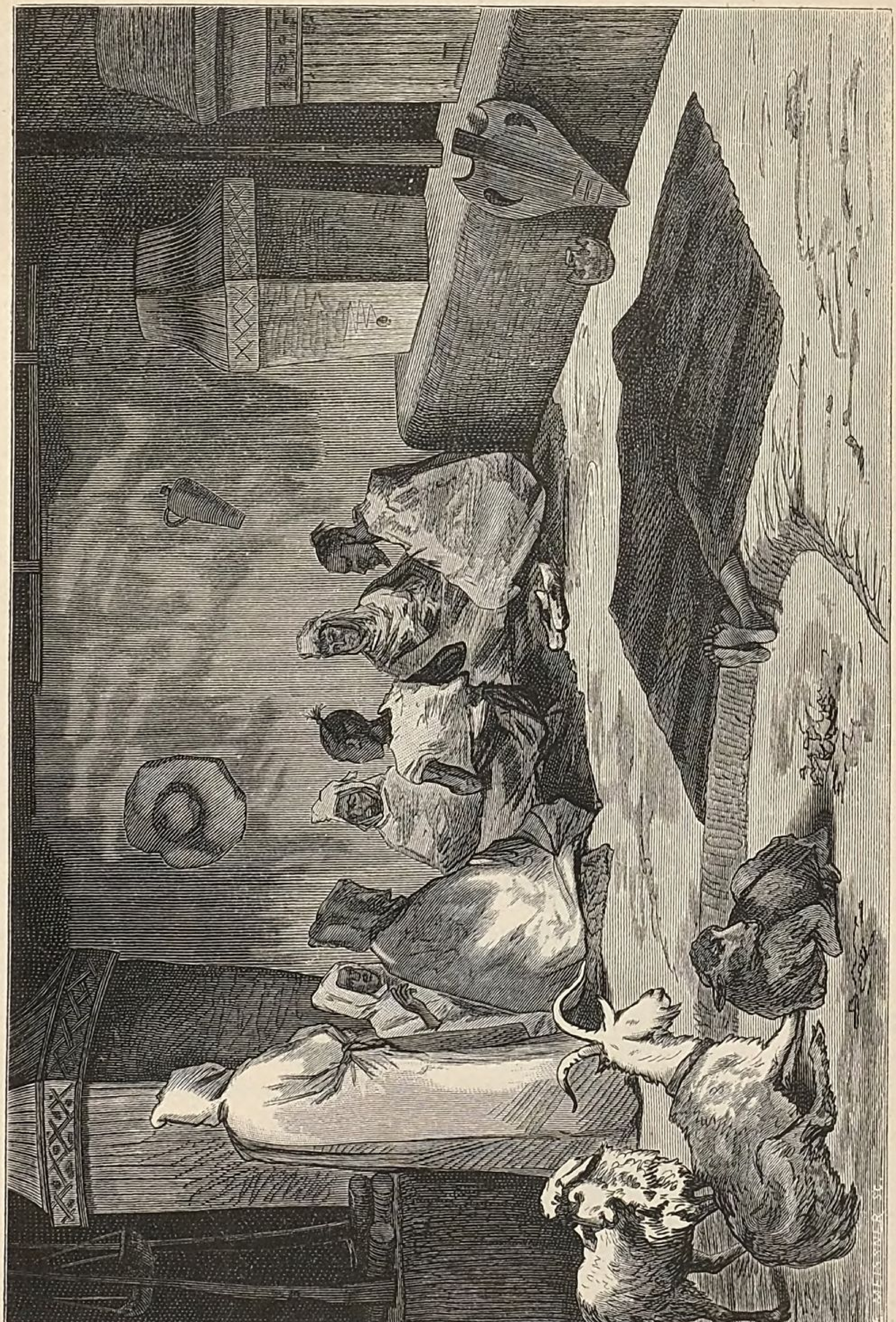
Ein Marabut.

beschattet. Er trug ihn aber nicht, sondern benützte vielmehr eine Art von Helm, über welchen er das Baschlick des nationalen weißen Burnus warf. Jung und geschmeidig, von der Gloriole besonderer Gottähnlichkeit umwoben, schön von Gestalt und bekannt im ganzen Lande als ein Mann von außergewöhnlichem theologischen und juristischem Wissen, vereinigte Abd-el-Kader Alles in sich, um für ein orientalisches Wunderkind zu gelten. Daß er nebenbei eine scharfe Klinge führte, haben die Franzosen ebenso oft erfahren, wie nachmals seine herzgewinnende


DIE SAHARA.
Maßstab 1:15,000000 (100 Klm. = 6·6 mm.)
Höhen in Metern.
Reiserouten od. Karawanen-Strassen.
Bir. Ain. Brunnen.
Salzseen (Sebkha's).
Eisenbahnen im Betriebe. " " Bau.
Dj. Berg, Gebirge.
Wadi - trockene Flußläufe.
Sandwüsten.
Besitzungen der Europäer:
Franzosen. Briten. Spanier.
westl. v. Greenw. 0 östl. v. Greenw.
CANARISCHE IN.
ATLANTISCHER OCEAN
MAROCCO
ALGIER
TRIPOLIS
FESSAN
Wüste Igidi (Gidi)
Tanesruft
Areg-el-Schesch
Wendekreis des Krebses
IMOSCHAGH
AHAGGAR
ASDJER
TUAREG
TIBESTI
LIBYSCHE WÜSTE
TEDA
SONGHAY
SENEGAMBIEN
Timbuktu
Ghadames
Ghat
Kufra
Die Oasen von Kufra.
Maßstab 1:4,600000 (10 Klm. = 2·17 mm.)
Höhen in Metern.
Karawanenstrassen. Bir. Ain. Brunnen.
Salzseen. Palmenwälder.
Dj. Berg, Gebirge.
Das algerisch-tunesische Schottbecken.
Maßstab 1:4,000000 (10 Klm. = 2·5 mm.)
Höhen in Metern.
Bir. Ain. Brunnen. Strassen.
Grenze d. Depressionsgebietes. Dünen.
Schott Djerid
Kleine Syrte
Die Natron See'n.
Maßstab 1:500000 (1 Klm. = 2 mm.)
Höhen in Metern.
Karawanenstrasse od. Reiserouten.
Dêr (Klöster) im Wadi Natron.



Chumair-Typen.



Kabylische Todtenklage.

Freundlichkeit, als er bereits das Brot der Gefangenschaft genoß. Ehrlichkeit, Gesinnungstreue und die eben erwähnte Freundlichkeit hatte der einst stolze und kriegstüchtige Emir bis an seinen Lebensabend bewahrt. Sein Verhalten im Drusen-Aufstande legt hierüber wohl beredtes Zeugniß ab. Er ist auch sonst einer der vielbesuchtesten orientalischen Berühmtheiten gewesen, und es mochte wenige Orientreisende oder europäische Functionäre, die ihr Beruf nach Syrien führte, gegeben haben, die bei dem Emigranten in seiner schilfumwachsenen Burg in Damascus nicht vorgesprochen hätten. Er stand auch in freundschaftlicher Beziehung mit manchem Emigranten aus der ungarischen Revolutionszeit.

Kehren wir zu den Ereignissen in Algier zurück. Oft siegreich, und dadurch zu blinder Verfolgungswuth getrieben, konnte der junge, thatendurstige Emir gleichwohl der verlorenen Sache nicht mehr auf die Füße helfen. Er selbst hatte jede Nachgiebigkeit für nutzlos erklärt, denn »wenn ihr keine wahren Gläubigen mehr seid — meinte er — wenn ihr die Religion und die Verheißungen Gottes schmachvoll verlaßt, so glaubt nicht, daß diese unwürdige Schwäche auch Ruhe verschaffen werde! So lange mir ein Athem Leben bleibt, werde ich die Christen bekämpfen und euch folgen, wie euer Schatten, euren Schlaf durch Flintenschüsse stören,« u. s. w. Wie weit Abd-el-Kaders Kampfeswuth reichte, beweist der nachfolgende Zwischenfall. Als Marokko mit seiner gesammten Kriegsmacht für die Sache des algerischen Freiheitskampfes eingetreten war, da belebte sich die Zuversicht des Emirs von Neuem. Sie wurde aber alsbald zunichte, als Marschall Bugeaud die Marokkaner am Islyflusse total geschlagen hatte. Es waren nicht die Franzosen, über die Abd-el-Kader nun herfiel, sondern seine früheren Bundesgenossen, die er für ihre Feigheit (wie er meinte — es war aber schlechte Führung) züchtigen wollte. Er überfiel das marokkanische Lager, aber siehe da: die früher von den Franzosen Besiegten, wehrten nun energisch den Ansturm der Araber ab, und diese Thatsache löschte mit einem Schlage den Thatendurst des Beherrschers von Mascara und Tlemsen. Ausgeschlossen auch von Marokko, von den zersprengten Stämmen verlassen, umstellt und verfolgt von allen Seiten, sah der Emir in finsterer Regennacht sich genöthigt, an General Lamoricière seinen Verzicht auf weiteren Vertheidigungskampf einzusenden. Es war im December 1847. Man brachte den Gefangenen erst auf das Fort Lamalgue, dann auf das Schloß Pau, und noch später auf das Schloß Amboise. Gelegentlich

der Thronbesteigung Napoleons III. erhielt er von dem neuen Kaiser der Franzosen die Freiheit, und zwar gegen das eidliche Versprechen, nie mehr gegen Frankreich die Waffen zu führen. So verließ Abd-el-Kader nach fünfjährigem unfreiwilligen Aufenthalte im Lande seiner Besieger, Europa, um sich anfangs in Brussa, und als diese Stadt 1855 durch ein Erdbeben fast vollständig zerstört wurde, in Constantinopel, und bald hierauf in Damascus niederzulassen. Alle späteren kriegerischen Zwischenfälle im Oriente vermochten ihn nicht wieder aus seiner thatenlosen Zurückgezogenheit herauszureißen.

Dennoch wäre es eine Täuschung, wollte man annehmen, daß Abd-el-Kaders Thaten im Lande vergessen worden seien. Der Araber trägt heute die französische Herrschaft fast gerade so schwer, wie er vordem die türkische trug. Noch sind die Marabuts alles Einflusses sicher, und eines ihrer ungeschmälerten Privilegien ist nach wie vor jenes, den heiligen Krieg predigen zu dürfen. Die Marabuts bewachen die Heiligengräber, denen mirakulöse Kräfte entströmen; die Marabuts üben fromme Werke, sammeln Wißbegierige um sich, bewirten die Nothleidenden, verkünden Orakel, hindern Blutvergießen und stiften Frieden. Ihr Anhang ist ungeheuer, jedenfalls größer als der der »Dschuads«, des Kriegeradels, der erst in zweiter Linie Einfluß besitzt. Damit ist auch die Position der Franzosen gegenüber den arabischen Mohammedanern in Algerien gekennzeichnet. Gegenüber den berberischen Mohammedanern (Kabylen) besitzen sie zwar mehr Einfluß, meist aber immer nur vorübergehend, den Umständen und Zeitverhältnissen angemessen. Daß die Kabylen — wie wir weiter oben erwähnt haben — nur ungern, oder gar nicht mit den Arabern gemeinsame Sache machen, hat jene gleichwohl nicht verhindert, ihre eigenen Propheten aufzustellen. Der eine derselben war in den Vierziger Jahren ein gewisser Bu Mazza; er hatte auf Grund einer alten Prophezeiung den Untergang der Franzosen vorhergesagt; als aber alsbald die Ausräucherung der Dahra-Grotten stattfand, hatte er rasch allen Anhang verloren. Ein anderer Kabylen-Prophet war Bu Barlah, ein wundervermögender Mann, der unfruchtbare Kabylinnen zu segnen verstand und Gold aus der Erde stampfen konnte. Wegen der ersteren, vom »Bureau arabe« angezweifelten Kunst ward er eine Zeit lang hinter Schloß und Riegel gesteckt, setzte aber nachmals seine prophetischen Umtriebe im Gebirge fort. Als vollends sein Anhang in der zweiten Hälfte der Fünfziger Jahre die Entdeckung machte,

daß Bu Barlah ein Falschmünzer sei — und es daher leicht habe, Gold aus dem Boden zu stampfen — kam er um den letzten Credit. Er ward zum Wegelagerer und Plünderer und bedrängte nicht am wenigsten jene Stämme, die ihm einst befreundet zur Seite gestanden waren.

Daß der religiöse Fanatismus in Algerien immer wieder neue Nahrung findet, das beweisen die wiederholten Aufstände in den letzten Jahrzehnten.



Brunnen im Kabylengebirge.

Solche Vorgänge fallen zum Theil auf die französische Verwaltung zurück, die sich eben nicht als mustergiltig erwiesen hat. Namentlich gefürchtet werden von den Einheimischen die »Bureaux arabes«, in denen die französischen Officiere, meist im Bunde mit den eingeborenen Scheichs, Khaids und Aghas, ganz nach Willkür schalten. Es braucht daher nicht gerade moslimischer Fanatismus zu sein, wenn der eine oder andere Stamm über ein solches Bureau herfällt und den leitenden Officier sammt seiner Umgebung niedermetzelt. Der Schwäche der französischen Administration hält übrigens eine andere Schwäche die Wage: der

Abgang des Gefühls der Zusammengehörigkeit unter den verschiedenen arabischen und berberischen Stämmen. Am schlimmsten für die Franzosen stand es immerdar an der algerisch-marokkanischen Grenze, wo das Araberthum am dichtesten sitzt. Es ist die Gegend, aus der Abd-el-Kader stammte und mancher andere Parteigänger hervorging. Manche Tribus leben in beständigem Kriege mit der Autorität. In neuester Zeit erhielt jenes Gebiet dadurch actuelle politische Bedeutung, daß es zum Schauplatze eines Freibeuterkrieges wurde, den zwei neu aufgetauchte »Propheten«: Bu-Amema und Si-Sliman leiteten, und den die Franzosen erst nach längeren Anstrengungen ersticken konnten.

Dazu gesellte sich ein Conflict mit Marokko, dem Grenznachbar. Man ist derlei von Alters her gewöhnt und neue Zwischenfälle sind immer wieder möglich. Dazu kommen die Empfindlichkeiten Englands und Spaniens. Seitdem der britische Leopard Gibraltar in seine Gewalt bekommen hatte, lag es begreiflicher Weise in seinem Interesse, die benachbarte afrikanische Küste in Schach zu halten. Schon im spanisch-marokkanischen Kriege 1860 spielte England eine sehr zweideutige Rolle. Sicher würde England auch gegenüber Frankreich eine ähnliche Haltung beobachten, wenn dieses in einem Theile von Nordwest-Afrika nicht selber Herr wäre. Der Besitz Algeriens berechtigt Frankreich gewissermaßen auf die Verhältnisse in Marokko Einfluß zu nehmen. Auch gelegentlich des früher erwähnten Freibeuterkrieges kam es zu Recriminationen. In der Sitzung der französischen Abgeordnetenkammer vom 4. Mai 1882 wurde vom Deputirten Ténot, aus Anlaß des Waffenunglückes am Tigri-Schott und der unliebsamen Vorgänge an der marokkanischen Grenze halber, der Minister des Aeußern darüber interpellirt, was er in dieser Angelegenheit zu thun gedenke. Die französischen Truppen, sagte Ténot, hätten, um jenes Unglück zu verhüten, schon längst Figig, welches der wahre Herd der Agitation unter den Rebellenstämmen an der marokkanischen Grenze sei, besetzen sollen; es habe den Anschein, daß man bisher vor einem solchen Schritte aus Scheu vor dem Sultan von Marokko, und vielleicht noch mehr aus Furcht, bei Spanien anzustoßen, zurückgeschreckt sei. Auf diese Interpellation antwortete Ministerpräsident Freycinet, daß die Regierungen von Frankreich und Marokko laut eines im Jahre 1845 (vor vierzig Jahren!) abgeschlossenen Vertrages das Recht haben, ihre aufrührerischen Unterthanen bis auf das Gebiet des Nachbars zu verfolgen, hauptsächlich deshalb, weil zwischen

beiden Ländern keine festgesetzte, sondern nur eine ideale Grenze existire. Gleichzeitig wurde der Kammer die Versicherung gegeben, daß der französische Vertreter in Marokko Verhandlungen führte, wobei vom Sultan jenes Recht anerkannt wurde und er überdies den Gouverneuren und Befehlshabern der Grenzdistricte die Weisung habe zukommen lassen, die französischen Truppen gegebenen Falls als Verbündete aufzunehmen und ihnen bei ihrer Aufgabe behilflich zu sein.

Selbstverständlich hatten diese Ausführungen des französischen Ministerpräsidenten nur einen theoretischen Wert. In Wahrheit konnte der Sultan schon aus dem einfachen Grunde keine befriedigenden Zusicherungen machen, weil er in den fraglichen Gebieten jeder Autorität entbehrt. Aus früheren Mittheilungen über die saharitischen Gebiete des Kaisers von Marokko (Tafilet, Tuat) wissen wir, wie es mit der officiellen Macht desselben außerhalb des Bereiches seiner Residenzen bestellt ist. In der früher erwähnten Sitzung hatte demnach der Deputirte Ballue Recht, als er sagte: »Selbst wenn ein fremder Monarch sich gefällig zeigt, braucht das immerhin nicht in so übertriebenen Ausdrücken gerühmt zu werden.« Welche Opfer an Geld und Blut aber ein officieller Krieg verursachen würde, dazu hat man den Maßstab aus dem letzten spanisch-marokkanischen Kriege. Alles in allem: Freycinet hatte Recht, als er die Interpellation hinsichtlich der Situation in Figig dahin beantwortete: »Wenn ich jetzt um fünf oder sechs Millionen für eine Expedition nach Figig bäte, bin ich sicher, daß Sie mir den Credit mit großer Mehrheit abschlagen werden« (Zustimmung). Unrecht aber hatte der Ministerpräsident, so großes Gewicht auf die Versprechungen und Versicherungen des Kaisers von Marokko zu legen. In den Grenzprovinzen ist seine Autorität gleich Null, und wo diese besteht, wird sie durch Illoyalität wett gemacht. Frankreich könnte demgemäß immerhin in die Lage kommen, von Fall zu Fall sich selber Recht zu verschaffen und Genugthuung zu holen.

Gambetta meinte freilich, die Franzosen könnten es in Nordafrika machen, wie die Engländer in Indien, die mit Handelsfactoreien und etwelcher Garnison das Land in Botmäßigkeit erhalten und ausbeuten. Der Vergleich ist aber hinfällig. Thatsächlich sind für Frankreich alle obschwebenden Verlegenheiten aus einer Unterlassungssünde erwachsen. Hätte man im Frühjahre 1881, als aus dem Südwesten Orans die ersten ernsten Anzeichen der Umtriebe Bu-Amema's

vorgelegen hatten, hinreichend Geld in die Hand genommen, wie es zur Ausrüstung starker fliegender Colonnen nothwendig gewesen, der Aufstand in den Gebirgen des Uled Sidi Schich würde trotz der Agitation der fanatisirenden Wanderprediger und trotz der aufregenden Winke, welche den algerischen Gliedern des islamitischen Freimaurerbundes der Senusi von ihrem Oberhaupte zugegangen, wiederum, wie so oft vorher, im Keime erstickt worden sein. Dennoch waren die



Kabylen-Frauen.

Anstrengungen, das Versäumte nachzuholen, keine geringen. Die Eisenbahn wurde von Saida über die Schotts quer durch die ganze kleine Wüste bis Mescheria, am Nordhange des Randgebirges der eigentlichen Sahara, fortgesetzt. Krejder, der Knotenpunkt der Wege, welche durch die Furchen der Schotts führen, und Mescheria selber wurden stark befestigt, und bei letzterem wurde ein befestigtes Lager mit großen Vorrathsmagazinen angelegt, um weiteren Operationen gegen Süden und Südwesten ins Land der Ueled Sidi Schich als Stützpunkt zu dienen.

Als aber General Delebecque bald hierauf in die Ksors (Dörfer) der aufständischen Stämme eingerückt war, fand er dieselben vollständig verlassen, die Lagerplätze verödet. Diejenigen, welche er suchte, hatten sich nach Süden, in die Oasen der großen Wüste, und westwärts über die marokkanische Grenze verzogen, von wo sie ab und zu einen verwegenen Einfall machten und die unterworfenen Stämme unter den Augen ihrer französischen Besieger brandschatzten.



Volkstypen aus Algier.

Maurische Dame. Der Kaid (Statthalter) von Algier.

Man weiß, daß bald nach Beginn der Feindseligkeiten ein französischer Oberst das Nationalheiligthum aller Stämme jenes Landstriches, die Grabkapelle von El Abiod, zerstört hatte. Man nannte diese That eine »Dummheit«, da sie angeblich zur Folge hatte, daß die rivalisirenden Stämme ihren Antagonismus abstreiften und sich zu einer Eidgenossenschaft vereinten, die sich weit in die Sahara-Oasen und ins marokkanische Gebiet erstreckte. Der gründlichste Kenner jenes Gebietes, Gerhard Rohlfs, meint aber: »Wenn französische Humanitätsduselei dem tapferen Obersten Negrier Vorwürfe ob der Zerstörung des Grab-

males des Schich in Abiod macht, so mögen sie sich beruhigen. Und namentlich die, algerische Zustände durch eine Pariser Brille betrachtenden Correspondenten werden es erleben: Si Sliman und Si Kadur Ben Hamsa werden auch trotz der Zerstörung des Grabes ihrer Ahnen sich unterwerfen, sie werden Pardon und das Grand croix de la légion d'honneur, sowie eine hohe Pension erhalten und dann — werden sie abermals revoltiren. Das ist es ja aber auch gerade, was Frankreich wünscht. Frankreich liebt Algier der constanten Revolten wegen: La revolte c'est la mère de la gloire!!«.... Und so, nicht anders, wird es sich verhalten.

Auf Grund solcher und ähnlicher Behauptungen ist Gerhard Rohlfs bei den Franzosen in ein schiefes Licht gekommen. Wenn irgend in einem Winkel der Colonie ein kleiner Tumult stattgefunden hat, wird der »célèbre espion Prussien« als Urheber genannt. Es wurde sogar die Behauptung aufgestellt, daß Rohlfs 1872 mit dem Senusi-Orden Verbindungen anknüpfen wollte, aber nicht einmal eine Unterredung mit den Häuptern erlangen konnte. Deutsche Agenten hätten noch später Versuche gemacht, wären aber immer abgewiesen worden. Sicher ist, daß der Senusi-Orden sehr viel zur Wiedererweckung des panislamitischen Gedankens bei den Stämmen Nordafrikas beigetragen, und so mittelbar die aufständischen Bewegungen der letzten Jahre verschuldet habe. Dennoch predigte er keineswegs den Aufstand, vielmehr hat er alle an ihn ergangenen Aufforderungen, sich an solchen zu betheiligen, beharrlich abgewiesen. Sehr interessant ist, was der tüchtige Kenner der algerischen Verhältnisse, Dr. Bernhard Schwarz, hinsichtlich der Bestrebungen der Franzosen, mit den Algeriern ihr Auskommen zu finden, mittheilt. Die ältere Epoche findet hiebei nur kurze Abfertigung. Unser Gewährsmann meint, daß geraume Zeit hindurch die Experimente und verfrühten Civil-Institutionen an der Tagesordnung blieben. »So wurde beiläufig unter dem General-Gouvernate des Herzogs von Aumale, des vierten Sohnes von Louis Philipp, für jeden der drei Landestheile, Oran, Algier und Constantine, neben dem Militär-Gouvernement eine Direction der Civilverwaltung mit je einem Conseil eingesetzt. Die Februar-Revolution aber machte die neue Institution wieder hinfällig, ehe sie noch hatte in Thätigkeit treten können, wie denn überhaupt die steten politischen Umwälzungen im Mutterlande drüben auch auf die Colonie einen ungünstigen Rückschlag üben mußten.

Am meisten aber und zugleich am unglücklichsten experimentirte Napoleon. In der ihm eigenthümlichen Eitelkeit hoffte er, durch seine Persönlichkeit allein die Araber gewinnen zu können, und besuchte daher 1865 die Colonie, indem er dabei vielfach mit den Eingeborenen in freundlichster Weise anknüpfte. Eine Proclamation an die Araber und ein offener Brief an Mac Mahon, der seit 1864 General-Gouverneur war, verhießen den Colonien die liberalsten Institutionen und den Eingeborenen umfassende Theilnahme an der Verwaltung«.... Ja, in Napoleons Kopfe spukte sogar die Idee eines arabischen Königreiches in Algerien, und was dergleichen Absurditäten mehr waren.

Die Thatsachen und Ereignisse bewiesen bald, wie sehr sich Napoleon hinsichtlich seiner algerischen Pläne geirrt hatte. Das Mißtrauen wollte nicht weichen; alles Geld ward vergraben und erbitterte Aufstände, wie sie, trotz der erdrückenden Militärmacht und eines Gitters von Festungen, bald hierauf ausbrachen (1869, 1871 u. s. f.), beweisen am besten, wie die Araber das Entgegenkommen ihrer Zwingherren auffaßten. Im Lande hielt man seit Jahren an der Ansicht fest, daß nur die Herren gewechselt hätten, an Stelle der Türken die Franzosen getreten wären, die Bedrückung aber dieselbe geblieben sei. Alles in allem: die französische Verwaltung hat nicht gezeigt, daß sie besser sei, als die muselmanische. Die Kluft zwischen den Eingewanderten und den Eingeborenen ist noch fast so groß, wie je — ein Unterschied, wie zwischen dem von Pariser Hôtels und Cafés umschlossenen Gouvernementspalast in Algier und der alten arabischen Stadt mit ihrem Unrath und ihren engen Gassen. Uebrigens darf nicht verschwiegen werden, daß auch die Franzosen Namhaftes geleistet haben im Anlegen von Häfen und Leuchtthürmen, Bau von Straßen, Eisenbahnen und Canälen, in Entsumpfung fieberhauchender Ebenen, in Förderung des Ackerbaues. Oasen, die durch das Versiegen der Brunnen steril wurden, erweckte man zu neuem Leben, wenn die Bohrmaschine einen gewaltigen Quell hervorspringen machte....

Was die maurischen und arabischen Elemente in Algerien anbetrifft, gilt für dieselben im Großen und Ganzen dasselbe, was von den gleichen Elementen der saharitischen Bevölkerung an anderer Stelle mitgetheilt wurde. Dagegen erscheint es nothwendig, Einiges über die berberischen Kabylen vorzubringen, von denen im allgemeinen vorstehend bereits mehrmals die Rede war.... Beiläufig bemerkt, ist die Bezeichnung »Kabylen« eine höchst vage, da »Kabyleh«

(Mehrheit: Kabaïl) im Arabischen kurzweg: »Stamm« bedeutet. Trotz dieser Begriffsverwechslung hat sich der Name Kabyle, namentlich in Frankreich, als Volksbezeichnung eingebürgert.

Außer den bereits berührten Unterschieden zwischen Arabern und Kabylen (Berbern) in ethnischer und typischer Beziehung, kommen auch solche socialer Natur. Die gesellschaftlichen Einrichtungen der Kabylen haben einen durchaus demokratischen Zuschnitt; das Volk übt sein Wahlrecht und ernennt seine Vorsteher. Bei den Arabern findet das nicht statt; bei ihnen tritt das aristokratische und patriarchalische Element entschieden hervor, und das Vorsteheramt ist erblich. Die Kabylen in Algerien bilden gewissermaßen kleine Föderativ-Republiken; die »Kabaïls« (Eidgenossen) theilen sich in Stämme (Archi), deren jeder mehrere Dörfer umfaßt (Deschera), die ihrerseits eine bestimmte Anzahl von Familien (Kharuba) enthalten. Jede Deschera hat ihr Gewohnheitsrecht und einen auf unbestimmte Zeit erwählten Vorsteher (Amin), der nicht abgesetzt wird, sondern sich zurückziehen muß, wenn er unbeliebt geworden ist. In Kriegszeiten wird von den Amins einer Eidgenossenschaft ein Ober-Amin erwählt, welcher dann Feldherr ist. Bei den Arabern besteht der Stamm aus mehreren Duars (Nomadendörfern); hier ist das Amt des Scheichs (Oberhaupt) erblich.

Die Kabylen sind lange nicht so strenge Mohammedaner, wie die Araber, und der Koran muß vielfach den alten Sitten, Bräuchen und Ueberlieferungen weichen. Es kommt sogar noch mancherlei vor, das an die Zeiten des Christenthums erinnert. Die »Kanuns« (offenbar von Canon abgeleitet) weisen schon durch ihre Benennung auf jene Zeiten hin. In Betreff dessen, was sie über Diebstahl, Mord und andere Delicte enthalten, werden die Vorschriften des Korans ganz unberücksichtigt gelassen. Dieser schreibt z. B. vor: »Auge um Auge, Zahn um Zahn«; er will Wiedervergeltung haben. Aber das kabylische Gesetz kennt kein Todesurtheil für den Mörder; dieser wird für immer verbannt, sein Haus niedergerissen, sein Vermögen eingezogen. So weit geht das öffentliche Recht; die öffentliche Meinung geht indessen weiter und verlangt Privatrache: den Angehörigen des Ermordeten kommt das Recht der Blutrache zu. Die Kabylen haben auch die Bastonnade nicht aufkommen lassen, die bei ihnen für schimpflich gilt, was bei den Arabern keineswegs der Fall ist. Erstere machen sich kein Gewissen daraus, Schweinefleisch zu genießen und Feigen-

brantwein zu trinken, sie nehmen es mit den Fasten und Abwaschungen nicht genau, beten wenig und nicht nach Vorschrift. Immerhin haben die Marabuts und Schriftgelehrten (Tolbas, Einheit: Taleb) großen Einfluß und werden bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen. Aber dieser Einfluß ist blos ein moralischer und je nach den Eigenschaften des Mannes größer oder geringer. Zu bemerken wäre noch, daß diese Marabuts zumeist von den Mauren abstammen, welche aus Spanien vertrieben wurden. Sie flüchteten in die Kabylie und wurden gastlich aufgenommen. Da sie nicht Angehörige der Kabaïl (Stämme) waren, und auch heute nicht zu denselben gehören, nehmen sie eine neutrale Stellung ein. Sie bekommen ihren Unterhalt vom Volke, bewohnen die Sauïas (Klöster), welche durch religiöse Abgaben erhalten werden, zu weiteren Geldopfern aber fühlt sich der Kabyle nicht verpflichtet. In den Sauïas erhalten die Kinder Schulunterricht, der Reisende findet in ihnen Unterkunft und Verpflegung, jedoch nur durch drei Tage. Zur Sauïa gehört auch eine Moschee und in der Regel noch das Grab irgend eines Heiligen (Kubba), nach dem erstere benannt wird, und der Friedhof.

Den Marabuts verdanken die Kabylen eine Einrichtung, welche nicht hoch genug gepriesen werden kann, in einem Lande und bei einem Volke, das unaufhörlich durch Fehden beunruhigt wird (seit der strammeren französischen Verwaltung wohl nicht mehr im früheren Maße) und wo es bislang für den Reisenden keine Sicherheit gab. Diese Einrichtung ist dem »Annaya«, der Schutzbrief, obwohl es nicht immer ein beschriebenes Blatt Papier zu sein braucht. Häufig genügt irgend ein Gegenstand, der dem zu Schützenden als Erkennungszeichen leihweise überreicht wird. Von dem Annaya sagen die Kabylen: »Er ist unser Sultan, dem kein anderer in der Welt verglichen werden kann; er ist ein Wohlthäter und verlangt doch keine Steuern und Abgaben.« Ein Kabyle wird Frau, Kinder und Haus verlassen, aber nicht seinen Annaya. Ein unter den Schutz des letzteren gestellter Reisender ist vollkommen sicher, und über einen Stamm, der sich etwa eine Verletzung desselben zu Schulden kommen ließe, würden alle anderen herfallen und ihn ausrotten. Die Wirksamkeit des Annaya reicht, je nach dem Einflusse dessen, von welchen er ertheilt worden ist, mehr oder weniger weit. Kommt er von einem Marabut, dann ist er gut zur Reise durch ganz Kabylien, und der Inhaber zeigt ihn allemal bei den Marabuts der verschiedenen Stämme

vor, durch deren Gebiet er kommt. Unter Umständen kann auch eine Frau einen Annayah ertheilen. Der Mörder eines Kabylen wurde von den Brüdern und der Frau des Getödteten verfolgt. Als er sich verloren sah, warf er sich der Witwe zu Füßen, umfaßte ihre Beine und rief: »Gib mir deinen Annayah!« Die Frau warf ihren Schleier über den Mann und er war gerettet.

Gleichwohl sind die Partei- und Familienverhältnisse unter den Kabylen wenig erquicklich. Häusliche Angelegenheiten geben sehr oft Veranlassung zu Parteistreitigkeiten, wie beispielsweise die Ehescheidungen. Der Kabyle kauft seine Frau. Ein junger Mann will ein Mädchen heiraten, kommt mit dem Vater desselben hinsichtlich des Preises überein und die Angelegenheit wird im ganzen Dorfe bekannt. Inzwischen, und bevor die Verbindung zum Abschlusse gelangt, schickt der Mann der Schwester der Verlobten, der auf diesen neidisch ist, seine Frau fort, ohne sich von ihr, wie der Ausdruck lautet: »abzuscheiden«, und bietet für das seinem Schwager versprochene Mädchen ein höheres Kaufgeld. Der Vater desselben läßt sich (schon aus Verwandtschaftsgründen) in den Handel ein und bricht sein gegebenes Wort. Nun aber nimmt der Stamm des in solcher Weise beleidigten und beeinträchtigten jungen Mannes Partei für diesen und die Angelegenheit führt zu bedenklichen Streitigkeiten, häufig zu blutiger Fehde. Der benachtheiligte Bräutigam kann zwar bei der nächsten Behörde klagen, dann aber ist häufig schon Blut geflossen und wenn die Angelegenheit endgiltig auch zu Gunsten das Klägers geschlichtet wird, leuchtet gleichwohl ein, daß die ganze Vorfallenheit den Keim zu weiterem Haus-, Familien- oder Stammeszwist in sich schließt.

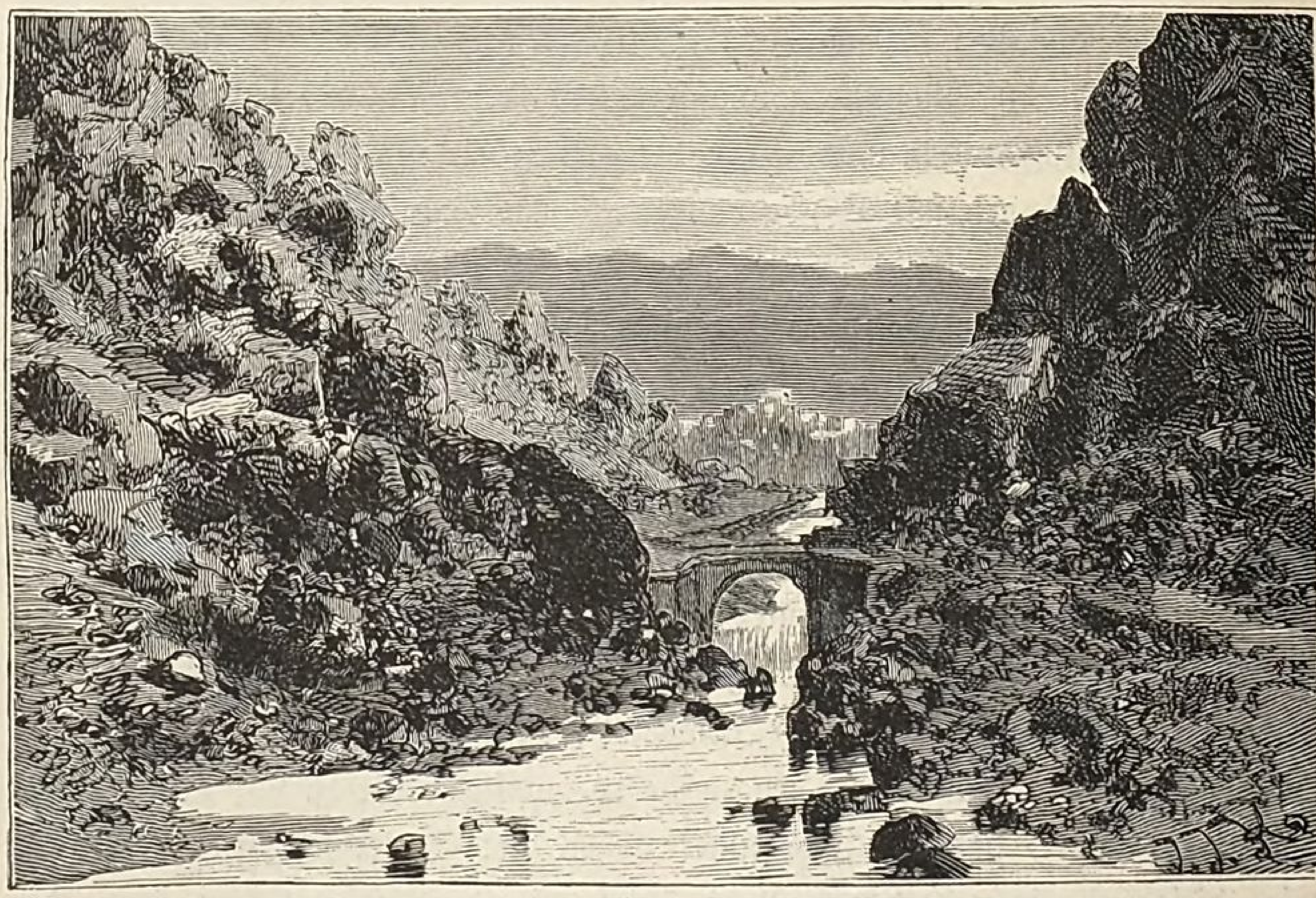
Da gerade von Frauen die Rede ist, möchten einige Bemerkungen über die Kabylinnen am Platze sein. Dieselben zeigen sich in Bezug auf die Körperbeschaffenheit entschieden vortheilhafter als die Araberinnen. Charakteristisch ist die stumpfe, an der Spitze ein wenig aufgestülpte Nase und das runde, zurücktretende Kinn. An den Gliedmaßen ist die Musculatur meist gut ausgeprägt, die Hand- und Fußgelenke sind fein, die Finger und Zehen wohlgeformt, nicht selten von großer Schönheit. Leider altern die Weiber frühzeitig und der ursprünglich anmuthige Wuchs geht in Corpulenz über, indessen die Züge platt und ausdruckslos werden. Auffallend ist beim Weibe, wie beim Manne, die Verschiedenheit in der Hautfarbe, in jener der Augen und des Haares. In Bezug auf das Letztere kommen alle Abstufungen vom Hellblond bis zum Tief-

schwarz vor. Ein Nationalgebrechen ist die Unreinlichkeit, die in beispiellosem Grade bei den Kabylen herrscht. Die Häuser haben keine andere Oeffnung, als die Thüre, von einem Rauchfange keine Spur. In einer solchen Wohnung leben durchschnittlich neun bis zehn Menschen gemeinschaftlich mit den Hausthieren. Die Leute schlafen, in schmutzige Lappen gehüllt, auf dem nackten Fußboden, denn auch Matten gehören zu den seltenen Luxusgegenständen. Dafür aber besitzt das Kabylenweib große Vorliebe für Schmuck und Tand, mit welchem sie sich über und über behängt. Es muß aber hervorgehoben werden, daß es seine Tage nicht im Stumpfsinn und Trägheit verbringt, wie die Araberinnen, sondern unablässig mit den Männern bei der Arbeit ist. Kommt die Ernte, so haben die Kabylinnen alle Hände voll zu thun. Sie sitzen dann im Kreise und schlagen tactmäßig auf die Aehren; ihr Werkzeug ist ein hölzerner Hammer oder Klöpfel, etwa von der Form eine Weinflasche. Andere reutern das gewonnene Korn, welche Hantirung ein mit Lendenschurz und riesigem Strohhut bekleideter Kabyle von der erhöhten Tenne aus überwacht.

Eine solche ländliche Scene bietet offenbar ein recht hübsches Bild. Ringsum blühen Aloën und Cacteen und im Hintergrunde erheben sich, im blauen Dufte schwimmend, phantastisch geformte Berge. Eine besondere Geschicklichkeit entwickeln die Kabylenweiber im Tragen der großen, ungemein schweren Wasserkrüge (Amphoren), die einen so kleinen Boden haben, daß sie, frei gestellt, umfallen müßten. Die Weiber tragen dieses monströse Gefäß auf dem Rücken, und zwar derart, daß der spitze untere Theil am Gürtel festhaftet. Gehalten wird diese, oft einen halben Centner überschreitende Last mit dem einen oder anderen stark nach rückwärts gekrümmten Arm. Schon Mädchen von zwölf Jahren müssen täglich zweimal Wasser aus den Schluchten holen und auf die Höhen schleppen. Dadurch werden sie von Jugend an daran gewöhnt, das Gleichgewicht zu halten und die, nach unserer Vorstellung so schwere Arbeit spielend zu verrichten.

Damit hätten wir im Großen und Ganzen das Wissenwerte von den algerischen Bevölkerungselementen erschöpft. Um das Land selber kennen zu lernen, wären mannigfache Kreuz- und Querzüge vonnöthen. Vielleicht gewinnt der Leser auch damit ein orientirendes Bild, wenn wir unsere Mittheilungen auf einzelne Oertlichkeiten beschränken.

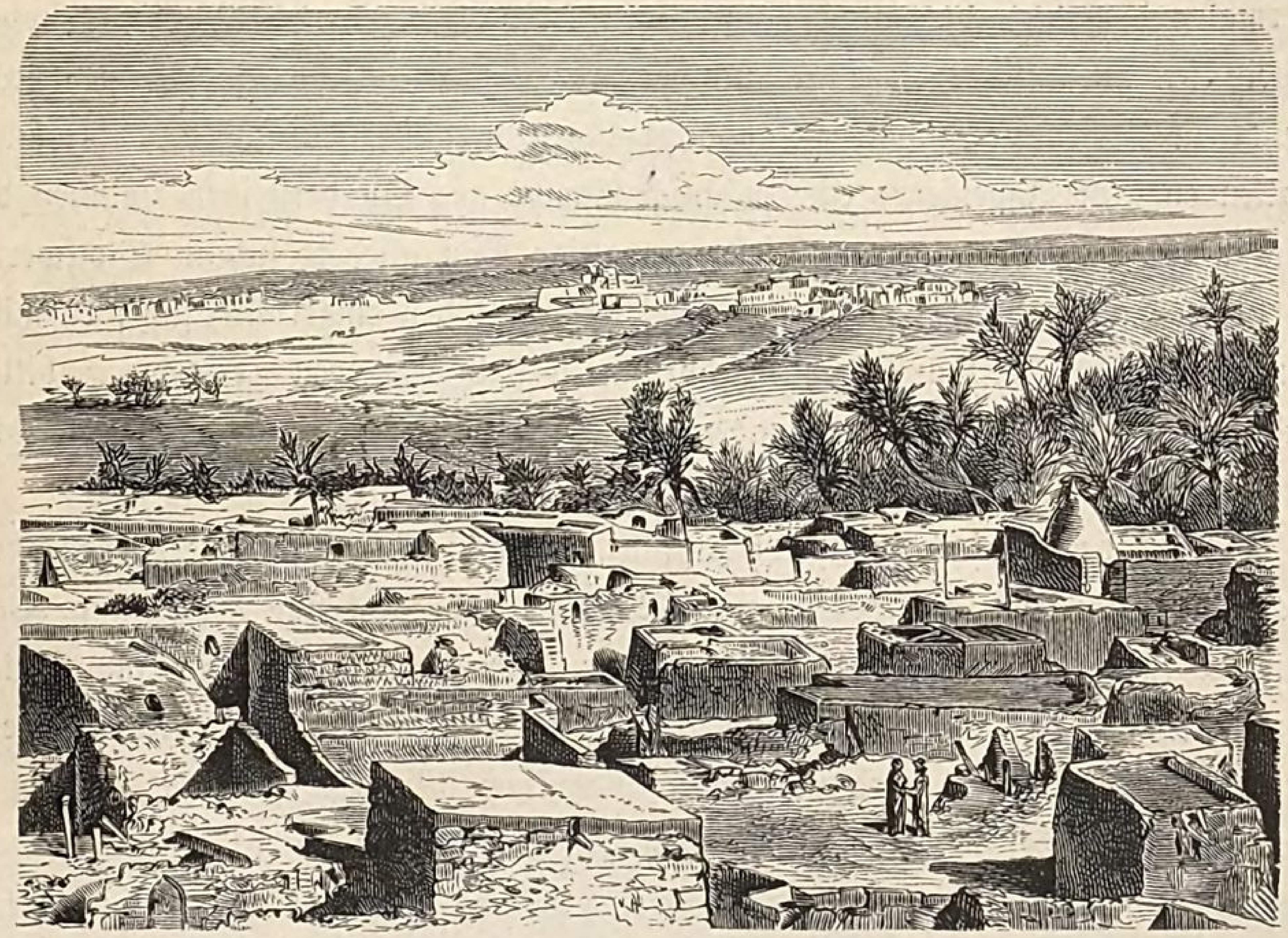
Hiebei sollen die Küstenstädte den Reigen eröffnen und die typischen Ortschaften des Binnenlandes folgen.... Die Hauptstadt der ganzen Colonie und des gleichnamigen »Departements« (die beiden anderen sind Oran und Constantine) ist Algier. Sie erhebt sich auf einem halbinselartigen Vorsprunge der Küste und an deren östlichen Abhängen in amphitheatralischer Form. Die nach morgenländischer Weise in Terrassen endigenden Häuser bilden enge und



El Kantara.

krumme Gassen, die sich vom Hafen her übereinander staffeln; nur die größere Straße, welche die beiden Thore Bab-el-Uëd und Bab-Absun mit einander verbindet, sowie die Marinestraße, die vom Gouvernementsplatz zum Marinethor führt, machen hievon eine Ausnahme. Von den Vorstädten, deren es mehrere gibt, sind Bab-Absun und St. Eugène die bedeutendsten. Der Hafen ist stark befestigt und Algier von dieser Seite schwer anzugreifen; gegen das Land zu ist es nur durch eine einfache Wallmauer geschützt. Der gegen 660 Meter lange Hafendamm führt nach dem Vertheidigungsdamm, nämlich nach einer mit Batterien besetzten Halbinsel, welche den gleichfalls zur Vertheidigung eingerichteten Leuchtthurm

trägt. Nicht fern davon steht der Marinepalast. Das Fort National, welches die Stadt beherrscht und schützt und auf einem steilen Hügel von mehr als 200 Meter Höhe über dem Meere liegt, erhebt sich im Südwesten der Stadt; im Norden ist das Fort »des vingtquatre heures«, im Süden das Fort Absun bei dem gleichnamigen Thor an der Küste, das neue Fort in der Nähe des Thores Bab=el=Uëd u. s. w. Die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude sind: das Seraï oder der Palast des Dey, »Paschali« genannt; es hat zwei große mit Gebäuden



Tuggurt (s. S. 698).

umgebene Höfe, deren Gallerien von Säulen getragen werden, die seinerzeit von Genua hieher gebracht wurden. Am Eingange war unter den Deys der Richtplatz und man stellte hier die abgeschlagenen Köpfe aus. Der letzte Dey wohnte in der Kasbah, welche zugleich Citadelle und Schatzhaus war und auf einer Anhöhe steht. Dermalen ist die Citadelle zu Kasernen eingerichtet. Das Arsenal und die Werfte sind durch eine Mauer von der Stadt abgesondert und stehen durch drei Pforten mit dem Hafen in Verbindung.

Im Großen und Ganzen erkennt man auf den ersten Blick, wie sehr sich das ehemalige Seeräubernest seit der französischen Eroberung geändert haben

muß. Die Unterstadt ist ganz europäisch geworden, während die Oberstadt um die Kasbah noch ihr maurisches Gepräge bewahrt hat. Gleichwohl ist die Größe von Algier erheblich übertrieben worden. Nach der Zählung vom December 1881 betrug die Civilbevölkerung 65.227 Seelen. Die vorzüglichsten Neubauten und Stadtregulirungen stammen aus der Regierungszeit Napoleons III. Unter dem knauserigen Louis Philipp geschah ungemein wenig für die Stadt und das Land. In der Kaiserzeit aber entstanden alle die großartigen Bauten, welche dermalen dem Besucher in die Augen fallen. Zu der mehr als 25 Meter hohen Steilküste, auf welcher die Stadt sich ausbreitet, führten Jahrzehnte lang schlecht gehaltene Fahrwege von den Landungsplätzen herauf. Im Jahre 1860 aber hatten englische Ingenieure eine mächtige Rampe aus Quadersteinen zwischen die Stadt und das Meer gelegt. Dieser gewaltige Bau gliedert sich in Stockwerke, in denen Hallen, Magazine, Lagerplätze, Keller, Läden eingerichtet sind; er wird durchzogen von sanft ansteigenden Auffahrten und bequemen Treppen, er bildet endlich auf der Höhe eine Promenadestraße, wie nur wenig Seestädte eine ähnliche besitzen mögen.

Was dem Besucher Algiers auffällt, ist der Mangel an hervorragenden maurischen Architekturen. Paläste und Moscheen sind nicht von Bedeutung. Von einigem Interesse ist nur die Moschee am Fischplatz, ein ziemlich imposantes Gebäude mit einer mächtigen Hauptkuppel, um die sich vier kleine Nebenkuppeln gruppiren. Das Ganze wird von einem viereckigen Minaret von etwas plumper Form (nicht zu vergleichen mit den prächtigen Minarets in Kairo) überragt. Von außen zeigt das Gebäude eine tadellos weiße Tünche. Im Innern ist, wie in allen islamitischen Gotteshäusern, nicht viel zu sehen. Strohmatten bekleiden auch hier den Boden und durch die hohe Kuppel fällt ein gedämpftes Licht in den weiten Raum, dessen von keinem Laute unterbrochene Stille im schroffsten Gegensatze zu dem Lärm draußen steht. Besser ist es mit den ehemaligen Palästen des Dey bestellt. Dort finden wir das lebhafte Ornamentenspiel, die schlanken, zierlichen, gewundenen Säulen, die Portale mit dem Hufeisenbogen, die Platten von lebhaft bemalter, glasirter Fayence zu reizvoller Gesammtwirkung verwertet. Das eintönige Weiß aller Wände und Mauern wird durch Streifen dieser Fayenceplatten hübsch belebt. Die Fayencen sind das Charakteristische der maurischen Architektur-Ornamentik in Nordafrika. Wir finden auch die bescheidenen Häuser mit

solchen bunten Zieraten geschmückt, die sich in Streifen über den weißen Grund ziehen, die Thüren einfassen, den unteren Theil der Innenwände, die Treppen und die Fußböden bekleiden. Merkwürdig aber ist, daß im Lande selbst Werkstätten für Fayence nicht mehr existiren und der Bedarf an solchem Ziermateriale aus — Frankreich bezogen wird. In manchen Jahren führt es für mehr als eine Million Franken von diesem Artikel in das schwach bevölkerte Land ein.

Zu beiden Seiten der Stadt dehnen sich weite Vorstädte aus, die in buntester Unordnung die Abhänge des Sahel bedecken. Hunderte von Villen in sämmtlichen Stilformen der Erde klettern vom blauen Meere bis zu den grünen Berggipfeln empor, grüßen von weithinschauenden Höhen, lugen aus lauschigen Thälern. Und wohin das Auge auch blicken mag, überall begegnet es den hohen Kronen der Palmen, dem dichten Laub der Orangen, den schwarzen Dächern der Pinien. Den Glanzpunkt im Bereiche von Algier aber bildet die weite Ebene Metidja. Zwischen den Parallelen des schneebedeckten Atlasgebirges und den weichlinigen Höhenzügen des Sahel eingesenkt, zieht diese Ebene viele Meilen weit hin, heute schon größtentheils von der Cultur erobert, ein Land mit glänzender Zukunft. »Man berichtet — erzählt uns Fr. Wernick — daß schon einmal, zu Zeiten der arabischen Herrschaft, diese Ebene in hoher Blüte gestanden habe, besiedelt mit vielen Städten und Dörfern, bedeckt mit Aeckern und Fruchtgärten. Das Alles ist untergegangen, verwüstet, vertilgt von Raubzügen und unter den Kämpfen einzelner Häuptlinge im XIII. Jahrhundert, die einander ihre Schlachten geliefert und mit barbarischer Wildheit zerstört haben, was sie vorgefunden. Seit jener Zeit war die Metidja eine Sumpfwüste geworden. An den Abhängen der Gebirge fanden die Franzosen 1830 wenige Kabylendörfer, deren armselige Hütten wir noch heute dort liegen sehen. Der größte Theil des Bodens in diesem 3 Meilen breiten, 15 Meilen langen Thale war entweder noch herrenlos, oder er bestand aus Wasserlachen. Fieber hausten auf der Metidja; nur Jäger stellten den Wasservögeln, den Raubthieren und der schlanken, schnellfüßigen Gazelle, der Gemse des Atlas, nach«.... Heute ist das wesentlich anders: die Metidja ist eine der schönsten Gegenden der Erde. Ihre Fruchtbarkeit ist sprichwörtlich geworden, die Farbenpracht ihrer Matten hat manchen Reisenden zu überschwänglichen Schilderungen verleitet. Die Ebene wird nämlich von der Bahnlinie durchzogen, welche von Algier nach Oran läuft.

Die landschaftliche Pracht kann also auf die bequemste Weise genossen werden. Hauptort der Ebene ist Blida, ungefähr 30 Kilometer südwestlich von Algier, am nördlichen Fuße des sogenannten kleinen Atlas. Im Jahre 1826 wurde das Städtchen von einem Erdbeben gänzlich zerstört. Die Lage des Ortes ist indessen für den Handel so günstig, daß er sich aus seinen Trümmern wieder erhob und dermalen bereits circa 10.000 Einwohner zählt.

Die Umgebung von Blida ist ein wahres Paradies. Da erstrecken sich zunächst die berühmten Orangenplantagen, von den reichlichen Gewässern aus den nahen Bergen genährte Anlagen, welche über 50.000 Bäume und eine ebenso große Zahl von jungen, noch nicht Früchte tragenden Setzlingen besitzen. Man kann sich einigermaßen eine Vorstellung von dem Dufte machen, der zur Zeit der Blüte die Ebene erfüllt. Auf der West- und Nordwestseite des Ortes dehnt sich im Gegensatze zu diesen Fruchthainen der heilige Park aus, in welchem inmitten hundertjähriger knorriger Oelbäume und hochragender Cypressen in einer Kubba die Gebeine des arabischen Ortsheiligen ruhen. Entsprechend dieser üppigen Umgebung bietet auch das Innere Blidas ein überaus ansprechendes Bild. Breite Straßen, von sauberen Häusern mit vielen hübschen Läden gebildet, laufen schnurgerade nach dem Mittelpunkte der Stadt, die »Place d'armes«, wo ein von Platanen beschatteter Brunnen und ringsum kühle Arkaden an den Häusern hinziehen. Bei der großen Nähe von Algier ($1^1/_2$ Stunden Eisenbahnfahrt) wird Blida von den Wintergästen der Hauptstadt viel besucht. Zu Zeiten gibt ein Blidaer Straßenbild eine förmliche Völkermusterkarte ab, in der fast keine europäische Nation fehlt. Außerdem gibt Blida demjenigen, der sich nach dem Innern der Colonie begibt, ein typisches Bild aller algerischen Binnenstädte ab. Diese charakterisiren sich insgesammt als Militärstationen, als Sicherheitsposten und Zufluchtsstätten inmitten eines gefährdeten Besitzes. Die Bauweise solcher Plätze und ihre innere Eintheilung ist uniform, daher nüchtern, aber zweckmäßig. Nebenbei ist Blida einer der beliebtesten Zufluchtsorte optirter Elsässer und Lothringer geworden. Auf den Straßenschildern liest man allenthalben deutsche Namen und ihre Insassen verrathen durch ihren harten französischen Dialect sofort ihre Abstammung.

Von Algier wenden wir uns ostwärts nach dem Gebiete von Constantine. Der Weg zu Wasser hat vor dem zu Lande den Vortheil voraus, daß sich

auf demselben eine Küstenscenerie entrollt, wie sie in Bezug auf malerische Schönheit im Mittelmeerbecken wohl an keinem Orte anzutreffen sein dürfte. Die Küstenstrecke bietet ein »Bosporusufer« in vergrößerter Gestalt. »Grüne Bergwiesen, von Araberzelten und weidenden Herden eingenommen, üppige Niederungen mit wogenden Halmen, dunkle Nadelholzwälder und saftiggrüne Obstbaumplantagen, uralte Kabylendörfer auf hoher Felsenwarte und moderne Seestädte, tief eingeschnittene Flußthäler und steil ansteigende Terrassen, weite stille Buchten und brandungumtoste Vorgebirge, im Hintergrunde aber, als ernster unbeweglicher Rahmen zu all den bunten, lebensvollen Bildern, die himmelragenden, hie und da mit Schnee bedeckten Zacken und Kuppen des Hochgebirges: das ist die prachtvolle Scenerie, die sich fortlaufend dem Auge bietet.« Die geräumigste von den vielen Buchten, welche auf dieser Küstenstrecke in das Festland eingreifen, ist jene von Bougie. Hier beginnt die Landschaft, welche man die kleine Kabylie nennt. Hochland ist im Allgemeinen der Charakter dieses Gebietes, das sich durch außerordentlichen Reichthum der Natur auszeichnet, welche in den Thälern und an den Flußbetten hin bis zu wunderbarer Ueppigkeit gedeiht. Die Berber haben hier, wie überall, eine echt demokratische Verfassung und theilen sich je nach ihren Wohnsitzen in ebenso viele Stammgenossenschaften oder kleine Staaten, die von einander unabhängig sind und nur in der ethnischen Verwandtschaft und dem gemeinsamen Glaubensbekenntnisse ein allgemeines Bindemittel besitzen. Ihre Dörfer bestehen meistentheils aus Steinhäusern, die aber sehr weitläufig gebaut und von großen, mit Cactushecken eingefriedeten Gärten umgeben sind. Mehrere solcher Dörfer bilden einen Sof, d. h. »Linie«. Inmitten dieser Kabylenbevölkerung beschränkt die Colonisation sich nur auf einzelne vorgeschobene Posten. Von Colonisten ist der Besitz in dieser Gegend nicht sehr begehrt. Empören sich die Eingeborenen, so werden sie blutig niedergeschlagen und ihr Grundbesitz wird confiscirt. Man begreift, daß ein Colonist, welcher einen solchen Besitz erwirbt, sich nicht sehr sicher fühlen kann. Der Ansiedlungen sind daher wenig, größtentheils von Mauern umgeben und durch eine Kaserne geschützt.

Hauptort dieses östlichen algerischen Gebietes ist Constantine. Es war einst die Residenz eines Bey, welcher den östlichen Theil von Algerien beherrschte und dessen Unterwerfung den Franzosen jahrelange, mit Blutopfern verbundene

Anstrengungen gekostet hat. Man begreift dies auf den ersten Blick. Constantine zeigt sich als eine Felsenfestung, deren Lage und natürliche Bedingungen sie uneinnehmbar erscheinen lassen. Aber dies gilt für das alte Constantine gleichwohl nur bedingungsweise, denn die Fortificationen waren nur berechnet auf Angriffe eines Feindes, der keine Kanonen besitzt und der zurückgehalten wird durch eine Mauer, einige Thürme zur Vertheidigung der Thore, durch Wälle und feste, citadellenartige Kasernen. In alten Zeiten war der Ort Hauptstadt von Numidien. Zwei seiner mächtigsten Könige — Massinissa und Jugurtha — sind hier geboren; später wurde »Arta«, wie der Ort damals hieß, Hauptstadt des römischen Mauretanien. Bernhard Schwarz sagt von der Stadt: »Constantine ist eine starrblickende Sphinx auf riesigem Naturpostament, ein drohender Leu auf hochragendem Sockel, den Giganten aufgerichtet haben, ein stolzer Aar auf unzugänglichem Felsenhorst. Man denke sich eine riesenhafte Säule von 300 bis 400 Meter Höhe, um deren Fuß nahezu in einem vollständigen Kreis ein schäumender Fluß herumläuft und deren senkrecht abgeschnittene, schwarze Seiten nur an einem Punkte, wie, um das Umfallen des Kolosses zu verhüten, mit den ringsum aufsteigenden Höhen durch ein verhältnißmäßig schmales Landband verbunden sind.« Auf der Plattform dieser Riesensäule liegt die weiße Häusermasse von Constantine, in welcher circa 35.000 Menschen wohnen.

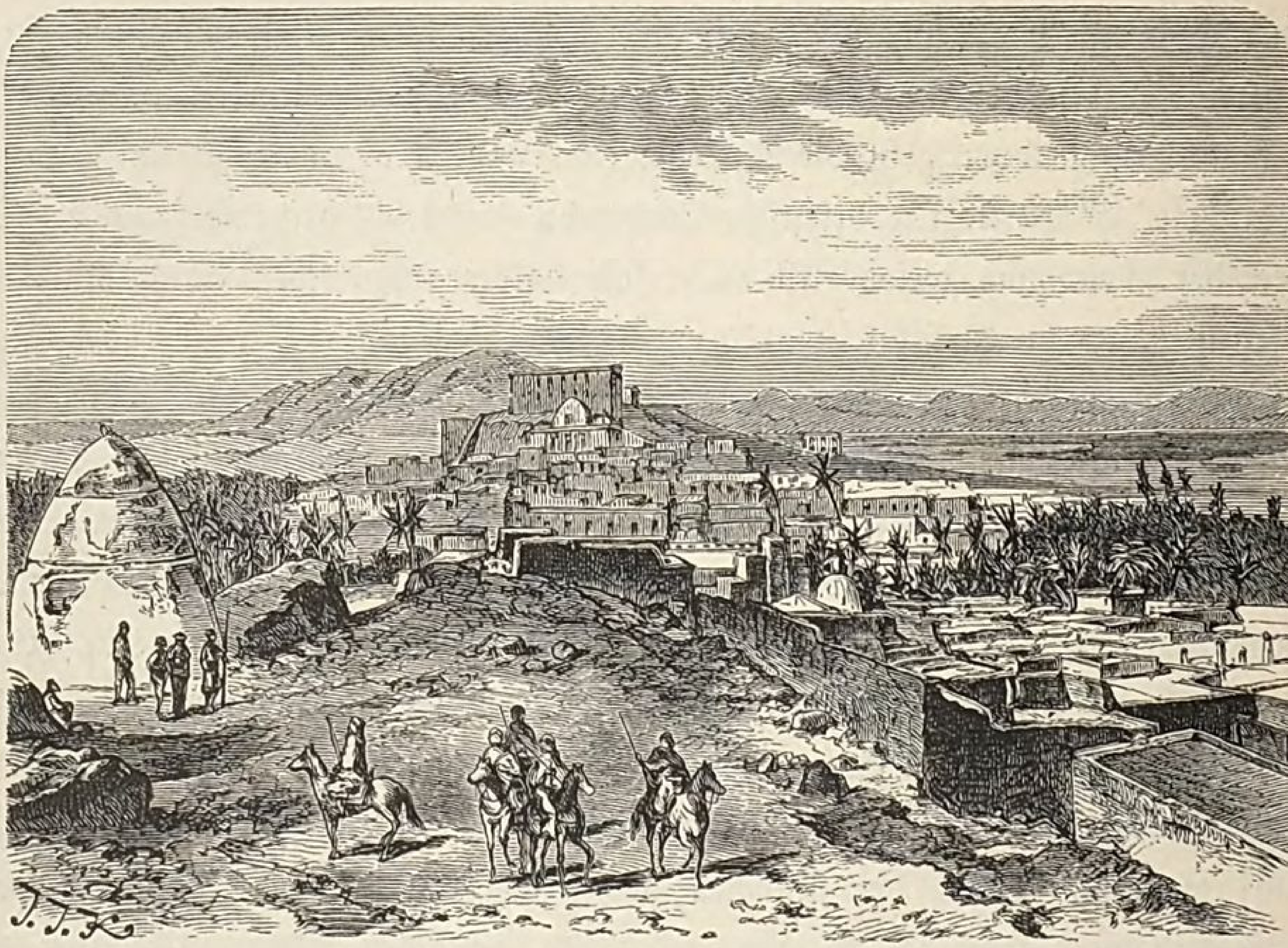
Diese Lage des Ortes war bestimmend für seine nachmalige Bedeutung. Die Beherrscher Numidiens erkannten dies und wählten ihn zu ihrer Residenz, Die Vandalen haben sich dann vergeblich an dieser Felsenburg die Köpfe blutig gerannt. Obwohl Constantine von seinem ehemaligen Glanze viel verloren hat, spricht doch noch so manches von alten, bedeutsamen Zeiten. Dies gilt in erster Linie von den Spuren des Römerthums, die in reichlicher Menge vorhanden sind. Brückenbogen, Mauerwerk, Denkmale und geborstene Wasserleitungsrohre sieht man allenthalben. Säulenstümpfe, Friesstücke, Kranzgesimse findet man nicht selten in den Mauern älterer Häuser verbaut. Constantine besitzt ein Museum, in welchem römische Funde in großer Zahl aufbewahrt werden. An der Stelle, welche über die oben erwähnte Schlucht führt — die einzige Verbindung mit Constantine — stand schon zur Römerzeit ein prachtvoller Viaduct. Er blieb bis zum Jahre 1793 aufrecht und wurde damals von dem regierenden Bey »umgebaut«. Dieses türkische Machwerk stürzte aber bereits 1857 zusammen

und wurde hierauf von den Franzosen durch eine eiserne Brücke ersetzt, die mit einem einzigen Bogen den schaurigen Abgrund überspannt.

Im Norden von Constantine liegt dessen Hafenstadt, Philippeville, welche von den Franzosen auf der Stelle des alten Russicada gegründet wurde. Die Stadt bietet nichts besonderes, dafür aber ist der Weg von Constantine dahin außerordentlich reizvoll. In der Regel besucht man vorerst Philippeville, mittelst Dampfer von Algier herüber, und benützt dann die Bahn nach der Hauptstadt Numidiens, von wo die Route nach der Sahara fortgesetzt werden kann. Zwischen der Küstenstadt und der Hauptstadt »Numidiens« läuft eine großartige Bahn, die zur Zeit noch einzige Gebirgsbahn Algeriens, ja Afrikas überhaupt. Von dort geht die Route weiter nach Batna, eine im Gebirge, 1021 Meter hoch gelegene befestigte Stadt, die erst 1844 gegründet wurde. Der Zweck der Gründung dieser Atlasstadt, die halbwegs zwischen Constantine und Biskra liegt, war natürlich kein anderer als der, die wichtige Straße und zugleich auch das Auresgebirge zu decken. Die beständige Garnison, meist aus eingeborenen Spahis bestehend, ist nicht unbedeutend. Eine Merkwürdigkeit in der Umgebung von Batna ist ein Cedernwald, der einen Flächenraum von nicht weniger als 4000 Hektaren einnimmt, und in welchem sich gerne Löwen herumtreiben.... Von Batna geht es weiter durch Steppenland, zuletzt auf herrlicher Kunststraße (seit 1879) auf eine Paßhöhe und durch ein Felsenthor, in dem noch eine Brücke aus der Römerzeit den Fluß überspannt. Das Thal — El Kantara genannt — bildet die Grenze zwischen dem Gebirge und der Sahara. Es wird »Wüstenmund« genannt. Durch den Rahmen des Thores erblickt man die erste Oase, den Palmenwald von El Kantara, umgeben von der Wüste. Zwischen den Bäumen, im Schutze der hohen Felswände, liegen die Hütten der Araber. Aber die Palme ist es nicht allein, die diesem Flecke Erde alle Reize eines irdischen Paradieses verleiht. Laubreiche Orangenbäume, Granatbüsche, Feigen und Mandeln, Lorbeeren und Myrten, namentlich aber prachtvolle Rosen bilden hier in der kahlen Wildniß einen prächtigen Garten, wie Algerien wohl kaum einen zweiten aufzuweisen hat.

Der romantische Theil des Felsenthales — der »Wüstenmund« — öffnet sich von der Oase weiter in der Richtung nach der Wüste zu. Nach Bernhard Schwarz erinnert diese enge, von dunklen Felsen eingeschlossene Schlucht an

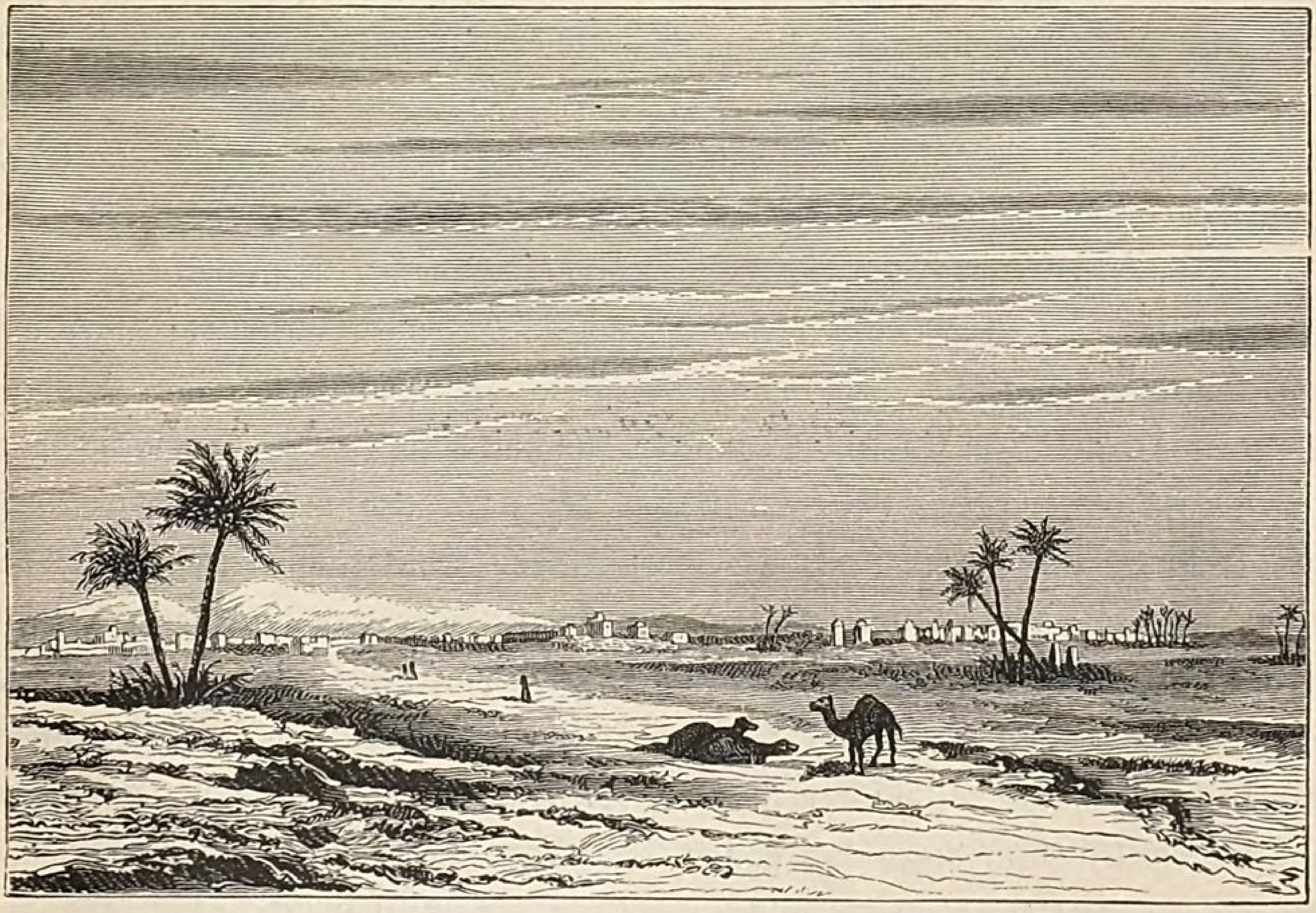
manche finstere Alpenklamm. Dazu kommt der überraschende Gegensatz: auf den finsteren Spalt, die gelbe, schimmernde, weite und völlig nackte Ebene. Wir befinden uns hier am Rande der Sahara. Zwar eine kurze Strecke weiter finden sich wieder röthliche Felsberge; aber die Natur der Sahara macht sich gleichwohl in ihrer ganzen schauerlichen Wesenheit geltend, daß jene Bezeichnung als »Mund der Wüste« wohl gerechtfertigt ist. Zur Zeit der Römer hieß der Engpaß »Schuh des Herkules«; seine strategische Bedeutung war damals eine unzweifel-



El Aruat (Laghuat).

hafte und für die Franzosen war es nicht schwer, dies zu erfassen. An die Römer erinnern weiter auf der Wüstenstrecke die Trümmer eines optischen Telegraphen und Spuren von antiken Ruinen an den Bergen. Dann kommt die Oase El Utaja, wo gleichfalls Trümmer von römischen Wasserleitungen zu sehen sind. Weiter folgt eine weite Ebene, die den Wüstencharakter in seiner vollen Reinheit zeigt. Zuletzt wird ein Bergriegel gequert und Biskra, der Hauptort der Oasen von Ziban, erreicht. Es gibt 32 Oasen, welche in vier Gruppen, der Weltgegend entsprechend, in der sie liegen, eingetheilt werden. Den Namen Zaba

führte Biskra schon zur Römerzeit. Zur Hälfte von einem wogenden grünen Meere verborgen, liegt die Stadt im Norden der Palmenpflanzungen; die geradlinigen Straßen werden von schönen soliden Häusern eingerahmt, denen man es nicht ansieht, daß sie aus lufttrockenen Ziegeln erbaut sind. In den breiten Straßen sieht man allenthalben Brunnen und Bosquets, welch letztere im schönsten Grün prangen. Die noch vor kurzer Zeit nackte und öde Umgebung wurde binnen fünf Jahren in einen herrlichen Park verwandelt, der einen



El Abiod Sidi Scheich.

Lieblingsaufenthalt der zahlreichen Touristen bildet, die Biskra jeden Winter besuchen. Besonderen Ruf aber genießt die Stadt unter den Eingeborenen und unter der Bevölkerung weiter Striche der benachbarten Sahara. Erstere nennen ihr Heim mit stolzem Selbstbewußtsein das »Paris der Wüste«. Und ein Paris in seiner Art ist Biskra, denn wie nirgends im Atlasgebiete findet in dieser Oasenstadt der Lebemann im Burnus oder Baraken alles, was sein Herz zu entzücken vermag. Die Leichtlebigkeit der Biskris prägt sich schon in der Feiertagsstimmung aus, die fast beständig in den Straßen der Oasen-Capitale herrscht. Araber

und Kabylen, Tuareg und Nomaden, und der ganze Schwarm jener kleinen Mischstämme, der sich zwischen Mittelmeer und Sahara tummelt, kennen nur die eine Sehnsucht: in Biskra Erholung von der Nüchternheit des Wüstenlebens zu finden. Besondere Anziehungskraft besitzen die weit und breit berühmten Tanzmädchen von Biskra, die sogenannten »Naïlijah«. Es sind die Töchter vom Nomadenstamme der Uled Naïl, und ihr Beruf ist gerade kein ehrenvoller, obwohl die lebenslustigen Leute, welche des Vergnügens halber nach Biskra strömen, wie es in der Natur der Sache liegt, gerade nicht von moralischen Bedenken geplagt werden. Die Naïlijah gehen alle unverschleiert und sind reich mit seltsamem Geschmeide behangen. Ihr Haar fällt lose in langen, dunklen Wellen auf den entblößten, in mattem Bronzeton schimmernden Busen herab, und ihr Costüm besteht aus bunten, reich verzierten Stoffen.

Von Biskra nach Süden, Südwesten und Südosten dehnt sich das weitläufige, mehr als zwei Drittheile der gesammten Colonie einnehmende algerische Wüstengebiet. Zunächst im Südosten erstreckt sich das Gebiet der Schott-Depression, von dem in einem anderen Abschnitte ausführlich die Rede war (s. S. 559). An seinem Westrande führt die Karawane nach den Oasen der Uled Rirh und Uled Suf. Hauptort dieses Gebietes ist Tuggurt, von einer hohen crenelirten und bastionirten Mauer umgeben. Die aus gelbem Kalkstein oder aus Luftziegeln erbauten Häuser, von denen viele öde und zerfallen sind, haben kein Stockwerk und besitzen die gewöhnlichen freien Terrassen für den Aufenthalt der Frauen. Die Bewohner, 2000 an der Zahl, sind zum großen Theile, gleich denen des ganzen Ued Rirh, Abkömmlinge jener ursprünglichen schwarzen Bevölkerung, welche Duveyrier die subäthiopische nennt und die wir vorzüglich in den Depressionsgebieten ansäßig finden, deren fieberisches Klima eben nur die an das analoge Klima des Sudan gewöhnten Schwarzen ertragen können. Die Oase von Tuggurt zählt 72.000 Palmenstämme, wovon die französische Colonialregierung von jedem Stamme eine Steuer von 35 Centimes erhebt. Der Boden der Oase, durch artesische Brunnen reichlich bewässert, ist sehr fruchtbar. Auf die Dattelpflanzungen verwenden die Oasenbewohner, im Ganzen 6000 Menschen, die größte Sorgfalt.

Ein zweiter Karawanenweg führt von Biskra in südwestlicher Richtung nach den Oasen der Beni M'zab. Die Bewohner dieser Oasen nehmen eine

besondere Stellung unter den Islamiten von Nordafrika ein. Dies verhält sich so. Seit dem Bestehen des Islams hat es nie an Genossenschaften gefehlt, an »Orden«, wie sie ja auch das Christenthum hat, und denen die Stärkung des Islams oblag und noch immer obliegt. Solche Gründungen haben bis auf die Gegenwart fortgedauert. Am zahlreichsten wurden die Genossenschaften, als es galt, den orthodoxen Islam gegen das Schisma und die häretischen Secten zu vertheidigen. Nordafrika war schon von Alters her ein reiches Feld für ihre Thätigkeit. Die zum Islam übergetretenen Berber neigten sich derjenigen Partei zu, welche im Gegensatze zu Schiiten, wie Sunniten, das Imamat als unwesentlich ansahen und eine Beschränkung desselben auf den Stamm des Propheten unbedingt verwarfen. Die berberischen Bewohner Nordafrikas sahen in dem Anschlusse an diese Partei eine Möglichkeit, ihre nationale Unabhängigkeit gegen ein Aufgehen in das Araberthum zu retten. Erst nach hartnäckigen Kämpfen gelang es den Statthaltern der Khalifen die Völker Nordafrikas der Orthodoxie dauernd zu unterwerfen. Einige Trümmer jener Partei haben sich aber dennoch erhalten. Die Bewohner des M'zab, die sogenannten Mosabiten, bekennen sich noch heute zu der unterdrückten Secte, und bildeten ein selbständiges, unter französischer Oberhoheit stehendes Gemeinwesen, bis ihr Land im Jahre 1882 von Algerien annectirt wurde. Die Mosabiten erfreuen sich allgemein eines guten Rufes als Handels- und Gewerbsleute. Viele leben zerstreut in Algerien, Tunisien, ja sogar in Syrien und noch weiter östlich. Die Europäer stehen gern im Geschäftsverkehr mit jenen, da sie den eingegangenen Verbindlichkeiten in der Regel auf das Genaueste nachzukommen pflegen. Fallissements sind äußerst selten unter ihnen, wodurch sie einen schneidenden Gegensatz gegen die algerischen Juden bilden, bei welchen der Bankerott ein wirtschaftliches Lebenselement bildet. Die Zahl der Mosabiten ist nicht sehr groß, in ihrem Heimatlande übersteigt sie nicht 35.000 Seelen. Ihre Zahl fällt daher leider nicht sehr ins Gewicht gegenüber den Massen der orthodoxen Mohammedaner, von welchen sie übrigens als Ketzer gehaßt werden.

Nordwestlich von den Oasen der Mosabiten, hart am Rande der Sahara gelegen, stoßen wir auf die militärische Colonie El Aruat (Laghuat). Als Knotenpunkt der Routen von der Küste zum mittleren Niger wird El Aruat erst in Zukunft, wenn es einmal den Franzosen gelungen sein wird, dauerhafte

Handelsbeziehungen mit Timbuktu anzuknüpfen, eine hervorragende Rolle spielen. Demgemäß erscheint es erklärlich, daß der Ort zum Ausgangspunkte der mehrgenannten »Saharabahn« ausersehen ist. Der Ursprung der Oase reicht weit ins Alterthum zurück. Im Jahre 1844 erkannte die Stadt die Oberhoheit Frankreichs an, aber erst 1852, in welchem Jahre es von den Franzosen nach einem verzweifelten Kampfe mit Sturm genommen wurde, erhielt es eine Besatzung. Die Stadt zeigt die Physiognomie aller übrigen saharitischen Niederlassungen. Die breiteren Straßen rühren erst seit der französischen Occupation her. Das hervorragendste Gebäude ist das massige, von einer crenelirten Terrasse gekrönte französische Spital, von dem aus man einen reizvollen Ueberblick auf die Oase und die Wüste genießt, welch letztere sich in ihrer typischen Form als Dünenwüste präsentirt. Als einförmige graue Sandfläche, von Wellen wie das Meer durchzogen, erstreckt sie sich todtenstill vor dem Blick des Beobachters bis in unmeßbare Fernen.

Folgt man dem Rande der Sahara von El Aruat ab in südwestlicher Richtung, so gelangt man zu den Oasen Uled Sidi Scheich. Hauptort der Gruppe, welche sich am Südabfalle des algerischen Schottplateaus ausdehnt, ist El Abiod Sidi Scheich, so genannt nach dem Stifter einer religiösen Innung, welche in der nördlichen und centralen Sahara zahlreiche Anhänger besitzt. Wir haben weiter oben erwähnt, daß das Grabmal dieses Patrons während des letzten Aufstandes durch den Obersten Négrier zerstört worden ist. Es sei beiläufig bemerkt, daß El Aruat im saharitischen Gebiete von Algier, El Abiod in jenem von Oran gelegen ist. Sämmtliche Karawanenwege, welche von Biskra, Tuggurt, El Aruat, El Abiod (beziehungsweise Bresina) nach der großen Wüste führen, vereinigen sich in den Oasen-Ortschaften der Beni M'zab und bilden so Knotenpunkte, deren wichtigste El Gerara, Wargla und Metlili sind. Noch weiter im Süden, sozusagen am äußersten Rande des französischen Machteinflusses, liegt El Golea, wo sämmtliche vorerwähnten Wüstenstraßen zusammenlaufen. Diese Niederlassung besteht aus der auf einem isolirten und steilen Felsen gelegenen Festung und aus einem Berberdorfe, das sich an jenem Felsen anschmiegt. Rings umher erstrecken sich ausgedehnte Palmenpflanzungen. Die Festung (Ksor) ist von einer hohen Blockmauer eingeschlossen, durch welche ein einziges Thor führt. Dicht bei demselben befindet sich der bis in eine Tiefe von 30 Meter

gebohrte Brunnen, der im Falle einer Belagerung der eingeschlossenen Besatzung das nöthige Wasser liefert. Eine einzige Straße durchschneidet die Häusergruppen und führt in gerader Richtung vom Thor zur Citadelle (Kasbah), die den spitzen Hügel mit seiner schief geneigten Felsenplatte, auf der die Niederlassung steht, krönt. Die Gebäude der Festung werden übrigens nicht bewohnt. Viele von denselben bilden Magazine, von welch' letzteren einige auch in den Felsen gehauen sind. Dagegen zählt das Berberdorf am Fuße des Felsens circa 50 Familien. Wichtig ist der Ort hauptsächlich als Mittelstation zwischen den großen Oasen der marokkanischen Sahara und den algerischen Wüstenstationen, ferner als Raststation, letzteres hauptsächlich des guten Wassers halber, das im Bereiche der Oase allenthalben in der geringen Tiefe von 2 bis 3 Meter in reichlicher Menge angetroffen wird.

Somit hätten wir der wichtigsten Punkte der algerischen Sahara gedacht. Was uns noch erübrigt, ist ein Blick auf den Bezirk von Oran, der an jenen von Algier westwärts anschließt, wie jener von Constantine ostwärts. Zu diesem Ende aber haben wir keine beschwerliche Wanderung von El Aruat oder El Abiod über den westlichen algerischen Atlas vor, sondern begnügen uns, in medias res zu greifen und unseren Leser direct nach Oran zu führen. Die Stadt, bis 1792 spanisches Besitzthum, war zuletzt der Herrschersitz eines Dey, der — gleich dem von Constantine — in einem Abhängigkeitsverhältnisse zum Dey von Algier stand. Der Anblick von Oran ist für den, der sich ihm von der See her nähert, vielleicht noch pittoresker, als der von Algier. Sobald auf einer Seefahrt von der spanischen Küste her das afrikanische Gestade in Sicht kommt, zeigt sich ein »langgestreckter, schmaler, hellgelber Saum, der sich kaum vom Meereshorizonte abhebt. Bald aber vergrößert sich diese Linie zu einem mächtigen Gebirgszug. Das ist der Atlas, der als Träger des Himmelsgewölbes schon in den Sagen der alten Griechen eine Rolle spielte und, obwohl von verhältnißmäßig nur geringer Höhe, gleichwohl durch seine Lage in alter, wie in neuer Zeit als hochbedeutsam sich darstellen mußte. Bildete dieser Naturwall doch ehemals die Südgrenze der um das Mittelmeer herum gruppirten Culturwelt.... Allmählich kommt nun auch das Vorland zum Vorschein, welches das Gebirge vom Meere trennt; ja, je näher wir dem Lande rücken, um so mehr treten die Berge ganz zurück, und die Küste bleibt zuletzt nur noch allein sichtbar. Denn dieselbe ist hier nicht

flach, sondern bildet einen ziemlich hohen, sanft ins Meer abfallenden Abhang. Auf letzterem wird auch alsbald eine schimmernde Häusermasse bemerklich — Oran.« (B. Schwarz).

Die Lage der Stadt ist nicht so hübsch, wie jene der östlichen algerischen Küstenpunkte, oder wie so vieler anderer Häfen im Süden: Neapel, Palermo, Genua, Ajaccio. Es fehlt hier der weite Golf, mit der malerischen Umrahmung. Dafür ist Oran viel grotesker, als alle diese viel gerühmten Orte, eine Stadt, die weniger den reichen Zauber südeuropäischer Küstenplätze, als die imposante Wildheit asiatischer Bergnester aufzuweisen hat. Dies gilt ganz besonders von der Westseite, wo sich ein 400 Meter hoher Felsobelisk erhebt, den ein altes spanisches Castell krönt. Auf halber Höhe der senkrecht abfallenden Steilwand liegt ein zweites Fort. Das ist übrigens nur das Prachtstück der ganzen Scenerie. Die Bucht, in welcher Oran liegt, zeichnet sich vorwiegend durch sanfte Ufergelände aus. Sie umspannen ein weitläufiges Becken, das weitaus das bedeutendste an der algerischen Küste ist. Das ist aber nicht der eigentliche Hafen der Stadt, der räumlich ziemlich beschränkt ist.

Die Bevölkerung der Stadt ist vorwiegend spanisch, was uns daran erinnert, daß sie durch lange Zeiträume zu Spanien gehörte. Den Mauren wurde sie im Jahre 1509 entrissen und zwar unter Führung des grimmigen Maurenhassers Cardinal Ximenez, der, mit dem Kreuze in der Hand, der Sturmcolonne voranschritt und kein Leben schonte. Zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts war Oran durch nicht ganz drei Jahrzehnte in maurischen Händen — bis 1732 — dann wieder in spanischen bis 1792. Oran war einer jener Punkte, welche im Jahre 1830 zuerst in die Gewalt der Franzosen geriethen, was begreiflich ist, wenn man die vorwiegende christliche Bevölkerung des Platzes für den raschen Erfolg in Anschlag bringt. Aus der spanischen Zeit datiren auch die vielen Forts, welche die Stadt in weitem Kranze umgeben und bedeutende Widerstandsfähigkeit zu besitzen scheinen, da sie unter allen Baulichkeiten Orans fast die einzigen waren, welche das furchtbare Erdbeben im Jahre 1790 überstanden hatten. So ist denn auch heute dieser Platz im fortificatorischen Sinne unbestritten der stärkste in Algerien — stärker als die natürliche Felsburg von Constantine, was von großem Vortheile ist, wenn man die Nähe Orans zu Marokko in Anschlag bringt. Seiner äußeren Erscheinung nach ist die Stadt viel

europäischer als selbst Algier, und das directe Gegentheil von Constantine, welches noch immer vorwiegend ein orientalisches Bild abgibt. Aber auch in malerischer Beziehung gibt sie ihren beiden Rivalinnen nichts nach. Besonders prächtig ist der Anblick des Hafens mit seinen gewaltigen Molen, an denen sich die wilde Brandung des Meeres bricht; dann die imposante Steilwand, auf welcher sich das Fort Santa Cruz, mit dem weithin sichtbaren Marienbilde, befindet; dann die anmuthigen Gestadebilder an der weitgedehnten Bucht selber u. s. w. Auch die Umgebung der Stadt ist von besonderem Reize, namentlich eine Aussichtshöhe des Murdschadscho mit großartiger Fernsicht über die Stadt und das Meer, die Culturebene und auf das langgestreckte Atlasgebirge mit seinen Schneeflecken.

Im Südwesten von Oran liegt, im Innern von Algerien, hoch in felsiger Gegend, Tlemsen, das »afrikanische Granada«. Es hat mächtige finstere Gebirgsmassen im südlichen und westlichen Hintergrunde, beherrscht aber nordwärts die fruchtbaren Ebenen der Flüsse Subak und Isser, die vereint unter dem Namen Tafna ins Mittelmeer einmünden. Wälder von Oliven, Nußbäumen, Kirschen u. s. w. meldet man schon aus älterer Zeit. Für die einstige Größe (unter der berberischen Dynastie der Beni Zian) zeugt das alte Mauerwerk, das von der jetzigen Stadt (über Ruinen römischer, maurischer und türkischer Zeit) kaum zum vierten Theile ausgefüllt wird.

Tlemsen war einst eine bedeutende Stadt voll Gewerbefleiß (viele Webereien) und mit höchst ergiebigem Handel, zumal nach dem Sudan. In ihr gingen auch Venezianer und Genuesen aus und ein und hatten ihre eigenen Karawansereis und eine christliche Kirche. Die Beni Zian, welche hier residirten, und lange über Algerien und einen Theil von Marokko herrschten, bauten Paläste, Moscheen und reich ausgestattete Saujas. Khalifenpracht wurde entfaltet, z. B. beim Geburtstage des Propheten, wo man Vornehm und Gering beim Schein säulendicker Kerzen auf tausend Ruhekissen zum Mahl lud. Als aber die Austreibung der Araber aus Spanien und das Teufelsinstitut der Inquisition immer neue Wellen von Unglücklichen, um ihres Glaubens willen verfolgten Flüchtlingen ans Land warf; als die rohen, bereits anderwärts in Christenhaß geübten türkischen Corsaren sich der Stadt Algier und allmählich des Binnenlandes bemächtigten, da war der wirtschaftliche und culturaustauschende

Verkehr zu Ende und suchte man sich gegenseitig nur noch im Blutvergießen zu überbieten.

Als Tlemsen in türkische Hände gefallen war, machten die Spanier von dem nahen Oran her wiederholt Anstrengungen, die Stadt den Corsaren zu entreißen und Prätendenten des Hauses Beni Zian einzusetzen. Allein die nun auch von den Spaniern furchtbar mit Mord und Brand mißhandelte Stadt fiel alsbald wieder an die Corsaren zurück, um türkische Provinz zu werden und ist solche geblieben bis auf Abd-el-Kader. Dieser selbst führte den Titel »Herr von Tlemsen und Maskara«, und residirte in der letzteren Stadt, im Südosten von Oran. Auch Maskara war eine blühende Stadt, und wichtig als Straßenknotenpunkt. Im Jahre 1835 fiel sie in die Hände der Franzosen, welche die Stadt anzündeten und in einen Schutthaufen verwandelten. Sie hat lange Zeit bedurft, um sich wieder annähernd zu ihrer früheren Bedeutung aufzuschwingen und zählt gegenwärtig ungefähr 6000 Einwohner, während Tlemsen die dreifache Bewohnerzahl beherbergt.



Tripolis.



Marokko.

Wir betreten nun das letzte Gebiet des afrikanischen Festlandes: Maghreb ul Aksa — das Land des Westens — von den Eingeborenen nach der gleichnamigen Hauptstadt auch »Marrakesch« genannt. Es ist dasjenige Gebiet des dunklen Erdtheiles, das unserem Continente am nächsten liegt. An der Straße von Gibraltar sind sich zwei Welten so nahe gerückt, daß der Schall einer abgeschossenen Kanone deutlich von der einen zur anderen zu dringen vermag. Und dennoch: welche ungeheure Kluft dehnt sich zwischen diesen beiden aus, eine Kluft, welche die Gesittung bisher noch nicht zu überschreiten vermochte! Dort der Verfall, die Barbarei, der Despotismus — hier der unbeugsame Trotz, die Herrschaft der Civilisation, der Freiheit. Auf der einen Seite der Mensch, mit aller Kraft seines Geistes, selbst mit Aufopferung seines besten Herzblutes mühevoll eine höhere Stufe hinanklimmend — auf der anderen aber, theils stillstehend in träger Unthätigkeit auf dem Standpunkte, den er bereits vor hunderten von Jahren eingenommen, oder vollends im steten Rückgang begriffen. Was waren die Mauren einst, als ihr Feldherr Tarik mit einem Häuflein entschlossener

Krieger die Meerenge durchschiffte, am Vorgebirge Calpe landete, dem dahinschwindenden Gothenreiche den ersten Schlag versetzte und hierauf siegestrunken und beutebeladen in sein Vaterland zurückkehrte, um seine Brüder aufzufordern, ihm auf der so glücklich betretenen Bahn zu folgen!

Was waren die Mauren, als sie Spanien über sieben Jahrhunderte bewohnten und beherrschten, es mit den schönsten Blüten einer höheren Cultur schmückten, während ein großer Theil Europas, ja man kann sagen: der größte Theil, noch unter dem Joche der durch die Völkerwanderung hereingedrungenen Barbarei schmachtete! Damals waren die Mauren ein frisches, lebenskräftiges Volk voll Thatkraft und energischem Drang nach den höchsten Zielen, welche sich der Mensch vorzustecken vermag. Damals blühten Künste und Wissenschaften unter ihnen und drangen von ihnen aus wie leuchtende Strahlen eines lebenspendenden Gestirns zu den übrigen Völkern Europas. Damals entfaltete sich hier die Blume der Ritterlichkeit, der feinen Sitte, der Begeisterung für das Schöne und Gute, der Poesie im herrlichsten Farbenglanze. Von allen Seiten strömten Wißbegierige aller Nationen, aller Religionen herbei, um sich an dieser geistigen Flamme zu erwärmen, um einen Strahl davon in die ferne, kalte Heimat zu tragen. Trotz der vielfachen und nachdrücklichen Ankämpfungen, welche das Maurenthum erfuhr, bestand dessen Reich durch Jahrhunderte fort, wurde immer stärker, je mehr Boden anderwärts verloren ging. Daß aber eine solche Ueberfüllung mit Menschenkräften nicht zur Verarmung, sondern zu Macht und Reichthum führte, ist das beste Zeugniß für den Wert der Rasse und ihrer Dynastien. Natürlich wurden alle nur irgend möglichen Hilfsquellen erschlossen. Die Landwirtschaft kam zu einer Blüte, wie sie seitdem nicht wieder erlebt wurde; Seidenzucht, Weberei in Seide und Gold, in Wolle und Baumwolle, die Früchte des Landes u. s. w. gaben reiche Fracht für die Schiffe, die in den Häfen an der Südküste von Spanien anlegten.

Und jetzt: was ist aus diesem mächtigen, hochgebildeten Volke geworden! Ists nicht, als ob der schmale Wasserstreif, der es von dem von seinen Vorfahren bewohnt gewesenen Lande scheidet, es plötzlich von allem getrennt hätte, was es einst so hoch gestellt hatte — als wenn mit dem ersten Schritte auf dem Boden des in unmittelbarer Nachbarschaft gelegenen Welttheiles jedes bessere Gefühl aus seiner Brust gerissen worden wäre, die erhebende Begeisterung ent-

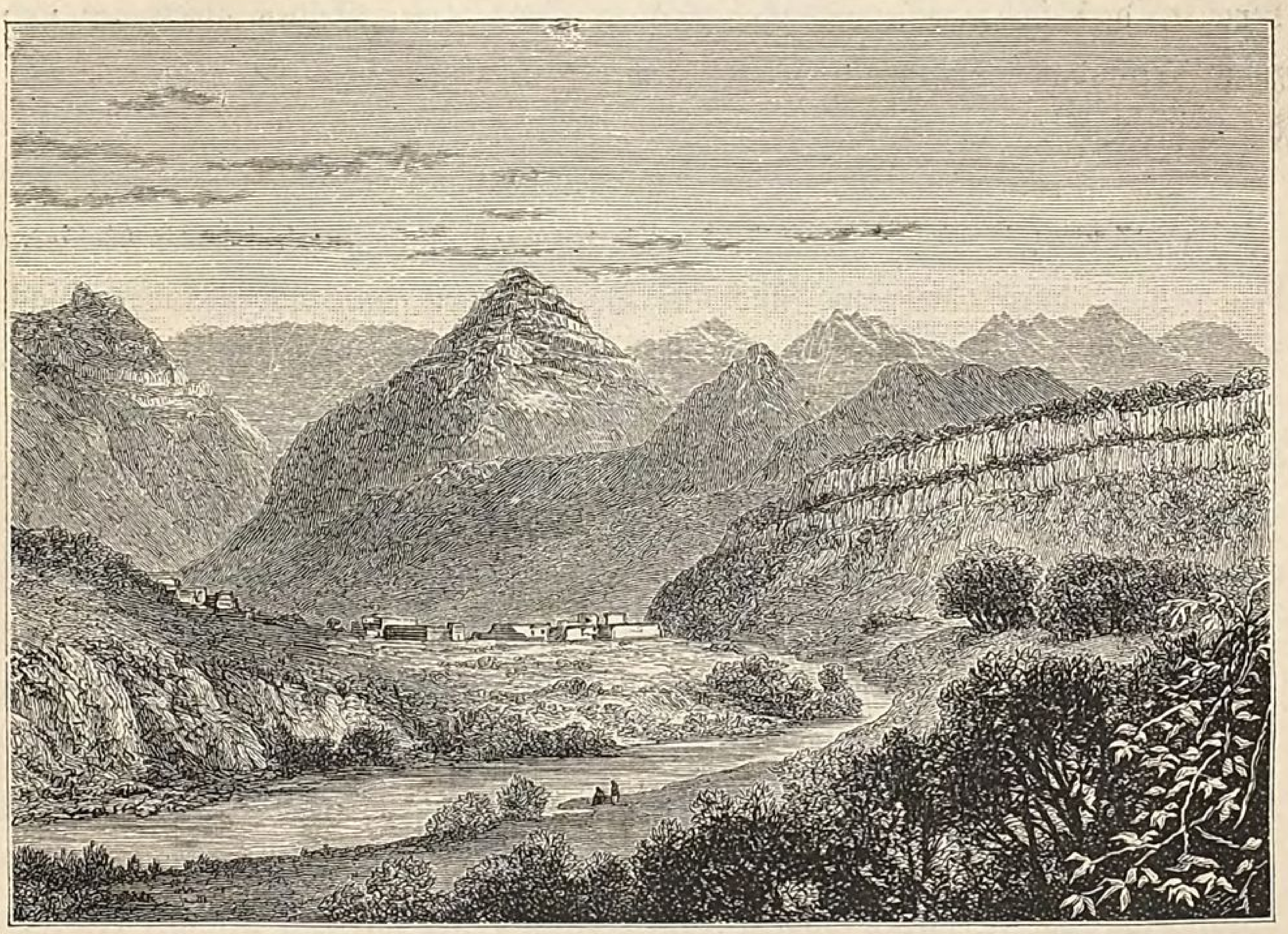
flohen, die Kraft des Körpers und des Geistes erschlafft wäre?... Was sind die Mauren jetzt? Man gehe nach Marokko und mit dem ersten Schritte ans Land hat man die Antwort deutlich vor sich liegen. Ueberall noch dieselben Gestalten und Gesichtszüge, wie sie uns die Geschichte von den Mauren in Spanien beschreibt, überall noch die Denkmale der von Europa herübergebrachten Cultur. Aber in den Gestalten zeigt sich kein stolzes Selbstbewußtsein und in den Gesichtszügen liest man nur Erschlaffung und erbärmliche Leidenschaft — aber die Denkmale der Cultur sind längst verfallen und nur in ihren Trümmern erkennt man, das sie einst gewesen. Träge und keines höheren Geistesschwunges fähig, schleicht der Nachkomme der Eroberer Hispaniens, der Vertilger eines mächtigen Volkes, zwischen den Denkmalen seiner einstigen Größe umher, oder fröhnt dem Nichtsthun. Die einzige Triebfeder, die ihn noch manchmal aus seiner Lethargie emporreißt, ist die Habsucht und der Haß gegen die Christen, die ihn aus seinem Paradiese vertrieben haben, das er wohl noch beweint, aber nimmer zu gewinnen wagt. Und selbst dieser Haß würde sich nie thätlich äußern, wenn ihn nicht die Habsucht dazu aufstachelte.

Wer in unseren Tagen den einstigen maurischen Genius bewundern will, der wird dessen Spuren in Marokko nirgends begegnen. Die einzigen Denkmale, die er hinterlassen, befinden sich auf verhaßtem, christlichen Boden — in Spanien. Wir werden im Verlaufe unserer Schilderungen sehen, was im Lande von der alten Pracht geblieben ist. Zuförderst aber müssen wir einen Gesammtüberblick von dem Lande gewinnen. Das »Kaiserthum« Marokko besteht aus den drei Reichen, Marrakesch (Marokko), Fas (Fez) und Tafilet, welche einen zusammenhängenden Körper bilden, den im Norden das Mittelmeer, im Westen der Atlantische Ocean, im Osten Algier und im Süden größtentheils die große afrikanische Wüste begrenzen. Er erstreckt sich vom Cap Nun bis zum Cap Spartel in einer Ausdehnung von 107 deutschen Meilen und vom Cap Cantin bis Fesghelmes in einer Ausdehnung von ungefähr 180 deutschen Meilen. Der größte Theil dieses Reiches ist gebirgig. Das große und das kleine Atlasgebirge durchziehen es in zwei ungeheueren Reihen. Ueber das allgemeine Relief dieses Gebirges gibt J. Chavanne das folgende sachliche und lichtvolle Bild. »Wenn wir, dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntniß entsprechend, das Erhebungssystem des Atlas seiner Reliefform nach bezeichnen wollen, müssen wir, entgegen-

gesetzt den in den Lehr- und Handbüchern der Erdkunde bisher gebräuchlichen Darstellungen, von einer Generalisirung des Atlas absehen und die drei Partien unterscheiden, welche durch Aufbau und Gliederung der Formen sich in charakteristischer Weise von einander trennen. Wenn schon ein Alleinbegriff für die Reliefform des Atlassystems gebraucht werden soll, darf dies wohl nur als ein System von Bergketten, Hochplateaux und isolirten Bergmassen, nicht aber als eine durchaus einheitliche Gebirgskette mit ununterbrochenem Kamme bezeichnet werden. Wenn wir das ganze Erhebungssystem vom Cap Nun bis zum Cap Bon (Ostspitze von Tunisien) verfolgen, werden wir finden, daß nur der westliche und centrale, dabei die größte absolute Höhe erreichende Atlas (mithin der marokkanische Theil desselben) die charakteristische Form einer Hauptkette mit mehreren, mehr oder minder parallel zu dieser verlaufenden Nebenketten zeigt, deren sämmtliche Kämme in der Richtung von WSW nach ONO streichen, und daß der Hauptkamm auf der ganzen Linie seiner Erstreckung vom Cap Ghir bis zum Gebirgsknoten des Dschebel Aiaschin (zwischen Fas und Tafilet) die Wasserscheide zwischen dem Tell, respective der Küstenstufe, und der Sahara bildet.«

Ueber den marokkanischen Atlas spricht sich der genannte Afrikaforscher des weiteren wie folgt aus: »Südwärts des Cap Ghir, zwischen den beiden Ueds (Wadis) Tamarakt und Sus als Dschebel Ida Mahmed steil und schroff über den Ocean aufsteigend, streicht die als Großer Atlas bekannte Hauptkette anfänglich in der Form von zwei bis drei Gebirgsketten in ostnordöstlicher Richtung mit einer mittleren Kammhöhe von 1200 bis 1500 Meter, welche Höhe etwa 10 Kilometer östlich von der Küste auf 1000 Meter sinkt, um bald darauf stetig anzuwachsen, je weiter die Kette von der Küste sich entfernt. Schon im östlichen Theile der Provinz Hahla erreichen die über dem Kamm aufragenden Gipfel eine Höhe von 3050 Meter. Etwa 100 Kilometer von der Küste schneidet der Paß von Bidauan, durch welchen die Straße von der Residenz Marokko nach den Hauptorte der Sus-Landschaft, Tarudant, führt, in den Kamm der Kette eine ziemlich breite und tiefe Bresche. Oestlich dieses Einschnittes erreichen die Gipfel bereits die Höhe von 3300 bis 3500 Meter; so z. B. der Dschebel Teza 3350 Meter. 180 Kilometer von der Küste und im Südwesten der Stadt Marokko erleidet der Kamm abermals eine Einsenkung, durch welche ein zweiter

Paß in 2130 Meter Seehöhe aus dem Thale Ued Nefis in das obere Susthal führt. Unmittelbar östlich dieser Paßeinsenkung und genau südlich von der Stadt Marokko bildet das Gebirge einen über 50 Kilometer langen, ununterbrochenen Rücken von 3650 Meter Seehöhe, aus dem vier bis fünf isolirte Pics noch 150 bis 240 Meter über das allgemeine Kamm-Niveau emporragen, so daß man den Culminationspunkt des ganzen Atlassystems, so weit es bisher bekannt ist, kaum auf mehr als 3900 Meter schätzen kann.«



Das Thal von Ait Mesan im Hohen Atlas.

Zwischen den einzelnen Ketten des Atlassystems findet man fruchtbare Thäler und im Bereiche der Küste kleine Ebenen, welche von den zahlreichen Flüssen bewässert werden, die meist als reißende Torrenten von den Höhen herabstürzen und nicht selten weite Entfernungen durcheilen. Die kleineren dieser Flüsse trocknen wohl während der heißen Jahreszeit ein und lassen nichts als ihr versandetes, oft eine beträchtliche Breite einnehmendes Bett zurück. In den größeren Flüssen findet man aber auch im Sommer, der hier zu Lande schon im April mit intensiver Hitze beginnt und erst im November sein Ende erreicht, noch

Wasser, in dessem Bereiche sich die üppigste Vegetation entfaltet. Solche bedeutende Flüsse sind im Nordwesten des Reiches der Lucos (oder Kus), welcher bei Alkazar vorbeifließt und bei El Araisch in den Ocean fällt; dann der Sebu (S'bu), der aus dem Zusammenflusse mehrerer Gebirgsbäche entsteht, von denen einer bei der Hauptstadt Fas, und ein anderer — Enfues — bei Mäk'nis (Mekinez) vorüberströmt. Weiter sind noch zu nennen: der Burargag, der Omirahbih, Tancift, Taflot, Ziz, Ghir u. s. w. Ueber die letztgenannten Wasserläufe sei bemerkt, daß sie insgesammt vom großen Atlas gegen Süden abströmen und zwar durch das Reich Tafilet, und entweder in große Seen sich ergießen, oder im Wüstengebiete versiegen.

Das Klima von Marokko ist im Großen und Ganzen ein gemäßigtes, doch wird es, wie es in der Natur der Sache liegt, in den verschiedenen Gebieten des Reiches durch die Lage und die Beschaffenheit des Bodens mannigfach beeinflußt. Im Norden und Westen der erfrischenden Seeluft ausgesetzt, erreicht die Temperatur nie die unerträgliche, für den Fremden gefährliche Höhe, und ebenso wird jene im Innern durch die hohen Gebirge bedeutend gemildert. Der heißeste Landstrich mag wohl jener Theil von Tafilet sein, welcher an die Wüste grenzt und durch den Atlas von den kühlenden Nord- und Westwinden abgeschlossen wird. Hier ist das wahre Land des subtropischen Ueberflusses, und von hier beispielsweise kommen die vorzüglichsten Datteln. Auf alle Fälle ist im Hochsommer die Hitze selbst in den der Seeluft ausgesetzten Gegenden noch immer groß genug, wie die breiten und tiefen Spalten zeigen, mit welchen noch im October die Erde durchrissen ist. In der Regel fällt den ganzen Sommer hindurch kein Tropfen Regen vom Himmel, welcher sich mit fast attischer Klarheit und Bläue über dem Lande wölbt.

Marokko ist, sieht man von den Flußstrecken und den Niederlassungen ab, durchwegs baumlos. Während der heißen Jahreszeit stirbt auch die übrige Vegetation ab. Alle Wiesen, Steppen und Felder liegen verbrannt da, in ein einförmiges, gelbbraunes Colorit getaucht. Nur die Fächerpalme wuchert mit ihren harten spitzen Blättern auf unabsehbaren Strecken, erhebt sich aber selten über Gestrüpphöhe. Ganz anders sieht es an den Flußufern und bei den Ortschaften aus. Hier gedeihen die Feldfrüchte vorzüglich, und um die Oliven-, Feigen- und Orangenbäume schlingt sich ungepflegt die Rebe mit armdicken

Ranken empor und trägt Trauben von einer so ungeheuren Größe, daß man sich bei ihrem Anblick unwillkürlich an das Land Kanaan erinnert. Thurmhohe Dattelpalmen strecken einzeln oder in malerischen Gruppen zwischen den Gärten und meist neben den Moscheen ihre prachtvollen Kronen empor; Oleander mit seinen rosigen Blüten, bedeckt, wie bei uns das Weidengestrüpp, dicht die Ufer der Bäche; Aloën und indische Feigen (cactus opuntia) bilden undurchdringliche Hecken und ziehen sich in riesiger Höhe, die ersteren mit ihren baumhohen Blütenstengeln, wie ein dichter Wald an den Bergabhängen hin. Jasmin und Rosen, Myrten und Lorbeer wachsen ohne Pflege, wo sie eben der Zufall hervorbrachte. Wälder aber sieht man nur an der Nordküste. Da sind die Hügel dicht mit Korkeichen und Gummisträuchern bedeckt. Man genießt hier sogar in der heißen Jahreszeit den Anblick grüner Höhen. Fällt im Herbste der erste Regen — in der Regel geschieht dies plötzlich und in reicher Fülle — dann ist auch das dürre und verbrannt daliegende Land oft über Nacht ganz und gar verändert. Allerorts sprossen Lilien, Narcissen und andere Frühlingsblumen und der Boden bedeckt sich mit dem üppigsten Pflanzenwuchse. Mit Ende Februar gleicht das Land einem herrlichen grünen Teppiche, in dem der Frühling tausendfältige Blütenzier einwebt.

Es möchte von allgemeinem Interesse sein, Einiges über die verschiedenen Nutzpflanzen Marokkos zu erfahren. Da ist zunächst der Oelbaum, welcher besonders an den sanften Abdachungen des Kleinen Atlas vorzüglich gedeiht, doch findet eine Ernte nur in den seltensten Fällen statt. Der Orangenbaum kommt in Marokko überall im Freien vor und zwar in erstaunlicher Menge und Größe. Die Früchte sind aber nicht allerorts genießbar. Auch Citronen gibt es in Fülle, ebenso Mandel-, Granat- und Feigenbäume. Weniger dicht tritt im eigentlichen Marokko die Dattelpalme auf. Dagegen bildet sie in Tafilet dichtstämmige und weitläufige Haine und die Ernten sind außerordentlich ergiebig. Die im ganzen Lande vorkommende und die unbebauten Hügel als wildes Gestrüpp bedeckende Fächerpalme erhebt sich selten über einige Fuß vom Erdboden; ihre kleinen Früchte sind nicht schlecht, sollen aber in größerer Menge genossen, betäubend wirken. Ein ganz vorzüglich schönes Gewächs ist in diesem Lande der Erdbeerbaum. Auch fehlt es nicht an den bekannten Obstbäumen und die Pfirsiche und Aprikosen erreichen eine unglaubliche Größe. Von den Wein-

reben war bereits die Rede. Die Trauben haben Beeren von der Größe unserer Pflaumen, sind aber lange nicht so schmackhaft wie die kleine europäische Frucht. Die Agave, mit ihren zwei bis drei Klafter hohen Blütenstöcken, bedeckt die Bergesabhänge mitunter so dicht, daß man Mühe hat vorwärts zu kommen. Aus ihren Fasern dreht man sehr haltbare Seile. Die indische Feige wuchert gleichfalls gestrüppartig. Aus ihren dicken, fleischigen Blättern wachsen das ganze Jahr hindurch eine Unzahl von Früchten, welche dem Landbewohner als hauptsächliche Nahrung dienen. Die Früchte, in der Größe von kleinen Citronen, sind in grüne stachelige Schalen gehüllt, aus welchen sie zum Genusse erst gelöst werden müssen



Marokkanischer Pflug.

und bestehen aus einem orangegelben, saftigen Kerne von sehr angenehmem süßsäuerlichen Geschmacke.

Nächst der langandauernden Dürre sind die Wanderheuschrecken der größte Feind aller Bodencultur in Marokko. Es ist dies eine Plage, die in gewissen Strichen des Morgenlandes immer einheimisch war und bis ins classische Alterthum hinaufreicht. In Marokko finden sich die Heuschrecken zu Zeiten in ungeheuren Massen ein und vernichten, wie ein unvorhergesehenes Elementarereigniß in kürzester Zeit allen Anbau, verwandeln Felder in trostlose Wüsteneien. Das Erscheinen dieser Plagegeister kündet sich in einer Verfinsterung des Horizontes an. Es scheint eine Wolke zu sein, aber sie befindet sich in rascher Bewegung,

während ringsum kein Hauch zu verspüren ist. Eine Täuschung ist umsoweniger möglich, als die vermeintliche Wolke zeitweilig so tief zum Erdboden sich herabsenkt, daß sie vollständig verschwindet. Dann verstreicht eine kurze Pause und abermals schwebt das graudunkle Gewölk über die unbegrenzte Ebene hin. Jetzt vernimmt man auch ein Rauschen, ein dumpfes Schwirren, als ob eine



Ein marokkanischer Reiter.

Windsbraut anheben würde — die Bewohner fliehen angstvoll auseinander, denn der wandernde Schrecken ist da! Dicht vor uns braust jetzt das schwärzliche Gewölk. Die Araber behaupten, daß die Wanderheuschrecken ihren eigenen Sultan haben und sie heißen ihn »Jewand«. Unter seiner Führung lassen sie sich aus den Höhen herab und im Nu ist alles dicht von ihnen besetzt: die Straßen, die Felder, die Häuser, die Dörfer und Wälder. Mehr und mehr wachsen die

Massen an, es ist ein Schieben und Drängen, ein Getöse und Rauschen — und wieder geht es vorwärts in rasender Eile ein vernichtendes Gespenst! Es setzt über Flüsse und Mauern, schwirrt durchs Feuer, zerstört Gräser, Blumen, Blätter, Früchte, versengt das Getreide und entlaubt die Bäume, alles in fabelhaft kurzer Zeit. Und dann rast dieses millionenköpfige Gespenst wieder weiter. Niemand wäre im Stande es aufzuhalten, weder die Scheiterhaufen und Feuerbrände, deren sich die Bewohner als Waffe bedienen, noch das gesammte Heeresaufgebot des Sultans.

Wenn die ausgewachsenen Thiere absterben, ist der Nachwuchs bereits in Entwicklung begriffen und auf den Leichen von Hunderten werden Tausende von Neuem flügge. Gelangen die Schwärme endlich ans Meer, so findet eine zeitweilige Stauung statt und dann ist der Anblick noch gräßlicher. Alle Straßen und Plätze der betroffenen Hafenstadt sind mit dichten Haufen besetzt, der Strand wimmelt, das Meer ist besetzt, die Gärten starren von den gräßlichen Plagegeistern und fressen und fressen, nagen sich durch die dichteste Vegetation bis in die Baumskelette hinein, ohne Rast und Unterlaß ein Bild immerwährender Bewegung, unvergänglich, unbesiegbar — ein wahrer Fluch des Himmels. Zum Ueberflusse geschieht es auch, daß häufig genug die ungeheueren Massen der absterbenden Thiere die Luft verpesten und contagiöse Krankheiten erzeugen. Zur Bekämpfung dieser Landplage ist der Mensch, wie schon erwähnt, vollständig ohnmächtig. Zwar die Bewohner ziehen mit Stöcken und Feuerbränden aus, aber was sie erreichen, ist nicht der Mühe wert, denn die Zahl der vernichteten Thiere verschwindet unter den unübersehbaren, daher unbesiegbaren Massen. Eine energische Procedur führt in der Regel aus dem Regen in die Traufe; denn gelingt es die Schwärme zu verscheuchen, so lassen sie sich in einer benachbarten Gegend nieder, und aus dem Kampfe gegen das Ungeziefer entspinnt sich ein Kampf der Bewohner untereinander. Die einzige Rettung vor der Plage ist durch einen günstigen Wind möglich, der die Schwärme wie Wolkenfetzen von dem Schauplatze ihrer Vernichtungsarbeit hinweg und in den Ocean fegt. Dort gehen sie zwar massenhaft zu Grunde, aber in die Nester und Schlupfwinkel an der Küste, oder in den benachbarten Ebenen legen die Thiere die neue Brut, die tausendfachen Ersatz für die Katastrophe bietet. Die Bevölkerung aber glaubt sich theilweise dadurch schadlos zu halten, daß sie die erschlagenen und vernichteten Thiere in großen Mengen einsammelt und dann

ihre Feinde kurzweg auffrißt, gesotten oder geröstet, in Essig und Oel, gesalzen und gepfeffert.

Nun noch einige Bemerkungen über die Fauna Marokkos. Das Land ist reich an zahmen und wild lebenden Thieren. Die Viehzucht, sofern man damit den Besitz von Herden, ohne besondere Pflege, begreifen will, gehört zu den Hauptbeschäftigungen der Bewohner und zur ausschließlichen der Nomaden. Indeß lassen sowohl Rinder wie Kleinvieh Vieles zu wünschen übrig. Das wichtigste Zugthier ist das Kameel. Im Innern des Landes und vorzüglich auf den Märkten der größeren Städte sieht man oft Herden von mehreren hundert Kameelen, theils belastet, theils ganz frei ihrem Führer folgen, welcher mit einer Art Flageolette an der Spitze des Zuges geht und seinem Instrumente die jammervollsten Töne entlockt, was diese Thiere sehr zu lieben scheinen. Selten sieht man in Marokko das Kameel als Reitthier benützt. Indessen ergibt sich wohl auch ab und zu die Gelegenheit, einer reisenden Familie zu begegnen, was ein ungemein malerisches Bild abgibt. Voran schreitet das Kameel mit der Herrin (oder auch mehreren Frauen) auf bunten Teppichen ruhend und in weiße Haïks gehüllt. Dahinter folgt ein Trupp thurmhoch beladener Kameele mit ihrem Führer, zur Seite die Männer auf ihren feurigen Berberrossen. Von so großem Nutzen nun auch das Kameel sein mag, so bleibt gleichwohl das Pferd dasjenige Hausthier, welches der Marokkaner am meisten liebt. Auch das Maulthier und der Esel sind im Lande als Last- und Reitthier sehr geschätzt.... Wild gibt es allerwärts im Ueberflusse. An der Nordküste wimmeln die Wälder von Wildschweinen und Hasen, und im Süden ist die ergiebigste Jagd jene auf Gazellen. An Federwild ist vorherrschend das rothe Rebhuhn, das sich in ungeheueren Schaaren im Gestrüppe der Fächerpalme aufhält. In den sumpfigen Niederungen gibt es Wasserwild von allen Gattungen, von der kleinsten Schnepfenart bis zum Pelikan, auf den Gebirgen aber allerlei Raubvögel. Besonders häufig sollen weiße Falken sein. Strauße kommen nur im Süden im Wüstenbereiche vor, wo auf sie fleißig Jagd gemacht wird. Von reißenden Thieren zeigen sich Schakal und Hyäne schaarenweise im ganzen Lande, Panther und Löwen in den höheren Regionen des Atlas.

Das kostbarste Nutzthier in Marokko ist, wie erwähnt, das Pferd, welches der maurisch-berberischen Rasse angehört. Dieses edle Thier, das im

Ertragen von Strapazen und überflüssiger Anspannung seiner Kräfte so Großartiges leistet, scheint auf den ersten Blick hiezu gar nicht befähigt zu sein. Das maurisch-berberische Pferd ist klein von Gestalt, es hat zarte Extremitäten und macht im Großen und Ganzen einen so unbedeutenden Eindruck, daß daneben europäische Pferde von Mittelschlag wie Riesen sich ausnehmen würden. Der Kenner aber, der die Merkmale edler Rassen wohl zu beurtheilen weiß, wird bei den berberischen Pferden mit hoher Befriedigung jene Charakteristiken wahrnehmen, die das vornehme Blut dieser Thiere über allen Zweifel setzen. Diese Charakteristiken sind: eine etwas gedrückte, schmale Stirne, große Nüstern, zartes, fast delicates Knochengerüst, ein fein geschnittener Kopf mit feurigen, ungemein ausdrucksvollen Augen. Hals und Rückgrat zeigen sich stark geschweift, wodurch das Thier in der Bewegung noch mehr Elasticität zeigt, als es ohnehin vermöge seines leichten und sicheren Trittes besitzt. Die Grupp (das Hintergestell) ist stark nach vorne gerückt, so daß der Sattel scheinbar noch theilweise auf sie zu sitzen kommt. In Folge dieser auffallenden Kürze des Leibes ist das berberische Pferd weniger für die Trabgangart als vielmehr für den Galopp geeignet. Ueberhaupt treten die edlen Rassenmerkmale erst in der Bewegung hervor, wobei es sich nur frägt, ob die Reiter das Ihre dazu beitragen, um die Thiere in ihrem vortheilhaften Lichte erscheinen zu lassen.

Ueber den Wert der berberischen Reitkunst läßt sich streiten. Sie unterscheidet sich in vielen Punkten wesentlich von dem, was der Abendländer mit dem Begriffe von Reitkunst und Pferdedressur verbindet. Der unförmliche Sattel mit der hohen Brust- und Rückenlehne, welche ein Herabfallen vom Pferde fast ausschließen, sowie die breiten, schaufelförmigen Bügel, welche mehr auf das lässige Sitzen, als auf das feste »Schluß halten« mit den Knien berechnet sind; ferner der landesübliche außergewöhnlich hohe »Stuhlsitz« (im Gegensatze zum »Gabelsitz« des abendländischen Reiters), der durch übermäßig hohes Aufschnallen der Bügel erreicht wird; dann die lange Zügelführung, bei der man sich nur der »Stange« bedient: dies alles unterscheidet den marokkanischen Reiter so wesentlich von einem europäischen, daß die Frage offen bleibt, ob ein derart zwischen Sattel und Bügel eingezwängter Cavallerist überhaupt Anspruch auf die Bezeichnung eines vollkommenen, stilgemäßen, durch Kraft und Geschicklichkeit ausgezeichneten Reiters haben könne. Die Gewandtheit, welche die Mauren in

ihren Reiterspielen zur Schau tragen, hat jedenfalls keinen besonderen cavalleristischen Wert, so bravourös all das Geflunker sein mag. Jedenfalls ist ein Maure, auf eine englische »Pritsche« gesetzt, ein hilfloser Mann, nicht aber ein Europäer, der sich des marokkanischen Sattel- und Zaumzeuges bedient. Darin liegt auch der wahre Wert des Reiters, denn gerade in dieser Kunst gilt ja die bekannte Redensart »in allen Sätteln fest zu sein« als Ausdruck vollendeten Könnens.

Auch hinsichtlich der Behandlung, der Pflege und Wartung des maurischen (wie überhaupt orientalischen) Pferdes, mischen sich Dichtung und Wahrheit zu gleichen Theilen. Zwar die Liebe des Mauren zu seinem Thiere und eine gewisse Sorgfalt, die er auf dasselbe verwendet, sind schlechterdings nicht zu leugnen. Er ist mit seinem Pferde förmlich verwachsen, theilt mit ihm Lust und Leid, Hitze und Durst, Nahrung und Lagerstätte. In den langen Raststunden kauert er sich neben seinen vierbeinigen Genossen, singt ihm Lieder vor und erzählt ihm seltsame Geschichten. Ist es eine edle Stute, so ist der liebevolle Reiter großmüthig genug, falls es sich um irgend eine bevorstehende größere Leistung handeln sollte, ihr eine »gute Heirat« zu versprechen. Er bläst ihr den duftigen Rauch des Kif in die Nasenlöcher, kraut ihr hinter die Ohren u. dgl. m. Damit ist aber auch alle Theilnahme erschöpft. Von Schonung weiß der Maure nichts. Er spornt und stachelt das Thier ohne Anlaß und Nothwendigkeit, zwingt es zu unsinnigen Strapazen, reißt ihm das Maul blutig, durch sinnloses und unnöthiges Anhalten in rasendem Laufe, eine Kunst, die somit nicht auf Rechnung des Reiters, sondern auf jene des Pferdes zu setzen kommt. Um seiner Leidenschaft in wilden Reiterspielen zu fröhnen, zwingt er das edle Thier Tag für Tag zu Anstrengungen, welche die angebliche Liebe des Reiters zu seinem Lebensgenossen in einem verzweifelt schlechten Lichte erscheinen lassen. Ein solcher maurischer Krieger mit all seinen barbarischen und inhumanen Gewohnheiten und Lastern würde, in ein europäisches Reiterregiment gesteckt, in einem Jahre mindestens sechs Monate, wegen schlechter Wartung und Rohheit — im Arreste zubringen.

Sehen wir uns nun ein solches Reiterspiel — gemeinhin »Phantasia« genannt — an. Ein marokkanischer Reitertrupp ist immer in aufgeregter, lärmender Bewegung. Von allen Seiten her sammeln sich und trennen sich

wieder flüchtige, jauchzende Reiter in wehenden Haïks und farbensprühenden Kaftans in Roth, Blau, Grün und Gelb. Aus diesem Farbenmeer blitzen Schwerter und Dolche, glühen tiefschwarze, flammende Augen, stechen unheimlich aufgeregte wilde Gesichter hervor. Einzelne Reiter krümmen ihre Leiber wie Schlangen, beugen sich bald zur Erde nieder, bald weit vor, bald weit zurück, mit fliegenden Athem durch Staub und Pulverdampf, durch den unablässig Schüsse blitzen und krachen. Hin und wieder verliert einer der Rasenden seinen Haïk, aber mit kühner Wendung ist er zur Stelle, fängt das am Boden liegende Kleidungsstück mit seiner langen Flinte auf, schleudert es in die Höhe, um es mit raschem Griff zu erhaschen. Jeder Einzelne der Teufelsbande scheint mit seinem Pferde verwachsen zu sein. Es ist kein Ritt, es ist ein Fliegen — mit convulsivischer Anspannung aller Kräfte und dem Ausdruck wildester, leidenschaftlichster Lust; manche rasen wie besessen zwischen den farbigen Gruppen und Knäueln hindurch, ohne Rast und Ruhe, mit flammendem Blick und todtbleichem Antlitz.

Daß eine derartige Raserei für die Thiere nichts Angenehmes hat, liegt auf der Hand. Die meisten von ihnen bluten aus den Flanken, in welche ihnen die tollen Reiter entweder die scharfen Kanten der breiten Schaufelbügel, oder spitze Eisenstäbe, die man anstatt der Sporen an den Stiefelabsätzen trägt, bohren. Auch in den Geifer der Thiere mischt sich Blut, denn die Gebisse sind scharf und die Führung der Reiter ist eben nicht eine solche, wie man sie in einer europäischen Reitschule lernt und anwendet. Was für die Thiere besonders schmerzhaft ist, ist das vorher erwähnte plötzliche »Parieren« derselben durch den Reiter während der schärfsten Gangart. Die schweißtriefenden und blutenden Körper der Pferde zittern vor Aufregung und Schmerz. Mit weitgeöffneten Nüstern und hoch erhobenen Köpfen, in den Augen wilde Angst, wittern sie in die pulvergeschwängerte Luft hinaus.

Die wilde, urwüchsige Herrlichkeit solcher Kriegsspiele ist indeß nicht deren einziger Zauber. Es gibt auch einen solchen, der die Nerven weniger in Aufruhr versetzt, Augen und Ohren minder alterirt. Dieser Zauber besteht darin, daß die einzelnen Reitertrupps sich nach den Farben ihrer Ober- und Untergewänder ordnen, da und dort auseinanderjagen, sich zu neuen Farbenstellungen gruppiren, wieder ausschwärmen und so nach einiger Zeit dem Auge des Zusehers

ein immerwährend wechselndes Bild aller erdenklichen Farbencombinationen vorführen, die kein Balletmeister einer europäischen Opernbühne harmonischer anordnen würde. Bald zeigt sich ein rother Kaftan zwischen zwei weißen, bald ein blauer zwischen zwei rothen; bald eine Gruppe weißer Haïks zwischen blauen an den beiden Enden des Trupps; oder es zeigen sich gelbe Kaftans zwischen grünen Haïks, weiße Turbane zwischen rothen Fez. Hunderte von flatternden Flaggen und Fahnen würden kaum ein grelleres Farbengemisch hervorrufen, als eine Abtheilung solcher marokkanischer Reiterei in Ausführung ihrer interessanten blendenden, berauschenden Reiterspiele. Und diese Spiele sind ihr tägliches Brot, oder vielmehr ihre einzige Freude, ihre einzige Lust, ihre einzige Leidenschaft. Leute, die außerhalb des Sattels den Eindruck von leblosen, erstarrten Wesen machen, sind die leibhaften Teufel, wenn sie das Berberroß zwischen ihren Schenkeln haben, und Leute, die nichts auf dieser Welt bewegt oder interessirt, sterben für die wildschäumende Freude eines einzigen Phantasiarittes. —

Es ist nun an der Zeit, uns etwas ausführlicher mit den Bewohnern Marokkos abzugeben. Das herrschende Element sind die Mauren, das numerisch zahlreichere sind die Berber. Wir haben bereits an anderer Stelle hervorgehoben, daß das berberisch-arabische Mischlingsvolk der Mauren das Berberthum weit überragt. Es war der Träger einer Cultur, die im moslimischen Orient weder früher noch später ihres Gleichen hatte. Es war dies das classische Zeitalter des spanischen Maurenthums. Aus den Trümmern des Ommejadenreiches gingen eine ganze Menge berberisch-maurische Dynastien hervor, die aber arabischen Kunststil, arabische Wissenschaft und Dichtung sich angeeignet. Zumal die Dichtkunst fand begeisterte Pflege. Ein rasch und treffend erdachter Vers konnte ein Dorf eintragen oder die Ketten des Gefangenen sprengen. Der Ackersmann dichtete hinter dem Pflug und die Staatskanzlei verschickte diplomatische Noten in Kassidenform. Wir treffen eine Lyrik des Weines und der Liebe, die auf eine nichtmoslimische Freistellung der Frauen schließen läßt, wie sie sonst im Orient unbekannt ist.... Es versteht sich von selbst, daß an Höfen, wo man den Weintrunk statt des Frühgebetes eingeführt, wo man den trockenen Gaumen der Derwische verhöhnt, gazellenschlanke Mädchen für die wahren Muezzins, den Becher für die beste Lampe zum Erleuchten der Klause erklärt — daß dort auch keine Spur von Glaubenszwang gegenüber dem Nichtmoslemim vorhanden war. Damals

war es jedem Christen unbenommen, sich einer Handelskarawane, die von den nordafrikanischen Küsten nach dem Innern des Continents abging, anzuschließen, was heute selbst Reisenden, die unter den Fittigen einer officiellen Persönlichkeit oder in der Maske von Moslims reisen, allemal schwer wird.

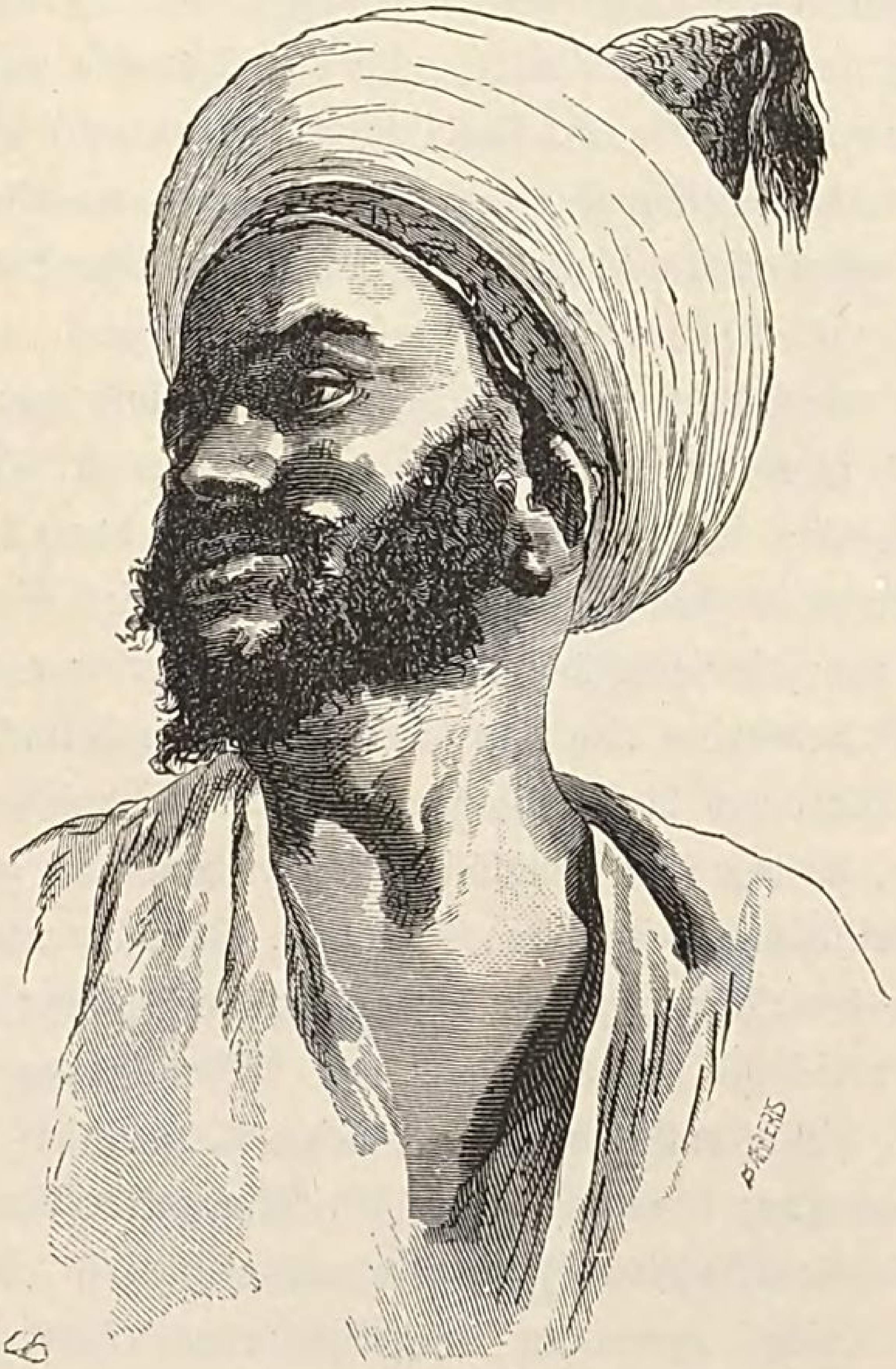
Das Maurenthum in Spanien hatte nach der Bezwingung von Granada — 1491, also ein Jahr vor der Entdeckung Amerikas — ein jämmerliches Ende erreicht. Es flutete nach Afrika zurück. Die achthundertjährige Herrschaft war



Phantasia.

vernichtet. In Marokko herrschte nach der Zeit der Austreibung der Mauren die meridinische Dynastie in den »drei Königreichen« Fas, Marokko und Velez; doch den Ruhm, die Thatkraft, die Cultur ließen die Mauren in Spanien zurück. Mit dem ersten Schritt in die afrikanischen Steppen fielen sie wieder in die alte Barbarei und nichts blieb ihnen als die Erinnerung von den Thaten ihrer Vorfahren. Dieser Rückfall hatte die im Laufe der Zeit in wahrhaft großartiger Weise sich entwickelnde Seeräuberei zur Folge. Rache und Fanatismus waren die nächsten Ursachen, der letzte Rest kriegerischen Geistes das Mittel zu diesem

sauberen Gewerbe. Der Kreuzzug Dom Sebastians hatte nichts genützt und in der Schlacht von Alcazar verlor er Thron und Leben. Es wäre übrigens ein arger Irrthum, wollte man das ganze marokkanische Volk der Piraterie anklagen. Diejenigen Mauren, welche sich in das Innere des Landes zurückzogen, behielten wenigstens den Schein milderer Sitten, in denen ihre Ahnen aufgewachsen waren.



Ein Maure.

Zunächst blieb ihnen der Hang zum Städteleben, wodurch es erklärlich wird, daß die großen Niederlassungen auch heute noch fast ausschließlich von Mauren bewohnt werden, indeß die Araber das nomadisirende, die Berber das ackerbautreibende und in den Gebirgen ansäßige Element repräsentiren. Gleichwohl haben es die Mauren nicht vermocht, eine Dynastie aus ihrem eigenen Stamme hervorzubringen, sondern mußten sich im XVI. Jahrhundert dem Scepter eines

arabischen Scherifs unterwerfen, mit welchem die noch heutzutage daselbst herrschende Dynastie begründet wurde. Dieser Scherif war Mula Mohammed, den eine Karawane aus Tafilet, welche eben aus Mekka zurückgekehrt war, von dort mitbrachte. Sei es nun, daß die maurische Dynastie ausgestorben war, oder daß der Usurpator sie mit Gewalt stürzte: Mula Mohammed wurde Herrscher über alle drei Reiche und begründete die Dynastie der Scherife mit dem Beinamen »Fileti« (von der Oase Tafilet), und diese Dynastie nimmt noch gegenwärtig den Thron von Marokko ein. Arabisch (dem Blute nach) ist sie freilich nicht mehr, auch nicht rein maurisch oder berberisch, sondern »marokkanisch«, denn in den Adern der letzten Angehörigen dieser Dynastie fließt das Blut all der genannten Völker und Stämme und Negerblut noch dazu.

Ueber das Verhältniß zwischen den Mauren und den marokkanischen Berbern läßt sich in Kürze sagen, daß es ein schlechtes ist. Heiraten zwischen beiden Völkern kommen so viel wie gar nicht vor und der allgemeine Verkehr ist auf ein Minimum beschränkt. Der Schlüssel zu diesem Verhältnisse findet sich leicht, wenn man die eigenthümliche Stellung der Berber unter allen Völkern des afrikanischen Nordrandes und ihre Vergangenheit in Betracht zieht; die berberisch-arabische Blut- und Rassenmischung, wozu noch spanische und italienische Elemente kommen, steht zu dem reinblütigen Berberthum oder zu der berberisch-vandalischen Blutmischung im strengsten Gegensatze. Dazu kommt, daß die Machthaber nicht der Berberrasse angehören und sich sonach von vornher in einem gewissen nationalen und politischen Gegensatze zu der Urbevölkerung befinden. Auch Lebensweise und Sitten entscheiden viel. Dennoch dominirt in Marokko das berberische Element ganz bedeutend. Von der Gesammtbevölkerung des Kaiserreiches, von der eine verläßliche Ziffer nicht aufzustellen ist, sollen die Berber mindestens zwei Drittel ausmachen. Hinsichtlich der räumlichen Vertheilung gestaltet sich das Verhältniß für die Berber in noch höherem Maße günstiger; denn da sie die eigentliche Landbevölkerung ausmachen und alle Gebirgsstriche besetzt halten, indeß die Mauren nur die Städte, oder deren engeren Bereich einnehmen, fallen auf jene vier Fünftel, auf diese ein Fünftel des Gesammtareals.

Die Berberstämme Marokkos sind, wenn man sich ihr Verhältniß zu den Machthabern vergegenwärtigt, nur nominelle Unterthanen des Sultans. Sie

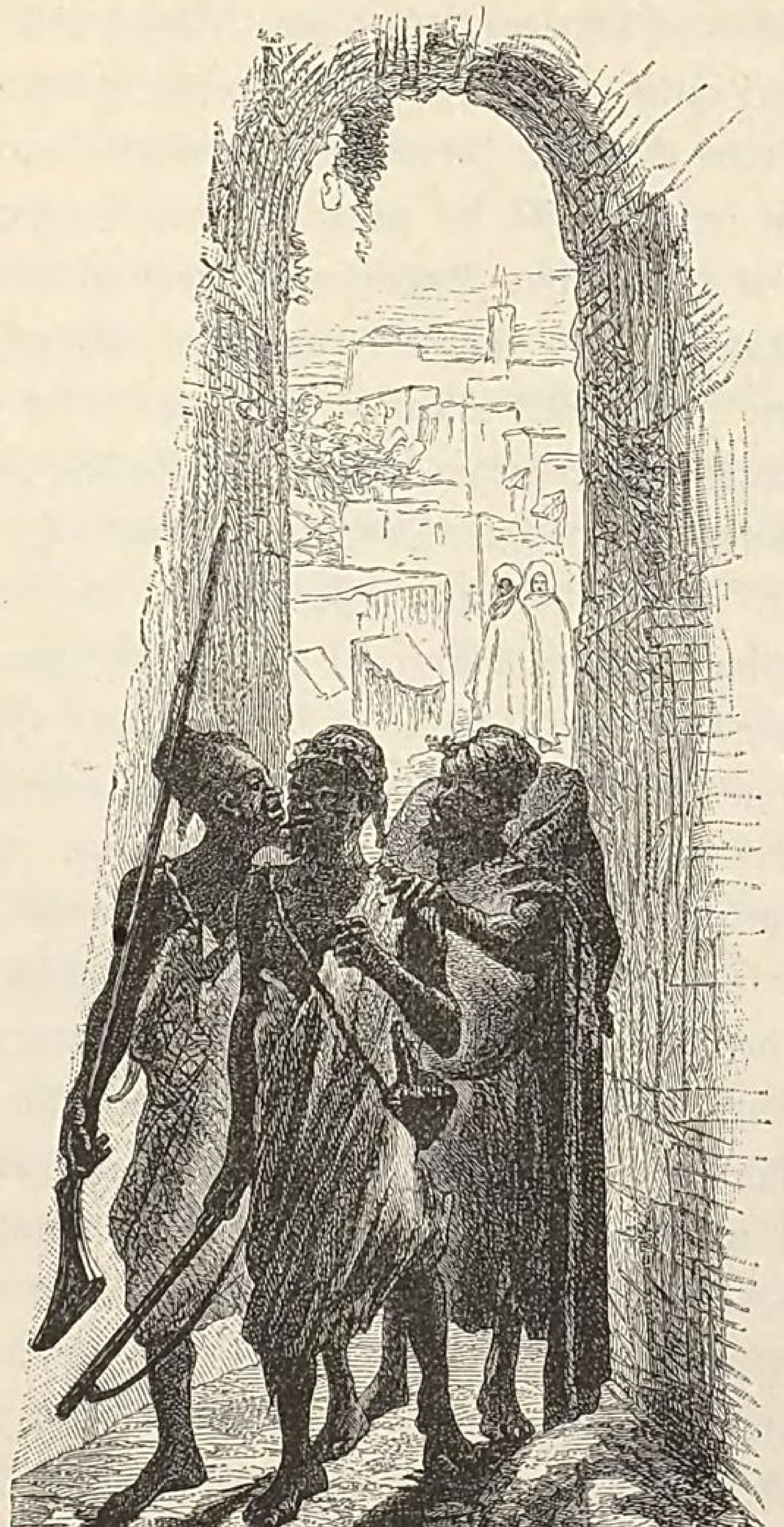
selber dünken sich vollkommen frei und jede Abgabe an den Staat kann ihnen nur durch List oder Gewalt abgerungen werden, wobei es allemal blutige Händel absetzt. So oft der Sultan zu dem Entschlusse gelangt, von den Berberstämmen Abgaben zu erpressen, was häufiger als billig zu geschehen pflegt, läßt er sich durch die betreffenden Statthalter der Provinzen einen beiläufigen Ueberschlag des Ertrages der Ernten und Herden geben, und bestimmt darnach seine Forderung. Hierauf wird diese den verschiedenen Tribus durch ihre Marabuts verkündet und die Mahnung beigefügt, der Abgabenleistung gutwillig nachzukommen. Allein selten wird dieser Aufforderung Folge geleistet, ja die Marabuts selber sind diejenigen, die die Abgabenverweigerung in erster Linie verursachen und den Widerstand nach Kräften schüren. Ist dieser zum offenen Ausbruche gelangt, so bietet der Sultan seine Streitkräfte auf und aus der Abgabenverweigerung entwickelt sich ein regelrechter Krieg — selbstverständlich ein solcher nach einheimischen Begriffen mit Todtschlag und Mord, Plünderung und Raub. Man nennt dieses Verfahren »eine Provinz auffressen«. Es ist unschwer, zu begreifen, daß diese Wirtschaft nicht geeignet ist, die Berber gefügiger zu machen. Sie finden darin einen logischen Grund zu Repressalien, die niemals ausbleiben, die aber in letzter Consequenz freilich nicht die Uebelthäter selbst, sondern meist Unschuldige treffen. Auf ihren leichten, flinken Rossen steigen sie gelegentlich von den Gebirgen in die Ebene herab, vereinigen sich hier mit den nicht weniger rauf- und kampflustigen arabischen Nomaden, berauben und plündern die Städte der Mauren oder die Niederlassungen der seßhaften Araber, treiben ihre Herden fort, morden, was ihnen Widerstand leistet, und kehren, so blitzschnell als sie gekommen, in ihre Schlupfwinkel und Gebirgseinsamkeiten zurück. Solche Einfälle, die immer elementar hereinbrechen und ihren Zweck vollständig erfüllen, richten ganze Provinzen zu Grunde und verwandeln blühende Anwesen in eine Wüste, wenn nicht in einen mit Leichen besäeten Kirchhof.

Der marokkanische Berber ist von durchschnittlich kleiner Gestalt, sehr mager, sehnig und gelenkig wie eine Katze; seine Hautfarbe geht durch alle Schattirungen vom Dunkelgelb bis zum Schwarzbraun, vom Erdfahl bis zum Olivenbraun. Sein Gesicht und besonders die blitzenden schwarzen Augen, drücken die ganze Wildheit und Grausamkeit seines Charakters aus. Es gibt unter diesen Leuten Physiognomien, die so scheußlich sind, daß derjenige, der sie nur einmal

in seinem Leben gesehen, sie nie wieder aus der Erinnerung verliert. Der sehnige Körper erträgt die härteste Lebensweise. Der Berber bedeckt fast nie sein Haupt, mag die Sonne auch noch so infernalisch herablodern. Man sieht häufig genug Vornehme, welche das Haupt zwar mit einem Tuche umwunden haben, den nackten, oder mit einem Haarbüschel versehenen Scheitel aber unverhüllt dem Sonnenbrande aussetzen. Die Tracht ist höchst einfach. Ein grobwollenes Hemd, welches so lange am Leibe bleibt, bis es selber in Stücke fällt (ein witziger Reisender meint, derlei Gewänder bestünden »aus großen, von wenig Zeug umgebenen Löchern«), mittelst eines ledernen Gürtels oder eines Strickes festgehalten, grau und schwarz gestreift und mit einer Capuze versehen, ist gewöhnlich die einzige Kleidung. Selten tragen die Berber den Haïk, noch seltener Schuhe, beziehungsweise Pantoffel. Ihre Weiber weben die Stoffe und verfertigen auch die Kleidung. Nur die Scheichs und Marabuts sind besser, den Mauren ähnlich gekleidet. Im Winter, wo es in den Gebirgen ziemlich kalt ist, hüllen sie sich wohl in wärmere Kleider, immer aber im äußersten Nothfalle, da ihr abgehärteter Körper jeden Witterungswechsel leicht erträgt. Niemals gehen sie ohne Waffen. Entweder tragen sie die lange Flinte, oder auch nur den Yatagan, oder einen starken, oben zugespitzten Stock. Sind sie zu Pferde und geht es in den Kampf, dann freilich wird das Rüstzeug entsprechend vervollständigt, und es fehlen dann auch Pistolen und Säbel nicht.

Besonders erwähnt zu werden verdienen die Berber des Rifgebirges. Sie sind die Repräsentanten der ältesten, unverfälschten berberischen Rasse. Roh und wild, haben sie bis jetzt nicht einmal mit der marokkanischen Regierung sich verständigen können und diese läßt sie unbelästigt in ihren ungastlichen Schlupfwinkeln schalten. Sie sind hochgewachsene, hagere Leute von hellerer Hautfarbe als die übrigen Berber. Ihre Haare sind blond, die Augen aber dunkel, klein, unheimlich stechend. Wenn sie von ihrem heimatlichen Gebirge, das sich zwischen Tetuan und dem Scharef-Flusse hart an der Mittelmeerküste hinzieht, nach Tanger kommen, werden sie von den Einheimischen scheu gemieden. Nothdürftig in einen defecten Ueberwurf gekleidet, zeigen sie, trotz ihrer angeborenen Wildheit, eine gewisse Zurückhaltung, die nicht ohne heimtückischen Anstrich ist. Den unsteten Blick heften sie meist auf die Erde. Im Rifgebirge daheim schaltet jeder dieser Urberber frei nach Gutdünken, seinen Arm als einzige Autorität anerkennend.

Gesetze und bürgerliche Einrichtungen irgend welcher Art kennen sie nicht. Recht=gläubige, die ihre Heimat besuchen wollen, müssen Empfehlungen von irgend



Rif=Berber.

einem Rif=Heiligen mitbringen, Christen und Juden ist der Eintritt principiell bei Todesstrafe verboten.

Die Rifberber, die gefürchtetsten Piraten an der afrikanischen Mittelmeerküste, geborene Freibeuter, in einem öden, mit kargem Bodenerträgnisse bedachten Lande hausend, und vorwiegend als Jäger thätig, fühlte der Rifiote seit jeher das Stiefmütterliche seiner Existenz und trachtete demgemäß sich entsprechende Entschädigung zu verschaffen. Da mußte ihm denn die Piraterie ganz besonders zusagen, denn die zahlreichen, von Felsbergen umrahmten und klippengeschützten Häfen seiner Heimat, erwiesen sich zu jenem sauberen Handwerke allemal ganz besonders günstig. In diese kleinen Schlupfwinkel konnten sich wohl die kleinen Seegelboote der Piraten bergen, nicht aber die ihnen nachstellenden Kreuzer der Spanier und anderer seefahrender Mächte. Besonders ist es die Küste westlich des Cap Tres Foocas, welche wegen ihrer Beschaffenheit den Rifioten einen äußerst günstigen Basispunkt zu ihren Operationen abgab. Hier lagen die Boote in Grotten versteckt, oder mit Baumzweigen bedeckt, am Ufer, während ihre Besitzer von vorzüglichen Auslugplätzen aus, das davorliegende Meer beobachten und von allen Vorgängen auf demselben Notiz nehmen konnten. Strandung oder Bergungsversuche hatten immer Plünderung und Massacres zur Folge. Auch auf Irreführung der in Gefahr schwebenden Fahrzeuge verstanden sich die Rifioten. Sie zündeten Signalfeuer an und steckten weiße Fahnen aus, ein Verfahren, das nie seine Wirkung verfehlte. Zwar ermangelte es keineswegs an Maßregeln seitens der seefahrenden Mächte, sie führten aber niemals zum Ziele. So schickte beispielsweise England im Jahre 1852 den Admiral Napier nach der Rifküste, um sich für stattgehabte Räubereien Genugthuung zu verschaffen, derselbe kehrte aber unverrichteter Dinge zurück, da die Piraten bei Zeiten ihre Schlupfwinkel verlassen und sich in das schwer oder gar nicht zugängliche Innere des Landes zurückgezogen hatten.

Auch eine preußische Expedition aus ähnlichem Anlasse blieb erfolglos. Etwas mehr erreichte 1854 der Capitän des französischen Schiffes »Newton« bei Gelegenheit einer in unmittelbarer Nähe der Küste vorgenommenen Streifung. Als derselbe sich nämlich plötzlich von einer großen Zahl kleiner Boote, die ihn mit Flintenschüssen empfingen, umringt sah, antwortete er mit Kanonen. Nun fanden sich einige Häuptlinge ein und baten um Einstellung der Feindseligkeiten. Sie gelobten, in Zukunft die Schiffe französischer Flagge zu schonen, baten aber den Capitän, Veranlassung zu treffen, daß jene unter allen Umständen in einiger

Entfernung von der Küste halten mögen, da sie für die Worttreue einzelner Piraten nicht Bürgschaft leisten könnten. Fürwahr eine drastische Art von Ehrlichkeit seitens dieser Galgenvögel! Eine zweite Gewohnheit, durch die sich die Rifioten in aller Zeit bemerkbar machten, ist die der Brandschatzung der spanischen Presidios. Zwar die Ortschaften selbst ließen sie in Frieden, nicht etwa, weil sie sich zu schwach fühlten gegen dieselben etwas unternehmen zu können, sondern einfach deshalb, weil eine Vernichtung der Presidios gleichbedeutend mit der Vernichtung ihrer hauptsächlichsten — Erwerbsquelle gewesen wäre. Ohne Spanier kein Raub und ohne Raub kein Erwerb! Die spanischen Colonialstädte mußten daher geschont werden, nicht aber die Spanier selber. Mordthaten an christlichen Kaufleuten der Presidiosstädte waren daher noch in den letzten Jahrzehnten sozusagen an der Tagesordnung, und eine derselben bildete denn auch im Jahre 1859 den Anlaß zu politischen Verwickelungen, die endlich zum Kriege zwischen Spanien und Marokko führten. Der Piraterie aber wurde der goldene Boden entzogen. Da vorderhand das Rifgebirge niemanden anlockt, können ihre Bewohner nach Gutdünken schalten. Zweifellos wird aber auch an sie die Reihe kommen, zu milderen Anschauungen sich zu bequemen, und dann werden die Kanonen europäischer Kriegsschiffe wohl eine nachdrücklichere Sprache führen als die langen Vogelflinten der Wilden vom Rifgebirge.

Sehen wir uns nun die marokkanische Bevölkerung in ihren L e b e n s g e w o h n h e i t e n etwas näher an. Zunächst die Landbevölkerung. Wir betreten einen »Duar« (Dorf). Gewöhnlich besteht derselbe aus zehn, fünfzehn oder zwanzig Familien, welche durch Verwandtschaftsbande aneinander gekettet sind, doch hat jede Familie ihr eigenes Zelt. Die Anordnung der Zelte erfolgt fast immer in zwei Reihen, und zwar derart, daß zwischen beiden Reihen, welche ungefähr 30 Schritte von einander abstehen, eine Art Platz von rechteckiger Form freibleibt, der zwei Eingänge an den beiden Enden des Lagers, beziehungsweise der Zeltgasse, hat. Unter den Zelten herrscht kein Unterschied, sie sehen sich wie ein Ei dem anderen ähnlich. Auf einem Gerüste von zwei Pflöcken, auf denen eine Art Dachsparre horizontal aufliegt, wird die Zeltdecke, welche entweder aus einem Gewebe von Kameelhaaren oder einem solchen aus Palmenfasern besteht, gespannt. So müssen jene von Sallust beschriebenen Behausungen der Numidier des Jugurtha ausgesehen haben, welche jener mit einem umgestürzten

Kielboote vergleicht. Die Zeltdecke wird übrigens nur in der schlechten Jahreszeit bis auf den Boden herab gespannt, damit sie gegen Wind und Regen schütze; in der schönen Jahreszeit aber werden die Zeltenden weit höher an den Pflöcken befestigt, wodurch eine breite Oeffnung rings herum entsteht, durch welche die Luft unbehindert aus- und einströmen kann. Um dennoch nicht ganz ungeschützt zu sein, wird diesfalls um jedes Zelt ein kleiner Zaun aus Binsen,



Ein „Duar".

Schilfrohr oder Stauden gezogen. Eine jede derartige, dem Anscheine nach höchst primitive Behausung hat gleichwohl den Vortheil, daß sie im Winter ausgiebigen Schutz gegen die Unbilden der Witterung gibt, im Sommer aber kühl und wohnlich ist, Eigenschaften, die auf keines der städtischen Häuser passen, wo es Fenster ohne Glasscheiben, oder gar keine Oeffnungen gibt. Die Zelte eines Duars sind selten höher als $2^1/_2$ Meter und durchschnittlich 10 Meter lang. Eine Art Vorhang oder Wand von Binsengeflecht trennt die beiden Abtheilungen

des Zeltes von einander, von denen die eine den Eltern, die andere den Kindern und anderen Familiengliedern zum Schlafgemache dient. Der Hausrath bedarf keiner eingehenden Beschreibung: ein oder zwei Matten aus Weidengeflecht, eine bunt bemalte Truhe, ein runder Spiegel, vielleicht ein Dreifuß aus Rohr, zwei schwere Steine, welche die Handmühle ersetzen, ein alterthümlicher Webstuhl, ein



Marokkanisches Mädchen.

simpler Blechleuchter, Thongefäße und mehreres Andere. Das Geflügel hat freien Zutritt in die Zelte und nimmt meist einen bestimmten Platz ein; das Getreide wird in Bodenvertiefungen eine Strecke vom Zelte entfernt und in einer Umfriedung von losen Steinen, aufbewahrt.

Das Wahrzeichen eines jeden größeren Duars ist ein Zelt, in welchem der Schullehrer seines Amtes waltet. Große Fähigkeiten werden von ihm offenbar

nicht verlangt, denn die Bezahlung ist nicht darnach; sie beträgt nämlich ungefähr fünf Franken monatlich, nebst Lebensmitteln. Dieses Schulzelt ist der Versammlungsort der hoffnungsvollen Dorfjugend, welche Tag für Tag und Jahr für Jahr immer dieselben Koranverse laut recitirt und mit der Einprägung des trockenen Wortes gleichzeitig das Höchste in der Abtödtung jedes selbständigen Gedankens leistet. Bis zur edlen Kunst des Schreibens bringen es nur Wenige, denn sobald das Bürschchen sich als arbeitsfähig erweist, wird es zur Bestellung der Felder herangezogen, und nach einiger Zeit ist das Wenige, das es gelernt hat, vergessen, spurlos verraucht. Andere, welche Neigung zum Studium besitzen, setzen dasselbe oft bis ins zwanzigste Lebensjahr fort und siedeln dann nach irgend einer Stadt über, um dort Schreiber oder Notar zu werden, oder dem geistlichen Berufe sich zu widmen. Der Koran, welcher bekanntlich religiöses und bürgerliches Gesetzbuch in Einem ist, gestattet eben die Auswahl des Berufes nach Eignung und Geschmack.

Selbstverständlich ist das alltägliche Leben in einem Duar nichts weniger als ereignißreich. Man erhebt sich gemeinschaftlich vom Nachtlager, verrichtet das übliche Morgengebet, worauf die Frauen ans Melken der Kühe, die Männer zur Feldarbeit schreiten, um erst Abends wieder heimzukommen. Unter Tags schaffen die Weiber Holz und Wasser herbei, oder mahlen das Getreide, oder weben die groben Stoffe, in welche sich alle, Mann, Weib und Kind, kleiden, drehen Seile von Palmbast und bringen das Mittagsmahl nach den Feldern, wo ihre Gatten im Schweiße ihres Angesichtes das Leben fristen. Die Hauptaufgabe des Weibes ist, eine möglichst große Quantität von Kuskussu (gedünsteten Reis) herzustellen, der die müden Feldarbeiter des Abends für alle erlittenen Strapazen entschädigen soll. Sind die Bäuche voll und ist die Sonne unter dem Horizont, dann überläßt sich Alles dem Schlafe, und im Zelt, im ganzen Duar herrscht Todtenstille. Es gehört zu den außergewöhnlichen Zerstreuungen, wenn ab und zu ein alter Mann nach dem Abendessen einen Kreis von Zuhörern um sich versammelt, denen er irgend eine abgedroschene Geschichte zum Besten gibt. Während der Nacht herrscht ägyptische Finsterniß im Zeltdorfe. Nur vor dem Eingange desjenigen Zeltes, welches für Reisende gastfreundlich offen gehalten wird, flimmert ein Lämpchen, damit der nächtliche Wanderer die gastliche Stätte erkenne.

Was das sonstige Aussehen, die Kleidung u. s. w. anbetrifft, besteht ein Toiletten-Unterschied zwischen den Geschlechtern kaum; es ist immer dasselbe einfache baumwollene Hemd, oder der Haïk, dessen weiße Grundfarbe wohl nur errathen werden kann, da das Kleidungsstück nur ein- oder zweimal im Jahre gewaschen wird, und zwar unmittelbar vor den großen religiösen Festtagen; sonst haben die Kleidungsstücke die Schmutzfarbe des Körpers. Besser bestellt ist es mit der Reinhaltung des letzteren. Die vorgeschriebenen Waschungen zu den kanonischen fünf Gebetzeiten müssen beobachtet werden, und wenn jene Waschungen auch nicht immer ausgiebig genug sein mögen, verhindern sie gleichwohl allzu ausgiebige Schmutzablagerungen auf der Oberfläche des Körpers. Namentlich die Weiber sind der Reinigungsprocedur nichts weniger denn abgeneigt, und jeden Morgen schlüpfen sie unter den früher erwähnten hohen Dreifuß, der von einem Haïk gardinenartig umhüllt ist, um sich am ganzen Leibe zu waschen, wobei — o, unglaubliches Wunder! — sogar die Seife Verwendung findet.

Mehr Zerstreuung als Feld- und Hausarbeiten, Gebete, Kuskussu-Mahlzeiten, Märchenerzählen und gelegentliche Diebsüberfälle bringen die Hochzeiten in das einförmige Zeltleben der Duars. Am Ehrentage der Braut zieht dieselbe, hoch zu Kameel, die Gestalt in einen weißen Kapuzenmantel gehüllt, in Begleitung ihrer Eltern und Freunde aus ihrem heimatlichen Duar nach dem des künftigen Gatten. An Flintengeknatter und Freudengejauchze fehlt es natürlich nicht. Der Gatte hat unterdessen die Inwohner der benachbarten Zeltdörfer zum Feste geladen, welche sich oft in großer Zahl — oft mehrere hundert — beritten und bewaffnet einfinden. Ist die Braut an Ort und Stelle, so steigt sie vom Kameele ab und nimmt vor dem Zelte ihres Zukünftigen auf einem mit Fransen und Blumen geschmückten Sattel Platz. Das Programm der Festlichkeiten ist nicht sonderlich reich; die Reiter vollführen ihre bekannten Phantasias, indeß die Frauen und Mädchen zum Klange eines Tamburins und einer Flöte einen primitiven Tanz um einen auf dem Boden ausgebreiteten Haïk aufführen, auf den jeder Eingeladene eine Münze als Geschenk für das Brautpaar wirft. Abends dann setzen die Tänze aus, die Gewehrsalven verstummen und das große Festmahl beginnt. Es ist ein Ereigniß, wenn ein solches Mahl bis gegen Mitternacht währt, denn für gewöhnlich findet der bürgerliche Tag mit Sonnenuntergang sein Ende. Tags darauf begibt sich die, in ein weites Gewand gehüllte

Braut, die eine rothe Schärpe um den Kopf geschlungen hat, in Begleitung ihrer Eltern und Freunde in die benachbarten Duars, um neuerdings Geldgeschenke einzulösen. Von einem andauernden Eheglücke ist aber selten die Rede. Der Gatte geht wieder nach wie vor seiner Feldarbeit nach, die Gattin wird von den Hausarbeiten erdrückt und die Liebe ist nach wenigen Wochen verflüchtigt.

Die Marokkanerin genießt übrigens — wie dies bei allen Stämmen berberischer Abstammung der Fall zu sein pflegt — größere Freiheiten, als sonst unter den Völkern des Islam Sitte oder Gesetz ist. Gleichwohl weicht die Auffassung der Blutsverwandtschaft, wie sie unter den Marokkanern gang und gäbe ist, auffallend von jener ab, zu der sich beispielsweise die berberischen Tuaregs des Saharagebietes bekennen; ja, es kommen hier vollständige Gegensätze zur Geltung. Während nämlich bei den Tuaregs die Reinheit des Blutes am Weibe gemessen wird und die Abkunft des Gatten niemals hinsichtlich der Blutqualification des Kindes etwas entscheidet, liegen die Dinge in Marokko gerade verkehrt. Unter dem marokkanischen Adel gilt die Regel, daß das Scherifthum nicht erblich durch die Frau ist; heiratet z. B. ein »bürgerlicher« Marokkaner eine Scherifa, so sind die Kinder keine Schürfa (Schürfa = die Mehrheit von Scherif); aber ein Scherif kann eine Frau aus jedem Stande nehmen und die aus der Ehe entspringenden Kinder werden insgesammt Schürfa. Diese Regel findet sogar auf Jüdinnen, Christinnen und Heiden Anwendung, und es ist bemerkenswert, daß diesfalls nur die letzteren ihren Glauben wechseln, d. h. Mohammedanerinnen werden müssen. In Marokko ist die Monogamie die fast ausschließliche Art der Ehe. Selbst die Araber huldigen ihr und nur einige Vornehme unter ihnen machen von der koranischen Satzung Gebrauch. Liebesheiraten sollen nicht selten sein, doch sind in der Regel fast alle Ehebündnisse Angelegenheiten, die zwischen den beiderseitigen Eltern oder Verwandten abgeschlossen werden. In der freien Wahl des Bräutigams, wo solche stattfindet, entscheidet hier fast einzig der Umstand, daß die Mädchen unverschleiert gehen, und der heiratslustige Jüngling sonach nicht auf Mittels- und Vermittelungspersonen angewiesen ist. Auch wird kein eigentlicher Kaufpreis erlegt, denn die Summe welche der Werber seinem künftigen Schwiegervater einhändigt, dient lediglich zur Anschaffung der Brautausstattung.

Das Familienleben, obwohl, wie wir gehört haben, nach patriarchalischem Zuschnitt und nicht ohne sittlichen Halt, weist weniger schöne Züge auf, wie unter anderen Stämmen berberischer Abkunft. Die Kinder erhalten kaum die oberflächlichste Erziehung und bleiben von zartester Jugend an fast ganz sich selbst überlassen. Sind sie hinlänglich herangewachsen, so unterstützen die Mädchen die Mütter bei ihren häuslichen Arbeiten, während man die Jungen aufs Feld oder auf die Viehweide schickt. Die Zelteinrichtung, welche derart getroffen ist, daß Eltern und Kinder getrennt schlafen, verletzt das Schicklichkeitsgefühl offenbar weniger, als es sonst unter Zeltbewohnern zu sein pflegt. Die Frauen genießen übrigens Achtung genug, um selbst in der Phraseologie des täglichen Verkehrs eine Rolle zu spielen, denn viele Höflichkeitsformeln des Marokkaners beziehen sich ganz und gar auf die Frau. So sagt der Marokkaner, wie Rohlfs berichtet, bei einer Verheiratung: »Gebe Gott, daß sie (die Frau) dein Zelt fülle (mit Kindern)«.... Oder: »Das Kind möge dir Glück bringen.« Oder beim Tode der Gattin: »Halte deinen Schmerz an, Gott wird diesen Verlust ersetzen« u. s. w.

Einer besonderen Erwähnung verdienen die marokkanischen Juden. Jede größere Stadt des Landes hat ihr eigenes Judenquartier, »Mella« (Mellha) genannt. In der Mella von Fas sollen 3000 Juden hausen. Im allgemeinen sind die Juden ein geschäftiges, fleißiges, wohlhabendes Völkchen, aber gründlich verachtet von ihren moslimischen Mitbewohnern. Wenn schon die meisten Städte Marokkos elende Schutthaufen sind, gilt dies von den Judenquartieren im superlativen Sinne. Es sind enge, mit tiefen Löchern versehene Gassen, mit Bergen von Unrath, die selbst vor den Hausthüren den Verkehr stören. Am schlimmsten ist es in dieser Beziehung in den entlegenen Binnenstädten, den Sultansresidenzen nicht ausgenommen. In der Riesenkloake der Mella von Fas brütet ein unqualificirbarer Gestank. Aber die Leute sehen freundlich aus, die Frauen und Mädchen sind von der Natur aus mit körperlichen Reizen überreich bedacht, ihre Tracht ist reich, Schmuck besitzen sie im Ueberflusse. Im Großen und Ganzen aber ist die Stellung dieser Parias von Marokko eine höchst traurige. Sie fristen eine harte Existenz und Demüthigungen bleiben ihnen nicht erspart. Außerhalb der Mella darf kein Jude und keine Jüdin mit irgend welchem Schuhwerk an den Füßen sich blicken lassen. Wie sie die erste Gasse der mohammedanischen Viertel betreten, müssen sie die Pantoffel abstreifen und bloßen Fußes einherschreiten.

Stolz und Selbstbewußtsein geht ihnen infolge dessen gänzlich ab. Scheu schleichen sie durch die engen Gassen, zwischen den dichten Gruppen ihrer feindlichen Mitbewohner hindurch, jeden Anlaß zu unliebsamen Zwischenfällen ängstlich vermeidend. Alle Verachtung, die man ihnen seit undenklichen Zeiten angedeihen ließ, hat indeß nicht vermocht, das zähe Völkchen niederzudrücken. Sie sind, wie anderwärts in der Welt, die Seele aller einträglichen Handelsgeschäfte, und in mancher Hinsicht sowohl dem Lande, als der übrigen Bevölkerung unentbehrlich. Aus diesem Grunde existirt für sie eine gesetzliche Bestimmung, nach der ihnen die Auswanderung versagt, den Mädchen die Schließung von Ehen außer Landes strenge verboten ist. Von den Sultanen hatten sie bisher jederzeit weniger zu leiden, und wenn sie ihre Geldgeschenke, zu deren Leistung sie an gewissen hohen Festtagen verpflichtet waren und noch immer sind, bewirkten, ließ man sie von allerhöchster Seite meist ungeschoren. Ja hin und wieder traf es sich, daß ein liberaler Sultan ihnen aufhelfen wollte und die Erlaubniß ertheilte, daß sie Schuhe auch außerhalb ihres Quartieres tragen durften. Die Ausführung dieser Erlaubniß scheiterte aber an dem Fanatismus der Mauren, welche über die Juden herfielen und sie massacrirten. Schließlich mußten sie selber den Sultan bitten, die Erlaubniß rückgängig zu machen.

Die Erscheinung der marokkanischen Juden ist fast dieselbe, wie bei uns daheim. Nur ihr Wuchs ist etwas höher und schlanker, ihr Incarnat etwas dunkler. Sie tragen fast immer langes Haar und bedienen sich einer Tracht, die von der der übrigen Bewohner erheblich abweicht. Besonders zierlich sind die Knaben. Was die Schönheit der marokkanischen Jüdinnen anbelangt, gehen die Meinungen auseinander. Einige schildern sie als unbestreitbar schön, während Andere wieder behaupten, daß diese angebliche Schönheit eigentlich eine solche nach orientalischen Begriffen sei, d. h. »ins Gewicht falle«. In der That zeigen die marokkanischen Jüdinnen stattliche, volle Formen. Edmondo de Amicis nennt sie »belezze opulente«, ausgestattet mit großen dunklen Augen, hoher Stirne, proportionirtem Mund. Die Gestalt hat etwas Antikes und sie könnte bestrickend genannt werden, wenn das Derbe, Urkräftige nicht allzu fühlbar durchschlüge. Was übrigens die Juden von Tanger anbetrifft, darf nicht verschwiegen werden, daß sie schon seit geraumer Zeit Abänderungen an ihrer traditionellen Tracht vorgenommen und ihrer Kleidung einen mehr europäischen Schnitt gegeben haben. Die Farben

der Stoffe aber sind immer dieselben grellen, namentlich beim weiblichen Geschlecht. Am Sabbath kann man in Tanger in der Regel sämmtliche jüdischen Schönheiten vor sich Revue passiren lassen und eine solche Augenparade bietet manch interessantes Genrebild. Namentlich anziehend sind die jungen Mädchen mit ihren bunten Lappen, welche zumeist zarte und geschmeidige Körperformen einhüllen. Sie sind lebhaft und gucken mit ihren großen lebensvollen Augen neugierig in die »Welt« hinaus, die allerdings sehr eng umgrenzt ist.

Die gewöhnlichen Lebensverhältnisse des marokkanischen Volkes sind, wie der Leser aus den vorstehenden Andeutungen entnommen hat, nichts weniger denn glänzend, ja, im Gegentheile, höchst traurige und beklagenswerte. An dem geringen Erträgnisse, welches man dem schlecht cultivirten Boden abgewinnt, participirt in erster Linie der Scheich des Duars, dann der Provinzchef, der seine Stellung mit hohen Summen vom Sultan erkaufen muß, und schließlich die Regierung, die für ihren Theil den Zehent abfordert. Der Feldarbeiter muß für jeden Grund, den ein Ochsenpaar bearbeiten kann, eine Pachtsumme zahlen, die etwa fünfzig Gulden nach unserem Gelde beträgt. Dazu gesellen sich verschiedene Geschenke an den Sultan, zu denen sie verpflichtet sind und die gelegentlich der großen Jahresfeste abgeliefert werden müssen. Sie betragen durchschnittlich 2 bis 3 Gulden per Zelt. Eine weitere, ziemlich empfindliche Belastung besteht ferner in der »Muna«, d. i. der Lieferung von Provisionen an durchreisende Würdenträger, Gesandtschaften oder Heeresabtheilungen. In dieser Beziehung sind namentlich diejenigen Districte übel daran, durch welche die am meisten begangenen Reiserouten führen, wie jene zwischen Tanger und Fas, und zwischen Fas, Mik'näs und Marrakesch. Die Dörfer an der letzteren Route, welche vom Sultan und seinem ganzen Hofe von Fall zu Fall (wenn er seinen Aufenthalt in einer der drei officiellen Residenzen wechselt) betreten werden, erfahren die grimmigste Brandschatzung, da selbst Seine scherifische Majestät es nicht verschmäht, von seinen bettelhaften Unterthanen sich freihalten zu lassen. Kein Wunder also, daß der Reisende gerade auf den Hauptverkehrswegen eine ungemein dünn gesäete Bevölkerung antrifft; denn wer den ewigen Steuerleistungen in der Form von Naturallieferungen entgehen will, sucht das Weite. Uebrigens will niemand im ganzen Lande für reich gelten, und wer einiges Barvermögen besitzt, vergräbt es lieber und nimmt im Nothfalle Gelder für

hohe Zinsen auf, um nur für arm zu gelten und so den Erpressungen seitens der Regierung und ihrer Vertreter zu entgehen. Stirbt ein wohlhabender Mann, so beeilen sich die Erben, den Gouverneur ausgiebigst mit Geldgeschenken zu



Jüdinnen.

unterstützen, um dadurch eventuellen Gewaltthätigkeiten, Confiscationen, Erpressungen u. s. w. zu entgehen. Wird das Volk durch fortgesetzte Bedrückung und Aussaugung zur Verzweiflung getrieben und greift es zu den Waffen, dann ist das Resultat einer solchen Revolte allemal ein noch weit traurigeres, als


NÖRDLICHES AFRIKA.
(Westlicher Theil).
Maßstab = 1:15,000,000.
Höhen in Metern.
Eisenbahnen.
Reiserouten od. Karawanen-Strassen.
Wadi = trockener Flußlauf.
Depressionen (unter dem Meeresspiegel liegende Gebiete).
Salzseen (Sebcha's, Schott's).
Bir, Ain = Brunnen.
Dj. = Djerg, Gebirge.
Besitzungen der Europäer:
Franzosen.
Briten.
Spanier.
Portugiesen.
ATLANTISCHER OCEAN
MITTELLÄNDISCHES MEER
SPANIEN
PORTUGAL
MAROCCO
ALGERIEN
TRIPOLIS
Sardinien
Balearen
Canarische I.
Sahara
0 von Greenwich



Volkstypen: Schlangenbändiger.

der frühere Zustand von Jammer und Elend. Der Sultan schickt einige Regimenter nach der insurgirten Provinz und die Reiterei stampft ihre Brüder in den Boden und stellt die Autorität auf blutgetränktem Boden wieder her.

Ueber die Verkehrseinrichtungen braucht man nicht viele Worte zu verlieren. Wie fast ausnahmslos im ganzen Orient, ist auch hier die Kameelkarawane das einzige Verkehrsmittel. Im Hinblicke auf die entsetzlich elenden Wege und die mitunter nicht unbeträchtlichen untheilbaren Lasten, haben die Thiere große Beschwerden zu ertragen. Die schwersten Stücke (wie z. B. ein



Die „Muna" (Naturallieferung der Bewohner).

für den Sultan bestimmtes Pianino, also eine bedeutende untheilbare Last) bedürfen besonderer Transportmaßregeln. Man stellt sie auf eine Art Tragbahre, welche vorne und hinten je eine Gabel für die einzuspannenden Kameele bildet. Natürlich schwanken und wanken die Thiere, schon ihrer ungleichen Gangart halber, derart, daß der bloße Anblick Einen seekrank machen könnte. Manche Gepäcksstücke lassen sich durch Tragthiere gar nicht befördern, und man bedient sich dann eines Transportmittels, das auf marokkanischem Boden gänzlich unbekannt ist. Wir meinen den Wagen oder Karren — einen vorsintflutlichen Kasten auf einem plumpen Blockräderpaar ruhend und von Ochsen gezogen. Die Bewohner aber strömen zusammen, um das Wunderding anzustaunen, und rascher als man

meinen sollte, verbreitet sich die Kunde von dessen bevorstehender Ankunft von Duar zu Duar, von Stamm zu Stamm. Selbst die Reitthiere stutzen, oder werden störrisch, wenn sie des merkwürdigen Ungeheuers ansichtig werden. Als vor längerer Zeit (1839) der Großherzog Friedrich von Hessen-Cassel in Tanger den Versuch machte, sich eines Wagens zu bedienen, legte sich die Localregierung ins Mittel und erhob Verwahrung gegen solche Neuerung. Nun beeilte sich der Großherzog vom Sultan selbst die Erlaubniß sich zu erwirken, und zwar versprach der Bittsteller im Gewährungsfalle im Lande Fahrstraßen herstellen zu lassen, um dem neuen Verkehrsmittel Eingang zu verschaffen. Der Sultan aber, der offenbar dem fremden Gaste dienstwillig sich zeigen wollte, im Principe aber gleichfalls gegen die Neuerung war, fällte eine wahrhaft salomonische Entscheidung. Er gestattete nämlich dem Bittsteller die Benützung seines Vehikels unter der Bedingung, daß es keine — Räder habe! Als Khalif aller Gläubigen könne er sich nicht für eine Einrichtung erklären, bei der die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß einer seiner Unterthanen durch einen Christen gerädert werden könnte. Der Großherzog machte gute Miene zum bösen Spiel und zog die Entscheidung ins Lächerliche. Eines schönen Tages sah man ihn nämlich thatsächlich sein Maulthiergefährt durch die Straßen Tangers kutschiren, aber es war kein Wagen, sondern ein — Schlitten.

Vielleicht die primitivste Einrichtung unter allen marokkanischen Verkehrsmitteln ist die Post. Sie wird nur durch Botengänge besorgt. Ein solcher Postbote ist fast nackt, trägt nur einen kleinen Kopfbund und ein wollenes Beinkleid und hat eine Tasche umgehängt. Hastig eilt der Mann vorwärts. Er vermittelt den gesammten Postdienst zwischen Tanger und den Hauptstädten im Innern des Landes, und repräsentirt überhaupt die einzige Posteinrichtung im ganzen marokkanischen Kaiserreiche, dessen Ausdehnung derjenigen des deutschen Reiches gleichkommt. Gegen eine Entlohnung von wenigen Gulden unseres Geldes laufen diese Bedauernswerten, die fast Tag für Tag den Unbilden des Wetters, dem Hunger und Durst ausgesetzt sind, die lange Strecke zwischen Tanger und Fas in vier, zwischen Tanger und Marokko in sieben bis acht Tagen ab. Sie nähren sich schlecht, nehmen mit einigen Feigen und einem Stück Brot vorlieb und schlummern auf freiem Felde, ob Regen, ob schön. Um die Morgenstunden nicht zu verschlafen, heften sie eine Art von Zündschnur um das nackte Fußgelenk,

die in den Pausen, während denen der Bote schläft, fortglimmt und wenn sie abgeglimmt ist, den Schläfer in sehr fühlbarer Weise zum Aufbruch mahnt. Der Postcourier hält fast immer die gerade Linie ein; er durchwatet oder durchschwimmt die Flüsse, klettert über Berghänge, auf denen ein geübtes Maulthier straucheln würde, kriecht oft auf allen Vieren vorwärts, trotzt im Herbste ausgiebigen und anhaltenden Regengüssen, im Sommer der Hitze, dem Staub und dem Durste. So durchwandert und durchläuft dieser geplagteste Mensch im ganzen Kaiserreiche dieses letztere jahrein und jahraus fast seiner ganzen Länge nach von Nord nach Süd und umgekehrt, kaum am Ziele angekommen, geht es wieder weiter ohne Rast und Ruh.

Nun einige Bemerkungen über marokkanischen Gewerbfleiß und Einschlägiges. Diejenigen Arbeiten der einheimischen Industrie, welche sich mit Recht eines allgemeinen Beifalles erfreuen, sind: Waffen (Flinten, Säbel und Dolche), Lederarbeiten (Sättel, Tischdecken, Kissen, Taschen, Pantoffel und weiche Stiefel), Edelmetall und Bronzewaren (Armbänder, Schmuck, Ketten, gravirte Messingteller, Lanzen), Flechtarbeiten, hauptsächlich aber die zahlreichen Gattungen von Artikeln aus Wolle, Baumwolle und Seide (Tücher, Burnusse, Djelabstoffe, Haïks und Teppiche).

Die Textilindustrie ist vorwiegend durch Fas und Marrakesch vertreten; ein bekannter Artikel sind die im ganzen Orient in verschiedenen Formen wiederkehrenden rothen Mützen, die nach ihrem ältesten Erzeugungsorte (Fez — richtiger Fas) den Namen führen. Die schönsten Teppiche kommen aus Rabat, Marrakesch, Schiadnia und Schiania. In Tetuan werden große Mengen von Feuerwaffen mit damascirten Läufen erzeugt, in Miknäs und Fas blanke Waffen, namentlich prächtige Krummdolche. Von Lederwaren sind die scharlachrothen von Fas, die gelben von Marokko, die grünen von Tafilet die vorzüglichsten und erfreuen sich noch immer ihres alt angestammten vorzüglichen Rufes. Die Topf- und Vasenfabrication ist in argem Rückschritt begriffen; nach alten Mustern wird gar nicht mehr gearbeitet, und das Hauptgewicht auf grelle Farben und bizarre Zeichnung gelegt. Die Arbeiten aus Edelmetall spielen in Marokko eine höchst untergeordnete Rolle, da die strengen rituellen Vorschriften der Secte der Moabiten, der die Marokkaner angehören, überflüssigen Tand verbieten. Sehr kunstvoll dagegen sind die verschiedenen musivischen Arbeiten aus Majolika, welche, wie

wir mehrfach gesehen haben, in der maurischen Architektur noch immer eine große Rolle spielen.

Der Handel ist seiner Hauptsache nach ein Tauschhandel, namentlich im Innern des Reiches und im Verkehr mit dem Sudan. Von dort werden gebracht: Sclaven, Goldstaub, Straußenfedern, weißer Gummi (vom Senegal), Droguen, Elfenbein und Salz. Was die Einfuhr anbetrifft, haben sich zwar englische, französische und deutsche Fabricate im Lande Eingang verschafft, aber in weit geringerer Menge als im östlichen Afrika, zumal in Aegypten. Vorherrschend ist auch heute noch in diesen Arbeiten — wie L. Pietsch meint — der ureigene marokkanische Stempel. »Dieser gibt ihnen für den verständnißvollen Sinn einen Reiz, der auch über manche Rohheit der Detailausführung hinwegsehen läßt. Europäische Formen- und Ornamentenmuster sind hier noch nirgends bestimmend geworden. Desto unverkennbarer und unheilvoller macht sich in der Farbengebung der Stoffe, Gewebe, Stickereien ein leidiger europäischer Einfluß geltend: der überwiegende Gebrauch von Anilinfarben. Der ursprünglich feine Sinn und Geschmack gerade für die Farbenwahl und Zusammenstellung, welche sich mit der echt orientalischen Vorliebe für die entschiedensten, glühendsten Farben sehr wohl vertrug, geht dadurch mehr und mehr verloren. Man kann sich eines seltenen Glückes rühmen, wenn man beim Durchsuchen der Bazarbutiken einmal einen gewebten, gewirkten, glatten oder gemusterten, respective gestickten farbigen Stoff findet, dessen Grundton oder Decoration nicht gleichsam inficirt, dessen Schönheit nicht verkümmert wäre durch jenes Roth, Violett, Grün, welche der Tod jeder vornehmen malerischen Erscheinung und Wirkung sind.« Im Allgemeinen ist die Handelsbewegung zwischen Marokko und den europäischen Staaten gering, obwohl diese in den letzten Jahren große Anstrengungen gemacht haben, das Land dem abendländischen Import zu erschließen und ihm ein neues Absatzgebiet zu schaffen. Sicher ist, daß Marokko, sowohl seiner natürlichen Hilfsquellen halber, als auf Grund seiner vorzüglichen geographischen Lage, das wahre Eingangsthor für den gesammten Handel zwischen Europa und dem westlichen Sudan ist.

Wir kommen nun auf das marokkanische Heerwesen zu sprechen. Da kriegerische Verwickelungen in jenem Lande, welches in den letzten Jahrzehnten in den Interessenring Europas eingefügt wurde, früher oder später eintreten

könnten, erscheint es geboten, sich mit den militärischen Einrichtungen des Kaiserreiches etwas eingehender zu beschäftigen. Militärs, welche Gelegenheit hatten, die Armeeverhältnisse im Reiche Sr. scherifischen Majestät kennen zu lernen, haben eine sehr geringe Meinung von denselben, wenn sie auch den Wert des einzelnen Soldaten, im Hinblicke auf gewisse angeborene kriegerische Eigenschaften,



Marokkanischer Postbote.

nicht unterschätzen.... In Marokko bestehen, die Leibgarde des Sultans ausgenommen, reguläre Truppen nicht, sondern es bildet sich das Heer in Kriegszeiten durch allgemeines Aufgebot, das durch die Marabuts eingeleitet wird. Allein außer diesen zahlreichen, fanatisirten Massen hat das Heer nicht viel Kriegerisches an sich; denn es ist schlecht bewaffnet und noch schlechter organisirt und geführt, und wäre keineswegs im Stande einer europäischen Truppe

Widerstand zu leisten. Selbstverständlich schließt dies nicht aus, daß ein Krieg auf marokkanischem Boden dennoch ein schwieriges Unternehmen sein würde, aus dem einfachen Grunde, weil die zahlreichen regellosen Haufen des Feindes zwar der Offensivfähigkeit entbehren, in der Defensive aber, und mehr noch im Guerillakrieg, immerhin einen nicht zu verachtenden Gegner abgeben würden. Man hat die Analogie zur Hand, wenn man auf die ziemlich ähnlichen Verhältnisse in Algerien hinweist, wo die französischen Truppen, trotz der ihnen im Laufe der Zeit allerorts zugefallener militärischen Erfolge, dennoch des Kriegführens und Scharmützelns nicht los werden konnten und noch dermalen bedeutende Streitkräfte aufbieten müssen, um Rebellionen da und dort in der Colonie zu dämpfen, oder weite Landstrecken im Zaume zu halten.

In Marokko aber liegen die Verhältnisse in diesem Sinne noch viel schlechter; denn abgesehen von der viel größeren räumlichen Ausdehnung des Gebietes und von der größeren Zahl aufzutreibender Vertheidiger, gestaltet sich das hohe Atlasgebirge zum natürlichen Grenzwall einer jeden Invasion und gleichzeitig zum Reduit der Vertheidiger; das weite Gebiet der Oasen von Tafilet und Tuat sind aber die Sammelplätze unversiegbarer Menschenströme, welche immer wieder frische Kriegerschaaren auswerfen und durch die Atlaspässe hervorbrechen lassen würden. Die militärische Organisation in Marokko besteht im Wesentlichen darin, daß die Statthalter der verschiedenen Provinzen des Reiches alljährlich auf offenem Felde eine Volkszählung abhalten, welche als maßgebend für die festzusetzenden localen Aufgebote erachtet wird. Nun ist freilich schon diese Volkszählung an sich mangelhaft genug, zumal in den Gebirgsgegenden, wo die Berberstämme je nach Belieben zur Zählung sich einfinden, oder ihr ferne bleiben. Bei jener Versammlung wird gleichzeitig jedes einzelne Individuum für einen bestimmten Truppenkörper des Aufgebotes ausgewählt, und zwar ohne Rücksicht auf die Tauglichkeit.

Sehen wir uns nun zunächst das Fußvolk an. Es ist das elendeste Gesindel, das man sich denken kann, meist aus solchen Leuten zusammengesetzt, welche sich kein Pferd zu halten im Stande sind, eine Horde ohne Ordnung und Disciplin, mit Gewehren verschiedener Systeme bewaffnet, in Lumpen oder Uniformstücken aus aller Herren Ländern steckend. Beim allgemeinen Aufgebot erscheint das Fußvolk tribusweise auf den bestimmten Waffenplätzen, wird dort unter Anführer

gestellt, welche der Statthalter ernennt — gewöhnlich einen oder mehrere ihrer Scheichs — erhält seine Fahne und stellt sich in langen Reihen, zwei Mann hoch, auf. Das Exercitium dieser Horde besteht lediglich darin, daß sie in einem Lauffeuer ihre Gewehre losschießt, und dann ordnungslos mit infernalischem Geheul auf seinen Feind losstürzt, um mit Säbel und Yatagan, Gewehrkolben, und wenn nicht anders, selbst mit Knütteln auf ihn einzuhauen. Man begreift, daß zwei Dechargen einer regulären europäischen Truppe genügen würden, dieses heulende und stürmende Gelichter mit blutigen Köpfen heimzuweisen. Da jedes Exercitium eine Art militärisches Fest ist, und der markirte Gegner weniger in Betracht kommt, als der Elan der marokkanischen Vaterlandsvertheidiger, löst sich die Truppe nach jenen fingirten Sturmangriffen programmmäßig auf und zwar in regellosen Gruppen, welche die tollsten Capriolen vollführen, heulen und jauchzen, wie Affen herumspringen und die Gewehre im Sprunge gegen den Boden abfeuern. Was die Truppe im Kriegsfalle zu leisten, oder vielmehr nicht zu leisten im Stande ist, liegt auf der Hand. In den Gebirgen, wo sie von einem Felsen auf den andern, von einem Schlupfwinkel zum andern kriechen, von dort aus ihr elendes Gewehr so oft auf den Feind abdrücken, bis es endlich einmal losgeht, oder hinter Festungsmauern, möchten diese Soldaten ihren Gegnern immerhin einigen Schaden zufügen. Im offenen Felde aber würden sie keinen Augenblick Stand halten, und stände ihnen vollends Reiterei gegenüber, so hätte diese nach der ersten Decharge nichts zu thun, als die auseinanderlaufenden Haufen mit aller Bequemlichkeit niederzusäbeln oder wie gehetztes Wild vor sich herzutreiben.

Besser ist es mit der Reiterei bestellt. Alle die Völker, welche Marokko bewohnen, einige Bergstämme ausgenommen, sind geborene Reiter. Kaum daß der Bube seine Glieder gebrauchen kann, schwingt er sich auch schon auf seines Vaters Pferd und jagt pfeilschnell über die Steppen dahin. Es ist sonach erklärlich, daß jeder Marokkaner im Kriege am liebsten zu Pferde dient, und daß nur der Reiter seines Kriegerthums sich voll und ganz bewußt ist. Bei einem Aufgebote erscheinen alle Reiter auf den ihnen von den Statthaltern bestimmten Waffenplätzen und werden hier in verschiedene Schaaren und unter bestimmte Befehlshaber abgetheilt. Gewöhnlich sind es fünfhundert Reiter, welche unter einem Kaid (Obersten) stehen, der fünf Officiere (Khalifen) zu Unterbefehlshabern hat.

Die Kaids recrutiren sich fast immer aus den angesehensten Ständen des Reiches, z. B. aus den Familien der Gouverneure, und zeichnen sich daher vor ihren Untergebenen durch feinere Kleider, schönere Pferde und Waffen und überhaupt



Ein marokkanischer Reiter-Oberst.

durch das Ansehen aus, das sie sich zu verschaffen wissen. Militärisch instruirt sind sie aber so wenig, wie der letzte Reiter ihres Aufgebotes. Die Bewaffnung des Reiters besteht in einer ungemein langen Steinschloßflinte, einem Säbel oder Yatagan. Pistolen sind fast unbekannt, dagegen Krummdolche sehr im Gebrauche.

Das marokkanische Gewehr ist ein höchst plumpes, unverläßliches Mordwerkzeug. Der schwere Lauf ist mit vielen silbernen Ringen an dem Schaft befestigt, welch letzterer eine ganz eigenthümliche Krümmung und Ausschweifung des Kolbens hat. Das Schloß, so primitiv als alles Uebrige, hat die eigenthümliche Vorrichtung, daß die Pfanne mit einem Schuber versehen ist, welcher das Herausfallen des Pulvers verhindert, auch wenn der sogenannte Batteriedeckel nicht zu ist, und welcher sich von selber verschiebt, so oft der Hahn abgedrückt wird. Durch diese Einrichtung wird zwar das unzeitige Losgehen des



Soldatentrupp.

Gewehres während der wilden Phantasiaritte verhindert; da aber der Mechanismus durch den längeren Gebrauch der Waffe, zumal in so rohen und ungeschickten Händen, und durch die Einflüsse der Witterung bald beschädigt wird und zu functioniren aufhört, bringt dies den Uebelstand mit sich, daß der Schuber beim Abdrücken des Hahnes unbeweglich bleibt, und diese Procedur daher unzähligemale wiederholt werden muß, bis die Schußwirkung erzielt wird. Bei längerem Gebrauche der Waffe kann man immerhin annehmen, daß auf diese Art die Hälfte der Schüsse versagt. Ebenso unvortheilhaft ist das Laden mit ledigem Pulver, das der Reiter in einer hölzernen Pulverflasche an dicken seidenen

Schnüren mit sich führt. Nicht nur, daß diese Art des Ladens sehr zeitraubend ist und den Reiter zwingt, sich zu diesem Ende aus dem Bereiche des feindlichen Feuers zu bringen, wird hiebei mehr Pulver verstreut, als zu einem Schusse nöthig ist. Beim Gebrauche der Waffe legt er den Kolben selten an die Schulter; meistens stemmt er sie vorne an die Brust, indem er das Gewehr gerade vor sich hin hält und mit der linken Hand, in welcher er den Zügel hält, losdrückt. Wie es da mit dem Treffen aussieht, kann man sich leicht vorstellen. Im Kriege heftet der Marokkaner bisweilen ein Bajonnet an sein Gewehr. Der Ausdruck »Anheften« ist hier vollkommen zutreffend, denn da das Gewehr der betreffenden Vorrichtung entbehrt, muß das Bajonnet einfach mit Schnüren an die Schußwaffe festgemacht werden. Der Säbel ist nicht so wie bei den Orientalen stark gekrümmt, sondern hat eine fast gerade, breite, aber plump gearbeitete Klinge. Für die Flinte hat der Reiter — was an sich widersinnig ist — mehr Vorliebe, als für den Säbel, den er als Nebensache betrachtet. Dieser steckt in einer ledernen Scheide, welche mittelst dicker Seidenschnüre über die Schultern gehängt wird; am Griffe theilt sich der rückwärtige Theil der Parirstange in eine Art Gabel.

Bei Zweikämpfen sieht man oft Turniere mit Säbeln, welche sich ebenso durch die Geschicklichkeit, mit welcher diese Waffe gehandhabt wird, als durch ihre eigenthümliche, beinahe spaßhafte Art und Weise auszeichnen. Die beiden Kämpfer stellen sich nämlich, den Haïk oder Burnus mehrfach um den linken Arm, zum Auffangen feindlicher Hiebe, gewickelt, den Säbel in der Rechten hoch erhoben, einander gegenüber, ernst und lauernd, als wollten sie erst die Art überlegen, wie sie ihrem Gegner am sichersten an den Leib kommen könnten. Dann schreiten sie im Kreise umher, machen allerlei drohende Bewegungen und Geberden, und springen endlich hauend auf einander los. Es folgt nun Hieb auf Hieb, begleitet von den possierlichsten Stellungen und Sprüngen, und man muß hiebei wirklich die Geschicklichkeit bewundern, mit der sie pariren. Besonders interessant ist, wie sie mit der schmalen Gabel der Parirstange die Klinge des Gegners auffangen, festhalten und ihm so entweder den Säbel aus der Faust winden, oder ihn wenigstens für einige Zeit wehrlos machen, um ihm mit der linken Hand den Yatagan oder Krummdolch in den Leib zu rennen. Auf diese beiden letzteren blanken Waffen legt der Marokkaner noch mehr Wert, als auf

den Säbel, da sie im Handgemenge vorzügliche Dienste leisten. Der Yatagan ist entweder geschweift, wie der türkische, oder ein ganz einfaches gerades Messer, dessen Scheide nicht selten mit massiven Silberbeschlägen in getriebener Arbeit geziert ist. Diese Waffe wird an einer Schnur getragen, häufig auch, offenbar um sie vor dem Feinde zu verbergen, unter dem Oberkleide verwahrt. Sie dient auch zum Behufe jenes gräßlichen Gebrauches, dem überwundenen Feinde, wenn man ihn nicht lebendig als Gefangenen fortschleppen kann, den Kopf vom Rumpfe zu trennen, für welche Trophäe sie dann gewöhnlich von der Regierung eine Gratification erhalten.

Die Kampfweise der marokkanischen Reiter mag einst für die schwerfälligen Ritter abendländischer Mächte etwas Erschreckendes gehabt haben; denn ein solcher Schwarm erscheint plötzlich, kaum daß man es ahnt, bringt seinem Feinde einigen Schaden bei und verschwindet, ehe dieser noch recht zur Besinnung kommt. Allein heutigen Tags wären derlei Manöver nicht mehr zu fürchten. Dichtere Schaaren würden kaum einer zur rechten Zeit angebrachten Decharge einer Infanterieabtheilung widerstehen, einzelne Reiter aber jedem sicheren Schützen zum Opfer fallen. Nur mit ihrer Schlauheit, mit der ungeheueren Ausdauer und Gewandtheit ihrer Pferde hätte man zu rechnen; denn wie die Erfahrungen im Allgemeinen lehren, erscheinen diese Reiterschwärme ehe man sichs versieht, um eine Colonne anzugreifen, und der Einzelne windet sich in der Nacht wie eine Schlange und auf dem Bauche kriechend durch Gestrüppe und hohes Gras, um eine feindliche Vedette, welche sich durch die ringsum herrschende trügerische Ruhe täuschen und sorglos machen ließ, zu überfallen und zu ermorden, ehe sie einen Laut von sich zu geben vermöchte.

Das einzige reguläre Militär in Marokko ist, wie bereits erwähnt, die weiße und die schwarze Leibgarde des Sultans, die »Abi-Buharis« und die »Ludajas«. Sie sollen 10.000 Mann stark sein und obliegt ihnen die Aufgabe, die heilige Person Sr. scherifischen Majestät, sowie deren Schätze und Paläste in den drei Residenzen Fas, Miknäs und Marrakesch zu bewachen. Auch wird sie zu besonders wichtigen Angelegenheiten, z. B. zur Escortirung von Geld- und Warentransporten, welche dem Sultan gehören, oder zur Bestrafung widerspänstiger Provinzen, zum Eintreiben der Steuern u. s. w. verwendet. Dort, wo sich der Sultan eben aufhält, befindet sich immer der größte Theil dieser Truppe,

welche verschiedene Privilegien besitzt, vom Volke wegen ihrer Rücksichtslosigkeit gefürchtet und von eigenen Kaids aus der unmittelbaren Umgebung des Sultans befehligt wird. Beide Leibwachen — die schwarze besteht größtentheils aus Mulatten — werden vom Sultan mit Pferden, fast durchwegs Schimmeln, ferner mit Waffen und Kleidern versehen. Bei Festlichkeiten, wo sie zu Fuß erscheinen, erhalten sie sogar bisweilen neue Gewehre aus den Waffenvorräthen des Sultans. Die Officiere sitzen vor der Front der paradirenden Truppe auf einem kleinen Teppich, bis zum Augenblicke des Beginnes eines Manövers.

Feldgeschütze gibt es in Marokko, mit Ausnahme der paar Parade-Exemplare des Sultans, keine. Desto zahlreicher findet man Geschütze hinter den Festungsmauern der Hafenstädte. Da gibt es Kanonenrohre von jedem Kaliber und allen erdenklichen Formen, Stücke aus den Gußhäusern aller europäischen Nationen, wie sie eben der Handel und vor Zeiten der Seeraub in den Besitz der marokkanischen Machthaber brachte. Aber in welchem Zustande und in welcher Behandlung findet man sie da! Hinter den halbverfallenen Mauern, welche gewiß nicht einen Augenblick der Gewalt eines modernen Geschützprojectiles widerstehen würden, liegen diese Rohre auf elenden Erdwällen, ohne Lafetten, ohne Richtungsvorrichtung, halb in Schlamm und Schmutz versunken und nur durch einige Pflöcke am Zurückprallen nach dem Schusse verhindert, während ihre Köpfe in Schießscharten, d. h. in formlos durch die schwachen Mauern gebrochenen Löchern, ruhen. Durch Herumwerfen des Bodenstückes oder Eintreiben einer Keils unter dasselbe, gibt man ihnen eine beiläufige Richtung und nun wird mörderisch darauf loskanonirt, unbekümmert um die Wirkung, wenns nur recht kracht. Unbegreiflich ist es, daß bei der Bedienung des marokkanischen Vertheidigungsgeschützes nicht unzählige Unglücksfälle vorkommen, denn gewöhnlich liegt neben jedem Geschütze unter einer Decke ein Häufchen Pulver, aus welchem die Bedienungsmannschaft erst während des Gebrauches eine Art Patrone fabricirt. Und dies sind jene Mauren, welche sich bei der Belagerung von Algeziras im Jahre 1340 der ersten Geschütze bedienten und so eine Waffe ins Leben riefen, die seitdem durch die ihr innewohnende furchtbare Zerstörungskraft so ungeheuere Resultate hervorgebracht und so viele Millionen Menschenleben vernichtet hat. Dies sind dieselben Mauren, welche durch ihre wissenschaftlichen Forschungen eine Erfindung machten, wodurch sie der ganzen Kriegs-

kunst eine andere Richtung gaben. Alle Städte in Marokko, ganz besonders Küstenstädte, haben Befestigungen, ohne daß man sie deshalb zu wirklichen »Festungen« rechnen könnte. Gewöhnlich sind sie nur, wie z. B. Tanger, mit schwachen crenelirten Mauern und Thürmen umgeben, welche keinen größeren Schutz bieten, wie etwa die Mauern unserer kleinen Landstädtchen in den Zeiten, da man zu einer Belagerung höchstens einige Donnerbüchsen verwendete. Und selbst diese baufälligen Werke verfallen immer mehr und mehr, oder werden nur nothdürftig ausgebessert. Gegen das Anrennen der wilden einheimischen Horden mögen diese Schuttwälle, diese durch Trümmersturz halb ausgefüllten Gräben vielleicht ihre Wirkung thun; die Angreifer mögen sich durch das furchtbare Krachen zahlloser Feuerschlünde zurückschrecken lassen. Allein welchen Widerstand sie gegen das Feuer einiger gut bedienter Kanonen zu leisten vermögen, das hat man gelegentlich mehrerer militärischer Verwickelungen zur Genüge erfahren.

Spricht man von dem Heerwesen eines Landes, so denkt man unwillkürlich an den obersten Herrn desselben, den Souverän. Der Kaiser von Marokko ist ein Autokrat von reinstem Wasser. Er repräsentirt bekanntlich die sogenannte »Scherif-Dynastie«, ein Name, der auf den Gründer derselben, einen Scherif aus der Oase Tafilet, zurückgeführt wird. Dieser Scherif verstand es, Felder und Palmen mit reichem Segen zu beglücken und in Folge dessen großen Anhang zu gewinnen. Das war zu Anfang des XVII. Jahrhunderts. Zu seinen Nachfolgern zählt, außer anderen Scheusalen, Muley Ismael (bis 1727), dessen Greuelthaten eine unerschöpfliche Fundgrube für orientalische Schauergeschichten sind. Sie waren nur möglich mit Hilfe einer Negergarde, die gezüchtet wurde aus zu diesem Zwecke im Lande angesiedelten Negerstämmen. Nach dem Vorbilde der Janitscharen sollte auch diese Negergarde ihren Schutzheiligen haben (wie jene den Hadschi Begtasch), und dazu erwählte Ismael den berühmten Koran-Commentator Al Bochari, auf dessen Buch der Fahneneid zu leisten war. Wie die Janitscharen wurden aber auch diese Schwarzen sich bewußt, daß die Gewalt eigentlich in ihrer Hand, und mußten wiederholt von Regenten, die sich auf dem Thron behaupten wollten, verrätherisch ins Verderben gestürzt werden. So that schon Ismaels Sohn, der sechsmal verjagt wurde und sechsmal wieder zur Herrschaft gelangte. Ihm folgte Muley Abdallah, ein Mann, ganz nach dem Zuschnitte seines Vaters.

Anläufe zum Besseren erscheinen in der Regierung Sidi Mohammeds, welcher Mogador (den Hafen an der Westküste) und den wieder aufgenommenen Handelsverkehr mit den Ungläubigen sogar vor der Geistlichkeit zu rechtfertigen wußte. . . .

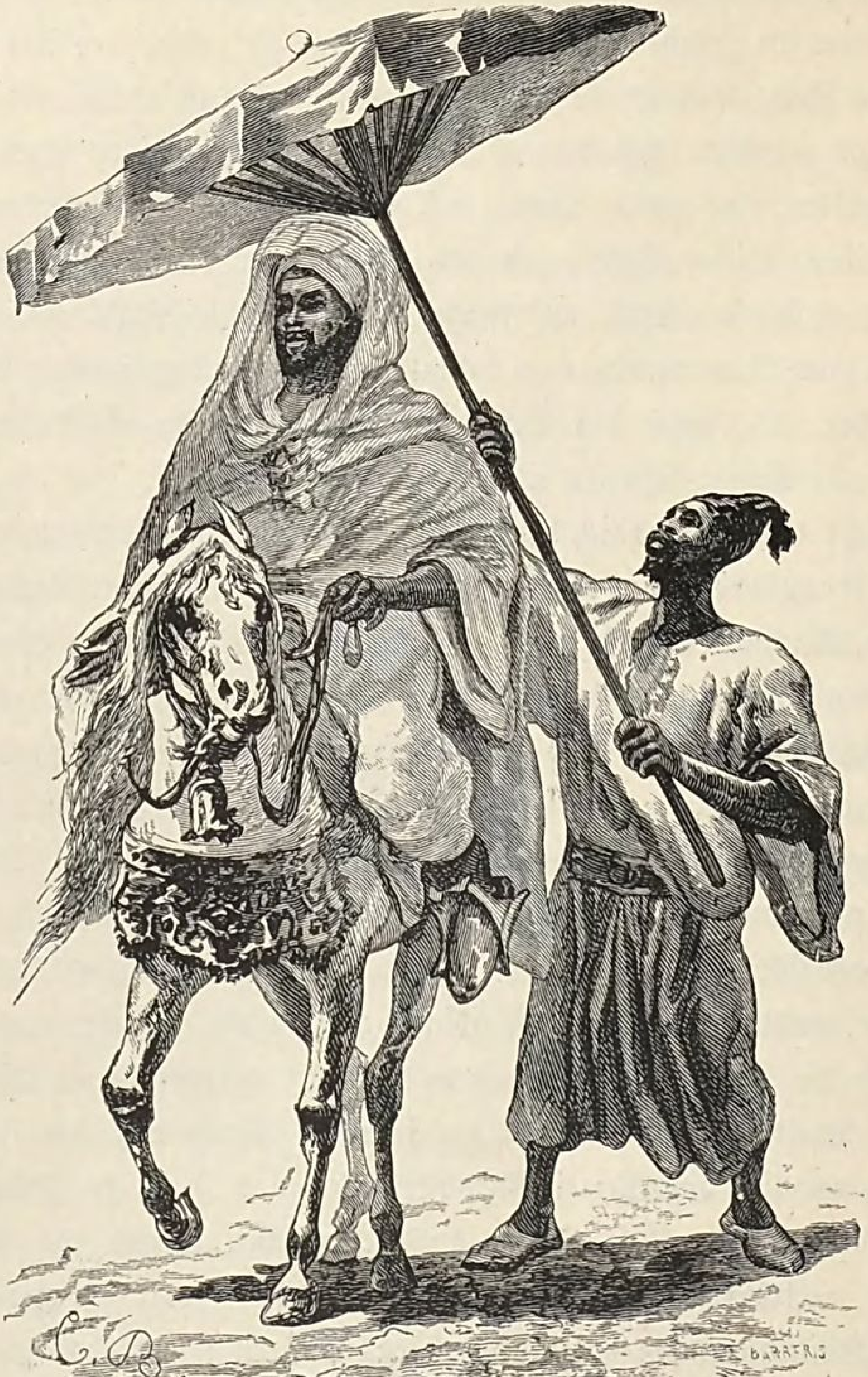
»Ich brauche Waffen und Schießbedarf zur Vertheidigung der Religion. Wenn ich alles kaufen lasse, erschöpfe ich den Schatz. Ist es nicht erlaubt, dagegen das Getreide zu geben, das in unseren Silos verdirbt?« Auch die Christensclaverei wurde abgeschafft (im Vertrag mit Ludwig XVI., 1777).

Nach einem scheußlichen Rückfall unter der nächsten Regierung, die hauptsächlich nur dem Henkergeschäft in allen Gestalten oblag, versuchte Muley Sulejman (1817) dem Piratenthum ein Ende zu machen und kaufte sogar die Schiffbrüchigen los, die in Gefangenschaft der Nomaden südlich von Marokko gelangt waren. Selber ein Ascet, verbot er das Tabakrauchen und ließ alle Tabakpflanzungen zerstören. Da aber Tausende von Familien davon lebten, kam es zum Aufstande der Gebirgsbewohner, der berberischen Schilluks. Dank den Grausamkeiten von Sulejmans Sohn, Ibrahim, überwältigte man diesen Aufstand und gingen Vater und Sohn darin unter. Da die regierenden Scherifs von Marokko durchaus keine Abneigung vor schwarzen Gemahlinnen hatten, ist die Familienfarbe immer schwärzer geworden und kann der Prophet noch vollkommene Neger unter seine Nachkommen zählen. Muley Abderrahman, Sulejmans Nachfolger seit 1822, soll große Schätze zusammengerafft haben, lebte aber patriarchalisch einfach inmitten eines bettelhaften Hofes. Was der Kenntnißkreis eines marokkanischen Kaisers aus verhältnißmäßig naheliegender Zeit war, zeigt Abderrahmans Frage (erzählt bei Maltzan, IV., 241), ob der jetzige Beherrscher der Franzosen die »Bublik« (Republik, auf den Münzen als Frauenkopf dargestellt) geheiratet habe? Seine Macht war sehr beschränkt; in der eigenen Residenz konnte er die Christen und Fremden nicht gegen den Fanatismus des Volkes schützen. Der jetzige Sultan, Muley Hassan, ist ein verhältnißmäßig noch junger Mann und macht nichts weniger als den Eindruck eines Wilden, eines blutdürstigen Tyrannen. In Folge des directen Verkehres mit den außerordentlichen Gesandten fast aller europäischen Mächte, ist er mit der Außenwelt mehr in Berührung gekommen, als irgend einer seiner Vorfahren, oder vielmehr als alle diese zusammengenommen.

Bei feierlichen Anlässen erscheint der Sultan auf prächtigem Schimmel, dessen grünes Zaum- und Sattelzeug von Goldbeschlägen und Juwelen funkelt. Seine Gestalt ist von einem weißen Haïk mit übergezogener Kapuze umhüllt, daß man nicht einmal die Hände sieht. Hinter ihm folgt ein zahlreiches Cortège zu Fuß. An der rechten Seite schreitet ein Diener, dem ein ganz besonders delicater Dienst zufällt. Er hat nämlich über dem Haupte Sr. Majestät einen großen, seidenen Schirm zu halten, und zwar derart, daß der Kopf und der Oberkörper allemal beschattet bleiben. Dieser Schirm ist das Symbol der kaiserlichen Autorität. Er ist auf seiner Außenseite roth, auf seiner Innenseite gleichfalls roth mit grünen Streifen, die vom Mittelpunkte aus radial und mit convergirenden Begrenzungslinien nach der Peripherie des Schirmes verlaufen. Der Griff ist etwa drei Meter lang, als Knauf figurirt eine große goldene Kugel.

Vielleicht verlohnt es sich der Mühe bei diesem Anlasse einige Bemerkungen über den officiellen Verkehr zwischen den marokkanischen Machthabern und den fremden Mächten vorzubringen. Daß die Beziehungen in dieser Richtung nicht die besten sind, war aus dem bisher Mitgetheilten unschwer zu entnehmen. Zu den unliebsamen historischen Erinnerungen gesellt sich die verhängnißvolle Erziehungsmethode. Schon in frühester Jugend wird den Kindern in den Koranschulen der Haß gegen die »ungläubigen Christenhunde« eingeimpft. Diese Doctrin erstreckt sich auch auf den äußeren Verkehr mit den Fremden; die altgläubige, streng orthodoxe Mehrheit würde am liebsten jede Verbindung mit den Europäern lösen, da sie wohl weiß, welch schädigenden Einfluß sie auf das Land, den Glauben und die Macht des Sultans ausübt. Es entgeht diesen Eiferern nicht, daß Tanger bereits zum Vorposten der fremden Macht und des fremden Einflusses geworden ist, daß derlei Vorposten sich von Jahr zu Jahr vermehren und heute bereits alle Küstenstädte am Atlantischen Ocean als solche gelten müssen. Sie vertreten die Ansicht, daß die verschiedenen Gesandtschaftsreisen weniger als Höflichkeitsacte aufzufassen seien, sondern nur deshalb unternommen würden, um Gelegenheit zu finden, officiell im ganzen Lande herumzuspioniren, von Allem und Jedem Kenntniß zu nehmen, alles aufzuzeichnen, zu notiren, Beobachtungen anzustellen u. s. w. Auf diese Weise soll das Terrain vorbereitet werden, um die nachfolgende Action zu erleichtern. Alles an uns erscheint ihnen verdächtig: unser Geschäftsgeist, unsere Neugierde, die unsinnige Beschäftigung

des Schreibens und Zeichnens, die Handhabung des Feldstechers und anderer zum täglichen Gebrauche nothwendiger, den Barbaren aber unverständlicher



Der Kaiser von Marokko.

Geräthe. Von Europa haben sie, wie es in der Natur der Sache liegt, keine rechte Vorstellung; aber von Einem sind sie durch und durch überzeugt: von unserer Macht. Was sonst im Abendlande vorgeht, dünkt ihnen nicht mehr und

nicht weniger, als eine betäubende babylonische Verwirrung, welche dem alleinigen Gotte der Rechtgläubigen ein Gräuel ist.

Solche, von Haß und Fanatismus, aber auch von Furcht eingegebene Vorstellungen halten Schritt mit der geistigen Inferiorität dieser Rasse. Die



Der Ceremonienmeister des Kaisers von Marokko.

arabische und türkische Rasse bringt auch heute noch manchen bedeutenden Mann hervor, während die maurische in dieser Richtung als völlig unfruchtbar sich erweist. Der Maure hat wenig geistige Anlagen. Man vermißt solche selbst in den höchsten Sphären, und daß die marokkanischen Großwürdenträger mit tür=

kischen oder ägyptischen keinen Vergleich aushalten, darüber ist die gesammte europäische Diplomatie einig. Keine orientalische Regierung ist aus ähnlichen Ignoranten zusammengesetzt, wie die marokkanische. Dabei aber verfügen diese Halbwilden über die diplomatische Kunst aller Orientalen, jeden officiellen Verkehr gewissermaßen resultatlos zu machen. Wenn beispielsweise der Staatskanzler mit einem europäischen Vertreter unterhandelt, bedarf es seitens des letzteren außergewöhnlicher Geduld, um den Faden der Verhandlungen nicht zu verlieren. Es vergehen Stunden, ehe auf den eigentlichen Gegenstand eingegangen werden kann und weitere Stunden, in welchen sich alle Gespräche wie im Kreise drehen und nie zu einem Ziele kommen. Und all dies nicht etwa im directen mündlichen Verkehr, sondern auf dem zeitraubenden Umwege mittelst des Dolmetschers. Falsche Logik und Trugschlüsse spielen auf Seite des marokkanischen Unterhändlers eine große Rolle. Dagegen bekundet er in Sachen der Ideenassociation eine Lebhaftigkeit, die einer besseren Sache wert wäre. Jede Bemerkung, jedes Wort, lenkt ihn auf einen anderen Gegenstand ab, immer weiter und weiter, daß zuletzt gar nicht mehr von Verträgen, von Schutzrecht oder Judenemancipation die Rede ist, sondern von der »schönen Gegend« von Fas, von den Geschenken des betreffenden Monarchen, von den Claques der Civilpersonen der Gesandtschaft und so fort ohne Grazie.

Endlich ist auch die Lammsgeduld des europäischen Diplomaten erschöpft und er fordert den Abschluß der Verhandlungen. Der Kanzler aber hat noch nicht alle Patronen verknallt. In dem Augenblick, da er den Ernst an der Sache merkt, gibt er vor, er müsse Instructionen einholen, Nachrichten aus Tanger, einen Boten aus irgend einer entlegenen Provinz — Tafilet, Tuat — abwarten. Darüber vergehen viele Wochen. Die Zeit der Abreise der Gesandtschaft naht, es wird abermals unterhandelt, der Gesandte muß greifbare Resultate seiner Mission heimbringen und fängt an unangenehm zu werden — da wird der marokkanische Bismarck nachdenklich und meint: man müsse Geduld haben, es gehe nicht so rasch — der Fanatismus des Volkes — die alten Satzungen und Traditionen — die Geistlichkeit, die bisher bestandenen Staatseinrichtungen: das alles bedinge ein langsames Fortschreiten.... Und des Pudels Kern? Fortschritt macht sich allerdings geltend, aber er ist so minimaler Natur, daß er einem Stillstand verzweifelt ähnlich sieht, ja, in mancher Beziehung sogar ein

Rückschritt ist. Bezeichnend für die Verhältnisse in Marokko ist, daß in diesem Lande Diebstahl, Lug und Betrug sozusagen an der Tagesordnung sind. Das Lügen ist derart im Schwange, daß es wohl kaum ein Individuum gibt, welches die Wahrheit spricht. Professionsmäßige Lüge hat wohl immer Betrug und Diebstahl im Gefolge. Faustrecht, Raub und Mord herrschen in allen Theilen des Landes, die nicht von den Truppen des Sultans erreicht werden können, und Niemand findet etwas Außerordentliches darin. Namentlich im Schwange aber geht die Blutrache. Das Gesetz der Wiedervergeltung, wie es in Marokko in Kraft steht, fordert Rache, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Der Mord wird mit Mord, die Verstümmelung mit Verstümmelung, Prügel mit Prügel vergolten. Der Rächer vollführt seine That am gleichen Tage, am gleichen Orte, mit der gleichen Waffe und bringt seinem Opfer womöglich dieselben Wunden bei, die derjenige erhielt, den er rächt, wenn er nicht sich selber zu rächen hat.

Genug von diesen Dingen. Wenn man vom marokkanischen Kaiser spricht, will man auch etwas vom »marokkanischen Papst« hören. Zu Quesan im nordwestlichen Marokko, in wein- und olivenreicher Gegend, residirt der Ordensgeneral der Muley Taieb, Sohn eines Heiligen und selber als solcher verehrt. Wenn dieser Scherif einen Umzug im Lande hält, dann strömt Alles herzu, dem wundervermögenden Manne kostbare Geschenke darzubringen und dafür seinen Rath, oder nur seine Berührung anzusprechen. Kein Unwetter hält die Bevölkerung ab, ihn zu erwarten, ihn mit Fahnen und Gesang zu begleiten; selbst nomadische Berberstämme, die sich sonst wenig aus den Bräuchen des Islam machen, küssen was dem Scherif gehört, bringen Kranke, sie damit zu heilen. Im Großen Atlas, den man sonst nur in Karawanen von 1000 bis 2000 Köpfen übersteigt, endet der Raubanfall mit Verzeihungbitten, Händeküssen, Segenerflehen, wenn man hört, daß der Angefallene vom Scherif in Quesan kommt. Da dieser marokkanische Papst (Sidi-el-Hadsch) aber vorurtheilsfrei genug ist, einem Christen die eindringlichsten Empfehlungsschreiben (»bei Verlust seines Segens«) mit auf den Weg zu geben, wie beispielsweise an Gerhard Rohlfs, der unter moslimischer Maske, aber dies mit Wissen des Scherifs, reiste, dürfte das Eindringen gesunderen Denkens, der Sturz des wilden Barbarenthums auch in Marokko keine Unmöglichkeit sein. Vorerst denkt man sich im südlichen Marokko, wohin noch keine Gesandtschaft vorgedrungen ist, die Christen als die ver-

worfensten Menschen und ist sehr erstaunt, wenn man selber in die Welt kommt, z. B. nach Tanger, oder auf der Fahrt nach Mekka, und es keineswegs so findet. Vorläufig steht freilich fest, daß in Marokko ein neues Leben nur aus den Ruinen der islamitischen Institutionen sich entwickeln könnte. Wie die Dinge dermalen liegen, ist es jedoch zweifellos, daß die Unwissenheit die beste Schutzwehr des Reiches, sowie die Barbarei die einzige Garantie der nationalen Unabhängigkeit ist.

Die weiteren Anknüpfungen ergeben sich von selbst. Sie führen auf das religiöse Leben in diesem merkwürdigen Lande. Nirgends in der Welt des Islam treibt der Zelotismus abscheulichere Blüten, wie hier. Ganz abgesehen davon, daß die diesem Boden entsprossenen Dynastien zu ihren Gründern selber »Heilige« hatten, sproß die Zahl dieser letzteren wie wildes Unkraut empor und heute gibt es unter allen Mohammedanern der Welt keine religiöse Bruderschaft, die scheußlicher, gewaltthätiger und gefürchteter wäre, als jene des schlangenfressenden Aïssauah-Ordens.

Auf Santons-Gräber stößt man in Marokko Schritt für Schritt. Hellgetüncht und freundlich von Außen, sind sie im Innern häufig verwahrlost, oder verfallen, ohne daß sie deshalb an Schutzkraft einbüßen. Selbst in den Ruinen, in welche der Verbrecher oder Verfolgte sich unterbringt, wird er unantastbar, dem Arme der Gewaltthätigkeit oder Gerechtigkeit unnahbar. Unter der Maske der Religiosität und der Gottähnlichkeit vollbringen die Santons unnennbare Scheußlichkeiten. In Lumpen gekleidet, mit Aussatz und Unrath bedeckt, tauchen sie da und dort, gleich unheimlichen Gestalten aus einer anderen Welt, mitten aus dem Markttreiben oder Volksgewühl hervor. Jede maurische Frau muß vermeiden, in ihre Nähe zu kommen, denn Niemand würde sie zu retten wagen, wenn ein solches Ungeheuer sie begehrte. Eine ganze Secte dieses Heiligengelichters (die Jembuscha) zieht zuweilen von Ort zu Ort, halb nackt und sich selber mit langen Fingernägeln oder Messern den Leib zerfleischend. Sie tanzen wie besessen, wälzen sich im Unrath, zerreißen lebende Thiere mit den Zähnen, saugen das strömende Blut, würden jede Frau, jedes Mädchen schänden, das in ihren Weg käme — Alles unter der Obhut ihres Oberhauptes, eines Greises in grobem weißen Haïk, der auf weißem Pferde voranzieht und majestätisch regungslos eine weiße Standarte trägt.

Solche Heilige haben sich auch häufig genug an Fremden vergriffen. Einer derselben hat vor nicht langer Zeit dem französischen Consul in Tanger einen Schlag ins Gesicht versetzt, und ein anderer soll vollends dem englischen Vertreter ins Gesicht gespieen haben. Die Anwesenheit eines Heiligen verräth



Stellung beim Gebete.

sich in der Regel durch einen tumultuösen Andrang. Männer laufen zusammen und küssen die Lumpen, welche seine Kleidung ausmachen. Andere berühren die weiße Fahne, ohne die sich kein Santon blicken läßt. Meist befinden sich in seinem unmittelbaren Gefolge zwei Musikanten, ein Tamburinschläger und ein

Flötenbläser, deren Kunst selbst von den afrikanischen Zuhörern kaum überschätzt zu werden pflegt. Im Uebrigen verachten zwar derlei gottgeliebte Männer die Gjauren, aber ihre Geldspenden nehmen sie dennoch an. Abgemagert bis zum Skelet, wund und aussätzig am ganzen Körper, vor Schmutz starrend, den Schädel bis auf ein Büschel am Hinterhaupte glatt rasirt, mit wildblickenden, drohenden Augen und eingefallenen, den bittersten Hunger bezeugenden Gesichtern: solcher Art sind diese volksthümlichen Gestalten, von denen ein Europäer, ohne erst von vorsichtigen Moslims hiezu aufgefordert zu werden, sich scheu zurückzieht. Im Innern des Landes, wie beispielsweise in Fas, begegnet man mitunter solchen Narren, die völlig unbekleidet einherschreiten, oder mit einer Hand die Schamblöße bedecken, während sie in der anderen einen Zweig schwingen. Sie sind mit Blättern und Blumen bekränzt und singen, tanzen und lachen.

Vielleicht interessirt es den Leser, eine marokkanische Ordensbruderschaft in ihrem Treiben etwas genauer kennen zu lernen. Wir wählen uns hiezu die Aïssauah-Bruderschaft, die fanatischeste und gräulichste aller moslimischen Secten. Sidi Aïssa, heißt es, der Stifter des genannten Ordens, verlieh seinen Jüngern die Fähigkeit, Gift zu vertragen. Wenn sie bei einer Wanderung über Hunger klagten, sprach er: »Eßt Gift!« und sie entschlossen sich in Schlangen und Scorpionen zu beißen. Die Fähigkeit, solche Speise zu ertragen, ist dem Orden geblieben und er gibt zuweilen, zur Erbauung der Gläubigen, Vorstellungen damit.

In der Regel werden letztere nicht im Freien, sondern in geschlossenen Räumen abgehalten. In einem Hofe, oder großen Saale kauern die Zuschauer auf Strohmatten, während die vermummten Frauen hinter dem Holzgitter der Gallerien Platz nehmen. Dann beginnen die Aïssauah ihren durch ewige Wiederholungen sinnverwirrenden Derwisch-Gesang: »La Illaha — ill' Alla«, und setzen ihn fort durch alle Tonarten, bis der Geist über sie kommt und zuerst Einen, dann Alle zum Tanze emporreißt. Der Tanz ist ein tactmäßiges Verrenken des Leibes, Schwingungen von Oberleib und Kopf und endet erst, wenn der Schwindel die Tänzer zu Boden stürzt, daß sie mit Schaum auf den Lippen, herausquellenden Augen wie wahnsinnig sich wälzen, grunzen und brüllen. In diesem Zustande genießen sie alles Gift, und genießen es ungestraft. Eine große verdeckte Schüssel wird hereingetragen, voll lebendiger Kröten, Schlangen, Eidechsen,

Scorpionen und so wie der Deckel abgehoben, fallen sie mit wüthender Gier über den Inhalt her und fressen, daß die Brühe von den Zähnen läuft.

Dies in Kürze über die gewöhnlichen Aïssauah-Productionen, wie man sie in jeder größeren Stadt von Marokko (und auch in Algerien) zu sehen bekommt. Ein Schaustück ganz besonderer Art möchten wir aber unseren Lesern nicht vorenthalten. Es handelt sich um einen Aufzug dieses Ordens, wie ihn Edmondo de Amicis in Tanger gesehen und beschrieben hat. Schon lange bevor der eigentliche Aufzug stattfindet, sind alle Plätze und Gassen mit Neugierigen dicht besetzt. Auf den flachen Dachterrassen drängt sich Kopf an Kopf und manches Plätzchen gleicht einem Blumenbeete, so mannigfaltig sind die Farben der Kleider, der Ueberwürfe und Mäntel. Auch wir haben auf einer solchen Dachterrasse Platz genommen und lauschen dem dumpfen Geräusche, das das Nahen der Langersehnten ankündet. Endlich sind sie da! Es ist eine dicht zusammengedrängte Menschenmasse, welche sich durch die engen Reihen der Zuschauer vorwärts bewegt. Nur langsam rückt der Knäuel von der Stelle; man gewahrt die einzelnen Gestalten, entsetzlich abgemagerte, braune und schwarzbraune Leiber, in leichte, weite Leinenhemden gehüllt, die Köpfe bloß oder von Turbangewinden umschlungen. Zu Dreien, Vieren oder noch größerer Zahl halten sie sich mit den Armen umschlungen, indem sie die Leiber dicht aneinander pressen. Ihr Gang ist ein Taumeln und Wanken. Hiebei murmeln sie ununterbrochen in tiefen Baßtönen, zwischen welchen ab und zu ein heller Jauchzer aufschrillt, als wären von hundert Instrumenten die Saiten jäh entzwei gerissen. Manche werfen die Köpfe in die Höhe und recken sie weit aus den Schultern hervor, daß die Hälse eine ungewöhnliche Länge erhalten. Andere beugen sich tief vor, gestützt von ihren Nachbarn, wobei sie ihr langes, zottiges Haar vornüberschleudern, daß es wild verworren zur Erde niederwallt.

Immer lärmender wird das Gedränge. In stummer Bewunderung hocken, stehen und sitzen die zahllosen Zuseher im weiten Umkreise. Die Aufregung der »Heiligen« wächst sichtbar. Schon hüpfen einige aus der Reihe, die Augen weit geöffnet, die zitternden Arme zum Himmel erhoben, das Gesicht todtenbleich, die Mienen gräßlich verzerrt. Wieder andere schlenkern, wie sie sich vereint umschlungen halten, hin und her, rennen mit den Köpfen gegen die Zuseher oder vollends gegen die Mauern der engen Gasse. Nun kommen sie näher und

näher, man sieht die stämmigen Gestalten der Fahnenträger, welche mit himmelwärts gewandten Blicken und mit Mienen, welche die höchste Ergebenheit in Gottes Fügungen ausdrücken, voranschreiten; man hört deutlich den unbeschreiblichen Höllenlärm der Tarabukas (Topftrommeln), Clarinetts und Hörner, das



Ein „Heiliger".

Geheul der Verzückten, das Gewinsel der Ermatteten. Da und dort stürzt einer der Letzteren zu Boden, wobei seine Glieder von einer förmlichen Todesstarre ergriffen werden. Sein staub- und schmutzbedeckter Körper wird nicht beachtet, und ein anderer von den Tollhäuslern springt auf seinen ausgestreckt liegenden

Kameraden, stöhnt und windet sich, als sollte die Seele aus diesem dürren Körper gewaltsam herausgepreßt werden und fällt dann selber mit dumpfem Geräusch



Aufmarsch der Aïssauah-Ordensbrüder.

nieder. Das sind die Schwachen, die übrigens nicht lange liegen bleiben. Vor Schmerz aufheulend taumeln sie wieder empor, klammern sich krampfhaft an ihre Genossen, welche selber, schweißtriefend und zuckend, dem Umfallen nahe

sind, halten sich vereint umschlungen und beginnen von Neuem die unglaublichsten Körperverrenkungen und Gewaltsprünge. Geifer und Schaum rinnt von ihren Lippen. Aber ihre Augen glühen noch immer unheimlich, und wenn der Eine oder Andere dieser Besessenen einen Blick auf die Terrasse heraufschleudert, von wo die Europäer in das scheußliche Gewühl hinabblicken, dann kann ein solcher Blick, voll des grimmigsten und wildesten Hasses, immerhin auf einige Secunden das Blut nach dem Herzen oder den Schläfen hindrängen, daß dem Betroffenen schwarze Schatten sich vor die Augen legen.... Die Ausdauerndsten springen wieder aus der Reihe vor, grell aufschreiend und die Geschwächten anspornend. Dieses letztere Geschäft fällt übrigens dem Oberen des Ordens zu, einem hageren Greis mit Silberhaar, der den Zug der Ordensbrüder beschließt. Sein weißer Bart wallt bis auf die unverhüllte Brust herab, und über sein knochiges Gesicht schattet ein mächtiger grüner Kopfbund. Eine unsägliche Traurigkeit schimmert aus den matten, halb geöffneten Augen. Der Mann steht am Ende seines Lebens und hat vielleicht ein halbes Jahrhundert hindurch in unzähligen Productionen der Selbstqual sich ergeben. Sein strammes Knochengerüst hat den Anstrengungen und Aufregungen getrotzt, sein Nervensystem eine Kraftprobe bestanden, die nicht ihres Gleichen hat. Nun schreitet er weltverloren hinter seinen ausdauernden und ergebenen Schülern einher und freut sich der Ausdauerndsten. Aber auch die Schwächlinge, die Zusammenbrechenden und bewußtlos auf dem Boden Liegenden sind seiner Liebkosungen sicher. Er richtet sie wieder auf, streichelt ihre Wangen, empfängt wohl auch von einem Wiederbelebten einen zärtlichen Kuß, worauf dieser in den taumelnden Reigen zurückstürzt und dem religiösen Wahnsinn ein neues Opfer bringt.

Die scheußlichste Scene bieten übrigens einige Weiber dar, welche gleichfalls Zutritt in den Orden haben. Sie schließen den Zug der fanatischen Tänzer und sind wahre Hexengestalten. Es sind Skelette, welche ihren klappernden Tanz vollführen. Eine Walpurgisnacht, wie sie die Phantasie eines Goethe ersonnen, kennt keine abschreckenderen Gespenster. Sie scheinen die Lieblinge des Oberen zu sein, denn unablässig wendet er ihnen seine Aufmerksamkeit zu. Die weiblichen Heiligen aber fletschen womöglich noch wilder die Zähne und stoßen Ausrufe aus, die das Blut in den Adern zum Stocken bringen.... Zwei Stunden schon dauert diese Höllenscene, würdig der Feder eines Dante, oder des Griffels eines

Wiertz. Die Wirkung auf das Auditorium ist eine ungeheuere und schon machen da und dort junge Leute, namentlich unreife Knaben, Miene, den gleichen Taumel zu insceniren, oder sich in die rasende Schaar zu mengen. Den nüchternen Beobachter aber erfaßt ein Grauen, und wenn er eine Erklärung für solche unglaubliche Ausschreitungen sucht, dann findet er sie vielleicht — in seiner eigenen Brust. Auch dieser Wahnsinn ist ja am Ende nichts anderes, als der Ausdruck eines mächtigen religiösen Zuges in der Menschenseele, der überall vorhanden ist, mögen die Formen, unter welchen er auftritt, noch so abschreckend, widerlich oder grauenerregend sein.

Das Schaustück ist vorbei und die Menge verläuft sich. Mag die Volksmasse noch so ergriffen, erregt sein: eine Rückwirkung haben solche Ausbrüche des Leidensfanatismus und der aufopfernden Selbstqual im Dienste des alleinigen Gottes auf die Bevölkerung nicht. Einem Aissauah während der Vorstellung unter die Augen zu treten, wäre für einen Europäer allerdings ein lebensgefährliches Beginnen. Man hat aber derlei nicht nöthig und sieht sich die menschliche Verirrung besser von einem gesicherten, dem Muth der tollen Flagellanten entrückten Plätzchen an. Ein, zwei Stunden vergehen, und das Leben hat seine gewöhnliche Physiognomie wieder angenommen.

Viel würdevoller verläuft ein anderes Fest, welches man ein weltliches nennen möchte, da an demselben alle Gläubigen Antheil nehmen, und der Belustigung der Löwenantheil zufällt. Es ist dies das Fest der Geburt des Propheten. In den großen Städten versammeln sich Tausende und Abertausende auf dem betreffenden Festplatze. In Tanger, wo der Gouverneur mit seinem Stabe und den geladenen Europäern, die officiellen Vertreter nicht zu vergessen, an dem Feste theilnimmt, beginnt letzteres mit einer Cavalcade. Wie eine solche veranstaltet wird, ist dem Leser bereits aus einer früheren Schilderung bekannt. Dieses Reiterspiel ist gewissermaßen die militärische Einleitung des Festes. Alle übrigen Schaustellungen bewegen sich in weitaus ruhigeren Geleisen. Da ist eine Gruppe, welche sich am Ballspiele ergötzt, wobei es so ernst und schweigsam zugeht, als handelte es sich um eine ernste, hochwichtige Sache. In einem anderen Kreise produciren sich tanzende Neger, oder zerfleischen sich vor aller Augen sudanesische Knaben wie die jungen Tiger. Weiter findet sich ein Zelt, wo Schlangenbändiger ihre Kunst zum Besten geben. Der Leser kennt derlei

Künstler von unseren ägyptischen Genrebildern her. Meist wird die — im Auslande vielfach angezweifelte Kunst — von Mitgliedern der religiösen Orden producirt. Der Aïssauah, der sich eben von seinem Flagellantentreiben erholt und zu dem Feste sich eingefunden hat, hält vielleicht eine solche Schlange gerade in der Hand, um sie vorerst tüchtig zu reizen, daß die grauen Aeuglein Funken von sich geben und das Doppelzünglein weit herausschnellt. Er legt das Thier um den Hals, schlingt es als Diadem um die Stirne, wirft es wohl auch zur Erde und versetzt ihm einen unsanften Tritt. Die Schlange geräth hierüber in wilden Aufruhr, muß aber, bald ermattet, den ungleichen Kampf aufgeben. Tritt dieser Fall ein, dann öffnet der Schlangenbändiger seinem Opfer den Rachen, zwängt ein kurzes Eisenstäbchen senkrecht auf beide Kiefer, daß es diese nicht schließen kann, und hält dann das Thier den zunächststehenden Zuschauern vor, um ihnen die Giftzähne zu zeigen. Ist diese Procedur zu Ende, dann schwenkt der Bändiger das Thier mehreremale hin und her, bis es förmlich betäubt ist, und läßt dann das Schwanzende in den Rachen gleiten, um seine Production mit einem veritablen Schlangenmahle zu beschließen. Andere pflegen dem Thiere noch, während es sich gereizt zur Wehre setzt, ein Stück aus dem Genicke herauszubeißen, und mit ihren Zähnen zu zermalmen und hinunterzuschlucken. Es ist ein wahrhaft thierischer Anblick; aber für das Volk ist diese Tollhäuselei gewissermaßen eine religiöse Action.

* * *

So hätten wir in großen Zügen das marokkanische Volk und seine Lebensäußerungen kennen gelernt, und es erübrigt uns noch, die Niederlassungen, speciell die größeren Städte des Reiches in Augenschein zu nehmen. Die Reihe dieser Städtebilder beginnt, wie naturgemäß, mit Tanger, der bedeutendsten Hafenstadt von Marokko und der Ort, wo die europäischen Vertretungen residiren.... Wer von Gibraltar herüberkommt, vollbringt innerhalb der kurzen Zeit von drei Fahrstunden zur See den ungeheueren Wechsel von der europäischen Civilisation mit der afrikanischen Barbarei. Dort die tausend Anregungen des Culturlebens, die Ordnung und Sauberkeit, das Treiben heiterer Genußmenschen, die Zeichen der Arbeit und des nimmerruhenden Geistes — hier die Todesstarre, die Verödung, die Kirchhofsruhe, der ekelerregende Schmutz, die Bettelhaftigkeit,

die totale Versumpfung. Und dennoch ist dieser Contrast nicht ohne Reiz, wenn man ihn zum erstenmale empfindet. Man hat noch das blaue Meer vor sich und die in der Ferne verdämmernden Gestade von Europa, wenn man in die weitläufige Bucht von Tanger (sprich: Tandscher) einfährt. Eine blendend weiße Häusermasse taucht vor den Blicken auf, gesäumt von Gartengrün in der Ferne und bespült von der hellen Brandung im Vordergrunde.

Der Reisende, den dies Alles wie ein verschleiertes Räthsel anmuthet, wartet mit Spannung der Dinge, die hier seiner harren. Bald geräth Leben in das starre Bild. Nackte, schwarze Kerle drängen mit Barken an den Dampfer heran, schreiend, gesticulirend und die Kraft ihrer Schultern rühmend, deren man hier in der That bedarf. Die See ist nämlich so seicht, an einigen Stellen sogar klippenbesetzt, daß kein Boot die Landung vollbringen kann. Eine Strecke vom Ufer springen die schmutzigen Barkenführer ins Meer, nehmen die Ankommenden Huckepack, und schleppen sie ans trockene Gestade. Dort wiederholen sich die tumultuösen Scenen, bis der Fremde glücklich in einer der für Europäer eingerichteten Gaststätten, oder als Gast beim officiellen Vertreter seines Heimatlandes untergebracht ist.

Sehen wir uns nun die Stadt an. Tanger ist nur von Außen interessant und malerisch; im Innern ist es, je nach der Witterung, entweder eine Staubwolke, oder eine Kothlache. Die engen, krummen, von hohen oder niederen fensterlosen Häusern eingeschlossenen Gassen, erinnern an alles andere, denn an das Zauberland »Mauretanien«. Die Düfte, die uns hier entgegenwehen, entstammen keiner Ambrapfanne, keinem Aloënapfe. Haufen von Unrath hemmen den Verkehr, daneben Berge von Küchenabfällen, Knochen, Asche und Schutt. An verschiedenen Orten sieht man Cadaver von Hunden und Katzen, oder es schleichen lebende Exemplare derselben halb verhungert zwischen den Kehrichthaufen umher. Namentlich die Katzen sind von erschreckender Magerkeit — Jammerbilder, wie man sie in der ganzen Welt nicht wieder findet. Hat man das Labyrinth der stinkenden und dumpfen Gassen hinter sich, so gelangt man auf die Hauptstraße, welche vom Hafen herauf führt und auf den großen Marktplatz mündet. Es ist eine rechteckige Fläche, gesäumt von Krämerbuden, die in Europa einem Dorfe kaum zur Ehre gereichen würden. Was auf diesem Platze auffällt, sind einige ansehnliche Häuser, welche sich in ihrer Umgebung von

Baracken und Steinhütten förmlich wie Paläste ausnehmen. In ihnen residiren die europäischen Consuln. Interessanter als die elende Architektur sind die Staffagen. Da gibt es halbnackte, dunkelfarbige Lastträger, abenteuerlich vermummte Frauen mit bauschigem Mantel und riesigem Strohhute, Mauren im Staat mit weißem Haïk, dunkle Negerköpfe und bronzirte Schillukgesichter, hagere Berberjünglinge im Kapuzenmantel und grell gekleidete Jüdinnen. Indeß sieht man selten Frauen auf der Gasse. Begegnet man einer solchen, so drückt sie sich scheu zur Seite und hüllt das ohnedies fast unsichtbare Gesicht vollends in den faltigen Ueberwurf. Die Weiber aus dem Volke, welche schon des nothwendigen Verdienstes halber mehr in der Oeffentlichkeit auftreten müssen, hocken zu Dutzenden an einem Platze, schweigsam und starr wie die Erzbilder.

Ganz prächtige Jungen sind mitunter die arabischen Knaben, geschmeidige Erscheinungen mit blassen Gesichtern, aus denen große dunkle Augen hervorleuchten. Ihre Köpfe sind kahl geschoren, nur hin und wieder sieht man welche, die in der Mitte des Scheitels einen Haarwuchs, der entweder im Quadrate, oder Triangel abgegrenzt ist, besitzen. Der Träger eines solchen Haarwuchses ist der Jüngstgeborene in der Familie. Im Uebrigen sind diese Jungen eine wahre Landplage für die Europäer, theils infolge ihrer Neugierde, manche aber auch wegen ihres Uebermuthes und ihrer Frechheit. In Tanger freilich ist ihrem Treiben leicht Schranken zu setzen. Begegnen sie einem Europäer, so schneiden sie zwar Gesichter und halten auch irgend eine Sottise in Bereitschaft auf ihren Lippen, aber laut werden die Worte nicht. Höchstens daß der Eine oder Andere aus einiger Entfernung einen Fluch hervorgrölt, der aber nicht immer schmeichelhaft für denjenigen klingen mag, an den er gerichtet ist. Die tangeritischen Buben fürchten ihre Väter, da diese es nicht lieben, daß die europäischen Vertreter eventueller Insulten halber sich ins Hausrecht der Gläubigen zu mischen gezwungen sehen, um für ungebührliches Betragen die häusliche Züchtigung zu verlangen.... Anderseits wird mit den Jungen übertriebener Cultus getrieben, wenn sie das Fest der Beschneidung begehen. Dies findet im Alter von ungefähr sieben Jahren statt. Mit dem Feste ist in erster Linie ein feierlicher Aufzug verbunden. Der Junge sitzt auf einem prächtig drapirten und geschirrten weißen Esel und ist selber behangen mit Gold- und Blumenschmuck. Musikanten begleiten den Zug. Wahrhaft toll geberden sich einige Männer, die an der Spitze des

Zuges schreiten. Sie vollführen förmliche Affensprünge, stoßen wilde Laute aus, und während sie hoch in die Luft emporschnellen, wenden sie ihre Flinten erdwärts, um volle Ladungen in den Boden zu feuern. Staub und Steine wirbeln auf, der Pulverdampf verhüllt zeitweilig die wilden Gestalten, dann verzieht er sich, und man sieht den geängstigten Jungen, der an diesem Ehrentage eher einem Schlachtopfer, denn einem Gefeierten ähnlich sieht.

Das Bollwerk von Tanger ist die Kasbah (Citadelle), welche die Stadt beherrscht. Hier, auf luftiger Höhe, befinden sich die Regierungsgebäude, die Gefängnisse mit zur Schau gestellten höchst mittelalterlichen Folterwerkzeugen, einige Schulen, die Gerichtslocalitäten und der »Alcazar«, die Amtswohnung des Gouverneurs. Betritt man die Kasbah, zuletzt auf steiler Bergstraße zwischen nackten Mauerfluchten, so überrascht zunächst die Gruppe von Staffagen vor dem Hauptthore. Da sind schwarze Negersoldaten, deren Scharlachuniformen sie prächtig kleiden; am Fuße der Treppe gewahrt man eine Gruppe von braunen Kriegern, welche in dunkle Mäntel gehüllt sind, und etwas abseits die malerischeste Staffage unter allen: die buntgekleideten Lehenssoldaten mit ihren ungeheueren langen Flinten. Sie tragen helle, meist gelbe Untergewänder, weiße Oberkleider, und darüber blaue Mäntel. Den Kopf bedeckt ein außergewöhnlich hoher, spitz-zulaufender Fez, der dem geschorenen Schädel ein Gepräge der Wildheit und Absonderlichkeit verleiht. Es sind die typischen Krieger von Marokko, gewandte Reiter, flinke Eclaireurs, tollkühne Kämpfer, wenn der etwas laxen Disciplin durch religiösen Fanatismus nachgeholfen wird. Dabei sind und bleiben sie echte Mauren: einnehmend und manierlich, stolz und wohl auch etwas eitel, wie man aus dem ganzen Gebahren der theatralisch herausgeputzten Gestalten leicht entnehmen kann.

Ins Palais des Gouverneurs gelangt man durch einen langen, mit schönen Matten bedeckten Corridor, in einen großen, hallengesäumten Hof, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätschert. Diese Anordnung findet man fast ausnahmslos in jedem maurischen Hause. Nichts ist schöner und bezaubernder, als die arabeskengeschmückte Umrahmung, über die sich ein herrliches Stück tiefblauen Himmels spannt. Wo aber das Sonnenlicht nicht hingelangt, finden sich lauschige Winkel, tiefschattige Plätzchen, die zu den grellen Lichtflecken wunderbar contrastiren. Neben diesem, für die heißen Sommertage berechneten Aufenthaltsorte,

durchschreitet man einen hübschen Garten, und gelangt dann über eine mit Teppichen belegte Treppe hinauf in die Prachtgemächer des Gouverneurs.... In früheren Zeiten herrschte ein anderer Geist in diesen Burg. Zur Zeit der

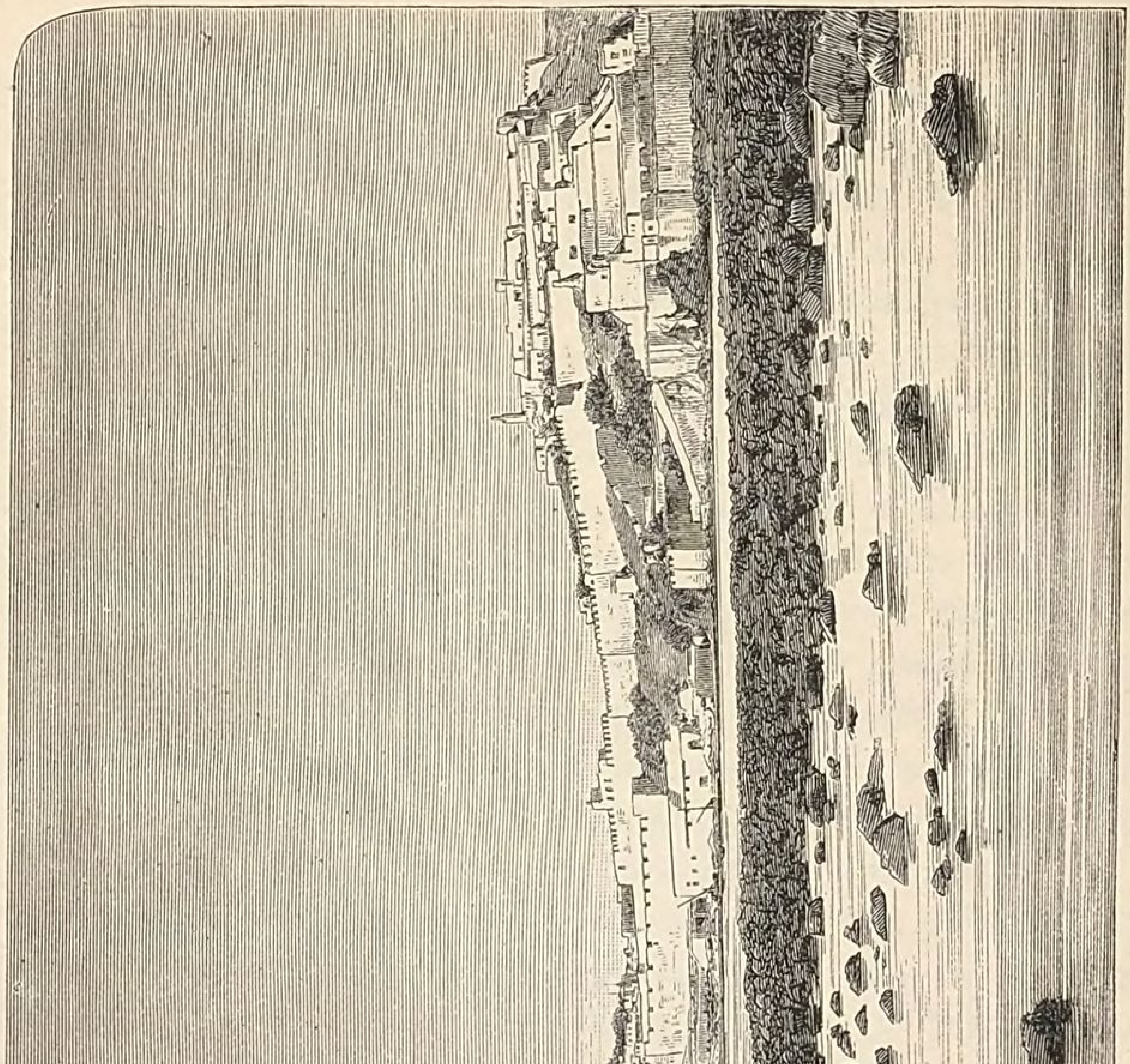


Eine Straße in Tanger.

Piratenwirtschaft, von der bereits mehrmals in diesem Buche die Rede war, war auch die Kasbah von Tanger von spanischen Gefangenen überfüllt. Man mißhandelte sie zu Tode, schmiedete sie in Ketten und ließ durch sie die geraubten



Palast des Großveziers in Mekinez.



Tanger.

Güter oft bei gräßlichem Sturmwetter und hochgehender See von den im Hafen von Tanger ankernden Corsarenschiffen in die Stadt schleppen. Auch nach der Piratenwirtschaft sah es in Tanger noch schlimm genug aus. Die europäischen Mächte aber brachen den barbarischen Trotz und heute ist man, zum mindesten in dieser Stadt, so sicher, wie in irgend einer orientalischen Kleinstadt, und jedenfalls sicherer als in den verrufenen Quartieren der Haupt- und Residenzstädte von Europa. Europäer können in Tanger unbehindert und ungefährdet, sowohl die innersten Winkel wie die Umgebung der Stadt durchstreifen, sowohl bei Tag als bei Nacht, ohne belästigt zu werden. Die Begegnung mit einem der vielen »Heiligen« muß man, wie wir gesehen haben, allerdings meiden, obwohl auch bei derlei unliebsamen Zwischenfällen die Bevölkerung sich ins Mittel legt und die Betheiligten möglichst rasch dem gefährlichen Dunstkreise entrückt. Eine Intervention seitens der betreffenden Schutzmacht folgt jeder Insulte auf dem Fuße, und wenn die Machthaber auch nicht wagen, an einen »Gottbegnadeten« Hand anzulegen, so fahnden sie gleichwohl nach Mitschuldigen oder Sündenböcken, denen dann in den Gerichtslocalitäten der Kasbah nichts Gutes bevorsteht.

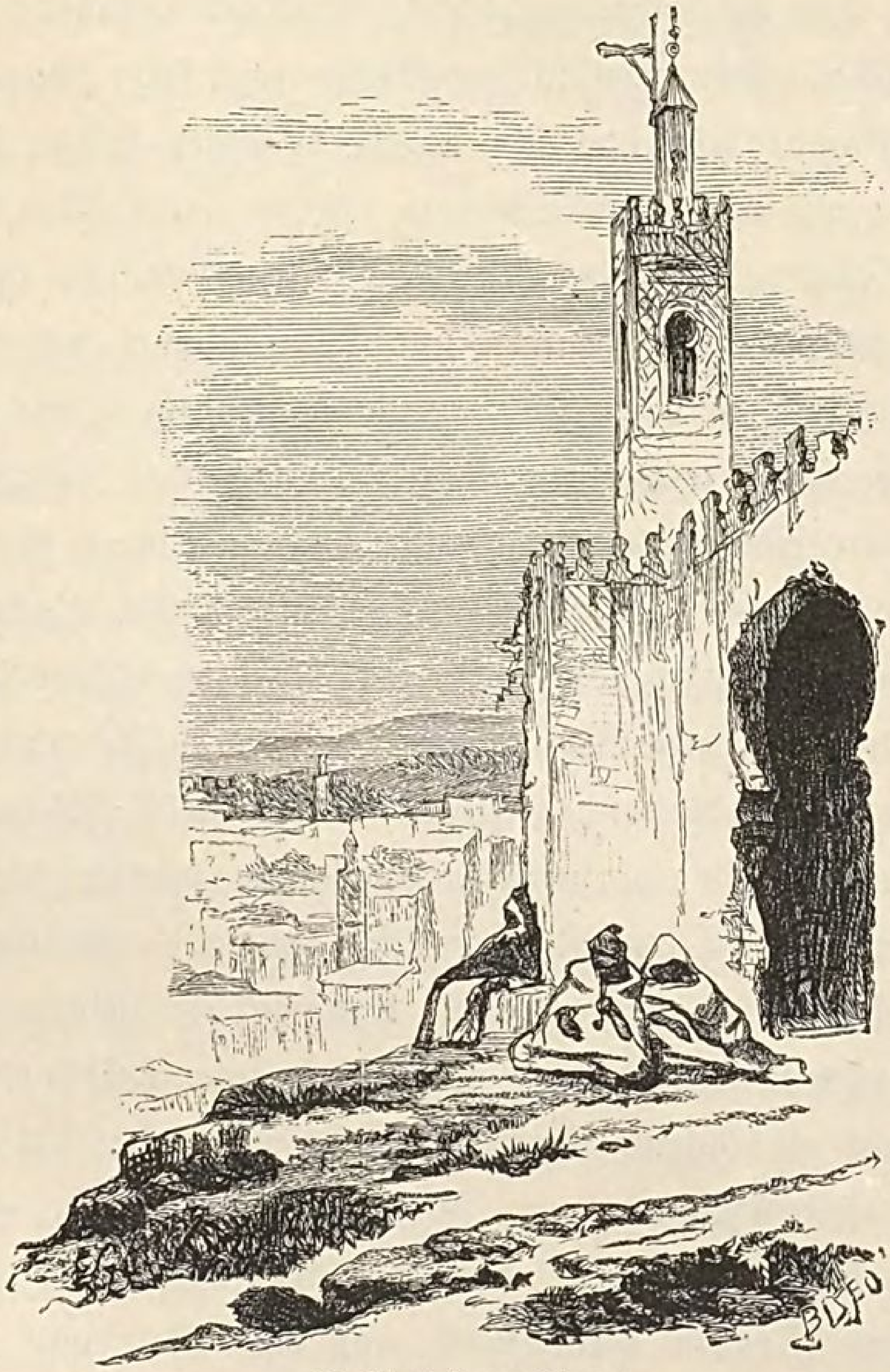
Dort wird auch heute noch zuweilen barbarische Justiz geübt. Zwar die peinlichen Proceduren, die grausamen Torturen, das Abhauen der Hände und Füße, das Ausstechen der Augen u. s. w. hat auch in Tanger ein Ende genommen. Selbst die Todesstrafe wird nicht mehr öffentlich vollzogen und man begnügt sich in den meisten Fällen damit, den Abgeurtheilten dem Gouverneur vorzuführen, der ihm eine Tasse Kaffee vorsetzen läßt, welche die letzte in seinem Leben ist. Auch soll es vorkommen, daß eine Portion dieses gefährlichen Getränkes von der Kasbah aus direct in die Wohnung eines Abzuurtheilenden geschickt wird, wo dieser es, selbstverständlich unter Assistenz einiger Lehenssoldaten, hinabschlürfen muß. Die gewöhnliche Strafe sind Peitschenhiebe, welche dem Verbrecher, der sich platt auf den Boden niederlegen muß, von zwei handfesten Kerlen in rascher Folge applicirt werden. Auch diese Strafe hat ihre Verschärfung. Wenn es sich nämlich um Diebstähle unter erschwerenden Umständen handelt, so erfolgt die Execution nicht in der Kasbah im geschlossenen Raume, sondern öffentlich. Der Verbrecher wird auf einen Esel gesetzt und unter militärischer Escorte zum Citadellenthore hinausgeführt, wobei je ein Polizeidiener rechts und links des Reiters ohne Unterbrechung auf dessen nackten Rücken hageldicht Stock- oder

Ruthenhiebe fallen lassen. Die Menge drängt sich neugierig zusammen und verhöhnt den Verbrecher, die Jugend pfeift und grölt, das blutbedeckte Grauthier wird störrisch und schlägt um sich, der Delinquent wimmert kläglich, indeß die vermummten Weiber die Prügelknechte aneifern.

Zum Schlusse noch eine Phantasmagorie. Wir genießen sie in Gesellschaft des bewährten und phantasiereichen Schilderers von Marokko, Edmondo de Amicis. Es ist Nacht. Die Luft ist schwül, aber gleichzeitig balsamisch weich, die Sinne bestrickend. Am tiefblauen, sternenbesäeten Himmel hängt der Mond wie eine riesige Ampel und umschleiert mit weichem, weißem Lichte Häuser und Dächer, Garteninseln und Meer. Ab und zu flimmert ein rothes Licht aus einem entlegenen Landhause in die bleichverklärte Landschaft hinaus. Es kommt aus dem Heim irgend eines Europäers, der mit den Seinen, mit Weib und Kind, ferne von der lieben Heimat den maurischen Zauber genießt.... In der That ist es ein Zauber, so bestrickend, wie nur irgendwo der Orient ihn hervorzubringen im Stande ist. Nicht die Menschen mit ihrer täglichen Sorge und des Lebens unbesiegbarem Jammer sind es, die ihn schaffen. Keine Fee aus »Tausend und eine Nacht« schwebt zwischen den Blütenstengeln, an denen die Riesendolden wie Karfunkelsteine leuchten, und kein Genius läßt seinen Diamantenregen in den Schoß eines bleichen, armen Arabermädchens fallen, damit es mit diesem Schatze irgend einen verwunschenen Prinzen erlöse und in dessen stolzes Feenschloß einziehe. Das Alles ist es nicht. Die Menschen sind hier elend, erbarmenswert, aber auch das Land bietet wenig. Woher also die schwüle Umnachtung der Seele, daß sie wie an Zauberfesseln durch lichte Räume schwebt, wo die Traumgenien ihre lockenden Spiele treiben?

Es ist ein Geheimniß, ein Räthsel. Vielleicht ist es der Athem des afrikanischen Blütendickichts, vielleicht der Kuß des Meerwindes, vielleicht der magische Schimmer des Sternen- und Mondhimmels. Vielleicht ist Alles nur Imagination, hervorgerufen durch die außergewöhnliche Situation, in der man sich eben befindet. Wir haben einen Abend in trautem Familienkreise zugebracht, in dem pflanzenumrankten Heim eines Landsmannes, hiebei anmuthige Frauen gesehen und unseren Blick in die hellen Augensterne lieblicher Kinder versenkt. Der Sect, der Duft, die Blumen, der süße Dampf der Aloëpfanne, der traute Ton eines heimatlichen Liedes: das Alles auf heißer afrikanischer Erde genossen, mag die

vereinsamte Seele in jene Schwingungen versetzt haben, die wir überirdischen Mächten zumuthen. Alte bekannte Erscheinungen und Bilder mengen sich mit solchen, die uns bisher unbekannt waren und die unsere Phantasie gefesselt haben. Erinnerungen durchkreuzen neue mächtige Eindrücke, verblaßte Schattenbilder drängen in das farbige aber fremdartige Leben herein. Wir empfinden die grellen



Die Kasbah von Tanger.

Gegensätze, vermögen sie aber nicht auseinander zu halten, und so wird es Nacht vor unserem geistigen Auge, aber es ist eine Zaubernacht, die ihres Gleichen nicht hat, auf die Dauer indeß ermüdet. Sie hat auch diese Menschen müde gemacht, die keine Bedürfnisse kennen, keine Ansprüche an das Leben machen. Dieser Himmel und diese Erde ermüden aber bald den Geist, sie ermüden die Seele, und ihr Flug sinkt zu weichen Träumereien herab. Selbst die empfangenen

Eindrücke werden schattenhaft und verdrängen sich gegenseitig im bunten Wechsel, bis der Schlaf, der die Widersprüche löst, uns überkommt und dem betäubten Geist neue Spannkraft verleiht.

Ueber ganz Tanger brütet Todtenstille, die nur ab und zu durch das Gebell eines Hundes, oder den verlorenen Ton eines primitiven Musikinstrumentes unterbrochen wird. Wie ein Schatten schleicht der späte Wanderer an den weißen Häuserfronten vorüber. Kein menschliches Wesen regt sich, kein gastliches Licht flimmert, keine Oellampe beleuchtet den halsbrecherischen Pfad. Nur die Sterne schauen still und groß in die ausgestorbene Stadt herab. Der Fuß strauchelt, wenn er in der Finsterniß vorwärts tappt, denn Knochen und Thierleichen, Aschenhaufen und Küchenabfälle, Lachen und Kehrichthügel entgehen dem Auge. Jetzt hält der Wanderer an einer Thüre stille, der einzigen, die er auf langem Wege antrifft. Eine schwarze Hand ist darauf gemalt, das Zeichen, daß hier der Nachtschwärmer freien Eintritt hat, wenn ihm nach der kaum süß zu nennenden Umarmung einer verblühten Maurenschönen gelüsten sollte. Vorbei! Man hört nichts, als den scheuen Schritt des Wanderers. Jetzt bricht der Mond aus dem Gewölk und vor den erstaunten Blicken zeigt sich wie ein Wunderbild die weiße Stadt, welche wie in Todesbanden liegt. Breite, helle Flächen kriechen die Häuserfronten hinauf und die vorspringenden Balcone werfen schwarze Schatten auf die Straße. Dort kriecht etwas gespenstisch weiter — ein hungeriger Hund, der im Kehricht schnuppert; dürre Katzen klimmen die niedrige Mauer empor und heben ihre borstigen Schattenrisse gespenstisch vom tiefblauen Nachthimmel ab. Man ist versucht zu lachen, aber das Erstaunen hält dasselbe zurück, so unheimlich muthet diese Einsamkeit an. Freilich wer Phantasie und regere Vorstellungsgabe hat, kann sich selber das Wunder vorgaukeln, wie alle diese starren, schweigsamen Mauern herabgleiten und eine Welt voll der seltsamsten Geheimnisse dem geistigen Auge des Beschauers enthüllen.

Genug davon. Wir haben uns noch die Umgebung von Tanger anzusehen. Rings um die Stadt dehnt sich ein Kranz von Gärten, welche größtentheils Eigenthum der fremden Gesandtschaften und der europäischen Colonien sind. Aber auch sonst ist die Vegetation lieblich, üppig, sinnerfrischend. Ungeheuere Blütenstengel der Aloën ragen wie riesige Lanzen in die aromatische Luft und wechseln mit jenen Palmettobüschen ab, welche den hervorragenden vegetativen

Schmuck des nördlichsten Landvorsprunges von Marokko bilden. Außerdem gibt es Akazien, riesige Cacteen, Oleander, Magnolien-, Granat- und Orangenbäume. Wo das Gartengrün oder der Baumwuchs aussetzt, erstrecken sich saftige Wiesenflächen, deren Graswuchs mitunter eine enorme Höhe erreicht. Canäle durchädern die Flächen und ihre Wasservorräthe befördern im Vereine mit der Triebkraft dieses Bodens das Wachsthum in erstaunlichem Grade. Wer sich in solches Gras- und Schilfdickicht wagt, hat Mühe, wieder herauszukommen. Meist sind die Wiesen aufgelassene Felder, denn nur ein Theil des Culturbodens wird bebaut. Und dies Letztere geschieht in der denkbar primitivsten Weise. Der Pflug, dessen man sich hiebei bedient, hat dieselbe Gestalt, wie vor Jahrtausenden. Oft genügt ein schwaches Grauthier und eine mit ihm zusammengekoppelte Ziege (s. Bild S. 712), um den Boden zu pflügen, d. h. leicht zu ritzen. An manchen Orten soll vollends die vereinte Kraft eines Esels und eines — Weibes hiezu genügen! Nach einiger Zeit, meist nach zwei Jahren, kehrt der Bauer zu dem alten Felde zurück, wobei das wuchernde Unkraut einfach niedergebrannt wird, damit die Erde ihren Dünger erhalte. Und dennoch beträgt die Ernte dieses gesegneten Bodens zumeist die hundertfache Aussaat.

Ganz besonders reizend ist die Landschaft zwischen Tanger und dem Cap Spartel, der einen der beiden »Herkulessäulen«. Auf der Uferhöhe des Vorgebirges erhebt sich der prachtvolle Leuchtthurm, der durch die vereinten Bemühungen fast aller seefahrenden Staaten Europas zu Stande gekommen ist. Von der Laterne, deren fixes Licht bis auf 25 Seemeilen weit auf den Ocean hinaus strahlt, genießt man eine Fernsicht von großartiger Weite des Horizontes. Fern im Nebel des spanischen Festlandes erblickt man den matten Küstenstreifen zwischen Tarifa und dem Cap Trafalgar, während aus tiefstem Nordosten die verdämmerte Coulisse des Felsens von Gibraltar den Rahmen nach rückwärts abschließt. Dort ragen auch die Uferberge des afrikanischen Festlandes, noch höher und stattlicher empor. Es sind die »sieben Brüder«, wie sie im Alterthum hießen, und einer derselben trägt den Namen Musa's, des thatkräftigen Feldherrn, der Spanien für den Islam erobert hatte.... Wendet man sich nach Westen, so hat man die unbegrenzte Spiegelfläche des Atlantischen Oceans vor sich, jenes meist bewegten Meeres, das die Araber das »Meer der Stürme« nennen. Am Gestade gibt es allezeit wilde Brandung und besonders gefürchtet ist von den

Seefahrern der flache, seichte Küstenstrich, der südwärts des Cap Spartel verläuft. An diese Stelle und ihre schäumende Brandung knüpft sich auch eine historische Erinnerung, die in die älteste Zeit des Islams zurückreicht. Als Okba Ibn Nafi, der Feldherr Moawias — von dem gelegentlich unserer Mittheilungen über die Gründung Keruans in Tunisien die Rede war — die Länder Nordwestafrikas dem Islam unterwarf, drang er durch das Atlasgebiet westwärts vor und erreichte zuletzt die marokkanische Westküste. Hier ritt er in die atlantische Brandung hinein und rief: »Herr, wenn dieses Meer mich nicht

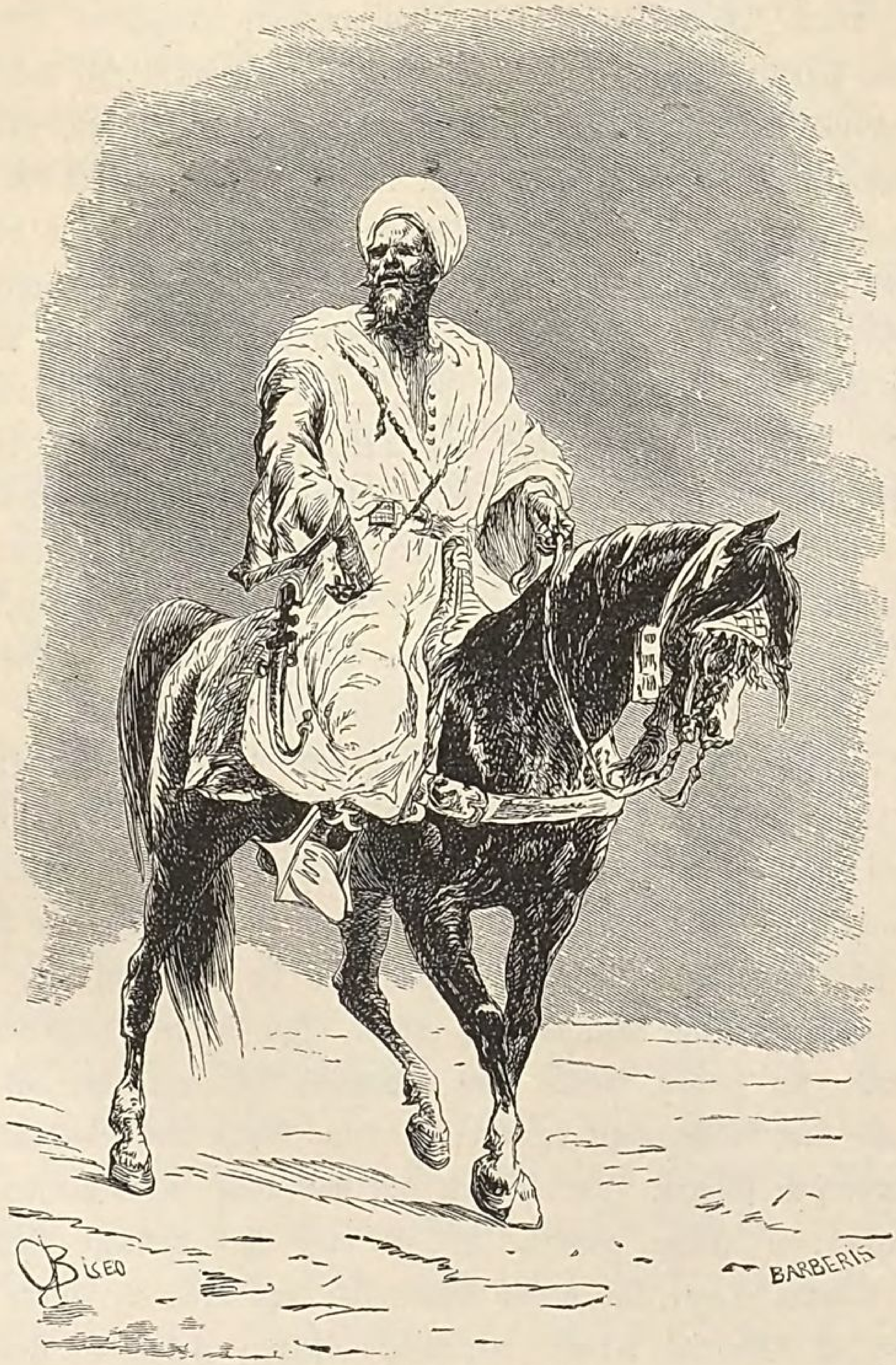


Promenadeweg nach dem Cap Spartel.

hinderte, ich zöge in die entlegensten Länder und ins Reich des Dhulkarnain, kämpfend für deine Religion und diejenigen tödtend, die nicht an dein Dasein glauben und andere Götter anbeten!...« Okba aber ging später in einem Aufstande unter und es bedurfte mörderischer Kämpfe, ungeheuerlicher Niedermetzelungen, bis die Berber, die dem Christenthume bereits fanatische Secten (Donatisten, Circumcellionen) geliefert hatten, dahin kamen, ebenso fanatische — Moslemim zu werden.

Nächst Tanger ist Tetuan der zweite Eckpfeiler der marokkanischen Herrschaft am Mittelmeere. Beide Punkte sind durch eine ziemlich stark frequentirte

Straße mit einander verbunden. Eine Seitenroute verbindet Tetuan mit dem hochwichtigen Ceuta, von dem weiter unten die Rede sein wird. An der letzteren Route liegt der Monte Negro, ein ziemlich unwegsames Gebirge, das hart ans



Ein marokkanischer Gouverneur.

Meer herantritt und einen beschwerlichen Engpaß freiläßt, die Stadt Tetuan selber, verhältnißmäßig sauber und wohlhabend, liegt auf einem Hügel, zwei Stunden vom Meere entfernt und am Ufer des Martilflusses. Der Ost- und

Westrand des Hügels ist steil, der Nordrand verläuft flach nach dem Meere hin. Die Küstenebene ist sandig und hat dort, wo sie vom Martil bespült wird und eine Art Hafen besitzt, ein Fort, um den Zugang zu decken. Die Stadt ist von alten, durch Thürme verstärkten Zinnenmauern umgürtet und hat eine Kasbah zum Reduit. Rings ist sie von einem Kranze meist mit dichtem Buschwerk bestandener und nur schwer zu passirender Höhen umgeben, über die eine einzige gangbare Straße ins Innere führt. Sie gabelt sich jenseits des Funduk-Passes nach zwei Richtungen: nach Tanger und nach Fas. Als die Spanier im marokkanischen Kriege 1860 am 6. Februar nach einer siegreichen Schlacht in der Martil-Ebene in die Stadt einzogen, fanden sie auf den Wällen derselben noch Kanonen, welche aus der Zeit Don Sebastians herrührten.

An der Küste zwischen Tanger und Tetuan liegt Ceuta, das Bollwerk der Spanier auf afrikanischem Boden und gleichzeitig Mittelpunkt der sogenannten »Presidios«, spanischen Ansiedlungen am marokkanischen Gestade. Wenn man von »Ceuta« spricht, ist damit nicht blos die Stadt, sondern das ganze, allerdings wenig umfangreiche Gebiet des gleichnamigen Presidios gemeint. Das letztere ist eine keulenartig ins Meer ausspringende Halbinsel, auf welcher die eigentliche Stadt und das isolirt, auf dem höchsten Punkte der Halbinsel erbaute Fort liegen. Je mehr sich die Halbinsel dem Festlande nähert, desto schmäler wird sie. An der schmalsten, kaum 200 Meter breiten Stelle, liegt die mauerumgürtete Altstadt, rings vom Meere umgeben, da man an zwei Stellen (im Westen und im Osten) den Isthmus durchgegraben hat. Es ist eigentlich eine Insel, auf welcher die enge winkelige Altstadt sich erhebt. Im Westen derselben setzt man über den einen der beiden, weiter oben erwähnten Meerescanäle auf das Festland, wo eine Art Brückenkopf errichtet ist. Eine Reihe von Wachthäusern liegt vor dem äußersten Glacis. Hier erstreckt sich das ganz unbedeutende Festlandsgebiet, welches zu Ceuta gehört. Es ist eine mit dichtem Gestrüpp und Buschwerk bedeckte Ebene, in deren Mitte sich das alte, verfallene maurische Königsschloß El Seralijo erhebt. Jenseits desselben ziehen in geringer Entfernung von einander zwei parallele, mit mannshohen Stechpalmen und anderem Gebüsch überkleidete Bergketten, die eine bewachsene, von sumpfigen Wiesenstrecken unterbrochene Ebene zwischen sich nehmen. Der Verkehr mit den Mauren findet nur hier statt; in Ceuta ist ihnen der Eintritt verwehrt.

Soweit die Situation westlich der Altstadt. Oestlich derselben — also nicht auf dem Festlande, sondern auf der Halbinsel — erstreckt sich das eigentliche verhältnißmäßig geräumige und wohlgebaute Ceuta. Es füllt nur stellenweise die ganze Halbinsel von Meer zu Meer aus; ein Theil der ersteren ist auf der Südseite unverbaut. Die Uferränder sind allerorts steil, oft senkrecht ins Meer abstürzend und werden von einer bastionirten Front gekrönt, die rings um die Stadt läuft. Die Verbindung mit der Altstadt ist durch zwei Zugbrücken hergestellt.

An den Isthmus, auf welchem die beiden Stadttheile liegen, schließt der Keulenkopf der Halbinsel, dessen in der Mitte ansteigender Berg von dem starken Fort Acho gekrönt ist. Es besteht aus älteren und neueren Befestigungen. Diese zeigen eine, auf dem höchsten Steilsturz angebrachte bastionirte Front mit sechs Bastionen. Die Abdachungen des Berges bilden ein natürliches Glacis, die steilen Abstürze der Ufer auf allen Seiten ein äußeres, von der Natur geschaffenes Hinderniß. Der Kopf der Halbinsel ist von Wegen durchzogen, welche radienartig vom Fort ausstrahlen. Die exponirtesten Punkte der Halbinsel sind mit kleineren Bollwerken versehen: im Norden Fort Sta. Catalina; im Westen Fort de S. Amaro; im Süden die Forts Innutilizado del Sarchal, del Quemadero und de la Palmera; im Osten Fort Desnarigado und Almina. Außerdem ist der ganze Küstenrand mit zahlreichen Batterien versehen, so daß die Gesammtanlage der Halbinsel Acho als ein äußerst vertheidigungsfähiges Reduit sich darstellt. Dasselbe würde selbst dem Angriffe einer europäischen Heeresmacht längere Zeit zu widerstehen vermögen; für eine Kriegsmacht aber, gleich jener Marokkos, die weder Festungsgeschütze, noch Kriegsschiffe besitzt, ist und bleibt Ceuta ein uneinnehmbarer Platz. Setzt man die einzig mögliche Art des Angriffes — den von der Landseite — voraus, so müßten der formidable Brückenkopf auf dem Festlande, dann die rings vom Meere bespülte Altstadt (eine Festung für sich), hierauf die eigentliche Stadt (eine zweite Festung für sich) und endlich das ganze System von Forts und Batterien, nebst dem ungemein starken Reduit auf dem Berge Acho der Reihe nach genommen werden. Die Halbinsel Ceuta bietet Raum für eine Armee von mehreren hunderttausend Mann; die Verbindung mit dem Mutterlande ist leicht und beträgt zwischen Ceuta und Algesiras nicht ganz zwanzig Seemeilen.

Was die Vergangenheit dieses Waffenplatzes anbetrifft, so können wir uns kurz halten. Ceutas Gründung fällt in die karthagische Periode; es wurde später römisch, in der Folge vandalisch, gothisch, genuesisch, und fiel in der Mitte des zweiten Jahrzehntes des XV. Jahrhunderts in die Gewalt der Portugiesen, die es dritthalb Jahrhunderte festhielten. Portugal betrachtete Ceuta als eine Schule für den Krieg, etwa wie heute Frankreich Algerien. Es mag erwähnt werden, daß es Ceuta war, wo der Dichter und Waffenheld Camoëns im Kampfe gegen die Mauren ein Auge verlor. Im Jahre 1668 kamen Stadt und Gebiet an die Spanier, die es bis auf den Tag behielten. Es bildet das wichtigste Glied in der Kette der spanischen Besitzungen, die in jenen Theilen des marokkanischen Reiches liegen, welche unter dem Namen des Amalat-el-Rif und des Amalat-el-Gharb bekannt sind. Unter der ersteren Bezeichnung versteht man den Theil der afrikanischen Küste zwischen Tetuan und der algerischen Grenze; von Tetuan bis Mahamora am Atlantischen Ocean erstreckt sich das Amalat-el-Gharb.

Am Atlantischen Ocean wären mehrere Küstenstädte zu nennen, die insoferne von Bedeutung sind, als sich in ihnen das fremde Element am rührigsten zeigt und in Marokko überhaupt nur die Hafenorte Angriffspunkte darbieten, um der autochthonen Barbarei in der Form von Handelsverbindungen, Colonien und dergleichen an den Leib zu rücken. Tanger zunächst liegt Arzilla, das Zilia der Karthagener und identisch mit der Julia Traducta der Römer. Um die Mitte des X. Jahrhunderts befand es sich vorübergehend in den Händen der Engländer und wurde später einer der berüchtigtsten Schlupfwinkel der maurischen Küstenpiraten, bis der Khalif Abderrhaman ben Ali von Cordova der Wirtschaft ein Ende machte. Auch die Portugiesen hielten eine Zeit hindurch, wie so viele andere afrikanische Küstenstädte, Arzilla besetzt. Heute ist es gänzlich bedeutungslos und dürfte kaum mehr als 2000 Einwohner zählen, die vorwiegend Juden sind. Ein solcher ist es auch, der hier als vielfältiger Consul fast alle europäischen Regierungen vertritt und repräsentirt — zu welchem Zwecke, ist nicht auszuklügeln. Von außen macht das Städtchen mit seinen hellen, allerdings dem Verfalle preisgegebenen Mauern, keinen unfreundlichen Eindruck. Im Innern ist es verwahrlost, ausgestorben, todtstill.

Zwischen Arzilla und dem nächsten Küstenorte — El Araisch (oder Larasch) — zieht sich der Uferweg zuerst über Strandfläche, dann Hügel auf

und Hügel ab, und windet sich in der Folge zwischen Felsen und Gestrüpp in eine Einsenkung hinab, an deren Felsblöcke die mächtige Brandung des Oceans anschlägt. Felsen und Gestrüpp bilden auch das Schlußstück dieses Weges, nachdem er zuvor noch stellenweise im Schatten von Kork- und Steineichen, Pinien und Myrten zieht. El Araisch ist ein finsteres Felsennest, dessen uralte braune Wallmauern einen ins Meer ausspringenden Felsen umgürten und der selber von einer altehrwürdigen, halb verfallenen, finsteren Burg gekrönt ist. Unter allen marokkanischen Hafenstädten am Atlantischen Ocean war El Araisch bislang die einzige, welche noch einiges Leben in ihrem morschen Körper wach hielt. Berber hatten die Stadt im XV. Jahrhundert gegründet. Nachdem sie 1610 an Spanien verloren gegangen war, riß sie Muley Ismail im Jahre 1689 wieder an sich, worauf sie fortgesetzt gedieh und noch zu Beginn unseres Jahrhunderts einer gewissen Blüte sich zu erfreuen hatte. Nun ist sie todt und öde, und beherbergt in engen finsteren Gassen eine Bevölkerung von höchstens 4000 Seelen, theils Juden, theils Mauren. Im Norden wird El Araisch vom Kusflusse umklammert, dessen Mündung durch eine Barre gesperrt ist, so daß nur die allerkleinsten Schiffe in das Fahrwasser eindringen können. Der Kus ist der Lixus der Alten; auf seinem rechten Ufer unweit der Küste befinden sich noch Reste einer römischen Stadt. Was die Umgebung des Städtchens in erster Linie malerisch erscheinen läßt, ist ein prächtiger Wald von hohen und mächtigen Steineichen. Das Innere von El Araisch aber ist düster und unfreundlich; man passirt einen kleinen, arkadengesäumten Marktplatz und tritt durch das nördliche Thor hinaus, mit herrlichem Ausblick auf den tiefblauen Ocean und die grünen Waldhöhen am Ufer.

Weitere Küstenplätze sind: Sale, an der Mündung des Buregreb, volkreich, aber sonst ziemlich herabgekommen; Rabbat, eine der vornehmsten Städte des Reiches, stark befestigt und etwa 10.000 Bewohner beherbergend, welche lebhaften Handel nach dem Innern des Landes, wie auch nach den europäischen Seeplätzen des Mittelmeeres treiben. Ein viereckiger Thurm heißt Sma-Hassan und hat 47 Meter Höhe; das Mausoleum des Helden Mauretaniens, Sultan Al-Mansur, verdient bemerkt zu werden. Es folgen noch: Mazagan, mit einem Castell und einer von den Portugiesen angelegten Cisterne mit 24 toscanischen Säulen; Safi, der beste Hafenort, aber ohne Handel; schließlich

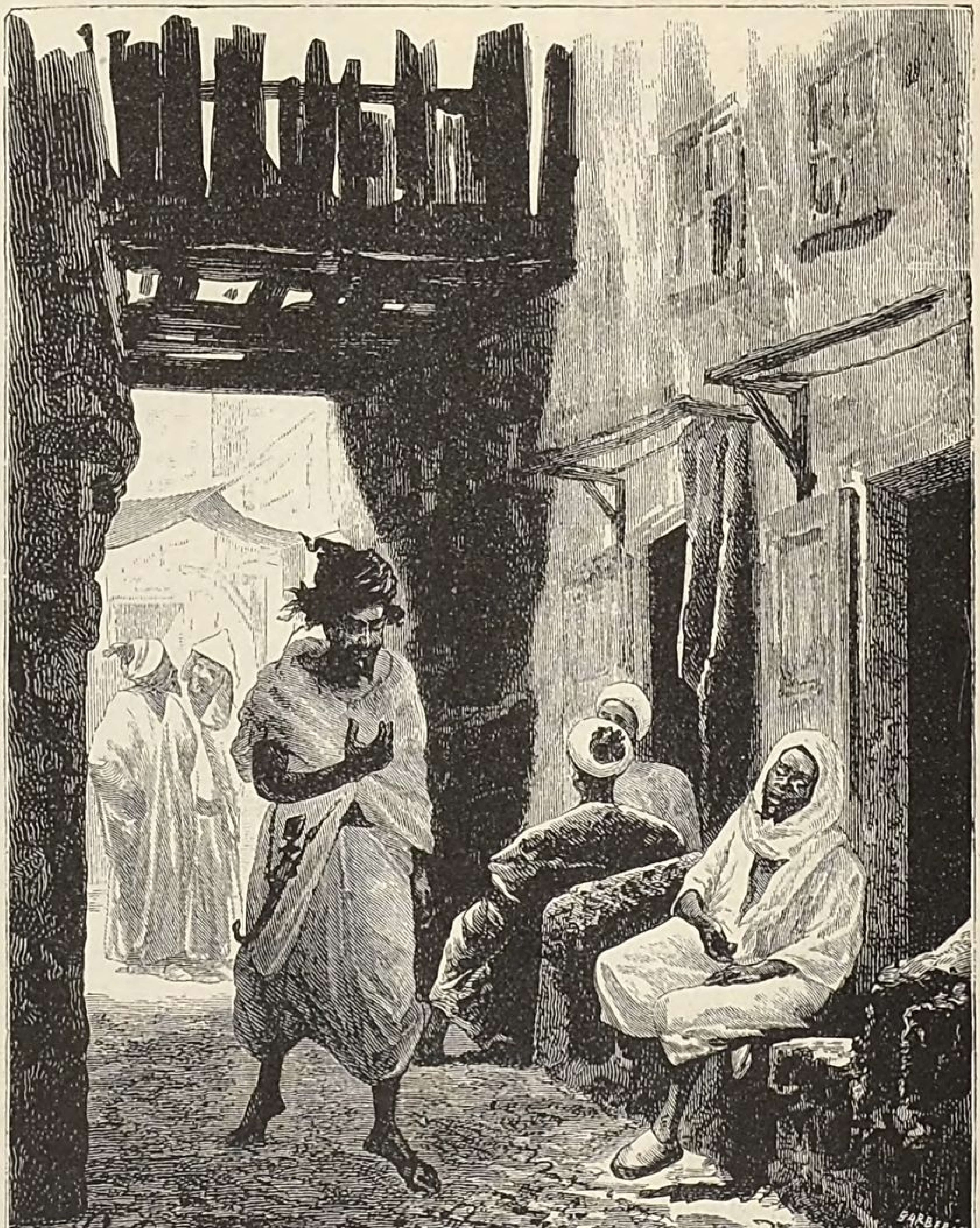
Mogador, erst im Jahre 1760 nach europäischer Weise regelmäßig aufgebaut, befestigt und mit einem Hafen versehen, der aber, wie alle Häfen an dieser Küste, allmählich wieder versandet. Es ist übrigens einer der vorzüglichsten Handelsplätze des Reiches, der den Verkehr des Binnenlandes nicht allein mit Europa, sondern auch mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika vermittelt. Unter den 15.000 Bewohnern zählt man nicht weniger als 1500 Europäer. Selbstverständlich ist hier der Sitz mehrerer europäischer Consuln.

Die wichtigsten Städte des marokkanischen Reiches sind die drei Residenzen Fas, Miknäs und Marrakesch (Marokko), welche sämmtlich tief im Innern des Landes liegen, und eigentlich nur durch eine einzige große Karawanen- und Handelsstraße mit der Außenwelt in Verbindung stehen. Es ist dies die Route von Tanger durch die Landschaften Had-el-Gharbia, Tleta-el-Raissana, Beni-Auda, Beni-Hassan u. s. w. nach Fas. Der wichtigste Ort und gleichzeitig die wichtigste Stadt an diesem Wege ist Alkazar-el-Kibir (richtiger El Kass'r el Kibir — das große Schloß). Der Anblick derselben ist überraschend. Sie erhebt sich am Fuße eines Bergzuges mitten aus dem üppigen Grün der Olivenwälder, mit hohen Zinnenmauern, Thürmen und Thoren, Minarets und einzelnen hochragenden Palmen. In der Nähe besehen, präsentirt sich der Ort allerdings anders. Der Mauerring, welcher ihn einschließt, ist ziemlich altersschwach und von Schmutz überzogen; hochspannende maurische Thorbogen in Hufeisenform gewähren Einlaß. Zunächst stößt man auf einige Heiligengräber mit grünen Kuppeln. Auf den Zinnen der Mauern und der benachbarten Dächer nisten unzählige Störche. Die Gassen aber sind furchtbare Cloaken und im tiefen und zähen Straßenkoth sinkt man bis über die Knöchel ein, kaum daß man vorwärts kommt. Der Hauptweg mündet auf einen kleinen, steil ansteigenden, wie mit Felsblöcken gepflasterten Platz, längs welchem eine Anzahl greisenhafter, in Lumpen gehüllter Männer Brot und Anderes feilbieten. Sie rühren sich nicht; sie scheinen dem Grabe entstiegene Schatten, Gestalten aus einer anderen Welt zu sein. Andere schmale, finstere, meist übel duftende Gäßchen öffnen sich, ab und zu von hohen maurischen Bögen überspannt, die zu Thoren gehören, welche Nachts geschlossen werden. Die Häuserfronten zeigen vollkommen glatte, verwitterte, schmutzige Wandflächen. Man gelangt in der Folge in einen Bazar, der mit Lumpen und Zweigen eingedeckt ist; allenthalben sieht

man den blauen Himmel durchschimmern und von den morschen Zweigen fallen alle Augenblicke welche auf das Pflaster herab. Und dazu überall dieselben, zum Theil furchtsamen, zum Theil wildblickenden elenden Gestalten, scheue Kinder, Greise, die kaum mehr den Eindruck von menschlichen Wesen machen, schweigsame Leute, die dem Europäer, der hieher kommt — was, beiläufig bemerkt, nur auf Gesandtschaftsreisen sich ereignet — wie Schatten auf allen Wegen folgen.

Am schlimmsten sieht es natürlich im Judenviertel, der »Mella« aus. Das Wort bedeutet auf maurisch so viel wie »verfluchter Ort«. Reisende versichern, daß man hier buchstäblich auf Schritt und Tritt Gefahr laufe, in den Straßenlöchern sich ein Bein zu brechen. Auch sei man gezwungen, sich die Nase zuzuhalten, um nicht in dem entsetzlichen Gestanke zu vergehen und bewußtlos umzusinken. Und dazu der seltsame Contrast, den die an den Hausthoren sitzenden prächtigen Weiber und liebreizenden Mädchen darbieten. Ein Moslim aber würde sich nie so weit vergehen, die entweihte Erde des jüdischen Heims zu betreten. Wir verweisen hiebei auf die Stelle, wo von den marokkanischen Juden im allgemeinen die Rede war (s. S. 733). Es ist noch eine offene Frage, ob die im Reiche Sr. scherifischen Majestät wohnenden Israeliten direct aus Palästina, oder gleichzeitig mit den Mauren aus Spanien (XIV. Jahrhundert) ins Land gekommen sind. Das letztere ist wahrscheinlicher. Wie in Tanger, bringt sich der Jude auch im Innern des Landes durch Handel und Schacher fort, benützt die Unwissenheit des Mauren und Arabers zu seinem eigenen Vortheile, sammelt sich mitunter im Schweiße seines Angesichtes ein recht artiges Vermögen, und erträgt es geduldig, wenn ihn der Maure dafür wie einen Hund behandelt und ihm oft wieder einen Theil seines mühsam und schlau gesammelten Eigenthums ohne alle Umstände raubt. Die Vexationen, denen die Juden unterworfen sind, nehmen verschiedene Formen an. So z. B. fordert nicht selten die am Eingange zum Judenviertel stehende marokkanische Wache von den Eintretenden irgend ein Geschenk, und wird ihr dies verweigert, so setzt es Faustschläge und Kolbenstöße ab. Oder kauft man irgend einen Gegenstand im Kramladen des Juden und zahlt den Wert aus, so geschieht es mitunter, daß ein daneben stehender Maure sich ohne Umstände einen Theil des Geldes zueignet. Hat nun der Jude das Herz, dagegen etwas einzuwenden, so darf er versichert sein,

mit dem Stocke, wenn nicht gar mit dem Yatagan des Mauren Bekanntschaft zu machen.



Ein Bazar in Tetuan.

In einiger Entfernung nordwärts von Alkazar schlängelt ein Fluß — M'khäzen — seine trüben Wasser durch die einförmige Landschaft. An seinem Ufer zeigen sich die Reste einer alten Brücke. Sie bezeichnet die Stelle, wo einst

ein jugendlicher, aber feuriger und unternehmungslustiger europäischer König der Uebermacht der islamitischen Glaubensstreiter unterlag. Hier rangen das barbarische Afrika und die damals kaum höher gestandene spanisch-portugiesische Rasse



Ausgesetzte Köpfe von Hingerichteten in Fas.

um die Palme; sie fiel dem Ersteren zu. Durch diese Fluten wälzten sich die entsetzten christlichen Heerhaufen, an diesen Ufern flehten sie um Gnade und vergossen sie ihr Blut — aber die arabischen und berberischen Krieger gaben keinen Pardon. Die portugiesische Jugend, Höflinge, Bischöfe, Soldaten und Troßleute,

italienische, deutsche und französische Abenteurer: sie alle fanden ihren Untergang. Mehr als 6000 christlichen Leichen wurden die Köpfe abgeschlagen, und auf den Zinnen der Mauern und Thore von Fas als blutige Trophäen aufgepflanzt. Es war dies jene »Schlacht von Alkazar«, in welcher der abenteuerlustige Dom Sebastian von einer feindlichen Kugel niedergestreckt und Portugals Unabhängigkeit begraben wurde.... Ueber die oben erwähnte, nun in Ruinen liegende Brücke zog die große Heerstraße von Tanger nach Fas. Am südlichen Ufer des Flusses befand sich das Lager Muley Muluks, des marokkanischen Sultans, der am Tage der Schlacht aus dem nahen Alkazar herübergekommen war, indeß Dom Sebastian mit seinem Heere den Weg von dem früher erwähnten Arzilla her eingeschlagen hatte. Der Kampf selber dürfte auf beiden Ufern ausgefochten worden sein, da er dermalen fast überall zu durchwaten ist, und diese Eigenschaft wohl auch in früherer Zeit besessen haben mochte. Der Reisende muß sich übrigens mit der bloßen Erinnerung an diese Katastrophe und hochwichtige geschichtliche Begebenheit zufrieden geben, da ihn kein Denkzeichen, kein Anhaltspunkt — jenes Brückenfragment selbstverständlich ausgenommen — daran gemahnt. Wo mögen jene bravourösen Attaquen stattgehabt haben, welche die Reiterei des Herzogs von Riviero zu Beginn des Kampfes ausführte? Wo focht jener heldenmüthige Muley Achmed, der Bruder des Sultans und nachmalige Eroberer des Sudans, er, der Feldherr am Morgen, der siegekrönte König am Abend?... Ein Hauch des Friedens weht nun über diese grünen, blumigen Gefilde, die einst so viel Blut getrunken hatten. Das Seltsame aber ist, daß heute nicht einer von den heutigen Bewohnern etwas von dem, für ihre Ahnen so ruhmreichen Kampfe weiß, der, als er seinerzeit zur Ehre des Halbmondes ausgefochten war, ein Triumphgeschrei von Fas bis Stambul im Gefolge hatte.

Die von den letzten Sultanen bevorzugteste der drei Hauptstädte des Landes ist Fas (auch Fez, sprich: Fäs, geschrieben). Sie ist, wenn auch nicht so groß, wie das später zu nennende Marrakesch, unbedingt die wichtigste Stadt des Reiches. Ihre Bewohnerzahl wird auf 100.000 Köpfe veranschlagt, die sehr rührig und gewerblich vielseitig thätig, aber auch fanatisch und ungastfreundlich sind, oder doch bis in die jüngste Zeit waren. Durch das häufige längere Verweilen europäischer Gesandtschaften innerhalb der Mauern der Stadt, hat sich nämlich auch im Punkte der Gesinnung der maurischen Bevölkerung eine Wendung zum

Besseren bemerkbar gemacht. Die Stadt liegt in einer weiten Fruchtebene mit zahlreichen Duars und Baumgruppen. Zwei Flüsse durchädern das gesegnete Land, die »blaue Quelle« und der »Perlenfluß«, welch letzterer die Residenz durchzieht. Aus der Ferne zeigt sich diese Letztere als eine lange weiße Linie, überragt von einem Wald von Zinnenthürmen, Minarets und Palmenkronen. In der Nähe aber enttäuscht auch dieses »Wunder der Berberei«. Man kommt zunächst durch ein monumentales Thor, welches durch die Stadtumwallung Einlaß gewährt, dann durch ein zweites, worauf die Stadt selber betreten wird. Die ersten Wahrnehmungen sind keineswegs solche von erquickender Art. Ueberall entsetzliche Verwahrlosung, Schutt- und Schmutzhaufen, Ruinen und geborstene Mauern, eingestürzte Zinnen, ab und zu der Anblick von Palmen, eine weiße Kubba mit grüner Kuppel — der Rest Menschenmasse, Farbengewoge, Stimmengebrause.

Der Weg führt allenthalben durch enge krumme Gassen mit nackten Häuserfronten zur Seite, ohne Fensteröffnungen und nur hin und wieder mit Löchern in Form von Schießscharten oder in Kreuzform, aus denen hie und da ein neugieriges Gesicht hervorlugt. Seitwärts der Hauptstraßen liegen entsetzlich enge, meist finstere Gäßchen, bergauf und bergab, ein unentwirrbares Labyrinth bildend. Und dennoch hat auch dieses Jammerbild seine überraschenden Contraste. Man braucht blos durch eines der hochspannenden maurischen Bogenthore in den Hof eines der größeren Wohnhäuser zu treten, um eindringlichst über den bestehenden Gegensatz aufgeklärt zu werden. Ein kleiner Garten, meist von schattigen Citronen- und Orangenbäumen erfüllt, nimmt den Ankömmling zunächst auf. Dann geht es durch eine kleine Pforte in den säulengetragenen Vorhof, dessen Hufeisenbogen hoch in den dämmerigen Raum hinaufspannen. Wo sie enden, zieht rings um die Halle eine Gallerie mit hölzerner Balustrade, deren geschnitzte Arabesken-Verschlingungen nicht minder herrlich sind, wie die maurischen Stuckornamente an den Bogenwölbungen, an den Capitälen und in den Zwickeln von Säulenpaar zu Säulenpaar. Ueber die Balustrade hängen Teppiche und Decken herab, prachtvolle maurische Arbeiten, und zwischen jedem Säulenpaar schweben große Ampeln, oder Laternen saracenischen Stils bis auf Stockhöhe herab. Der Boden flimmert in den discreten Farben schöner Majoliken, welche stellenweise von prächtigen Teppichen bedeckt sind. Ein großes Waschbecken in fliesengeschmückter Vertiefung

ziert die Mitte des Vorhofes und an der einen oder anderen Wand unter den Arcaden murmeln Wasserstrahlen, die aus zauberisch schöner Umrahmung von maurischen Stuckornamenten und Majolika-Täfelung in ein davorstehendes Becken hinabplätschern. In allen Innenräumen eines solchen vornehmen maurischen Heims herrscht sanftes Halbdunkel vor, in welchem die farbigen grellen Wandmalereien und bunten Majoliken besonders effectvoll wirken. Die Stille in den Gelassen, das Spiel der Farben und Ornamentmuster in stets heiterer Abwechslung, das discrete Leuchten der Teppichfarben, das Flimmern der grellen Fliesenmuster, das eintönige Rauschen und Gurgeln der Wasser und der Ausblick auf das helle Grün der Orangen- und Citronenbäume, oder durch die graugrünen Halbschatten der Gartengewächse, wo Vogelsang ertönt und leuchtende Käfer summen: das alles ist ein verkörpertes Märchen aus »Tausend und eine Nacht.«

Ein solches Heim hat aber für den Europäer noch eine andere Ueberraschung, den Ausblick von der Dachterrasse. Alle Dachterrassen der marokkanischen Städte sind die Tummelplätze der Frauen und Kinder. Die Brustwehren, welche die Terrassen säumen, sind freilich so hoch, daß die Ausschau erheblich beeinträchtigt wird. Ist aber die Stadt, wie es mit Fas der Fall ist, auf hügeligem, oder vollends bergigem Terrain erbaut, dann ergibt sich der Einblick von den Terrassen der höher gelegenen Häuser auf jene der tiefer gelegenen von selbst. Die Brustwehren sind überdies so breit, daß man sich ohne Gefahr auf dieselben niedersetzen, oder niederlegen kann. Ueberdies sind in den Brustwehren stellenweise kleine Fensterchen, nicht größer wie Schießscharten, angebracht. Auf den Terrassen selber herrscht das tollste Carnevalstreiben. Weiber, Mädchen, Dienerinnen und Kinder: alles bunt durcheinander. Es ist ein Farbengewoge, ein Schäkern und Lachen, ein Jauchzen und Kichern in ununterbrochener Folge und entzückender Abwechslung von Terrasse zu Terrasse bis in weite Ferne, wo das Auge nur mehr helle oder farbige Pünktchen zu erkennen vermag und der Schall der Stimmen leise auszittert.

Sehen wir uns nun die Stadt etwas genauer an. Daß sie im Wesentlichen wenig bietet, wurde bereits erwähnt. Es ist kein sonderliches Vergnügen, zwischen langen nackten Mauern ohne Fensteröffnungen zu wandeln. An vielen Stellen zeigen sich klaffende Risse und die Straßenbahn steigt bald rapid an, bald fällt sie jäh ab, so daß man den Blick weit mehr auf den Boden, als

auf andere Dingen heften muß. Dazu gesellt sich allerorten Schmutz, Schutt, Steine, dann überdeckte finstere Durchgänge, in denen man sich vorwärtstappen muß, bis eine Sackgasse, wie man sich eine solche nicht schrecklicher vorstellen kann, den Gang vollends hemmt. In solchen finsteren, unheimlichen Löchern weht eine feuchte Luft, modern die Cadaver umgestandener Thiere — Eindrücke, welche theilweise in den offenen Gassen noch überboten werden durch den buchstäblich unwegsamen Boden, durch Staub, Gestank und Fliegenschwärme, die den Athem stocken machen. Und dieses ewige Drehen und Wenden in krumme Gäßchen hinein, bald rechts, bald links, so daß der zurückgelegte Weg, wollte man ihn nachzeichnen, dem verworrensten Arabeskenmotiv der Alhambra auf ein Haar gleichen würde.

Sehr wirkungsvoll hat Edmondo de Amicis das Leben in dieser Riesencloake geschildert. Wir möchten — um jeder Paraphrase auszuweichen — das stimmungsvolle Lebensbild nicht vorenthalten. »In dieser merkwürdigen Welt — schreibt unser Gewährsmann — gibt es kein eigentliches Leben, sondern nur Töne. Wir vernehmen das Gepolter eines Mühlrades, den näselnden Gesang einer Koranschule, das Surren eines Webestuhles, oder das Rauschen eines Baches — sehen aber nichts, da die dicken, hohen Mauern für das Auge undurchdringlich sind. So taumeln wir weiter, immer tiefer in die Stadt hinein, wo nun auch einiges Straßenleben uns zerstreut. Es ist freilich eine Zerstreuung minderer Art, denn bleiben auch die Männer gleichgiltig unserem Aufzuge gegenüber, so lärmen und schreien umsomehr die Frauen, welche bei unserem Erscheinen entsetzt fliehen, als wären wir eine Rotte von Mördern (Amicis befand sich in Gesellschaft der italienischen Gesandtschaft, welche 1875 Fas besuchte). Die Straßenjugend empfängt uns mit geballten Fäusten — allerdings in respectvoller Entfernung, denn unsere militärische Begleitung hat sich von Haus aus mit Stöcken und Knotenstricken versehen, mit denen niemand gerne Bekanntschaft machen möchte. Hin und wieder ist das Gedränge so stark, daß die Soldaten, welche unsere Führer sind, sich gegenseitig die Hände reichen müssen, um nicht von einander abgeschnitten zu werden. So gelangen wir auf unserem Marterwege nach und nach an freundlichere Stellen, an Brunnen mit Mosaikschmuck, an hohen, gewölbten, stilvollen Eingangspforten und offenen Hallenhöfen vorüber. Es sind dies die sogenannten »Funduks«, die Warenhäuser der Kaufleute,

mehrstöckige Gebäude mit arcadengesäumten Hofräumen, mit hübschen Holzbalustraden und einem Brunnen in der Mitte. Am belebtesten ist natürlich die breite Hauptstraße. Hier finden wir vieles Volk, das neugierig herzudrängt, so daß wir oftmals stillehalten müssen, was auch dann nothwendig ist, wenn ein vornehmer Maure zu Pferd, oder ein mit blutigen Schafsköpfen beladener Esel, oder eine Frau hoch zu Kameel, vorüber wollen. In dieser Hauptstraße sieht man häufiger als sonst hochspannende Thorbogen, weite Hallen, rechts und links die dicht mit Menschen besetzten Bazars, Funduks, Moscheen u. s. w. Die Leute scheinen auf den Fußspitzen einherzuschleichen. Die Luft, die man hier athmet, ist geschwängert mit dem Geruche von Aloë, Gewürzen, Weihrauch und Kif (Haschisch), daß man meint, sich in einem Droguen-Magazin zu befinden.... Dann wieder ein anderes Schauspiel. Einige Soldaten führen einen über und über mit Blut befleckten Unglücklichen daher, dem eine Schaar heulender Kinder folgt. Es ist ein auf frischer That ertappter Dieb, denn die blutdürstigen Kleinen schreien ununterbrochen: »Die Hand! Die Hand! Haut ihm die Hand ab!...« Weiter stoßen wir auf zwei Männer, die auf einer Tragbahre einen Leichnam fortschleppen. Er ist mumienhaft ausgedörrt und in einen leinenen Sack gehüllt, der am Halse, um die Hüften und bei den Knien zusammengeschnürt ist.... Faßt man solche und ähnliche Bilder zusammen, so fragen wir unwillkürlich, ob wir träumen oder wachen, ob dieses Alles düsterer Zauberspuk oder Wirklichkeit, ob die Städte Paris und Fas auf einem und demselben Planeten liegen!«

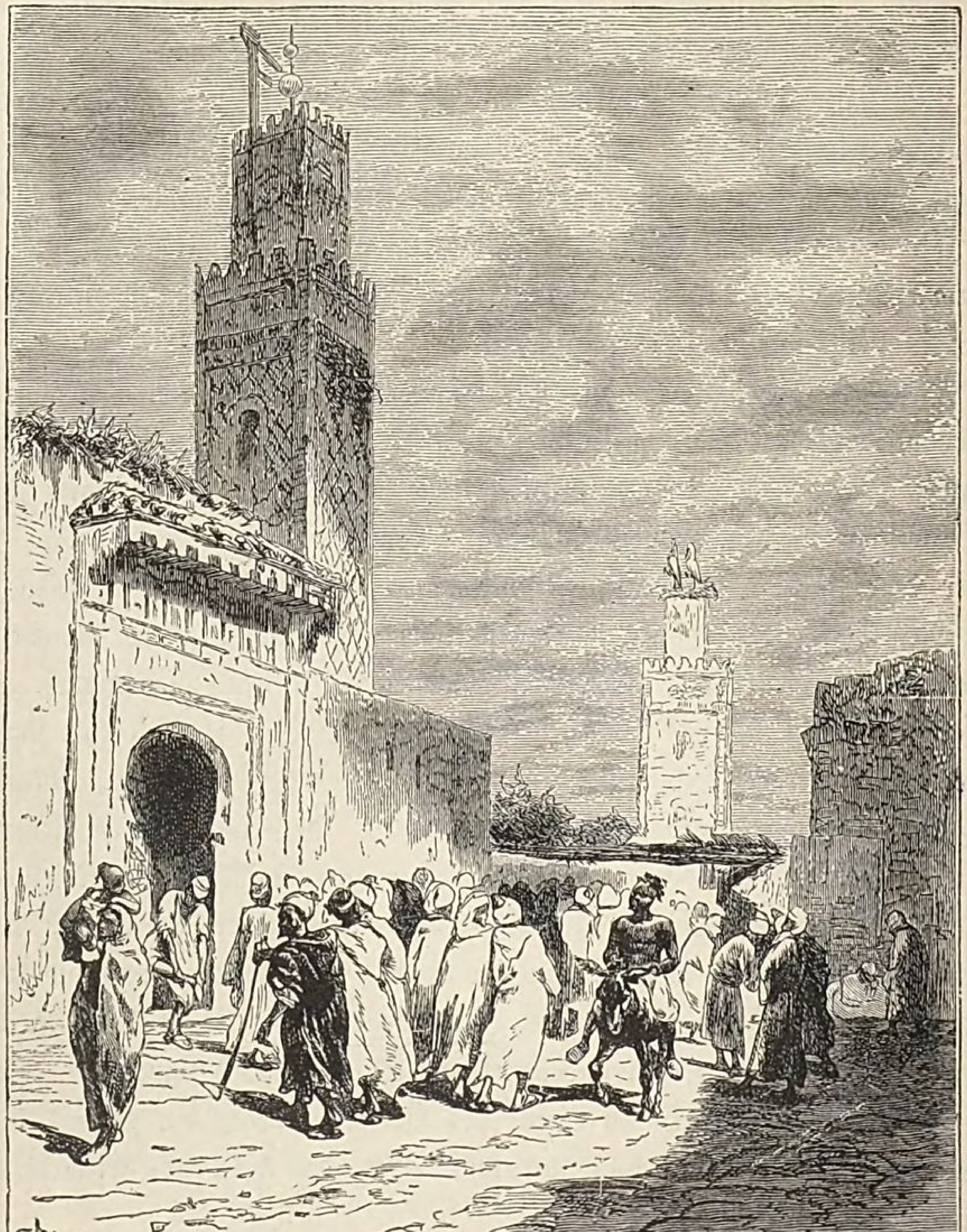
Das alte Fas war eine große, volk- und gewerbreiche Stadt, deren Ruf weit über die Grenzen Afrikas hinausging. Sie wurde überschwänglich gepriesen und ein arabischer Schriftsteller nannte sie den Mittel- und Vereinigungspunkt aller Reize dieser Welt. Sie war die Mutter, die Königin über alle Städte des afrikanischen Westens. Ihre Gründung fällt in den Beginn des IX. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Der Abbasside Edris Ibn Abdallah, dessen Partei in einer Familienfehde unterlegen war, flüchtete nach dem fernen Westen von Afrika und hielt sich durch längere Zeit in den Atlasschluchten verborgen, wo er ein Asketenleben fristete. Seine Frömmigkeit, sowie der Zauber seiner Persönlichkeit verschafften ihm alsbald einen großen Anhang unter der berberischen Bevölkerung, und nach kurzer Zeit schwang er sich zu ihrem Beherrscher auf, indem er Heiden, Christen und Juden, wo es erforderlich war, gewaltsam zur Annahme des

neuen Glaubens zwang. Edris stand auf dem Gipfel seiner Macht, als er einem heimtückischen Anschlage seines mächtigeren Gegners Harun-er-Reschid unterlag. Dieser hatte einen bestochenen Arzt nach Mauretanien entsendet, damit er Edris vergifte. Der Gegen-Khalif und seine Dynastie sollten vernichtet werden. Das Volk aber hatte anders entschieden und erklärte sich für den posthumen Sohn des Verewigten, Edris-Ibn-Edris, der im Alter von 12 Jahren zur Herrschaft gelangte und im Jahre 808 den Grundstein zu der neuen Residenzstadt Fas legte, »in einem großen Thale, zwischen zwei waldgeschmückten hohen Bergen und am rechten Ufer des Perlenflusses, dessen tausend Wasserläufe durchrieseln,« wie es in der maurischen Chronik heißt.

Das alte Fas hatte eine zum Theil andere Gestalt und bei weitem größere Ausdehnung, als die heutige Stadt. Diese ist in Form eines großen Achters um zwei Hügel gelagert, welche von alten verfallenen Befestigungen gekrönt sind. Zwischen beiden Hügeln hindurch strömt der Perlenfluß (Wad Fas), welcher die Stadt in zwei Hälften theilt: am rechten Ufer das alte Fas, am linken Neu-Fas. Das Ganze ist eingeschlossen von einer uralten, zumeist baufälligen, oder ruinenhaften, mit starken Thürmen versehenen Zinnenmauer. Steigt man auf eine der beiden vorstehend erwähnten Höhen, so überblickt man ein weitgedehntes weißes Häusermeer mit darüberragenden Thürmen, Minarets, grünglasirten Kuppeln und hohen Palmenkronen. Bei einer solchen Ueberschau erkennt man sofort, daß Fas einst eine viel größere Stadt gewesen sein muß, und daß das Vorhandene gewissermaßen nur das Gerippe der älteren Anlage vorstellt. Weit draußen nämlich, wo die Ebene sich ausdehnt und die Gärten liegen, gibt es imposante Ruinen von Baulichkeiten aller Art: Kubben, Heiligengräber, Klöster, Bogen verschwundener Wasserleitungen, Befestigungen — Zeugen einer anderen Zeit. Nun ist an Stelle des Verschwundenen ein grünes, blütenreiches Gartenland getreten und überallhin rieselt das belebende Element theils in Bächen, theils in Canälen.

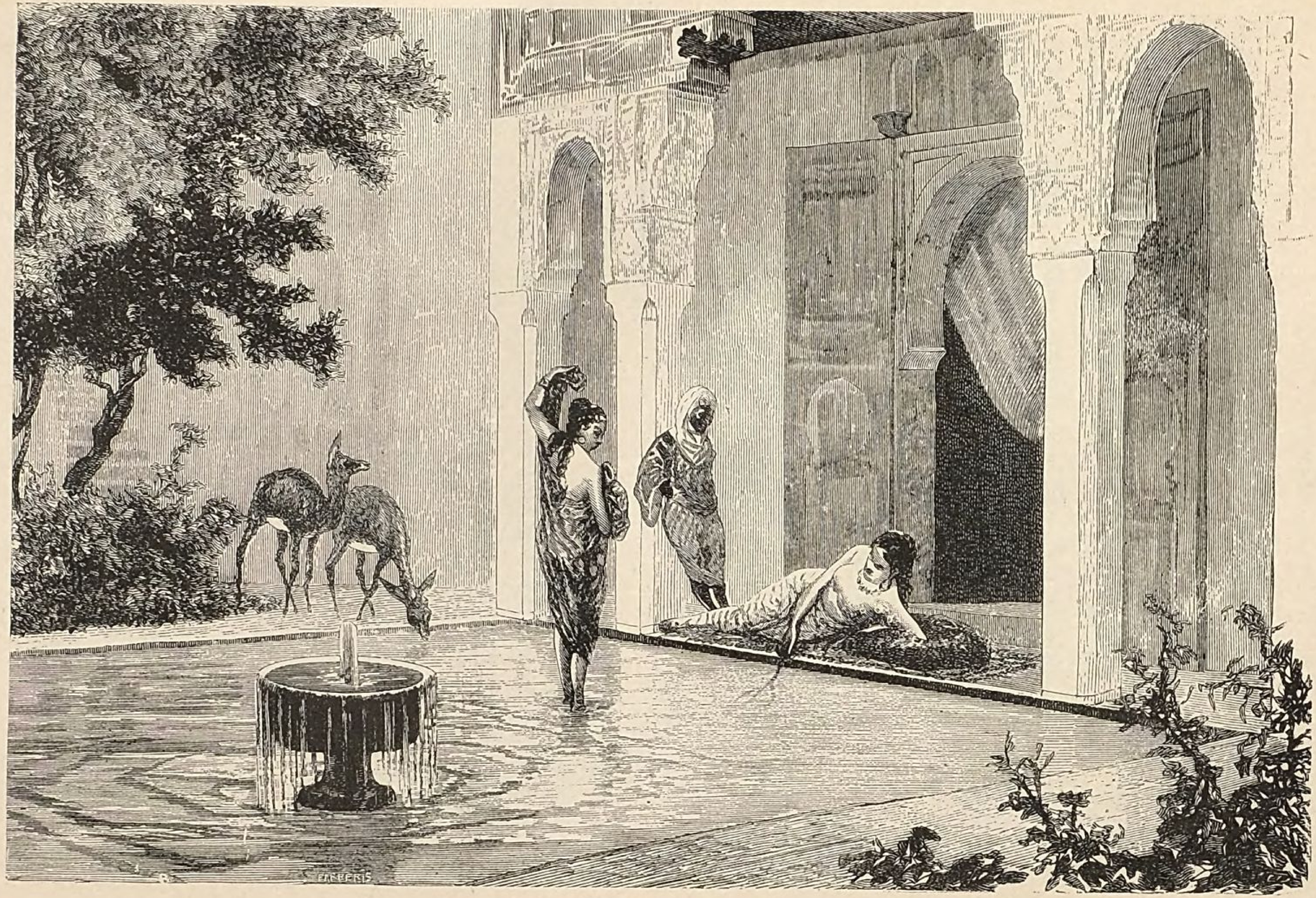
Edris-Ibn-Edris war auch der Gründer der nach ihm benannten Moschee und eines zweiten moslimischen Tempels, der Karuim-Moschee. Es war der erstgenannte Prachtbau, welcher der Stadt Fas den Beinamen »Mekka des Westens« verschaffte. In ihr Inneres ist übrigens noch kein Nicht-Moslim eingedrungen und alle europäischen Reisenden müssen sich noch dermalen begnügen, das uralte

Wahrzeichen der Stadt nur von Außen kennen zu lernen. Beiläufig sei bemerkt, daß weder die Karuim-Moschee, noch jene, welche den Namen des Edris trägt,



Eine Straße in Fas.

mit den ältesten Bauten identisch ist. Dies geht zunächst aus einer Beschreibung des berühmten Historiographen Ibn Khaldun hervor, der an dem Tempel mancherlei vermißt, von dem die ältere Tradition berichtet. Was diese letztere anbetrifft,



Garten und Frauenbad in einem vornehmen Hause zu Fas.

reicht dieselbe bis ins Jahr 859, also bis zum Gründungsjahr zurück. Es war eine kleine, vierschiffige Moschee, zu deren Herstellung Kairuan (die »heilige Stadt« von Tunis, die Gründung des Okba-Ibn-Nafi) die Geldmittel gesendet hatte. Im Laufe der Zeit erfuhr sie immer ausgiebigeren Umbau, oder entsprechende Vergrößerung, so daß sie nach und nach den Höhepunkt ihrer Größe und ihres Ruhmes erreichte. Imam Achmed Ibn Aby Bekr pflanzte auf die Spitze des Minarets eine goldene, mit Edelsteinen reich besetzte Kugel, und ließ in deren Hohlraum das Schwert des Edris-Ibn-Edris hinein legen. Auch sonst weiß die Tradition nur von mirakulösen Dingen zu berichten. Das Mihrab beispielsweise war von einer solchen Pracht, daß es während der Anwesenheit der Beter verhüllt werden mußte, um diese nicht von ihrer Andacht abzulenken. Zweihundertsiebzig Säulen bildeten sechzehn Schiffe; man trat durch fünfzehn monumentale Thore und zwei kleine Pforten (letztere zur alleinigen Benützung der weiblichen Moscheebesucher) in das Heiligthum ein, welches während hoher Festtage, namentlich während des Ramazans von 1700 Ampeln erhellt wurde. Ibn Khaldun behauptet, die Moschee hätte 22.700 Personen Raum gewährt, was eine arge Uebertreibung ist.

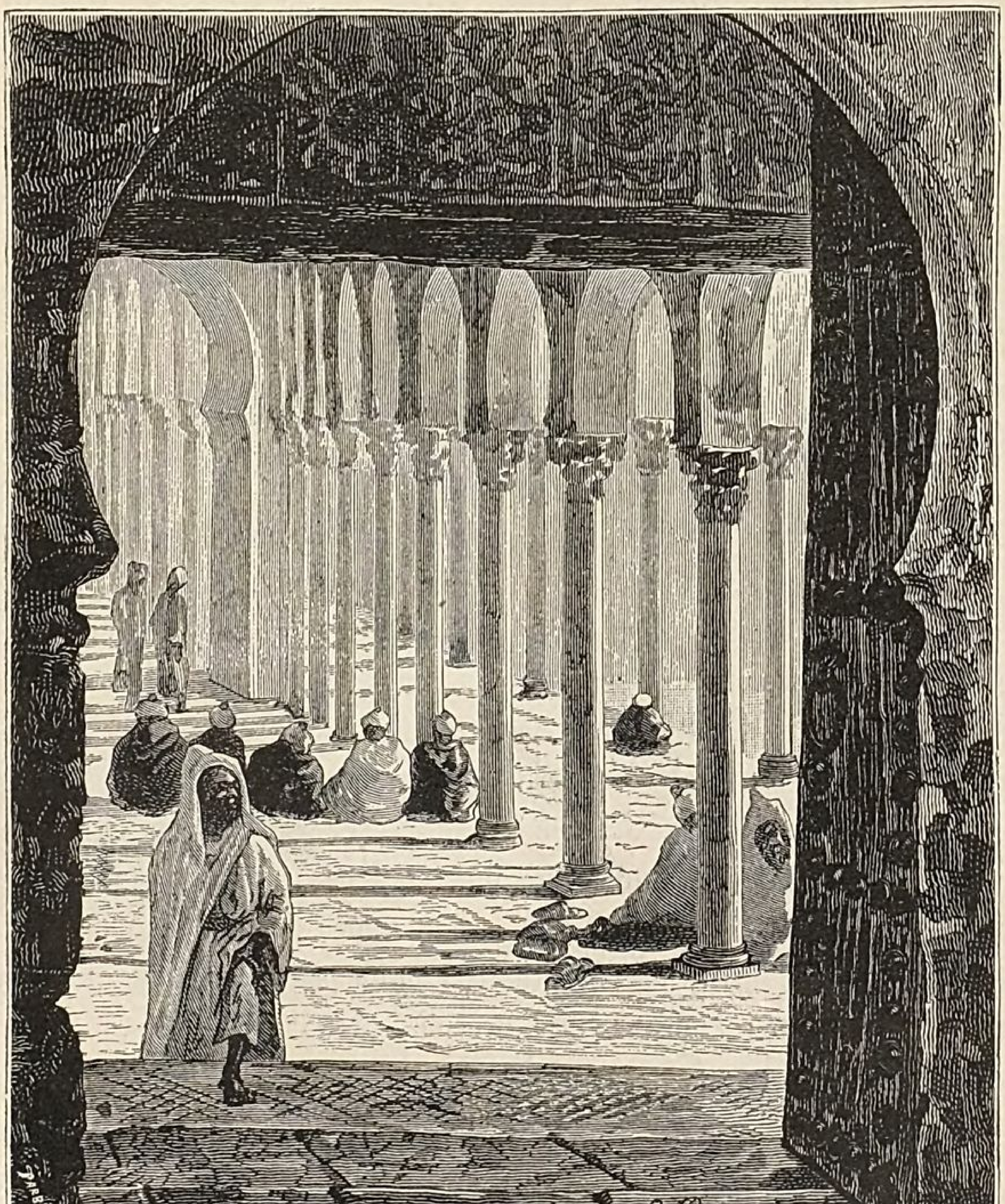
Da Fas dermalen die officielle Residenz des marokkanischen Sultans ist und die beiden anderen Residenzen, Miknäs und Marrakesch nur vorübergehend vom »Kaiser« besucht werden, domiciliren dortselbst auch sämmtliche Großwürdenträger des Reiches. Infolge der häufigen Gesandtschaftsreisen ist Mancherlei von der Lebensweise, der Sinnesart und dem Auftreten dieser Großen von Marokko bekannt geworden. Ihre Wohnungen verrathen weder Prachtliebe, noch Comfort; die »schäbige Nüchternheit des Ameublements« ist auffällig. Der Kaiser bewohnt für sich ein ganzes Stadtviertel, den »kaiserlichen Bezirk«. Auch hier sind enge, gewundene, in geheimnißvollem Halbdunkel liegende, von hohen nackten Mauern eingeschlossene Gäßchen vorherrschend. Dazwischen liegen kleine Plätze, Höfe mit hohen Thorbögen, Ruinen und unvollendete Neubauten. Allerorts stößt man auf Diener, Sclaven, Schildwachen oder Soldatentrupps. Auch der kaiserliche Garten ist nichts weniger als eine sehenswerte Merkwürdigkeit. Amicis vergleicht ihn mit einem Klostergarten, der hohen Mauern wegen, welche ihn umschließen. In diesem Garten befinden sich zwei grüngedeckte Kioske und eine enorme Menge von Orangen-, Granat-, Maulbeer- und Feigenbäumen. Obwohl in diesem Asyle

Vieles, namentlich die Blumenpflege arg vernachlässigt ist, meint Ludwig Pietsch, der Chronist der deutschen Gesandtschaft, gleichwohl, daß er ein anmuthiger, stiller, weltentrückter Zufluchtsort sei, aber in allen Einrichtungen dürftig bis zur Armseligkeit, wie ein deutscher provinzialer Wirtshausgarten in alter Zeit.

Wenn von Sr. scherifischen Majestät europäische Gesandte in Audienz empfangen werden, nimmt ersterer in einer Nische auf meterhohem, hölzernem und gänzlich schmucklosen Thronsessel mit untergeschlagenen Beinen Platz. Seine Gestalt ist ganz und gar von einem weißen Haïk umhüllt, sogar die Hände sind unter demselben verborgen. Wie ein indisches Götzenbild kauert er in seiner Nische, die müden Augen auf den Boden geheftet. Der Sultan liebt es, sich mit den Sendlingen der europäischen Regierungen über Reformen zu unterhalten. Er spricht über Handel und Verkehr, über Industrie, Verträge, und stellt dazwischen mancherlei vom Thema abspringende Fragen. Nach ceremoniösen, einschläfernden Wechselgesprächen, neigt der Sultan leicht das Haupt und die Audienz ist zu Ende. Im Großen und Ganzen aber bleibt alles beim Alten, wie es in einem islamitischen Reiche von so starrer conservativer Organisation nicht anders denkbar ist. Lange Zeit hindurch blieben die Gesandtenbesuche unerwidert. In diesem Jahre aber (1885) hat eine marokkanische Gesandtschaft in Paris und Rom vorgesprochen und in Montpellier haben sich sogar junge marokkanische Militärs eingefunden, um dort ihre Ausbildung zu erlangen. So bröckelt denn auch an den Mauern der moslimischen Zwingburg, welche man Marokko nennt, Stück für Stück ab, und gewähren deren Breschen dem modernen Fortschritte und dem Geiste der Aufklärung schüchternen Einlaß. . . .

Die zweite Residenz der marokkanischen Sultane ist Miknäs, auch Mekinez geschrieben. Es ist das »Versailles Marokkos«. Von Fas ist die Stadt etwa 50 Kilometer entfernt, so daß die Zurücklegung der Strecke ungefähr zwei Tagreisen beansprucht. Das Zwischenland ist eben, stellenweise bebaut, trägt aber keineswegs jenes Gepräge der Ueppigkeit und Cultivirtheit, wie man es voraussetzen würde. Weite Strecken liegen brach und nur die zahlreichen Duars, sowie der auffällig lebhafte Verkehr, der auf den als breite Zone ausgetretenen Pfaden zwischen beiden Städten sich bewegt, gibt der unübersehbaren Ebene den Anschein von Leben und Abwechslung. Indeß ist diese Ebene bereits im Mai, wo die Temperatur nicht selten 40° C. übersteigt, vollständig verbrannt. Schmerzhaft

für die Sehnerven sind die vielen blendend weiß getünchten Heiligengräber, die von Zeit zu Zeit über den Horizont tauchen und bebuschte Anhöhen schmücken.



Vorhalle in einer Moschee in Fas.

Eine marokkanische Reisegesellschaft — falls es sich nicht um ganze Handels-karawanen handelt — hält ungefähr die folgende Ordnung ein: voraus einige bewaffnete Diener, dann auf schwerfällig einherkeuchendem Maulthier der Herr,

mit einem Kinde vor sich auf dem Sattelknopfe, ein Weib — immer die Lieblingsfrau — hintenauf, zuletzt in einiger Entfernung die übrigen Familienglieder, Weiber und Kinder, Diener und die bis hoch hinauf bepackten Lastthiere.

Wie Fas präsentirt sich auch Miknäs aus der Ferne als eine helle Terrassenstadt mit unzähligen sie überragenden Thürmen und Minarets, rings von anmuthigen Gärten umrahmt. Dieser erste Anblick wird von allen Reisenden als von großartigem Effecte geschildert. Durch die Stadtumwallung führen dreizehn Thore, darunter wahre Prachtstücke maurischer Architektur. Wie die Marokkaner versichern, wären in Miknäs die schönsten Frauen des Reiches, die zaubervollsten Gärten von Afrika, die schönsten Paläste der Erde. Natürlich ist dies alles arge Uebertreibung. Derselben Uebertreibung machen sich die Localpatrioten hinsichtlich des kaiserlichen Palastes schuldig. Von Sultan Muley Ismael erbaut, soll er zwei Miglien in Umfange besessen haben; die Säulen, die ihn schmücken, wurden aus Aegypten, Livorno und Marseille bezogen. Bei diesem Palaste befand sich eine große Markthalle, in der die kostbaren Producte Europas feilgeboten wurden, und welche durch eine Allee von hundert Bäumen mit dem Sultansschlosse verbunden war. Außerdem gab es einen ungeheueren Park von Oelbäumen, ein großartiges Geschütz-Depot, welches die Berberstämme des nahen Gebirges im Zaume hielt, und ein kaiserliches Schatzhaus, in welchem 500 Millionen Francs aufbewahrt wurden. Dazu kommen allerlei Sagen, darunter die folgende: In einem zweiten Palaste, welcher sich innerhalb des ersteren befinde, liege der früher erwähnte Schatz. Jener Palast erhält nur Oberlicht und ist auf drei Seiten von hohen Mauern eingeschlossen. Um an die bestimmte Stelle zu gelangen, müßte man durch drei hintereinander liegende eiserne Thüren treten, und von der letzten Thüre aus durch einen langen, finsteren Gang, dessen Wände, Boden und Decke ganz mit schwarzem Marmor getäfelt seien. Grabesluft wehe in diesem unheimlichen Raume. Wo er endet, liege ein Saal, in welchem eine Fallthüre, die in den eigentlichen unterirdischen Schatzraum führe. Aus diesem geheimnißvollen Verließe würfen dreihundert Schwarze viermal im Jahre über Auftrag des Sultans den Goldregen aus der Tiefe in die Hände des Gebieters. Die Schwarzen, welche in dem Verließe arbeiten, seien für das ganze Leben in demselben eingeschlossen, um nur als Leichen ihre Behausung zu verlassen. In dem früher erwähnten Saale zeige man zehn Behälter mit Menschenschädeln, welche von zehn

Sclaven herrühren, welche in der Zeit Muley Sulejmans des Diebstahls überwiesen und vom Sultan hingerichtet wurden. Niemand, der Sultan ausgenommen, sei je lebend aus jenem Palaste herausgetreten.

Sehen wir uns nun die Stadt, von der solche Wundergeschichten im Schwange gehen, etwas genauer an. Der erste Anblick des Inneren ist überraschend. Anstatt, wie vorauszusetzen wäre, eine Niederlassung im Stile jener von Fas zu treffen, finden wir lange, gerade und außergewöhnlich breite Gassen, von niederen Mauern eingefaßt, so daß von allen Seiten Dachterrassen, Thürme und Baumkronen hereinblicken. Ueberhaupt ist Miknäs mit Grün reichlich versorgt — es ist eine wahre Gartenstadt. Alle fünfzig Schritte stößt man auf einen Brunnen, oder auf ein hübsches Portal, oder auf eine schattige Baumgruppe, letztere oft mitten in den Gassen oder auf den Plätzen. Diese Plätze nehmen bedeutende Flächen ein, sind sauber, luftig und licht, und von einem belebenden Duft überhaucht, der aus der nahen Gartenlandschaft herüberweht. Besonders herrlich ist der Platz vor dem Gouverneurspalais. Dort ist die ornamentengeschmückte Wandfläche von einem graziösen hufeisenförmigen Thorbogen unterbrochen, dessen Mosaikfliesen in allen Farben funkeln. Wenn auf diese Fläche die Sonnenstrahlen fallen, erglühen die Platten in magischen Lichtern, als wären im Mauerwerk lauter kostbare Steine eingelassen, wie in jenem »Perlenpalaste« des orientalischen Märchens. Ein anderes Prachtstück ist ein Außenthor, wo die Mosaiken im Golde der Abenddämmerung wie ein Meer von Rubinen, Saphiren und Smaragden erglühen.

Von dem Inneren des Sultanspalastes liegen, trotz der vielfachen Gesandtschaftsreisen, zuverlässige und eingehende Beschreibungen nicht vor. Von Außen sieht man nur die endlosen Mauernfluchten des Residenzbezirkes, über die ab und zu ein Thurm, das Dach eines Pavillons mit vergoldetem Knopfe, einige Baumwipfel herübersehen. Nach Freiherrn von Augustin, der den Palast besucht hat, befindet sich dessen Haupteingang auf der Stadtseite, und vor ihm ein großer Platz, auf welchem zwischen Ruinen der Stadtmauer einige Hütten aus Lehm und Rohr, das Bild des Elends und Schmutzes, darbieten. Er besteht aus einem großartigen, kühn gewölbten, maurischen Thorbogen, um welchen sich ein breites Mauerband mit arabischen Inschriften schlingt, und der mit Mosaikarabesken geziert ist. Zu beiden Seiten sind Mauervorsprünge, welche auf

hübschen römischen Säulen ruhen und dieser Art zwei Vorhallen bilden, in welchen diejenigen lagern, welche der Erlaubniß, den Palast betreten zu dürfen, harren. Unter der Thorhalle liegt auf steinernen Sitzen jederzeit eine starke Abtheilung der kaiserlichen Garden, welche Jeden barsch zurücktreibt, der es



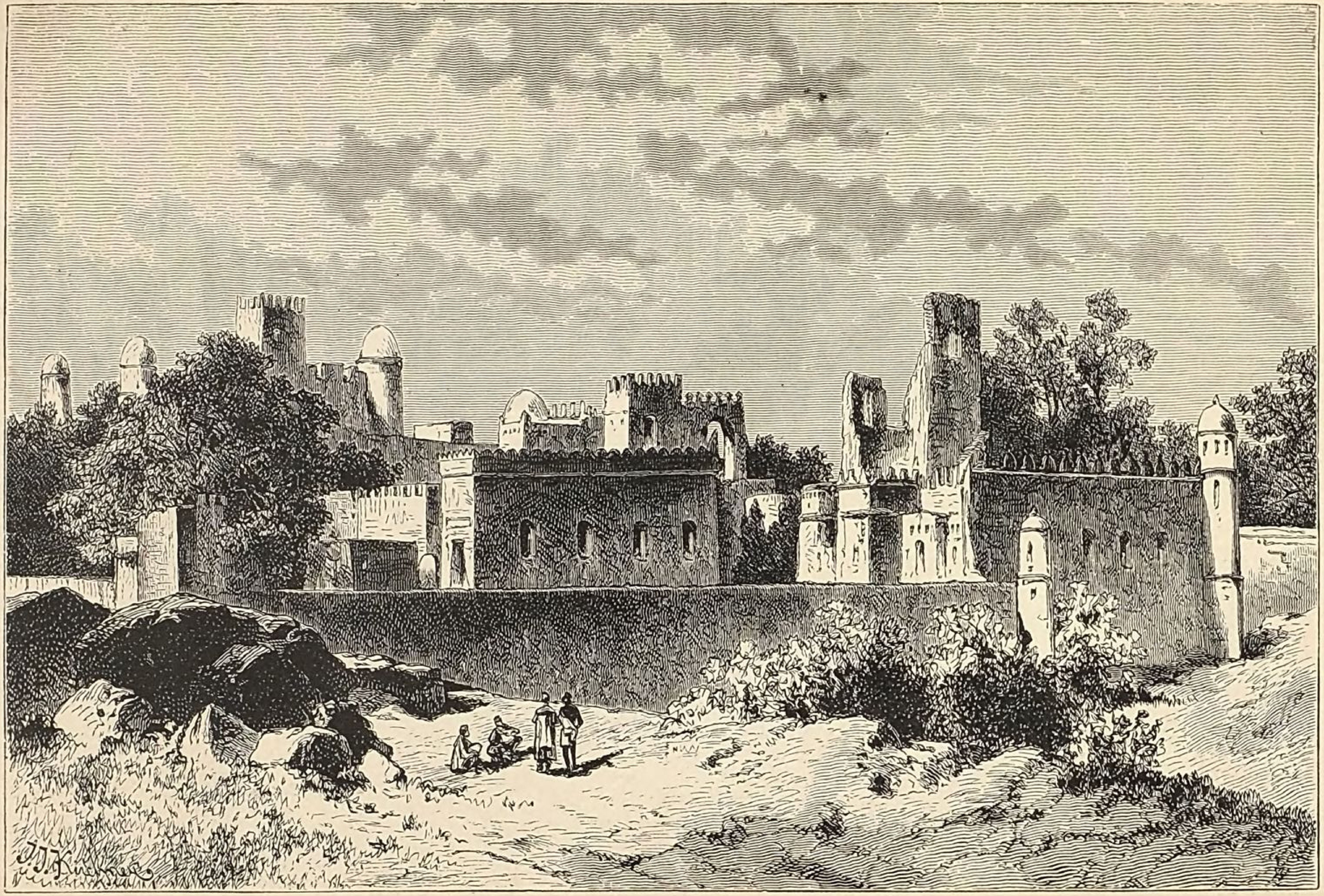
Ein Sklave des Sultans.

wagen sollte, die geheiligte Schwelle zu betreten. In ihre Haïks gehüllt, kauern sie starr und leblos: ein Bild der Trägheit und des Stumpfsinnes.

Hinter dieser Thorhalle folgen ungeheuere Höfe, deren Boden mit Gras und Unkraut bewachsen ist. Nur einer derselben ist etwas reinlicher gehalten. Ueber seine Mauern sieht man Palmenwipfel und Dächer ragen, welch letztere zu dem bewohnten Theile des Palastes gehören. Es folgt noch ein schmaler,

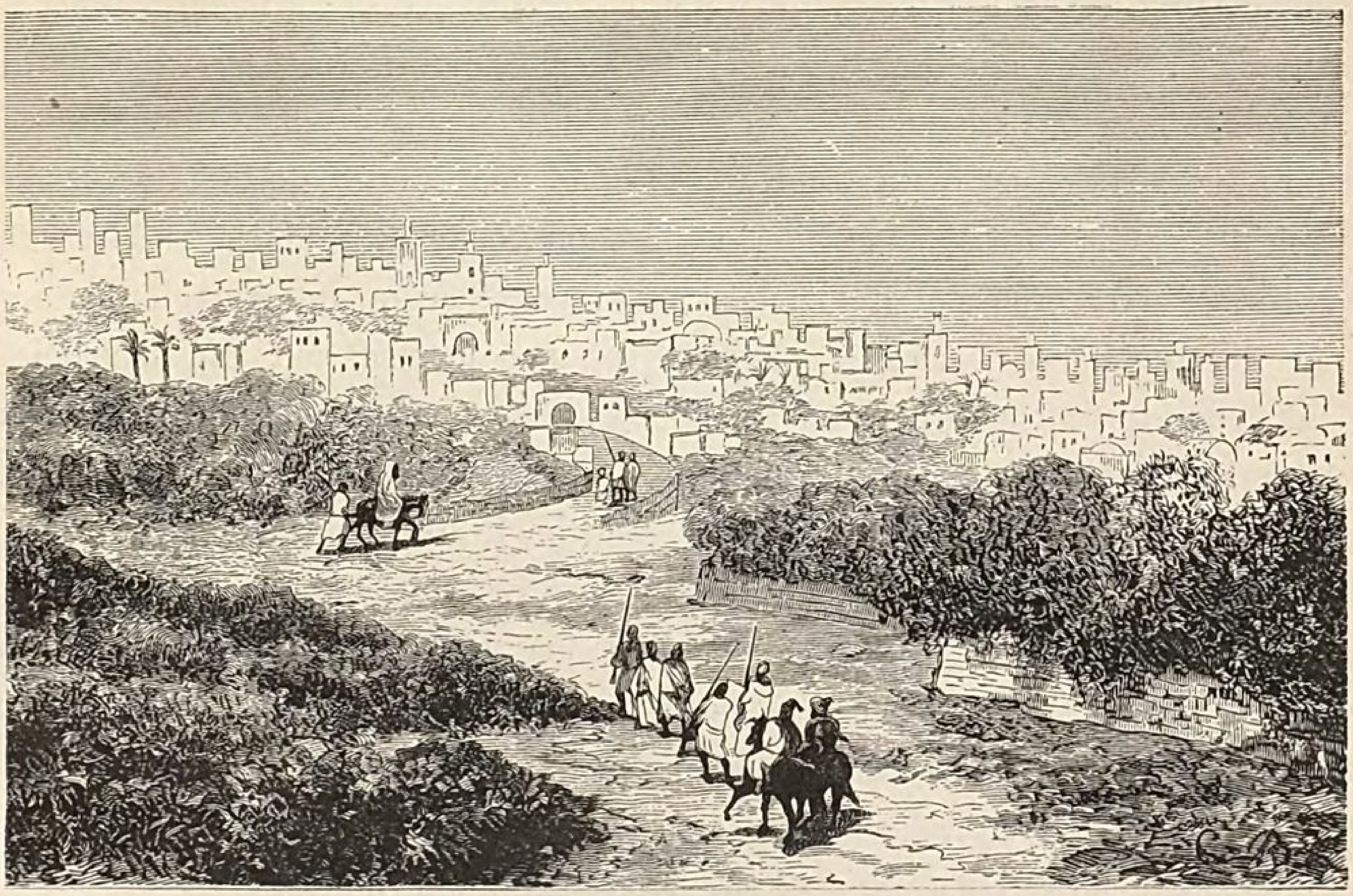


A. Hartleben's Verlag. Kartogr. lith. Anst. v. G. Freytag, Wien.



Der alte Königspalast in Gondar.

zwingerartiger Hof und dann geht es über einige Stufen durch eine kleine unansehnliche Thüre in einen Saal, der hauptsächlich durch die in ihm aufgewendete Pracht überrascht. Die Decke dieses Saales — eine prachtvolle Holzschnitzarbeit — ist mit Elfenbein und Perlmutter eingelegt und zeigt grelle, aber harmonisch wirkende Farbenmuster. Auch die vielen schlanken Säulen, welche die Decke tragen, sind geschnitzt und polychromirt. Der Fußboden ist mit großen Steinplatten belegt und in der Mitte desselben befindet sich ein Bassin, dessen Springquell



Mik'näs (Mekinez).

fast bis zur Decke aufsteigt. An der einen Wand steht auf einem etwas erhöhten Platze ein vergoldeter Stuhl, offenbar europäisches Fabricat. Er ist das einzige Möbelstück in dem weitläufigen Raume; der Saal wird zu Empfangsfeierlichkeiten, Hofceremonien und Audienzen benützt. Die eigentlichen Wohngemächer des Sultans befinden sich weiter im Inneren des Palastes, und darunter zeichnet sich besonders eines aus, welches, einen kleinen, mit einem Springbrunnen versehenen Hof bildend, ganz mit einem feinen, weißen Seidennetz bedeckt ist. An den ersten großen Saal reihen sich mehrere unscheinbare Hallen, welche den Garden, Palastdienern und Eunuchen zum Aufenthalt dienen und aus denen man auf eine

Terrasse tritt, die sich längs der Gärten hinzieht. Das hufeisenförmige Thor, welches den Zugang zu dieser Terrasse bildet, zeigt die bewunderungswürdigste Holzschnitzarbeit. Man kann sich kaum etwas Schöneres vorstellen, als diese feinen Zieraten, die sich auf den ersten Blick scheinbar wirr und regellos ineinanderschlingen, bei genauer Besichtigung jedoch eine entzückende Linienharmonie zeigen.

Ganz besonders bezaubernd ist die Aussicht von der erwähnten Terrasse. In unabsehbarer Länge ziehen sich zu beiden Seiten die weißgetünchten Mauern der Wohngebäude und Pavillons, mit Dächern von allen Formen. Tiefer unten breiten sich die Gärten aus. Ganze Wälder von Orangen athmen betäubenden Duft aus; über sie ragen Cypressen, Pinien und Dattelpalmen. Ungeheuere Rosenstöcke schmiegen sich um die Marmorbassins, und diese schimmern blendend weiß aus ihrer grünen Umrahmung. Lauben von Jasmin und Gaisblatt bilden kühle Ruheplätzchen — lauschige Winkel, wie man sie sonst nur aus maurischen und spanischen Romanzen kennt. Zierliche Pavillons, von krystallklaren Quellen durchrieselt und mit schlanken Säulchen geschmückt, lassen ihre goldschuppigen Dächer zwischen den dunklen Cypressen funkeln. Ueberall wuchert ein herrlicher Blütenflor, dessen Duft die Sinne betäubt. Alles in allem: man meint, nicht in dem traurigen, dürren Marokko zu sein, sondern weit hinten im asiatischen Orient, der Heimat jener Märchen, in welchen die Gartenromantik eine so große Rolle spielt. Offenbar haben bei der Schöpfung des Gartenedens zu Miknäs europäische Hände mitgethan, denn maurische Kunst- und Ziergärtner wären nie und nimmer im Stande gewesen, ein solches Märchen zu schaffen.

Mitten in diesen Gärten steht ein hölzerner Bau, die Sommerwohnung der kaiserlichen Frauen. Er ist stockhoch und enthält einen kleinen Hof, in welchen die Fenster und Thüren der Gemächer ausmünden. Der Hof selber dürfte der Schauplatz für Belustigungen aller Art sein, denen die Frauen von den Fenstern aus zusehen. Die Frauen dürfen auch frei in den Gärten herum wandeln. Von der Außenwelt sind sie durch hohe, unübersteigliche Mauern geschieden. Was jenseits dieser Mauern liegt ist Wüstenei, sonnendürre Oede. An die Gärten schließt zunächst ein mehrere hundert Schritte langer, aber ungemein schmaler Hof, an dessen Ende sich die früher erwähnte Schatzkammer des Sultans befindet. In demselben Hofe liegt auch noch der Marstall. Da sind — wenn der Sultan

hier weilt — zu beiden Seiten in unübersehbaren Reihen die prachtvollsten Pferde zu sehen. Lange Seile sind nahe am Boden befestigt und an diesen wieder sind mittelst Stricken, welche die Fesseln der Vorderfüße umschlingen, die Pferde angehängt. Sie bleiben immerwährend und bei jeder Witterung obdachlos, mitunter mit Decken versehen, meist aber völlig nackt. Das ist die in Marokko übliche Art, die Pferde zu halten. Ställe kennt man nicht, außer in den nördlichen Provinzen und während der Regenzeit. Ob sie indeß für die Thiere von Vortheil ist, wäre zu beweisen. Jedenfalls erfordert sie eine große Aufmerksamkeit bei unruhigen Pferden, welche sich sehr leicht in die Seilschlingen verwickeln können. Es bedarf nur des geringsten störenden äußeren Anlasses, um die feurigen Berber- und Araberpferde in die größte Aufregung zu versetzen. Dann bäumen sie sich und schlagen wie toll gegen einander, um sich ihrer Fesseln zu entledigen.

Zuletzt noch einige Worte über die dritte Hauptstadt des Reiches, Marokko, im Lande selbst Marrakesch, d. h. »die Geschmückte«, genannt. Sie liegt in einer fruchtbaren Ebene, deren Ackerfelder den Bewohnern zu ansehnlichem Wohlstand verholfen haben. Weitläufige Magazine verwahren beträchtliche Getreidevorräthe. In den großen Maroquinfabriken sind über 1000 Arbeiter beschäftigt. Trotz alledem hat die Stadt, die im XII. Jahrhundert 700.000 Menschen beherbergt haben soll, durch die Verlegung der Residenz nach Fas, sehr viel verloren und zählt dermalen nur mehr 50.000 Bewohner. Südöstlich der Stadt erhebt sich der Dschebel Miltsin, der zweithöchste gemessene Gipfel des Atlas mit 3842 Meter. Marokko ist eingeschlossen von thurmhohen Außenmauern mit hohen Thoren; im Inneren aber sind ganze Stadttheile im Verfall. Auch hier bilden die Kaiserpaläste mit ihren Gärten eine eigene Stadt in besonderen Mauern. Unmittelbar davor steht die Moschee, die sich nach Abd-el-Mumen, dem großen Almosaden, nennt (aus dem Ende des XII. Jahrhunderts), und berühmt ist durch die drei an einen Pfeil gefaßten kolossalen Goldkugeln auf ihrer Kuppel. Hauptmoschee ist »El Kutubiah«. Nähere Beschreibungen und zuverlässige Abbildungen von dem Prachtbaue mit der mächtigen Kuppel, dem bunt mit Fliesen und Marmortafeln ausgelegten, durch Fontänen erfrischten Hof, dem über 200 Fuß hohen, edel und reichgeschmückten Thurm fehlen uns noch, da der Fanatismus der Mauren keinen Blick darauf erlauben würde.

Ein kühner Hufeisenbogen führt ins Palastgebiet: Hof hinter Hof, zum Theil mit Orangen, Bananen, Palmen bepflanzt, stallartig umgeben oder mit Arcaden gesäumt und von verlumpten Negersoldaten besetzt. Zu hinterst, im »Garten der Rosen«, stehen zwei Pavillons, in deren einem Audienz ertheilt wird. Dort kauerte noch der vorletzte Sultan in einer Nische des Erdgeschosses auf einer Matte, umgeben von weißbärtigen Scheichs. Ohne bedeutende Geschenke an ihn und den ganzen Hofstaat, vom »Reichskanzler« angefangen bis zum Barbier, kam niemand durch. Der jetzige Sultan, Muley Hassan, besucht Marrakesch nur äußerst selten und hauptsächlich nur, um die Tradition von der alten Residenzstadt lebendig zu erhalten.

VII.

Die Afrikanischen Inseln.





Die Inseln des Atlantischen Oceans.

Die massive, ungegliederte Gestalt des Schwarzen Erdtheiles bringt es mit sich, daß demselben keine Archipele vorgelagert sind. Die Inselgruppen des Atlantischen Oceans, welche zu Afrika gehören, sind »oceanische« d. h. sie liegen vom Festlande so weit ab, daß an deren ehemaligen Zusammenhang mit diesem nicht gedacht werden kann. Die meisten dieser Inseln liegen im Bereiche der den Südatlantischen Ocean von Norden nach Süden durchziehenden submarinen Bodenanschwellung. In dieser Richtung sind die oceanischen Eilande St. Helena und Ascension als die über den Wasserspiegel emportauchenden Berggipfel jenes Rückens anzusehen.

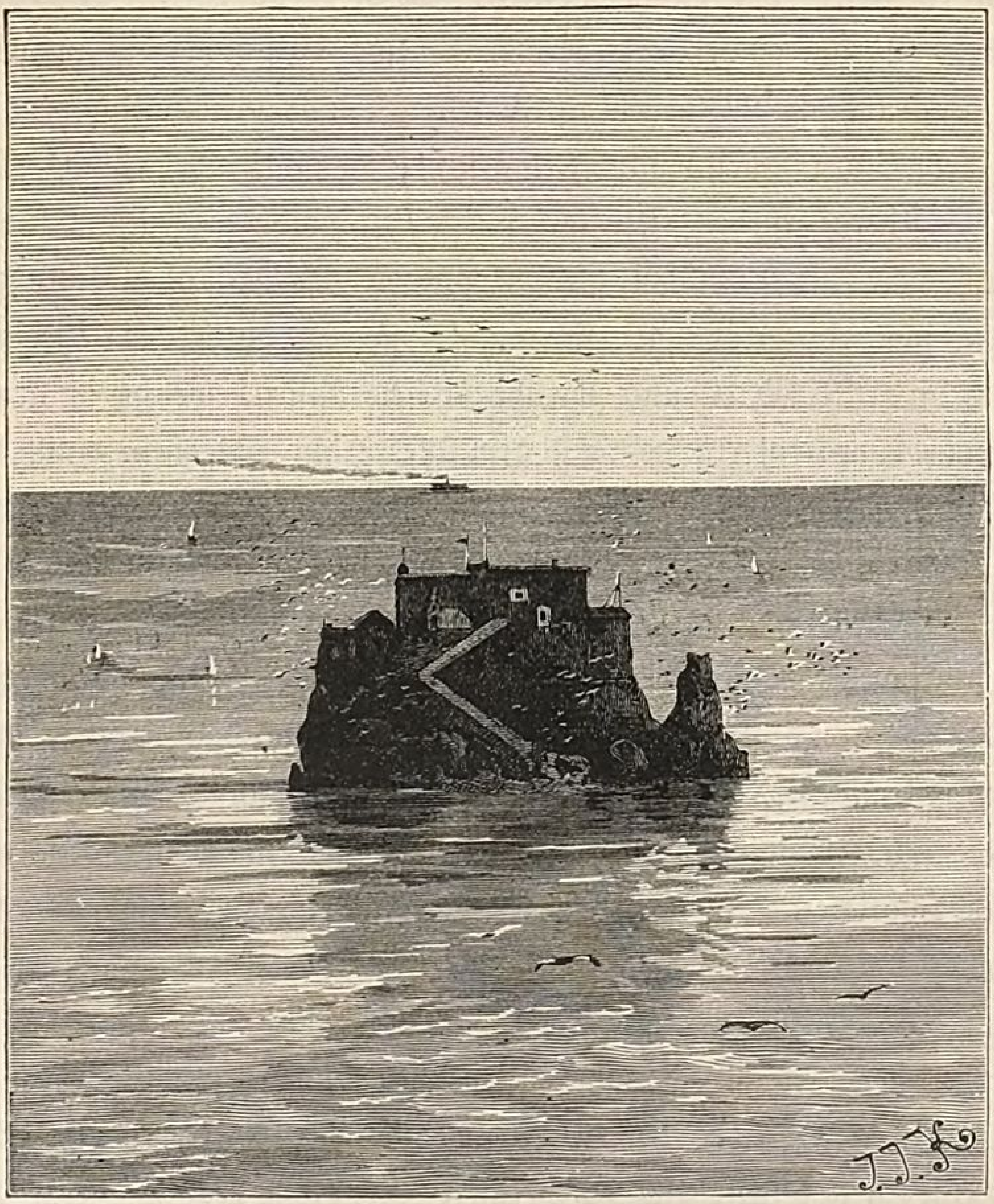
Ein Blick auf die Karte zeigt, daß im Bereiche der atlantischen Küste von Afrika sich nur drei kleinere Inselgruppen vorfinden. Es sind dies die Canarischen Inseln, die Capverdischen Inseln und die Inseln des Guinea-Golfes. Oceanische Inseln sind drei vorhanden: Madeira, Ascension und St. Helena.... Madeira ist die Perle unter allen atlantischen Inseln. Sie ist portugiesischer Besitz und beherbergt bei einem Flächeninhalte von

ungefähr 815 Geviertkilometer circa 133.000 Bewohner, Portugiesen mit Negerblut vermischt. In beständig milder Luft entwickelt die Natur hier ihren üppigsten Pflanzensegen; ein fast nie getrübter Himmel und ein heiter erglänzendes Meer vervollständigen den landschaftlichen Reiz dieses Edens. Wer die Pflanzenwelt der heißen, subtropischen, der wärmeren und kälteren gemäßigten Zone sehen und studiren will, wird sie auf Madeira auf dem engen Raume vom Meeresstrande bis zu dem 8 Kilometer entfernten und 1847 Meter hohen Pico Ruivo zusammengedrängt finden. Mittelpunkt dieses Paradieses ist Funchal, die Hauptstadt der Insel, ein Küstenort von unbeschreiblich malerischer Lage. Weiße Häuserterrassen steigen das Ufer hinan, dahinter gleichfalls terrassirte Zuckerrohrplantagen, deren grelles Hellgrün im scharfen Gegensatze zu dem tiefen schwärzlichen Farbentone der Kiefernwälder und dem matten Blaugrün der Bergwiesen steht. Im Meere vor der Stadt liegt die pittoreske Felseninsel Loo Rock, mit einem Hafenfort auf dem Gipfel.

Von Funchal zieht sich ein Weg in Windungen an den Bergen in die Höhe und dann längs der steilen Thalwände des Corral dos Freiros (d. i. Nonnenthal) entlang, am Rio dos Soccoridos hinan und dann in zahlreichen Serpentinen aufwärts bis zur Scharte neben dem 1825 Meter hohen Pico Torunhas, und jenseit desselben hinab nach dem nördlichen Ufer bei Punta Delgada. Dieser Weg bietet die großartigsten Felsenscenerien, Bilder, wie sie ein wildes Alpenthal nicht prächtiger aufzuweisen hat. In den höheren Regionen des Inneren der Insel finden sich allenthalben Nadelholzwälder, doch sind sie leider sehr beschränkt; denn seit die portugiesischen Ansiedler von Anbeginn her, um Platz zu gewinnen und Wege frei zu machen, die Wälder schonungslos niederbrannten (der Brand soll sieben Jahre gewährt haben und verwandelte die »Waldinsel«, d. i. Madeira, in eine kahle Felseninsel) und seit sie stets Bauholz und Nutzholz den Wäldern entnahmen, ohne jemals wieder anzupflanzen, ist die Insel größtentheils ihres natürlichen Schmuckes beraubt und ist außerdem Wassermangel eingetreten. Die obersten Höhen bestehen theils aus kahlem Fels, theils sind sie mit jener Vegetation überkleidet, welche der Portugiese »Mato« nennt: ein niedriges, nur an feuchten Stellen der Nordgehänge in baumartigen Wuchs übergehendes, dichtes Gesträuch von Ginstern, Eriken und Heidelbeeren. Das Centrum der Westhälfte der Insel, das 1500 Meter hohe Plateau Paul da

Surra, ist ganz mit diesem Mato bedeckt, während das breite Hochland im Osten der Insel zum großen Theile kahl oder nur mit einer dürftigen Vegetation bewachsen ist.

Wenn wir uns von Madeira südwärts wenden, stoßen wir auf die Inselgruppe der Canarien, der »glücklichen Inseln« der Alten. Man zählt



Felseiland im Hafen von Funchal (Madeira).

im Ganzen 13 Eilande, die insgesammt vulcanischen Ursprunges sind. Die größte der Canarien ist Teneriffa mit dem durch A. v. Humboldts denkwürdige Ersteigung berühmt gewordenen, 3711 Meter hohen Vulcankegel Pico de Teyde, auch »Pic von Teneriffa« genannt. Im Jahre 1704 verwüstete sein Ausbruch das Städtchen Guarachico vollständig, indem es theils von Lava-

und Aschenmassen zugedeckt wurde, theils in mächtige Spalten hinabsank. Fast ein Jahrhundert wurde die Ruhe der Insel nicht gestört, bis im Jahre 1798 von einem Nachbar des Pics, der sich mit ihm auf gemeinschaftlicher Basis erhebt — dem Chahorra — durch einen ebenfalls starken Ausbruch große Verheerungen angerichtet wurden. Die Insel **Palma** — gleichfalls der Gruppe angehörend — liefert des ausgezeichnetste Beispiel von einer »Vulcaninsel«. In ihrem Vulcan ist ein ungeheurer Krater — eine »Caldera« — ausgehöhlt, der über eine geographische Meile im Durchmesser hat. Er ist vollkommen kreisrund und von gewaltigen Steilwänden eingefaßt, die sich über 1300 Meter vom Boden der Caldera erheben. Die äußeren Kraterwände präsentiren sich so glatt, als wären sie auf der Drehbank gedreht worden. Das ist aber Täuschung, denn überschreitet man die Abhänge, so macht man alsbald die Entdeckung von gewaltigen, oft 160 Meter und darüber tiefen Rissen, welche in großer Zahl strahlenförmig vom Kraterrande nach dem Meere hin ausgehen. Auch diese Risse zeigen fast durchwegs senkrechte Wände. Die letzten vulcanischen Ausbrüche fanden im XVII. Jahrhundert statt, doch deuten mancherlei Anzeichen darauf, daß die vulcanische Thätigkeit auf dieser Insel noch nicht erloschen ist.

Die nordöstlichste der Canarien ist das Eiland **Lanzerota**. Es ist das Demonstrationsobject für großartige Umgestaltungen, von Inseln infolge von submariner vulcanischer Thätigkeit. Das genannte Eiland hatte vordem keine Krater und galt, obwohl vulcanischen Ursprunges, nicht eigentlich als Object vulcanischer Thätigkeit. Im Jahre 1730 aber brach aus einer Spalte, welche die Insel quer durchsetzt, einer der ungeheuersten Lavaströme aus, welche man in historischer Zeit beobachtet hatte. Ein damaliger Augenzeuge erzählt, daß am 7. September des genannten Jahres die Erde sich plötzlich öffnete und ein gewaltiger Berg sich erhob, der 19 Tage hindurch Flammen spie. Am Fuße des Ausbruchberges bildete sich ein Krater, der Lava ergoß. Zehn Tage nach erfolgter erster Eruption stieg unter infernalischem Getöse eine gewaltige Felsmasse aus dem Boden und lenkte die Lava, die bis dahin nordwärts abfloß, nach Nordwesten ab. Am 11. October brach ein Lavastrom aus, der in Katarakten nach dem Meere hin abfloß. Am 18. October erfolgte abermals eine Eruption, welche mit pestilenzialischen Dämpfen verbunden war, daß Menschen und Thiere erstickten. Ausbrüche und Ruhepausen wechselten nun durch Monate ab. Noch

im Juni des darauffolgenden Jahres (1731) kam es zu einer neuen Katastrophe. Unweit der Insel brach aus dem Meere eine geyserartige Wassersäule hervor, welcher Flammen- und Aschengarben folgten. Letztere Erscheinung hängt gewöhnlich mit einer neuen Landbildung zusammen; als aber hier das Phänomen aufhörte, sah man kein Land. Es muß also mit Aufhören der vulcanischen Thätigkeit wieder versunken sein. Der Strand war weit und breit mit einer ungeheuren Masse von todten Seethieren bedeckt.

Die canarischen Inseln waren, wie der Leser aus der Einleitung zu diesem Werke erfahren hat, bei Beginn der großen Entdeckungsfahrten, eine der ersten Stationen jener unternehmenden Weltreisenden. Seit der phönikischen Zeit völlig verschollen, gelangten um die Mitte des XIV. Jahrhunderts die ersten europäischen Seefahrer (Italiener) wieder zu den Inseln, die nun nicht mehr die »glücklichen«, sondern die »wiedergefundenen« Inseln genannt wurden. Dann kam der normannische Abenteurer Jean de Bethencourt, der im Jahre 1404 sich auf dem vorgenannten Eilande Lanzerota festsetzte. Die Insulaner (die Guanchen, ein Volk berberischer Abstammung) setzten den Fremden Widerstand entgegen und es gab durch Jahre blutige Kämpfe, besonders auf der Insel Fortaventura. Dermalen gehört die ganze Inselgruppe den Spaniern. Die Hauptstadt Sa. Cruz, zugleich Sitz des Generalcapitäns, liegt auf der Insel Teneriffa; zu den größeren Eilanden gehören außer den bereits genannten: Canaria, Gran Canaria, Ferro und Gomera. Die ganze Gruppe von 19 Eilanden besitzt einen Flächenraum von zusammen 7272 Geviertkilometer mit circa 280.000 Einwohnern. Sa. Cruz ist Freihafen und Kohlenstation für die von Europa nach Westindien und Südamerika gehenden Dampfer. Die Inseln produciren Orseille, Drachenblut, Wein, Seide und Zucker. . . .

Die Capverdischen Insen, südwestlich von den Canarien, scheinen gleichfalls sämmtlich submarinen vulcanischen Ursprunges zu sein. Eine derselben, Fogo, trägt einen 2863 Meter hohen Vulcan (Pico de Fogo), der in den Jahren 1785 und 1799 zum letztenmale thätig war. Dämpfe steigen aber auch heute noch von Zeit zu Zeit aus seinem Krater auf. — Die Capverden bilden zwei kleine Archipele von zusammen 11 Eilanden. Das wichtigste derselben ist S. Vicent, dessen Westküste großartige Fjordenbildungen zeigt. Allerorts ragen phantastisch aufgebaute Kegel, Zinnen und Thürme von graubrauner oder

schwarzer Farbe himmelan, bald durch zackige Grate mit einander verbunden, bald durch schroffe, finstere Schluchten und Klüfte von einander getrennt. Einen anderen hohen Gipfel trägt die Insel Santiago, den Pico d'Antonia, der sich 2250 Meter über dem Meere erhebt.... Die Inselgruppe, welche einen Flächenraum von 3850 Geviertkilometer einnimmt und von circa 90.000 Bewohnern, meist Mischlingen, besiedelt ist, gehört zu Portugal. Sitz des Gouverneurs ist Porto Praya auf der Insel Santiago. Wichtiger ist das früher genannte Eiland S. Vicent, welches Kohlenstation für mehrere Dampferlinien ist und auch von der Kabelleitung Lissabon-Pernambuco berührt wird.

Dem afrikanischen Festlande zunächst gelegen ist die Inselgruppe des Guinea-Golfes, gegenüber dem Kamerungebiete. Inseln und Festland zusammen gehören einem gemeinsamen vulcanischen Herde an; eine furchtbare Katastrophe muß einst die Eilande Fernando Po, Ilha do Principe, San Thomé, Annobon und Ilha das Rollas vom Continent losgetrennt haben. In den Besitz dieses kleinen Archipels theilen sich Spanien und Portugal; Fernando Po und Annobon gehören den Spaniern, die anderen Eilande den Portugiesen. Der spanische Besitz umfaßt 2088 Geviertkilometer mit circa 6000 Einwohnern, der portugiesische — bei welchem nur Thomé als besiedeltes Gebiet in Betracht kommt — 930 Geviertkilometer mit circa 18.000 Einwohnern. Die größte und wichtigste Insel ist Fernando Po. Sie ist von einem tropisch üppigen Vegetationsgürtel bedeckt und zeigt nur an jähen Steilstürzen braune Basaltwände. Ueber den Waldgürtel, der den Fuß der Insel umschließt, hinwegschweifend, fällt der Blick an den Rissen, die von der höchsten Bergspitze — dem Clarence-Pic — auslaufen, auf ganze Wälder von Oelpalmen, welche die Insel zu einem der reichsten Länder Westafrikas machen. Sie umgürten den Riesenleib des Pics im ersten Drittel seiner Höhe; höher hinauf folgen Laubwälder bis zum 3505 Meter hohen Gipfel.

Fernando Po ist als Vulcan längst erloschen, während sein festländischer Nachbar, der Kamerun, noch thätig ist. Haupthafen ist Sa. Isabel (Clarence-Cove), dessen weiße Gebäude schon aus großer Entfernung aus dem Grün der Palmen und Wollbäume hervorschimmern. Die Bucht, die sehr tief ist, dehnt sich in einem nach Norden geöffneten Bogen aus. Nach Hermann Soyaux mahnt sie mit ihren schroffen Steilabfällen, die nackt zu Tage liegen und nur wenig

Vegetation aufweisen, an einen Kraterrand. In der That bilden einige, malerisch mit Pflanzenguirlanden geschmückte Klippen die Fortsetzung des Halbrundes. Eine dieser Klippen — die Isabel-Insel — zeichnet sich durch Thore und Thürmchen aus, welche die nimmerruhende Brandung herausgewaschen hat. Die Stadt Isabel macht einen sehr vortheilhaften Eindruck. Der Hauptplatz prangt im herrlichsten Schmuck der Dracaenen, der prachtblütigen Grand flamboyer des Indes (Poinciana pulcherrima); die den Platz einschließenden Gebäude sind in Hainen von Kokos-, Fächerpalmen und Brotfruchtbäumen halb verborgen. Darüber hinaus fällt der Blick auf das Meer, das mit grün-weißer Brandung an die Küste schlägt. Die Bewohner der Stadt sind Spanier, Engländer und Neger; den Handel haben fast ganz die Engländer in Händen. Ihnen zunächst steht, wie Soyaux meint, der Neger, der viel umsichtiger und fleißiger, als der Spanier ist. Diese Neger (soweit die Stadtbevölkerung in Betracht kommt) sind Colonisten aus Sierra Leone und Kru-Neger, die verhältnißmäßig wohlhabend und bedürfnißlos, sich als Pflanzer, Handwerker, Fischer u. dgl. ernähren. Viele von ihnen, die in den Missionen Lesen und Schreiben gelernt haben, sind Handlungsdiener oder Aufseher bei den spanischen und englischen Kaufleuten und Pflanzern. Den Spaniern schlägt das Klima der Insel schlecht an; in keiner der afrikanischen Colonien sieht man so viele verkümmerte und krankhafte Erscheinungen, wie hier. Sie sind übrigens privilegirte Faulenzer und vergeuden ihre Zeit in Müssiggang, Völlerei und Spiel. Eine Ausnahme machen die Missionäre (Jesuiten), die im Innern der Insel ihr mühevolles, opferreiches und an Erfolgen armes Leben unverdrossen verbringen. Ihre Bemühungen, die Adiyas (nach Bastians Erklärung »Dorfbewohner«) — die Eingeborenen des Eilandes — zur Annahme des Christenthums und europäischer Gesittung zu bewegen, sind mit verhältnißmäßig geringen, kaum in einigen nichtssagenden Aeußerlichkeiten bestehenden Erfolgen belohnt. . . .

Fast in der Mitte des Südatlantischen Oceans, ungefähr auf der Höhe von Benguela, steigt das einsame Felseiland St. Helena aus den Fluten. Es ist so recht einer jener seebeherrschenden Punkte, die sich der britische Leopard da und dort zur Begründung und Sicherstellung seiner Weltherrschaft ausgesucht hat. Der erste Anblick von St. Helena zeigt nichts als Fels und Fels; kein Baum, kein Strauch, kaum ein Grashälmchen. Der Blick des Ankommenden vermag

nirgends eine menschliche Wohnstätte, nirgends einen Culturfleck zu entdecken. Man versetze sich nun in die Lage des bezwungenen corsischen Welteroberers, der mit gescheiterten Plänen, vernichteten Hoffnungen, von seinen Feinden zu Boden geschmettert, verlassen von Allen, selbst seinen Garden, ein Gefangener dieses Felsens, an den er — wie voreinst Prometheus im Kaukasus — gefesselt worden war, und man wird genug Stoff zu Reflexionen haben.

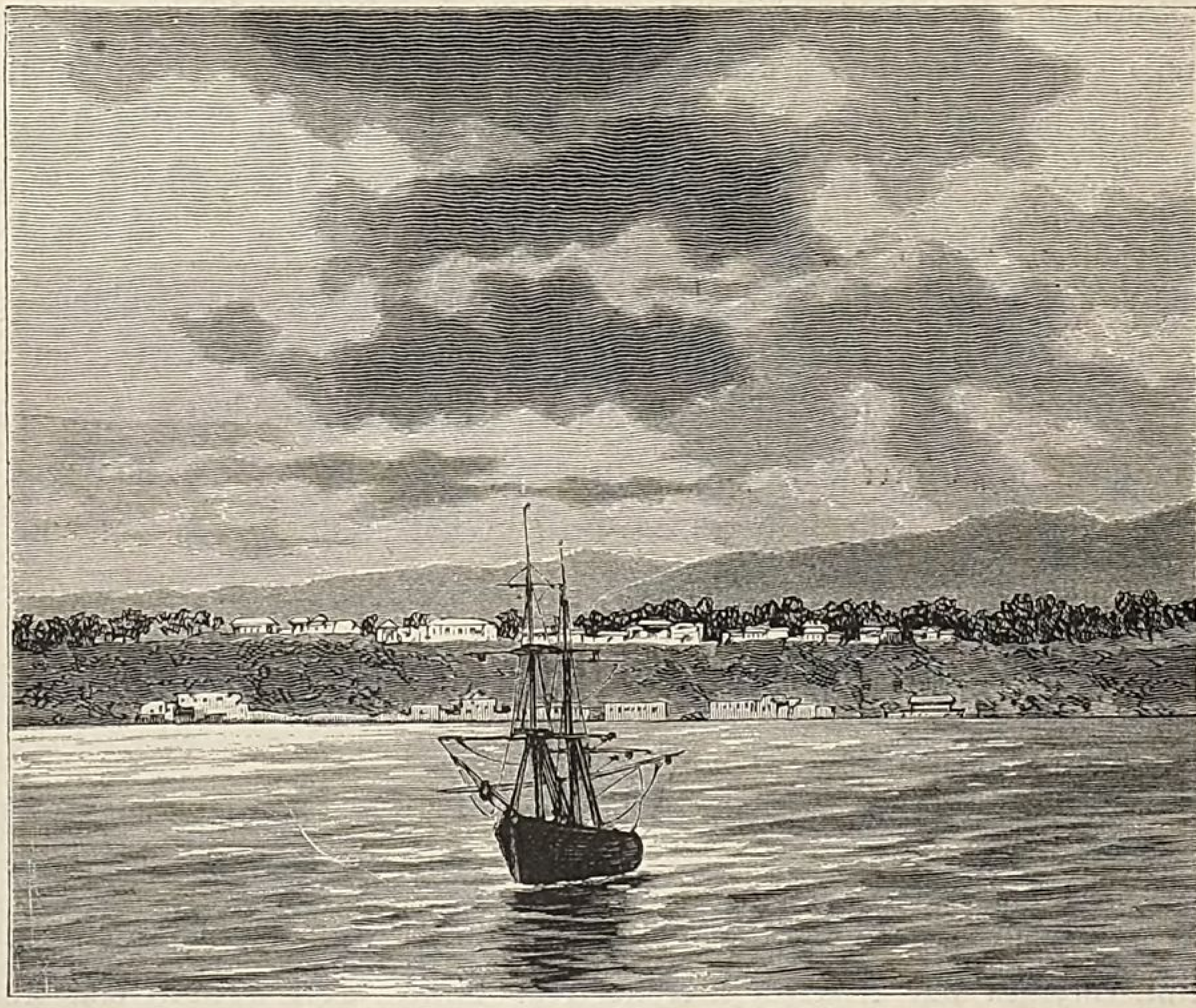
Lassen wir indeß diese und sehen wir uns die Insel näher an. So furchtbar ernüchternd St. Helena sich von der See ausnimmt, ist nun die ganze Insel keineswegs. Trostlos ist nur die Hafenscenerie mit dem kleinen, zwischen zwei Felsgebirgen eingezwängten Jamestown und den darüber sowie längs des Strandes dräuenden Batterien. Nur zwei Stunden im Innern ist das Bild wesentlich anders. Die Schrecken der Wüstenei sind verschwunden und ein lachendes Oasenbild präsentirt sich dem Besucher. Ueberall breitet sich eine fast exotisch üppige Vegetation aus. Pinien und Cypressen beschatten niedliche Landhäuser; wenn die herrlichen Akazien, welche die Thalmulde schmücken, blühen, meint man in einem italischen Paradies zu sein, so balsamisch wehen die Düfte über die Blumentriften. Diese letzteren breiten sich um ein besonders stattliches Gebäude, den Landsitz des britischen Gouverneurs der Insel. Dieser »Park von Plantationhouse« bietet einen wohlthuenden Contrast zu der übrigen Wüstenei. In diesem Parke haben sich die englischen Officiere und Beamten, die in dem staubigen, von Mauern umschlossenen, ganz und gar ressourcenlosen Jamestown wahrlich kein Schlaraffenleben führen mögen, häuslich niedergelassen. Auch die landschaftliche Umrahmung, die meist aus mattenbedeckten und piniengekrönten Höhen besteht, straft die ursprüngliche Vorstellung von diesem weltvergessenen Felsenneste inmitten des Oceans Lügen.

Wenn St. Helena identisch mit Plantationhouse wäre, dann könnte man sich mit Napoleons Schicksal versöhnen. Dem ist aber nicht so. Wo die reizende Oase endet, entwickeln sich einige noch immer hübsche Thäler; dann aber führt der Weg abermals in die Wüste — Longwood, ein steiniges Plateau. Dieses Longwood, nach einigen sturmgebeugten freistehenden Pinien so genannt, war der eigentliche Aufenthaltsort des Corsen. Da steht noch das alte ebenerdige, nicht einmal ganz aus Stein aufgeführte Gebäude in Nachbarschaft einiger anderer ähnlicher Bauten. Unser Bild auf Seite 807 zeigt einen von fünf Fenstern durch-

brochenen Haupttract und einen Flügel mit vier Fensteröffnungen. Ein ähnlicher Flügel erstreckt sich auch auf der entgegengesetzten Querseite. Eine kleine Freitreppe führt zu den Gemächern empor — zehn an der Zahl — die das Hochparterre einnehmen. Die Zimmer sind klein und beschränkt und schon seit Jahren ohne alle Einrichtung. Nur die alten Tapeten sind vorhanden und im Sterbezimmer des Kaisers ist dessen Marmorbüste, die ein Gitter umschließt, aufgestellt. Das Haus zu Longwood ist von einem kleinen Garten umgeben, und man zeigt noch die Reben, die Napoleon gepflanzt hatte. Ein Holzstacket schließt den ganzen Raum ab, der, sowie das benachbarte Gebiet, einschließlich der alten Grabstätte, gegen Ende der Fünfziger Jahre von der französischen Regierung käuflich erworben wurde. Noch vor wenigen Jahren las man daselbst auf einer Tafel: »Empire français — Territoire Longwood«. Ein französischer Officier ist angestellt, diese Stätte zu überwachen. Als der corsische Weltstürmer noch nicht im Felsboden von Longwood ruhte, bezog daselbst Tag für Tag eine Compagnie englischer Soldaten die Wache, und auf den verschiedenen exponirten Berghöhen standen Posten, welche Signalapparate zu ihrer Verfügung hatten: gewiß eine beschämende Maßregel für den Mann, vor dem einst ganz Europa gezittert hatte. Ja, noch mehr: auch der russische und österreichische Delegirte hatten ihrerseits entsprechend gelegene Wohnhäuser, um den Gefangenen auf Schritt und Tritt beobachten zu können, als ob der gewaltige Ocean und die auf ihm schwimmenden englischen Kanonenboote nicht genügt hätten!

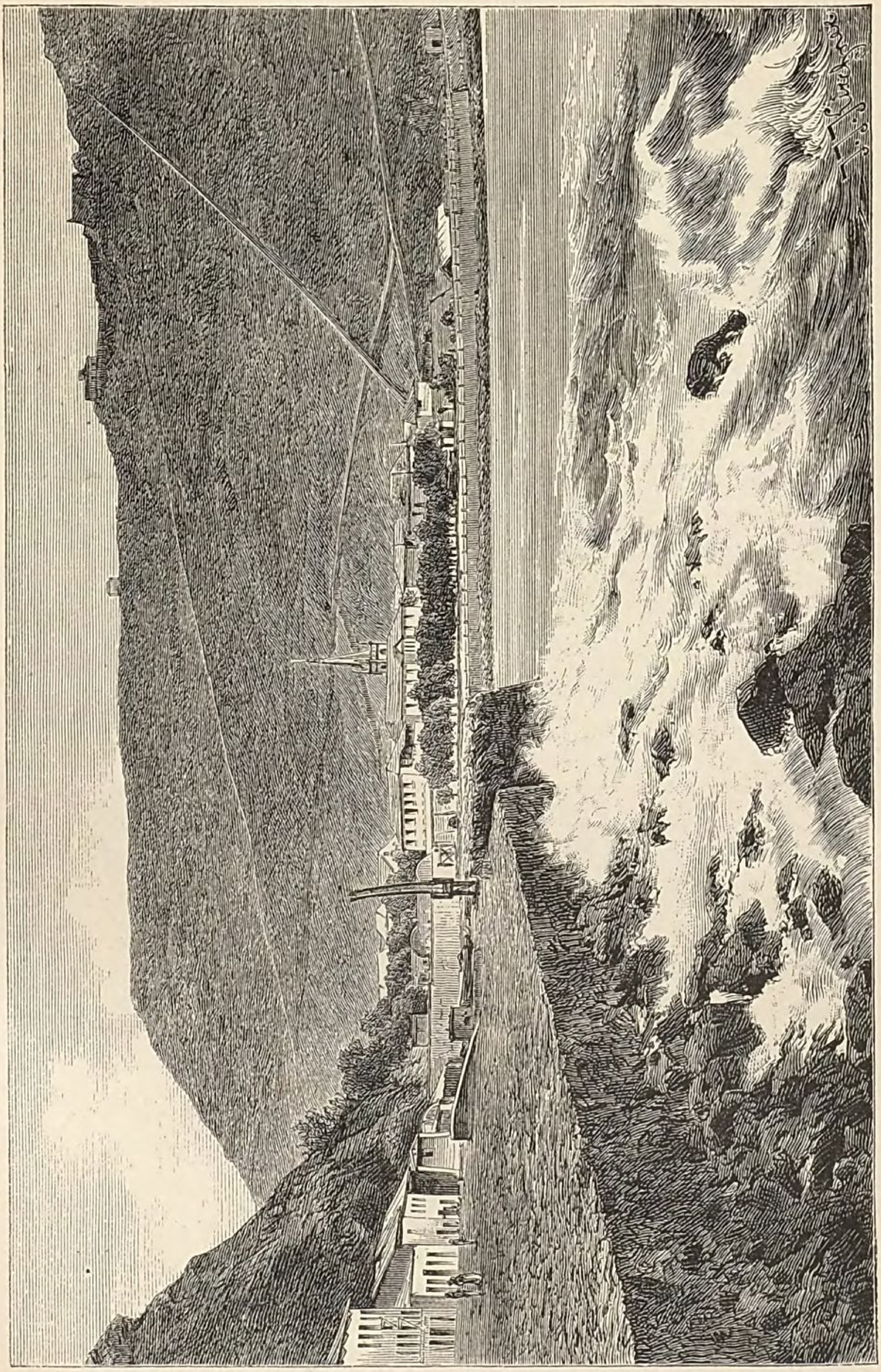
Und dieser Ocean mit seiner schäumenden Brandung, eine unzerreißbare Fessel, lag immerdar ausgebreitet vor den Blicken des Gefangenen. Nur ein stilles Seitenthal, wo die Felsen nicht so wüst umherliegen und einige Vegetation gedeiht, entzogen das erhabene Seebild dem Blicke. Dort sprudelt eine Quelle und Trauerweiden beschatten sie. Napoleon hatte große Zuneigung zu diesem idyllischen Plätzchen, und einer seiner Begleiter — Bertrand — theilte mit dem Kaiser diese Neigung. Bertrand war, beiläufig bemerkt, der Einzige, der nicht eigentlich in Longwood, sondern in der »Rectory«, einem einstöckigen Hause auf dem Wege nach dem »Rose and Crown Hôtel«, wohnte. Gorgaud, Montholon und Las Cases hatten oben ihre Wohnungen in unmittelbarer Nachbarschaft des Kaisers. In jenem stillen Thälchen, wo der Weltstürmer so gerne geweilt hatte, wurden auch seine irdischen Reste der Mutter Erde wiedergegeben. Zwei Trauer=

weiden und einiges Buschwerk beschatten das Grab, um welches ringsum ein Holzgitterwerk läuft. Der Stein, unter welchem Napoleon vom 8. Mai 1821 ab mehr als zwei Jahrzehnte ruhte, ist von Gräsern und Blumen überwuchert und von einem Eisengitter umschlossen. Der Ocean, der sonst häufig über St. Helenas Felsenhäupter hinwegfegt, läßt diese Stätte in Frieden. Sie ist windgeschützt, und der Quell, der hier sprudelt, führt der Vegetation seit langer Zeit immer wieder neue Lebenskraft zu.



Fernando Po.

Eine seltene Episode in dieser napoleonischen Legende auf dem atlantischen Felseilande bildete der Besuch der Ex-Kaiserin Eugenie gelegentlich ihrer Rückreise aus Capland, wo sie die Stelle besucht hatte, auf der ihr Sohn unter den Assagais der Zulu endete. Damals war die Welt wieder einmal Zeuge eines jener effectvollen Zwischenfälle, an denen die Menschengeschichte so überreich ist. Die ehemalige Herrscherin war ausgezogen, um einen Sproß des stolzen Corsengeschlechtes zu beweinen, einen Sproß, der ihr eigenes vielgeliebtes Kind war.



Jamestown.

Wenn aber im fernen Zululande rein menschliche Momente das Herz der tiefgebeugten Frau bewegt und in seinen Tiefen erschüttert hatten, bot sich ihr anderseits in Longwood Reflexionsstoff in Hülle und Fülle dar. Diese todte, stille Welt zwischen Jamestown und Longwood, dieses Grab, in welches man die historische Glanzepoche des Jahrhunderts mit ihrem Träger eingesargt hatte, mußte der Besucherin deutlich vor Augen führen, daß auf dieser Erde nichts von Dauer sei. In einem solchen Augenblicke der Resignation stand die Ex-Kaiserin am Grabe des ersten Napoleon. Die Trauerweiden säuselten melancholisch im Passatwinde, dessen Macht sich an den Thaleinfassungen bricht. Eugenie hatte zwei dieser Zweige gebrochen; sie waren wohl dürr, wie die Hoffnungen dürr geworden waren, die einst die stolze Frau erfüllten. So sind auch die welterschütternden Ereignisse verklungen, die sich einst an Longwood knüpften. Nur die windgebeugten Pinien im Steinmeer rauschen noch und Kaiserin Eugenie hat ihr monotones Rauschen vernommen, wie voreinst der große Kaiser.

Nun noch einige Worte über die Hauptstadt der Insel, Jamestown. Sie liegt hart am Ufer und ist von Wall und Graben eingeschlossen. Eine in den Felsen gehauene Landungstreppe vermittelt den Aufstieg zu dem hohen Ufer, welches in Form eines kleinen Plateaus, das sich in ein Thal verlängert, der Stadtanlage den nothwendigen Raum bot. Sie ist nicht groß und beherbergt circa 4000 Seelen, Engländer und Abkömmlinge englischer Colonisten, welche hier geboren wurden und, wenige Ausnahmen abgerechnet, die Insel noch nie verlassen haben. Die unteren Schichten der Bevölkerung sind theils malagischer Abstammung, theils afrikanischer, d. h. Abkömmlinge jener Schwarzen, welche von englischen Kaperschiffen den Sclavenhändlern abgenommen wurden. Die Umgangssprache ist ausschließlich das Englische und bedienen sich auch die Schwarzen desselben, und zwar der reinen Schriftsprache, ohne jedwede locale Färbung, wie dies sonst unter uncivilisirten Bevölkerungs-Elementen der Fall zu sein pflegt.

St. Helena ist wichtig als Stationspunkt und Kohlendepôt für den Weltverkehr. Es umfaßt 121 Geviertkilometer und beherbergt circa 6000 Menschen, meist Neger. Fast um die Hälfte kleiner und nur von etwa zwei Dutzend Menschen bewohnt, ist die gleichfalls britische Insel Ascension, im Nordwesten des vorgenannten Eilandes. Beide Inseln ragen, wie bereits erwähnt, gewissermaßen als Berggipfel über das submarine südatlantische Plateau auf. Ascension, schon

aus der Ferne mit steilen Vorgebirgen sich präsentirend, ist wie St. Helena durchaus vulcanischen Ursprunges. Aber während auf letzterer Basalt und Zersetzungen desselben vorherrschen, ist Ascension mit älteren und jüngeren, seit länger erstarrten, rauhen und nur hier und da mehr oder weniger verwitterten Lavaströmen überdeckt. Auch hinsichtlich der Gestaltung ihres Innern, sowie der Form ihren Küsten, weichen beide Inseln sehr von einander ab. Die einzige europäische Niederlassung auf dem Eiland ist Georgetown, in dessen Nähe sich das kleine Fort Thornton befindet.

In mäßiger Entfernung von dem Südostpunkte dieser Insel, in einem Abstande von nur wenigen hundert Fuß von der Küste und von ihr durch einen schmalen Meeresarm getrennt, liegt eine kleine felsige Insel, das »Vogeleiland« (Bird Island). Es ist ungefähr 80 Meter hoch, an der Seeseite sehr schroff und von hellerer Farbe, als die dunkle Hauptinsel. Durch dieses Felseiland ist ein merkwürdiges, fast 30 Meter hohes und halb so breites Thor gebrochen, und zwar durch die ganze mächtige Felsenmasse hindurch. Sonst wäre von Ascension nichts Bemerkenswertes zu berichten, als vielleicht noch die Thatsache, daß es von ungeheueren Schaaren der Riesenschildkröte besucht wird.



Die Inseln des Indischen Oceans.

Auch der Indische Ocean zeigt, soweit er im geographischen Sinne zu Afrika gehört, auffällig wenige Inseln. Freilich befindet sich unter denselben eine der größten Inseln unseres Planeten, Madagascar, die mit dem afrikanischen Festlande den Canal von Mosambique bildet, der an der engsten Stelle nur 60 geographische Meilen breit ist. Das Interessanteste aber ist, daß diese Insel niemals zum afrikanischen Continent gehört hat. Sie gilt vielmehr als der südwestlichste Pfeiler und Rest eines längst in der Tiefe des Oceans versunkenen Continents, der seine Ausdehnung bis zur Südspitze von Indien (wo er in Ceylon seinen nordöstlichsten Eckpfeiler hatte) und bis in die Nähe der Westküste von Australien nahm. Man hat diesem hypothetischen Continent den Namen »Lemuria« gegeben, nach einer charakteristischen Affengattung, die seine Trümmer bevölkert.

Mit diesen Trümmern, welche, so weit die kleineren Inseln und Inselgruppen in Betracht kommen, meist über das Meer ragende Felsengipfel vulcanischen Ursprunges sind, machen wir Bekanntschaft, wenn wir uns den Archipeln

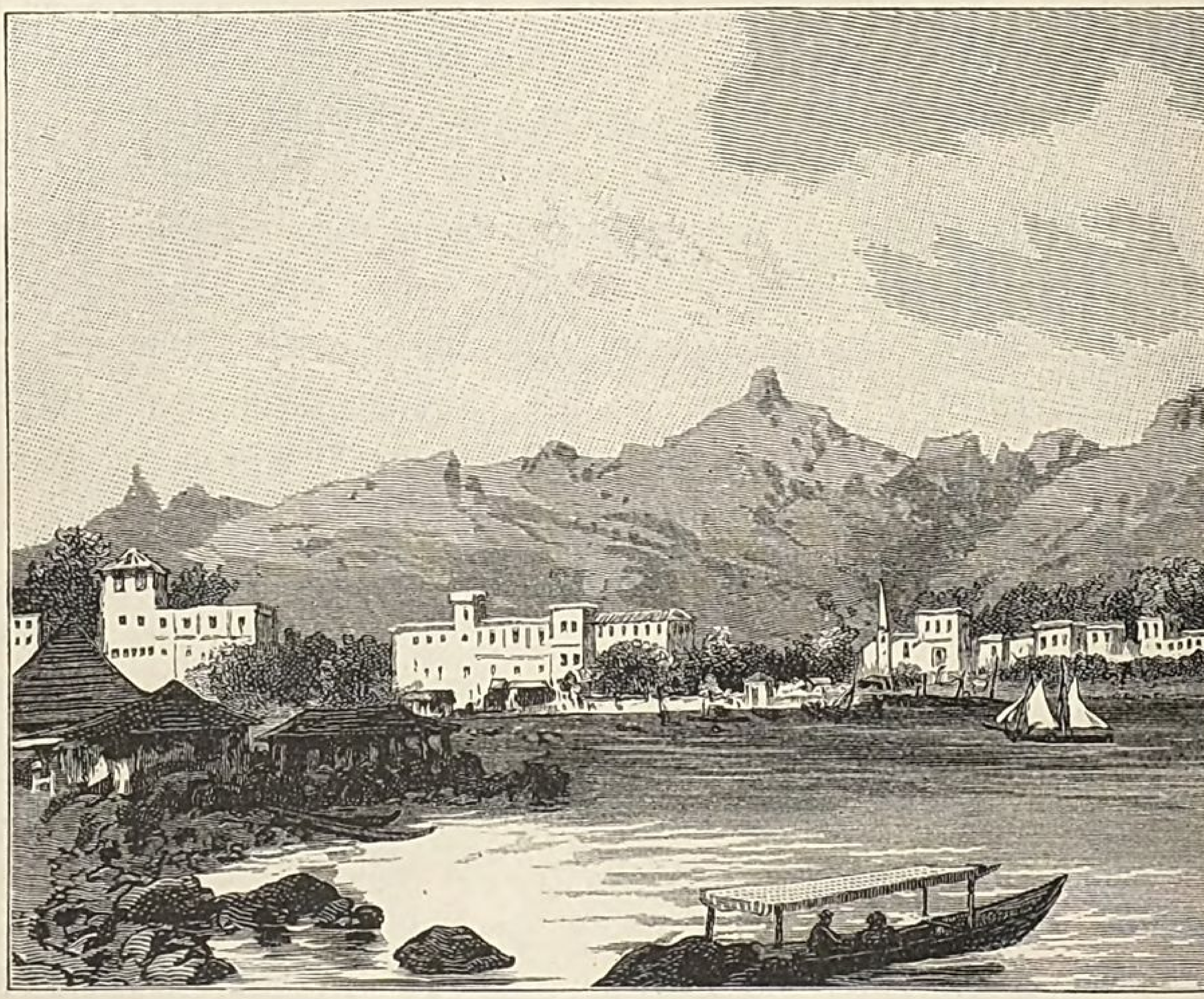
zuwenden, welche Madagascar im Osten und Nordosten umgeben. Dort, im Osten stoßen wir auf die Maskarenen. Sie bestehen aus den beiden größeren Inseln Réunion (Isle Bourbon) und Mauritius (Isle de France) und dem kleinen Eilande Rodriguez. Nordwestlich von Madagascar liegen die Komoren und hieran schließen die Schwester-Archipel der Amiranten und Seychellen. Die ersteren sind sämmtlich kleine, nur 6 bis 8 Meter über dem Meeresspiegel erhobene Koralleneilande, letztere sind granitisch, ruhen aber gleichfalls auf einer Korallenbank. Alle diese Eilande besitzen treffliche Häfen und sind mit einer üppigen Vegetation, hauptsächlich mit Palmen bedeckt.

Dies zum allgemeinen Ueberblick. Eingehendere Mittheilungen verdienen nur einzelne dieser Eilande. Die Amiranten und Seychellen sind britischer Besitz. Letztere umfassen circa 264 Geviertkilometer mit 11.000 Bewohnern, Neger, Kulis, Creolen und Engländer. Bewohnt sind Mahé, Praslin, Ladigue und Denis. Auf beiden Inselgruppen wird der Schildkrötenfang in großem Maßstabe betrieben und zählt demgemäß das Schildpatt neben den Kokosnüssen zu den wichtigsten Handelsartikeln. — Die Komoren bilden eine Gruppe von vier Inseln, welche zwischen dem Nordende von Madagascar und dem afrikanischen Festlande liegen. Die nördlichste ist Groß-Komoro, südlich von ihr liegt Mohilla, die kleinste unter allen, südöstlich von dieser Johanna, und noch weiter südöstlich Mayotta. Hier ließen sich 1841 die Franzosen auf dem kleinen Küsteneilande Zaondzi nieder, das ihnen von einem Häuptling abgetreten wurde. Es ist nun befestigt, hat ein Arsenal und sollte mit der Zeit zu einer Schiffsstation ersten Ranges erhoben werden. Die Träume haben sich aber (wie mit Obok) nicht verwirklicht. Mayotta ist auf 30 englische Meilen weit mit Korallenriffen umgeben, innerhalb welcher sich gute Ankerstellen vorfinden. Das Haupterzeugniß ist Zucker, doch gebricht es an Arbeitskräften. Die Insel beherbergt im Ganzen ungefähr 7000 Seelen, das benachbarte Johanna (richtiger: Andschuan), das einen eigenen Sultan hat, 12.000 Seelen. Die Bewohner sind Mohammedaner, das Klima ist gesund und Kaffee das Haupterzeugniß. Groß-Komoro zeichnet sich durch überraschend schöne Landschaften aus und hat an seinem Südende einen — von den Eingeborenen Dschungu Dja Djaha (»feuriger Kochtopf«) genannten — Vulcan von 2833 Meter Höhe. Von europäischen Seeleuten wurden Ausbrüche dieses Kraters in den Jahren 1830, 1855 und

1858 beobachtet; in früheren Zeiten sollen die Ausbrüche in Pausen von 30 bis 40 Jahren erfolgt sein. Otto Kersten hat den Vulcan erstiegen und die Verwüstungen des letzten Ausbruches eingehend geschildert. Auch Madagascar, Nossi Bé — von denen weiter unten die Rede sein wird — zeigen vulcanische Bildungen. Réunion trägt einen Vulcan, der fast alljährlich Zeichen seiner Thätigkeit gibt. Der noch thätige Krater hat eine Tiefe von 150 Meter und einen mittleren Durchmesser von 250 Meter. Die Höhe des Berges wird mit 2587 Meter angegeben. Gleichfalls vulcanischen Ursprunges ist Mauritius, aber die vulcanische Thätigkeit ist hier seit langer Zeit vollständig erloschen.

Die Insel Réunion (Bourbon), ungefähr 1980 Geviertkilometer groß und von 180.000 Seelen — Indern, Kaffern, Franzosen — bewohnt, ist französischer Besitz. Der sehr fruchtbare Küstensaum liefert große Quantitäten von Zucker, Reis, Kaffee und Gewürznelken. Hauptstadt ist St. Denis mit circa 35.600 Einwohnern. — Wichtiger, bei fast gleichem Flächeninhalte, ist das benachbarte Eiland Mauritius mit ungefähr 345.000 Bewohnern, Indern, Creolen, Negern, Mulatten und Engländern. Die Insel ist englischer Besitz; das Hauptproduct ist Zucker. Die centrale Lage im Indischen Ocean, gleich weit von Indien, Australien und der Capstadt, der einzige sichere Hafen mit allen Ressourcen für die Schiffahrt, verleiht der Insel Mauritius sowohl in militärisch-strategischer, als auch in blos maritimer Beziehung große Bedeutung. Die Insel hat übrigens mehrmals ihren Herrn gewechselt. Vom portugiesischen Admiral Mascarenhas 1510 entdeckt, gehörte sie zuerst Portugal, ging jedoch schon 1598 in die Hände der Holländer über, welche ihr auch den heutigen Namen beilegten, sie jedoch bald wieder als zu wenig einträglich verließen. Im Jahre 1721 von den Franzosen als Isle de France zu einer französischen Colonie gemacht, nahm Mauritius einigen Aufschwung. Das Gedeihen der Insel im Vereine mit ihrer Lage, welche der französischen Flotte erfolgreiche Ausfälle zur Störung des englisch-indischen Handels erlaubte, erregte die Aufmerksamkeit der Engländer und führte die Eroberung der Insel durch dieselben im Jahre 1810 herbei. Seit der Besitzergreifung durch die Engländer datirt erst der blühende Stand der Colonie, welcher trotz der veränderten Richtung der großen Seeverkehrslinien seit Eröffnung des Suezcanals, sich bis jetzt ungeschwächt erhalten, und der Insel mit Recht den Namen »Perle des Indischen Oceans« eingetragen hat.

Das Klima der Insel ist im Großen und Ganzen ein angenehmes, in den höheren Theilen der Insel auch ein recht gesundes. Leider wüthen häufig während der sogenannten »trockenen Jahreszeit« (December bis April) verheerende Wirbelstürme. Perniciöse Fieber sind endemisch, doch treten sie seit dem Jahre 1867 auch epidemisch auf; gleich im ersten Jahre sollen dieser Krankheit nicht weniger als 35.000 Menschen — also der zehnte Theil der ganzen Bewohnerschaft der



Port Louis auf der Insel Mauritius.

Insel — zum Opfer gefallen sein.... Den Hauptreichthum von Mauritius bildet, wie bereits erwähnt, die Zuckerproduction. Ueber ein Viertel des Flächenraumes der Insel ist mit Zuckerrohr bebaut, und wird hier ein Neuntel sämmtlichen Rohrzuckers der ganzen Welt, im Mittel 120.000 Tonnen im beiläufigen Werte von 28 Millionen Gulden jährlich erzeugt. Seit Kurzem gelangte auch die so einträgliche Vanillecultur zu einer Bedeutung.

Die Hauptstadt der Insel, Port Louis, hat an 60.000 Einwohner und liegt an dem fast eben verlaufenden Nordwest-Abhange des Pouce. Die einander

fast durchwegs senkrecht schneidenden langen Straßen bestehen der Mehrzahl nach aus hölzernen, einstöckigen Häusern mit netten Vorgärten; Steinbauten sind selten und beschränken sich zumeist auf öffentliche Gebäude. Im allgemeinen zeigt die Bauart, daß man sich im Bereiche der Wirbelstürme befindet, wo jede Höhenausdehnung der Bauten nach Thunlichkeit beschränkt werden muß. Mittelpunkt der Stadt ist der Labourdonnais-Platz mit der Statue des gleichnamigen Organisators der Colonie, als dieselbe noch französischer Besitz war.... Die bessere Gesellschaft von Mauritius zerfällt in zwei Parteien, die zufolge ihrer Ab-



Malegassisches Dorf.

stammung und Gebräuche einander schroff gegenüber stehen, und nur geschäftliche Beziehungen mit einander unterhalten: die Pflanzer und vereinzelten Kaufleute der Colonie, und die englische Coterie. Erstere sind Creolen, Abkömmlinge der besten royalistischen französischen Familien, und haben das französische Wesen bewahrt. Das Klima hat sie freilich entnervt und politisch haben sie schon seit Langem keine Verbindung mehr mit ihrer Stammheimat. Dagegen steht die englische Gesellschaft in innigstem Contacte mit dem Mutterlande und zeichnet sich durch große Rührigkeit aus, welche den Creolen ganz abgeht. Seit die Gesundheitsverhältnisse in St. Louis Vieles zu wünschen übrig lassen, leben die besseren Classen auf dem Lande, so hoch als möglich über der See und kommen

nur zu den Geschäftsstunden in die Stadt. In dieser wohnen in der Regel nur ärmere Creolen, Inder und Chinesen, während oft ganze Massen der nettesten Häuser wie ausgestorben sind. Die Inder sind zumeist Kuli, 230.000 an der Zahl. Der Bedarf an dieser Arbeitskraft hat sich seit dem Jahre 1834, als die Sclaverei auf Mauritius aufgehoben wurde, und die freigegebenen Sclaven sich durchaus nicht zur Feldarbeit hergeben wollten, ungemein gesteigert. (Nach L. v. Jedina.)

Eine andere Insel im britischen Besitz ist Sokotora, östlich vom Cap Guardafui, circa 4400 Geviertkilometer groß, mit 3000 Bewohnern, meist Negern und Arabern. Hauptproducte sind Kokosnüsse und Schildpatt. Die Beziehungen der Engländer zu dieser Insel datiren bereits aus den beiden ersten Decennien unseres Jahrhunderts, als an der Küste des Hadr'maut (Arabien) die Piraterie überhand nahm und der Fürst von Sokotora in dieselbe verwickelt war. Letzterer mußte sich die britische Schutzherrschaft gefallen lassen und seitdem ruht die Hand Englands auf der Insel, ohne daß sie officiell zur Colonie erklärt worden wäre.

Zwischen den vorgenannten Inseln und Inselgruppen liegt eine durch ihre bedeutende Ausdehnung hervorragende Insel, welche nächst Borneo und Neu-Guinea die drittgrößte unter allen Inseln unseres Planeten ist. Es ist das neuerdings vielgenannte Madagascar. Jener früher erwähnte Kranz von Eilanden schließt ein förmliches Diadem um die hochrückige Insel, und andere Eilande schmiegen sich in die nördlichen und nordwestlichen Buchten, gleichsam wie Landungstreppen zu dem geheimnißvollen und merkwürdigen Lande. Dem Dunklen Erdtheile gegenüberliegend und mit ihm die von den Seefahrern gefürchtete Straße von Mosambique bildend, ist Madagascar verhältnißmäßig weit weniger durchforscht und im Innern viel weniger besucht, als irgend ein Küstengebiet des afrikanischen Continents. Unwillkürlich fragt man sich, was wohl der Grund für solche Versäumnisse sein möge. Die räumliche Ausdehnung kann es nicht sein, da der Flächeninhalt der Insel nur etwa 11.000 Quadratmeilen (circa 620.000 Quadratkilometer) beträgt. Ungefähr die gleiche Ausdehnung haben beispielsweise Frankreich und Oesterreich-Ungarn, was aber wenig sagen will, wenn man erwägt, welche ungeheuren Erdräume bei der Durchforschung von Afrika durchreist wurden und noch immer durchreist werden. Auch ist auf

Madagascar die Bevölkerung nicht sonderlich kriegerisch, wenigstens derjenige Stamm nicht, welcher der Mischlingsrasse der Sakalaven angehört und der den ganzen westlichen Küstenstrich der Insel bewohnt. Von dem Grundstocke der Madagassen (oder Malagassen) aber, den malayischen Howas, geht die Mär, daß sie ein energisches, ausdauerndes und kampfwüthiges Element seien, das, wohlgedrillt und gut ausgerüstet, jedem Invasionsheere die Stirn bieten könnte.

Nach diesen Voraussetzungen hätte es demnach den Anschein, daß das Volk selber das größte Hinderniß zur Durchforschung und Civilisirung der Insel sei. Gleichwohl ist dem nicht so, und wenn die bisherigen Errungenschaften fremdländischer Bestrebungen geringfügiger Natur sind, darf der Mißerfolg in erster Linie auf die jederzeit unzureichenden Machtmittel und in zweiter Linie auf die bestehende Rivalität zwischen den beiden größten europäischen See- und Colonialmächten, Frankreich und England, zurückgeführt werden. Militärisch ist Frankreich bisher nur mit den allerbescheidensten Mitteln und in räumlich sehr beschränkten Gebieten aufgetreten. Die französische Territorialhoheit erstreckte sich bisher nur auf einige kleine Inseln, welche zu Madagascar gehören und jene früher erwähnten »Landungstreppen« zu der großen Insel bilden. Die erste französische Invasion war ganz und gar in den Schimmer eines romantischen Abenteuers gehüllt. Obwohl ein Punkt an der Südostküste von Madagascar bereits im Jahre 1692 von den Franzosen dauernd besetzt und dortselbst durch Erbauung des »Forts Dauphin« eine feste Niederlassung gegründet wurde, datirt gleichwohl das nachhaltige Bestreben, auf der merkwürdigen Insel dauernden Einfluß zu gewinnen, nur von den ersten Decennien unseres Jahrhunderts.

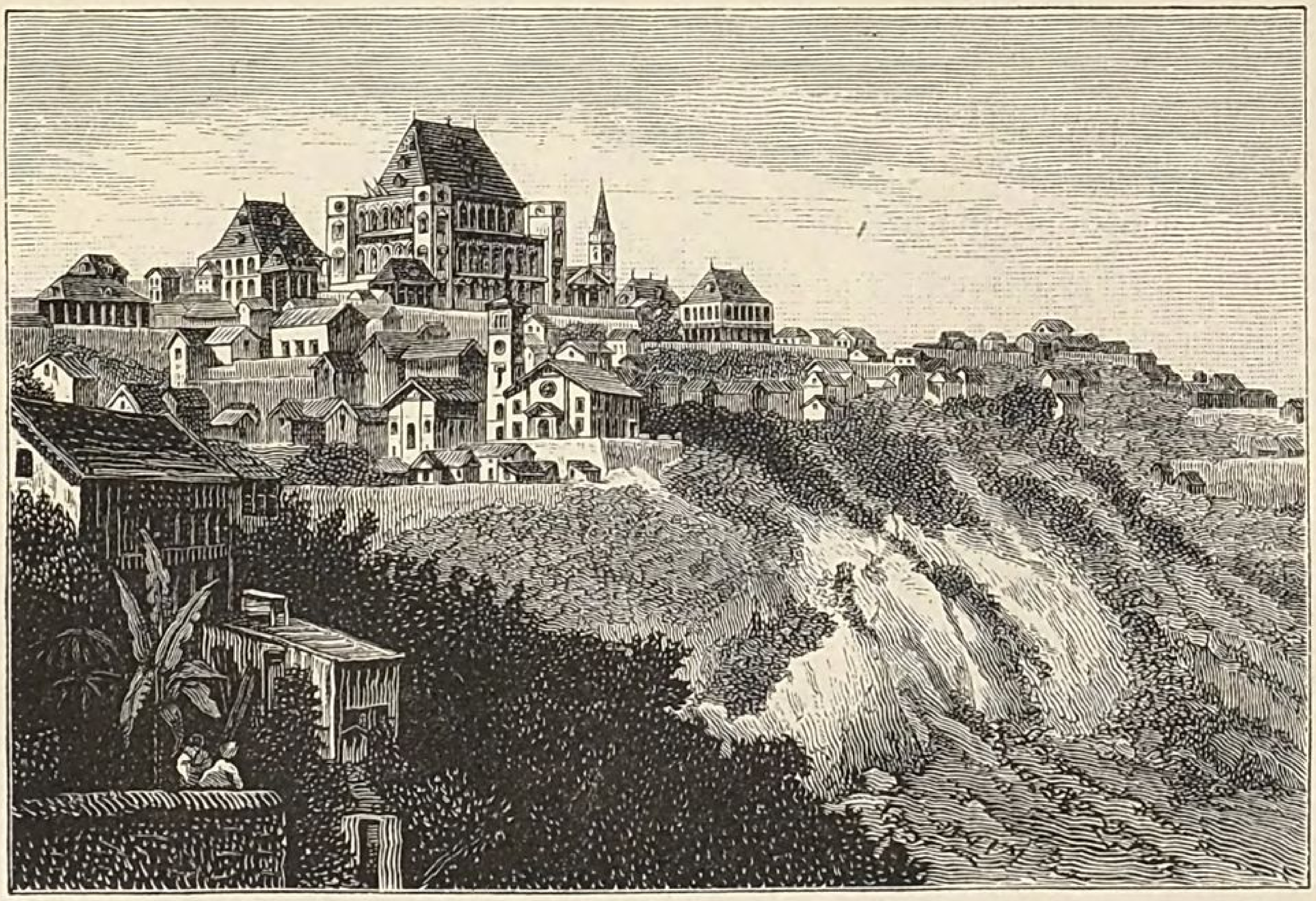
Damals herrschte im Lande der Howa und Sakalaven der reformfreundliche König Radama I., ein großer Soldatenfreund und Bewunderer Napoleons I. Kein Wunder also, daß die Soldatenspielerei den ersten Anstoß zur Heranziehung fremdländischer, insbesondere französischer Elemente gab. Französische Officiere und Unterofficiere begannen die Howa-Armee zu »reorganisiren«. Das Ding muß sich sehr erheiternd ausgenommen haben und war offenbar nichts anderes, als eine französische Farce; denn auch heute noch, 60 Jahre nach Radamas I. Ableben, ist das Howa-Militär die reine Carricatur. Generale im

rothen Frack, mit quadrillirter Tuchhose, federngeschmücktem »Dreispitz« und einem Säbel ohne Scheide sind der pompöseste Ausdruck des militärischen Machtbewußtseins der Howa-Regenten. Auf den Küstenforts wehten Wimpel mit dem Namen des jeweiligen Beherrschers (oder Beherrscherin) dieses Landes. Selbstverständlich hat dieses sichtbare Abzeichen madagassischen Machtbewußtseins weder den Engländern, noch den Franzosen zu imponiren vermocht. Howa-Officiere mit Strohhüten, zerdrückten Cylindern, weißen Bäckermützen oder Schirm-Käppis, in allen erdenklichen Röcken steckend, mit Degen oder Säbel bewaffnet, die bald rechts, bald links umgeschnallt sind; Mannschaften mit alten Gewehren und langen Spießen bewaffnet — mit zwei Waffen also, die sie immer zugleich bedienen, so daß sie bei Gewehrgriffen die Spieße vor sich in die Erde stecken müssen — solche und ähnliche militärische Staffagen haben jederzeit zur Erheiterung fremder Gäste in den Küstenorten beigetragen.

Am nachdrücklichsten machte sich das französische Abenteurerthum im zweiten Decennium unseres Jahrhunderts geltend, als Radama I. die Augen geschlossen und seine Nachfolgerin, Ranavala I., den Thron des madagassischen Reiches bestiegen hatte. Damals hatten die auf der Insel etablirten Franzosen, Legros, Laborde und Cameron, bedeutenden Einfluß gewonnen; unter ihrer Leitung erhoben sich Paläste und Industrie-Etablissements, wurden Straßen erbaut und die überseeischen Handelsbeziehungen gefördert. Bei solchen civilisatorischen Fortschritten fühlten sich die französischen Jesuiten, welche der Spur jener unternehmenden Pioniere gefolgt waren, bald heimisch im Lande, und sie entwickelten eine Rührigkeit, die nachmals verhängnißvoll für die meisten Bestrebungen der Europäer werden sollte.

Der conservative Howa-Adel — in weißen Baumwoll-Ueberwürfen und Sandalen einherschreitende malayische Hoch-Tories — setzte allen Neuerungen, hauptsächlich aber der Thätigkeit der Jesuiten heftigen Widerstand entgegen, und Königin Ranavala I. schlug sich auf die Seite der einflußreichen Partei. Alle Europäer, mit Ausnahme der Leiter der verschiedenen Industrie-Unternehmungen und der Exerziermeister, wurden vertrieben. Zwei Jahrzehnte und darüber durfte kein christlicher Missionär im Lande sich zeigen; selbst englischen Residenten war der Aufenthalt verboten, und es muß Wunder nehmen, daß das mächtige England sich diese Behandlung gefallen ließ. Die Zähigkeit der jesuitischen Propa-

gandisten ließ indeß gleichwohl nicht nach; der Thronfolger, Prinz Rocoto, legte liberale Gesinnung an den Tag, und dies bewog drei Patres, Weber, Picasse und Jouan mit Namen, sich verkleidet in die Hauptstadt einzuschleichen und mit Hilfe der dortselbst angesiedelten Franzosen Lambert und Laborde eine Revolution anzuzetteln. Dieselbe mißlang jedoch und sämmtliche Franzosen mußten flüchten. Als nachmals Rocoto als Radama II. den Thron bestieg, kam jene merkwürdige »Charte Lambert« zu Stande, mit der dieser Abenteurer Mada-



Antananarivo.

gascar formell unter das Protectorat Frankreichs brachte, und dieserhalb vom Kaiser Napoleon III. in den Tuilerien mit größter Auszeichnung behandelt wurde. Der handgreifliche Schwindel fand seine folgerichtige Erledigung, als die malegassischen Malcontenten den König ermordeten und jener Reaction Vorschub leisteten, die seitdem für die Verhältnisse auf der Insel charakteristisch blieben.

Der große Erfolg der Howa-Aristokratie dürfte im Wesentlichen auf Einwirkungen Englands zurückzuführen sein. Mit wachsender Besorgniß sah der britische Leopard von seinem Späherposten auf Mauritius — das er ja gleich-

falls den Franzosen entrissen — den wachsenden Einfluß der französischen Eindringlinge. An Mitteln, die Pläne der letzteren zu durchkreuzen, fehlte es nicht. Auch das Glaubensbekenntniß der Engländer trug wesentlich zur Veränderung der Situation bei; denn wie im Orient der Protestant im Großen und Ganzen dem Mohammedaner viel sympathischer ist, als der Katholik — da der streng monotheistische Islamit jede Art von Bilderverehrung verabscheut — neigten auch die Howas den englischen Missionären zu, oder setzten ihnen doch weniger Widerstand entgegen, wie den Jesuiten. Dazu kam noch ein schwerwiegendes politisches Moment. Als der deutsch-französische Krieg ein so unglückliches Ende für die Franzosen genommen hatte, beeilten sich die Engländer, die Madagassen hierüber zu unterrichten. Noch in der Mitte der Siebziger Jahre konnten die Officiere nicht-französischer Kriegsschiffe, welche zeitweilig madagassische Häfen anliefen, sich die Ueberzeugung verschaffen, mit welch großem Interesse die eingeborenen Beamten sich nach den Details jenes welterschütternden Ereignisses erkundigten.

Das war ein großer Schlag für das französische Prestige. Als nun 1881 mehrere englische Missionäre in jenen Küstenorten eintrafen, welche die Franzosen von der Königin der Howas käuflich erworben hatten, strichen die Behörden die französische Flagge und hißten den howaischen Wimpel mit der in Gold strahlenden Schrift: »Ranavaluna, Mandjuka 'ny Madagascar« (Ranavaluna, Königin von Madagascar) auf. Hiezu kam eine Proclamation der Königin, in welcher »das Meer als Grenze des Landes und Gebietes des Howa-Reiches« erklärt wurde. Damit waren die Franzosen auf der Insel gewissermaßen als recht- und besitzlos erklärt, und ihnen nur jene kleinen Inseln belassen, die sie bereits seit mehreren Jahrzehnten ihr Eigen nannten: St. Maria de Madagascar (Nossi Burah), Nossi Bè, Nossi Luwa, Nossi Cumba und Nossi Mitziou. Einen Außenposten besitzen die Franzosen, wie weiter oben erwähnt wurde, schon seit Langem in der Komoren-Insel Mayotta, welche im Canal von Mosambique liegt, und zwar genau in der Mitte zwischen dem Nordende von Madagascar und der afrikanischen Küste.

An den genannten Punkten wollen wir nun Umschau halten. Der älteste französische Besitz ist Sta. Maria an der Ostküste, das bereits im Jahre 1692 (gleichzeitig mit dem Küstenpunkt im Südosten der Insel, wo das Fort Dauphin

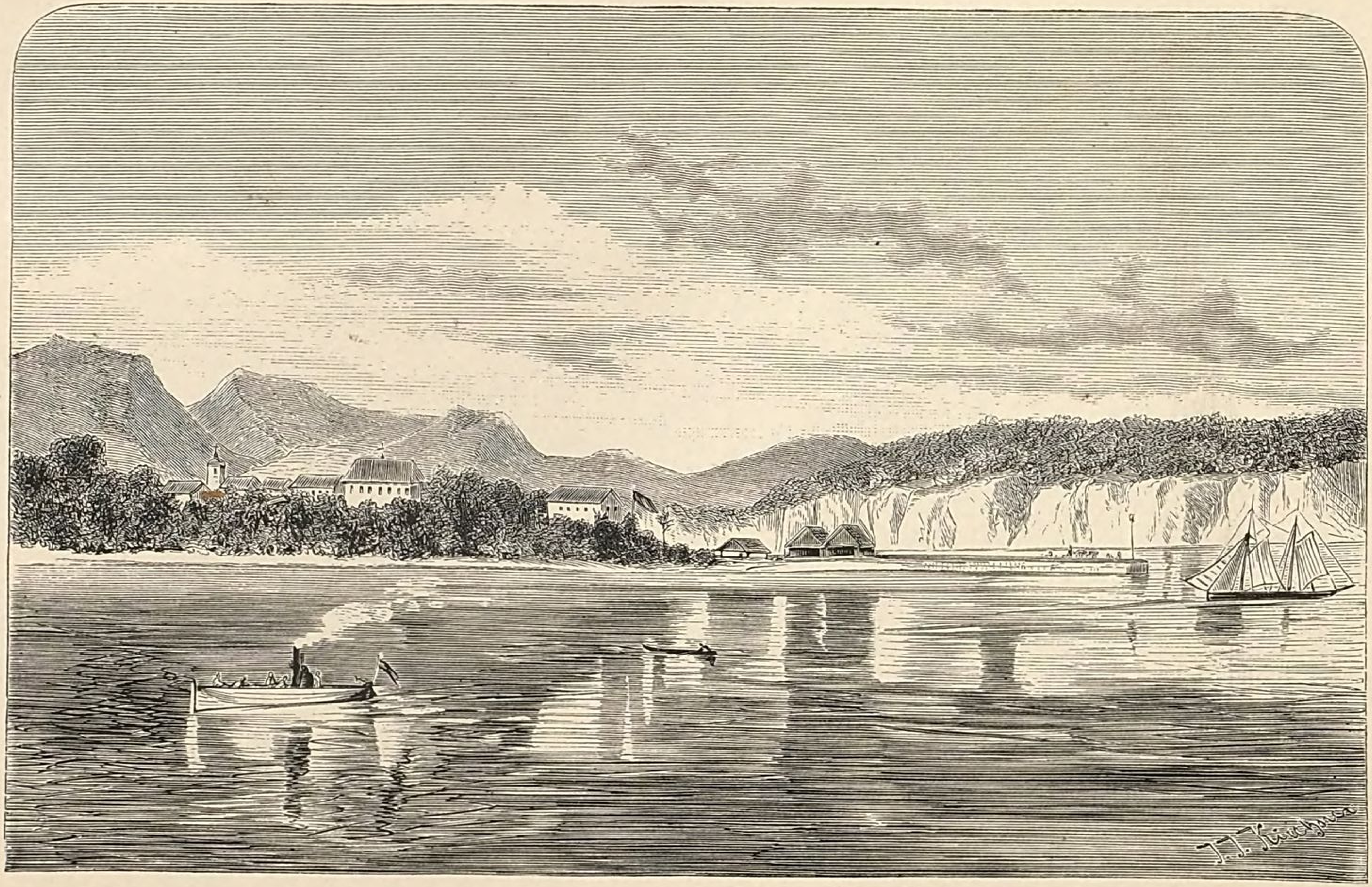
erbaut wurde) annectirt worden war. Die Colonie war von Anbeginn her immerwährenden Angriffen seitens der Howa ausgesetzt und ging wiederholt verloren; im Jahre 1811 sogar vorübergehend an die Engländer. Durch den Friedensvertrag mit dem König Radama II. vom Jahre 1862 wurde St. Maria definitiv den Franzosen zuerkannt; doch ist es ihnen bisher nicht gelungen, dortselbst annehmbare Zustände zu schaffen. Besser bestellt ist es mit Nossi Bé, dem administrativen, politischen und commerziellen Mittelpunkte der madagassischen Colonien Frankreichs an der nordwestlichen Spitze von Madagascar. Der Regierungssitz ist Helville in prachtvoller Lage am seichten Gestade mit einem grünen Kranz tropischer Baumgewächse und fruchtbarem Boden. Leider ist das ganze Eiland nur etwa vierthalb Quadratmeilen groß — ein verschwindender Punkt gegenüber dem Inselcoloß Madagascar. Nossi-Bè hat keine Howa-Bevölkerung, sondern Sakalaven und desselben Stammes sind auch die Küstenbewohner von Nord-Madagascar.

Die französische Civilisation macht sich nicht sonderlich fühlbar. Ein tropisches Pflanzendickicht führt den Namen »Jardin du Gouvernement«, dient aber nur dem Ungeziefer zum Aufenthalte. Die Hauptstraße von Helville ist auffallend verödet. Das Commandantur-Gebäude, eine große Kirche, eine befestigte Kaserne, ein Spital und eine Jesuiten-Mission gruppiren sich um einen großen Rasenplatz. Der von Alleen der üppigsten Mango- und Akazienbäume durchschnittene Ort ist ausschließlich Beamtenstadt und hat keine Civilbevölkerung. Französische Berichte können die dortigen Culturanläufe nicht genug loben; doch lesen wir in dem Berichte eines österreichischen Seeofficiers, daß sich die Dinge gerade umgekehrt verhalten. So stellt derselbe beispielsweise den Zustand der Kaffern-Bevölkerung (ausschließlich Arbeiter) auf gleiche Höhe mit westindischer Sclaverei. Allerdings setzt unser Gewährsmann hinzu, daß die bestehenden mißlichen Verhältnisse auf die große Entfernung der Colonie von der civilisirten Welt zurückzuführen sind, der Kaffer ein träger Mensch ist und jeder Anregung gegenüber sich vollständig gleichgiltig verhält. Mittelpunkt aller Culturbestrebungen ist die katholische Mission, beziehungsweise ihr Oberhaupt, der Préfet apostolique, dem in kirchlicher Beziehung nicht nur Nossi-Bè, sondern auch die ganze Westküste von Madagascar, an welcher sich vereinzelt katholische Gemeinden vorfinden, untersteht. Das Bekehrungswerk stößt hier auf ungemein sterilen Boden. Das

Volk will Zeichen und Wunder, und da die Mission es unter ihrer Würde hält, zum Hilfsmittel der Taschenspielerei zu greifen, stehen die alten Zauberer, Ampamukiri und Sikidris, nach wie vor in größerem Ansehen, als die christlichen Hirten.

Nossi-Bé wurde im Jahre 1839 zum ersten Male von einem französischen Capitän — Passot — durchforscht, und ein Jahr später vom Gouverneur der Insel Bourbon annectirt. Die Cessions-Acte ist von der madagassischen Königin Thichomekau und dem genannten Capitän unterzeichnet. Die Abschaffung der Sclaverei führte sofort zu einer Erhebung der sakalavischen Bevölkerung, und die Howas, welche in früherer Zeit ohnedies häufig das kleine Eiland heimgesucht und ausgeplündert hatten, kamen von der Küste Madagascars herüber, um mit den Empörern gemeinsame Sache zu machen. Auf dem stark befestigten Plateau von Helville kam es zu einem Treffen, in welchem die einheimischen Haufen vollständig geschlagen wurden. Das war im Jahre 1849. Vier Jahre später zeigten sich die Howas noch einmal in Nossi-Bé, diesmal ohne erheblichen Schaden anzurichten.

Die übrigen Colonien und Factoreien der Franzosen können wir flüchtig, als im Großen und Ganzen belanglos und uninteressant, übergehen. Dagegen erscheint es uns von Belang, auf die großen und reichen Hilfsquellen des Landes hinzuweisen. Sie waren zum Theile der Grund der Oberhoheits-Bestrebungen der Franzosen und der nachhaltigen Rivalität Englands. Das Innere der Insel freilich ist wenig bekannt, zumal das Hochgebirgsland zwischen der Westküste, wo der vorzügliche, von allen Seefahrern vielbesuchte Hafen Majunga liegt, und die Hauptstadt des Howa-Reiches, Antananarivo. Das in jüngster Zeit oft genannte, von den Franzosen im Mai 1883 beschossene Tamatave liegt an der Ostküste, unweit der französischen Colonie Nossi Burah (St. Maria de Madagascar). Der eine halbe Meile südlicher gelegene Hafen Andovorando ist die eigentliche Einbruchsstelle auf dem Wege zur Howa-Residenz. Dort schaltete noch vor Kurzem die Königin Ranavaluna II. Reactionär gesinnt, wie ihre Vorfahren in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts, übte sie großen Druck auf ihre Unterthanen im ganzen Bereiche der Insel aus. Fremde wurden auf der Insel nur so lange geduldet, als sie der Königin ungefährlich erschienen. Die Eingeborenen aber, welchen zur Last gelegt wurde, daß sie sich der europäischen



Helville.

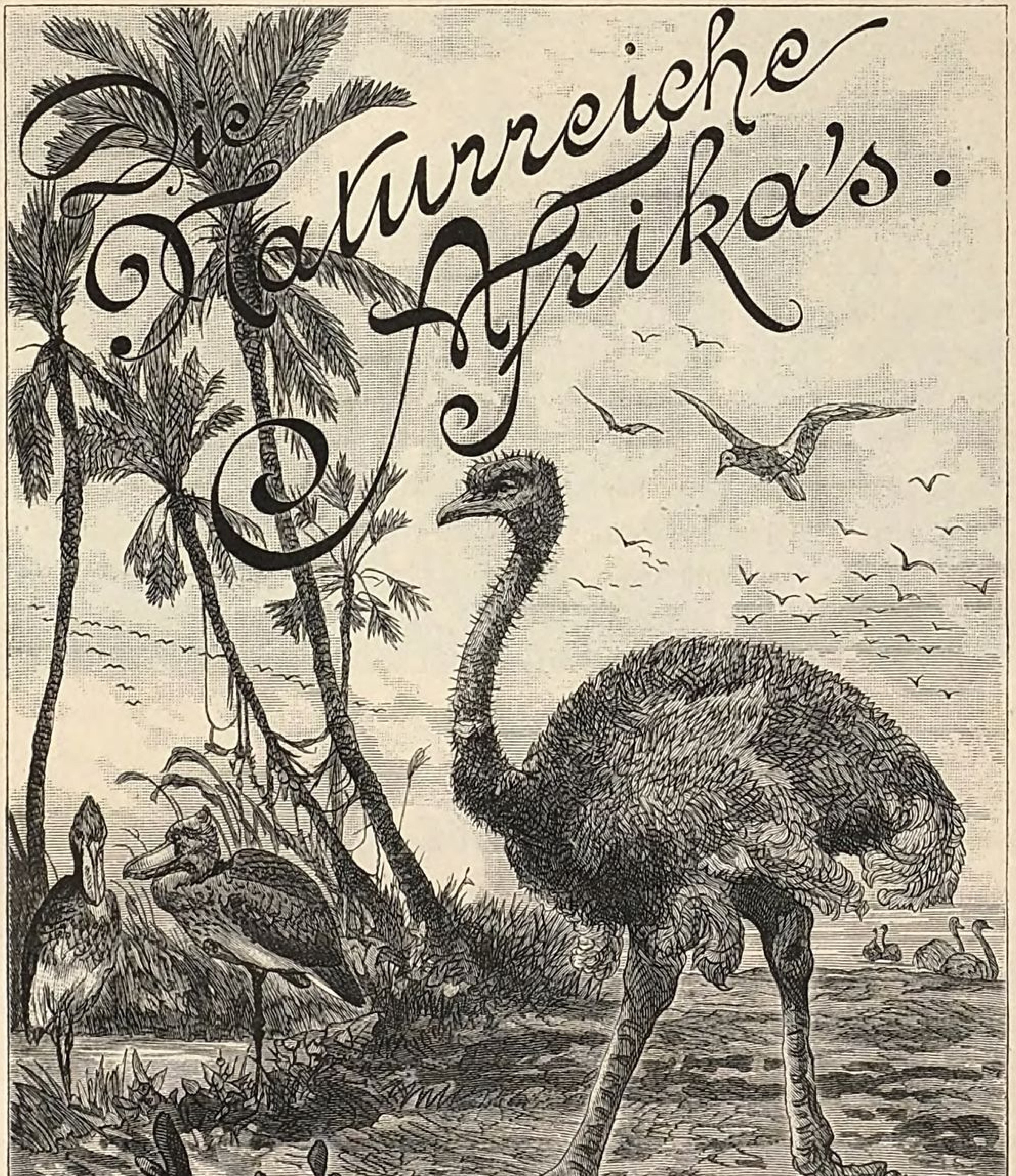
Civilisation zuneigten, erhielten — offenbar nach dem Vorbilde der berüchtigten »seidenen Schnur« osmanischer Sultane — das »eiserne Stäbchen« zugeschickt, eine Art von Stilett, mit welchem der Unglückliche sich selbst entleiben mußte. Fehlte ihm der Muth hierzu, so besorgte diesen Act ein königlicher Beamter.

Will man die gegenwärtigen Zustände auf Madagascar mit wenigen Worten charakterisiren, so dürfte zunächst der Hinblick auf die Erfahrung genügen, wie wenig die malayische Rasse, der die Howa angehören, zu dauerndem und nachhaltigem Widerstande gegen europäische Einflüsse geeignet ist. Anderseits ist mit dieser Bevölkerung, welche starr an ihren Gebräuchen, ihren Traditionen und ihrer Religion hängt, im Großen und Ganzen heimtückisch, zu Gewaltthätigkeiten geneigt und arbeitsscheu ist, wenig gewonnen. Die materiellen Vortheile einer Oberhoheit über die Insel, wie sie die Franzosen anstreben, sind geradezu wertlos gegenüber den Verlegenheiten, die ein solcher Zustand der Dinge auf die Dauer mit sich bringen würde. Das ist der wunde Fleck fast aller Colonien der Franzosen. Das Uebrige besorgt die verkehrte, nirgends sich bewährende Colonialpolitik Frankreichs, das gerade in dieser Richtung sich in große Unternehmungen mit Vorliebe einläßt.

Das Volk, mit welchem die Franzosen in früherer Zeit weit mehr in Berührung kamen, als mit den Howas, sind die Sakalaven. Von ihnen ist noch weniger Gutes zu berichten, als von dem herrschenden Stamme auf Madagascar. Im Innern der Insel sind die einen nicht besser und nicht schlechter als die anderen. Von den Sakalaven aber, welche in den von den Europäern besuchten Häfen siedeln, wird allgemein behauptet, daß sie boshaft, abergläubisch, unverläßlich und gewaltthätig seien. Die Leute, welche die kleinen unabhängigen Fürsten umgeben, sind die gefährlichsten. Intelligent, aber verderbt, von ihren eigenen Mitbürgern gehaßt und doch gefürchtet, verstehen sie es vortrefflich, ihre schlimmen Eigenschaften vor den Officieren der Kriegsschiffe, welche ab und zu die Küstenplätze anlaufen, zu verbergen, weil sie deren Kanonen fürchten. Noch vor zwei, drei Decennien waren diese Küstenbewohner der Schiffahrt um nichts weniger gefährlich, als die marokkanischen Piraten. So oft ein Fahrzeug Anker warf, um Reparaturen vorzunehmen, bemächtigten sich die Leute des betreffenden Königs desselben, trotz aller Conventionen, und plünderten es. Wenn ein ansäßiger Europäer im Sterben lag, drangen Soldaten, ehe er noch den letzten Seufzer

ausgehaucht, in seine Wohnung und schleppten alle Habseligkeiten als »rechtmäßige Beute« ihres Herrn fort.

Dort, wo es friedlicher zuging, waren (und sind wohl noch immer) die Handelsschiffe mindestens lästigen Vexationen ausgesetzt. Weigerte sich z. B. ein Capitän, die unverschämt hohen, keinem bestimmten Tarife unterliegenden Hafengebühren zu entrichten, so wurde ihm jeder Handel untersagt. Die Magazine der Agenten, in welchen die Exportartikel bereit lagen, wurden von Soldaten bewacht. Nebenher laufen allerlei grausame Gebräuche. So »schlachtet« man z. B. Opferrinder, indem man sie gebunden auf die Erde legt und ihnen das »heilige Messer« in den Bauch stößt. Selbstverständlich ist das keine tödtliche Wunde; trotzdem werden dem Thiere sofort Stücke von Fleisch aus dem Leibe geschnitten, geröstet und verzehrt — eine Barbarei, die wir auch bei den Abessiniern vorfinden. In den königlichen Geschlechtern der Maruseranauen und Andrewulen treten mitunter an Stelle der Thier- Menschenopfer. Grausam ist die Sitte der jungen Könige, wenn sie sich zum erstenmale rasiren. Sie lassen einen als muthig bekannten alten Mann schlachten und bestreichen das Rasirmesser mit seinem Blute. Nach malagassischen Begriffen sind die Körper des Königs und seines ältesten Sohnes heilig. Trotzdem sind diese Fürsten ein böses Gelichter, gewaltthätig und rachsüchtig wie ihr Volk, eigennützig und heimtückisch.


Die Naturreiche Afrika's.
GÜNTHER & RÜCKER X.A.
E. MEISSNER SC.



Das Pflanzenreich.

Der afrikanische Continent, welcher im Großen und Ganzen als eine ungegliederte Festlandsmasse sich darstellt, zeigt auch in physischer Beziehung ein einförmiges Gepräge. Trotz seiner gewaltigen Ausdehnung von Norden nach Süden, gehören mindestens vier Fünftel desselben der Tropenzone an. Afrika ist also in seiner Gesammtheit ein tropisches Land, freilich mehr im geographischen, als im klimatologischen Sinne. Es hat das reichste Thierleben der Welt, eine ungeheure Fülle von Naturproducten, jungfräulichen Boden in riesiger Ausdehnung. Allerdings besitzt dieser Erdtheil, wie wir gesehen haben, auch enorm große Gebiete, welche wüst und ohne vegetatives und animalisches Leben sind. Diese Region — die Sahara — ist gerade diejenige, welche dem Mittelmeere zunächst liegt, gleichsam wie eine Schranke zwischen der mittelländischen Gesittung und der afrikanischen Barbarei. Das alte Culturleben hat die Schranke nie überschritten, und so war es möglich, daß der größte Theil von Afrika durch fast zwei Jahrtausende verschleiert blieb.

Die Mittelmeerländer von Nordafrika gehören, mit Ausnahme von wenigen Strichen, dem Vegetationsgebiete dieses großen Binnengewässers an. Einzelne Küstenstriche von Süd- und Südost-Spanien tragen fast das gleiche vegetative Gepräge, wie die gegenüberliegenden Gestade von Marokko und Algier. Freilich hat hier, zum mindesten was die marokkanischen Striche anbetrifft, der Mangel jeder menschlichen Vorsorge der Natur die Möglichkeit verschlossen, ihre Gabenfülle voll zu entwickeln, wie es überall der Fall ist, wo der Triebkraft der Natur nachgeholfen wird. Wir erinnern bei diesem Anlasse an unsere Mittheilungen über die Vegetationsverhältnisse Marokkos, welche an anderer Stelle geschildert wurden (vgl. S. 710).... Weit besser bestellt ist es mit dem benachbarten Algerien. Hier überwiegt das subtropische Landschaftsbild. Orangen, Lorbeeren, Granaten bilden ganze Wälder, die Gärten und Ebenen prangen zum Theile in unermeßlicher Fülle. Aber nur in den bewohnten und sorgsam gepflegten Strichen ist dies der Fall. Auf weiten Strecken des Landes aber herrscht die Kahlheit und Oede vor; die Hochplateaux sind fast wüst, nur hie und da mit verkümmerten Bäumen oder Sträuchern bedeckt. An den Küstenfelsen zeigt sich die Zwergpalme, welche hier meist einzeln, oder in kleineren Gruppen auftritt und selten ansehnliche Dimensionen erreicht. Im Binnenlande, und zwar nur in der Ebene und auf Thalflächen, bleibt sie Gestrüpp und bildet dieser Art meilenweites Dickicht. An Culturpflanzen finden sich vor: Baumwolle, Korkeiche, Gummibaum, dann, als besonders wichtig, das Halfagras. In den Wäldern finden sich Nadelhölzer, Eichen, Ulmen, Kastanien, Pistazien, Pappeln, Weiden, wilde Oel- und Johannisbrotbäume.

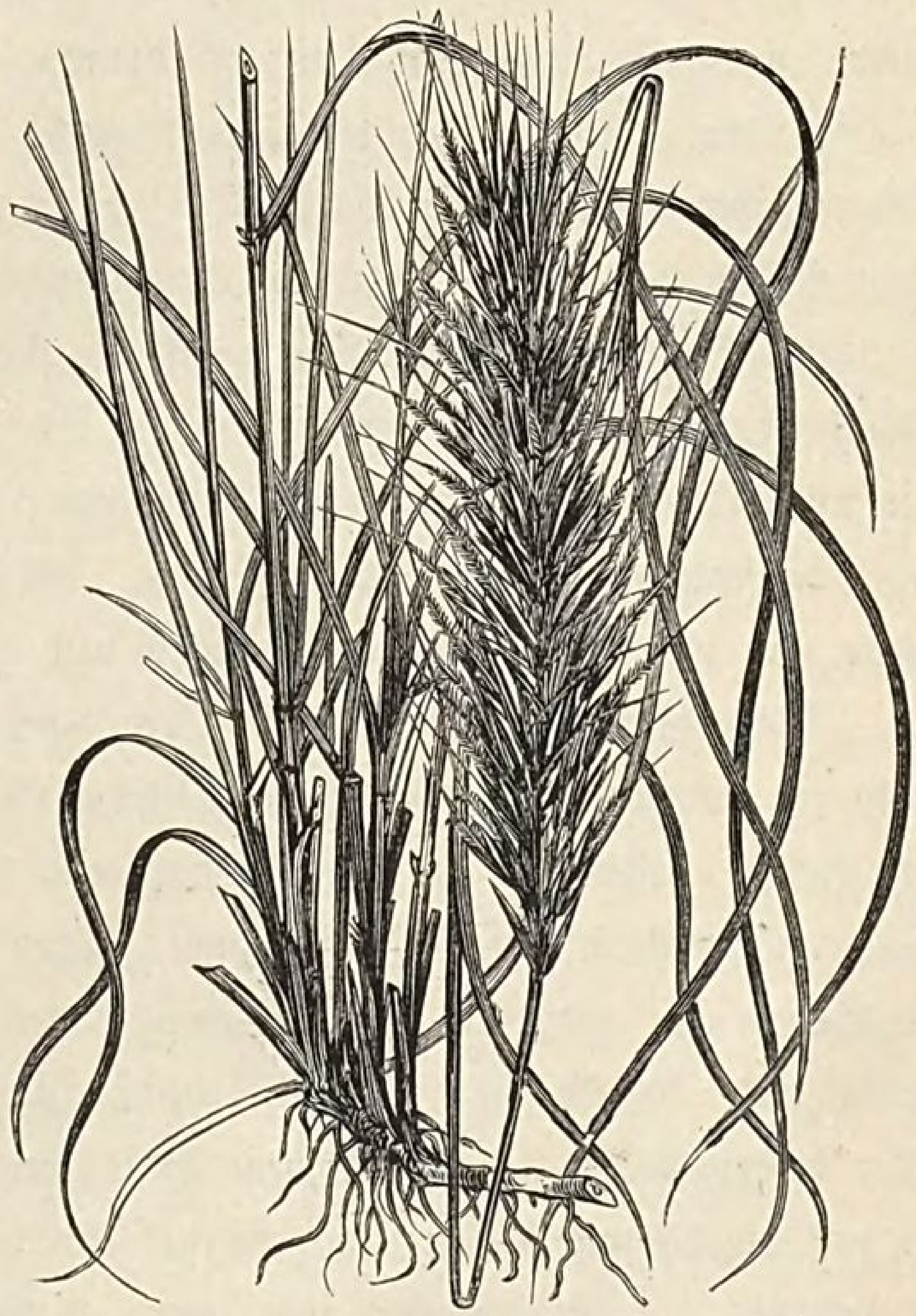
In der Kabylie kommt namentlich der Mastixbaum häufig vor. Korkeichen stehen in allen Wäldern, jeder Wasserlauf ist mit Rosenlorbeer eingefaßt; an Cactus sieht man Kletter- und Schlinggewächse. Johannisbrotbäume wachsen stellenweise in ungeheurer Menge. Weiter oben im Gebirge treten Eichen und Eschen auf; man findet Myrten, gigantische Aloën, Oelbäume, Weinreben und Feigenbäume. Der Oelbaum ist für Kabylien von großer Wichtigkeit, doch bei Weitem nicht in so hohem Grade, wie der Feigenbaum, welcher dem Volke gleichsam das tägliche Brod liefert. Man widmet seiner Cultur bis in die saharitischen Oasen hinein die größte Sorgfalt. Für die Anlage der Feigenplantagen wählt man den besten Boden aus. Sobald die jungen Pflanzen mehrere Wochen

alt sind, versetzt man sie an eine andere Stelle, von welcher sie nach zwei Jahren abermals verpflanzt werden, um endlich ihren Standort für alle künftige Zeit zu erhalten. Gegenwärtig beschäftigen sich fast alle Kabylenstämme mit dieser Cultur. Die besten Pflanzen werden von den Beni Raten und den Beni Fraoussen geliefert. Die größte Gefahr droht von den Heuschrecken, doch stellen sich dieselben glücklicherweise viel seltener ein, als in dem benachbarten Marokko. Sehr nachtheilig sind zur Blütezeit auch die Nebel, welche aus der Ebene aufsteigen; die Ernte wird schlecht, wenn sie lange anhalten; sie bringen aber keinen Nachtheil, wenn sie erst erscheinen, nachdem sich schon die Frucht angesetzt hat.

Von der höchsten Wichtigkeit ist die Caprification, die Befruchtung der Feigen durch die Gallwespe. Damit verhält es sich wie folgt: der wilde Feigenbaum liefert den »Dokhar«, eine kleine, saftlose Frucht von herbem Geschmacke, die schnell zeitigt und schon reif ist, wenn die veredelten Feigen noch grün sind. Der wilde Feigenbaum gibt im Jahre zwei- bis dreimal reife Früchte; der Züchter benützt aber nur jene der ersten, selten die der zweiten Ernte für seine Zwecke. Er sammelt die reifen Dokhars und reiht sie zu kleinen Packeten aneinander. Diese Stränge hängt er an die Zweige der weiblichen Feigenbäume. Sobald ein solcher Dokhar trocken geworden ist, kommen aus der Kelchnarbe unzählige kleine, geflügelte Insecten hervor und bohren sich in die Früchte des Baumes, an welchem der Dokhar hängt. Diese Insecten sind die Werkzeuge der Befruchtung; sie entstehen mit der Frucht des Dokhars, wachsen mit ihr und schlüpfen aus, sobald sie sich vollständig entwickelt haben. Die Kabylen sagen: »Wer keinen Dokhar hat, bekommt keine Feigen.« So viel ist gewiß, daß, einerlei wo die Bäume stehen, und welcher Art die atmosphärischen Einflüsse auch sein mögen, die Ergiebigkeit von dem Dokhar abhängt. Die Caprification wird im Jahre mindestens einmal vorgenommen, und wenn der Dokhar reichlich vorhanden ist, wiederholt man sie gerne in kurzen Zwischenräumen. Viel kommt darauf an, im Herbste oder im Frühjahre den richtigen Zeitpunkt zu treffen. Viele Europäer machten sich über die Sache lustig und kümmerten sich nicht um die Manipulationen dieser Befruchtungsart. Die Folge war, daß sie mehrere Jahre hindurch sehr schlechte Ernten erzielten, während dieselbe bei den Kabylen sehr reichlich ausfiel. Leider kommt der Dokhar nicht überall vor. Am Gestade und etliche Stunden landeinwärts tritt er nur selten

auf und ist für die Zwecke der Befruchtung nur wenig brauchbar. Aber die Bewohner solcher Gegenden verschaffen sich ihn um jeden Preis und holen ihn von dort, wo er am besten gedeiht.

Nächst dem Feigenbaume ist es besonders die Cultur des Tabaks und der Baumwolle, welcher sich in neuester Zeit die Aufmerksamkeit zuwendet und welche die Regierung durch Ertheilung von Prämien zu unterstützen sucht.



Halfagras (Stipa tenacissima).

Der Tabak braucht einen fetten, nassen Boden und gedeiht demnach vorzüglich in den sumpfigen Gegenden der Flüsse. Neben den einheimischen geringeren Sorten »Arbi« und »Schebli« baut man mit Erfolg die vorzüglicheren amerikanischen Sorten von Habana, Virginia, Maryland u. s. w. Die Cultur des Tabaks beginnt im Januar, die Ernte erfolgt im August. Die Regierung ist der Hauptkäufer des guten Tabaks.... Wenn der Tabak, namentlich in der Provinz Algier, gut gedeiht, ist die Cultur der Baumwolle in derselben nur

ausnahmsweise gewinnreich, einschließlich der gesegneten Fruchtebene Metidja, mehr jedoch in der Provinz Oran, und ganz besonders an den Ufern der Flüsse Sig und Habra. An Qualität soll die algerische Baumwolle der von Carolina und Georgia durchaus nicht nachstehen, die ägyptische dagegen entschieden übertreffen. Auch die Versuche mit Hanf und Lein haben vortheilhafte Resultate geliefert. Guten, aber schweren Wein produciren Medeah, Milianah, Koleah, Mascara. Ebendaselbst gedeihen vortrefflich Indigo, Krapp und namentlich das von den Arabern benützte Henna. Weniger haben sich Zuckerrohr, sowie der Cactus, auf welchem die Cochenille lebt, zu acclimatisiren vermocht.

Von großer Bedeutung ist die Cultur des Halfagrases (Stipa tenacissima), das auch in der Dünenregion des Saharagebietes vorkommt. Ihr eigentlicher Verbreitungsherd aber sind die Steppen und Schottplateaux von Algerien und die südlichen Abhänge desselben bis zur Nordgrenze der Dünenregion. Auf den leichtgewellten Ebenen, in allen Wadis und in allen Thalebenen, sprießt, so weit das Auge reicht, das schilfartig in die Höhe starrende Halfa, einem wogenden, gelbgrauen Meere gleich, wenn der Wind leicht darüber hinzieht. »Wir können uns in eine Prairie versetzt glauben, denn unabsehbar reiht sich auf kleinen Erdhöckern ein Büschel an das andere (das Halfa bildet nie eine einheitliche, gleichmäßige Grasfläche) und wie Menschenhaare wehen die dichten Büschel unter dem Hauch des Luftzuges. Betrachten wir diese Flächen im Spiegel der Beleuchtung, so entfaltet die an und für sich einförmige Landschaft einen seltenen Reiz. Für die algerische Colonie sind die Halfaflächen ein wahrer Segen, eine reiche Einnahmsquelle; denn abgesehen davon, daß das Halfa auf dem Steppenplateau das einzige Brennmaterial und auf weite Strecken hin das einzige Viehfutter bildet, wird es in jährlich wachsenden Quantitäten (mehrere Millionen Kilo) zur Papierfabrication nach Europa eingeführt.«

Halfabrände sind nichts Seltenes, halten aber, da das Gras sehr schnell verglimmt, selten lange an. Häufig legen die Bewohner selber Feuer an ihre Halfawiesen, und zwar geschieht dies, wenn die Wanderheuschrecken aus den saharitischen Gebieten nach dem Tell ziehen und auf den saftigen Grasflächen rasten. Das ist alsdann immer ihr Verderben. Eine Kette von tausend und mehr Arabern umzingelt sofort das Invasionsheer und steckt auf dem ganzen Umkreis das Halfa in Brand, den Heuschrecken einen schnellen und sicheren Untergang

bereitend. Der Brand einer solchen großen mit Halfa bedeckten Fläche ist außerordentlich imposant und übertrifft an phantastischen Scenerien bei Weitem das ähnliche Schauspiel eines amerikanischen Prairiebrandes.

Folgt man dem Küstenrande von Nordafrika in östlicher Richtung, so ändert sich einigermaßen das Bild, welches bis hieher als typisch gelten konnte. Da wäre zunächst Tripolitanien, welches in physischer Beziehung, fast seiner ganzen Ausdehnung nach zum Saharagebiete gehört. Und dennoch würde man fehl gehen, wollte man mit dieser Thatsache die Vorstellung von kümmerlicher Wüstenvegetation, von typischen Arten einer fast regenlosen Zone verbinden. Das Pflanzenleben in der Oase Siuah (Jupiter-Ammon) schildert Rohlfs mit Worten, welche förmlich enthusiastisch klingen. Er spricht von den »Gärten der Glückseligen«, preist die Herrlichkeiten der Oelhaine, der dichtlaubigen Feigen, Aprikosen und Granaten. Das alles ist durchweht von köstlichen balsamischen Lüften. Dasselbe gilt von der zum Theil üppigen Vegetation von Cyrene, jenem Theile des Plateaus von Barka, wo zahlreiche Ruinen an die geschwundene Blüte griechischer Herrlichkeit gemahnen. Das Land ist aber noch immer ein Garten. Blumenwiesen, von Myrtengebüsch umgeben, wechseln mit Berghängen, auf welchen die weiße Rose in unglaublicher Fülle wuchert. Dazu gesellen sich Rosmarin, Lorbeer und Oleander, von Bäumen die immergrüne Eiche, die Thuja, die Cypresse und der Johannisbrotbaum. Im Frühling betäubt der Duft von Veilchen und Geranien. Man glaubt sich in einen südeuropäischen Ziergarten versetzt.

Das alles ist aber nur wilde Pracht, ungezähmt wuchernde Ueppigkeit, denn keine Hand rührt sich, um dieses Wachsthum zu fördern, beziehungsweise einzuschränken oder wirtschaftlich auszunützen. In Aegypten ist es anders, aber dieses ist vorwiegend ein Agriculturland. Als solches ist sein Ruhm uralt, der Segen des Nil, der all diese Fruchtbarkeit hervorbringt, sprichwörtlich. . . . Wir haben an anderer Stelle vernommen, welche Bedeutung die Nilschwelle für die Bodencultur in Aegypten, hauptsächtlich im Deltalande hat. Der Culturboden ist im Verhältnisse zu der Gesammtausdehnung freilich sehr beschränkt, denn er umfaßt kaum 30.000 Geviertkilometer. Im Hinblicke auf die natürliche und künstliche Bewässerung unterscheidet man zweierlei Culturboden. Der Unterschied ist ein wesentlicher, denn während der natürlich bewässerte Boden nur eine Ernte

(im April) gestattet, sind auf dem anderen Culturboden drei Ernten (Sommer, Herbst und Winter) möglich. Dort baut man hauptsächlich Getreide (Weizen, Gerste), hier Reis, Baumwolle, Mais, Zucker, Indigo, Krapp, Pfeffer, Sesam u. s. w. In den Gärten gibt es eine köstliche Fülle von Melonen und Gurken. Dazu gesellen sich Tabak und Hanf, Mohn und Safran, in Oberägypten die Mohrenhirse oder die »Durrah«. Obstarten sind: Feigen, Granaten, Orangen, Bananen und Weintrauben. Selbstverständlich fehlt auch die Dattelpalme nicht, der Nährbaum im ganzen Bereiche des islamitischen Afrika.

Sie ist von größter Bedeutung für dasjenige Gebiet, auf welches wir nun zu sprechen kommen, die große afrikanische Wüste. Wie so manche andere Vorstellung von der Natur der Sahara sich im Laufe der Zeit als Irrthum erwiesen hat, ist dies auch hinsichtlich der Vegetation der Fall. Die ungeheuren Räume des Wüstenbodens sind durchaus nicht gänzlich vegetationslos, wenn zunächst auch die Steinwüsten der Hammada jedes Wachsthum unmöglich machen und auch die Natur der Dünenbildungen demselben hindernd entgegentritt. In den Thälern der Dünenregion zeigt sich in einzelnen großen Büschen das Halfagras, welches — wenn auch selten — sogar auf den Dünenhängen und Kämmen sich findet. Diese Sandwehen sind aber zugleich der Standort der nützlichsten und glücklicherweise am weitesten verbreiteten Pflanze der Sahara: des »Drin« der Araber, oder »Tullult« der Tuareg (Arthatherum pungens). Wo nur ein kleines Fleckchen Erde sich findet, sprießt diese Pflanze hervor und nährt mit dem Faserstoff der Stengel und Blätter die Herden der Nomaden, mit ihren Körnern, die zu Mehl vermahlen werden, die Bewohner selbst. Die wilde Conifere (Ephedra alata) ist an vielen Stellen Begleiter der Halfa. Zwei Arten von Gramineae Arthatherum, von den Arabern »Sfar« genannt, werden von den Kameelen begierig aufgesucht, und bedecken an einzelnen Stellen ausgedehnte Flächen in den Dünenthälern. Die Kameelbohne (Astragalus Saharae) sprießt schüchtern aus dem Sande empor, während an steinigen, vom Sande entblößten Stellen der Boden mit Jerichorosen bedeckt ist.

Eigenthümlich wirkt der Anblick einzelner, auf den isolirten Gipfeln der Dünen auftauchender Sträucher, welche im Frühjahre mit zahllosen weißen Blüten bedeckt sind. Es sind dies die blattlosen Pflanzen der Artaya und

Asel (Calligonum comosum), unter deren Zweigdächern Nachts die Gazellen Schutz suchen. Ferner gibt es dichte und große Büsche von Merkh (genista Saharae), mit gelben Blumen bedeckt und mehrere Meter hoch über dem Sandboden ragend. »Ein schöner Strauch mit gezackten, dichtstehenden, dunkelgrünen Blättern, eben jetzt mit kleinen violetten Blumen bedeckt, begegnet uns in den weiten ebenen Kesselthälern; seine Wurzeln greifen sehr tief und dringen in die Fugen des unter dem Sande liegenden Gesteins. Schon stundenlange vorher zeigten die Kameele eine Unruhe und eilen nach vorwärts, wenn wir uns einer Stelle nähern, wo ihr Lieblingskraut, die Salsolacee Domrahn (Traganum nudatum) große Flächen bedeckt.« In den tieferen Thälern findet sich Had (Cornulaca monacantha), ein dorniger Strauch mit saftstrotzenden Stengeln und Blättern, welcher tiefe, feuchte Thäler liebt, denen er »eine düstere Staffage verleiht, und sie aus der Entfernung als von reißenden und hochwogenden Wässern durchzogen erscheinen läßt.« Wir wiederholen, was wir gelegentlich bei Besprechung der Natur der Sahara vorgebracht haben: Nach der Ansicht des Naturforschers Martin sind selbst die Plateauwüsten nicht ganz unfruchtbar; sie sind vielmehr von einer im Sommer durch Sonnenhitze verbrannten, nach dem ersten Winterregen aber frisch grünenden Vegetation vollständig bedeckt.

Es sind Dornsträucher, welche die Erde um sich her festhalten können und deshalb ebenso viele kleine Erhebungen bilden; dann sind es Staudengewächse mit fleischigen, zähen, knotigen und verkümmerten Blättern. In Senkungen des Bodens, wo dieser noch etwas Feuchtigkeit bewahrt, bedeckt sich die Erde mit einem feinen Rasen von schönstem Grün; die Judendornen schmücken sich hier mit Blättern, die Tamarisken werden zu wirklichen Bäumen und schaukeln ihre weißen oder blaßrothen Blütenbüsche. Die auf dem Boden hinkriechende Coloquinte ist mit kugelförmigen Früchten bedeckt. Das sind die »Wiesen der Sahara«, auf welche der Nomade während des Winters seine Schafe treibt. In den Felsthälern der nördlichen Sahara, mehr noch aber auf den Abhängen jener Berge, welche dem centralen Hochlande des Saharagebietes angehören, zeigen sich förmliche Vegetationsgürtel. Einem breiten Bande gleich zieht sich das Grün der immergrünen Eiche, der Terebinthe, des Wachholders und des Rosmarins. Eine auffallende Erscheinung ist, daß die Vegetation an der Nordseite der Berge viel dichter und frischer, als an der den heißen

Wüstenwinden ausgesetzten Südseite ist. Weite Ebenen zwischen den Wasserläufen der Wadis bedeckt eine im Frühjahre üppige Krautvegetation. In der Nähe mancher Oasen erfreut sich das Auge an dem unübersehbaren dunklen Grün üppig gedeihender Begel- und Getafsträucher und an dem ungeheuren grünen Teppich der Schihpflanzen.

Das alles beweist, daß die Sahara immerhin auf weite Strecke über eine ihr typische Vegetation verfügt, welche das vorgestellte Bild von absoluter Kahlheit einigermaßen verwischt. Nun kommt aber noch das wichtigste — die Dattelpalme. Sie ist der Charakterbaum des ganzen nordafrikanischen Gebietes, zumal der Sahara, die Nährpflanze der Oase, gegenüber der andere Fruchtbäume völlig zurücktreten. Die Heimat der Dattelpalme ist die regenlose subtropische Zone der alten Welt. Man hat ihren Verbreitungsbezirk mit dem des Islam identificiren wollen, doch sprechen mancherlei Thatsachen gegen diese Annahme. Dagegen ist einem anderen Ausspruche beizupflichten, welcher die Dattelpalme das »Charaktergewächs das arabischen Klimas und das Wahrzeichen der dauernden arabischen Herrschaft« nennt. Mit der Dattelpalme ist das Wohl und Wehe der Bevölkerung des Saharagebietes eng verknüpft. Die wichtigsten Existenzfragen bewegen sich in jenem Zauberkreise, dessen Mittelpunkt der »heilige Baum« mit seiner fruchtbeladenen Federkrone ist. Keine wirtschaftliche Krisis vermöchte diese Länder tiefer und nachhaltiger zu erschüttern, als die Vernichtung des Dattelsegens. Alles Fühlen und Denken der nomadisirenden und seßhaften Bevölkerung dreht sich um die Dattelernte. Auf dem langwierigen Wege des Karawanenverkehres bringen die Händler Kunde vom Stande der Ernte, und sie tragen die Botschaft von Oase zu Oase, von Rastort zu Rastort. Die Ernte ist eine Speculation, bei der man ein Vermögen erwerben oder verlieren kann. Von dem Ertrage eines Palmengartens hängt die Mitgift bei Verheiratungen, die Erbschaft bei Todesfällen ab. Ein einziger stattlicher Baum, der reichlich Früchte trägt, vermag eine ganze Familie ein ganzes Jahr hindurch zu ernähren und ein Kameel, dem man die gekochten Dattelkerne als Futter vorwirft, dazu.

Der Segen der Dattelpalme ist ein ungemein vielartiger; ihre Frucht liefert Nahrung in allen Formen, ihr Holz liefert das geschätzteste Baumaterial, ihr Stamm wird zur zierlichen Säule bei Prunkarchitekturen, sei es als Modell

zu steingebauten Trägern, sei es als wirklicher Baum. Die Nahrung ist eine so mannigfache, daß man darüber billig staunen darf, unter welch verschiedenen Formen der Araber mit jener Frucht seinen Bedürfnissen gerecht wird. Eine alte Hausregel sagt: eine umsichtige Hausfrau kann ihrem Herrn einen Monat hindurch täglich ein anderes Dattelgericht vorsetzen. Man ißt die Dattel im rohen und getrockneten Zustande, in Butter abgekocht, zu Kuchen gepreßt, mit Reis vermengt, mit Milch zu einem dicken Brei gekocht, mit Butter geröstet, mit Honig übergossen u. s. w. Zu diesen Speisen kommen verschiedene Getränke, so der ungemein herbe Dattelwein, der Datteleffig und Dattelschnaps. Die erquickendste, nahrhafteste Speise ist die frische Dattel — Er-Ruteb. Die »Ruteb-Zeit« dauert aber höchstens zwei Monate, und so sind die Bewohner gezwungen, in der ganzen übrigen Zeit die Frucht in getrocknetem Zustande zu genießen. Die gewöhnliche Form, in welcher sie alsdann in den Handel kommt und überhaupt consumirt wird, ist das »Dattelbrot«, eine feste Masse von zusammengepreßten frischen Datteln, die in Gährung übergehen, infolge dessen das »Brot« eine Zuckerglasur erhält, die sich beim Eintauchen in Wasser löst und diesem einen angenehmen erquickenden Geschmack verleiht. Das Dattelbrot wird zerschnitten und stückweise verkauft.

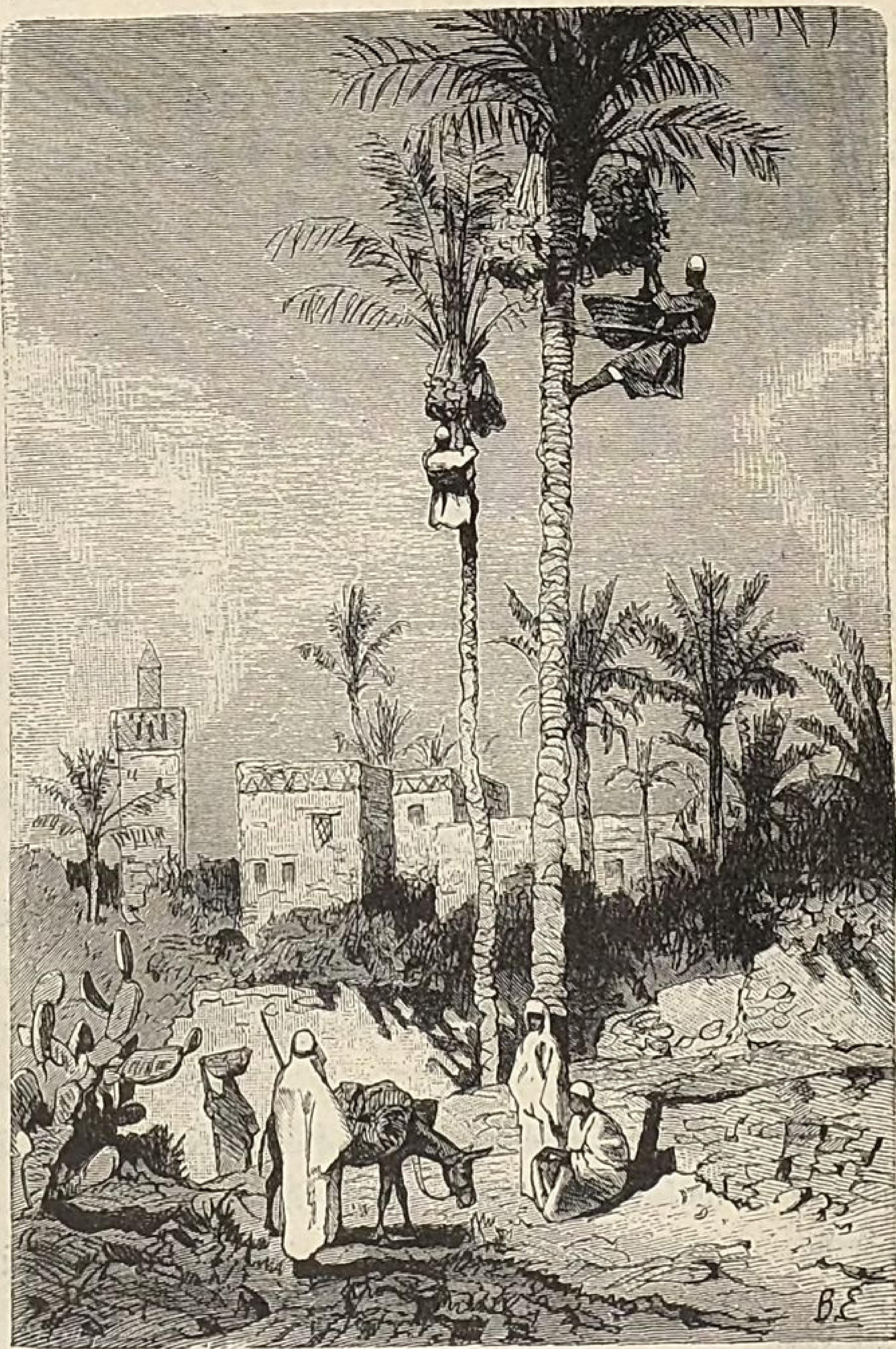
Verdankt der Araber der Dattelpalme die Nahrung, so verdankt er ihr — sofern man den seßhaften Araber vor Augen hat — nicht minder sein Heim. Aus Palmmatten erbaut er seine luftige Hütte, Palmmatten bedecken den Boden, bilden die Wohnabtheilungen und die Thürverschlüsse. Selbst in den großen Städten werden solche Matten überall verwendet, zumeist in den Bazarstraßen, wo sie solidere Eindachungen ersetzen. Palmhütten findet man überall dort, wo die Cultur des Baumes der ausgiebigsten Pflege sich erfreut. Es werden Palmenstöcke in den Boden getrieben, Wände aus Matten aufgerichtet, Dächer und Hürden aus Palmenblättern geflochten. Meist stehen mehrere solcher Hütten im Schatten einer Palmengruppe. Auf der Wanderung aber genügt es, das Lager einfach unter den Bäumen aufzuschlagen, zwischen den Stämmen eine Matte, und um dieselben ein Segeltuch zu spannen. Unbekümmert um des Lebens Sorge, überläßt sich der Nomade in derart primitiver Behausung der süßen Täuschung von einer kaum mehr zu überbietenden Behaglichkeit, und er verachtet im Stillen den unvernünftigen Städter, der sich hinter Mauern verbirgt,

in Kellerräume sich verkriecht, oder auf lehmgestampften Terrassen den erstickenden Staub der Gasse einathmet.

Die Dattelpalme, die so reichen Segen spendet, hat auch ihre Poesie, ihren unvergleichlichen Reiz als Staffage in der Landschaft. Säulenschlank ragt sie empor, ein Bild des Stolzes und der Anmuth. Die lichtgrüne Federkrone erzittert leise im Lufthauche, während der dünne, ungemein hohe Stamm tact=mäßige Schwingungen vollführt. Wenn die Lüfte ruhen und die Sonne herab=brennt, pulst das Leben durch den rissigen Stamm, durch das Geäst bis zur Fruchtschote, in der die »Paradiesessüße« in aromatischem Dufte schwillt. Der Araber sagt: die Palme bade ihren Fuß im Wasser, ihr Haupt aber im Feuer. An letzterem fehlt es wohl nie, während an ersterem häufig Mangel ist. Ander=seits läßt das Vorhandensein des Baumes auch auf dasjenige von genügendem Grundwasser schließen und in diesem Sinne wird die Palme häufig genug zur Retterin in der Noth. Wo die Palme ragt, da rieselt wohl auch ein Quell, die Lebensader der Oase. Mitunter freilich grüßen den Verschmachtenden die grünen Wipfel nur unbestimmt, verschwommen, wie von Geisterhand plötzlich in die unendliche Einförmigkeit des Wüstenoceans eingefügt — und dann sind sie in der That nur ein Zauberspuk, ein beirrendes Scheinbild. Durch den Dunst der Ferne taucht das erquickende Oasenbild: schattenhaft emporschwebende Baum=wipfel, saftiggrüne Kronen auf tiefblauem Hintergrunde — bis plötzlich Farben und Linien dahin schmelzen und der Spuk zerstoben ist, ohne eine Spur auf dem röthlichgelben Wüstensaume zurückzulassen. Das ist die Fata morgana, der Irreführer des Wüstenreisenden.

Wahre Palmenländer im Saharagebiete sind das südliche Tunisien und die Oase Fezzan in Tripolitanien. Das erstere kennt man unter dem Namen »Belad=el=Dscherid«. Die Besitzer der Gärten haben hier nur dafür zu sorgen, daß der durch die Winde in die Gärten (Gräben) hineingewehte Sand nach jeder Ernte wieder entfernt werde; im Laufe der Jahre entstehen auf diese Weise ganze Sandhügel, welche die Gärten gleich Mauern umgeben, aus denen nur die Wipfel der Palmen hervorragen. Um das Abrutschen und Fortgleiten dieser künstlichen Dünen zu verhindern, werden aus den Palmenzweigen Zäune hergestellt, die von Jahr zu Jahr erhöht und verstärkt werden müssen. Die im Ued Suf gewonnenen Datteln (die Oase besitzt mehr als 140.000 Stämme)

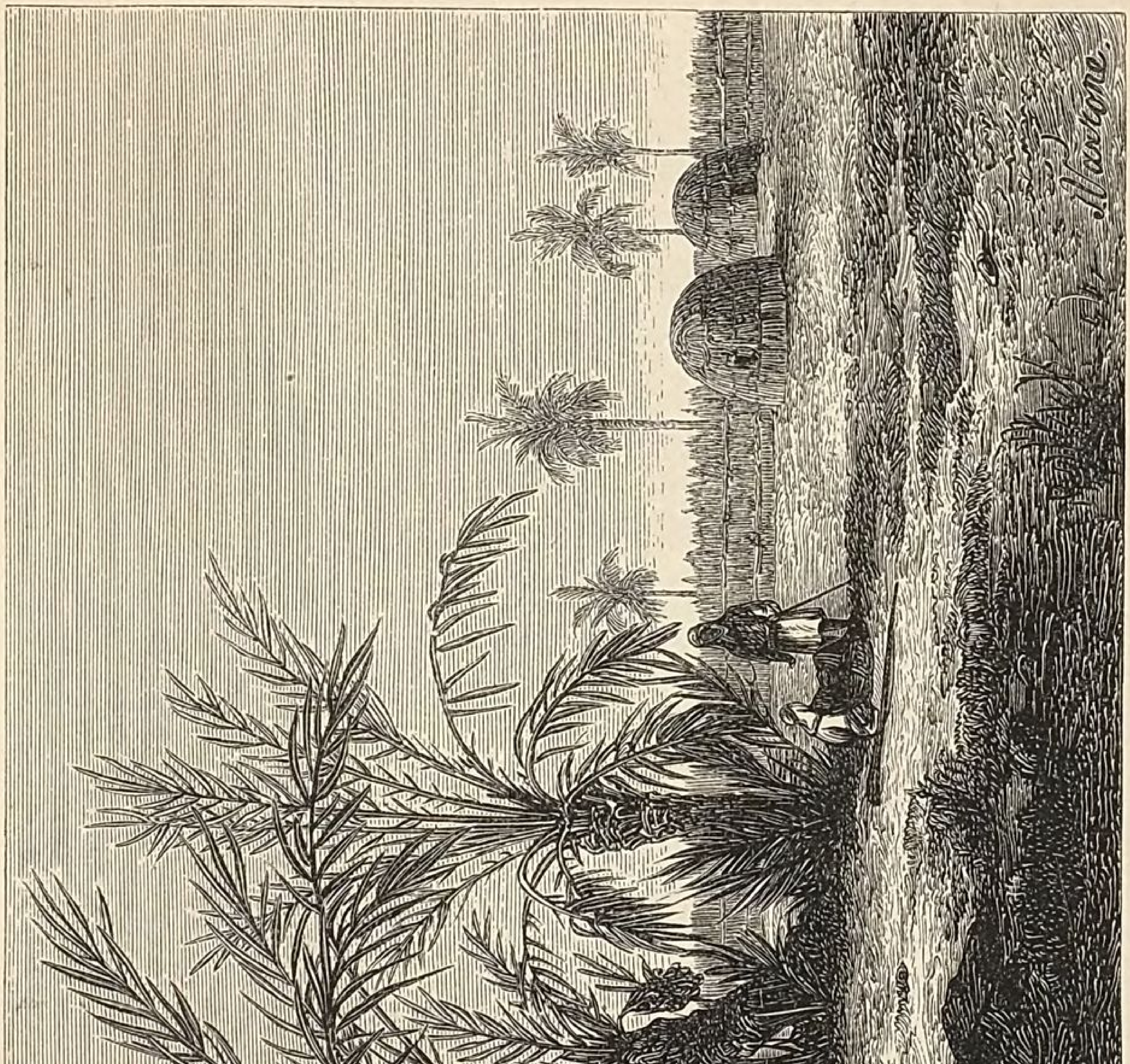
gelten als die besten der algerischen Sahara. Unter dem schützenden Dache der Palmen gedeihen auch Krapp, Tabak, Henna, Gerste, Orangen, Aprikosen, Feigen, Wein und sogar Kartoffeln. Durch Anlage von artesischen Brunnen war es



Dattelernte.

möglich, in den algerischen Oasen des Ued Rirh über 600.000 Palmenstämme zu ziehen.

Noch besser ist es in Tripolitanien mit der Palmencultur bestellt. Palmenwälder von der Ausdehnung und Dichtigkeit wie jene der Oase Sebha würden



Palmengruppe.

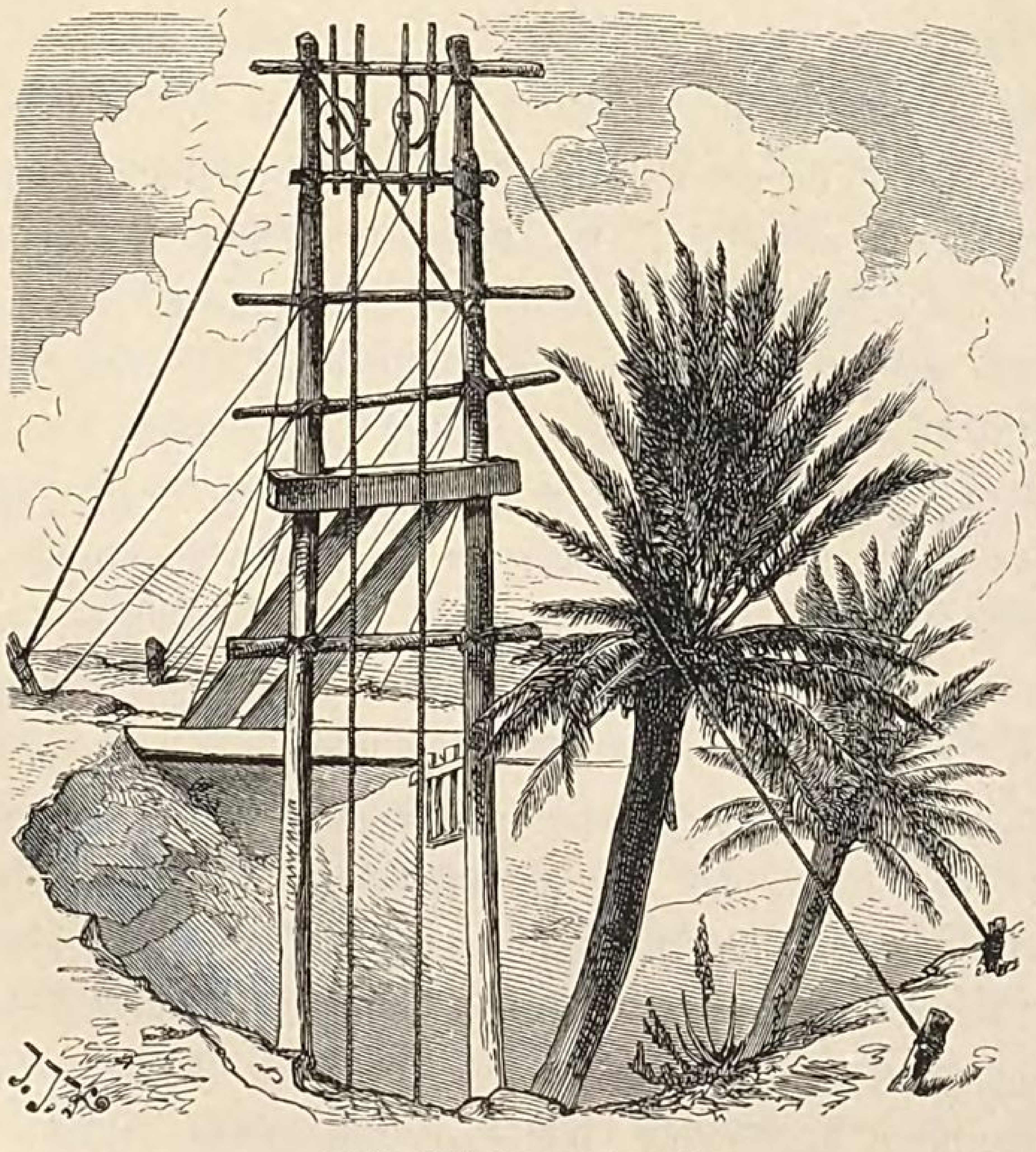
wie Rohlfs meint, in keinem anderen Theile der Sahara zu finden sein. Den Fessanern gilt die Oase Traghen als die eigentliche Heimat der Palme, weil hier die meisten und vorzüglichsten Arten vorkommen. In der Güte und Qualität unterscheidet man mehr als 200 Varietäten und gibt ihnen specielle Namen. Getreide wird drei- bis viermal geerntet, im Winter baut man Weizen und Gerste, in den übrigen Jahreszeiten Mais und Durrah. Die Baumwollstaude gedeiht außerordentlich gut, Feigen- und Mandelbäume beschatten die Gärten. Im Ganzen dürften die Fessaner Oasen über 20 bis 30 Millionen Palmenstämme verfügen. Der größte Theil derselben ist meist im festen Besitze, doch gibt es einzelne Oasen, deren Bäume herrenlos sind und von den Bewohnern der nächsten Oase abgeerntet werden, die Ernte selbst aber in sogenannten »Silos« (Speichern) vergraben wird. Jedem Vorüberziehenden ist es gestattet, von diesen Datteln, so lange sie am Baume sind, so viel zu pflücken und zu essen, als ihm beliebt, nur darf kein Vorrath mitgenommen werden. Da hier niemand die Palmen verschneidet, ist der Stamm mit bis zum Boden herabhängenden Zweigen besetzt, die ihnen ein eigenthümliches, buschartiges, dabei aber sehr malerisches Aussehen geben. In manchen Palmenpflanzungen gewahrt man große teichartige Brunnen, deren Fördergestelle, aus den höchsten und mächtigsten Palmenstämmen gebaut, eine beiläufige Höhe von 20 bis 25 Meter erreichen. Das Wasser wird durch Esel aufgezogen und in die Bewässerungscanäle der Gärten geleitet.

Den Uebergang vom Saharagebiet nach dem Sudan, beziehungsweise Mittel-Afrika, bezeichnet ein Gürtel von Mimosenwäldern, der in seiner Längenausdehnung mannigfach unterbrochen und in einer wechselnden Breite von 4 bis 5 Tagreisen den ganzen afrikanischen Continent von der West- bis zur Ostküste durchzieht. Es ist dies kein eigentlicher Wald, sondern gleicht vielmehr einer Parkanlage mit ausgedehnten Grasflächen zwischen den Baumgruppen. Nachtigal hat uns dieses Vegetationsbild eingehend geschildert, welches durchaus nicht bei den Mimosen sein Bewenden hat. Es gesellen sich zu den Mimosen der stachelreiche Kurnabaum, der der Myrthe ähnliche dornlose Serrahbaum, dann gummireiche Akazien, welche von Schlinggewächsen umrankt und von Schmarotzerpflanzen bedeckt sind. An Stachelgewächsen, die außerordentlich lästig fallen, ist kein Mangel. Sie treten meist in Form von Gräsern auf. Die

Grasvegetation der Steppe aber ist von überraschender Ueppigkeit, zumal während der Regenzeit. Sie ist gewissermaßen typisch für weite Gebiete des Sudan und zeichnet sich durch große Mannigfaltigkeit der Arten aus. Ganz erstaunlich aber ist das Wachsthum dieser Gräserarten. Sie erreichen nicht nur Manneshöhe, sondern wuchern oft so hoch, daß selbst die Giraffen nur mit den Köpfen aus den grünen Wellen hervorsehen. Ein solches Bild bieten die Savannen des Kordofan, an welche die Bewohner Feuer legen, um Ackerboden zu gewinnen. Die in den Waldlichtungen am Nil auftretende Abar, eine Grasart mit gewellten Blättern, erreicht eine Höhe von 5 bis 6 Meter.

Von der meist üppigen Gras- und Dickicht-Vegetation an den Ufern des oberen Nil, hat der Leser an anderer Stelle vernommen. Korkholzgebüsch, Papyrusdickicht und ein wahres Gewirr von Schlingpflanzen, der im Strome treibenden Grasinseln nicht zu vergessen, sind typisch für die Landschaften der oberen Nilregion. Rohr und Schilf, sowie Lotosblumen vervollständigen das Bild. Dagegen sind Waldbäume selten und ihre Größe nicht von Belang. Ausnahmen hievon machen die oft riesigen Sykomoren, die unseren Eichen ähnlichen Kipelien, der Ensete, eine Pisangart mit 6 Meter langen Riesenblättern und vor allem der Affenbrotbaum oder »Baobab.« Zwar gedeiht auch dieser Baum nicht sonderlich hoch; seine Breitendimensionen sind aber umso gewaltiger. Stämme von 6 bis 8 Meter Durchmesser sind nichts Seltenes. Der mächtige Stamm zeigt sich mit Rippen bedeckt, welche gewissermaßen nach abwärts gerichtete Fortsetzungen der knorrigen Aeste sind. Der Blattansatz ist gering und macht der Baum überhaupt einen ruinenartigen Eindruck. Dieser Vergleich ist umso passender, als die Stämme oft im Innern absterben und der Baum noch lange Zeit (in Sennaar z. B. vom December bis Juni) wirklich laublos dasteht. »Dann bricht das Laub hervor, zahllose, langgestielte, weiße, malvenähnliche Blüten von 16 Centimeter Durchmesser bedecken die Krone, aber wenn das Laub schon längst abgefallen ist, geben die gurkenähnlichen, an dünnen Stielen von etwa $^2/_3$ Meter Länge, gleich den Nestern des Webervogels, herabhängenden Früchte, dem Baume ein neues charakteristisches Gepräge.« Die Blätter des Baobab dienen nach Rohlfs den Eingeborenen von Bornu als beliebtes, wie Braunkohl schmeckendes Gemüse und die gekochten Kerne der sammtschaligen Frucht werden von Leberleidenden als Arzenei genossen.

Ein Vegetationsbild besonderer Art bieten die Guinealänder mit ihrem Reichthum an Palmenarten. Es gibt drei Arten von Nadelpalmen, acht Arten von Rohrpalmen, ferner die Delebpalme, welche auch im Nilthale häufig ist, wo sie in Oberägypten von der Dumpalme abgelöst wird. Die wichtigste Palmenart aber ist die Oelpalme, welcher die Eigenthümlichkeit zukommt, daß sie in Höhen vorkommt, in welchen andere Palmenarten nicht mehr gedeihen



Wasser-Schöpfapparat in Fessan.

können. Die Insel Fernando Po und die Küste des gegenüberliegenden Festlandes (Guinea) verdankten ihren Reichthum vorwiegend der Oelpalme. Sie bildet mit ihrem schlanken Wuchs, der bis 30 Meter Höhe erreicht, ihren an dem Stamme haften bleibenden abgestorbenen Aesten, der zierlich gefederten Krone, und den den Stamm umspannenden Schlingpflanzen ein herrliches Bild von überquellender Fülle und Frische. Das wertvollste an dem Baume sind die Früchte, welche aus einer fleischigen Hülle und einem steinharten Kern bestehen. Die

erstere liefert weitaus den meisten Fettstoff, doch ist auch derjenige, welchen das Sameneiweiß innerhalb der Kernschale enthält, sehr ausgiebig. Das Oel wird aus der teigartigen Masse der fleischigen Hülle ausgepreßt. Es ist wohlschmeckend, verdirbt aber bald, wenn es nicht entsprechend conservirt wird. Zum Export kommen meist nur die Kerne, welche an ihrem Bestimmungsorte ausgepreßt werden. Die ganze Cultur der Oelpalme und die Gewinnung des Fettstoffes, beziehungsweise des Oeles, steht noch auf sehr niederer Stufe und bedarf nothwendig eines rationelleren Betriebes.

Oberguinea und mit ihm die Insel Fernando Po sind in ihrem Pflanzenschmucke nicht allein auf die vorerwähnten Palmenarten beschränkt. Neben Cocospalmen, Bananen und Brotfruchtbäumen, spenden mächtige Wollbäume, Mango-, Orangen-, Guaven-, Limonenbäume und Fächerpalmen den niedrigen Mamok-, Mais- und Batatenfeldern, die beispielsweise auf Fernando Po neben den Negerhütten in kleinen Lichtungen angelegt sind, Schatten. Hier sieht man auch allenthalben gehegte und verwilderte Ananasbüsche. Auch Stachelgewächse gibt es in Menge. Nach Wilhelm Thomé ist die westafrikanische Subregion als eine eigentliche, üppige Waldregion zu bezeichnen, während die Oberfläche der ostafrikanischen Subregion im allgemeinen offen ist, bedeckt mit hohen Gräsern und dornigem Gestrüpp und verhältnißmäßig selten geschmückt mit dazwischen gestreuten Bäumen und isolirten Waldpartien. Schweinfurth hat dieses Vegetationsbild eingehend geschildert, was hier zu wiederholen zu weitläufig wäre. An interessanten Arten ist kein Mangel. Besonders hervorzuheben wären der Butterbaum, die Terminalia, die Nußbaumarten der Kipelia und Adina, der buchenähnliche Anogeissus und vor allem die weitverbreitete Partia, mit ihren feuerrothen Blüten und fußlangen Fruchthülsen, welche ein eßbares Mehl enthalten. Die meisten der vorgenannten Baumarten erinnern an verwandte europäische Gewächse. Es gibt aber auch solche, welche ganz und gar fremdartig sind, wie die Anone, die Euphorbienbäume mit ihrer candelaberartigen Gestalt, Tamarinden mit dichten, cylindrischen Kronen, Gardeniensträucher u. dgl. m.

Eine eigenthümliche Form des Waldes tritt in den Ländern der Niam-Niam und Monbuttu auf: der sogenannte Galleriewald. Er besteht in schmalen Urwaldstreifen an den Wasserläufen. Von außen betrachtet scheint

ein solcher Wald eine undurchdringliche Wand zu bilden; im Innern aber zeigen sich prächtige Laubengänge, förmliche grüne Hallen mit murmelnden Wassern. »Die Mannigfaltigkeit der Baumarten, die Formfülle der niederen Gewächse in diesen Hallen ist erstaunlich groß und stellt die ganze Flora der guinäischen Küste und der unteren Nigerländer zur Schau. Bäume mit gewaltigem Stamm und von einer Höhe, die alles bisher im Gebiete der Nilflora Gesehene, die Palmen Aegyptens nicht ausgeschlossen, in Schatten stellen, bilden hier dichtgedrängte, lückenlose Reihen, in deren Schutze sich minder imposante Gestalten stufenweise abgliedern. Im Innern dieser Urwälder gewahrt man Säulengänge, ägyptischen Tempelhallen ebenbürtig, in ewig tiefen Schatten gehüllt und von aufeinander gelagerten Laubdecken oft dreifach überwölbt.« Diese Ueppigkeit erklärt sich aus dem immensen Quellenreichthum des Landes, welcher dasselbe zu einem »vollgesogenen Schwamm« gestaltet. An manchen Stellen herrscht vollständig nächtliche Finsterniß. Riesige Lianen durchsetzen das Dunkel. Termitenbauten zeigen sich oft hoch an den Aesten. Aber blütenlos ist diese Finsterniß nicht; es leuchten rothe und gelbe Büschel und Glocken und andere Blumenzier schmückt die natürlichen Festons, welche alle Laubwölbungen durchwirren oder um die mächtigen Stämme sich schlingen und als Kettenguirlanden von Baumpfeiler zu Baumpfeiler spannen. Das Ganze ist ein riesiges, imposantes, natürliches Treibhaus, in welchem beständig eine feuchte, warme Luft brütet, die das Athmen erschwert und beim Europäer alsbald das Gefühl der Erschlaffung hervorruft.

Eigenartige Vegetationsbilder bietet uns Abessinien. Aus der afrikanischen Subregion sich erhebend und sein Gebiet mit einem in Terrassen ansteigenden mächtigen Hochlande ausfüllend, gliedert sich dieses Gebiet in die Vegetationsstufen verschiedener Regionen. Zu unterst dominirt die tropische Vegetation und der immergrüne Wald; dann folgt eine Zone von goldgelben Feldern und saftig grünen Wiesen; noch höher finden sich hellgrüne südliche Wälder, und darüber nordisch-düstere, dunkle Horste. In den Ebenen des Tieflandes sind die Wasserläufe von üppigem Dickicht, Rohr-, Binsen- und Bambuswäldern gesäumt. Die nächst höhere Region ist die sogenannte »Woina-Degas« (zwischen 1460 bis 2750 Meter), in welcher der Weinstock, die Dattel, die Citrone und Orange gedeihen. Die Dörfer sind beschattet von Sycomoren und Oelbäumen, oder liegen zwischen Gärten von Aprikosen- und Pfirsichbäumen.

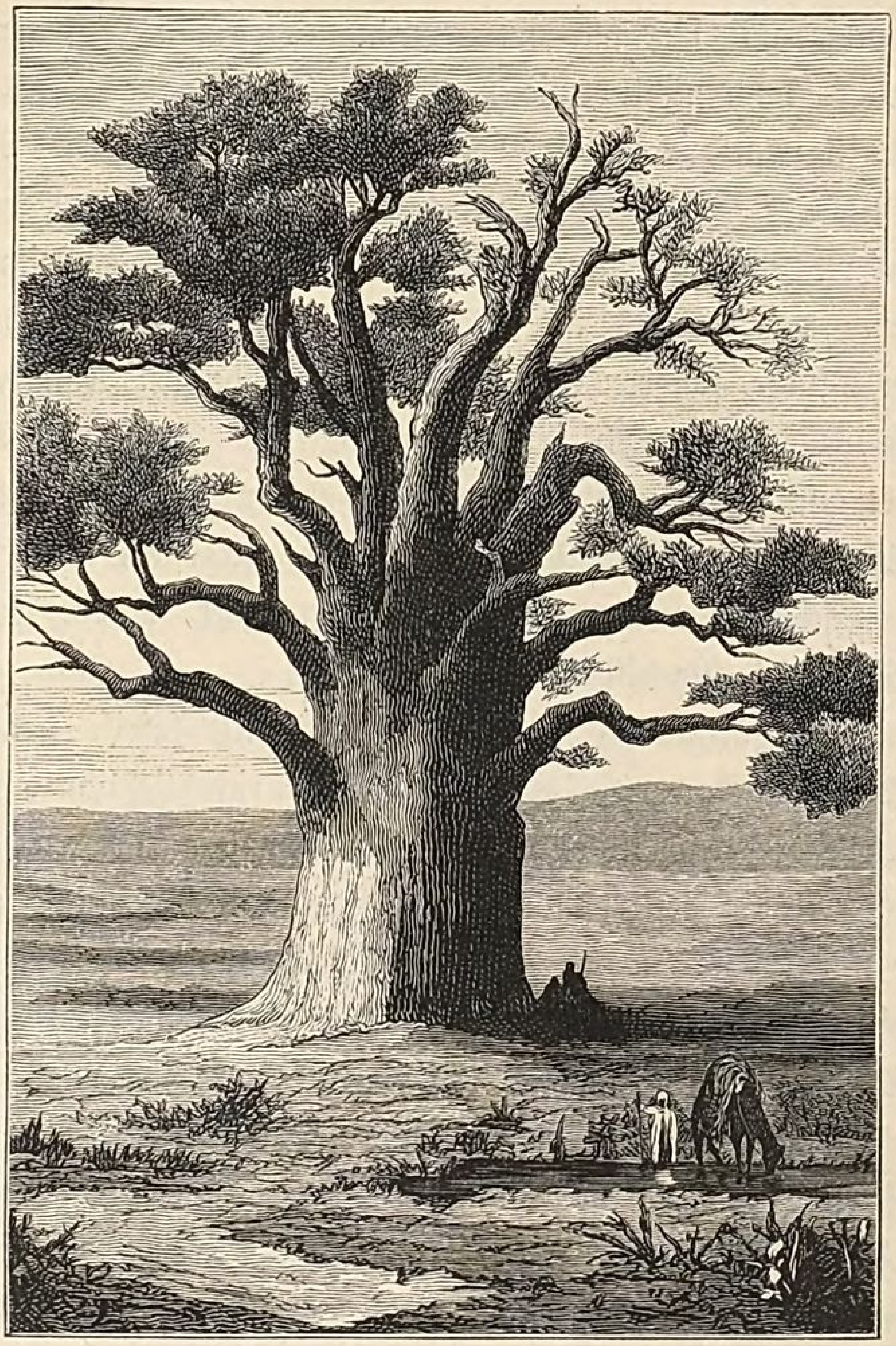
Ueberall ist fruchtbares Land und fast ausschließlich immergrüner Baumwuchs. Eine Stufe höher (bis 4200 Meter) folgen die »Degas«, jene weiten, mit spärlichem Wald bestandenen, an Kleewiesen und Feldern reichen Hochebenen,



Savannenbrand.

wo der Baumwuchs fast ganz aufhört und nur eine Mimosenart gedeiht. Die Hochlandsseen von Abessinien sind mit Feigen- und Akazienbäumen geschmückt, ihre Ufer mit Weiden bestanden. Ueber die Felsblöcke der Uferränder wuchern

üppig Schlingpflanzen und aus den Spalten riesige Aloën. Auf ebenen Stellen gedeiht das Gras so hoch, daß es den Reiter überragt. Im Bogoslande gibt es ganze Wälder von Oelbäumen, aber ihre Früchte sind nicht genießbar. Auf



Baobab.

den Degas ist der Wald fast nur durch strauchartige Heidekräuter, Koussobäume, baumartige Disteln u. dgl. vertreten.

Ueber den Ackerbau in den vorher besprochenen Regionen läßt sich nicht viel sagen. Die Hauptbrotfrucht ist, wie anderwärts in Afrika, die Durrah

(oder Mohrenhirse), zu welcher sich Dochn (Penicillaria) und Mais gesellen. Nubien und Abessinien sind ertragreiche Weizenländer, während Roggenbau nur in Abessinien vorkommt. In Sennaar wächst die Durrah wild, in Kordofan der Reis, in Abessinien der Ricinus. Manche Forscher sind freilich der Ansicht, es handle sich hier nur um ursprünglich cultivirte, später verwilderte Pflanzen. Letzteres kann nicht bewiesen werden. Der Weg der Culturverbreitung dieser Pflanzen ist noch zweifelhaft; bei anderen kennt man diesen Weg genauer. Yamswurzel, Bataten finden sich in verschiedenen Tropenländern, in Afrika auch zum Theil im wilden Zustande; sie dürften sich hier als einheimisch erweisen. Die Bearbeitung des Bodens im Süden des 14.° Nordbreite geschieht nicht mehr mit dem Pfluge, sondern mit der Haue; bei einigen Stämmen thut auch ein zugespitzter, vielleicht noch im Feuer gehärteter Stock das Seinige. Der Ackerbau leidet auch sonst unter zahlreichen Feinden — Vogelschaaren, Affen, Termiten, Käferarten und Heuschrecken. Um die aufgespeicherten Vorräthe an Feldfrüchten zu schützen, werden Kornspeicher errichtet, in der Form, wie ein solcher auf Seite 864 abgebildet ist.

Zu dem vorbesprochenen Florengebiet von Mittelafrika gehört noch das ungeheure Congobecken, die Suahelküste einschließlich des Zambesi-Laufes. Merkwürdigerweise ist auch die Flora von Transvaal und Natal, obwohl diese Länder in geographischer und zoologischer Hinsicht zu Südafrika gehören, eine mittelafrikanische, echt tropische.... Zunächst das Zambesigebiet. Das Deltaland dieses Flusses zeichnet sich durch eine große Ueppigkeit der Vegetation aus. Das Sumpfland ist mit verschiedenen Arten von Manglebäumen (Rhizophora) bestanden. »Dies sind wahrhaft amphibische Wesen, die, nur ungern ans Land gefesselt, ein gewaltiges Wurzelwerk in den Boden des Flusses vorschieben und damit nicht zufrieden aus ihren ausgebreiteten Aesten, starken Tauen vergleichbar, Luftwurzeln herabsenken, welche am Boden angelangt, Wurzeln treiben und der gemeinsamen Stammpflanze neuen Halt gewähren und neue Nahrung zuführen, gleichzeitig aber auch das Wurzelgeflecht des Ufers zu einem völlig undurchdringlichen machen. Die Trauben ihrer hellgelben kaum genießbaren Frucht stechen anmuthig gegen die feurig grünen Blätter ab. An manchen Stellen überzieht der Milola, ein schattenreicher Hibiscus, mit großen gelblichen Blüten streckenweise die Ufer. Er ist nicht ohne Nutzen, denn seine Rinde

wird zu Tauwerk benützt und ist besonders wertvoll zur Anfertigung von Seilen, an welchen man die Harpunen befestigt, die den Eingeborenen zum Fange der Flußpferde dienen. Schraubenpalmen (Pandanus) und wenn man aus dem Kongone (einem der Deltaarme des Flusses) in den Zambesi kommt, sind manche so hoch, daß sie an Kirchthürme erinnern. Weiter finden sich Limonenbäume. Alsdann kommen wir in die Region der Ebenen von fettem, schwarzem Boden, welche mit hohem Graswuchse bedeckt sind. Viele Hütten liegen unter Bananen und Cocospalmen. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar. Die Gärten enthalten außer unseren Gemüsearten (Erbsen, Zwiebel, Kohl, Liebesäpfel, Kürbisse) auch Zuckerrohr und Baumwolle.

Der außerordentlich üppigen Vegetation an den Victoriafällen wurde bereits andernorts gedacht. (Vgl. S. 75). Nach Mohr kann sich der sogenannte »Regenwald«, was Ueppigkeit und Schönheit der Pflanzenformen anbelangt, mit Allem messen, was man in Hinterindien, auf Ceylon, der Malakkahalbinsel und auf Java zu sehen bekommt. Die Farren nehmen baumartige Proportionen an, riesige Schlingpflanzen umgürten die Bäume und spannen über weite Oeffnungen hängende Brücken. Hoch über Alles schwanken herrliche Palmen, während die Bambugruppen an die Ufervegetation des Irawaddy erinnern. Am nördlichen Ende der Schiresümpfe tritt die Delebpalme in großen Massen auf. Die Eingeborenen vergraben die Nüsse, bis die Kerne anfangen zu keimen. Wenn sie dann ausgegraben und zerbrochen werden, gleicht das Innere dem Geschmack der Kartoffeln. Auch liefert der Baum den hochgeschätzten Palmenwein, welchen man durch Anbohren der Rinde gewinnt. Steht dieser Saft einige Zeit ab, daß er in Gährung übergeht, so wirkt er in hohem Grade berauschend.

Die prachtvollsten Landschaften findet man auch im Bereiche des Tanganjikasees. Den oberen Lauf des zu diesem Becken strömenden Malagarazi-flusses im Lande Unyamwesi hat Capitän Speke den »Garten des tropischen Afrika« genannt. Diese Vorstellung gewinnt man auch aus den Mittheilungen Stanleys, der freilich nicht dieselben Landschaften vor Augen hat. Aber selbst die weniger üppigen Striche haben gerade durch ihre Eintönigkeit das Gepräge des Erhabenen. Das Laub ist von allen Farben des Prismas. Die ungeheuren vegetabilischen Schätze des Congogebietes eingehend zu schildern, würde den Rahmen dieses Abschnittes bei Weitem überschreiten. Man halte fest, was wir von den

Wäldern der ostafrikanischen Subregion, von der Flora Oberguineas, von den Savannen, dem gigantischen Graswuchse, deren Reichthum an Arten und Individuen vieler tropischer Pflanzen gesagt, und verdichte diese Vegetationsbilder zu riesigen Complexen, wie sie eben die große räumliche Ausdehnung des Congogebietes bedingt, so hat man ungefähr den Maßstab für das Pflanzenleben in diesem Theile von Afrika. Die Zahl der Nutzhölzer ist groß, ihre Verbreitung ungeheuer. Waldfrüchte, Fruchtpflanzen, Gemüsepflanzen u. s. w. finden sich in unerschöpflicher Fülle. Was das centrale Becken des Congolaufes noch Alles birgt und welche Bodenproducte mit der fortschreitenden Cultivirung gewonnen werden könnten, bleibt einstweilen noch der Zukunft vorbehalten.

Zu Mittelafrika gehören im pflanzengeographischen Sinne, wie bereits erwähnt, auch noch Natal und Transvaal. In beiden Gebieten kommen geschlossene Wälder nicht vor, wenn es auch an hochstämmigen Bäumen nicht fehlt. Auffallend sind einige Arten, welche ein mehr oder minder kräftigeres Aroma besitzen, wie das Nießholz und das Stinkholz. Ganz besonders reich aber sind diese Striche an Blumen, namentlich dann, wenn nach lang angehaltener Dürre, oder nach Steppenbränden, ausgiebige Regen niedergehen und die verbrannte Fläche wie mit einem Schlage sich mit wunderbarer Blütenpracht schmückt. In den Küstenstrichen gedeihen Kaffee, Zuckerrohr, Pisang und Ananas. Neben europäischen Gemüsearten finden sich Bataten und Durrah. Von europäischen Getreidearten wären Weizen und Hafer, dann Mais zu nennen. Große Strecken sind nur Weideland, auf welchem sich die früher erwähnte Blumenpracht entfaltet. In den Thälern sind Wälder selten, häufiger in den Berglandschaften; sie haben entweder das Aussehen von Hainen, oder sind Buschwald; letzterer überwiegt.

Ein Vegetationsgebiet für sich — das südafrikanische — bildet das Capland und die Kalahariwüste. Ersterem wird sein Vegetationscharakter durch den stufenförmigen Aufbau des Landes vorgezeichnet. Wir können es uns hier nicht versagen, die anschauliche Auseinandersetzung Grisebachs einzuschalten: »Eine Vergleichung der Landschaften des Caplandes nach der Zeit ihrer Niederschläge und den dadurch bestimmten, längeren oder kürzeren Vegetationsperioden führt zu folgenden Ergebnissen: die Winterregen der Capstadt umfassen die Monate Mai bis September; in dieser Zeit fallen mehr als zwei Drittel des

jährlichen Niederschlages. Die meisten Gewächse blühen im Juli und August: zuerst erscheinen im Juni und Juli die Zwiebelgewächse, bald nach dem ersten Regen, wie durch einen Zauber, überall in glänzenden Blumenfarben prangend; dann folgen die Gesträuche, zuletzt die Saftpflanzen. Ganz ohne Blüten sind indeß auch die späteren Jahreszeiten nicht: der Stillstand erstreckt sich nicht auf alle Gewächse, weil in der Nähe der Küste der Boden niemals so vollständig austrocknet, wie auf den Hochebenen. Der in nächster Berührung mit diesem Wintergarten der Capflora sich frei über der Stadt erhebende Tafelberg bietet schon ein anderes Bild. Der Südostpassat, der für die Westküste ein trockener Wind ist, hüllt ihn, zumal während des Sommers, in seine verrufene Wolkenbank. Auf seinen Höhen gewähren daher die Monate Februar und März eine große Anzahl von seltenen Blumen, von schönen Zwiebelgewächsen, Heidekräutern und lange Zeit ihre lebhafte Färbung bewahrenden Immortellen (Helichrysum), zu einer Zeit, da schon vor Schluß des Frühlings, zu Ende November, die Vegetation des Flachlandes verdorrt ist. Auf den Hügeln und Bergketten, welche die westliche Küstenterrasse von der Karroo scheiden, verzögert oder verlängert sich die Vegetationsperiode: hier tritt die Hauptblütezeit im Frühlinge, in den Monaten September und October, ein. Für die Karroo selbst ist das Gemeinsame die kurze Dauer der Vegetationszeit, und daher sind denn auch diese weiten Ebenen unbewohnt und nur zu einem Sennbetriebe geeignet. Für sie ist die austrocknende Sommerhitze das Entscheidende, und sie wird durch die häufigen Gewitterbildungen während des Sommers nicht ausgeglichen. Einige Niederschläge im Winter genügen, um den Entwickelungstrieb nach langer Ruhe wieder anzufachen, aber kaum einen Monat lang steht die Karroo in Blüte und ist schon gegen Ende September wieder völlig verödet. . . . Ueberall wird demnach die Vegetation durch die Niederschläge aus dem Ruhezustande geweckt und durch eintretende Dürre unterbrochen. Nur bei gewissen, aus Europa eingeführten Gewächsen, wie bei der Eiche, fällt der Winterschlaf mit der kälteren Jahreszeit zusammen, indem ihre Belaubung sich der südhemisphärischen Periode fügt.«

An das Capgebiet schließt im Norden die Kalahariwüste, welche vermöge ihrer geologischen Verhältnisse — nicht aber aus klimatischen Ursachen — ein Vegetationsgebiet für sich bildet. Es ist, das Küstengebiet abgerechnet, nicht

regenlos, doch gibt die Kalahari im Großen und Ganzen das Bild der Sahara wieder und erzeugt nur eine äußerst dürftige, aus ärmlichen Gräsern und graugrünem Gebüsch bestehende Vegetation. Vorherrschend sind Dornengewächse, welche so dicht wuchern, daß sie ein Bewegungshinderniß bilden. Am gefürchtetsten ist der »Haakedorn«, der mit scharfen Widerhaken bewehrt ist. So nebensächlich dies erscheinen möchte, ist es gleichwohl Thatsache, daß vom Haakedorn Gefangene — vorausgesetzt, daß sie Kleider tragen — nur mit Assistenz aus ihrer Umgarnung wieder befreit werden können. Unter den Baumgewächsen der Kalahari zeichnet sich durch Höhe die Giraffenakazie aus. Auch die Olive tritt auf, aber selbstverständlich nur im wilden Zustande. Die seltsamste Pflanze dieses Wüstengebietes aber ist die Welwitschie (Welwitschia mirabilis), die übrigens weniger in der Kalahari, umso häufiger aber im Damaralande auftritt. Sie ist eine flachwachsende Pflanze, welche zur Entwickelung der »Spindel«, des Blätterträgers, viele Jahrzehnte benöthigt, dann einen Umfang von mehreren Metern, bei einer Höhe von nur wenigen Centimetern über dem Boden erreicht. An dieser Spindel haften zwei ungemein lange Blätter (2 bis 4 Meter), welche zugleich Samenlappen sind. Die Spindel ist ungemein hart, ein ungeheuerlicher Holzklotz. Die Blätter ragen nicht auf, sondern liegen auf dem Boden, meist durch Stürme in mehrere Theile zerschlitzt, wie etwa unsere Schilfblätter. Aehnlich dieser merkwürdigsten unter allen afrikanischen Gewächsen ist der Elephantenfuß, der im Capland vorkommt.

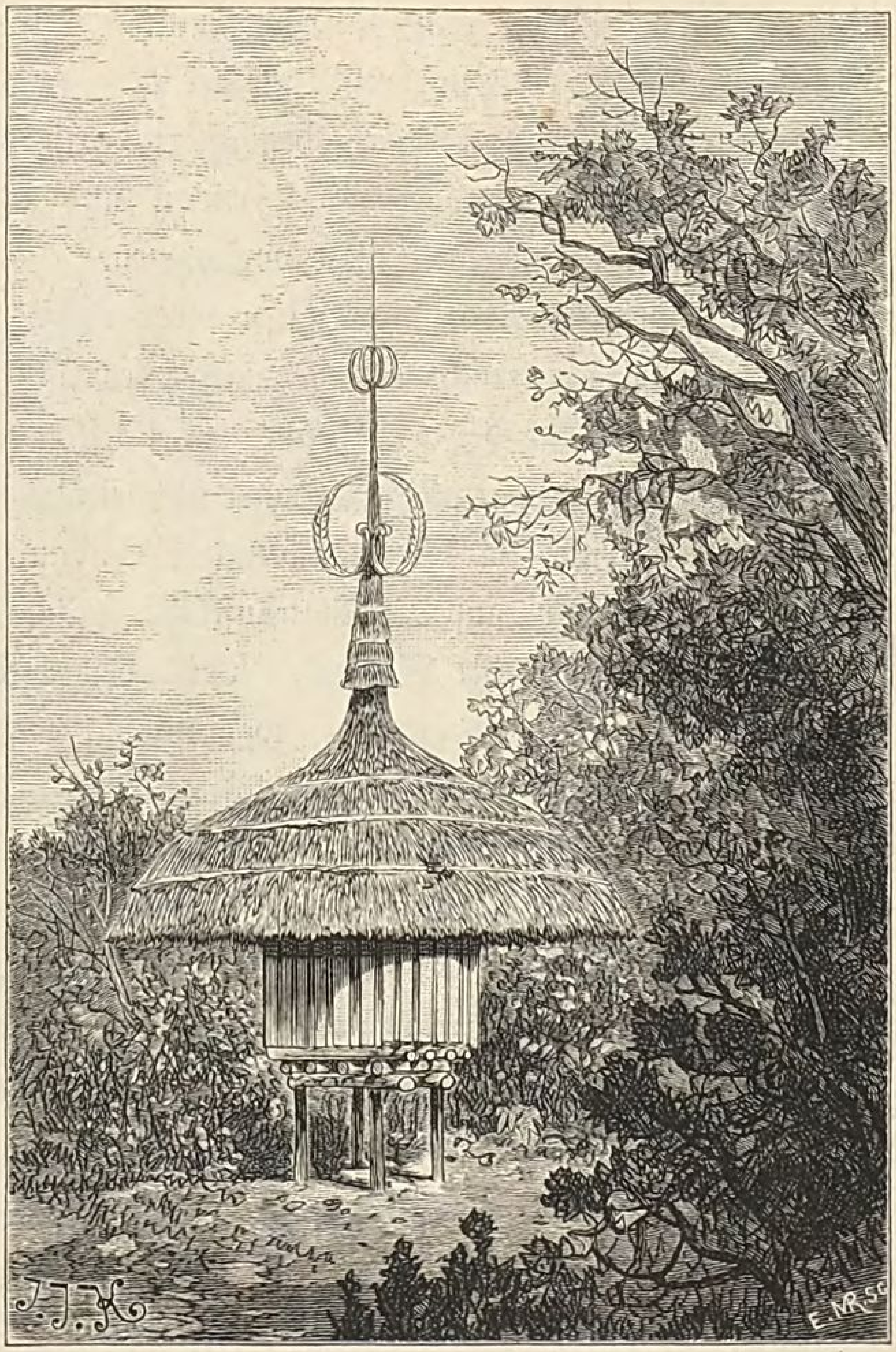
In denselben Vegetationsgürtel wie Kalahari und Capland gehört das Roggenfeld, das Zwischenglied beider Gebiete. Für dasselbe sind charakteristisch die prachtvollen Euphorbienbäume und der Aloëbaum. Letzterer ist besonders ausgezeichnet durch die Pracht seiner Blüten, was auch von den fleischig-blätterigen Mesembryanthemen gilt, von denen eine Abart — die »Hottentottenfeige« — eßbare Früchte hat. In der Nähe der Capstadt gedeiht der amerikanische Wachsstrauch in verwildertem Zustande. Eine merkwürdige Pflanze des Capgebietes ist auch das Palmiet-Schilf, welches die Eigenthümlichkeit hat, das Wasser in großen Quantitäten dadurch festzuhalten, daß sein Standort dieselben einsaugt. Aus diesem Grunde, sowie wegen der Beschattung des Wasserlaufes durch die Laubrosette, wird in den Rinnsalen auf längere Zeit hin die Feuchtigkeit erhalten, so daß dieser Pflanze die Rolle eines Wasser-

Conservators zufällt, was in dem meist trockenen und dürren Lande eine große Wohlthat ist. Die Wasserflüsse zeigen übrigens noch ein anderes Vegetationsbild: üppige Uferdickichte, meist aus Saftpflanzen gebildet, deren Festigkeit und Dichtigkeit jeder Beschreibung spottet. Auch hier ist diese enorme Triebkraft, die sich für die Menschenhand unbezwingbar erweist, eine Folge des feuchten Bodens. Durch diese Wildniß vermögen nur die starken Dickhäuter Wege zu bahnen, welche dann von den Jägern eingeschlagen werden. Begünstigt durch die Feuchtigkeit des Bodens gedeihen hier auch Farren und Lianen und andere Pflanzen, welche andernorts im trockenen Capgebiet nicht vorkommen.

Die Kalahari ist übrigens auch nicht allen Graswuchses bar. Freilich kann von geschlossenen Grasflächen nicht die Rede sein; es sind nur Inseln in der allgemeinen Wüste. Auch auf der Hochfläche jenseits (d. h. nördlich) der Karroo, ist Savannenland anzutreffen, aber man darf hierbei nicht an die Ueppigkeit derjenigen von Mittelafrika, speciell des östlichen Sudan denken. Jener Graswuchs beschränkt sich genau auf die Plateaufläche, hat aber nicht jene Bedeutung für die Viehzucht, wie die Weideebenen in den östlichen Bauern-Freistaaten. Wo der Terrassenabfall beginnt — was sowohl gegen Süden, als gegen Westen der Fall ist — hört der eigentliche Weideboden auf und tritt die Karroo an seine Stelle, von deren zeitweiliger Eignung als Viehweide weiter oben die Rede war. Im Westen sind die Plateauweiden durch den großen Fischfluß begrenzt, der aus dem Gebiete der Angra Pequena herabkommt. In der Kalahari sind die Stellen zwischen den Grasinseln meist von Kürbispflanzen bedeckt, oder von großen Massen der südafrikanischen Wassermelone, das allgemeine Nahrungsmittel der freien Thiere und der Herden.

Einen Vegetationsbezirk für sich bildet die Insel Madagascar, als »madagassische Subregion«. Wir haben bereits an anderer Stelle erwähnt, daß diese Insel, sowie die übrigen Eilande und Gruppen des Indischen Oceans zwischen Afrika und Südindien, nicht zu dem einen oder anderen Continente gehören, sondern vor Zeiten einem versunkenen Erdtheile angehörten, dermalen also als Reste dieses ehemaligen Continents »Lemuria« zu betrachten sind. Demgemäß sind auch die Organismen der großen Insel Madagascar wesentlich verschieden von denen des benachbarten Afrika. Im localen Sinne üben die topographischen Verhältnisse bedeutsamen Einfluß. Namentlich sind es die hohen Parallelketten,

welche als klimatische Scheidelinie zwischen Osten und Westen eine Rolle spielen. Die größte Erhebungsmasse befindet sich im Norden und Osten der Insel, wo das gewaltige Hochland ohne wesentliche Zwischenformen sich aufbaut. Gegen



Kornspeicher der Niam-Niam (s. S. 858).

Westen fällt das centralmadagassische Gebirgsmassiv in Stufen ab, gegen Süden geht es in flaches Gestadeland über.

Wälder finden sich vorwiegend an den Uferniederungen der Ostküste, welche regelmäßigen Niederschlägen ausgesetzt ist. Ihre Formen verrathen, nach Grise-



A. Hartleben's Verlag
Kartogr. lith. Anst. v. G. Freytag Wien



Die Schlacht bei Tel el Kebir.

bach, theils afrikanischen, theils asiatischen Ursprung; an den Sudan erinnern die überall vorkommenden Akazien, an den indischen Archipel die Pandanusform und die Casuarinen. In der Palmenvegetation zeigen sich afrikanische und indische Formen, dann eine dem Lande eigenthümliche Rohrpalme. Vorherrschend ist eine Art Sagopalme, die gleichfalls zu einem indischen Typus gehört. Dazu gesellen sich indische Farren und gewaltige Lianen, welche namentlich in den Bergwäldern überwuchern. An der Küste aber hat sich der Wald allmählich gelichtet, aus Bedürfniß nach Culturboden, der aber lange nicht in dem Umfange urbar gemacht wird, als niedergebrannte Waldstrecken sich vorfinden. Diese sich selbst überlassenen Einöden entwickeln unter der Triebkraft des feuchten, sozusagen »indischen Klimas«, sumpfige Dickichte, welche ebenso gesundheitsschädlich, als infolge der in diesen Dschungeln hausenden Krokodile lebensgefährlich sind. In solchen Dickichten tritt mit Vorliebe eine Ravenala — der »Baum der Reisenden« — auf, ein Pisang, der nur dieser Insel eigenthümlich ist, dann die sogenannte »Gitterpflanze«, deren Blätter netzartig, wie ein feines Gewebe, durchbrochen sind.

Was die übrigen Inseln des Indischen Oceans anbetrifft, wäre zu erwähnen, daß sie Vegetationstypen aufweisen, welche ihnen durchaus eigenthümlich sind. Einige Formen weisen auf Indien, andere auf Afrika. Dies gilt zunächst von den beiden Maskarenen Bourbon und Mauritius. Den Seychellen ist die merkwürdige See-Cocospalme eigenthümlich, eine Palmenart, welche die einst mythische »Meernuß« hervorbringt. Diese Frucht fand man früher nur als Angespüle der See, oder schwimmend, und kannte ihre Heimat nicht. Ungeheure Preise wurden dafür gezahlt. Seitdem man die Heimat dieser Frucht kennt, verlor diese selbst bald ihren Wert. Die See-Cocospalme ist übrigens dem Aussterben nahe.

Was schließlich die Atlantischen Inseln anbetrifft, gehören die Canarien und Madeira einem gemeinsamen Vegetationsgebiete an, welches sich demjenigen der Mittelmeerregion nähert; doch sind auch manche Formen diesen Inseln eigenthümlich. Anderseits sind einheimische Typen wieder verschwunden und haben europäischen Platz gemacht. Tropische Pflanzen überwiegen, wie der Mango, die Anone und der Gujavabaum, die Pisange, Granaten und Caruben u. A. Daneben finden sich unsere mittel- und südeuropäischen Obstfrüchte. Für Madeira

typisch ist der merkwürdige Drachenbaum, welcher zu der Sippe der Lilienbäume gehört. Lorbeer- und Kastanienwälder erinnern an die Mittelmeerregion. Die Palme fehlt aber fast ganz und tritt nur in einzelnen Exemplaren in Gärten auf, während sie auf den, dem afrikanischen Continente so nahe gelegenen Canarien sehr häufig ist. Von ebenda ist die Tamariske eingewandert. Im Allgemeinen ist der Waldreichthum auf den Canarien ein sehr bedeutender und der Pic von Teneriffa ist in diesem Sinne durch Humboldts Schilderung weit berühmt geworden. Im Großen und Ganzen zeigt die Vegetation der Canarien afrikanische Formen in den niedergelegenen Strichen, die Typen des Mittelmeeres in den Berggegenden.

Von den Capverden ist zu bemerken, daß sie in Bezug auf die einheimischen Pflanzen dem Vegetationsgebiete der vorstehend behandelten Inseln angehören, hinsichtlich der eingewanderten Pflanzen aber mit Afrika verknüpft sind. Grisebach macht auf diese scheinbar widersprechende Erscheinung aufmerksam, und begründet sie mit der geographischen Lage und dem Klima der Inselgruppe.... Was schließlich die oceanische Insel St. Helena anbetrifft, besaß sie vor Zeiten eine durchaus eigenthümliche Flora, von der nur mehr wenig vorhanden ist.



Das Thierreich.

Man macht sich keiner Uebertreibung schuldig, wenn man Afrika mit einem ungeheuren Thiergarten vergleicht. In den Forschungsreisen spielt die Jagd fast immer eine hervorragende Rolle; in manchen Werken, wie jene Brehms, Samuel Bakers, Holubs, sind lange Capitel mit Mittheilungen über Wild und Jagd, Jagdabenteuer und dergleichen gefüllt. Serpa Pinto, Livingstone, Stanley verschmähen nicht, in ihre wissenschaftlichen Untersuchungen weidmännische Episoden einzuflechten und dieser Art den trockenen Stoff zu beleben. Manche afrikanischen Gebiete — Algier, Nubien, der östliche Sudan, Abessinien — bilden die Ausflugsziele europäischer Nimrods von Stand und Rang, und die letzteren Gebiete sind der unerschöpfliche Wildpark, aus denen europäische Thiergärten und Arrangeure von zoologischen Schaustellungen à la Hagenbeck ihren Bedarf bestreiten. Hiebei handelt es sich freilich immer um Thiere höherer Ordnung; die Wissenschaft hat sich aber auch der nieder organisirten Lebewesen im Dunklen Erdtheil angenommen und auf diese Weise das reiche, vielgestaltige animalische Leben jenes Continents zu einem übersichtlichen Bilde gestaltet.

Für unsere Zwecke, welche nicht mit den Ergebnissen der exacten Wissenschaft zu rechnen haben, dürfte es genügen, nur das Thierleben als solches in großen Zügen vorzuführen. Wir beginnen mit Aegypten und wollen von hier nilaufwärts wandern, zunächst in die gesegneten Jagdgründe Nubiens und des östlichen Sudan. Aber nicht das Jagdwild allein soll uns beschäftigen. Ein Agriculturland, wie beispielsweise Aegypten, besitzt der nützlichen Hausthiere genug, um sie nicht stillschweigend zu übergehen. Das wichtigste derselben — und dies nicht nur für Aegypten, sondern für die ganze nördliche Hälfte des Erdtheiles, besonders des Saharagebietes — ist das Kameel, nächst der Dattelpalme das nützlichste Naturproduct jener Region. Es wäre überflüssig, über den Werth dieses Last- und Reitthieres viel Worte zu verlieren. Der Hinweis auf die Thatsache, daß das Verschwinden des Kameels den ganzen Verkehr in Nordafrika lahm legen würde, genügt, um den Nutzen des Thieres zu kennzeichnen. Freilich ist dasselbe mit dem Islam, speciell mit den Arabern, erst in Afrika eingewandert; im Alterthume scheint man sich des Kameels gar nicht bedient zu haben. Die Phönikier kannten es in ihren Colonien nicht; dagegen war damals am Nordrande von Afrika der Elephant vertreten, der dortselbst — oder richtiger im Hinterlande — einheimisch war und im Laufe der Zeit ausgestorben ist, ein Beweis, daß die Natur im nördlichen Saharagebiete erst in verhältnißmäßig naheliegender Zeit sich verändert hat.

Nächst dem Kameele ist in Aegypten der Esel das nützlichste Thier. Das Pferd spielt hier nur eine untergeordnete Rolle. Hieran reihen sich Büffel, Schaf und Ziege, während das Rindvieh nicht besonders gedeiht und von Seuchen zu leiden hat. Hunde und Katzen sind nicht in dem Sinne Hausgenossen wie bei uns und führen ein vom Menschen mehr unabhängiges Leben. An Raubthieren sind zu nennen: die gestreifte Hyäne, der Schakal, der Nilfuchs und der langohrige Fenek oder Wüstenfuchs; der gefährlichste Feind der Hühnerställe und Taubenkobel ist das räuberische und gefräßige Ichneumon. Manche Thierarten, wie das Stachelschwein, das Flußpferd, Affen u. s. w. sind aus dem eigentlichen Aegypten verschwunden. An zahmerem Jagdwild findet sich vor: der Hase, die Gazelle, der Sumpfluchs und die Falbkatze, welch letztere in Nubien heimisch ist und für die Stammutter der unterägyptischen Hauskatze gilt. Ratten, Feld- und Hausmäuse gibt es im Ueberfluß. Die Grotten,

Gräber und Höhlen des Nilthales, sowie seine Tempelhallen wimmeln von Fledermäusen, unter welchen sich auch der Vampyr vorfindet, der aber nicht der Blutsauger ist, als welchen uralte Fabeln ihn bezeichnen, sondern sich mit der einfachen Dattelkost begnügt.

Besonders reich ist Unterägypten an Wasserwild. Sein Tummelplatz ist hauptsächlich der große, zum Theil brackische Menzalehsee westlich des Suezcanals; diese weite Wasserwüste ist ein wahres Eldorado für Jäger. Des Gewimmels ist kein Ende und der Horizont ist in fortwährender Bewegung. Da drängen sich Schaaren von Flamingos auf niederer Sandbank zusammen, daneben klappern Hunderte von Störchen im Röhricht. Breite Colonnen von Pelikanen durchsteuern die graugrüne Flut, indeß ihnen zu Häupten ein Zug herrlicher Reiher von einem Ende der Sumpf- und Wasserwildniß zum anderen zieht. Allerorts klapperts, pfeifts und raschelts; die Luft ist dampferfüllt, und im röthlichen Nebel schaukeln fern am Horizonte zart befiederte Palmenkronen mit den Wolken unzähliger Nilgänse darüber. Zuweilen schwingt sich über all diese gefiederten Legionen ein Seeadler, und an Beute kann es ihm nicht fehlen. Er wird zum Würger unter dem wehrlosen gefiederten Völkchen, das ja am Ende gleichfalls erbarmungslos unter den Milliarden von Fischen aufräumt, welche die meilenbreiten brackigen Tümpel des Menzalehsees bevölkern. Bei 50.000 Pfund Fische sollen hier täglich vom Vogelwild verspeist werden; und dennoch ist der Fischfang so ergiebig, daß die Regierung jährlich einen Pachtschilling von über $1^1/_2$ Millionen Francs einnimmt. Am lebhaftesten geht es hier in den Morgenstunden zu. Beim röthlichen Schein der Dämmerung gleiten Schatten über dem Wasserspiegel hinweg. Es sind vorüberziehende Vogelschaaren. Wo das Rohr am dichtesten ist, klappern die Störche. Eine Strandlache vor uns scheint wie von schmutzigem Schnee ausgefüllt. Dort tummeln sich Tausende von Pelikanen. Auf einzelnen Rohrstengeln schaukeln zahllose Seeschwalben, während über eine weitgedehnte Seegraslache Möven im wilden Gedränge flattern. Wie das volle Sonnenlicht einfällt, ist die ganze Wassermasse in Bewegung. Reiher schweben in langen Zickzacklinien empor und verschwinden im blauen Luftocean. Es sind Seidenreiher, Fischreiher und Kuhreiher. Nilgänse sind selten, der einst heilige Ibis ist gänzlich verschwunden. Um die Liste voll zu machen, nennen wir noch den Singschwan, Löffelreiher und Flamingo.

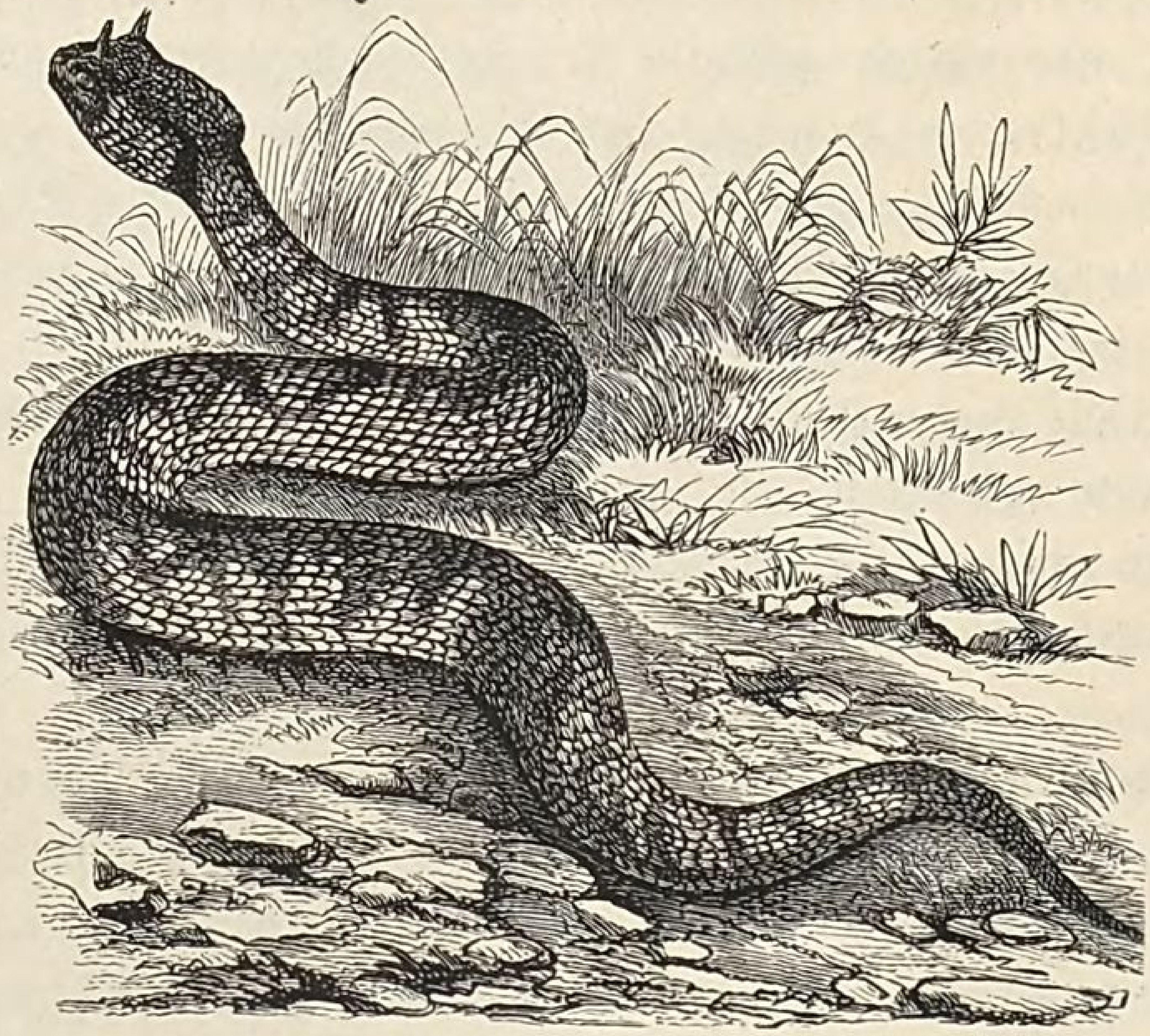
Aus der Vogelwelt sind noch zu erwähnen: Haubenlerche, Schwalbe, Bachstelze, Flughuhn, Wachtel, Nachtigall, Wiedehopf, Sperling, dann Edelfalken und mehrere Geierarten, welch letztere im gewissen Sinne die Sanitätspolizei ausüben, indem sie alles Aas fortschaffen. Sie sind dieserhalb sehr nützliche Thiere und werden nicht verfolgt.... Dagegen gibt es keinen Schutz gegen Ungeziefer aller Art. Ameisen, Heuschrecken und Stechmücken eröffnen den Reigen, Wanzen, Läuse, Scorpione, Taranteln und Tausendfüße schließen ihn. Von den vielen Käferarten ist der kugelbildende Mistkäfer mit dem »heiligen Pillenwälzer« (Scarabäus) der Alten identisch. Aegypten ist außerdem die Heimat zahlreicher Schlangen. Außer der Schildviper und der Brillenschlange ist die sehr giftige Hornviper die gefürchtetste. Unter Tags im Sande gänzlich verborgen, nur zeitweise mit dem gehörnten Kopfe aus dem Sande emporschauend, schleicht sie des Nachts mit Vorliebe zu den Lagerfeuern der Reisenden und Jäger. Die durch ihren Biß und die tödtliche Wirkung ihres Giftes gefürchtete Schlange erreicht eine Länge von 65 bis 70 Centimeter und kennzeichnet sich auf den ersten Blick als ein Kind der Wüste, wie ihr eigentlicher Verbreitungsbezirk auch thatsächlich die ganze nördliche Sahara ist. Die Färbung des Sandes ist auf ihrem Schuppenkleide gleichsam wiedergespiegelt. Ein mehr oder minder lebhaftes, bläulich überflogenes Gelb ist die Grundfärbung; die Zeichnung besteht aus braunen oder rothbraunen Querflecken. In Folge der in schrägen Reihen stehenden, bei lebhafterer Bewegung sich reibenden Schuppen auf der Rückenmitte verursacht ihr Kriechen ein Geräusch. Ihre spärliche Nahrung besteht aus Mäusen, Eidechsen und hie und da aus Vögeln, die sich unvorsichtiger Weise überraschen lassen; doch ist sie im Stande und wird auch zuweilen in die harte Nothwendigkeit versetzt, wochen- ja monatelang zu hungern und zu dürsten. Wenn es der Boden irgendwie gestattet, wühlt sich die Viper mit dem ganzen Leib in den Sand, so daß nur die Augen und die beiden Hörnchen sichtbar sind. Aber selbst dann, wenn der Sand sie nicht gänzlich bedeckt, verschwindet sie den Blicken vollständig, so daß selbst das schärfste Auge sie nicht wahrnimmt, wenn es nicht zufällig auf die Stelle hingelenkt wurde. Den Arabern, die nur mit Sandalen beschuht durch die Wüste wandern, wird sie deshalb im hohen Grade gefährlich.

Die Wüstenstriche Aegyptens bilden gewissermaßen die Uebergangszone zu der Thierwelt der Sahara. Sie ist, vermöge der Natur dieses Gebietes, keine

reichhaltige. Große, reißende Thiere kommen nicht vor, wohl aber die kleineren und zwar strichweise in der Nähe der Oasen, oder in jenen mit einiger Vegetation bedachten Oertlichkeiten, wo sie die Bedingungen zu ihrer Fortexistenz finden. Umso reicher ist die Wüste an gefährlichem Ungezifer. Außer der bereits genannten Hornviper, ist in erster Linie der Scorpion anzuführen. Man kennt drei Arten: der schwarze Scorpion, dessen Stich immer gefährlich, im Hochsommer, bei Vernachlässigung der Stichwunde fast jederzeit tödtlich ist; der schwarze getüpfelte tunisische und der gelbe Scorpion, deren Stich wohl schmerzhaft, aber weniger gefährlich ist. An den Lagerfeuern finden sich gerne Tausendfüßler ein. Harmloser sind die zahlreichen Echsen, deren man auf dem Marsche ansichtig wird. Der häufigste derselben ist der Skink, der bei der Annäherung von Menschen mit geradezu verblüffender Gewandtheit sich in den Sand eingräbt und im Verlaufe von wenigen Augenblicken 5 bis 8 Meter durchwühlt. Die Araber stellen ihm sehr nach, da er ebenso als Arznei wie als Nahrungsmittel geschätzt ist. Zu letzterem Zwecke wird der Skink geröstet, oder es wird der enthauptete Leichnam zu Pulver zerstoßen, mit Datteln zu einem Teige geknettet und dieser in Ledersäcke gefüllt, um an die Karawanen verkauft zu werden.

Sonst ist es ziemlich einsam in der Wüste. »Ab und zu — schreibt J. Chavanne — kreuzt eine Wildkatze unseren Weg, das traurige, kreischende Krächzen eines vereinzelt über die Todeslandschaft irrenden Raben lockt unsere Genossen stets aus dem Zelt, und auf der Route sind sie nicht vom Flecke zu bringen, denn der Rabe gilt ihnen als Wahrsager, als Prophet, dessen Erscheinen je nach der Höhe seines Fluges, seinem Gekrächze, als schlimme oder gute Vorbedeutung angesehen wird. Kleine Felssperlinge von graugelber Färbung verirren sich zuweilen in unsere Nähe, vergeblich warten wir auf deren Gezwitscher; in diesen Einöden haben sie scheinbar ihre Stimme verloren. Des Raben und ihre Nahrung sind die an den etwas feuchteren Stellen, besonders in der Nähe der Brunnen häufigen Rothkäfer und andere Insecten, unter welchen kleine, rothe, hartleibige und glatte Wanzen eine empfindliche Plage für den Reisenden sind, die mit ihrem langen Saugrüssel selbst die Wolle des Oberkleides durchdringend, empfindliche Schmerzen bereiten; die gewöhnliche Fliege, eine rothe, große Ameise und ein vorwitziger Nachtfalter sind die weiteren Ruhestörer

bei Tag und bei Nacht....« Eine besondere Erwähnung verdient der Fenek oder großohrige Wüstenfuchs. Wie alle Wüstenthiere, zeichnet sich auch dieser Fuchs durch sein Haarkleid aus. Das Kleid der Wüstenthiere hat nämlich mehr oder weniger immer die Färbung des Bodens; der Leib ist verhältnißmäßig klein, dabei aber äußerst zierlich und leicht gebaut und deshalb zur schnellsten Bewegung und überraschendsten Ausdauer befähigt. Sämmtliche Wüstenthiere besitzen überdies eine Schärfe der Sinne, wie sie in solcher Entwickelung nur

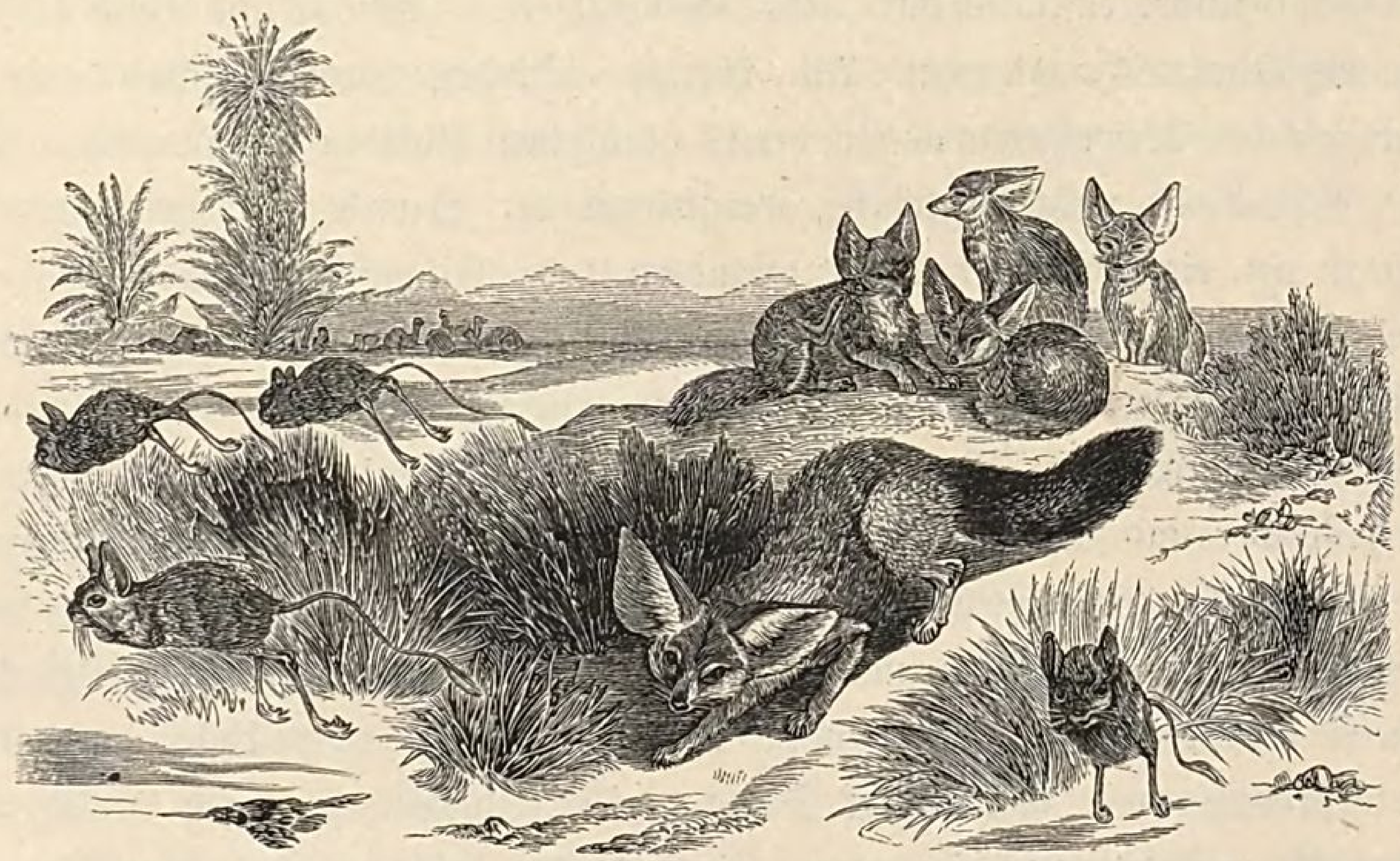


Die gehörnte Viper (Cerastes aegyptiacus).

bei wenigen anderen Geschöpfen gefunden wird, und allen endlich wohnt ein fröhlicher Geist inne, eine Liebe zur Freiheit und Genügsamkeit ohne Gleichen. Die Lebensbedingungen, denen diese Thiere unterworfen sind, verleihen letzteren die nöthige Behendigkeit und Ausdauer, und Schärfe der Sinne, um auch das Wenige wahrzunehmen, was sich ihnen als Nahrung darbieten kann. Der Fenek ist der kleinste aller Füchse, aber ungemein lebendig, schlau und geschickt. Er ist ein meisterhafter Gräber und seine Vorderläufe arbeiten bei diesem Geschäfte so rasch, daß man den Bewegungen derselben mit den Augen nicht folgen kann..... In den Felslöchern und Spalten des Tasili fristet ein anderes, unserem Murmel-

thiere ähnliches Säugethier — von den Tuareg Akaokao genannt — sein Leben, sich von dem spärlichen Laub der wenigen Bäume nährend.

In der Vorwüste und in den mimosenreichen Wadis der Steppenzone, in den Alpenlandschaften der Sahara und selbst auf der Hammada kreuzt der Pfad des Wanderers sehr oft jenen der Gazellen. Ihr größter Feind ist der Mensch, denn ihr Fleisch ist eine gesuchte leckere Kost; aber auch der Panther, der Hyänenhund, der Schakal und der Wüstengeier stellen ihr beharrlich nach. »Der Anblick eines Gazellenrudels in der Wüste ist so reizend, so anmuthig,



Wüstenfuchs (Fenek) und Springmäuse.

daß die Dichter des Orients seit alten Zeiten ihn mit aller Glut ihrer Seele besungen haben. Selbst der Fremdling aus dem Abendlande, welcher sie in Freiheit sieht, muß es verstehen, warum gerade sie dem Wüstensohne, dem Morgenländer als ein so innig befreundetes Wesen erscheint, denn auch über ihn kommt, wie Brehm sich so treffend ausdrückt, ein Hauch jener Glut, welche zu den feurigsten Lobliedern dieses Thieres die Worte läuterte und die Reime flüssig werden ließ. Das Auge, dessen Tiefe das Herz des Beduinen erglühen macht, vergleicht er mit jenem der Gazelle; den schlanken, weißen Hals, um den sich seine Arme ketten in trauter Liebesstunde, weiß er nicht schmückender zu bezeichnen, als wenn er ihn jenem der Gazelle gleichstellt. Der fromme Marabut

in Tholba findet in der zierlichen Tochter der Wüste ein sinnlich wahrnehmbares Bild, um des Herzens Sehnsucht nach dem Erhabenen verständlich zu machen. Für die schönsten Reize des Weibes nach morgenländischem Begriffe hat der Dichter des hohen Liedes nur den einen Vergleich: sie sind wie zwei junge Gazellenzwillinge, die unter den Rosen weiden, die Dichter der Wüste werden nicht müde, sie zu preisen.«

Hausthiere kommen im Saharagebiete selbstverständlich nur in den Oasen vor. Aber sie finden sich auch hier in nicht übergroßer Anzahl. Außer dem Kameel gehört eigentlich nur noch das Geflügel — Hühner und Tauben — zu den eigentlichen Hausthieren. Alle übrigen: Rinder, Ziegen, Schafe und Esel sind mit den Bewohnern aus anderen, nördlichen Strichen eingewandert. Auch das Pferd ist nicht zu häufig, desgleichen der Hund. Bedeutend mannigfaltiger ist die Thierwelt in den Ländern des afrikanischen Nordrandes. Die Vogelwelt Tripolitaniens ist in vieler Beziehung mit derjenigen der nördlichen Mittelmeerländer gleich. Am reichsten damit bedacht ist das Gartenland des Hochplateaus von Barka, wo es von Singvögeln wimmelt. Hier sind auch Rinder und andere Hausthiere in großer Zahl vertreten und bilden den Reichthum der Bewohner. Dagegen ist Jagdwild seltener. Im Atlasgebiete sind Raubthiere nicht selten, namentlich Löwen und Leoparden im algerischen Theile desselben; seltener treten sie in Marokko auf, über dessen animalische Naturproducte wir an anderer Stelle berichtet haben. Dagegen ist hier das Ungeziefer (Scorpione, Taranteln, Tausendfüße) zahlreich, und die Wanderheuschrecke richtet furchtbare Verwüstungen an.

Alle bisher besprochenen Gebiete sind nicht eigentlich die wahren Repräsentanten des afrikanischen Thierlebens. Mit dem Eintritte in den Sudan aber betreten wir jenen früher erwähnten ungeheuren Thiergarten, der bis zur Südspitze des Continents reicht und auf der ganzen Erde seines Gleichen nicht hat. Gleich der mittelafrikanischen Flora, tritt auch die Fauna hier in Riesenexemplaren auf: Elephant, Nashorn, Nilpferd, Strauß und Giraffe. Nach Wallace ist die Thierwelt der äthiopischen Region von Afrika charakteristisch durch seine eigenthümlichen Säugethierfamilien (Fingerthiere, Goldmaulwürfe, Flußmarder, Frettkatzen, Zibethhyänen, Flußpferde, Giraffen, Erdferkel), sieben eigenthümliche Affenarten (darunter Gorilla, Schimpanse, Meerkatze und Teufelaffe),

außerdem neun Gattungen von Lemuren (Halbaffen). Hervorzuheben sind noch dreizehn eigenthümliche Mäusegattungen. Hierzu gesellen sich die starken, gefährlichen, reißenden Thiere, wie: Löwen, Leopard; dann Elephant, Büffel, Hyäne, verschiedene Arten von Zebra, Antilopen, Stachelschweine, Schuppenthiere. W. Thomé bemerkt: »Die Besonderheit der Fauna tritt in ein noch helleres Licht durch die Abwesenheit gewisser Gruppen, welche sonst in aller Welt vorherrschen, eine Abwesenheit, die wir uns erklären können durch das während langer Epochen andauernde Vorhandensein von Schranken, welche den größten Theil Afrikas von dem Rest der Erde abtrennten. Diese Gruppen sind Bären, Maulwürfe, Kameele, Hirsche, Ziegen und Schafe, denen sich die Gattungen Wildochsen und Wildschweine anreihen. Wenn wir das höchst auffallende Fehlen der erwähnten Gruppen mit dem nicht weniger auffallenden Vorkommen der anderen zusammenhalten, so scheint es kaum möglich eine Region zu finden, welche sich durch ihre ganze Säugethiergesellschaft schärfer von dem übrigen Theile der Erde abtrennt, als diese ....« Trotz des reichen Vorkommens dieser Säugethierarten wäre es aber ein Irrthum, anzunehmen, man sei in jener Region unausgesetzt von reißenden Thieren umgeben. Sowie der »König der Wüste« ein durch Gedankenlosigkeit entstandener Titel für den Löwen ist, der diese Wüsten nicht aufsucht, weil er dortselbst einfach verhungern müßte, ebenso eigenthümlich wird die Vorstellung verbreitet, als wäre das Leben in der äthiopischen Region Afrikas ein beständiger Kampf mit Raubthieren.

Immerhin sind gewisse Striche im Sudan, in Central- und Südafrika die reichsten Jagdgebiete der Erde. Wie wir es mit diesen zu halten haben, wissen wir aus den Schilderungen Heuglins, Brehms, Russeggers, Bakers, Livingstones, Mohrs und Holubs, zahlreicher anderer Afrikareisender, die nur der Jagd wegen jene entlegenen Gegenden aufgesucht haben und immer wieder aufsuchen, gar nicht zu gedenken. Am besten unterrichtet sind wir in dieser Beziehung über das Thierleben in Nubien, Abessinien und im östlichen Sudan. Auf welche Art die Jagd in der Pflanzen- und Wasserwildniß am Atbara und Setit betrieben wird, und welche aufregende Abwechslung, bei beständiger Lebensgefahr, sie bietet: das wissen wir erst aus der hochinteressanten Jagdcampagne, welche in den Sechziger Jahren Sir Samuel Baker, der unerschrockene Pionnier im »ägyptischen Sudan«, zu bestehen hatte. Baker, ein gewaltiger Jäger vor dem

Herrn, der auf Ceylon etwa hundert Elephanten geschossen hatte, war wie geschaffen zu dem äußerst strapaziösen und gefährlichen Sport. Und einer eisernen, schneidigen Natur bedurfte es in erster Linie, um den Eingeborenen, welche durch ihre Kühnheit selbst den an grausige Abenteuer gewöhnten Engländer in Erstaunen setzten, zu imponiren. Allen voran in dieser Richtung sind die Araber vom Stamme Homran in dem zu Abessinien gehörenden Lande der Basen. Sie greifen alle wilden Thiere: Rhinoceros, Flußpferd, Elephant, Büffel u. a. mit der blanken Hiebwaffe, dem Schwerte, an. Hiernach haben sie denn auch ihren Namen: Aggadshirs, was so viel wie »Schwertjäger« bedeutet. In ihrer Gesellschaft kann selbst der zaghafteste Europäer sich sicher fühlen; die Klinge des Schwertes ist zweischneidig und hat einen Griff in Kreuzform. Dieser bietet durch die Parirstange der Hand einigen Schutz. Die Klingen, welche seltsamer Weise ausschließlich Solinger Fabricat sind und über Aegypten nach Innerafrika gelangen, sind hochgeschätzt. Die Klingen sind etwa 3 Schuh lang, durchschnittlich nicht ganz zwei Zoll breit und scharf wie Rasirmesser.

Der Schwertjäger jagt, da er zu arm ist, um sich den Luxus eines Pferdes vergönnen zu können, zu Fuß. Dabei kommen ihm neben der zuverlässigen Waffe in erster Linie doch wohl seine Unerschrockenheit und affenartige Gewandtheit zu statten. Will der Aggadshir beispielsweise einen Elephanten erlegen, so schleicht er sich an das Lager des Ungethüms an, etwa um die zehnte oder zwölfte Vormittagsstunde, wo es gemächlich auf der Erde schläft. Die Aufgabe des Jägers besteht zunächst darin, mit seinem Schwerte den auf dem Boden ausgestreckten Rüssel zu treffen. Gelingt der Hieb, bevor das Thier erwacht, dann ist es verloren, denn die Verblutung führt unfehlbar zum Tode in den nächsten zwei, drei Stunden. Schwerer und gefahrvoller ist eine andere Art, des Riesen Herr zu werden. Befindet sich nämlich der Elephant in Bewegung, so attaquiren ihn mehrere Aggadshirs vom Flecke weg mit gezückten Schwertern. Die Hauptaufgabe ist, ihm von rückwärts beizukommen, denn in diesem Falle vermag ein einziger, wohlangebrachter Hieb die Sehne eines der Hinterbeine zu durchhauen, worauf gleichfalls die tödtliche Verblutung eintritt.... Wie uninteressant erscheint gegenüber dieser Art von Elephantenjagd diejenige mit dem weittragenden Percussionsgewehre! Zwar bedarf es in diesem Falle eines keineswegs gewöhnlichen Muthes. Zudem wirkt eine dem afrikanischen Elephanten in

die Schläfengegend beigebrachte Kugel nicht tödtlich, wie es beim indischen der Fall ist. Erscheinen einzelne Exemplare auf dem Kampfplatze, dann ist der Spaß noch immer ohne Risico. Anders, wenn eine ganze Herde aus dem Dickicht bricht, mit weithin schallenden Trompetentönen, die sie gleichsam als Angriffssignal von sich geben. In solchen Fällen ist die Assistenz der Aggadshirs unerläßlich, da die Kampftaktik dieser Tollkühnen darin besteht, die Herde zu trennen und den ganzen Act



Wüsten-Gazelle.

in Einzelkämpfe aufzulösen. Gleichwohl sind Fälle vorgekommen, daß vier bis fünf Kugeln, sämmtlich in den Kopf des Elephanten gejagt, das Thier nicht kampfunfähig machten, sondern erst der entscheidende Streich des Aggadshirs mit seiner furchtbaren Hiebwaffe.

Harmloser, wenngleich mehr Geduld und Scharfsinn erfordernd, gestaltet sich die Jagd auf Giraffen. Da die Natur diesem schönen gazellenäugigen Thiere die Vertheidigungswaffe versagt hat, gab sie ihm hiefür als Ersatz ein ungemein scharfes Auge und eine noch schärfere Witterung. Ihrer Schwäche

bewußt, sind die Giraffen überdies ungemein scheu, vorsichtig und flüchtig. Die Schnelligkeit ihrer Bewegung ist erstaunlich; sie wird von keinem Pferde, ja nicht einmal vom Rhinoceros, dessen rasender Lauf der Schrecken aller Jäger ist, übertroffen. Die Giraffe kann daher nicht in einem Kampfe erlegt, sondern muß angeschlichen und gewissermaßen überrumpelt werden. Nun befindet sich aber das Thier im Vortheile, durch seinen ungemein langen Hals, auf dem der kleine Kopf sitzt, weite Strecken zu überblicken, ohne selber gesehen zu werden. Oft ist der Weideplatz ein Baum- oder Gebüschhügel, zwischen dessen Lichtungen das Thier nach seinen Nachstellern ausblickt. Die scharfe Witterung ermöglicht ihm überdies, rechtzeitig der Gefahr zu entrinnen. Alle diese Umstände machen es erklärlich, daß die Giraffe nie unter 500 Schritte Entfernung zum Schusse kommt, und die Jagd des Thieres zu den strapaziösesten, häufig auch erfolglosesten Vergnügungen dieser Art gehört.

Da gestaltet sich die Sache bei einem anderen Wilde, dem scheußlichsten aller Dickhäuter und vorsündflutlichen Ungethüme: dem Flußpferde, wesentlich anders. Schon der Anblick dieses kolossalen Thieres mag hohe Anforderungen an die Nerven eines europäischen Jägers stellen. Die Jagd ist äußerst lästig und gefährlich. Der erste Schritt gilt allemal der Untersuchung des »Pfuhles«, in welchem sich das Thier entweder einzeln oder in Rudeln aufhält. Erblickt das Thier den Jäger, so gibt es einen schnarrenden, trompetenartigen Ton von sich, worauf ein infernalisches Gebrüll folgt. Dieser Moment, in welchem das Thier kampfbereit auf der Stelle verharrt, ist der geeignetste, um den Angriff zu beginnen. Die erste Kugel treibt das Thier gewöhnlich in die Flucht; es stürzt ins Wasser, bäumt und überschlägt sich, wobei es förmliche Schaumwolken und Wassersäulen aufwirft. Unter solchen Umständen läßt sich eine zweite Kugel schon viel schwerer anbringen; es bedarf aber deren mindestens fünf, um dem dickhäutigen Thier den Garaus zu machen. Hierbei darf der Jäger seine Umgebung keineswegs aus dem Auge lassen, denn während er sich mit seinem unmittelbaren Gegner zu schaffen macht, kann es sich leicht treffen, daß ein Rudel von fünf, sechs und mehr Flußpferden den gemeinschaftlichen Pfuhl verläßt und unerwartet auf dem Kampfplatze erscheint.

Auch in der Jagd des Flußpferdes zeigen die Eingeborenen eine erstaunliche Geschicklichkeit. Ihre einzige Waffe zu dieser Jagd ist die Harpune, eine etwa

schuhlange Stahlspitze mit starkem Widerhaken. Die Harpune sitzt an einem klafterlangen Bambusstabe, woran ein 20 Klafter langes Seil befestigt ist. Der Jäger hält und führt nur die Harpune, nicht aber den Strick, an dessen anderem Ende ein sogenannter »Schwimmer«, ein Holzklotz von großer Leichtigkeit, sich befindet. Daß es einer außergewöhnlichen physischen Kraft bedarf, um dem dickhäutigen Thiere die Harpune in den Leib zu treiben, versteht sich von selbst. Diese Kraft und die zu ihrer Ausübung nothwendige Unerschrockenheit und Sicherheit setzen aber noch lange nicht so sehr in Erstaunen, wie die beispiellose Sorglosigkeit, mit der die Jäger, einmal im Kampfe mit einem Flußpferd begriffen, die Gefahr, die ihnen durch die Anwesenheit von anderen reißenden Thieren, zumal von Seite der Krokodile droht, ignoriren. Der Flußpferdjäger läßt eben ungern die ihm in Aussicht stehende Beute fahren. Er gewinnt damit eine Masse des wohlschmeckendsten Fleisches, über 200 Pfund Fett, und aus der Haut kann er hundert bis zweihundert Peitschen verfertigen. Im Oriente sieht man unzerstörbare, oft mit Silbergriffen versehene Hetzpeitschen in allen Bazars.

Der gefährlichste unter allen afrikanischen Dickhäutern ist das grimmige Rhinoceros, welches namentlich in den Mimosenwäldern des oberen Setit äußerst zahlreich anzutreffen ist. Das Thier ist bei den Eingeborenen noch gefürchteter als der Löwe. Es wittert außerordentlich weit seinen Feind, den es dann ungesäumt aufsucht. In der Ruhe liegt es im üppigsten Dickicht verborgen, und bricht, heimtückisch genug, erst in dem Augenblicke aus dem Verstecke, wenn der Jäger bis auf wenige Schritte sich genähert hat. In der Verfolgung oder im Angriffe zeichnet sich das Rhinoceros durch seine ganz unglaubliche Schnelligkeit aus. Baker und einige seiner Gefährten bedienten sich der besten und gewandtesten Renner und dennoch wollte es ihnen nur selten gelingen, das davonrasende Wild einzuholen. In der Ebene mag übrigens das Pferd — sofern es nicht scheut, was öfter der Fall — doch häufig genug den Wettlauf gewinnen. Anders im Dickicht, wo das wilde, dickhäutige Rhinoceros in rasendem Laufe förmliche Breschen legt, durch welche weder Roß noch Reiter folgen können. Da die Eingeborenen auch diesen Dickhäuter nicht mit Schußwaffen, sondern mit dem Schwerte attaquiren, so sind sie gezwungen, ihn möglichst lange zu hetzen, damit er ermüde. In diesem Falle erst entschließt sich das Wild den Kampf aufzunehmen. Nun folgt das von früher her bekannte tollkühne Spiel: das Um-

schwärmen und Aufreizen des Opfers bis es dem kühnsten der Jäger gelingt, den für das Thier verhängnißvollen Hieb in eines der Hinterbeine zu führen. Die Sehne ist durchschnitten, die Verblutung nimmt ihren Verlauf. Uebrigens geht es hierbei keineswegs harmlos zu. Das zu Tode getroffene Thier schnaubt und pustet entsetzlich; von seinen verzweifelten Sprüngen bebt die Erde; das gewaltige Doppelhorn schleudert Sand, Erde, Wurzelknollen, Steine mit furcht=

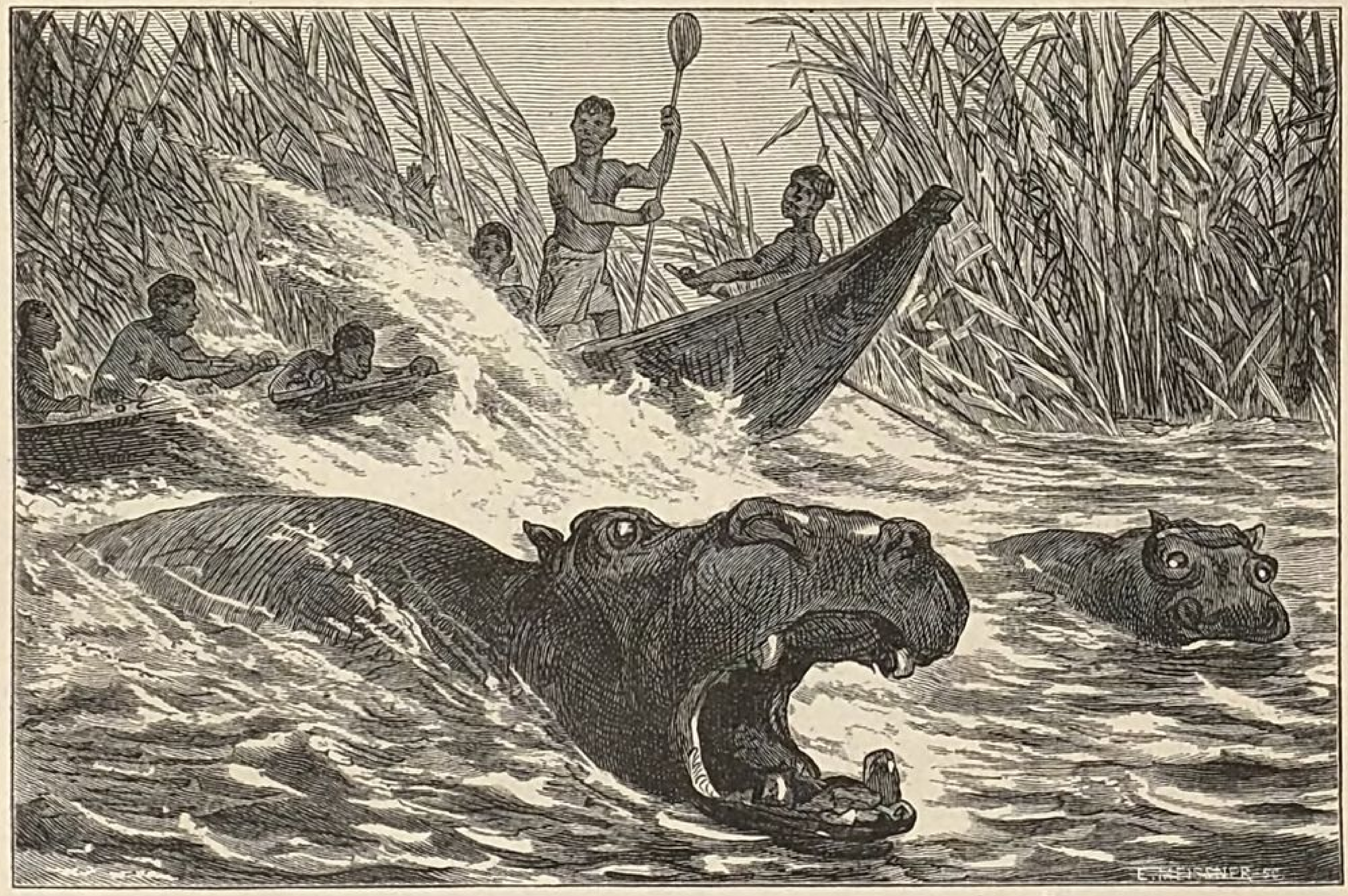


Löwenjagd.

barer Vehemenz empor, als explodire eine Dynamitmine unter den Beinen des Ungethüms. Zum Angriffe ist es aber gleichwohl unfähig, da es keine andauernde Bewegung vollführen kann. Nach einigen Stunden verendet es, gewöhnlich im Dickicht, wohin sich das ermattete Thier nach aufgegebenem Kampfe zurückzieht.

So sehen wir die furchtlosen und wahrhaft bewunderungswürdigen Agga= dshirs im ungleichen Kampfe mit derartigen Riesen derselben Meister werden. Sie sehen auch dem scheußlichen Krokodile furchtlos ins Auge, und harpuniren es, wo sie es finden. Am oberen Setitflusse scheint es überhaupt sehr behaglich zuzugehen. Baker erzählt, daß es dort »von Löwen förmlich wimmelt«. Die

Jagd auf den König der Thiere gestaltet sich übrigens einfacher und zwar deshalb, weil — die unerläßliche Kühnheit und Schußsicherheit vorausgesetzt — eine einzige Kugel genügt, jenen niederzustrecken. Die Hauptsache ist, daß auf der Jagd zu Pferde diese nicht scheuen und sich gegen das Wild furchtlos anreiten lassen. Baker hatte ein solches Pferd und so darf er wohl sagen: »Mehrmals bin ich den Löwen bis in ihre Höhlen gefolgt, wohin sie ihre Beute geschleppt hatten. Ich habe die Ueberzeugung, daß sie mehr Furcht vor mir hatten, als ich vor ihnen. In mondhellen Nächten pflegte ich ihnen mit großer Geduld



Flußpferdjagd.

aufzulauern. Sprang ein besonders dreister Löwe über den Saum unseres Lagers, dann ereilte ihn sicherer Tod durch einen wohlgezielten Schuß auf 10 Schritte Entfernung u. s. w. . . .« Aus dieser Mittheilung ersieht man, daß der Löwe aufgesucht, daß ihm aufgelauert werden muß. Unter Tags sind Begegnungen mit diesem Raubthiere überhaupt selten, da es sich in dieser Zeit verborgen hält und nur des Nachts umherstreift. Lejean erzählt von dem markerschütternden Gebrüll, welches der König der Thiere auf seinen nächtlichen Streifungen vernehmen läßt, und Brehm gedenkt der Thatsache, daß Löwen häufig die

3 Meter hohen Dornenzäune der Viehlager überspringen und auf demselben Wege wieder — mit der erhaschten Beute — ins Freie gelangen.

Das abessinisch-sudanesische Grenzgebiet ist überaus wildreich. In den Ebenen, wo allenthalben eine üppige Vegetation sich vorfindet, wenigstens in der Nähe der Ströme, tummeln sich Krokodile und Dickhäuter, in den Urwäldern Büffel, im Dickicht der Löwe, und unter den ungeheueren Blätterdächern der Sycomoren oder der seltsam geformten Euphorbienbäume weiden spiralhörnige Antilopen. Besonders vielartig ist die Vogelwelt, vom Adler des Alpengebietes angefangen bis zum kleinsten Singvogel herab, der sich auf den thaufeuchten Aesten der Kataraktenschluchten schaukelt. In diesen letzteren ist übrigens die Thierwelt spärlich vertreten; höchstens daß einige Affen mit schrillem Gekreisch an die jähen Abgründe sich klammern, oder verlaufene Gazellen scheu nach jedem Geräusche horchen, das die monotonen Echos der Wasserstürze unterbricht. Der Löwe der »Kola«, des abessinischen Tieflandes, unterscheidet sich von dem des Sudan hauptsächlich durch seine dunkle Mähne. Heuglin hatte oft Gelegenheit, Löwen von ganz erstaunlicher Größe zu sehen, namentlich in den Galländern. Gewöhnlich hat eine Familie einen weiten Jagdbezirk inne, den das Männchen zur Brunstzeit allnächtlich ganz abgeht und dabei sein Gebrüll vernehmen läßt. Häufiger als der Löwe ist der Leopard, der sich mitunter auf die enorme Höhe von 3500 Meter verirrt. Er ist kecker als sein Geschlechtsgenosse und fällt oft am hellichten Tage in die Gehöfte ein, geht aber umso leichter in die Falle. Eine Abart ist der schwarze Leopard, dessen glänzend dunkles Fell, auf dem nur im Sonnenlicht die Fleckenzeichnung bemerkbar wird, sehr geschätzt ist. Die Zahl der Elephanten hat in der Kola sehr abgenommen. Am zahlreichsten treten dieselben in dem fast gar nicht bevölkerten Tiefland am West- und Nordabfalle des Hochlandes, also in dem sudanesischen Grenzgebiete auf; doch kommen sie bis in die Nähe des Tanasees herauf, wenn ihnen anhaltende Trockenheit den Aufenthalt in der Tiefebene unleidlich macht. Auch das Rhinoceros sucht zuweilen die höheren Regionen auf, und es ist interessant zu vernehmen, daß das Thier auf Höhen bis über 2500 Meter gesehen wird. Den Tag über ruht es meist im Sumpf, oder in seinem Lager unter Schlingpflanzen. Flußpferde finden sich namentlich häufig im Tanasee, einzelne im Takazzé und Atbara. Außerdem wäre an Jagdwild zu erwähnen: Luchs, Schakal, Kreuz-

fuchs, Zibetkatze, Hyäne, Serval, Stachelschwein, das äthiopische Erdferkel und das Schuppenthier; ferner Wildesel, Giraffen, Antilopen, Wildschweine, wilde Büffel, zahllose Affen, das Seekalb (im Tanasee) — und was sonst noch das Herz des Jägers begehrt.

Der östliche Sudan war bis auf den Tag die Quelle, aus welcher die Thierhändler ihren Bedarf bestreiten. Der Thiermaler G. Leutemann hat über diesen Geschäftszweig interessante Aufschlüsse gegeben, denen wir hier folgen. Bis vor etwa dreißig Jahren war der Handel mit ausländischen Thieren fast nur in den Händen der Franzosen, Niederländer und Engländer. Eine Londoner Firma machte die bedeutendsten Geschäfte in diesem Artikel. Deutschland war kein Markt für sie, der Bedarf beschränkte sich auf die kaiserliche Menagerie in Schönbrunn bei Wien, den bis zum Jahre 1869 noch ziemlich dürftigen Garten in Berlin und einige ambulante Menagerien. Mit dem Anlegen zoologischer Gärten wuchsen indeß Bedürfniß und Verkehr. Erst im Jahre 1859 brachte der Italiener Casanova die ersten jungen Flußpferde aus Aegypten nach Deutschland. Dieses Geschäft wurde umso einträglicher, seit Casanova in Kassala mit den Jägerstämmen in unmittelbare Verbindung trat und für die hier erworbenen Thiere in dem Thierhändler Hagenbeck (Hamburg) einen Großkäufer fand, der sie massenhaft schon in Afrika durch seine Leute in Empfang nahm. In dieser Weise setzte Hagenbeck auch mit dem Italiener Mizaletti das Geschäft fort, bis er endlich 1870 seine eigenen Agenten nach Nubien schickte, um für seine Rechnung Thiere zu sammeln und nach Europa überführen zu lassen. Das erste Geschäft war eine Sendung Löwen für den Thiergarten in Schönbrunn. Im Jahre 1874 konnte Hagenbeck am Setit südlich von Kassala eine großartige Menge von Thieren aufbringen und zunächst nach Deutschland einführen. Der Wert der ersten vier Transporte bezifferte sich bis Hamburg auf circa 155.000 Mark. Zu bemerken ist, daß von den eingefangenen Thieren die Hälfte, ja zwei Drittel unterwegs zu Grunde zu gehen pflegen.

Diese Thiertransporte gingen bisher stets von Kassala nach Suakim am Rothen Meere. Die größeren (Giraffen, Elephanten, Büffel, Strauße) werden am Strick oder Riemen geführt, die Raubthiere, kleineren Thiere und Vögel aber in Holzkäfigen von Kameelen getragen. Eine derartige Thierkarawane, welche bis 100 Kameele und doppelt so viele Diener zählt, ist ungemein schwerfällig.

Ungeheure Vorräthe müssen mitgenommen werden, eine Menge von Ziegen, Schafen u. dgl. als Nahrung für die Raubthiere; junge Thiere müssen wohl auch von Menschen getragen werden. In Suakim geschieht die Verladung nach Suez. Die Reise bis dorthin ist sehr beschwerlich, das Verladen ungemein umständlich. Nach der Ankunft in Triest telegraphirte der Händler an alle Abnehmer und ein förmlicher Wettstreit zwischen den Instituten und Thierhändlern begann. Später kaufte Hagenbeck den ganzen Transport, hielt in Wien förmliche Auctionen und behielt den Rest für sich. Endlich kaufte Hagenbeck allein das Ganze und führte die Thiere von Alexandrien direct nach Hamburg.

Wenn die Thierhändler in Kassala ankamen, versammelten sie die Scheichs der Jagdstämme; die Preise wurden im voraus ausgemacht; früher kostete ein junger Elephant 60 bis 100 Mark, später 300 Mark (in Deutschland verkauft man ihn vielleicht für 6000 Mark). Die Eingeborenen fanden sich ein und boten freiwillig ihre Mithilfe an. Die Jäger zogen von dannen und bauten sich Seriben (eingezäunte Thierlager) als fixe Standorte. Die Thiere brachten sie sehr oft im schlechtesten Zustande: Giraffen und Antilopen waren abgehetzt, die Raubthiere in allzu engen Käfigen verkümmert, oft blind. Ausführliches über den Fang und Transport der Thiere, vorzugsweise aber über ihre Lebensweise und ihr Verhalten in der Gefangenschaft, berichtet Ernst Marno. Besonders schildert er die Elephantenjagd. Große Schaaren berittener Eingeborener jagen durch Steppe und Wald den Elephanten nach, suchen die jungen Thiere zu ermüden und von der Herde abzutrennen und binden sie dann mit Stricken an Hals und Hinterfüßen. Der Transport wird im Anfang durch Wildheit und Widerspenstigkeit der Gefangenen erschwert, doch sind die Thiere gelehrig, verstehen die Peitschenhiebe sehr gut und werden bald nur allzu furchtsam. Selten kommen die Jäger mit den alten Elephanten in Kampf. Die gefangenen Elephanten zeigen stets einen Widerwillen gegen die Eingeborenen, gewöhnen sich dagegen bald an den Europäer, der sie mit Klugheit und Freundlichkeit behandelt.

Der Verbreitungsbezirk des Elephanten reichte in alter Zeit vom Mittelmeer bis zum Capland und es ist zweifellos, daß die Thiere, deren sich die Phönikier bedienten, aus dem Hinterlande der afrikanischen Mittelmeerregion stammten. Dermalen bildet der Sudan die Nordgrenze des Verbreitungsbezirkes. Im Capland war das Thier schon Ende des vorigen Jahrhunderts ganz ausgerottet.

Auch von der Westküste Aequatorial-Afrikas hat es sich tief in das Innere zurückgezogen. Immerhin sind noch ungeheure Massen vorhanden. Der Geselligkeitstrieb der Elephanten führt sie in Rudeln von mehreren hundert Stück zusammen. Sehr zahlreich scheinen sie noch in der oberen Region des Benué, in der oberen Nilregion und in Südafrika, im Stromgebiete des Zambesi zu sein.... Der Elephant und das Nashorn haben auch ihre steten Begleiter, ersterer den Viehreiher, letzteres den Nashornvogel, welche beide von dem vielen Ungeziefer leben, welches auf dem Körper der Dickhäuter schmarotzt. Für das Nashorn ist der Vogel ein großer Wohlthäter, denn das dickhäutige Thier ist, merkwürdig genug, ungemein empfindlich; jedes Insect, das sich auf den Panzer setzt, verursacht sofort ein Zucken des letzteren. Ueberdies ist der Nashornvogel ein aufmerksamer Wächter, der im Falle der Gefahr den Dickhäuter weckt. Auf der Flucht trennt sich der Vogel niemals von seinem »Brotherrn«, auch wenn die Jagd durch undurchdringliches Dickicht geht und der Vogel zeitweilig förmlich vom Rücken des Flüchtlings abgestreift wird.

Ueber die vielen anderen Gattungen und Arten der äthiopischen Thierwelt können wir wohl hinweggehen. Dagegen verdient die Fauna der Westhälfte von Aequatorial-Afrika unsere Beachtung. Sie ist ausgezeichnet durch das Vorkommen zweier Affenarten — Gorilla und Schimpanse — des Warzen- und Buschschweins — der Buschratte, einer sehr großen Pythonschlange u. a. m. Der Gorilla, dieser merkwürdige Riesenaffe, den man erst seit der französischen Besitzergreifung am Gabun kennt, und über den Du Chaillu's Jagdgeschichten einen Nimbus verbreitet haben, wird von den Fan, so kühne Jäger sie sind, ungemein gefürchtet, obgleich er kein Fleischfresser ist und auf den Menschen nur loszugehen scheint, wenn er sich angegriffen sieht. Daß er die Menschen von freien Stücken angreife, ihnen den Flintenlauf entreiße und wie einen Strohhalm verdrehe oder platt beiße und dann den Feind schonungslos tödte, davon wissen die Landesbewohner nichts. Nach Marquis de Compiègne's Versicherung ist das Geschrei des Thieres nicht das meilenweit tönende, markerschütternde, wie Du Chaillu erzählt, sondern es gleicht dem Brummen des Bären. Auch mit Schlingen und Fallen ist dem Gorilla nicht beizukommen; er hat auch nicht seine regelmäßigen »Wechsel«, wie anderes Wild und geht nicht jeden Tag zur selben Quelle zur Tränke. Seine Nahrung sind Früchte, namentlich

Ananas. Scheu und selbst furchtsam weicht er dem Menschen aus, was viele passionirte Jäger, welche durch Wochen auf der Gorilla-Pürsch sich befanden, ohne ein einziges Thier zu Gesicht bekommen zu haben, zu ihrem Verdruß erfahren haben. Alles in Allem: der Gorilla ist kein Ungeheuer, welches zwischen den Menschen und den reißenden Thieren eine Zwischenstufe einnimmt: er ist ein Affe, ein riesiger, ungewöhnlich kräftiger Affe, der aber in seiner Lebensweise und in seinem Naturell den anderen menschenähnlichen Affen, wie dem Schimpanse, gleicht.

Der Schimpanse ist beträchtlich kleiner, schlanker und zierlicher gebaut, als der Gorilla. Während dieser die dichtesten Wälder aufsucht und nur in den Küstenländern vorkommt, bewohnt der Schimpanse die ganze westafrikanische Subregion und scheint die Nähe offener Stellen in den Wäldern zu lieben. Aehnlich dem Gorilla lebt er nicht herdenweise, wie andere Affen, sondern paarweise, oder gar vereinzelt und nur die Jungen sollen sich gelegentlich zu größeren Rotten zusammenschaaren. Die Jagd ist äußerst beschwerlich, da der Schimpanse ungemein klettergewandt und flüchtig ist.... Die dritte große Affenart ist die der Paviane. Sie leben truppweise und vereinigen in ihren Gesellschaften, welche immer eine überwiegende Zahl erwachsener Weibchen aufweist, eine große Individuenzahl. Mage sah auf seiner Reise nach Senegambien an einer Stelle die Uferterrassen des Senegal buchstäblich mit so vielen Affen besetzt, daß die Büsche sich unter ihrer Last bogen. Die Vorbeirudernden wurden durch fabelhafte Freudensprünge und ein tolles Geschrei begrüßt. Es schien dem Reisenden keine Uebertreibung, anzunehmen, daß dieser Lagerplatz an 6000 Paviane vereinte! Die Glieder eines Trupps kennen einander und halten wacker zusammen; gegen Paviane einer anderen Gesellschaft vertheidigen sie sich durch Werfen mit Steinen und Obststücken, wobei die grunzende Stimme zum lauten Geschrei wird. Dergleichen hat z. B. Schimper in Abessinien beobachtet; Brehm sah, wie eine Paviangesellschaft am Passe von Mensa in Abessinien mit Feuerwaffen angegriffen, kopfgroße Steine den Berg herabwälzte, und Lambert, wie Mandrille am Senegal nach einem Manne mit Steinen warfen, weil sie nicht dulden wollten, daß er einen aus ihrer Mitte Getödteten mit sich fortnehme.

Die gesellig lebenden Affen sind der Schrecken der Acker- und Plantagenbesitzer. Die Verwüstungen sind ungeheuer, ein Kampf mit diesen schlauen und

flüchtigen Gesellen nicht aufzunehmen. Zu diesen Feinden der Pflanzer zählen die Meerkatzen, Grauaffen, Mohrenaffen und Husarenaffen, welche insgesammt von den Eingeborenen ihrer Zerstörungslust wegen grimmig gehaßt werden. — Die Viehbesitzer wieder haben einen anderen Feind zu fürchten, der noch gefährlicher, weil er ganz und gar unfaßbar ist. Wir meinen die Tsetse-Fliege. Dieses gefährliche Insect kommt auch im abessinischen Tieflande vor, und die Expedition der Engländer gegen König Theodorus hatte von ihm viel zu leiden. Dasselbe ist schon vor mehr als hundert Jahren von dem Reisenden Bruce beschrieben worden, später von Livingstone und anderen Forschern. Alsbald stellten die Londoner Gelehrten Untersuchungen über diese winzige Stechfliege an. So meinte der ausgezeichnete Aegyptologe Samuel Sharpe, daß im Propheten Jesaias (VII, V. 18) die Tsetse (oder Tsaltsal) gemeint sei. Luther übersetzt: »Denn zu der Zeit wird der Herr zischen der Fliege am Ende der Wasser in Aegyten und der Biene im Lande Assur. . . .« Sodann im fünften Buche Mose: »Alle Bäume und Früchte deines Landes wird das Ungeziefer fressen.« Ein Dr. Margiliouth will das auf die Tsetse beziehen, offenbar mit Unrecht, denn diese Fliege frißt keine Früchte, sondern sticht nur gewisse Thiere, und gewiß hat die autorisirte englische Bibelübersetzung Recht, wenn sie hier »Heuschrecke« sagt.

Wir wollen Einiges hinzufügen. Livingstone hat auf seinen südafrikanischen Reisen diese Fliege oftmals beobachtet und geschildert, welchen Schaden sie den Viehherden zufügt. Ueber das Vorkommen des Insectes in der Nilregion hat zuerst Graf d'Escayrac Näheres berichtet. Nach ihm hätte die Tsetse unter den Stämmen des Sudan mehr Wanderzüge und Aufenthaltswechsel verursacht, als alle Kriege. Bei den Gallas heißt die Fliege »Tseu«. Dort soll es zwei Arten geben: eine von der Größe der gewöhnlichen Stubenfliege, roth und gelb, eine zweite, die braun und größer als eine Wespe sein soll. Beide haben Saugrüssel wie die Mücken, doch ist die kleinere Art die weitaus gefährlichere. Während des Sommers halten sie sich auf Bäumen auf und fallen in dichten Schwärmen auf das Vieh, das ihren giftigen Stichen bald erliegt. Die Tsetse-Fliege ist insoweit eines der räthselhaftesten Insecten, als ihr Stich beispielsweise den Menschen, den Thieren des Waldes, und von Hausthieren Ziegen, Eseln und säugenden Kalben unschädlich ist, indeß er nach längerer oder kürzerer Zeit allen anderen

Hausthieren sicheren Tod bringt. Die Forscher und Reisenden haben übrigens insgesammt eine Stelle im Diodorus Siculus übersehen, die von »Rhizophagen« berichtet, deren Land südlich von Aegypten an den Ufern des Flusses »Asa« liegt. Dann heißt es weiter: »Mit Beginn der heißesten Sommertage erheben

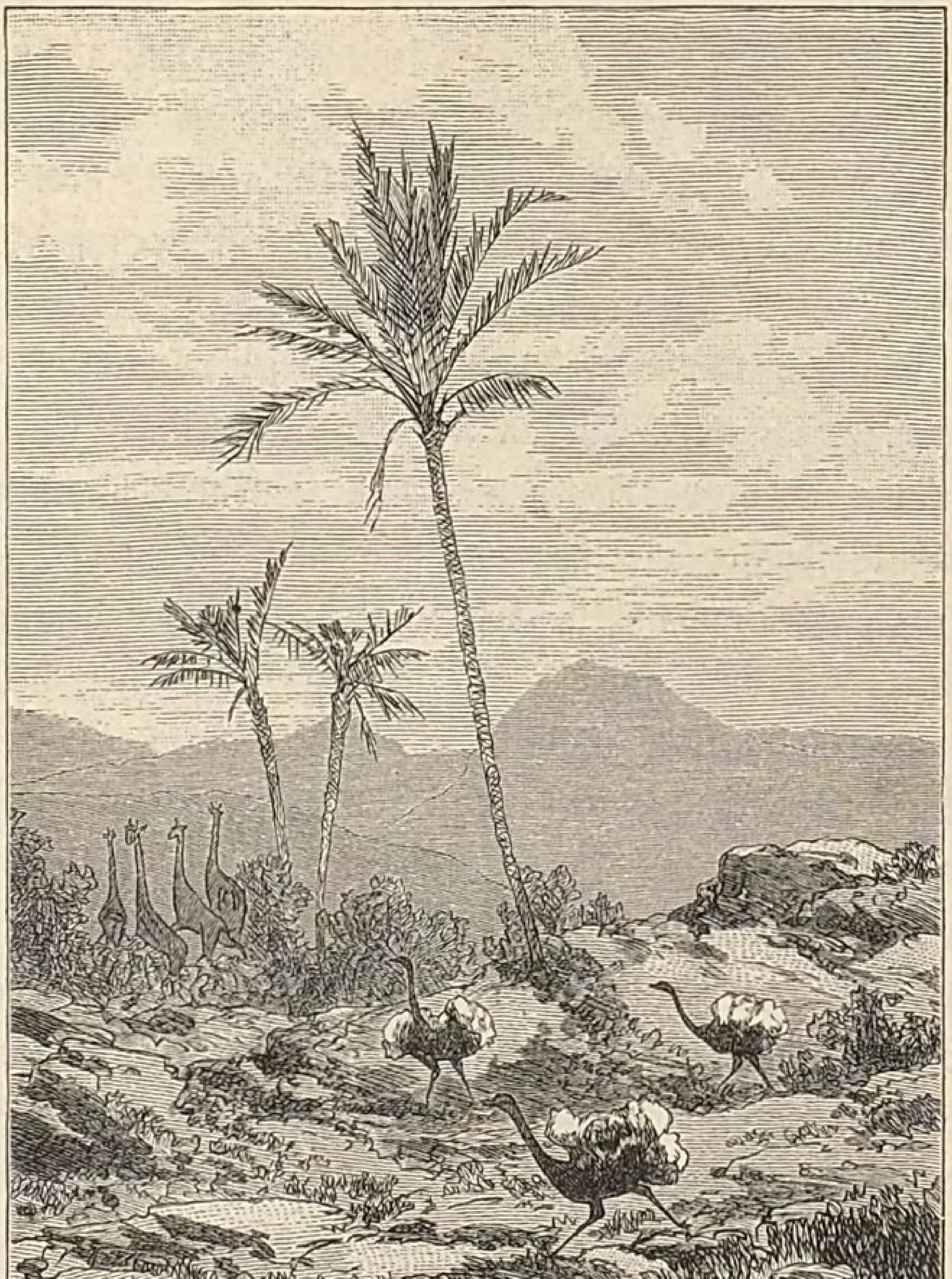


Antilopenjagd.

sich starke Winde. Dann erscheinen im Lande ungeheure Schwärme fliegender Insecten und diese sind weit größer als andere Fliegen, die wir kennen. Die Menschen weichen ihnen aus und gehen in die Moräste; die Löwen ergreifen vor ihnen die Flucht.« Ob hier etwa nicht die, ihre Opfer mit großer Hart=

näckigkeit verfolgenden Moskitos in der oberen Nilregion, eine wahre Landplage für Menschen und Vieh, gemeint sind?

Ein anderes Insect, das in ganz Mittelafrika heimisch ist und seine Zerstörungswuth in anderer Richtung äußert, ist die Termite. Sie verwüsten



Giraffen und Strauße.

Wälder und Anlagen und bauen oft mehrere Meter hohe Thürme. Man unterscheidet »Arbeiter« und »Soldaten«; letztere bauen nicht, übernehmen aber den Kampf im Augenblicke der Gefahr. Ihr gefährlichster Feind ist das Erdferkel, das sich in die Termitenhügel eingräbt und die Canäle bloßlegt. Als-

dann schiebt es seine klebrichte lange Zunge in die Röhren des Baues, bis jene voll Termiten ist, die es verschluckt. Stößt das Thier auf geschlossene Colonien, so »frißt es fast wie ein Hund, mit jedem Bissen Hunderte zugleich verschlingend«. Das Erdferkel ist übrigens ein ausgezeichneter Gräber und so rasch es Termitenbauten zerstört, so rasch vermag es sich selber in den Boden einzuscharren und zwar mit solcher Vehemenz, daß die von seinen Hinterläufen zurückgeworfenen Schollen und Sandmassen jeden Verfolger verblüffen und abhalten. Selbst der Mensch steht alsdann von der Verfolgung ab. Unter Tags hält sich das Erdferkel fast immer unter der Erde versteckt, so daß Reisende nur selten von seiner Anwesenheit berichten. In den Nachtstunden geht es sein Revier ab, von einem Termitenhügel zum andern und zerstört die Werke jener Insecten, die selber nur auf das Zerstören erpicht sind. Ein anderer Termitenvertilger ist der in Guinea vorkommende Quogello, das sogenannte »Langschwanzschuppenthier«.

Außerordentlich wildreiche Gegenden sind auch die Länder um die mittelafrikanischen großen Seen und am Zambesi, am Limpopo und in den südafrikanischen Bauernrepubliken. Als Livingstone auf seinem Zuge nach der Ostküste, ziemlich in der Mitte des Continents, sich im Stromgebiete des Kafur befand, welcher etwa unter 16° Südbreite in den Zambesi sich ergießt, fand er ein so reiches Thierleben vor, daß selbst er, der an solche Dinge gewöhnt war, darüber in Erstaunen gerieth. In den Lichtungen zählte er Hunderte von Zebras und Büffeln und eine große Zahl Elephanten. Löwen und Hyänen gibt es in schwerer Menge. Das Flußpferd tritt namentlich am oberen Zambesi in größeren Gesellschaften auf, und zwar in den tiefen Stellen des Flusses unterhalb der oberen Fälle. Allerorts am Ufer sieht man die Spuren des schwerfälligen Thieres, welches nur des Nachts ans Land geht, um zu weiden. Unter Tags bleiben die Thiere im Wasser, um zu schlafen, was nur bei linder Strömung möglich ist. Das Junge sitzt, so lange es noch klein ist, häufig auf dem Rücken der Mutter. Am oberen Zambesi treten die Thiere deshalb so häufig auf, weil sie selten gejagt werden, ganz im Gegensatze zum unteren Zambesi, wo es ganze Stämme gibt, welche der Flußpferdjagd eifrig obliegen.

Vielleicht noch reicher ist das Thierleben am Njassasee. Dort findet man noch große Herden von Elephanten, Schaaren von Antilopen, Wasserböcke, Büffel, Wildschweine und von Vögeln namentlich Perlhühner und

Francoline. In den Nächten schwärmen Löwen und Hyänen umher. Auch Krokodile sind nicht selten. Von den Treibjagden, wie sie einige südafrikanische Stämme veranstalten, wurde bereits an anderer Stelle erzählt. Wir bringen die ungeheuren Fallgruben in Erinnerung, zu welchen ein von Hecken eingeschlossener Weg — eigentlich ein Canal — führt, durch den das Wild — Antilopen, Gazellen, Zebras, Gnus u. s. w. — von weit her durch das Treiberaufgebot ganzer Stämme vorwärts gejagt wird und zuletzt im wirren Knäuel in die Tiefe stürzt, alle Opfer kunterbunt übereinander, die Beine brechend, brüllend und ächzend: ein empörendes Bild afrikanischer Barbarei!

Von den Grenzen Südafrikas ab vermindert sich die Zahl reißender Thiere. Der Löwe, auf dem Plateau von Transvaal noch häufig, ist in Natal gänzlich verschwunden, ebenso der Elephant. Das gefährlichste Raubthier ist hier der Leopard, welcher namentlich unter den großen Viehbeständen der Zulus großen Schaden anrichtet. An Jagdwild ist zu erwähnen: der Kudu, eine Hirschgattung, der Riedbock und das Eland. Von Pelzthieren sind vorhanden: der südafrikanische Schakal, der Luchs, der Kamafuchs, Genettkatzen, der Erdwolf und das Scharrthier. Der Steinbock ist in den dichtbebuschten und bewaldeten Partien des Hochplateaus nach der Küste zu durch den Grysbock und den kleinen Blaubock vertreten. Zahlreich ist das Vogelwild: Trappen, Perlhühner, Reb- und Sandhühner, gefleckte Schnepfen und die bekannten europäischen Wasservögel. Als besondere Arten finden sich der rothe Prachtweber, die Paradieseswitwe und der Lori vor. Von den Dickhäutern sind Flußpferde und Nashorn in Transvaal noch vorhanden. Gnus und Zebras sind sehr zahlreich, desgleichen giftige Schlangen, unter welchen die Mgamba, welche über 2 Meter lang wird, die gefürchtetste ist. Holub unterscheidet eine schwarze, eine grüne und eine gelbe Species und versichert, daß ihm Fälle bekannt seien, daß Mgambas von den beiden ersteren Arten, welche die wärmeren Buschpartien an der Küste bewohnen, nach dem Erblicken eines Menschen sofort zum Angriff übergingen.

Nach Holub wäre auf den ausgedehnten Hochflächen Südafrikas der in großen Rudeln auftretende Canis pictus das gefürchtetste aller Raubthiere. Von der Größe eines nicht ganz erwachsenen Wolfes, wird dieses Thier großen Säugethieren (Rindern, Eland-, Hartebeest-Antilopen) dadurch gefährlich, daß es

nur in Rudeln jagt, niederen Thieren dadurch, daß es, sobald es eines derselben (Ziege, Schaf, Wildschwein) getödtet, sich auf ein zweites und drittes wirft und auf diese Weise unbewachten Herden die größten Verluste beibringen kann. Andere Landplagen sind die Termiten und die Zecken; auch Ratten und Feldmäuse gibt es große Mengen, aber man hilft sich zum Theil gegen dieselben, indem man die nicht giftige Riesenschlange förmlich zum Feldwächter züchtet. Die Thiere occupiren die Felder, nehmen von den Menschen keine Notiz und lauern nur nach der Beute, die ihnen zugedacht ist. Diese Schlange erreicht mitunter eine Länge von fast 6 Meter. Eine Specialität dieses Gebietes ist der Klippdachs, der kleinste der lebenden Dickhäuter. Von den Eingeborenen häufig verfolgt, ist das Thier sehr scheu und sucht hochgelegene felsige Standorte auf. »Etwas über Kaninchengröße, mit kurzen Ohren und kleinen, sehr lebendigen Aeuglein, ist er mit einem dichten, dunkel gelblich braunen Pelze bekleidet, dessenthalben ihm von den Eingeborenen nachgestellt wird. Doch auch sein Fleisch wird von vielen Weißen und von den Eingeborenen genossen, und manche Stämme bedienen sich mit Nägeln versehener Stöcke, um die in die Felsenritzen geflüchteten Klippschliefer aus diesen herauszuholen.« Nebst dem Menschen werden diesen Thieren namentlich der Luchs und der braune Adler, welche ihnen eifrig nachstellen, gefährlich.

Wir haben gelegentlich unserer pflanzengeographischen Skizze von Afrika bemerkt, daß Transvaal und Natal in Bezug auf ihre Flora zum mittelafrikanischen Gebiete, in zoologischer Hinsicht aber zu Südafrika gehören. In dieses Gebiet sind auch Capland und die Region der Kalahariwüste einzubeziehen. Ueber die Fauna der beiden letztgenannten Länder wird sonach kaum etwas nachzutragen sein. So einförmig das Land ist, zeigt sich dasselbe gleichwohl sehr belebt. An feuchten Stellen, in den Lagunen u. s. w., finden sich Dickhäuter, namentlich Flußpferde, während der Elephant weiter nordwärts sich zurückgezogen hat. An reißenden Thieren findet sich der Löwe und Leopard, dann die Hyäne und der wilde Büffel. An den Tränkestellen trifft man Spring- und Duckerböcke. Außerdem sind zu nennen: Affen und Zibetkatzen, Biber und Schildkröten. Während der Elephant aus der Gegend des Gariep gänzlich verschwunden ist, tritt er in Capland noch in kleineren Herden auf, da ihn gesetzliche Bestimmungen vor der gänzlichen Ausrottung schützen.

Zahlreich sind die Sippen kleinerer Thierarten, wie: Wühl- und Springmaus, Wildkatzen, Füchse, Buschschweine, Kamkars, Servals, Springhasen, Schuppenthiere, Erdferkel, Schabrackenschakale, Mäusehunde, Fischottern, Paviane und Meerkatzen. Ueber die Jagd aller dieser Thiere hat Holub Ausführliches berichtet, Mohr und Fritsch interessante Schilderungen geliefert.

Damit ist aber die Fauna von Südafrika noch lange nicht erschöpft. Die Jagdlust wird durch nicht minder vielartiges Vogelwild befriedigt. Das vornehmste Wild in dieser Richtung ist wohl der Strauß, der noch obendrein als Zuchtthier reichen Gewinn abwirft, da seine Schwungfedern einen äußerst lucrativen Handelsartikel liefern. Ferner sind zu nennen: Wildgänse, Enten, Kiebitze, Kraniche, Fischreiher, Trappen, Webervögel u. v. a. Dazu gesellen sich vielerlei Arten der niederen Thierwelt, die freilich kein Jagdwild abgeben, aber umso lästiger als Haus- und Feldgenossen sind: Heuschrecken, Wasserwanzen, große Spinnen, Tausendfüßer, Skolopender und Walzenspinnen. . . . Das vorzüglichste Jagdwild aber sind: Quagga, Giraffe, Strauß, Tigerpferd, Eland, Hartebeest, Gnus, Antilopen, Gazellen, Bläß- und Springböcke. Trotz der unablässigen Nachstellungen sind alle diese Thiere noch in so ungeheuren Mengen vorhanden, daß Südafrika noch für eine unberechenbar lange Zeit das Eldorado für Jäger bleiben wird, welches es bislang war. Dabei kommt das wildreiche Innere von Südafrika bis zum Zambesi gar nicht in Betracht.

Zum Schlusse noch etliche Bemerkungen über die Fauna einiger Meeresstriche an den afrikanischen Küsten. Dort, wo Afrika vom offenen Weltmeere (Indischen und Atlantischen Ocean) bespült wird, zeigt das marine Leben zum Theile den ungeheuren Reichthum an animalischen Organismen, der jenem eigenthümlich ist. Wollte man dieses Leben schildern, so geriethe man auf ein ganz specielles wissenschaftliches Gebiet. Anders verhält sich die Sache, wenn man die Binnenmeere in Betracht zieht, welche zum Theile von afrikanischen Küsten begrenzt werden, also das Mittelländische und Rothe Meer. Ueber die Meeresfauna an der Westküste des Rothen Meeres, speciell über jene am ägyptischen Gestade, verdanken wir der Thätigkeit Klunzingers eine ziemlich eingehende Kenntniß. Die Felsfläche der fraglichen Uferzone ist kein gewöhnlicher Stein, sondern ein aus Kalkmuschelschalen, Wurmröhren und vorzugsweise Korallenblöcken zusammengesetztes Backwerk. Die äußere, vom Meere entferntere Zone

des Riffes erfreut sich nur wenige Stunden des Tages der Erquickung durch Ueberflutung; das in den Tümpeln zurückgebliebene Wasser wird daher zur Sommerszeit so heiß, daß man den eingetauchten nackten Fuß sofort zurückzieht. An einigen Tagen des Jahres, an denen die Flut ausbleibt, bekommt das nicht vom Meere her erneuerte Wasser eine so ungewöhnliche, im Sommer so hohe, im Winter so niedrige Temperatur, daß die darin befindlichen Thiere massenweise absterben.

Auffallenden Reichthum zeigt das Rothe Meer an Boggenkrabben. Zu ihnen gesellen sich Großaugkrabben und verschiedene Schnecken, darunter eine Purpurschnecke, Nadel- und Käferschnecken u. a. Auch an Miesmuscheln ist kein Mangel. Röhrenwürmer und Moosthiere kommen in großen Massen vor, außerdem ganze Bänke von Wurm- und Gliederschnecken, Austern und Perlmuscheln. Spitzkrabben bekleiden sich mit den Algenhalmen ihres Standortes, Wollkrebse legen ihre bekannte Vermummung an. Unübersehbar ist das Gewimmel an den seichteren Uferstrecken, wo zwar Muscheln selten, umso zahlreicher aber die verschiedenen Geschlechter der Schnecken vertreten sind. Das eigentliche belebende Element in den Uferlachen bilden kleine Garneelen und träge umherschleichende Schlammkrabben. In den Felslöchern und Spalten finden sich schwarze Schlangensterne und morgensternförmige Eier-Igel. Wo das Wasser klarer und kühler wird, zeigen sich bunte Schnecken, Korallen, Algen und farbenleuchtende Seeanemonen. Je weiter man vordringt, desto größer wird die Abwechslung. Wir kommen zunächst in die Gesellschaft zartgefärbter Gliederwürmer, die so empfindlich sind, daß sie in Stücke zerfallen, wenn man sie in ihrer Ruhe stört. Große Langusten kauern unter Steinen und haben braunrothe Krabben zur Gesellschaft. Immer mannigfaltiger und prächtiger gestaltet sich die Algenvegetation mit ihrem reichen Wechsel an Formen und Farben. Die Mannigfaltigkeit der Farben stimmt vollkommen zu den Thieren, welche sich hier aufhalten und deren schönster Vertreter der zartstachelige Diadem-Igel ist. Am Gestein hängen buntscheckige Dreispaltenmuscheln, an flacheren Stellen wimmelt es von Stachelhäutern der mannigfaltigsten Art.

Je mehr wir uns den tieferen Uferstrichen nähern, desto überwiegender werden die Korallenbildungen. Den Uebergang bilden Moosthiere, Quallenpolypen und eigentliche Polypen, bis jene zum Theil lebenden, wunderprächtigen,

zum Theil abgestorbenen Korallenbänke folgen, an welchen das Rothe Meer überreich ist und die zu den schönsten dieser Art gehören. E. Häckel hat uns ein treffliches Bild von dieser Welt gegeben. Zwar meint er, daß es ein ohnmächtiges Beginnen wäre, die Pracht dieser unterseeischen Blumengefilde mit Feder und Pinsel wiederzugeben. »Die Oberfläche der größeren Korallenbänke von 2 bis 3 Meter Durchmesser ist mit tausenden lieblicher Blumensterne bedeckt. Auf den verzweigten Bäumen und Sträuchern sitzt Blüte an Blüte. Die großen Blumenkelche zu deren Füßen sind ebenfalls Korallen. Ja sogar das bunte Moos, das die Zwischenräume innerhalb der größeren Stöcke ausfüllt, zeigt sich bei genauer Betrachtung aus Millionen winziger Korallenthierchen gebildet.« Diese prachtvollen Korallengärten sind von einer vielgestaltigen Thierwelt belebt. Fische in metallisch glänzendem oder farbenprächtigem Gewande tummeln sich gleich bunten Vögeln zwischen den Aesten und Zweigen der Korallen und mengen sich in das Getriebe rother Seesterne, bunter Krabben und schwarzer See-Igel. In diesem Bereiche findet sich die Riesenmuschel, deren Schließmuskel so große Kraft besitzt, daß er unfehlbar jede Hand zerquetschen würde, die es wagte, das Thier zwischen den geöffneten Klappen zu ergreifen. Alle diese und noch viele andere die Korallengärten bewohnenden Thiere sind untereinander im beständigen Kampfe begriffen und sind auch in der Lage, dem Menschen, der ihr nichts weniger als idyllisches Treiben stören wollte, höchst unangenehm sich zu erweisen. Unzählige Krabben vertheidigen ihren Standort zwischen Korallenzweigen, See-Igel bohren ihren mit Widerhaken versehenen Stachel in die Füße oder Hände des Menschen, und Feuerkorallen entleeren ihre mikroskopischen Giftbläschen, um der Haut des Tauchers empfindliche Schmerzen zu bereiten.

Ueber diesen Bereich hinaus hat übrigens die Strandjägerei ihr Ende und der Fischer, dem es nach Beute gelüstet, muß sich nun dem Boote anvertrauen. Er gelangt in den Bereich der Fische, deren Reichthum nicht minder bedeutend ist, wie jener der tiefer stehenden Organismen. Manche Abschnitte des Rothen Meeres wimmeln von Haien. Sie machen das Tauchen nach Korallen ungemein gefahrvoll. Von dem außerordentlichen Reichthum des Rothen Meeres an Fischen geben uns die Untersuchungen Klunzingers Zeugniß, der nicht weniger als 520 Arten festgestellt hat. Die Hauptbewohner der Korallenbänke sind bunte Korallenfische, deren schönster Repräsentant der »Papageifisch« ist. An den

afrikanischen Küsten, welche vom Indischen Ocean bespült werden, fällt das häufige Auftreten des Welses auf. Von den Walen findet sich der Spermwal bei Madagascar, im Canal von Mosambique, bei den Maskarenen, Amiranten, Seychellen und an der Küste von Zanzibar ein. Der Polarwal hingegen ist hier seltener. Die ergiebigsten Striche waren bislang die Delagoabai und der Bereich östlich des Nadelcaps. Der Walfang im Allgemeinen findet nur während der Wintermonate in den Baien statt, sonst aber im offenen Ocean. St. Louis

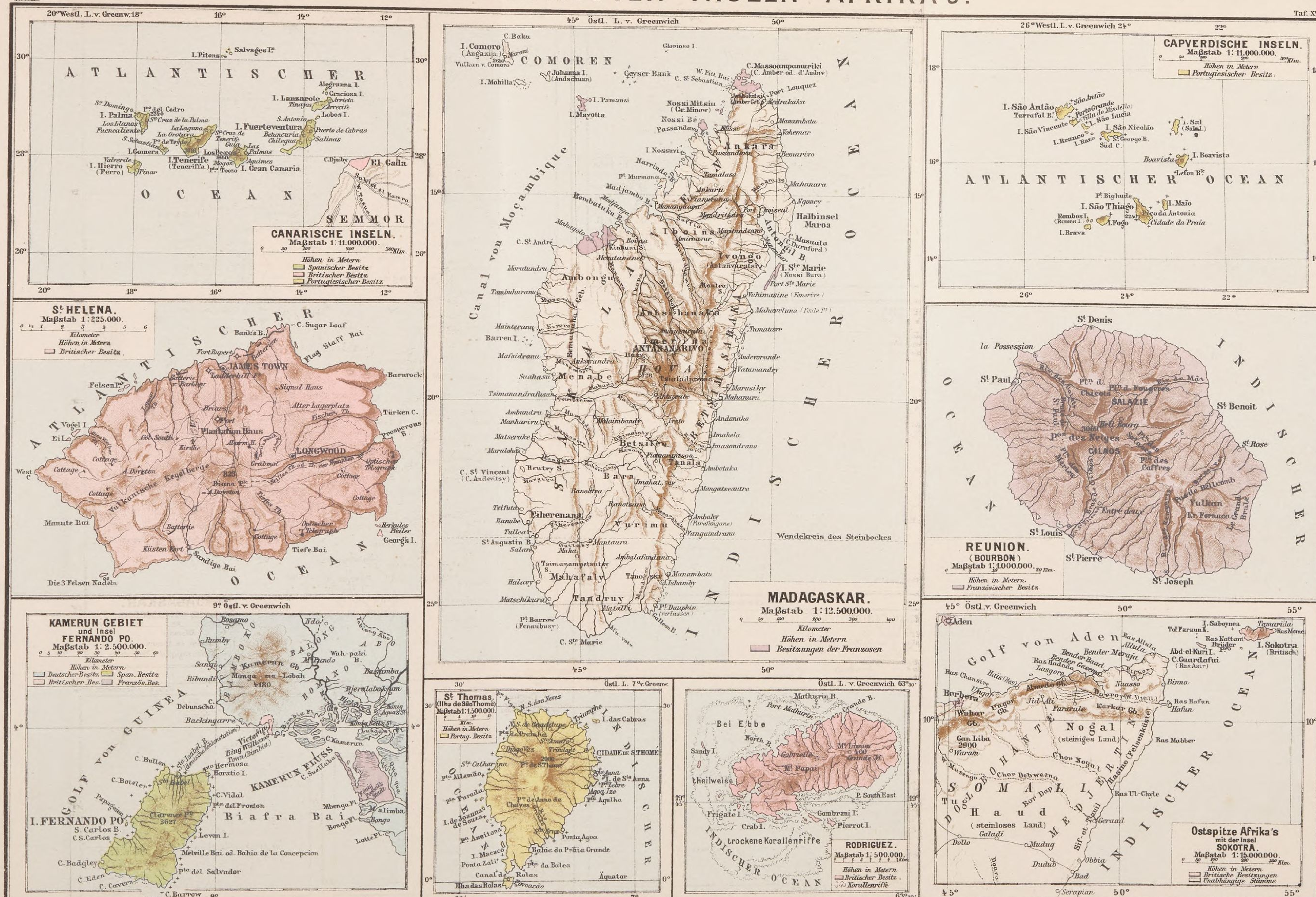


Flußpferde.

auf Mauritius und Zanzibar zählen zu den Haupthäfen für den Walfang im Indischen Ocean.

Der Fischreichthum des Indischen Oceans ist eine Lebensfrage für alle afrikanischen Küstenbewohner. Von den anderen Nutzthieren des Meeres wäre nur noch die Caretteschildkröte zu erwähnen, welche im Bereiche der Amiranten vorkommt. An den Ostgestaden von Südafrika herrscht reges Fischerleben. Gelegentlich des Aufenthaltes der »Novara« im Hafen von Port Elizabeth wurden diesbezügliche Untersuchungen gepflogen, über die wir im Nachstehenden einige Notizen bringen.... Zahllose Seeanemonen schmücken den seichten, vom

DIE WICHTIGSTEN INSELN AFRIKA's.



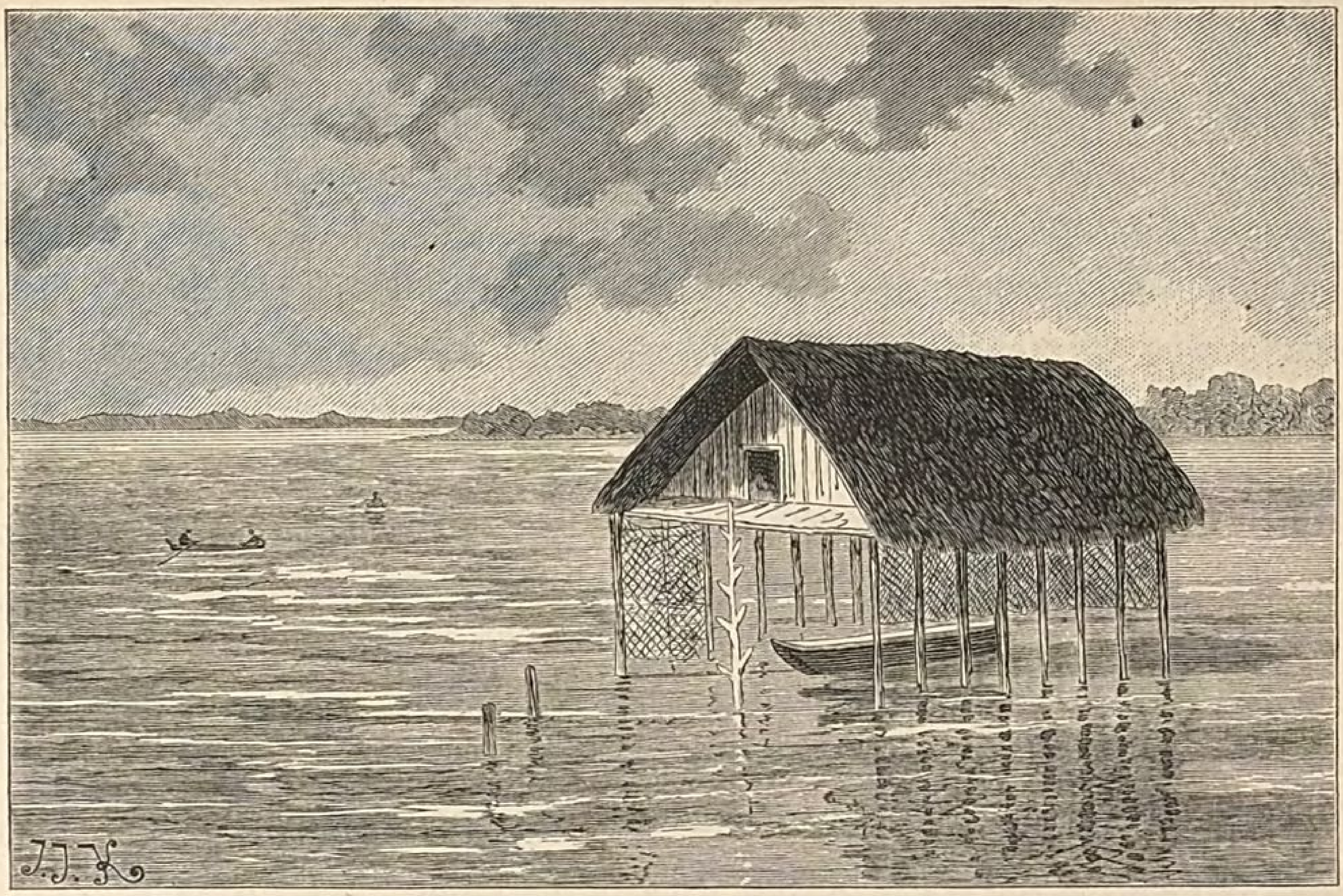
Kartogr. lith. Anst. v. G. Freytag Wien.

warmen Wasser bedeckten Meeresgrund der Uferzone. Zu ihnen gesellen sich prächtige Röhrenwürmer und ganze Bänke von Moosforallen, zwischen denen Krabben sich tummeln. Von Schalthieren findet sich eine Kreiselschnecke, welche als »Perlmutter« von hier aus öfters in den Handel gebracht wird, und eine Miesmuschel, die in großen Mengen an Felsen sitzt. Die Fischmärkte sind reich mit den seltensten Thieren versehen. Man findet darunter ganze Berge von Langusten, den meterlangen »Snoek«, einen hechtartigen Fisch, und viele andere Species. Es gibt aber auch einen Fisch, dessen Genuß dem Menschen schädlich ist und sogar sein Leben gefährdet. Es ist der Krötenfisch, welcher in solcher Menge vorkommt, und dermaßen leicht zu angeln ist, daß in Simonstown und Capstadt eigene Paragraphe im Hafenreglement vor dem gefährlichen Verführer warnen. Die Eingeborenen kennen diesen giftigen »Meerteufel« genau und wissen sich vor ihm zu hüten; aber Matrosen von fremden Schiffen, welche von demselben essen, sollen schon wenige Minuten nach dem Genusse gestorben sein. Ueber ein Fischerdorf in der Nähe von Capstadt schreibt C. v. Scherzer: »Viele hundert Fische hingen zum Trocknen an der Sonne, Walfischrippen dienten zur Umzäunung von Feldern und Gärten, aus den Wirbeln des riesigen Seeungeheuers waren ganze Mauern aufgeführt, aus dessen Schulterblättern Treppen errichtet und die kolossalen Kinnbacken an den Eingängen zu den Hütten aufgestellt. Diese Verwendung der einzelnen Theile des Seeungeheuers nahm sich gar seltsam aus und schien der deutlichste Beweis, daß dessen Vorkommen hier nicht zu den Seltenheiten gehört.«

Wir bemerken noch, daß Afrika auch eine Fundstätte von Guano aufweist. Es sind dies mehrere Inseln, die der Westküste von Südafrika vorgelagert sind. Drei derselben liegen in der Bucht von Angra Pequena, nämlich Pinguin Island, Shark Island und eine dritte; sodann die Inseln Possession und Mercury in der Spencer Bai. Sie alle liefern frischen Guano, der bisher mit 16 bis 20 Pfund Sterl. die Tonne in London bezahlt wurde. Die fraglichen Eilande sind mit Fettgänsen förmlich bedeckt und auf einer derselben finden sich Pinguine in solcher Menge, daß kaum Platz vorhanden ist, auf den der Besucher seinen Fuß setzen kann. Die Inseln ragen nur wenige Fuß über die Meeresfläche und wurden frühzeitig von den Engländern besucht, ohne daß eine förmliche Besitzergreifung erfolgt wäre. Daß diese Guanoinseln bereits sehr früh aus-

gebeutet wurden, beweist ein vor etwa zwanzig Jahren gemachter Fund auf einem der Eilande: ein mumificirter menschlicher Körper, an dessen Seite sich ein Stück Holz befand, welches die Inschrift trug: »Christoph Delano † 1421«. Der Leichnam lag unter einer 40 Meter hohen Schicht Guano, den mehr als vier Jahrhunderte aufgehäuft haben mögen. Der gute Zustand von Haaren und Zähnen ermöglichte es, in der Mumie einen einstigen Repräsentanten der kaukasischen Rasse zu erkennen. An der Schulter merkte man Spuren eines Lanzenstiches. Wahrscheinlich war es ein Matrose, der von seinen Gefährten auf der Insel begraben worden ist.

Ob der Guano auf den fraglichen Eilanden in solcher Menge vorhanden ist, um dessen Ausbeute zu einem rentablen Unternehmen zu gestalten, ist uns nicht bekannt. Gelegentlich der Besitzergreifung der Küste von Angra Pequena durch die Deutschen, war von Guanosuchern aus dem Capland die Rede. Sie machten auch ältere Besitzrechte geltend. Ein Handelsbericht aus dem Jahre 1883 erwähnt, daß die Guanoinsel Ichabre »ihrer Schätze beraubt« sei. Derselbe Bericht nennt unter den Exportartikeln der Walfischbai Straußenfedern, Elfenbein und Vieh, nicht aber Guano.



Pfahlhütte im Mohryasee (Central-Afrika).

Allgemeine Culturverhältnisse.

Es ist nicht unsere Absicht, in diesem Abschnitte aus den unzähligen Erscheinungen, welche sich uns auf unserer Wanderung durch den ganzen Dunklen Erdtheil dargeboten haben, ein Gesammtbild der daselbst bestehenden Culturverhältnisse zu entwerfen. Das würde zunächst zu Weitschweifigkeiten führen, anderseits den Uebelstand zahlreicher Wiederholungen mit sich bringen. Aus den Lebensverhältnissen der verschiedenen Völker und ihren Thätigkeiten, wie wir sie beobachtet haben, ließe sich überdies ein einheitliches Ganzes nicht gestalten. Dazu kommt, daß die Völkerschaften des nördlichen Afrika zum Theil eine sehr beachtenswerte culturelle und civilisatorische Vergangenheit haben, anderseits sich auch dermalen noch in einem Zustande der Halbcultur befinden, der sich wesentlich von der Barbarei aller schwarzen Völker unterscheidet. Daraus folgert das Unvermögen, für alle Erscheinungen einen gemeinsamen Maßstab anzulegen.

Was uns vorschwebt, ist eine summarische Darstellung der Culturverhältnisse in jenen Gebieten Afrikas, welche ausschließlich von der schwarzen Rasse bewohnt werden. Es sind ja diese Gebiete, welche bei der modernen Colonial-

bewegung in erster Linie in Betracht kommen und auf lange Zeit hinaus den Schauplatz neuer Untersuchungen und Wahrnehmungen abgeben werden. In Bezug auf jene Momente und Factoren, welche für die europäischen Bestrebungen, zumal die Handelsthätigkeit, in Betracht kommen, sind die Negerländer Afrikas von größter Wichtigkeit. Man denke nur an die ungeheuere Ausdehnung des neugegründeten Congostaates und die großen materiellen Interessen, welche hier in die Wagschale fallen. Die einheimischen politischen Verhältnisse, welche anders geartet sind, als jene historisch festgefügten Staatenbildungen an den Mittelmeerküsten, lassen die weitgehendsten politischen und territorialen Transactionen zu und eröffnen demgemäß ein weites Feld für ungestörte culturelle Thätigkeit, ohne daß es hiebei der Ueberwindung von Hindernissen bedürfte, welche, wie anderwärts, staatsrechtlicher Natur wären.

Im Uebrigen wollen wir unsere Ausführungen kurz halten. Das, was wir »culturelle Verhältnisse« nennen, läßt sich in wenige Schlagworte zusammenfassen: Allgemeine Verhältnisse, Wohnstätten und häusliche Einrichtungen, Nahrung und Kleidung, Ackerbau und Viehzucht, gewerbliche Thätigkeit, Handel und Verkehr. Die Bilder, welche sich uns bei Untersuchung solcher Factoren darbieten, erinnern in mancher Hinsicht an die ältesten Lebensverhältnisse unserer eigenen einheimischen Vorfahren. Pfahlbauten, Werkzeuge und Waffen, sowie die allgemeinen Existenzbedingungen der schwarzen Völkerstämme führen uns auf unseren heimatlichen Boden um Jahrtausende zurück. Der Pfahlbau des afrikanischen Negers oder des Bantu unterscheidet sich in nichts von der gleichen Anlage unserer Vorfahren. Solche Pfahlbauten hat der Reisende Cameron im Mohryasee im Lande Urua (südwestlich vom Tanganjikasee) gesehen, Rohlfs unter den Bassa am unteren Niger. Meistens werden diese Bauten, runde Hütten, von vier langen Pfählen, welche in den Boden gerammt und am oberen Ende gabelförmig sind, getragen. Die Pfähle sind 10 Fuß hoch, bis man die Basis der Hütte erreicht, und die Hütte selbst hat noch circa 10 Fuß Höhe. Als Sicherheit gegen Feinde und wilde Thiere scheinen die Pfahlbauten der Bassa nicht zu dienen; sie haben lediglich den Zweck, auch bei hohem Wasserstande die Inseln als bewohnt und im festen Besitz stehend, anzuzeigen. Andere Stämme könnten ja nach Ablaufen der Hochwässer sich vor den rechtmäßigen Besitzern einstellen und diesen ihr Eigenthum streitig machen.

In Bezug auf diese Pfahlbauten bemerkt Rohlfs: »Als bei uns das Zeitalter der Pfahlbauten war, kamen unsere Vorfahren mit Stämmen anderer Länder in Berührung, die relativ, was Civilisation anbetrifft, dieselben nicht bedeutend überragten. Wie ganz anders hier in Afrika! Diese Pfahlbaumenschen kommen jetzt mit Leuten zusammen, die ihnen die Civilisation der letzten Hälfte des XIX. Jahrhunderts vorführen. Diese Stämme, welche vielleicht kaum anfingen, Eisen selbst zu bearbeiten, befinden sich jetzt auf einmal in Gegenwart des Dampfes und der Elektricität, der Buchdruckerkunst und des Pulvers. Ob ein so plötzlicher Sprung für diese Völker günstig wirkend ist, läßt sich bezweifeln; jedoch sehen wir da, wo nicht mit Gewalt, und sei diese Gewalt auch nur moralisch drückend, Civilisationsversuche gemacht werden, den europäischen Einfluß wohlthuend auf die Eingeborenen wirken.«

Bei vergleichenden Untersuchungen wird es zweifelhaft, ob ein solcher Pfahlbau eine primitivere Behausung sei, als manche Wohnstätte anderer afrikanischer Stämme. Da wäre zunächst der Buschmann, welcher am liebsten in Felshöhlen unterkriecht und sich sonach als modernen Troglodyten präsentirt. Er verschmäht auch nicht die Höhlenwohnungen gewisser Thiere, denen er ihr Heim streitig macht, und ist selbst in den mißlichsten Verhältnissen zu bequem, sich unter Dach zu bringen. Hütten kennen die Buschmänner nicht. Wenn sie im Freien nächtigen sollen, kriechen sie ins Gebüsch und schützen sich nothdürftig gegen die Wetterunbilden, daß sie die oberen Zweige zusammenflechten oder ein Laubdach darüber breiten.... Besser jedoch ist es mit der Unterkunft der Hottentotten bestellt. Es sind bienenkorbförmige geschlossene Hütten, deren Gestelle aus krummgebogenen Baumästen besteht; die Bedachung besteht entweder aus Fellen und Matten, oder aus Büschen. Die einzelnen Hütten stehen im Kreise herum und bilden einen »As«, d. h. Lagerplatz. Die Bezeichnung »Kraal« ist holländischen Ursprunges und wird hauptsächlich auf Viehlagerplätze angewendet. Dieselbe Bauweise herrscht bei den Kaffern, speciell bei den Zulus. Die innere Einrichtung ist ungemein einfach. Da das milde Klima dem Zulu unter Tags den Aufenthalt im Freien gestattet, benützt er seine Hütte eigentlich nur zum Nachtlager. Unter Tags hält er sich in einem Verschlage auf, der rund um die Hütte zieht. Hier befinden sich die Hausgeräthe und Werkzeuge und werden die täglichen Mahlzeiten gehalten.

Wesentlich anders präsentirt sich das Heim des Be-tschuanen. Der Bienenkorb ist hier durch einen Bau ersetzt, der aus senkrechten Wänden und einem aufgesetzten Kegeldache besteht. In dieser Form erinnert die Be-tschuanenhütte an den »Togul« des Sudan, wo beispielsweise die Monbuttu (nach Schweinfurth) großartige, luftige, unseren Eisenbahnhöfen und Industriehallen ähnliche Giebelbauten errichten. Die Be-tschuanenhütte hat einen kreisförmigen Grundplan. Der Bau selber besteht aus einer circa 2 Meter hohen kreisrunden Lehmwand, auf der das Dach aus Schilf aufruht, und zwar derart, daß es weit über den Rand der Mauern vorsteht und auf diese Weise einen gedeckten Corridor rings um die Hütte bildet. Um das überhängende Dach zu entlasten, wird es ringsum am Rande durch Pfähle gestützt. Ueberdies wird die Hütte mit einem Reisigzaun umgeben. Rund wie die Hütten sind auch die Dörfer und »Städte«, welch letztere oft bis 10.000 Einwohner zählen und einen imposanten Eindruck machen. Hüttenstädte von ganz besonders großer Ausdehnung findet man im Sudan und in Guinea, auf die wir zurückkommen.

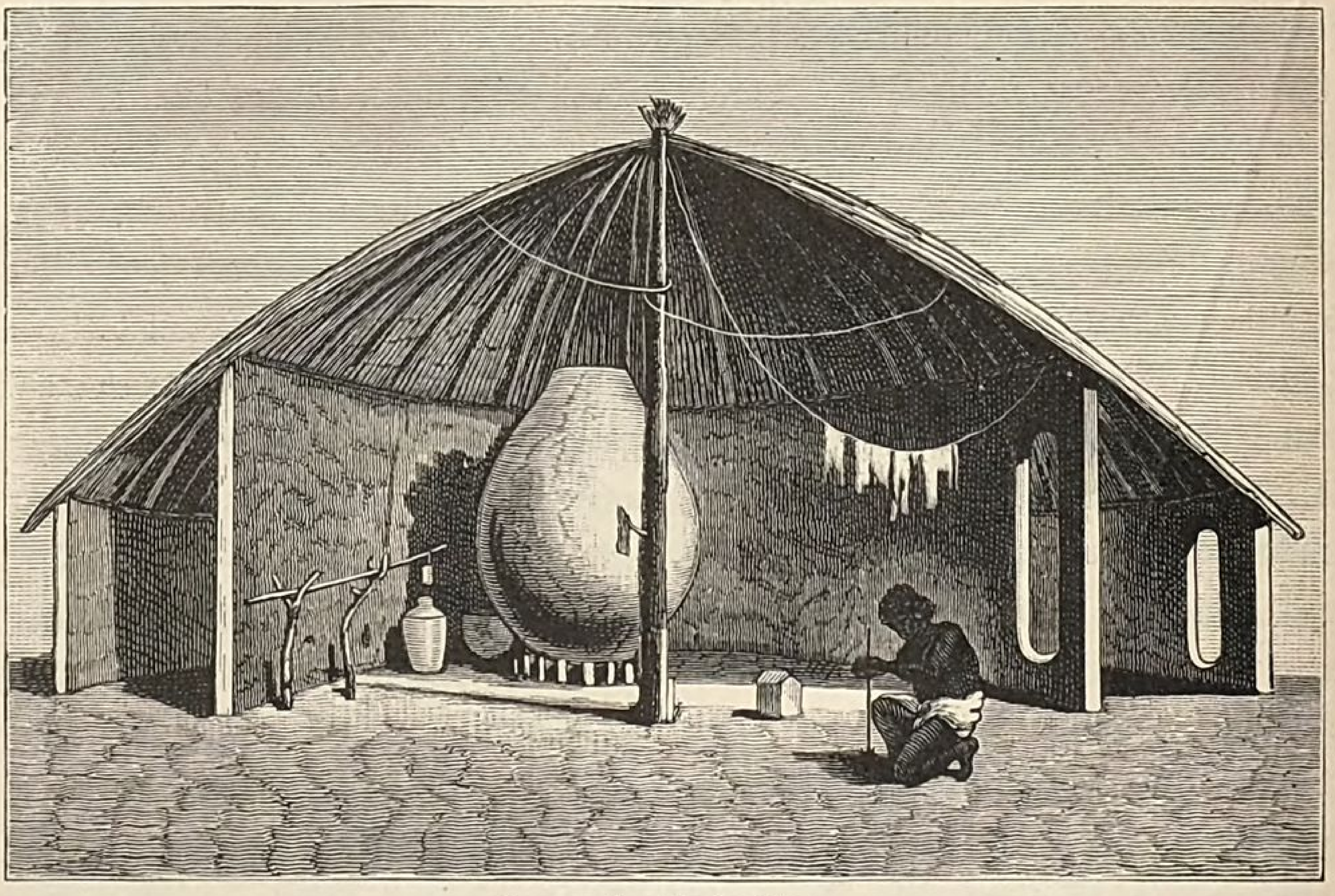
All die zahlreichen Stämme, welche den ungeheueren Raum im Innern von Süd- und Central-Afrika besiedeln, wohnen in der vorbeschriebenen Weise. Abweichende Form zeigt der »Tembe«, wie er unter den Stämmen in Central-Afrika angetroffen wird. Von viereckigem Grundplan, nähert sich dieser Bau unseren Gehöften, wobei, wie hier, die Wohn- und Wirtschaftsräume vom Hofe in die vier Tracte führen. Das Ganze ist allerdings äußerst nieder und räumlich beschränkt. Viereckige, ganz in unserem Baustile aufgeführte Hütten mit Firstdach, sind namentlich in Manyuema häufig. In einem Dorfe stehen diese Häuser symmetrisch in eine Linie angeordnet. Zwei solcher Linien schließen einen großen geräumigen Platz ein. In den nördlichen Bantuländern findet man Tembe und Kegelhütten häufig vereint, wie beispielsweise in Rubaga, der Residenz des kürzlich verstorbenen, aus Stanleys Reisen wohlbekannten Kaisers M'tesa. Stanley selber nennt die Capitale von Uganda eine solche von »großartigen Entfernungen«. Palasthöfe und Häuser sind eingehegt; jeder Zugang hat an seinen Seiten hohe Zäune, die in gleichförmigen Reihen und sehr dicht sind. Die von den geraden Hauptstraßen abzweigenden Nebenstraßen sind schmal und krumm. Die kaiserlichen Bauten bilden ein besonderes Quartier, das auf einem erhöhten Punkte liegt und die ganze Stadt beherrscht.

In der Mitte der langen, geraden Straßen der heidnischen Bantuvölker befinden sich zumeist auf Pfählen ruhende Schattendächer für öffentliche Plätze. Fetischtempel fehlen niemals. Bei einigen Stämmen des westlichen Aequatorial-Afrika weicht die Bauart der Hütten ab. Der Grundplan ist rechteckig und jedes Haus hat einen bedachten Vorplatz. So ist es bei den Balunba und den ihnen benachbarten Bayaka. Am Gabun und Ogove ist die viereckige Hütte typisch, doch besitzen die Abongo (die Urbevölkerung des Landes) runde Hütten. Es scheint, daß jene Art, viereckige Hütten zu bauen, im unmittelbarem Zusammenhange mit der geographischen Verbreitung der Palmenart Raphia vinifera steht, deren bis zu 10 Meter lange Blattstiele ein ganz vortreffliches Material zu den leichten, aber doch den heftigsten Wirbelstürmen und ausgiebigen tropischen Regengüssen trotzenden Hütten der Eingeborenen abgeben. »Eine Anzahl dieser Blattstiele wird mit beiden Enden in die Erde gesteckt, und das auf solche Art gebildete halbkugelförmige Gerüst in sehr geschickter Weise mit Baumblättern überdeckt. Eine kleine Oeffnung, so klein, daß man sich auf die Erde legen muß, um hindurch zu gelangen, dient als Eingang; die Hütten selber sind höchstens 1.3 Meter hoch. Im Innern aber ist außer dem unvermeidlichen Feuer, fast nichts zu finden, höchstens eine Art Schlafstelle von Blättern.«

An den Küsten von Oberguinea, also unter den eigentlichen Negervölkern, tritt in der Bauart der Hütten noch keine wesentliche Veränderung ein. Die Residenzen von Dahomey und Ashanty zeichnen sich durch ungeheuere Ausdehnung aus. Kumassi, Hauptstadt des Ashantyreiches, welche 1874 von den siegreichen Engländern niedergebrannt wurde, machte als Negerstadt auf sie einen imponirenden Eindruck. Im Innern der Sudanländer sind, zum Mindesten die größeren Städte (Segu Sikoro, Timbuktu, Kano), vorwiegend Lehmbauten, doch finden sich auch Rohr- und Strohhütten vor. Die Erd- und Lehmbauten haben in dem regenreichen Lande den Nachtheil, daß sie bei anhaltenden und ausgiebigen Niederschlägen weggewaschen werden, oder sich in Brei auflösen können. Man ist gezwungen, in der Regenzeit alle Habseligkeiten stets in Truhen zum Weitertransport bereit zu halten. In der heißen Jahreszeit aber haben diese Erdbauten den Vortheil für sich, daß sie kühl sind. In manchen Gegenden (z. B. Bornu) bilden mehrere Lehm- und Strohhütten einen Hof, meist der Besitz eines Reichen, der von hohen Lehmmauern eingeschlossen ist. Baum-

gruppen beleben die Monotonie solcher Anlagen, die durch ihr schmuckloses Aeußere und die Leere im Innern einen traurigen Eindruck machen.

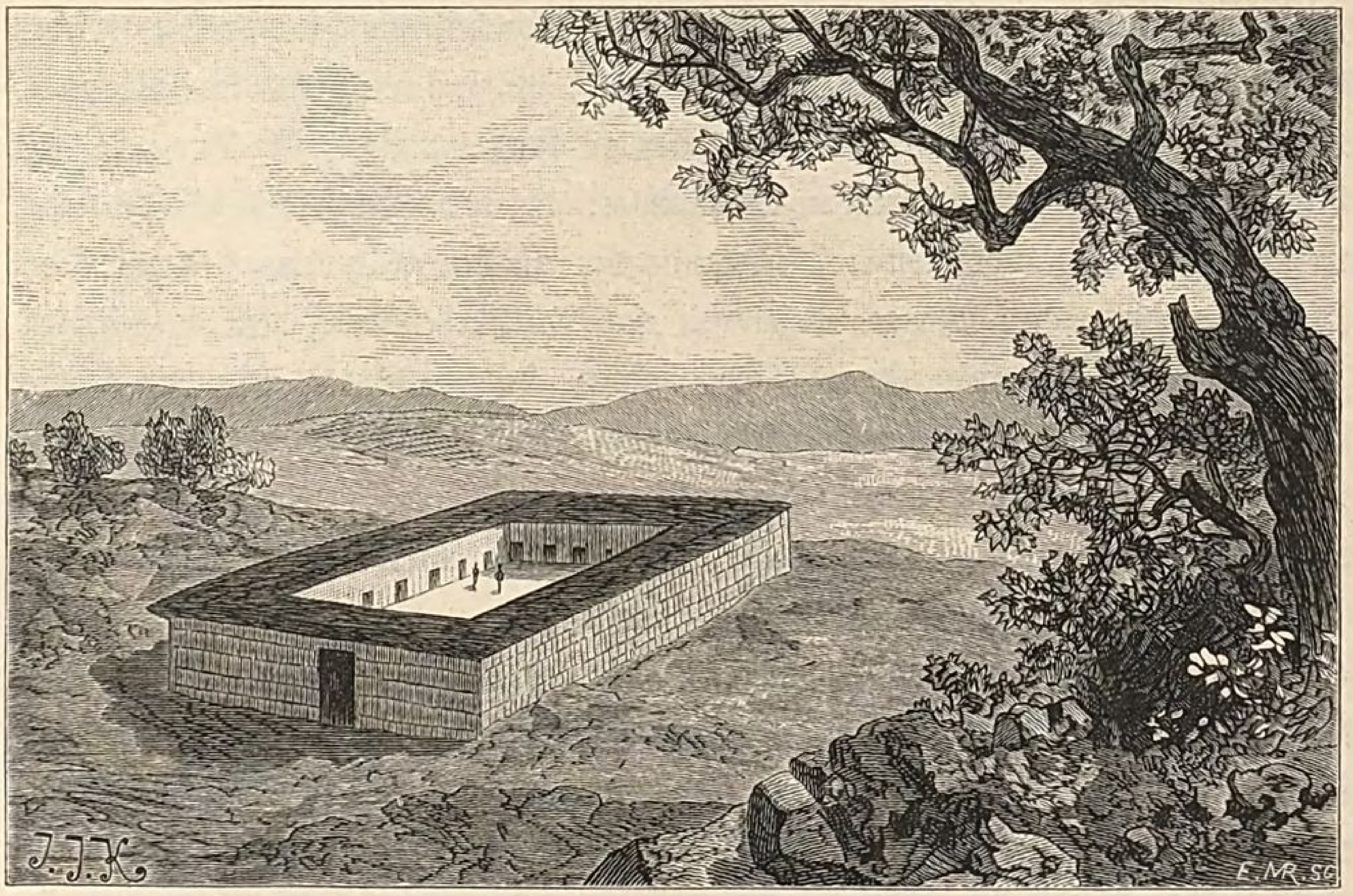
Von besonderem Interesse sind die Baumdörfer in Baghirmi, von denen wir an anderer Stelle erzählt haben. Am häufigsten findet man sie im Gebiete der Gaberi, welche durch die Sclavenjagden der Baghirmier besonders zu leiden haben. In beträchtlicher Höhe werden im Geäst der Bombaxbäume luftige Behausungen mit hölzernen Plattformen und Brustwehren errichtet, welche



Inneres einer Ba-Sutohütte.

vollkommenen Schutz gegen alle Angriffe gewähren. Zu hoch gelegen, um von den Pfeilen und Wurfwaffen der Angreifer erreicht zu werden, ist diesen Kriegsdörfern — denn nur als solche spielen sie eine Rolle — auch durch Feuer nicht beizukommen; desgleichen sind die Angreifer unvermögend, die dicken Bäume zu fällen, da ihnen die hiezu nothwendigen Werkzeuge abgehen.... In Dar Fur sind die Hütten runde Zelte, gewöhnlich aus Hirsehalmen hergestellt und mit einem Dornenzaun umgeben.... Ungemein dicht liegen die Behausungen der Schilluk-Neger längs des ganzen westlichen Nilufers ihrer Heimatsbezirke

Die einzelnen Dörfer sind durch mäßige Zwischenräume von einander getrennt und bilden eigentlich eine fast zusammenhängende Reihe von Niederlassungen, die mit erstaunlicher Regelmäßigkeit angelegt sind. Aus der Ferne gesehen, machen alle diese Hütten den Eindruck wie eine ungeheuere Ansammlung von riesigen Pilzen. Sie sind klein und ihre Kegeldächer sind kuppelförmig abgestutzt. Die Dörfer haben keine Einfriedung, doch stehen die einzelnen Hütten so nahe zu einander, daß die Zwischenräume mit Matten geschlossen werden können, um



Ein Tembe.

wenigstens das Verlaufen des Viehs zu verhüten. In der Mitte eines jeden Dorfes ist ein freier Platz für öffentliche Versammlungen. Ein Baumstamm oder Pfahl in der Mitte des Platzes trägt Trommeln und andere Alarminstrumente, deren man sich bei drohender Gefahr bedient, um das waffenfähige Volk zusammenzurufen.... Von diesen Anlagen weichen jene der Dinka beträchtlich ab. Hier gibt es keine geschlossenen Ortschaften, und alle Anwesen lösen sich in kleine Weiler und Gehöfte auf. Nur die gemeinsamen Viehstände sind große eingefriedete Plätze. Dagegen sind die einzelnen, kegelförmigen Hütten sehr geräumig;

sie bestehen aus lehmgebauten Wänden und einem aufgesetzten Strohdach, dessen Gerüste sich nicht auf einen centralen Pfahl, sondern auf einem vieläftigen Baum stützt. Diese Form des »Togul« ist auch in der oberen Nilregion die allgemein übliche; nur die Wohnhäuser der Monbuttu weichen hievon ab und gleicht deren Bauweise denen der Westküste Afrikas, nicht jenen der Nilneger. Die bildliche Darstellung eines Kornspeichers, wie ihn die Niam-Niam herzustellen pflegen, findet der Leser auf Seite 864.

Seine Nahrung bestreitet der schwarze Afrikaner wie andere Erdenkinder sowohl aus dem Thier-, als dem Pflanzenreiche, doch ist die Pflanzenkost weitaus die verbreitetere. Das Hausvieh zu schlachten, ist fast nirgends im Gebrauche, da es der Milch wegen, die es liefert, ein zu kostbarer Besitz ist. Nur gefallenes Vieh wird verzehrt. Allgemein gebräuchlich ist der Genuß des Wildfleisches, welches bei dem ungeheueren Wildstande der meisten Gegenden des tropischen Afrika in überreicher Menge vorhanden ist. Die Zubereitung aber ist primitiv. Außer gekochtem Fleisch, ißt man auch solches, das am Spieß, oder auf heißem Stein halb und halb gebraten worden ist. Man verschmäht auch die inneren Theile der Thiere nicht, und manche Stämme, wie beispielsweise die Buschmänner, vergreifen sich an Ungeziefer — Schlangen, Spinnen und Kröten. Auch Ratten und Mäuse gelten zuweilen als Leckerbissen und die Niam-Niam mästen Hunde zu besonderen Feiertagsgenüssen. Daß sich der afrikanische Appetit bis zum Affen- und Straußenfleisch versteigt, nimmt weniger Wunder, als daß er sich bis zum Consum einer Delicatesse ergeht, welche gewissermaßen aus einem Ragout von allerlei Gewürm, Käferlarven, Eidechsen und Ameisen besteht. Daß Heuschrecken, wo sie in größeren Massen auftreten, allenthalben in die Mägen schwarzer und brauner Gourmands verschwinden, braucht nicht besonders bemerkt zu werden.

Viel reichlicher ist, wie erwähnt die Pflanzenkost. R. Hartmann schreibt hierüber: »Der Nigritier ißt Brei von Docher, Sorghum, Mais, sowie vielerlei auf die verschiedenartigste Weise zubereitete Gemüse, Knollen und Früchte. In Inner- und Westafrika liefern Yams, Bataten, Helmiaknollen, Colocassiawurzeln, Maniok, Bananenfrüchte, Bananenkohl u. s. w. einen im Osten unbekannten Zuwachs zum Speisevorrath. Zuckerrohr wird nur gekaut. Die Berta und Bongo säuern ihre Speisen mit den Kelchen einer Eibischart, welche sie neben ihren

Sorghumfeldern ziehen.« Die größten Maisvertilger sind die Bantu. Im Allgemeinen ist der Afrikaner ungemein genügsam und ist auf die Hungercur von Jugend auf dressirt. Bei Leistungen, welche unser Erstaunen herausfordern, begnügt er sich mit einer Atzung, die oft nur aus einer Handvoll Körnern einer Feldfrucht oder wenigem Obst besteht. Dabei denkt dieses Naturkind niemals auf die Bedürfnisse späterer Zeiten, sondern befriedigt auch im Falle der Ueberfülle und des reichlichen Erntesegens nur den Augenblick. Anderseits sind die Schwarzen, wenn sich ihnen Gelegenheit hiezu ergibt, zügellose Fresser, die wie die Raubthiere über erlegtes oder gefallenes Wild herfallen und es regelrecht zerfleischen. Meist erfolgt der Genuß des rohen Fleisches an Ort und Stelle. Sir Samuel Baker, der unerschrockene und vom Glücke begünstigte Jäger, hat solcher abschreckender Scenen Erwähnung gethan. Dagegen scheint bei diesen Wilden die noch abscheulichere Gepflogenheit, lebenden Thieren Stücke von Fleisch aus dem Körper zu schneiden und noch warm und zuckend zu verschlingen — wie es die christlichen Abessinier zu prakticiren pflegen — nicht vorzukommen. Von der Pflanzenkost liefert das Korn und der Weizen manchen Leckerbissen, der in Gestalt eines stark gefetteten Breis, oft mit einer stark gewürzten Brühe Monate hindurch die tägliche Nahrung liefert. Maisbrei ist besonders bei den Kaffern beliebt. Kommen aber die mageren Monate, dann hungern ganze Stämme und die ärgsten Fresser magern nun zu Skeletten ab: Man wirft Kinder ins Wasser, weil man sie nicht mehr ernähren kann, bettelt und stiehlt und schlägt wohl auch seinen Nachbar todt, um ihn — wenn er noch etwas Eßbares besitzt — zu berauben. Von einem solchen allgemeinen Hunger-Faustrecht unter den Bari-Negern hat der Missionär Kaufmann berichtet.

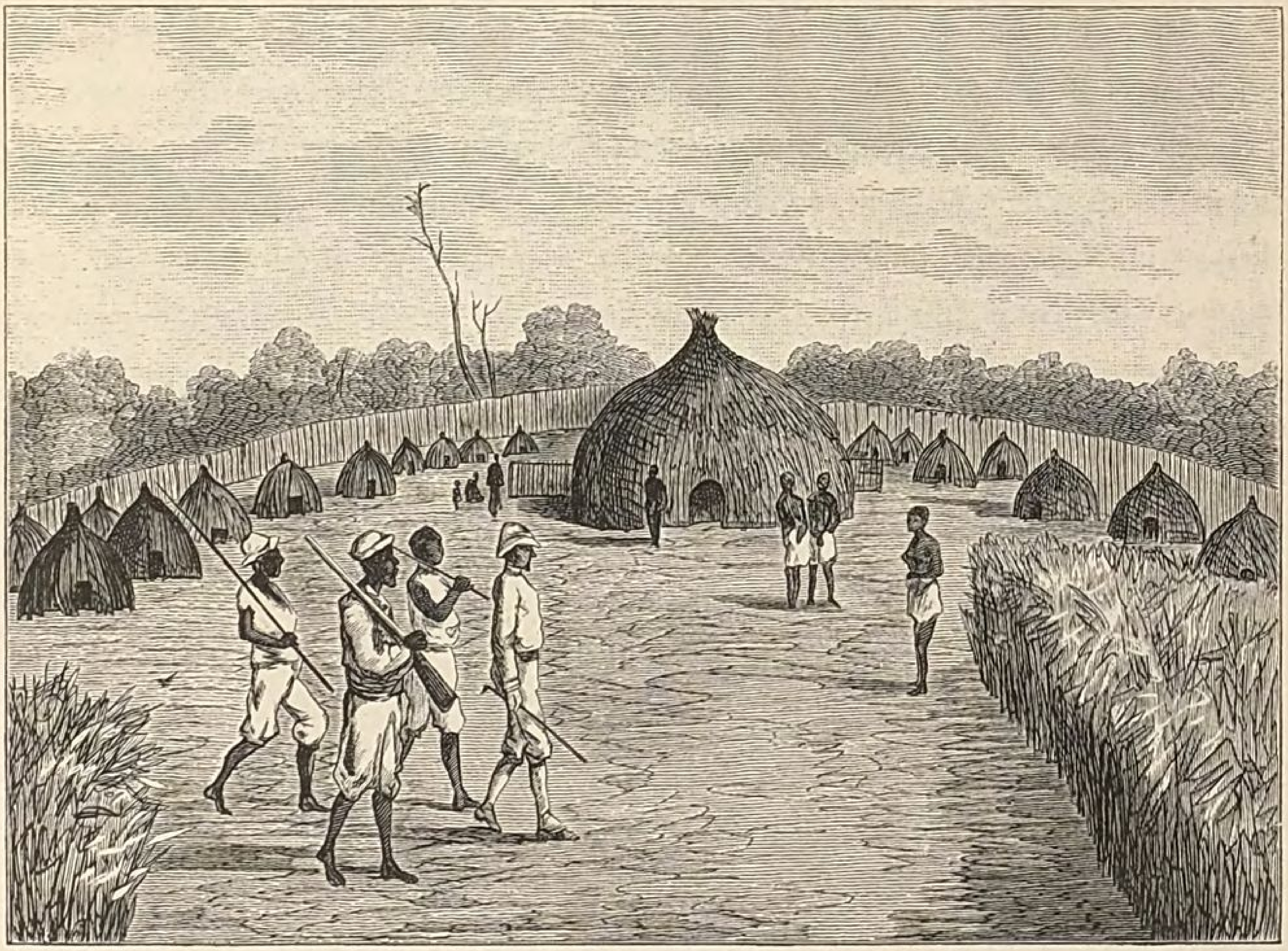
Von größerer Wichtigkeit als die bisher berührten Dinge ist für uns die gewerbliche Thätigkeit der afrikanischen Neger, beziehungsweise der Bantu und der südafrikanischen Stämme. Weit entfernt in dieser Richtung auf sterilen Boden zu stoßen, finden wir eine Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse, welche angesichts der primitiven technischen Hilfsmittel sehr beachtenswert sind. Freilich haben alle diese Erzeugnisse relativ einen geringen, meist sogar sehr geringen Wert; sie geben aber Zeugniß von einem Grade von Kunstfertigkeit, der auf eine unleugbare technische Beanlagung vieler dunkelhäutiger Stämme in Afrika hinweist, und umso überraschender ist, je barbarischer

die Lebensverhältnisse der betreffenden Stämme sich anlassen. Am schwächsten prägt sich die fragliche Kunstfertigkeit bei den Buschmännern und Hottentotten aus. Erstere sind äußerst geschickt im Stricken von Netzen, die sie als Tragkörbe oder Säcke verwenden. Das ist aber auch alles; Waffen verfertigen sie nicht selbst, sondern erhandeln sie von ihren Nachbarn. Um weniges besser ist es mit den Hottentotten bestellt, welche sich wenigstens auf die Erzeugung primitiver Decken und Matten verstehen.

Einen Grad höher stehen die südlichen Kaffern, speciell die Zulus, welche ihren Bedarf an Geräthen aller Art selber besorgen, und namentlich in Eisenarbeiten sehr geschickt sind. Der Schmied — hier »Eisendoctor« genannt — ist eine hoch angesehene Persönlichkeit, die das Geheimniß ihrer Kunst getreu hütet und dasselbe auf den Sohn vererbt. Freilich ist die Schmiedewerkstätte primitiv, aber sie besitzt gleichwohl alle Theile einer wirklichen Schmiede. Das geschmolzene Erz wird nach Entfernung der Schlacken wiederholt ausgeglüht und gehämmert, so daß das Eisen den Härtegrad des Stahles erlangt. Die Zulus schmelzen auch Kupfer, sie bereiten Messing und ziehen Draht. Namentlich das letzgenannte Erzeugniß wird mit großer Geduld und einer unleugbaren Meisterschaft fertiggestellt. Ebenso geschickt sind sie im Anfertigen von eisernen und kupfernen Schmucksachen.... Die Kunstfertigkeit der Be-tschuanen besteht in Schmiede- und Korbflechtarbeiten, in Schnitzereien aus Holz und Rhinoceroshorn, namentlich aber in Herstellung von Trutzwaffen, in welcher Beschäftigung sie allen Südafrikanern voraus sind. Besonders lebhafte gewerbliche Thätigkeit herrscht aber unter den Maschona des großen Kaiserreiches Marutse-Mambunda. Holub hat diese Thätigkeit ausführlich geschildert. Man erzeugt: mannigfache Varietäten von irdenen und hölzernen Kochgeräthen, Gefäße und Geschirre, Kalebassen, Löffel aus Holzfasern, Flechtarbeiten aus Gras, Körbe, Säcke aus Stroh, Messer, Waffen, Metallarbeiten und die hiezu nöthigen Werkzeuge; ferner Musikinstrumente, als: Kalebaß-Pianos, Zithern, Streichinstrumente aus Papyrusstauden, Trommeln, Glöckchen, Schellen, Pfeifen und die eigenthümlichen »Stahlhandschuhe«, welche als Stahlglocken bei Concerten figuriren. Auch an Schmuck-, Toilette- und Spielartikeln gibt es keinen Mangel. Außerdem sind die Erzeugnisse aus Holzrinden, Schlangenhaut, Dosen aus Elfenbein, Lederartikel u. s. w. zu erwähnen. Ein besonderer Industrieartikel sind aus Holz gearbeitete mit Leder

überzogene Ruhestühlchen, Kopfkissen, zierlich gearbeitete Fliegenwedel und eine Menge kleinerer Gebrauchsgegenstände.

Im Innern von Centralafrika herrscht ein ungeheueres Gewimmel von Völkern, deren Culturstufe nicht allenthalben die gleiche ist. Von den halbcivilisirten mohammedanischen Waganda bis zu den Cannibalenstämmen am mittleren Congo und weiter die ganze Völkermusterkarte durch bis zu den südwestlichen Lunda-



Residenz eines centralafrikanischen Königs.

stämmen herrschen die buntesten Zustände. Im Großen und Ganzen bedürfen die Congovölker in ihrer Gesammtheit noch sehr der Erforschung, ehe man sich von den unter ihnen herrschenden Lebensverhältnissen ein zutreffendes Bild wird gestalten können. Unter den Kalunda und Molua herrscht einige beachtenswerte gewerbliche Thätigkeit. Man verfertigt Holz- und Elfenbeinschnitzereien, hölzerne Ruhekissen, Schmuck- und Fetischgeräthschaften. An Metallarbeiten fehlt es gleichfalls nicht. Außer Speer- und Pfeilspitzen, eisernen Keulen und Beilen, findet man eiserne Arm- und Fußspangen. Beliebter ist Messingschmuck, der zumeist

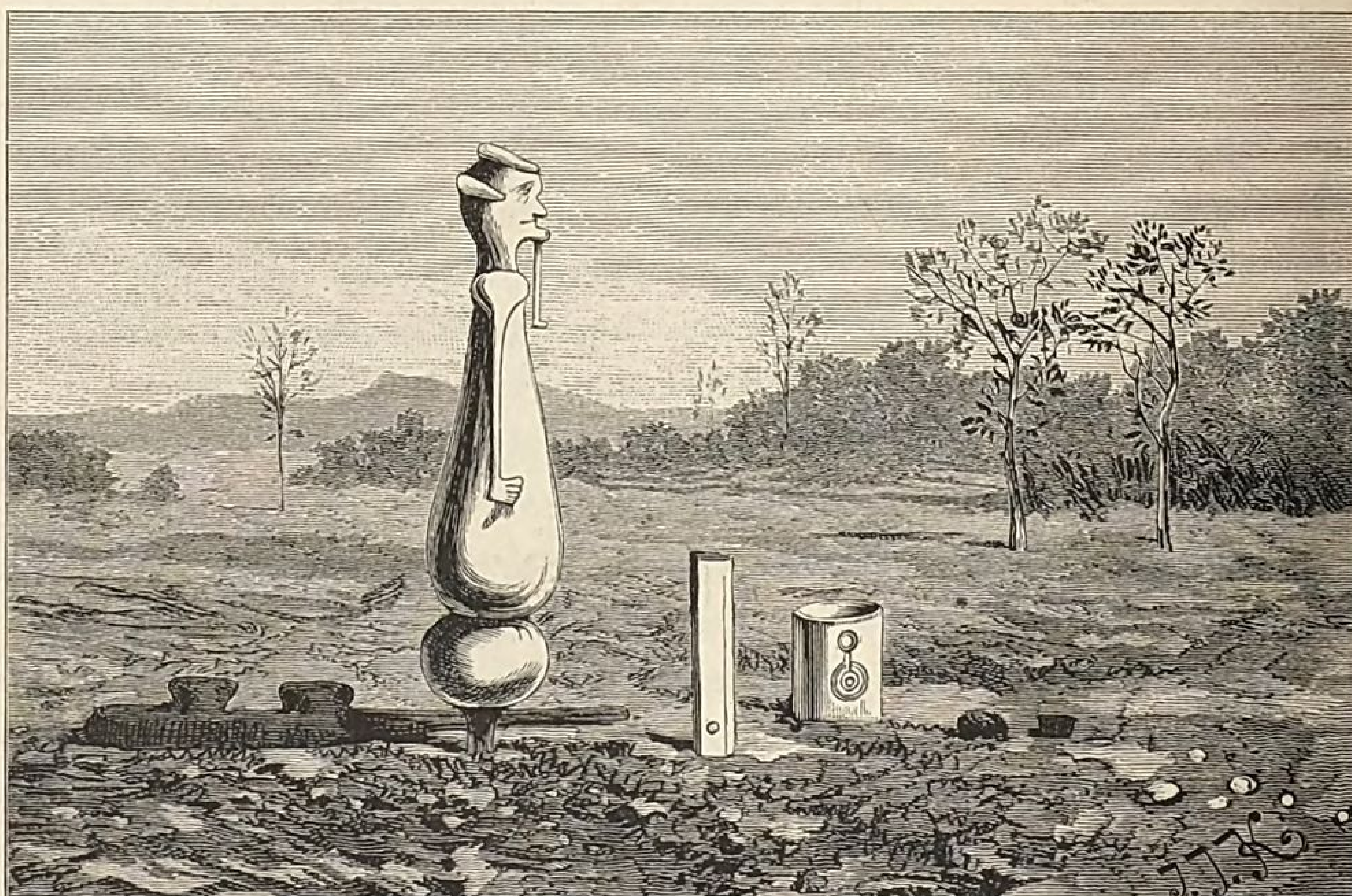
in dünnen Drahtspulen besteht. Kunstvoll geflochtene Perrücken und Perlengeflechte sind sehr gesucht. Töpferwaren werden im ganzen südlichen und südöstlichen Congobecken, namentlich in Urua, in großer Menge erzeugt. Außerdem gibt es mehrere Arten von Musikinstrumenten, deren Verbrauch ein sehr bedeutender ist. Das Schmiedehandwerk steht in hohen Ehren, namentlich bei den Kioko, einem privilegirten centralafrikanischen Schmiedevolke, dessen Repräsentanten auch in den Nachbarländern ihr einträgliches Gewerbe betreiben.

An den Küsten von Südguinea hat der europäische Einfluß derart überhand genommen, daß der Wert einheimischer Gewerbsthätigkeit gar nicht mehr in Betracht kommt. Die portugiesische Colonie Angola ist eine Agricultur-Colonie, deren Erträgnisse sich auf den Export der Handelsproducte beschränken. Der Import ist geringfügig. Die Einheimischen sind weitaus mehr Ackerbauer und Fischer (an den Küsten) als Gewerbsleute. Auch an der Loangoküste herrscht wenig gewerbliche Thätigkeit. Von der französischen Colonie Gabun und der deutschen am Kamerunflusse ist nichts von Belang zu berichten. Dagegen zeichnen sich die eigentlichen Neger in Nordguinea und im Sudan durch mancherlei Kunstfertigkeiten aus. Die Yoruba, westlich des unteren Nigerlaufes, verfertigen schöne Lederwaren, Schüsseln und Teller mit Holzschnitzerei, Matten von ausgezeichnet zierlichem Flechtwerk, Stickereien, Thongefäße aller Art, lederne Beschuhung u. s. w. Eines der betriebsamsten Völker Afrikas sind die Dahomeyneger. Sie sind geschickt im Weben der Baumwolle, Flechten von Matten, Färben und Edelsteinschleifen. Desgleichen sind die Ashanty »bekannt als geschickte Teppichweber; auch machen sie dauerhaften gut gemusterten Kattun, fertigen feine Thongeschirre, die sie mit dauerhaftem Firniß überziehen, bereiten Leder, schmelzen Eisen aus, das sie zu Schwertern, Ackergeräthen, selbst zu Schießwaffen umgestalten, und sind auch gute Goldarbeiter. Der Reichthum hat dort einen bei Negern wohl seltenen Luxus geschaffen. Sie besitzen goldene Prunkgefäße und die Vornehmen sitzen auf Divanen und kostbaren Teppichen an Tischen, die mit den feinsten Leinenzeugen bedeckt sind.« Sehr industriös sind auch die Völker in Senegambien, doch haben auch hier die colonialen Speculationen die Thätigkeit der Bewohner auf das Gebiet des Tauschhandels gedrängt und wurden einheimische Gewerbe mehr und mehr vom Import europäischer Industrieartikel beeinflußt. Dies gilt zum Theil auch von den Nigerländern,

den Stämmen der Mandingo, Djalonke, Bambarra u. a., welche wenig Industrie besitzen, während der Handel wieder nicht in ihren Händen, sondern in jenen der in allen Nigerstädten angesiedelten Araber ruht. Den Hauptreichthum dieser Völker bildet das Gold des Landes, das sie gegen andere Lebensbedürfnisse eintauschen. Als Handelsartikel dienen Gewebe, welche von vorzüglicher Güte sind und wegen ihrer schönen indigoblauen Farbe sehr geschätzt werden. Auch die Gold- und Elfenbeinindustrie ist beachtenswert.

Von den Fulahs im westlichen Sudan weiß man, daß sie in erster Linie Viehzüchter sind. Auch der Ackerbau ist beachtenswert. Die gewerbliche Thätigkeit erstreckt sich hauptsächlich auf Weberei, welche von den Männern, und Spinnerei, welche von den Frauen betrieben wird. Zu den Arbeiten der ersteren zählen noch Korb- und Mattenflechten und Lederarbeiten, zu jenen der letzteren Töpferei. In allen diesen Branchen bekunden die Fulahs nach G. Rohlfs große Geschicklichkeit und unleugbaren Farbensinn. Weniger industriös sind die Haussaneger, welche sich hauptsächlich mit der Erzeugung von Baumwollstoffen und Ledergärberei und Lederfärberei beschäftigen. Bei den Stämmen, welche südlich der Haussa siedeln, scheint große Nachfrage an Putzgegenständen zu herrschen. Besonders eitel sind die jungen Männer, welche Glasperlenschmuck über alles lieben. In Bornu ist dies ganz anders, denn da ist die Kunst des Webens eine ganz allgemein verbreitete. In der Hauptstadt des Landes, Kuka, herrscht »ein Leben von solcher Mannigfaltigkeit und selbst Großartigkeit, wie es ein Europäer mit der Vorstellung von einer Negerstadt kaum zu verbinden vermag.« Dagegen ist aber — wie Nachtigal berichtet — der Leichtsinn und die Unverläßlichkeit der Leute von Bornu erstaunlich groß. Gegen Barzahlung findet man kaum einen Käufer, und säumige Schuldner zum Zahlen zu zwingen, gehört zu den mühevollsten und erfolglosesten Bestrebungen. Monatelang, ja selbst jahrelang ist es die einzige Beschäftigung des nordischen Kaufmannes in Kuka mit Sonnenaufgang zu Pferde zu steigen, die Runde bei seinen Schuldnern zu machen, und erschöpft von Hitze und Aerger nach Sonnenuntergang heimzukehren. . . . Lebhafte gewerbliche Thätigkeit herrscht auch unter den Nachbarstämmen der Kanuri, z. B. den Kotoko im Südosten von Bornu, aber noch zu diesem Reiche gehörend. Dort ist die Hauptindustrie die Indigofärberei und die Strohflechterei, welche einen hohen Grad von Vollkommenheit

erreicht haben. Außerdem sind sie sehr geschickt in der Erzeugung von Thon- und Holzwaren. In Kanem erzeugt man fast nur Flechtarbeiten, in Baghirmi beschäftigt man sich mit Weberei und Sattlerei, dann mit Färberei. Noch schlimmer ist es mit den Bewohnern von Wadaï bestellt, welche fast gar keine gewerbliche Thätigkeit entfalten. Alle Geräthe sind primitiv und geschmacklos in Form und Muster; die mohammedanischen Wadawa rangiren in dieser Richtung tief unter ihren südlichen heidnischen Nachbarn.



Dorfschmiede der Kokio (Kongobecken).

Was schließlich den östlichen Sudan, speciell die oberen Nilländer anbetrifft, beschäftigen sich die dortigen Völker und Stämme hauptsächlich mit Ackerbau und Viehzucht und geht die gewerbliche Thätigkeit fast leer aus. Eifrige Viehzüchter sind besonders die Nuër und die Dinka. Das so nothwendige Schmiedehandwerk findet unter ihnen keine Pflege und demgemäß sind ihre Waffen schlecht beschaffen. Hausgeräthe beschränken sich auf Matten, Kürbisschalen und Holzmörser. Körbe und Töpfe sind seltener. Dagegen sind die Bari-Neger vorzügliche Waffenschmiede und der Einfluß dieser Gewerbsthätigkeit macht sich

auch bei ihren südlichen Nachbarn, den Madi, geltend. Die Dschur bereiten merkwürdigen Messingschmuck und beschäftigen sich viel mit Schmelzarbeiten, die sie in eigenen Waldschmieden besorgen. Dort werden gute Waffen und Ackergeräthe verfertigt. Bongo und Mittu beschäftigen sich vorwiegend mit Ackerbau. Ackerbauer und Jäger sind auch die Niam-Niam und die Monbuttu, bei welch letzteren gewebte Stoffe fast unbekannt sind. Dagegen stehen sie in Bezug auf ihre Schmiedearbeiten »allen Afrikanern voran, und ihre zarten



Töpfe aus Urua.

Eisenketten, die als Schmuck getragen werden, können an Feinheit und Formvollendung mit der schönsten europäischen Stahlkette concurriren«. Sie verfertigen auch Gegenstände aus Kupfer; andere Metalle aber sind ihnen unbekannt. — Von ebenso geringem Belang ist die Kunstfertigkeit der nördlich der Nilneger im östlichen Sudan und Nubien siedelnden Nuba- und Bedschavölker, welche theils Jäger (wie die Baggara), theils Viehzüchter und Ackerbauer sind. Außer Waffen (Speerspitzen u. dgl.) und Schilde aus Thierhäuten, vielleicht einigen Ackergeräthen, wird nichts erzeugt. Die Hausgeräthschaften sind nicht

von der Güte, wie jene mancher Negerstämme. Die meisten Bedürfnisse werden durch den Handel bestritten.

Der Handel ist es denn auch, welcher auf afrikanischem Gebiet, zumal in Bezug auf die schwarze Rasse, weitaus von größter Wichtigkeit ist, so weit abendländische Bestrebungen in Betracht kommen. Der Handel mit den fraglichen Stämmen war bislang ein Tauschhandel und wird als solcher wohl noch lange Zeitläufe hindurch die Form aller kaufmännischen Operationen bleiben. Das Unvermögen, den wilden und halbwilden Völkerschaften die Bedeutung und den Wert des gemünzten Geldes als Tauschmittel begreiflich zu machen, hat Einrichtungen gefördert, die so primitiver Natur sind, daß es Wunder nehmen muß, die Handelsbeziehungen dennoch in reger Entwicklung begriffen zu sehen. Die wenigsten schwarzen Völker Afrikas kennen Geld und Geldeswert im allgemeinen internationalen Sinne. Der Tauschhandel macht Bargeld allerdings entbehrlich; kaufmännische Operationen bedürfen aber gleichwohl einer Wertbasis, die den Geldwert ersetzt. Auf diese Weise sind die verschiedenen sogenannten »Tauscheinheiten« entstanden, als welche die mannigfachsten Dinge und Producte figuriren. Hier tauscht man europäische Artikel für Vieh, dort für Metalle, andernorts wieder für Gegenstände ein, welche nur einen theoretischen Wert haben (Kaurimuscheln, Perlen, Kolanüsse u. s. w.). Handelt es sich um afrikanische Exportartikel, so figuriren wieder gewisse europäische Artikel als Tauscheinheit, wie: Zeugstreifen, Tücher, Glasperlen, Schellen, Messingdraht, Pulver, Spirituosen u. s. w.

Alle diese Werte sind geregelt und besitzen als solche eine gewisse Stabilität, welche für die kaufmännischen Operationen unerläßlich ist. Den besten Beweis hiefür liefert der Umstand, daß beinahe an der ganzen Küste Westafrikas, wo Zeugstreifen (baumwollene Gewebe) die Tauscheinheit bilden, selbe ungeachtet ihrer Qualität, ihrer reellen Länge, ihrer Nutzbarkeit, immer den gleichen Wert repräsentiren, so daß beispielsweise dermalen solche Zeugstreifen gegenüber den früheren nicht mehr gleichwertig sind, gleichwohl aber als gleichwertig gelten. Die Handelsusancen selbst weichen aber wesentlich von jenen ab, welche in andern uncivilisirten Ländern eingeführt sind. In ganz Afrika, wo die schwarze Rasse siedelt, besteht mit wenigen Ausnahmen das sogenannte »Trust-System«, das in der Vermittelung kaufmännischer Operationen durch eingeborene

Zwischenhändler besteht. Die Fälle, wo der europäische Kaufmann direct mit dem eingeborenen Händler operirt, sind nämlich äußerst selten. Noch seltener entsendet man Agenten zu den Stämmen, um Großkäufe zu besorgen. Die Regel ist, daß sich Personen den Kaufleuten zur Verfügung stellen, Credite beanspruchen und dann — ohne Controle und Sicherstellung — die Aufkäufe besorgen.

Dieses System hat selbstverständlich mannigfache Uebelstände und wurde auch von berufener Seite angefochten. Indeß bleibt es noch immer das einzig praktische, und A. Wörmann, dem man in solchen Dingen wohl große Erfahrungen zumuthen darf, vertheidigt es als das relativ beste Auskunftsmittel, um den Handel überhaupt rege zu erhalten. Er schreibt: »Das Creditgeben ist gewiß sehr häufig eine lässige Zugabe beim Handel; aber uncivilisirten Menschen gegenüber sind regelrechte Bankerottgesetze ganz gewiß kein Vortheil, denn die schlauen Eingeborenen benützen die Gelegenheit, sich vom Gericht bankerott erklären zu lassen, sehr häufig, um den Gläubigern nichts zu zahlen. Bei dem Trust-System im uncivilisirten Afrika kommt es im Gegentheil dem europäischen Kaufmanne zu gute, daß er seine Waren dem Neger nicht eigentlich verkauft, sondern dem Zwischenhändler dieselben nur anvertraut (trusted), damit dieser als bezahlter Angestellter für die immer das Eigenthum des Europäers bleibenden Waren Producte eintauscht. . . . Im Uebrigen bedingt die große Entfernung des Productionsgebietes von der Küste das Trust-System. Der Europäer kann nicht selbst in den Urwald gehen, um Producte zu kaufen; er muß Zwischenhändler haben, welche ihm diese an die Küste bringen. Wollte der Europäer selber den Producten nachgehen, so würde er nie mit den Negern in Bezug auf Transportkosten concurriren können; ja, es ist immer noch billiger für ihn, gelegentlich an Trust zu verlieren, als selber weiter ins Innere vorzubringen. Von den Kosten, die der Transport europäischer Waren ins Innere, und afrikanischer Producte aus dem Innern an die Küste verursacht, können eben nur diejenigen sich einen Begriff machen, welche selber darin Erfahrungen gesammelt haben. Es ist immer nur eine Sache der kaufmännischen Erfahrung und Berechnung, ob der höhere Preis für Waren, oder niedrige Einstandspreis für Producte oder sonstige Vortheile das Risico eines gelegentlichen Verlustes ausgleichen können. Unkaufmännisch ist das Trust-System in Westafrika sicherlich nicht.« Dagegen macht Hübbe-Schleiden geltend, daß das vermehrte Capital, welches für das Trust-

System für den Handel erfordert wird, um den gleichen Gewinn zu erzielen, mindestens das Dreifache sei. Auch der Umsatz dauere mindestens dreimal so lange. Man würde also selbst dann, wenn man durch das fragliche System Producte ebenso billig erhielte, wie ohne dasselbe, den einfachen Gewinn auf das dreifache Capital zu vertheilen haben, d. h. für dieses nur den dritten Theil des Gewinnes erzielen, den man ohne das Trust-System von dem Capital genießen könnte.

Das mag seine Richtigkeit haben; es frägt sich aber, ob ohne das Trust-System in vielen Gegenden Afrikas eine Handelsthätigkeit überhaupt möglich wäre. Eine Ausnahme von dieser Gepflogenheit machen die einheimischen Händler von der Gold- und Sclavenküste. Sie sind nicht nur Zwischenhändler, sondern auch Grossisten, die ihre Waren direct aus Europa beziehen und die Producte ihrer Heimat direct hinsenden. Mit Recht weist Fr. Robert darauf hin, daß wir hier nicht, wie anderwärts, einen Erfolg zu verzeichnen haben, der eigentlich dem Verdienste der Europäer zu verdanken ist; im Gegentheile, die Entwickelung dieser einheimischen Zwischenhändler ist gegen den Willen der Fremden geschehen und ganz dem seltenen und auffallenden Unternehmungsgeiste der Eingeborenen entsprungen. . . .

Inhalt.

III. Die Länder des Sudan.

IV. Nordost-Afrika.

V. Das Saharagebiet.

IV. Nord-Afrika.

VII. Die afrikanischen Inseln.

VIII. Die Naturreiche Afrikas.

Verzeichniß der Illustrationen und Karten.

Illustrationen:

Karten:

Zusammen 50 Karten.

Statistische Notizen.

Flächeninhalt des Continents: 29,197.311 □Klm.
» der Inseln: 625.942 »
29,823.253 □Klm.

a) Südafrika.

Flächeninhalt: 7,575.728 □Klm.
Bewohnerzahl: 28,973.360 Seelen.

1. Areal der britischen Colonie Südafrikas: 677.208 □Klm.
   Bewohnerzahl der britischen Colonie Südafrikas: 1,728.492 Seelen.
   » von Capstadt: 50.000 Seelen.
2. Oranje-Freistaat, Areal: 107.439 □Klm.
   Bewohnerzahl: 133.518 Seelen.
   Hauptstadt: Bloemfontein mit 2000 Seelen.
3. Transvaal, Areal: 296.238 □Klm.
   Bewohnerzahl: 810.158 Seelen.
   Haupstadt: Pretoria 1340 Seelen.

b) Ostafrika.

1. Das portugiesische Ostafrika, Areal: 990.000 □Klm.
   Bewohnerzahl: 300.000 Seelen.
   Hauptstadt Mosambique mit 15.000 Seelen.
2. Sultanat Zanzibar, Areal (ohne Festland): 1591 □Klm.
   Bewohnerzahl: 180.000 Seelen.
   Hauptstadt: Zanzibar mit 80.000 Seelen.
3. Kaiserreich Uganda, Areal: circa 123.000 □Klm.
   Bewohnerzahl: circa 5 Millionen Seelen.

c) Central-Afrika und Niederguinea.

1. Der freie Congostaat, Areal: circa 2,560.000 □Klm..
   Bewohnerzahl: circa 35 Millionen Seelen.
2. Französischer Besitz im Kuilu- und Ogowebecken, Areal: circa 600.000 □Klm.
   Bewohnerzahl: circa 9 Millionen Seelen.
3. Niederguinea, portugiesischer Besitz, Areal: circa 1,200.000 □Klm.
   Bewohnerzahl: circa 12 Millionen Seelen.
   Hauptstadt: S. Paolo di Loanda mit 16.000 Seelen.

d) Oberguinea.

1. Britische Besitzungen: Colonie Gambia, Areal: 179 □Klm.
   Bewohnerzahl: 14.190 Seelen.
   Colonie Sierra Leone, Areal: 2600 □Klm.
   Bewohnerzahl: 38.936 Seelen.
   Hauptort: Freetown mit 33.200 Seelen.
   Colonie an der Gold- und Sclavenküste, Areal: 39.039 □Klm.
   Bewohnerzahl: 468.291 Seelen.

2. Französische Besitzungen: Senegambien, Areal: ? □Klm.
Bewohnerzahl: 212.700 Seelen.
Hauptstadt: St. Louis mit 14.320 Seelen.
3. Portugiesische Colonie in Senegambien, Areal: 69 □Klm.
Bewohnerzahl: 6500 Seelen.
4. Deutsche Besitzungen im Kamerungebiete, Areal: circa 3000 □Klm.
Bewohnerzahl: circa 40.000 Seelen.

e) Sudan-Staaten.

1. Wadaï,	Areal:	445.000	□Klm.,	Bewohnerzahl:	2,600.000	Seelen.
2. Baghirmi,	»	183.404	»	»	1,500.000	»
3. Bornu,	»	148.406	»	»	8,000.000	»
4. Kanem,	»	56.660	»	»	100.000	»
5. Sokoto,	»	324.111	»	»	12,570.000	»
6. Adamaua,	»	137.365	»			
7. Musgu mit Tuburi,	»	12.668	»	»	500.000	»
8. Gando	»	203.309	»	»	5,500.000	»
9. Massina,	»	166.879	»	»	6,500.000	»

Städte: Kuka 60.000 E.; Massenja 10.000 E.; Segu Sikoro 30.000 E.; Sokoto 25.000 E.; Kano 50.000 E.; Yola (Adamaua) 20.000 E.; Abeschr 20.000 E.; Benin 15.000 E.; Abo 8000 E.

f) Sahara.

Areal: 6,180.426 □Klm., Bewohnerzahl: ca. $2._5$ Millionen Seelen.
1. Oasengruppe von Tuat, Areal: 48.000 □Klm.
Bewohnerzahl: ? Seelen.
2. Oasengruppe von Tafilet, Areal: 36.000 □Klm.
Bewohnerzahl: 100.000 Seelen.
3. Tibesti, Areal: ? □Klm., Bewohnerzahl: ? Seelen.

g) Nordafrika.

1. Tripolitanien, Areal: 1,033.349 □Klm.
Bewohnerzahl: circa 1 Million Seelen.
Hauptstadt: Tripoli mit 20.000 Seelen.
Städte: Rhat 4000 E.; Rhadames 12.000 E. — Oase von Audschilah 4000 E.; Dschalo 6000 E.; Leschkereh 500 E. — Kufrah 700 E. (17.818 □Klm.); Murzuk 5000 E. — Oase Fessan 43.000 E.
2. Tunisien, Areal: 116.348 □Klm.
Bewohnerzahl: circa $2._1$ Millionen Seelen.
Hauptstadt: Tunis mit 125.000 Seelen.
Städte: Goletta 2700 E.; Ghar-el-Malah 4200 E.; Biserta 5000 E.; Hammamet 3800 E.; Susa 12.000 E.; Monastir 12.000 E.; Sfax 8000 E.; Gabes 15.000 E.; Keruan 10.000. E.
3. Algerien, Areal: 663.000 □Klm.
Bewohnerzahl: 2,928.148 Seelen.
Hauptstadt: Algier mit 65.227 Seelen.

Städte: Oran 53.000 E.; Bougie 5086 E.; Philippeville 13.394 E.; Bona 19.687 E.; Constantine 30.450 E.; Blida 8993 E.; Medea 3887 E.; Maskara 5422 E.; Tlemsen 17.123 E.; Tuggurt 2000 E.; Biskra 7000 E.

4. Marokko, Areal, 812.332 □Klm.
Bewohnerzahl: 6,140.000 Seelen.
Städte: Fas 100.000 E.; Miknäs 30.000 E.; Marokko 50.000 E.; Alkazar el Kibir 8000 E.; Tanger 18.000 E.; El Araisch 6000 E.; Salè 5000 E.; Rabbat 10.000 E.: Mogador 15.000 E.; Tarudant (Provinz Sus) 10.000 E.

h) Nordost-Afrika.

1. Abessinien, Areal; 410.000 □Klm.
Bewohnerzahl 3 Millionen Seelen.
Hauptstadt: Gondar mit 7000 Seelen.
Städte: Adua 3000 E.; Aksum 1000 E.; Ankober 2000 E.; Angolola 400 E.

2. Aegypten (einschließlich des Sudans): 2,986.600 Klm.
Bewohnerzahl: 17,614.426 Seelen.
Eigentliches Aegypten: 1,021.354 □Klm.
Bewohnerzahl: 6,798.200 Seelen.
Hauptstadt: Kairo mit 368.108 Seelen.
Städte: Alexandria 208.775 E.; Tanta 33.725 E.; Damiette 34.046 E.; Rosette 16.671 E.; Mansurah 26.784 E.; Mehalet el Kebir 8000 E.; Monfalut 5000 E.; Siut 27.500 E.; Kene 2000 E.; Assuan 3000 E.; Edfu 1000 E.; Esne 2000 E.; Suez 10.000 E.; Port Said 16.000 E.
Oase El Fayum 10.0000 E. — Libysche Oasen: Chargeh 6400 E.; Dachel 6000 E.; Farafrah ? E.: Siuah ? E.
Gebiete von Dongola 250.000 E.; Berber 250.000 E.; Chartum 750.000 E.; Faschoda 280.000 E.; Sennaar 500.000 E.; Fazogl 500.000 E.; Kordofan 280.000 E.; Taka 1 Million E.; Berberah 800.000 E.; Dar Fur 4 Millionen E.; Schegga 400.000 E.; Land der Bertat 120.000 E.; Aequatorial-Provinz 150.000 E.; Harar 1,900.000 E.
Städte: Chartum 40.000 E.; El Obeïd 30.000 E.; Suakim 2000 E.; Massauah 4000 E.; Kassala 10.000 E.; Harar 30.000 E.

i) Inseln.

1. Madagascar, Areal: 591.964 □Klm.
Bewohnerzahl: 3.5 Millionen Seelen { 1,700.000 Howas, 500.000 Sakalaven, 300.000 Besen.
Hauptstadt des Howareiches: Atananarivo mit 80.000 Seelen.
Städte: Tamatave 3000 E.; Majunga 4000 E.; Analakely 2500 E.

2. Madeira,	Areal:	815	□Klm.,	Bewohnerzahl:	130.584	Seelen,
3. Canarien,	»	7624	»	»	280.388	»
4. Capverden,	»	3851	»	»	99.317	»
5. Inseln des Guineagolfes,	»	3183	»	»	55.931	»
6. St. Helena,	»	123	»	»	6.241	»

7. Ascension,	Areal:	88	□Klm.,	Bewohnerzahl:	27	Seelen,
8. Amiranten,	»	83	»	»	97	»
9. Seychellen,	»	264	»	»	11.082	»
10. Comoren,	»	1972	»	»	66 000	»
11. Maskarenen,	»	3893	»	»	533.967	»

k) Bodencultur in Aegypten.

	Bebaute Flächen in Feddahn (à 4200 Qu.-Meter)	Ertrag in Centnern	Wert in Livres ägypt. (à 20·8 Mk.)
Baumwolle	871.847	2,877.095	12,267.487
		Ardeb (1 Ard. = 180 Liter)	
Weizen	—	6,662.632	7,995.158
Mais und Durrah	1,884.414	10,502.715	8,427.952
Bohnen	1,220.073	4,575.273	4,575.273
Hafer	520.617	3,103.085	2,394.000
Reis	—	98.521	738.908
Linsen	89.180	312.119	374.543
Kichererbsen	27.561	110.245	133.121
Klee	—	—	3,043.465
		Centner	
Zuckerrohr	74.855	1,020.218	1,659.023
		Ardeb	
Flachs	23.467	82.075	350.265
		Quintal (à 51.4 Kgr.)	
Tabak	—	31.511	157.855
		Ardeb	
Sesam	—	22.683	56.706
		Quintal	
Hennah (Farbstoff)	—	28.473	56.946
Indigo	—	4.425	6.637
Gemüse und Gartenproducte			1,000.000
Datteln			1,583.000
		Totalerträgniß	45,370.474 L.
			= 984,717.314 Rm.

l) Aegyptens Handel.

	Wert der Einfuhr:	Wert der Ausfuhr:
Großbritannien	34,874.900 fl.	90,749.400 fl.
Frankreich	11,298.300 »	11.141.000 »
Oesterreich-Ungarn	8,989.500 »	3,563.600 »
Italien	2,674.800 »	5,484.400 »
Türkei	1,316.400 »	7,374.000 »
Rußland	882.100 »	7,226.600 »
Andere Länder	5,463.300 »	4,292.900 »
Zusammen	65,499.300 fl.	129,832.000 fl.

Namen-Register.

A.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.